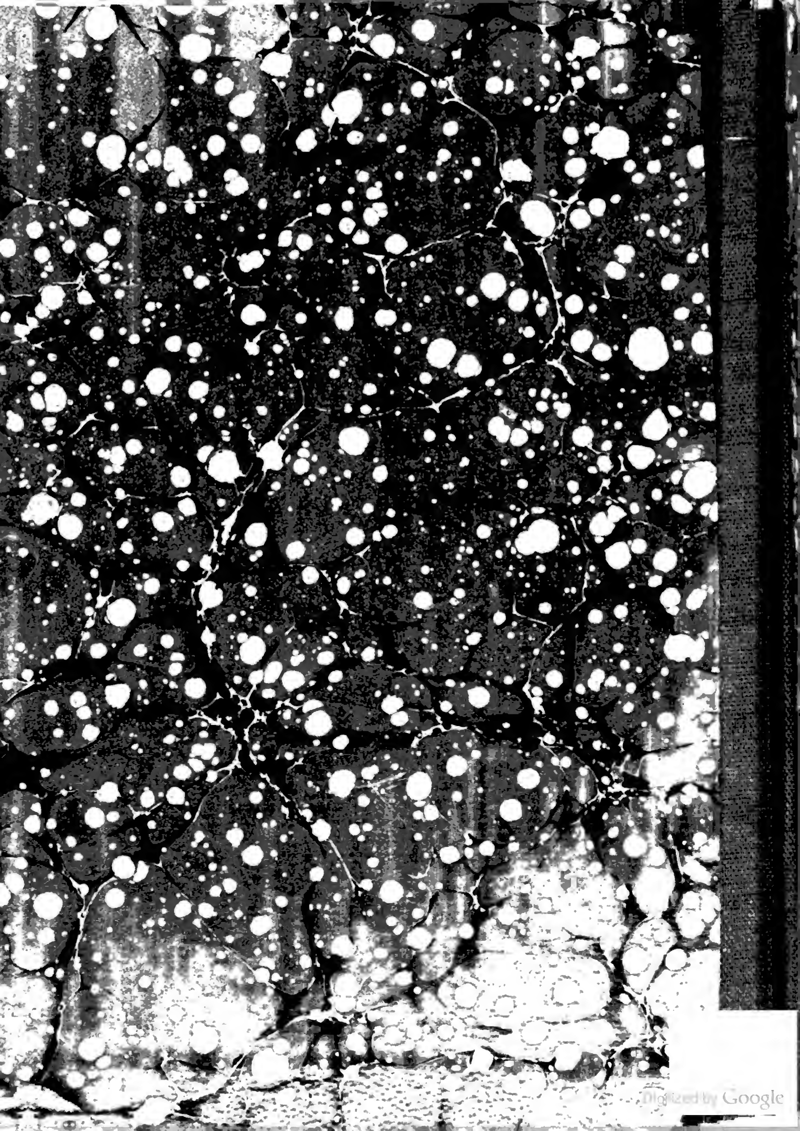
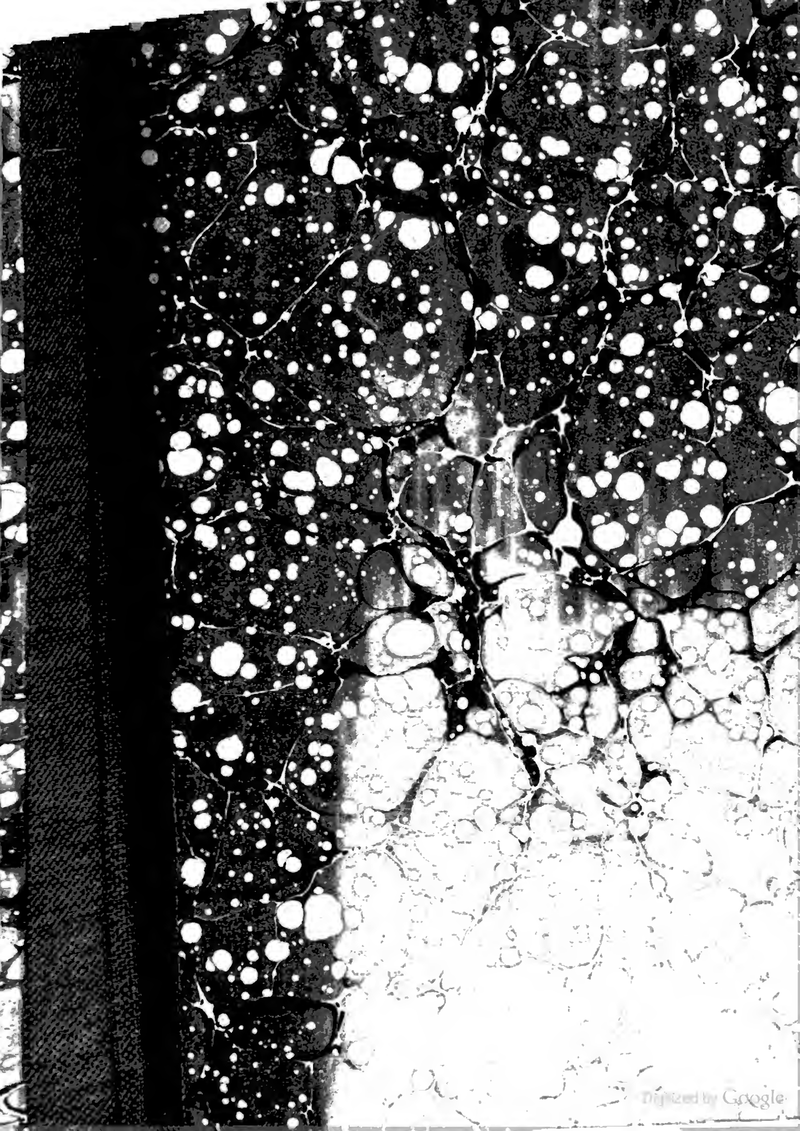




Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

Begründet von Julius Lohmeyer

Herausgegeben von Professor Dr. Otto Hötzsch.

Sechster Jahrgang

April 1907 — Heft 7

Helene March: Der Bismarck in Hamburg. Gedicht 1
Ida Boy-Ed: Brosamen. Novelle 2
Geheimer Justizrat Univ.-Prof. Dr. Heinrich Brunner in Berlin: Das rechtliche Fortleben des Toten bei den Germanen . 18
Börries Freiherr von Münchhausen: Wie Bayards Stolz gebrochen werden sollte. Ballade 33
Privatdozent Dr. L. Riess in Berlin: Die Wirkung des russisch-japanischen Krieges auf die ostasiatischen Seeinteressen 36
E. v. Oertzen in Dorow: Säuglingspflege 55
Rittmeister v. Witzleben in Köln: Der Oberbefehl in Frankreich im Frieden und im Kriege, zu Lande wie zu Wasser 64
Oskar Wiener: Wandlung. Gedicht 78
George Cleinow in St. Petersburg: Die zweite Reichsduma 79
Privatdozent Lic. theol. Paul Glaue in Giessen: Der evangelische Kultus und die Künste 91
Paul Warncke, Menzels „Armeewerk" in neuer Ausgabe . . 107
Prof. Dr. Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik 109
Karl Ernst Knodt: Waldgeheimnis. Gedicht 118
Wilhelm von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik 119
Herm. Anders Krüger: Literarische Monatsberichte I. (Max Eyth, Der Schneider von Ulm. — Wilhelm Jensen, Unter der Tarnkappe, Vom Morgen zum Abend. — Ernst Zahn, Firnwind. — Traugott Tamm, Im Lande der Jugend, Im Lande der Leidenschaft. — Franz Adam Beyerlein, Ein Winterlager. — Karl Bleibtreu, Geist) 126
F. v. Pritzbuer: Weltwirtschaftliche Umschau 133

Deutsche Monatsschrift

für das

gesamte Leben der Gegenwart

Begründet von

JULIUS LOHMEYER

Herausgegeben von Otto Hötzsch

Band XII

April 1907 bis September 1907



BERLIN
Verlag von Alexander Duncker
1907

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen und Novellen.

Seite

Ida Boy-Ed, Brosamen. Novelle 2, 145, 289
Gustav Falke, Lütt Anna. Novelle 433, 577
Timm Kröger, Das Wunderbare. Eine Novelle 721
L. Awilow, Der Mann der Ordnung. Erzählung. Aus dem Russischen übersetzt. 786

Dichtungen.

Helene March, Der Bismarck in Hamburg 1
Börries Freiherr von Münchhausen, Wie Bayards Stolz gebrochen werden sollte. Ballade 33
Oskar Wiener, Wandlung 78
Karl Ernst Knodt, Waldgeheimnis 118
E. Müller-Kämpfe, Die Mondensee 162
Adolf Graef, Das Dessert auf Boplitz 245
E. Schwachenberg, Juni 378
Börries Freiherr von Münchhausen, Königsglaube 479
Ernst Oldwig, Des Knaben Lied 498
Giosue Carducci, An Satanas. — In Santa Croce. — Funere mersit acerbo. — Klassizismus und Romantizismus. — Schneefall. — Mittag in den Alpen. — Bei einer Kartause 507
W. Hoffmann, Waldeinsamkeit 662
Gustav Falke, Die Brüder 751
Gertrud Freiin le Fort, Das Lied von der weißen Rose 771
A. K. T. Tielo, Rolf Schwanhelm. Ballade 772

Litteratur.

Herm. Anders Krüger, Literarische Monatsberichte 126, 266, 411, 710
Victor Blüthgen, Für die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 247
Paul Warncke, Ein alter Bekannter in neuer Gestalt 249
Arthur Sewett, Literaturgeschichtlicher Bericht 430
Paul Friedrich, Theodor Körner. Eine literarische Revision 541
Beda Prilipp, Zur Wiederbelebung der gälischen Sprache und Literatur . . 650
W. Dibelius, Charlotte Broicher, John Ruskin und sein Werk 753
Alfred Biese, Psychologie der Volksdichtung 829

Biographisches.

Seite
Hans Benzmann, Johann Anton Leisewitz 217
Rudolf Krauß, Friedrich Vischer als Dichter 366
Otto Haendler, Giosue Carducci 499
Justus Hashagen, Mevissen und der rheinische Liberalismus 613
Thomas Achelis, Eduard von Hartmann 639

Musik und Kunst.

Paul Glaue, Der evangelische Kultus und die Künste 92
Paul Warncke, Menzels Armeewerk in neuer Ausgabe 107
Paul Schubring, Kunstgeschichtliches 855

Staats- und Völkerleben.

Heinrich Brunner, Das rechtliche Fortleben des Toten bei den Germanen . 18
George Cleinow, Die zweite Reichsduma 79
Theodor Schiemann, Monatsschau über auswärtige Politik . . 109, 251, 397, 546, 686, 830
Wilhelm von Massow, Monatsschau über innere deutsche Politik 119, 258, 404, 553, 694, 837
Alexander Faure, Deutsches Bauernleben im Zarenreich 318, 527
Otto Hötzsch, Amerikanische Eindrücke 460, 593
Friedrich Swart, Die bevorstehende Wendung in der preußischen Ostmarkenpolitik 513
Arthur Bonus, Um die altersschwache Ecke von Europa 663
George Cleinow, Journale und Journalisten in Rußland 677
Franz Wugk, Was die Franzosen in Deutschland sehn 737
H. F. Lebegand, Bilder aus Cuba. Aus einem Tagebuch 762
Fritz Graef, Deutsche und Dänen in der Nordmark 809
Hans Plehn, Die Unruhen in Indien 821

Religion, Ethik und Erziehung.

August Messer, Ethische Probleme 184, 351
H. Hermann v. Blomberg, Stunden der Stille. Aphorismen 201, 525
Georg Biedenkapp, Die Erziehung zu Vätern oder die Kenntnis der nächstliegenden Dinge 224
Julius Ziehen, Pädagogische Umschau 284
Wilhelm Münch, Vom Reisen in der Gegenwart 307
Albert Werminghoff, Die Kirche Deutschlands im früheren Mittelalter und ihre Beziehungen zur allgemeinen Kirche 339
Carl Friesland, Jugendfürsorge und Wehrkraft 379
Karl König, Der Monismus 385, 480
Otto Siebert, Neue philosophische Literatur 567
A. Brausewetter (Arthur Sewett), Goethes Stellung zur christlichen Weltanschauung 777

Deutschtum im Auslande.

Wilhelm Rohmeder, Der Tiroler Volksbund 233
Johannes Zemmrich, Das Deutschtum im Auslande 419, 844
Carl Peters, Entnationalisierungssucht bei Deutschen 451

Koloniales.

Seite
E. v. Liebert, Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke 276, 702

Heer und Flotte.

Ludwig Rieß, Die Wirkung des russisch-japanischen Krieges auf die ostasiatischen Seeinteressen 36, 171
v. Witzleben, Der Oberbefehl in Frankreich im Frieden und im Kriege, zu Lande wie zu Wasser 64
v. Pelet-Narbonne, Die Entwicklung der Kampfesweise unserer Infanterie seit 100 Jahren und das Exerzier-Reglement vom 29. Mai 1906 . 163
Rogalla v. Bieberstein, Der heutige Stand der Militär-Luftschiffahrt . . . 203
H. Frobenius, Der Wandel in der Bewertung der Festung 328
Otfried Layriz, Automobile Geschosse 627

Volkswirtschaft und Sozialreform.

E. v. Oertzen, Säuglingspflege 55
Fr. von Pritzbuer, Weltwirtschaftliche Umschau 138, 559
Hermann von Frankenberg, Sondergerichte 193



Literarische Rundschau.

Seite

Amrhein, Hans, Die deutsche Schule im Auslande (J. Ziehen) . . . 286
Bartels, Adolf, Gerhart Hauptmann (A. Sewett) 431
—, —, Heine-Genossen (A. Sewett) 431
—, —, Fritz Stavenhagen (A. Sewett) 431
Bertels, K., Klassische Illustratoren 1. Bd.: Francisco Goya. Von K. Bertels. 2. Bd.: Hogarth. Von J. Meier-Gräfe. (P. Schubring) 861
Beyerlein, Franz Adam, Ein Winterlager (H. A. Krüger) . . . 134
Bleibtreu, Karl, Geist (H. A. Krüger) . . . 135
Bode, Wilhelm, u. Valentiner, Rembrandtwerk (P. Schubring) . . . 855
Böckel, Fritz, Psychologie der Volksdichtung (Alfred Biese) . . . 629
Bohnstedt, Hanno, Zur Strategie und Taktik der Schulaufsicht (J. Ziehen) . . . 286
Bonus, Arthur, Rätselsammlung (H. A. Krüger) 271
Broicher, Charlotte, John Ruskin und sein Werk (W. Dibelius) . . . 753
Brunner, Paul, Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik (A. Sewett) 430
Calé, Walter, Nachgelassene Schriften (H. A. Krüger) . . . 271
Dannemann, F., Quellenbuch zur Geschichte der Naturwissenschaften (J. Ziehen) . . . 288
Dehmel, Richard, Gesammelte Werke. 2. Bd. (H. A. Krüger) . . . 416
Dill, Liesbet, Die kleine Stadt (H. A. Krüger) 714
Dohse, Richard, Meerumschlungen. Heimatbuch für Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck (H. A. Krüger) . . . 710
Ebner, Theodor, Max Eyth (H. A. Krüger) . 127
England in deutscher Beleuchtung. Einzelabhandlungen, herausg. v. Th. Lenschau (O. H.) 864
Erdmann, Gustav Adolf, Wilhelm Jensen. Sein Leben und Dichten (H. A. Krüger) . . 130
Ernst, Otto, Appelschnut. Neues und Altes von ihren Taten, Abenteuern und Meinungen (H. A. Krüger) . . . 270
Eucken, Rudolf, Grundlinien einer neuen Lebensanschauung (O. Siebert) . . . 568
—, —, Hauptprobleme der Religionsphilosophie (O. Siebert) . . . 568
—, —, Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt (O. Siebert) . . . 569
Eyth, Max, Der Schneider von Ulm (H. A. Krüger) 127
Falke, Gustav, Potts (H. A. Krüger). . . . 718
Fischer, E. L., Überphilosophie (O. Siebert) . . 578
Fischer, Kuno, Kants Leben und die Grundlagen seiner Lehre (O. Siebert) . . . 575
Fischer, Kuno, Das Verhältnis zwischen Willen und Verstand im Menschen (O. Siebert) . . 576
Funke, Alfred, Afrikanischer Lorbeer (H. A. Krüger) . . . 415
Gibson, W. R. Boyce, Rud. Euckens Philosophy of life (O. Siebert). . . . 569
Graevenitz, G. von, Gattamelata und Colleonie (P. Schubring) . . . 859
Greve, Felix Paul, Erzählungen aus den 1001 Nächten (H. A. Krüger) . . . 720
Groot, Hoofstede de, Die Urkunden über Rembrandt (P. Schubring) . . . 856
Haarhaus, Julius R., Unter dem Krummstab (H. A. Krüger) . . . 413
Hansen, A., Haeckels Welträtsel und Herders Weltanschauung (O. Siebert) . . . 576
Hansen, Joseph, Gustav Mevissen (Justus Hashagen) . . . 618
Hebbel, Friedrich, Durch Irren zum Glück (H. A. Krüger) . . . 418
Hemprich, K., Winke zur Gründung und Leitung von Jugendvereinigungen (J. Ziehen) . . . 285
Hermann, Georg, Jettchen Gebert (H. A. Krüger) . . . 716
Hesse, Hermann, Diesseits (H. A. Krüger). . 415
Hinneberg, Kultur der Gegenwart (J. Ziehen) 284
Hohrath, Clara, Dan und Lizzie (H. A. Krüger) . . . 416
Huch, Friedrich, Mao (H. A. Krüger) . . . 717
Hugin, F., Hahn Berta (H. A. Krüger) . . . 269
Jensen, Wilhelm, Unter der Tarnkappe (H. A. Krüger) . . . 129
—, —, Vom Morgen zum Abend (H. A. Krüger) . 129
Jerusalem, Wilhelm, Der kritische Idealismus (O. Siebert) . . . 575
—, —, Gedanken und Denker (O. Siebert) . . . 575
Kamerer, Philosophie und Naturwissenschaft (A. Sewett) . . . 432
Kästner, O., Sozialpädagogik und Neuidealismus (O. Siebert) . . . 570
Kerr, Alfred, Die Schauspielkunst (A. Sewett) 432
Kinkel, W., Geschichte der Philosophie. 1. Teil. (O. Siebert) . . . 576
Klassiker der Kunst: Corregio. Herausg. von G. Gronau. — Donatello. Herausg. v. Paul Schubring. (P. Schubring) . . . 858
Kluge, Friedrich, Unser Deutsch (A. Sewett) . 432
Knapp, Fritz, Perugino (P. Schubring) . . . 859
Köster, Albert, Gottfried Keller (A. Sewett) . 430
Kullberg, Emil Frithjof, Ludwig Bösenberg und Sohn (H. A. Krüger) . . . 713

Seite
Lehnert, G., Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes (P. Schubring) 860
Lettische Revolution, Die. Bd. II. (O. H.) . 864
Menzel, Ad., Die Armee Friedrichs des Großen in ihrer Uniformierung (Paul Warncke) . . 107
Meyers Großes Konversations-Lexikon (O. H.) . 760
Meyers Kleines Konversations-Lexikon (Paul Warncke) 249
Muff, Chr., Idealismus (O. Siebert) 570
Müller-Waldenburg, Walter, Joseph Lauff (A. Sewett) 432
Münch, Wilhelm, Eltern, Lehrer und Schulen (J. Ziehen) 288
Muthesius, Hermann, Kunstgewerbe und Architektur (P. Schubring) 862
Norström, W., Das tausendjährige Reich (O. Siebert) 570
Oswald, Hans, Maxim Gorki (A. Sewett) . . 432
Plehn, Hans, Nach dem englisch-japanischen Bündnis (O. H.) 540
Rein, E., Grundriß der Ethik (O. Siebert) . . 574
Rost, G., Das Gewissen und das sittliche Grundgesetz (O. Siebert) 570
Scharrelmann, H., Der Geburtstag (H. A. Krüger) 720
Schiemann, Th., Deutschland und die große Politik anno 1906 (O. H.) 384
Schlaf, Johannes, Kritik der Taineschen Kunsttheorie (A. Sewett) 432
Schreiber, Adele, Das Kind (J. Ziehen) . . 284
Schubring, Paul, Rembrandt (P. Schubring) 856
Schultze-Naumburg, Paul, Kulturarbeiten, 4. Band: Städtebau (P. Schubring) . . . 861
Schulze, Friedrich, Briefe eines alten Schulmanns (J. Ziehen) 287
Schumacher, Fritz, Streifzüge eines Architekten (P. Schubring) 863
Sewett, Arthur, Die Eisrose (H. A. Krüger) . 718
Siebeck, Hermann, Zur Religionsphilosophie (O. Siebert) 570
Siebert, Otto, Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel (O. Siebert) 569
—, —, Die Religionsphilosophie in Deutschland in ihren gegenwärtigen Hauptvertretern (O. Siebert) 569
—, —, Arthur Schopenhauer, sein philosophisches System nach dem Hauptwerk vorgeführt (O. Siebert) 570
Speck, Wilhelm, Menschen, die den Weg verloren haben (H. A. Krüger) 414
Stern, Adolf, Ausgewählte Werke. — Ausgewählte Novellen (H. A. Krüger) 411
Stifter, Adalbert, Aus seinen Briefen. Herausgegeben von K. Dieterich (A. Sewett). . . . 430
Strzygowsky, Die bildende Kunst der Gegenwart (P. Schubring) 862
Stüber-Gunther, Fritz, C. i. (H. A. Krüger) 268
Tamm, Traugott, Im Lande der Jugend. — Im Lande der Leidenschaft (H. A. Krüger) . . . 182
Treu, Max, Bis in das Elend (H. A. Krüger) . 266
Viebig, Clara, Absolvo te (H. A. Krüger) . . 416
Vögtlin, Adolf, Jugendliebe (H. A. Krüger) . 270
Voigt, Paul, Mein Kind (J. Ziehen) 286
Wernthal, Fritz, Stille Wege (H. A. Krüger) . 269
Westermarck, Ed., Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe Bd. 1. Aus dem Englischen übersetzt von L. Katscher (O. Siebert) . . . 573
Wölfflin, H., Renaissance und Barock (P. Schubring) 857
Wulffen, E., Schillers „Räuber“ (A. Sewett) . 432
—, —, Ibsens „Nora“ (A. Sewett) 432
Wustmann, Rudolf, Musikalische Bilder (P. Schubring) 860
Zahn, Ernst, Firnwind (H. A. Krüger) . . . 131
Ziehen und Weißenfels, Handbuch für Lehrer höherer Schulen (J. Ziehen) 286

⋙⊠⋘

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

zwölften Bande

der

Deutschen Monatsschrift.

Seite

Achelis, Thomas, in Bremen 639
Awilow, L. 786
Benzmann, Hans, in Wilmersdorf 217
Bieberstein, Rogalla von, in Breslau . . 203
Biedenkapp, Georg, in Steglitz 234
Biese, Alfred, in Neuwied 829
Blomberg, H. Hermann v., in Weimar 201, 525
Blüthgen, Victor, in Berlin 247
Bonus, Arthur, in Dresden 663
Boy-Ed, Ida, in Lübeck 2, 145, 289
Brausewetter, A., in Danzig 430, 777
Brunner, Heinrich, in Berlin 18
Carducci, Giosue† 507
Cleinow, George, in Schuwalowo b. St. Petersburg 79, 677
Dibelius, W., in Posen 753
Falke, Gustav, in Hamburg-Großborstel 433, 577, 751
Faure, Alexander, in Witzenhausen . 318, 527
Fort, Gertrud Freiin le, in Ludwigslust . 771
Frankenberg, Hermann v., in Braunschweig 193
Friedrich, Paul, in Berlin 541
Friesland, Carl, in Hannover 379
Frobenius, H., in Charlottenburg 328
Glaue, Paul, in Gießen 92
Graef, Adolf, in Fürstenau 245
Graef, Fritz, in Flensburg 809
Haendler, Otto, in Koblenz 499
Hashagen, Justus, in Bonn 613
Hoffmann, W., in Oldenburg i. Gr. 662
Hötzsch, Otto, in Posen . 384, 460, 540, 593, 750, 864
Knodt, Karl Ernst, in Bensheim 118
König, Karl, in Bremen 385, 490
Krauß, Rudolf, in Stuttgart 366
Kröger, Timm, in Kiel 721
Krüger, Herm. Anders, in Herrenhausen b. Hannover 126, 266, 411, 710
Layriz, Otfried, in München 627

Seite

Ledegauck, H. F., in Berlin 762
Liebert, E. v., in Berlin 275, 702
March, Helene, in Charlottenburg 1
Massow, Wilhelm von, in Berlin . . 119, 258, 404, 553, 694 837
Messer, August, in Gießen 184, 351
Müller-Kämpfe, E. 162
Münch, Wilhelm, in Berlin 307
Münchhausen, Börries Freiherr von, in Sahlis b. Kohren 33, 479
Oldwig, Ernst 498
Oertzen, E. v., in Dorow 55
Pelet-Narbonne, v., in Charlottenburg . . 163
Peters, Carl, in Hannover 451
Plehn, Hans, in London 821
Prilipp, Beda, in Schöneberg 650
Pritzbuer, F. v., in Berlin 138, 559
R., M. 433
Rieß, Ludwig, in Berlin 36, 171
Rohmeder, Wilhelm, in München-Gern . . 233
Schiemann, Theodor, in Berlin 109, 251, 397, 546, 686, 830
Schubring, Paul, in Berlin 855
Schwachenberg, E. 378
Sergel, Albert, in Rostock 289
Sewett, Arthur (s. u. Brausewetter)
Siebert, Otto, in Fermersleben 567
Swart, Friedrich, in Steglitz 513
Tielo, A. K. T. 772
Warncke, Paul, in Charlottenburg . . 107, 249
Werminghoff, Albert, in Berlin 389
Wiener, Oskar, in Prag-Bubentsch 78
Witzleben, v., in Köln 64
Wugk, Franz, in Paris 737
Zemmrich, Johannes, in Plauen . . 410, 844
Ziehen, Julius, in Frankfurt a. M. 284



Zum 1. April.

Der Bismarck in Hamburg.

Strömt herbei ihr Völkerscharen
Zu dem elbumspülten Land,
Wollt ihr deutsches Sein erfahren,
Wallet hin zum nord'schen Strand.
Wallet hin, wo deutsches Fühlen,
Deutsche Kraft gewaltig sprach,
Wo die Seele uns'res Volkes
Neu beredt aus Steinen brach.

Götter gleich entwuchs der Erde
Hier ein Recke, trutzig stark,
Seine Haltung und Gebärde
Dringt gewaltig uns in's Mark.
Auf des Schwertes Knauf die Hände,
Mit der Rüstung angetan,
Schauet ernst, wie mit dir betend,
Dich, o Volk, dein Bismarck an.

Nun die Wolken leise ziehen
Um dich her, du Sagenheld,
Der du wieder uns erschienen
Mahnend ernst aus höh'rer Welt.
Wir empfinden deine Nähe,
Deines Geistes Zaubermacht
Zieht auf's neu durch uns're Seele,
Wie ein Strom, der Leben schafft.

Starke Kraft soll dir entströmen,
Urbild deutscher Sinnesart,
Mögen Spötter dich verhöhnen,
Die der Teufel angefacht,
Kampfbereit sollst du uns finden
In der Stunde der Gefahr,
Nimmer soll man uns entwinden,
Was dir hoch und heilig war.

Helene March.



Brosamen.

Novelle

von

Ida Boy-Ed.

Die Frau sah in die friedliche Morgenstimmung hinaus.

Zunächst vor ihrem Blick breitete sich ein ländlicher Garten. Hinter seiner niedrigen Hecke aus geschorenem und ineinander verstricktem Weißdorn lag zur Rechten ein breiter und langer gelber Teppich. Diesen begrenzte die Wand eines Buchenwaldes. Links in der Gartenhecke stand grell mit ihrem weißen blanken Ölanstrich eine Lattentür. Durch sie konnte man wohl unmittelbar in das Dorf gelangen. Warm und nah drängte es sich an den Garten. Strohdächer, von der Morgensonne zum mild glänzenden Metall des Tulasilbers umgewandelt, zeigten sich in wunderlichen Ausschnitten zwischen den sich auseinander sperrenden Zweigen alter Äpfelbäume. Das etwas plumpe Spitzdach eines Kirchturmes ragte auf; es war mit Schiefer gedeckt und ähnelte in seiner Form einem nicht zusammengerollten Regenschirm, den jemand aufrecht in der Hand trägt.

Obschon alle Farben des Dorfbildes von sanftem Graugrün waren, standen sie doch grobkörnig vor dem blassen Himmel, als habe ein allzu voller Pinsel sie dort hingesetzt.

Der Buchenwald, der gelbe Teppich und der Garten zogen sich in leiser Senkung hinab zu einem See. Das Wasser schuppte sich fröhlich, lebendig in einer sehr merkwürdigen Gleichmäßigkeit der Bewegungsform. Denn in dem kleinen Morgenwind war keine Unruhe, er spielte sanft durch die Luft hin.

Ein feiner, frischer Dunst von Feuchtigkeit lag noch über den Beeten des Gartens, hing in seinen Büschen und umwebte die Hecke bläulich. Aber drüben die Kronen der alten Obstbäume im Dorf wärmten sich schon trocken in der Sonne. Im angegrauten grünen Laub schimmerten die hellen und rötlichen Flecke der Äpfel. Auch rechts, der fernere Buchenwald ließ sich besonnen. Schwarz waren die Schatten in den gewaltigen Wipfeln und die belichteten Gruppen ihres Gezweigs zeigten ein dickes,

schweres Grün. So tief senkten sich die dichtbelaubten Äste der majestätischen, breit gerundeten Riesen herab, daß es schien, als streifte der unterste Blätterbehang den Saum des gelben Teppichs.

Auf ihm hatte gestern noch die herkömmliche Hochsommerstaffage gefällige, wechselnde lebende Bilder gestellt. Leiterwagen waren eilig mit rasselnden Ketten und bullerndem Hebebaum angefahren und mühsam schwer, hoch mit den dunkelgoldenen Weizengarben bepackt wieder davon geschwankt. Weiße Hemdärmeln und blaue Kleiderröcke hatten muntere Farbenpünktchen hergegeben, die sich vor der dunklen Waldwand bewegten, und ab und an kullerten die runden, glucksenden Schallwellen eines Pferdegewiehers durch die Luft.

Die schwarzgekleidete Frau am Verandageländer genoß die beruhigende Schönheit des Bürgerfriedens, den die wohlgeordnete Landschaft ausatmete, nur mit Wehmut. Mit jener Wehmut, die es sich immerfort gegenwärtig hält, daß der rechte, der beste Mitgenießer fehlt.

Ihre bräunlichen Augen glänzten auf, schimmernd von den Tränen, die sie füllten. Über ihre scharfen und gealterten Züge ging eine mühevolle Bewegung, wie sie entsteht, wenn gewaltsam ein leidenschaftlicher Ausbruch zurückgehalten werden soll.

Nun drehte sie sich um. Sie hörte ihren Mann durch die Wohnstube kommen. Es war die Stunde, wo man gemeinsam den Morgenkaffee auf der Veranda trinken mußte.

„Na“, fragte der Mann, „Ada ist noch nicht da?“

„Wird wohl gleich kommen. Ich denk' mir, sie ist nach'm Kirchhof. Ich sagte es gestern Abend, daß wir Aletta doch die Riecherbsen bringen wollten. Sie mochte sie so gern.“

Der Mann seufzte.

Er ging, ohne sich um die Morgenstimmung draußen zu kümmern, auf den Frühstückstisch zu. Der stand vor dem Korbsofa, hinter welchem sich die Glasscheibenwand erhob. Sie war von draußen dicht behangen mit dem grünen Pelz einer Gundelrebe.

Das Sofa krachte auf, so schwer ließ sich der Mann hineinfallen. Mit den Gebärden eines, der sich schon in mühseliger Ausdauer stundenlang fast erschöpft hat. Es war wohl noch Bettmüdigkeit, denn Konsul Behring hatte nichts mehr zu tun. Er legte den Kopf so weit hintenüber, daß seine grauroten Haare, die fast die Farbe fahlen Achats hatten, die Glasscheiben wischten.

In dieser Stellung, die Fäuste ein wenig von sich gestreckt auf das Sitzkissen des Sofas gestemmt, sah er wartend auf seine Frau.

Konsul Behring hielt den Mund immer ein wenig geöffnet. Der graurötliche Schnurrbart senkte sich scharf an den Mundwinkeln herab. Das gab, mit der etwas kurzen, fleischigen Nase und den runden Augen unter bedrohlich buschigen Brauen dem Manne ungefähr das Ansehen einer grotesken wasserspeienden Maske, deren Brunnenlauf eben versiegt schien.

„Na Alte?" fragte er mahnend.

„Ich sah nach Ada aus."

„Ach, die kommt ja gleich."

„Es ist nur, weil Mamsell sagte . . . . ."

Die Frau brach bedeutungsvoll und auffordernd ab; ihr Mann verstand auch, daß er fragen solle, was denn Mamsell gesagt habe.

„Ada hätte Trauer abgelegt."

Trauer abgelegt? Wie lange war es denn eigentlich her? Anderthalb Jahr. Richtig. Warum sollte da Ada nicht. . . Aber freilich, es schien noch so frisch . . . . . und die Stimmung der Eltern . . . . . man nimmt Rücksichten. Dies ging dem Mann durch den Kopf, ziemlich schnell. Aber es war ihm zu mühsam, das auseinander zu sondern und etwa die Tochter vor der Mutter zu verteidigen. Es hätte auch der Mutter wehgetan. Und man fühlte sich immer vor ihr beschämt, wenn sie einen so scharf und wartend ansah, als wolle sie feststellen, daß man den Kummer weniger tief empfinde als sie und nicht so schwer daran trage.

Konsul Behring begnügte sich deshalb mit einem Seufzer.

„Da kommt sie . . . ja . . . . wahrhaftig . . . ."

Die Frau wandte sich ab, als kränke und beize es ihr die Augen, die helle Mädchengestalt anzusehen, die eben durch die grell weiße Lattentür im grünen Zaun trat.

Sie ging an den Tisch, wo auf einem blanken Messingfeuerfaß die Bunzlauer Kaffeekanne stand, beschaulich und solide zwischen dem leichteren und feineren Kram des übrigen Frühstücksgeschirrs. Sie schenkte ihrem Mann ein.

„Sag' nur nichts", ermahnte sie den Mann, obgleich sie eigentlich hätte sicher sein können, daß der gewiß kein Wort über Adas blauen Gürtel verloren haben würde.

Und dann machte sie ihre allmorgendliche Bemerkung über die Kaffeekanne.

„Wenn ich denke, daß die je kaputt ginge! Weißt du noch, wie viel Mühe sich Aletta gab, solch altmodisches Feuerfaß und solche Kanne von anno dazumal aufzutreiben? Nachdem du gesagt hattest, daß man

nur in deinem Elternhaus verstanden habe, Kaffee zu trinken und daß dazu Feuerfaß und Bunzlauer Kanne gehöre?"

Konsul Behring seufzte.

„Ach ja . . . . sie hatte ein gutes Gemüt . . . ." schloß die Frau.

Es schien dem Mann, als werde das „sie" mit einem vergleichenden Nebenklang betont. Bis zum Tode der älteren Tochter war ja eigentlich Ada sein Liebling gewesen. Über diese Vorliebe aber wälzte sich das traurige Ereignis gleich einer Lawine hinweg und verschüttete viel. Aber dennoch murmelte der Mann aus einer Erinnerung an bequemere, glücklichere Seelenzustände heraus:

„Ada ist auch eine nette Deern — verlieren möchten wir sie doch nicht."

„Da sei Gott vor. Aber man bleibt doch objektiv auch als Mutter. Ich bin es immer gewesen. Und das mußt du zugeben: Aletta war begabter, schöner, tiefer als Ada."

Ihm war, als habe seine Frau früher mal schon bei irgend einer Debatte über ihre Töchter dasselbe gesagt und damals hatte er seinen Liebling Ada gegen ihren Liebling Aletta tapfer verteidigt. Aber damals lebte auch Aletta noch.

Gegen eine Tote konnte man ja nichts sagen.

Übrigens war Konsul Behring in dieser Beziehung seiner nicht mehr sicher. Wenn Ada einmal kurz oder mucksch war, kam es ihm schon vor, als habe Aletta sich dergleichen nie erlaubt.

Er seufzte. Er wußte aber nicht, daß er es zum vierten Male seit ein paar Minuten tat.

Nun kam die Tochter durchs Zimmer her auf die Veranda. Sie trug ein Paket Postsachen in der Hand.

Schlank war sie, mittelgroß, frisch und rasch in ihren Bewegungen. Ihr reiches Haar war früher sehr blond und kraus gewesen. Nun, nachgedunkelt und viel manierlicher geworden, zierte es sehr wohlgeordnet den hübschen Kopf mit den bräunlichen, lebhaften Augen. Sie konnte auf ihren guten Wuchs stolz sein und fühlte sich auch fröhlich und gesund im Ebenmaß ihrer Gestalt. Gürtel und Halskragen, hellblau zum weißen Kleid, standen ihr sehr vorteilhaft. Vor ihrem Spiegel heute früh war sie sich wegen dieser bescheidenen Farbenfreudigkeit schon förmlich festlich geputzt vorgekommen. Aber einmal mußte es sein. Man konnte nicht ewig um Aletta trauern. Ein und ein halbes Jahr für eine Schwester — das war äußerlich genug. Um die arme Mutter aber nicht aufzuregen, hatte Ada beschlossen, die bunten Bänder und Kleider wie in schweigender Selbstverständlichkeit wieder aus dem Schrank zu nehmen.

„Guten Morgen Mutter — Tag Vater . . . .“ sie küßte beide auf die Wangen.

Es sah mehr aus, als ob eine Enkelin die Großeltern, als daß eine Tochter die Eltern küßte.

„Bist du bei Aletta gewesen?“ fragte die Mutter.

Dabei sah sie nicht die Tochter an, sondern ihr seltsam unruhiger Blick suchte das Häuflein Postsachen zu durchforschen, das Ada nun auf den Tisch legte.

„Ja, ich bin auf'm Kirchhof gewesen. Alles war grau und naß von Tau“, sagte sie und schenkte sich Kaffee ein.

Dann setzte sie sich. In allen ihren Bewegungen — wie sie unter sich den Stuhl näher zum Tisch zog, wie sie sich die kroßesten Semmel aussuchte und mit Orangenjam bestrich, wie sie mit förmlich genußsüchtig tastenden Fingern das gelbliche Oval eines Cochinchinaeis zwischen den weißen gewöhnlichen Hühnereiern herausnahm, wie sie es dann aufschlug, wie sie mit hübschen, weißen Zähnen in die Semmel biß — aus alldem sprach so viel unschuldiges, gesundes Behagen, daß es die Mutter reizte.

Eine dunkle, eifersüchtige Feindseligkeit gärte in ihr auf. Sie empfand es als eine nie zu begreifende, fürchterliche Ungerechtigkeit, daß die eine Tochter steif und weiß und tot im Grabe lag, während die andere blühend und begehrlich jeden Tag neu genoß. Ganz deutlich spürte die Mutter im Wesen der Tochter all das frische und starke Verlangen, mit dem sie in das Leben hinaus sah.

Es beleidigte sie immer. Es wirkte auf sie ein wie Lieblosigkeit gegen die Tote, wie ein grober Egoismus. Und heute regte es sie mehr auf als je, weil Ada die schwarzen Bänder abgelegt hatte. . . . . .

Sie gehörte zu den Frauen, die nicht gegenstandslos gereizt bleiben können. Gegen Gott hadern? Gegen das Schicksal? Das war ihrer entschlossenen und zugleich verengten Seele vielleicht zu unbestimmt, zu dunkel, zu herausfordernd.

Und weil ihr empörtes und beraubtes Herz sich auflehnen mußte, um weniger zu leiden, quälte es aus einer unklaren Grausamkeit heraus die Lebenden. Sie fühlte dann, als sei das Liebestat und Gerechtigkeit gegen die Tote.

„Du hast Trauer abgelegt?“ fragte sie plötzlich.

Adas Ohr war längst geschärft für diesen bebenden Ton.

Sie gab sich Mühe, unbefangen der Mutter in die Augen zu blicken, so viel Erregung ihr auch daraus entgegensprühte.

„Es ist doch selbstverständlich", sagte sie ruhig, „das hat doch mit dem treuen Gedenken nichts zu tun. Ewig schwarz kann man ja doch nicht gehen."

„Gewiß nicht. Wenigstens Du nicht. Aber solche Eile hatte es ja nicht, mir weh zu tun . . . . ." sprach die Frau mit nervös klangloser Stimme.

„Alte . . ." mahnte der Vater dazwischen.

„Für Großmama brauchten wir damals nur ein halbes Jahr zu trauern. Aber das war wohl, weil Aletta sich gräßlich in Schwarz fand", sagte die Tochter.

„Kind. . . ." mahnte der Vater.

„Na ja . . . ." grollte Ada und biß in ihr Brot.

„Großmama starb mit fünfundsiebenzig Jahren", sprach die Frau, und ihr Gesicht wurde ganz weiß von der starken Aufregung, die ihr die beständige Verteidigung des Rechtes der Toten kostete. „Unsere Aletta war Achtzehn und die Umstände so tragisch. Wer das so leicht vergessen kann, hat kein Herz."

„Von Vergessen ist keine Rede," trotzte Ada auf.

„Oh" sagte die Mutter triumphierend, „Deine ganze Trauer um Aletta war nie was anderes als Ärger, daß Du um Vergnügungen kamst, daß wir ganz aufs Land zogen, wo es Dir zu langweilig ist."

Ada sah eine Weile auf ihren Teller nieder und schob auf dem blanken, glatten Porzellan mit der Messerspitze alle Krumen zu einem Häuflein zusammen.

Sie gab sich Mühe herunterzuschlucken, was die Mutter da eben gesagt. Mutter war ja so nervös seitdem . . . Man mußte Mitleid haben.

Das Schweigen nahm die Frau für Betroffenheit. Sie schwelgte im Bewußtsein, Adas Lieblosigkeit durchschaut zu haben. Und um dieses kalte, selbstsüchtige Kind noch mehr zu beschämen, um dies Herz warm und tränenweich zu machen, begann sie erzählend das Unglück noch einmal vorzuführen.

Die beiden andern, Vater und Tochter brauchten es sich nicht erzählen zu lassen. Sie hatten es ja mit durchlebt, wie die arme Aletta so grausam für eine Unvorsichtigkeit bestraft ward, vor der gerade noch die viel jüngere Ada sie sehr ängstlich gewarnt. Aletta war mit Recht sehr stolz auf ihre milchweiße Haut gewesen. Die kleinste Teintstörung in ihrem Gesicht regte sie mehr auf als die größten Ereignisse in der Welt. Und mit Wassern und Mittelchen, mit Nadel- und Scheerenspitzen versuchte sie wieder einmal eine solche Störung zu beseitigen. Ein paar

Stunden nachher fing das arme milchweiße, glatte Gesicht an, rot und häßlich und glasig zu schwellen. Nach ein paar Tagen harter Leiden erlag Aletta einer Blutvergiftung.

Die Mutter wiederholte immer wieder, daß sie es als unnatürlich, als eine Tücke empfände, die Tochter durch solchen Zufall verloren zu haben. Aber gerade diese allzu häufige Wiederholung ging längst an ihren Ohren vorüber. Nur die matter werdende, nervöse, tränendurchbebte Stimme der trauernden Mutter riß sie immer wieder zu tröstenden Worten hin.

Heute murmelte nur der Mann einen mitleidigen Zuspruch, als er merkte, es war so weit, daß die arme Mutterstimme brach.

Ada saß still.

Sie dachte, daß sie es nun gewiß nicht mehr lange aushalten würde! Einmal war es soweit gekommen, daß sie der Mutter ins Gesicht geschrieen hatte:

„Es wäre Dir wohl lieber, ich wäre gestorben und Aletta lebte."

Da aber geschah etwas Erschütterndes. Die Mutter bekam Weinkrämpfe und hing leidenschaftlich am Halse der Tochter und schrie:

„Euch Beide wollt ich behalten. . . . . Beide."

Dann lag sie zwei Tage schwach und zerbrochen im Bett, mit scheuem Blick dem innig besorgten der Tochter ausweichend, so daß Ada nicht wußte, ob es die Mutter geniere, ihr zu wenig oder — in jener Aufwallung — zu viel Liebe gezeigt zu haben. Nur das eine wußte sie fortan: sie durfte nicht zeigen, wie weh ihr das alles tat.

Herunterschlucken, stumm bleiben, stillhalten gab aber ihrer Art zu viel Not. Und bei jeder Szene dachte sie: ich will nicht mehr, Mutter macht mir ja doch einen förmlichen Vorwurf daraus, daß ich lebe. . . .

Nicht mehr wollen! Das war flink gedacht. Wenn man dem Willen keine Ellbogenfreiheit verschaffen kann!

Wäre man in der Stadt geblieben! Den Wunsch las der Spürsinn der von ihrer Trauerleidenschaft kranken Mutter ganz richtig aus Adas Gedanken heraus.

In der Stadt hätte sich der Gram um Alettas Tod gar nicht zu dieser erstickenden Kletterpflanze entwickeln können, die den ganzen Baum des Familienlebens umschlang und umstrickte und ihm alle Säfte entzog.

Hier war Aletta gestorben, im Mai vor anderthalb Jahren, drei Wochen vor ihrer Hochzeit, die sie im Landhaus am See feiern wollte, hauptsächlich weil ihrem Verlobten eine Trauung in der Dorfkirche, eine Feier im ländlichen Rahmen poetischer und bequemer erschien, als der große Aufwand, der in Hamburg gemacht worden wäre.

Und mit dem Myrthenkranz in den roten Haaren war die arme Aletta dann anstatt in die Dorfkirche auf den Dorfkirchhof gezogen ....

Das war der erste Fehler gewesen. Die Mutter wollte sich, als es Herbst wurde, nicht vom Grabe trennen. Läge Aletta in der Familiengruft auf dem Ohlsdorfer Kirchhof, würde man, wie immer im Herbst, nach Hamburg zurückgekehrt sein.

Da war die Familie — Ada hatte früher oft gesagt „all diese gräßlich vielen Tanten und Onkels" — der auch die trauernde Mutter sich nicht ganz hätte entziehen können. Da waren all die Freunde und Bekannten, die nicht sehr lange die verschlossene Tür des Hauses respektiert haben würden. Da waren die Interessen der großen Stadt und des überseeischen Geschäftslebens, die der Vater unwillkürlich vom Kontor mit an den Familientisch gebracht haben würde. — Und Mutter hätte mit dem Leben weitergehen müssen.

Alle hätten es ihr gesagt, alle, was ich nicht kann, daß sie es mir schuldig ist, dachte Ada.

Vater natürlich sagte es nicht. Er ließ die Dinge an sich vorübergehen. Ging eigentlich nur mit ihnen, soweit sie ihm Vorteil oder Behagen boten.

So war ja Aletta auch gewesen. Sie ähnelte auch äußerlich dem Vater — ins hübsche übersetzt.

Merkwürdig eigentlich: Ada fühlte genau, daß sie mehr der Mutter glich, nach Temperament und Erscheinung.

Und jedes von den Eltern hatte die dem andern Teil gleichende Tochter vorgezogen. Lag darin eine geheime Scheu vor dem Spiegelbild der eigenen Fehler?

Oder sah jeder in der von ihm bevorzugten Tochter den Abglanz jener Eigenschaften, die ihn einst zur Liebe verführt hatten?

Ada spürte: da stand sie vor Fragen, die zu tief und verworren für ihren achtzehnjährigen Kopf waren.

Und übrigens schien das „Liebling — sein" von Vater auch vorbei. Vielleicht hatte auch in seinem Gemüt der Kummer um Aletta alles andere so ziemlich erstickt.

Viel kam vielleicht auch daher, daß die Eltern zu alt für die junge Tochter waren. Das dachte Ada, weil sie Beruhigungs- und Entschuldigungsgründe heranholen mußte, wo sie sie fand. Sie wollte doch nicht lieblos gegen die Eltern sein! Vater war schon fünfzig Jahr, als er zum zweiten Mal heiratete und Mutter zählte einundvierzig, als sie ihm angetraut

wurde. Ada hatte oft sagen hören, kein Mensch habe erwartet, daß dies ältliche Paar noch zwei Töchterchen bekäme.

Vielleicht waren sie nun schon zu unbeweglich in ihrem Gemüt und konnten solchen Schmerz wie Alettas Tod nicht mehr in sich ausgleichen. Alettas Geburt war ja auch die unerwartete, unerhörte Freude ihrer Ehe gewesen. Daß sie — Ada — dann noch so hinterdrein geklappert kam, wurde nicht mehr als Wunder angejubelt. Adas ganzer Daseinswert bestand darin, daß Aletta in einer jüngeren Schwester eine Spielgefährtin bekam und nicht einsam aufzuwachsen brauchte.

Ja, dachte Ada, so ist es eigentlich von der ersten Stunde meines Lebens an gewesen: ich war bloß in der Welt, um Aletta Gesellschaft zu leisten, sie zu bewundern, ihre Kleider aufzutragen und vorlieb zu nehmen mit dem, was für mich an Liebe und Gedanken übrig blieb . . . .

Nun legte sie sacht das Messer hin, mit dessen Spitze sie die Krumen gehäuft und führte wieder ihr Brot zum Munde.

Es war nur, um zur Tagesordnung überzugehen.

Denn bitter quoll es ihr in der Kehle empor und wehrte sich gegen den Bissen, den sie mit hartem Schlucken hinunterwürgte.

So aß sie all ihr Brot . . . . bei jeder Mahlzeit fast nahmen die Dinge eine Wendung, daß ein Blick, ein Wort, ein Seufzer ihr die Nahrung zu mißgönnen schien. Wenigstens vergaß Ada in solchen Momenten, wie dieser wieder einer war, jene anderen Mahlzeiten, die in gedämpfter Harmlosigkeit zwar, aber doch harmlos verliefen.

Nein, sie konnte es nicht mehr lange aushalten. Aber ändern konnte sie es auch nicht.

Den Eltern davonlaufen? Das erwog Ada nicht einmal. Dabei würden sie alle drei nur noch elender werden. Das war klar.

Einen Beruf wählen, um den als Vorwand zum Davongehen zu nehmen? Ada hörte schon im voraus die Mutter sagen „auf solche Idee, ihre alten Eltern zu verlassen, um modernes Mädchen zu spielen, wäre Aletta nie gekommen". „Nein freilich nicht," antwortete Ada dazu in Gedanken, „Aletta fehlte der Grips." Denn sehr begabt war sie ja nicht gewesen.

Heiraten? Wie gern. Nur da war kein Mann, der ihr die Hand zu dieser besten Lösung hätte reichen können.

Als Aletta starb, war Ada selbst noch ein Backfisch, der mit Primanern tanzte und mit den Mädchen ihrer „Schulklasse" verkehrte. Sie hatte gleich nach Alettas Hochzeit in Pension sollen, um, von da zurückkehrend, als Erwachsene in das gesellschaftliche Leben einzutreten. Der Plan war nicht ausgeführt worden, weil die trauernden Eltern nicht allein bleiben

konnten, das war die Ansicht der „ganzen Familie“ gewesen. Nur wußte vielleicht die ganze Familie nicht, daß die Mutter ihren Zorn über Alettas Tod an Ada ausließ . . . .

Nein, sie kannte keinen Mann, der als „Partie“ für sie in Betracht gekommen wäre. Die netten Vettern in der Familie hatten alle Frauen, für die gräulichen bedankte sie sich; andere waren wieder so unmittelbare Blutsverwandtschaft, daß man an sie nicht erst zu denken brauchte. Ada fand, daß es langweilig oder schrecklich sein müßte, etwa Tante Helene, Papas Schwester, oder Tante Frieda, Mamas Schwägerin, zur Schwiegermutter zu bekommen.

Es mußte ausgehalten werden, ob sie es nun konnte oder nicht . . .

Nachdem der Vater seinen Trost hergemurmelt und zum Schluß der aufweinenden Frau liebevoll und kuragierend ein wenig den Rücken geklopft hatte, wandte er sich der Post zu.

Sie interessierte ihn wenig. Es war sehr korrekt und nett von Kurt, daß er dem Vater ab und an Geschäftsberichte schickte, aber das Geschäft war ja bei Kurt in den besten Händen. Konsul Behring wußte: seine alte Firma würde von den Kompagnons, dem Sohn und dem Mann, der sein Schwiegersohn hatte werden sollen, in der zuverlässigsten Weise weiter bergan geführt werden. Er hatte sich merkwürdig rasch in den Zustand des Altenteilers hineingefunden. Man mußte verstehen, zur rechten Zeit zurückzutreten, und Kurt war schließlich ein gereifter Mann.

„Ein Brief für dich, Alte“, sagte der Konsul, als er mit seiner fleischigen Hand träge den kleinen Packen Postsachen auseinandernahm, „von Werner“.

Die Frau hob rasch das Gesicht und sah die Tochter scharf an. Ada wußte wohl: das hieß: und den gabst du mir nicht gleich?! Denn sie war überempfindlich im Erraten und Verstehen geworden und hatte längst begriffen, daß die Mutter immer fiebernd wartete, ob ein solcher Brief da sei und nur nicht danach zu fragen wagte, weil sie das „nein“ fürchtete. Denn einmal vielleicht würde und mußte Werner ja aufhören zu schreiben. . . . . .

Auf den vorwurfsvollen Blick der Mutter antwortete Ada nur mit Achselzucken, als wolle sie markieren, ein Brief von Werner sei denn doch keine solche Wichtigkeit.

Mit liebkosenden Fingern, ein blasses bißchen Freude im Gesicht, nahm die Mutter den Brief.

„Es ist rührend . . . . . er schreibt wirklich jeden Sonntag . . . . . er vergißt Aletta nie. Nie!“

Ada ärgerte sich. Sie glaubte, daß die Mutter mehr von Werner halte als von ihr selbst. Nur weil Werner der Verlobte Alettas gewesen.

Und sie wartete bloß darauf, daß Werner sich mit einer anderen verloben werde. Es war doch undenkbar, daß er sein Mannesleben an einem Grabe vertrauern sollte! Vater dachte auch so etwas ähnliches, der hatte einmal geäußert, daß er nicht an den Tag denken möge, wo der getröstete Werner sich mit einer neuen Braut vorstelle. Das würde Mutter das Herz zerreißen. Vater hatte auch sogar seine bestimmten Erwartungen in dieser Beziehung.

Ada kannte diese väterlichen Gedanken. Kurt, der Sohn aus Vaters erster Ehe, hatte einmal gesagt, daß er es sehr vernünftig fände, wenn Werner Stehle sich mit der Schwester von Kurts Frau verbände. Stehle war als Alettas Verlobter doch nun einmal Teilhaber der Firma Behring Söhne geworden. Sein Kapital, sowie Alettas Mitgift steckten schon mit im Geschäft. Die Verbindung war unlöslich und eine Lösung auch nicht wünschenswert, da Kurt und Werner Stehle sich vortrefflich verstanden und ergänzten. Vater und Ada waren einig: diesen Plan hatte Kurts bewegliche und herrschsüchtige Frau ersonnen. Aber sie mußten ihn als vernünftig anerkennen. So wurden Kurt und Werner doch noch Schwäger. Wenn auch anders herum. . . .

Voll Angst hatte Vater damals, als Kurt diese Andeutungen machte, gefleht, Ada möge der Mutter nichts verraten.

Nein, das tat Ada auch nicht. Aber seitdem erweckte ihr jeder Brief, der von Werners Hand an Mutter adressiert war, eine unerträgliche Spannung, die vielleicht aus wunderlich gemischten Empfindungen erwuchs. Sie fürchtete sich vor dem Augenblick, wo die Nachricht von einer Verlobung Werners das Herz der Mutter zerfleischen und eifersuchtskrank machen würde; die arme Mutter litt schon so viel. Aber es war auch ein böses und trotziges Gefühl in ihr, aus dem heraus sie manchmal der Mutter den Schlag gönnte.

Beinah gierig beobachtete sie immer das Gesicht Mutters, wenn die den Wernerschen Brief las und war immer von neuem halb enttäuscht und halb beglückt, wenn Mutters Mienen sich über dem Brief schmerzlich-freudig verklärten und die sanften Tränen flossen, die auf gerührten Genuß am Briefinhalt deuteten.

Heute aber — Ada schlug das Herz im Hals, als sie es sah — heut flackerte ein scheckiges, nervöses Rot über das Gesicht Mutters, kaum daß sie den ersten Briefbogen zu lesen begann.

Sie erhob sich rasch. Aus Angst. Sie wollte nicht mit dabei sein, wenn Mutter töricht und entschuldbar, etwa von Verrat an einer Toten zu jammern anfange.

Sie lief in den Garten. Durch den Mittelweg hinab bis an den See.

Da schützte ein Geländer aus dünnen, in ihrem unbeschälten Zustand zu einem Gittermuster zusammengefügten Tannenstämmen das Ufer gegen den sumpfigen Saum des Sees. Durch das bleichgrüne Schilf ging ein papiernes Rauschen. Seine graubraunen Blütenbüschel an den feinen Rohrstäbchen waren vom leisen Wind alle in einer Richtung gestrichen, wie ein Heer von Lanzenfähnlein.

Ada stützte sich mit den Ellbogen auf den rauhen Stamm, der als rötliche, wagerechte Linie oben das Gitter abschloß.

Sie sah hinaus auf die munter geschuppte Seefläche. Die wurde jenseits durch eine ruhevolle Landschaft von Wäldern und Feldern abgeschlossen.

Ada fühlte immer noch ihr Herz klopfen. Sie fürchtete sich. Gewiß würden Vater und die Dienstmädchen gleich nach ihr schreien. Mutter konnte ja vor Aufregung krank werden, sterben. Der Arzt sagte es immer wieder: sie bedürfe der äußersten Schonung.

Weshalb hätte Mutter so rot werden sollen, wenn sie nicht gleich aus den ersten Zeilen von Werners Brief Verdacht geschöpft hätte? . . . . .

Aber niemand schrie ihren Namen durch den Morgenfrieden.

Allmählich wußte Ada nicht: sauste ihr das Blut so schwer im Kopf? Oder war die ganze Luft von raunenden, durcheinanderfließenden, hellen und dunklen Tönen erfüllt?

Das papierne Rauschen des Schilfes war es nicht allein. Das endlose, geschäftige Gezirp der Heuhüpfer rann durch die Hochsommerluft.

Und das nahm ihre Angst mit — sie floß hinein in das summende Geräusch des überreichen und reifen Kleinlebens der satten Natur — im Horchen verging sie.

Ada dachte wieder: ich kann es nicht mehr ertragen.

Sie hatte einen klaren Verstand und sah wie es war. Wenn Vater und Mutter etwas Gutes aßen, sagten sie: „das mochte Aletta gern". Wenn sie die Landschaft schön beleuchtet sahen, sprachen sie „daran hätte Aletta sich gefreut". Wenn die Bekannten eine besondere Neuigkeit schrieben, hieß es „wie würde das Aletta interessiert haben".

Vater und Mutter hatten ein Metier aus der Trauer um Aletta gemacht. Der Vater seufzte meist, halb aus Gewohnheit, halb weil es so vieldeutig und unverbindlich war. Er hätte sich sicherlich längst von Alettas Tod erholt. Aber Mutter suggerierte ihm die Untröstlichkeit.

Ja, so war es und neben der toten Tochter kein Platz für die lebende.

Ada wunderte sich manchmal selbst, daß sie nicht schon von Haß gegen die Tote erfüllt war. Aber das wäre ja schließlich auch Unsinn und Ungerechtigkeit gewesen. Sie hatte sich mit der Schwester einst gut vertragen und aufrichtig ihren Verlust beweint. Es war auch übrigens fast unmöglich, sich mit Aletta zu streiten. Sie war recht gelassen gewesen, beinahe phlegmatisch.

Wunderlich, wenn Werner Stehle nun, nachdem er dicht davor gewesen war, sich mit der ruhigen, weißen, molligen, rothaarigen Aletta zu verheiraten, die brünette, magere, scharfgeistige Marianne, Kurts Schwägerin, nehmen würde.

Aber das geht mich ja nichts an, dachte Ada.

. Sie glaubte nur: es würde sich viel ändern. Und jede Veränderung sei schon an sich etwas Gutes, denn so konnte das Leben wirklich nicht weiter gehen.

Mutter überstand vielleicht eine Gefühlskrise, aus welcher sie dann seelisch gesundet hervorging. Sie würde sich von Werner — in dem sie jetzt Aletta mitliebte — abwenden und wieder ein bißchen Herz für ihre Jüngste bekommen.

Bei diesem Gedanken wurden Ada die Augen unklar und sie würgte ein wenig, um nicht zu weinen. Sie fand es immer so sentimental, wenn man leicht weinte.

Und dann würde sie auch so gerecht sein, ihre Jüngste wieder mal ins Leben hinauszulassen. Ada war nicht vergnügungssüchtig. Aber in ihr gärte ein Bedürfnis, sich an andern Menschen zu messen und zu reiben, sich in der Welt umzugucken, zu überdenken, wo denn mal ein Platz und ein Wirkungskreis für sie sich fände.

Ada machte sich Bilder — dachte sich schon ein wenig hinweg aus dem Idyll am Kellersee.

Sie stand sich gut mit ihrem viel älteren Stiefbruder Kurt und Laura, seiner Frau. Laura sagte auch jedesmal, wenn sie zum Besuch kam: du mußt hier heraus, du sollst hier nicht bei deiner ewigweinenden Mutter versauern.

Aber das war immer nur wie Händeballen in der Tasche. Denn ihrer Schwiegermutter ins Gesicht zu sagen, daß Ada eigentlich mißhandelt werde, dazu hatte Laura wieder zu viel Diplomatie oder stand der Mutter auch nicht nah genug.

Wenn ich nur einmal ein paar Wochen zu Kurt und Laura darf, dachte sie weiter, dort würde ich gewiß jemand kennen lernen, in den ich

mich verlieben könnte. Werner Stehle und Marianne haben sich dort auch gefunden.

Daß die Beiden aber zusammen passen sollten, konnte Ada sich auch beim angestrengtesten Grübeln nicht vorstellen. Freilich kannte sie diese Marianne nur ganz wenig.

Mit und von Werner wußte sie aber so gut Bescheid, wie nur ein achtzehnjähriges Mädchen von einem Manne wissen kann. Der Verlobte ihrer Schwester hatte ihre Backfischphantasie damals stark beschäftigt. Sie war durchaus mit Alettas Wahl einverstanden gewesen, besonders weil sie fand, daß Werner Stehle ein „wohlgepflegter Gentleman" sei. Seitdem war sie reifer geworden und wußte, daß nicht der tadellose Takt in der Kleidung und im Auftreten das wichtigste seien, sondern der Takt des Herzen. Und hieran fehlte es Werner nie. In welcher Situation man ihn auch sah, immer benahm er sich famos. Und ein stattlicher Mensch war er auch, schlank, groß und blond. Ada fand blonde Menschen immer viel appetitlicher als dunkle.

In diesem Gedanken fuhr sie zusammen.

Ein unerklärlicher Schreck zuckte ihr durch den ganzen Körper. Infolge einer Ideenverbindung, die ungesucht, ungerufen förmlich über ihre Seele herfiel . . . . .

Sie richtete sich auf. Sie ging, die Hände auf dem Rücken, wie ein sinnender Philosoph, immer hin und her auf dem Weg am tannenen Geländer, hinter dem das bleichgrüne Schilf steif raschelte und die bräunlichen Blütenbüschlein stur nach einer Richtung standen.

Sie horchte wieder auf all die tausend Töne in der warmen Luft, die nach Wasser roch und so schwer war, als sei sie zu voll von feuchten Dünsten, Sonnenschein und kräuterigen Laubgerüchen.

Jetzt nahmen die tausend Töne ihre Angst und Unruhe nicht von ihr fort, ihr Herzschlag verebbte nicht im summenden sachten Geräusch des Hochsommerlebens. Er blieb lauter und stärker als alles. Und die Empfindung, von der sie sich gequält fühlte, war vielleicht eine unklare Scham über jenen kurzen, heißen Schreck von vorhin . . . . und ein Staunen, wie ihr das so gekommen sei.

Aber irgend ein Gefühl in ihr drängte kräftig und begehrlich dagegen an.

Sie hätte die Arme ausbreiten und es diesem satten Sommertag ins Gesicht schreien mögen:

Laß mich genießen. Gib mir auch ein volles Glück. . . . .

* * *

Der Brief, den Werner Stehle an die Mutter seiner verstorbenen Braut geschrieben hatte, begann

„Liebe Mutter!

Ich bitte Dich diese Zeilen nicht in Adas Gegenwart zu lesen. Auch gib ihr nicht die an sie adressierte Einlage, bevor Du den Inhalt meines Briefes mit Vater besprachst. Ada soll meine Worte nur lesen, wenn Ihr Beide es wünscht."

Das war wohl aufregend genug und konnte das leichtbewegliche Blut der Frau ihr ins Gesicht jagen.

Der Mann sah das scheckige Rot, das in der Familie als schlimmes Zeichen bekannt war und wollte sich gerade zu einer besorgten Frage aufraffen, als Ada sich überhastig erhob und hinunter in den Garten lief.

„Mein Gott — mein Gott," murmelte die Frau, beklemmt von ängstlicher Spannung. Und sie las halblaut noch einmal die Worte und sah dann ihren Mann an. Er fühlte, jetzt war es an ihm, sich als solcher und überhaupt als Familienvorstand zu erweisen. Er gab sich einen Ruck und verabschiedete seine Morgenfaulheit. Ihm wurde wieder nach Konsul Behring, Chef des Hauses Behring Söhne, zu Mut.

„Na — komm Alte," befahl er. Und ging voran in sein Zimmer; sie folgte wie eine Gescholtene in der mutlosen Haltung, die sie jetzt jedem Ereignis gegenüber einnahm. Es war ihr so schrecklich, wenn man sie in ihrer Gramandacht störte.

Mit einer gewissen imposanten Würde nahm der Mann vor seinem Schreibtisch Platz, aber so, daß er ihn hart hinter seinem Rücken behielt und mit dem Gesicht das Zimmer beherrschte. Seine Frau setzte sich auf die Kante der Chaiselongue, wie Ängstliche sitzen: kaum, daß ihr Körper Stütze fand.

Der Raum war stark verräuchert und der leise Wind blähte die Vorhänge wie gefüllte Segel zimmerwärts. Draußen lag die weißstaubige Landstraße als helles Band zwischen dem Vorgarten und der grünen Mauer eines Knicks. Gerade rollte ein Break, mit Ausflüglern besetzt, vorbei, sie mochten von Eutin kommen und zum Ugleisee fahren. Man hörte ein schnurriges Bruchstück von sonorem Chorgesang, der unterm schwarzen Wagendach herausquoll. Dann stand noch ein Weilchen ein kleines gelbsilbernes Staubgewölk über der Landstraße.

Konsul Behring fand es am praktischsten, den Brief seiner Frau vorzulesen; er war ja vom Schreiber zum Mitwisser ausdrücklich ernannt und vermochte so auch etwaige Worte und Wendungen zu ändern oder ganz zu unterschlagen, wenn zu befürchten stand, daß sie seiner Alten schädlich werden konnten. Aber das erwies sich als nicht nötig.

Werner Stehle mochte wohl jedes Wort lange und von allen Seiten her sich angesehen haben. Der Brief fuhr nach der merkwürdigen Vorrede so fort:

„Was mir Aletta gewesen ist und noch geworden wäre, kann kein Mensch besser würdigen als Du, der Du ihre Mutter warst. Und daß ich sie niemals vergessen kann, habe ich Dir zu oft versichert, um es heute nochmals wiederholen zu müssen.

Aber ich bin ein noch junger Mann, liebe Mutter. Ich kann nicht einsam einem verknöcherten Junggesellentum entgegengehen. Das wird Dein warmes und gerechtes Frauenherz begreifen.

Allein der Gedanke in eine andere Familie hineinzutreten, eine andere Frau als die Mutter meiner unvergeßlichen Aletta zur Schwiegermama zu bekommen, ist mir unerträglich."

Hier schluchzte die Frau auf. Über die Briefblätter weg warf Konsul Behring einen taxierenden Blick auf sie. Die Art ihres Aufschluchzens gefiel ihm aber. Es war weich und befriedigt.

„Ich habe Ada immer gern gemocht und wenn ich alle Mädchen unserer Kreise an mir vorüberziehen lasse, auch die Vorzüge von Kurts Schwägerin Marianne wohl erwäge, so fühle ich doch, daß ich mit keiner von diesen Allen an Alettas Grab treten möchte. Dort mit Ada zu stehen und vereint mit ihr das Andenken der Teuren zu pflegen, erscheint mir aber als das Natürlichste und für uns Alle das Beste.

Und so möchte ich Dich und Vater bitten, mir Ada zu geben, wie Ihr einst bereit waret, mir Aletta anzuvertrauen. Der einliegende Brief enthält meine Werbung. Ich weiß nicht, ob ich hoffen darf, daß Ada ja sagt. Tut sie es, so laßt mich durch ein Telegramm wissen, damit ich sofort kommen kann.

Über die äußeren Fragen brauchen wir ja kein Wort zu sprechen; mein Vermögen ist Euch so bekannt, wie mir das Eure. Ich habe die Ehre, Teilhaber der von Vaters Urgroßvater gegründeten Firma zu sein. Und in diesem Zusammenhang will ich noch sagen: weil ich als Alettas Verlobter in die Firma aufgenommen wurde, käme ich mir immer dort als ein Eindringling vor, wenn ich nicht Euer Schwiegersohn bliebe.

Gemütsfragen und Verstandsfragen, scheint mir, erfahren eben die schönste, die einzig mögliche Lösung durch eine Heirat zwischen Ada und mir.

Laß mich Dein Sohn bleiben, liebe Mutter, als welcher ich immer sein werde

Dein Dir dankbar ergebener

Werner."

(Fortsetzung folgt.)



Das rechtliche Fortleben des Toten bei den Germanen.[1])

Von

Heinrich Brunner.

Je mehr die Wissenschaft in das germanische Altertum eindringt, desto mehr entschleiert sie uns die engen Wechselbeziehungen, die zwischen den religiösen Vorstellungen der Germanen und ihrem Kriegs- und Rechtswesen, den zwei Hauptfaktoren ihres öffentlichen Lebens, obwalteten.

Das Kriegswesen hatte so starken religiösen Einschlag, daß man mit Fug den Krieg als nationalen Götterdienst der Germanen bezeichnet. Heldenmütiger Tod im Kampfe galt für das günstigste Geschick, das den wehrhaften Mann auf Erden treffen konnte, weil es ihm die Aufnahme in das Gefolge des Kriegsgottes verhieß. Götterbilder dienten als Heerzeichen oder Bilder von Tieren, welche die Götter symbolisierten. Mit dem Heere wanderten die Götter des Volkes, die im Lager als anwesend gedacht wurden. In ihrem Namen, gleichsam auf ihr Geheiß wurde die Kriegszucht gehandhabt und wurden militärische Vergehen geahndet. Ging es zur Schlacht, so wurde der Feind durch Speerwurf den Göttern geweiht. Gaben sie den Sieg,[2]) so fielen ihnen die Gefangenen und die Beute als Opfer anheim.

Andererseits trug die Religion der Germanen ein kriegerisches Antlitz. Ihre vornehmsten Götter waren Kriegsgötter, bestimmte Waffen deren Attribute. Wodan führte den Speer, Ziu das Schwert, Donar den Streithammer. Walhall, wo die höchsten Götter thronen, hat sich

[1]) Ein Vortrag, gehalten im preußischen Justizministerium am 4. März 1907 in Gegenwart Seiner Majestät des Kaisers und Königs.

[2]) Den Glauben, daß die Götter es sind, die den Sieg verleihen, beleuchtet — allerdings ins Ewigweibliche übersetzt — ein anmutiger Mythus der langobardischen Stammsage, der wohl in den Spinngemächern der langobardischen Frauen und Mädchen oftmals gesungen wurde. Am Abend vor der Schlacht mit den Langobarden bitten die Vandalen Wodan um den Sieg. Wodan antwortet, daß er jenen den Sieg gewähren wolle, die er nach Sonnenaufgang zuerst erblicken werde. Das wären, wie er im Schlafe lag, die Vandalen gewesen. Allein seine Gemahlin Freia, die listige Göttin, die für die Langobarden schwärmt, dreht ihm bei Sonnenaufgang das Bett um und weckt ihn dann aus seinem Morgentraum, so daß er zuerst die Langobarden erblickt, die denn auch den Sieg erfechten.

die nordgermanische Phantasie als ein Elysium für Krieger ausgestaltet. Der kriegerische Geist der Religion, die religiöse Beseelung des Kriegswesens erklären jene Todesverachtung der Germanen, an der die Waffen des römischen Reiches sich schließlich stumpf geschlagen haben.

Wie das Kriegswesen steht auch das Recht unter der Herrschaft religiöser Gedanken. So das Verfassungsrecht. Der germanische König hatte als Oberpriester des Volkes religiöse Funktionen. Da das Königsgeschlecht seinen Ursprung von den Göttern herleitete, war die Ahnenverehrung für den König zugleich Götterdienst. Unsere Urverfassung legte dem König nicht nur den Speer des Heerführers, sondern auch den Stab des Richters in die Hände. Das wesentliche Merkmal der richterlichen Gewalt, der Gerichtsbann hatte aber ursprünglich sakrale Bedeutung. Der Ort der Gerichtsversammlung, die Dingstätte war zugleich Opferstätte. In sakralen Formen vollzog sich die Eröffnung des Dings, die Dinghegung, die durch das Gebot eines heiligen Friedens und durch Abmarkung der Gerichtstätte mit heiligen Grenzzeichen geschah. Im Gerichtsverfahren erhob der Kläger seine Klage unter Anrufung heidnischer Götter. Ausgeprägt religiösen Charakter besaßen die Beweismittel, das Mysterium des Eides und das des Gottesurteils.

Im Strafrechte der Germanen haben sich heidnisch-religiöse Vorstellungen lange über die Zeit ihrer Christianisierung hinaus erhalten. Zum Teil ragen sie noch in die Gegenwart herein. Der Geächtete, der Friedlose sollte als ein Feind des Volkes und seiner Götter von jedermann verfolgt werden. Der Vollzug der Todesstrafe war ein Kultusakt, die Hinrichtung ein der Gottheit dargebrachtes Menschenopfer. Ein religiöses Delikt war es daher, den gehängten Dieb vom Galgen zu nehmen. Er gehörte Wodan, dem Herrn der Galgen und dem Gott der Gehängten. Aus dem Opfergedanken stammt der noch heute nicht erloschene Aberglaube an die besondere Heilkraft und an die Zauberkraft der Reliquien eines Hingerichteten. Was von ihm herrührte, diente als Heilmittel gegen sonst unheilbares Siechtum oder als Zaubermittel um drohende Gefahren abzuwenden oder mysteriöse Bande zu knüpfen. Blut von Hingerichteten wurde einst in Apotheken verkauft. Und noch in der Zeit meiner Jugend eröffnete der Henker hier und da einen schwunghaften Handel mit Stücken vom Strick des Gehängten. Sie fanden starken Absatz bei verheirateten Frauen, denn ihr Besitz galt für ein untrügliches Mittel gegen die Untreue der Männer.

Einschneidende Bedeutung haben für das Straf-, Prozeß- und Privatrecht der Germanen ihre mystischen Vorstellungen über das Fort-

leben der Seele nach dem Tode. Der germanische Unsterblichkeitsglaube dachte sich das Fortleben der vom Körper geschiedenen Seele im allgemeinen als eine Fortsetzung des hiesigen Lebens. Manche Seele kann aber den Weg in das Seelenreich nicht finden, sie schweift unstät und ruhelos umher und strebt, sich mit dem toten Körper wieder zu vereinigen. Gelingt ihr dies, so geht der Tote um, er wird Wiedergänger und erscheint den Überlebenden als Spuckgeist, als Gespenst.

In dem Glauben an das Fortleben des Toten wurzelt die Pflicht der Blutrache, die Pflicht der Sippe, den an dem Sippegenossen begangenen Mord oder Totschlag zu rächen. Sie muß Vergeltung üben, weil der Erschlagene im Grabe keine Ruhe finden und seinen Blutsfreunden Unheil bringen würde, wenn sein Tod unvergolten bliebe.

Auf der Furcht vor dem Wiedergänger beruhen gewisse Eigentümlichkeiten der Strafe des Lebendigbegrabens. Schon Tacitus beberichtet uns, daß Verbrecher von den Germanen in Schlamm und Moor lebendig begraben wurden, indem man Flechtwerk auf den Körper legte (iniecta insuper crate). Als klassische Zeugen dieser Nachricht sind in Norddeutschland und in Dänemark Moorleichen ausgegraben worden, die mit Pfählen, Klammern oder Haken, durch Zweige oder Ruten künstlich niedergehalten wurden, auf daß, wie man mit Recht vermutet, der Tote durch sein Wiedergehen die Überlebenden nicht belästigen könne.

Aus der Angst vor dem Wiedergänger erklärt sich die Strafe des Pfählens im älteren deutschen Rechte. Sie erscheint anfänglich nicht als selbständige Strafe, sondern nur in Verbindung mit der Strafe des Lebendigbegrabens. Ja sie ist von Hause aus überhaupt nicht Strafe, sondern eine Maßregel der Seelenabwehr, ein Sicherungsmittel gegen das Wiedergehen des Toten.

Übereinstimmend heben zahlreiche Quellen hervor, daß der Missetäter mittels des Pfahls, der ihm durch die Brust gestoßen wird, an die Erde geheftet werden solle, also der Pfahl durch den Leib hindurch in die Erde eindringen müsse. Hier und da wurde überdies der Körper des Verbrechers vor der Pfählung mit Dornen, mit Dornengestrüpp bedeckt oder umhüllt. Das Meißener Rechtsbuch (im 14. Jahrhundert in der Mark Meißen entstanden) kennt folgende Strafe des Ehebruchs: Der Ehemann, der die Schuldigen ertappt hat, soll sie aneinandergebunden unter den Galgen fahren und da ein Grab graben sieben Schuh lang und sieben Schuh tief. Auf den Boden des Grabes soll er eine Bürde Dornen legen, darauf die Schuldigen beide hinabstürzen und auf sie eine zweite Bürde Dornen werfen. Dann soll er einen eichenen Pfahl

durch sie beide hindurch schlagen, sie seien lebend oder tot,[*]) auf daß sie nicht entwischen mögen. Schließlich wird das Grab zugefüllt und zugeschlagen.

Dorngestrüpp und Pfahl haben den gleichen Zweck, sie dienen gewissermaßen als Doppelversicherung gegen das Wiedergehen des Begrabenen. Der Begrabene ist — nach ursprünglicher Auffassung wohl als ein Opfer für eine unterirdische Gottheit — durch Dorn oder Pfahl in die Erde gebannt. Noch im 18. Jahrhundert pflegte der dänische Bauer, wenn er bei dem Ausgraben von Erde mit seinem Spaten auf einen gerade stehenden Pfahl stieß, zu sagen: Hier liegt wohl ein Gebannter (her er en manet).

Die Umhüllung des Körpers mit Dornengestrüpp findet sich unabhängig von der Pfählung als ausschließliche Zutat bei dem Begraben des lebendigen Missetäters. Sie spielt aber schon in der germanischen Urzeit eine bedeutsame Rolle bei der Leichenbestattung überhaupt. Der Leichnam wurde mit Dornengestrüpp umgeben und so verbrannt oder begraben. Nachklänge an die heidnische Sitte tönen aus der Sage vom Dornröschen und aus jener Form des Siegfriedmythus, nach welcher Brunhild nicht von waberender Lohe, sondern von einer Dornenhecke umgeben ist.

Aber auch die Pfählung begegnet uns in den ältesten germanischen Zeugnissen nicht als Pfählung von Lebendigen, sondern als Pfählung nach dem Tode, als Leichenpfählung. Man pfählte Zauberer, die nach ihrem Tode als Spuckgeister lästig oder gefährlich wurden, man pfählte die Leichen von Weibern, die bei Lebzeiten als Hexen verdächtig waren, man pfählte um das Jahr 1000 am Mittelrhein Kinder, die ungetauft gestorben waren und Mütter, die in den Geburtswehen samt dem Kinde verschieden waren.

Nur eine Abschwächung des alten Brauches ist es, wenn noch in neuester Zeit im badischen Hanauer Ländchen (bei Kehl) das Grab der im Kindbett verstorbenen Wöchnerin mit Garn umsteckt wird, damit sie es nicht verlassen könne, um in Sehnsucht nach ihrem Kinde dieses zu sich zu holen.

Ursprünglich eine Maßregel der Seelenabwehr, ist die Pfählung im Laufe der Zeit zu einer Todesstrafe geworden. Als solche hat sie sich bis in das 18. Jahrhundert erhalten, namentlich als Strafe des Kindesmordes und gewisser sexueller Delikte. Ehe sie völlig verschwand,

---

[*]) Er durfte sie schon in flagranti töten.

ist sie unter dem Einfluß von Humanitätsrücksichten hier und da wiederum geworden, was sie zuerst gewesen war, eine Pfählung post mortem. Nach der peinlichen Gerichtsordnung Maria Theresias von 1768 soll die Kindesmörderin mit dem Schwerte gerichtet, dann der entseelte Körper ins Grab gelegt und durchpfählt werden.

Mit der germanischen Pfählung ist die orientalische Pfählung nicht zu verwechseln, wie sie uns bei Hammurabi (wegen Gattenmord), bei Assyrern, Medern, Persern, in Indien, bei Turkotataren, im Gebiete des Islam, bei Avaren, Slawen und Magyaren begegnet. Während die germanische Pfählung den Missetäter in horizontaler Lage an die Erde heftet, ist er bei der orientalischen Pfählung, die von Hause aus Todesstrafe und zwar grausamste Todesstrafe sein will, an einen frei und aufrechtstehenden Pfahl gespießt entweder senkrecht oder parallel zur Längsachse des Körpers.

Auch unser älteres Gerichtsverfahren arbeitete mit dem Gedanken an das Fortleben des Toten. Die Klage um handhaften Totschlag, das heißt um Totschlag, bei dem der Täter ertappt worden war, mußte vor Gericht in Gegenwart des Toten, als sogen. Klage mit dem Toten angebracht werden. Der nächste Blutsfreund des Erschlagenen erhebt sie, begleitet von anderen Sippegenossen, indem sie mit gezogenen Schwertern den Toten auf einer Bahre vor den Richter bringen. Dreimal wird der Tote je drei Schritte näher an den Richter getragen. Nach je drei Schritten setzen sie die Bahre ab und erheben das Zetergeschrei, das sogen. Gerüfte. Die deutsche Tiersage hat den Rechtsbrauch episch verwertet. Er schimmert noch durch die Szene in Goethes Reineke Fuchs, wo geschildert wird, wie Henning der Hahn seine Tochter, Kratzefuß, die beste der eierlegenden Hennen, auf einer Bahre vor Nobel den König bringen läßt und die Mordklage gegen Reineke erhebt, der sie freventlich totgebissen hatte.

Aus der Klage mit dem Toten wurde im Laufe der Zeit eine Klage mit der toten Hand. Da es zu lästig war, daß der Erschlagene nicht beerdigt werden konnte, ehe die Klage erhoben und erledigt war, gestatteten die Gerichte, dem Toten die rechte Hand abzuhauen und mit der abgelösten Hand ebenso wirksam zu klagen, als wenn der ganze Leichnam gegenwärtig wäre. Um die Hand abzulösen, wurde sie laut einer niederländischen Rechtsquelle auf einen Block gelegt. Der Richter setzte ein scharfgeschliffenes Beil an die Handwurzel und der nächste Blutsfreund des Toten schlug mit einem Hammer oder Schlägel auf das Beil. Damit die abgelöste Hand nicht verwese, wurde sie künstlich

konserviert. War der Totschlag gesühnt, so wurde sie feierlich begraben. In Gräbern oder an Kirchhofmauern hat man mehrfach vertrocknete rechte Hände gefunden, nachträglich begrabene Hände, die zur Durchführung der Totschlagsklage gedient hatten. Zu Rostock und zu Wismar hat man abgelöste rechte Hände in Kirchen aufbewahrt. Vermutlich handelt es sich um Hände, die nicht begraben wurden, weil es nicht gelang, die Vergeltung des Totschlags zu erzielen. Ich hege starken Verdacht — ein endgültiges Urteil möchte ich noch nicht aussprechen —, daß in dieselbe Kategorie von Händen auch die legendarische Hand Rudolfs von Schwaben gehört, die im Dom zu Merseburg den Fremden gezeigt wird als die Hand, die er 1080 nach der Schlacht gegen Heinrich IV. an der Elster verloren habe.

Jüngere Auffassung betrachtete den Toten oder die tote Hand als Beweiszeichen der Tat, als corpus delicti. Die ältere Auffassung war eine andere. Noch nach der „Blume von Magdeburg", einer Rechtsquelle des 14. Jahrhunderts, soll der Kläger dem Toten zu Füßen stehen, als ein rechter „Vorständer". Der Kläger ist nur als Vertreter des Toten, als eigentlicher Kläger der Tote selbst gedacht, eine Ansicht, die auch in altfranzösischen Quellen auftaucht, nach welchen der Totschläger trotz des Rechtssatzes: wo kein Kläger, da kein Richter — von Amts wegen justifiziert werden darf, da ja der Tote selber Kläger sei. Mit dem Gedanken des corpus delicti würde sich auch nicht vereinigen lassen, daß in jüngerer Zeit der Richter den Blutsfreunden des Erschlagenen gestatten durfte, statt der Hand des Toten eine in Wachs geformte Hand, statt der „fleischernen" eine „wächserne" Hand vorzulegen.

Auf dem Glauben an die Beseelung des Toten beruht auch die Überführung des Mörders oder Totschlägers durch die sogen. Bahrprobe, das Bahrgericht. Der Erschlagene wird auf einer Bahre vor Gericht gebracht. Der Angeschuldigte tritt nackt, wie ihn Gott erschaffen hat, vor die Bahre, legt seine Hand auf den Leichnam und beschwört seine Unschuld. Wenn aber die Todeswunden bluten oder sich verkehren (ihr Aussehen verändern), gilt er für schuldig. Der Tote selbst hat ihn überführt.

Das Gegenstück zur Klage mit dem Toten bildet das Bereden des Toten, die Klage gegen den toten Mann, das heißt gegen den erschlagenen Missetäter und dessen Überführung. Wer einen Verbrecher als friedlosen Mann, z. B. im Falle der Notwehr, getötet hat, bringt den Toten vor Gericht, klagt gegen ihn und beschwört dessen Schuld

mit Eidhelfern, indem er dabei den Leichnam oder das auf den Leichnam gestellte Reliquienkästchen berührt. Der nächste Blutsfreund des Toten mag aber dem Kläger die Schwurhand wegziehen und sich erbieten, den Toten im Zweikampf mit dem Kläger zu vertreten. Dann muß der Kläger den Toten durch Zweikampf mit dessen Vertreter der Missetat überführen, um die er ihn erschlagen hat. Ein Rechtsfall aus Wusterhausen an der Dosse vom Jahre 1330 bietet uns das interessante Beispiel einer Klage mit dem Toten gegen einen Toten. Mit der toten Hand des Ermordeten klagen dessen Blutsfreunde gegen den von ihnen erschlagenen Mörder.

Angelsächsische Quellen sprechen von einem Gewährszug auf den toten Mann. Damit hat es folgende Bewandtnis. Der Eigentümer, dem eine Sache gestohlen worden ist, findet sie im Besitze eines anderen und will sie als die seine in Beschlag nehmen, indem er erklärt, daß sie ihm gestohlen worden sei. Der Besitzer kann sich dann auf einen Gewährsmann berufen, von dem er sie gekauft habe und führt daraufhin den bestohlenen Eigentümer zu dem Gewährsmann. Ist aber der Gewährsmann inzwischen gestorben, so führt der Besitzer den Eigentümer an das Grab des Gewährsmannes und dieser gilt für schuldbefleckt,[4]) wenn nicht die Blutsfreunde des Toten dessen Unschuld erweisen.

Das mittelalterliche Gewohnheitsrecht der Stadt London präsentiert uns einen Toten als Zeugen und einen Toten als Eidhelfer. Hat eine Prozeßpartei sich auf bestimmte, namentlich genannte Zeugen berufen oder einen Eid mit Eidhelfern angelobt und ist einer von ihnen vor dem Beweistermin gestorben, so geht die Partei mit den überlebenden Zeugen oder Eidhelfern an den Grabhügel des Verstorbenen. Hier schwören die Zeugen oder Eidhelfer, daß der Tote, wenn er noch am Leben wäre, denselben Eid schwören würde, wie sie selbst. Gelingt dieser Eid, so wird die Sache so angesehen, als hätte der Tote selbst bei Lebzeiten sein Zeugnis gegeben, seine Eideshilfe geleistet. Die Seele des Toten wird im Grabe als gegenwärtig gedacht. Sie hätte das Gelingen jenes Eides verhindert, wenn der Eid ein Meineid gewesen wäre.

Den nachhaltigsten und bedeutsamsten Einfluß hat der Glaube an das Fortleben des Toten auf das Privatrecht ausgeübt. Fränkischer Rechtsbrauch kannte eine Verheiratung mit dem toten Bräutigam und eine Ehescheidung nach dem Tode des Gatten. Ich will nur auf diese

[4]) Besmiten, wörtlich beschmissen, wie es bei Aethelred heißt.

hier näher eingehen, weil jene denn doch unserem modernen Empfinden etwas zu ferne liegt.

Starb der Ehemann, so haftete die Frau für dessen Schulden. Sie konnte sich aber solcher Haftung entschlagen, wenn sie sich nachträglich von ihm schied, indem sie damit auf ihren Anteil an dem ehelichen Vermögen verzichtete. Der Verzicht erfolgte dadurch, daß die Witwe die Schlüssel (das Symbol der ehefräulichen Schlüsselgewalt) oder den Gürtel, an dem die Schlüssel hingen, auf den Leichnam oder auf den Sarg oder auf das Grab des Mannes legte. Wegnahme oder Rückgabe der Schlüssel war ein Zeichen der Ehescheidung unter lebenden Ehegatten.

Das germanische Erbrecht kennt einen sogen. Totenteil. Geschichtlicher Ausgangspunkt des germanischen Erbrechts war eine Vermögensgemeinschaft, die zwischen dem Hausvater und den in seinem Hause mit ihm vereinigten Söhnen bestand. Löste sich die Hausgemeinschaft durch den Tod des Vaters auf, so nahmen die Söhne ihren Anteil am Hausvermögen.[5]) Einen Anteil an dem Nachlaß erhielt aber der Tote selbst in dem Totenteil. Nach manchen Rechten bestand er in dem dritten Teil der hinterlassenen Fahrnis, so nach französischen Coutumes, im normannischen Rechte und in dessen Tochterrechten, nämlich im englischen Rechte, bei den Normannen Apuliens und Siziliens und im Rechte des normannischen Kreuzzugstaates Antiochia. Anderwärts bilden den Totenteil — abgesehen von den Kosten der Bestattung — nur gewisse Gegenstände, die uns als Bestandteile des sogen. Heergerätes begegnen werden.

Der Totenteil hatte den Zweck, den Toten zu bestatten und ihn für das Leben im Jenseits und für die Reise in das Jenseits auszurüsten. Der Totenteil wurde, soweit er nicht zur Trauerfeier diente, einst mit dem Toten begraben oder verbrannt. Da das Leben im Jenseits als eine Fortsetzung des diesseitigen Lebens gedacht war, so brauchte der Krieger im Jenseits Roß und Waffen, der nordische Seekönig sein Schiff, der Bauer das Rind, die Frau den Spinnrocken und ihr bestes Gewand, das Kind sein Spielzeug. All das und was ihm etwa sonst im Leben besonders wert und teuer war, soll ihm der Totenteil gewähren. Dieser quillt aus derselben Vorstellung wie die noch aus dem vorigen Jahrhundert bezeugte Sitte der schwedischen

---

[5]) Die Töchter gingen leer aus, hatten aber Anspruch auf Unterhalt im Hause und, wenn sie verheiratet wurden, auf Aussteuer.

Bauern, dem Toten die Tabakspfeife, ein Handmesser und die gefüllte Branntweinflasche in den Sarg zu legen.

Historische Quellen, Literaturdenkmäler und zahlreiche Gräberfunde bezeugen den germanischen Brauch, dem Toten Wehr und Waffen, das Leibpferd, Jagdvögel und Jagdhunde, Geld und Schmuck in das Jenseits mitzugeben. Man denke an die Schätze, die im Jahre 410 im Bette des Busento mit dem Westgotenkönig Alarich begraben wurden. Man denke an die Gewänder, Waffen und Münzen, an den Goldschmuck und den Pferdeschädel, die 1653 zu Tournay im Grabe des Frankenkönigs Childerich aufgefunden worden sind. Danætfae, danefae, Totengut heißt solches in Grabhügeln gefundene Gut in Dänemark, dáinn arfr, Totenerbe in Norwegen. Die zahlreichen Sagen von Schatzgräbern und von Schätzen, die mit den Geistern von Abgeschiedenen zusammenhängen, haben zum guten Teil ihre Urquelle in der einstigen Verwendung des Totenteils.

Den Toten für das Jenseits genügend auszurüsten, war eine Pflicht der überlebenden Sippegenossen, wenn der Nachlaß dazu nicht ausreichte. Wie die Sippe den hilfsbedürftigen, den verarmten Genossen bei Lebzeiten unterstützen mußte, sollte sie auch nach seinem Tode für ihn sorgen. Gingen zwei Männer eine Blutsbrüderschaft ein, so schwuren sie sich zu, daß der Längerlebende einen Hügel aufwerfen und soviel Gut hineinlegen werde, als ihm geziemend erscheine. Das älteste schwäbische Volksrecht, der sogen. Pactus Alamannorum von zirka 630 setzt eine besondere Buße fest für den Fall, daß jemand, um seinen Toten auszustatten, ihm widerrechtlich fremdes Gut in das Grab legt. Solches Gut durfte dem Toten nicht wieder entzogen werden. Denn die Beraubung eines Toten wurde als ein besonderes religiöses Delikt, als die unehrliche Missetat des Walraubs geahndet.

Eine besondere Rolle spielen das Roß und das Rind, die mit dem Toten verbrannt oder begraben wurden. Sie sollen dem Toten nicht bloß im Jenseits dienen, sondern ihm dazu helfen, daß er bequem und ungefährdet ins Jenseits gelange. Deutlich erhellt dieser Zweck aus der altnordischen Sage über die Bestattung des Dänenkönigs Harald Hildetand, der in der Bravallaschlacht gefallen war. Der Sieger, König Ring von Schweden, ließ die Leiche Haralds auf den Wagen legen, auf dem dieser in die Schlacht gefahren war. Dann ließ er den Hügel aufwerfen und den Toten hineinführen. Haralds Roß wurde getötet, König Ring aber befahl seinen eigenen Sattel mit in den Grabhügel zu legen, indem er sagte: Harald möge nun tun wie er wolle,

nach Walhall entweder fahren oder reiten. Derselbe Gedanke begegnet uns allerdings in sehr modernisiertem Gewande im sächsischen Vogtlande, wo man dem Toten seinen Regenschirm und ein Paar Gummischuhe in das Grab legte.

Die Dinge, die der Mann auf der Kriegsfahrt brauchte, insbesondere Waffen, Gewand und ein gesatteltes Streitroß wurden im deutschen Mittelalter unter dem Ausdruck Heergewäte, Heergeräte zusammengefaßt. Es fiel an die Söhne oder an die nächsten Schwertmagen des Erblassers. Was aber ursprünglich damit geschah, verrät uns eine Rechtsquelle der Landschaft Eiderstedt in Schleswig, die „Krone der rechten Wahrheit", in der es heißt: Ist ein Verwandter von der Schwertseite nicht vorhanden, so erstirbt nach unserem Landrecht das Heergeräte mit in das Grab. Der einstige Totenteil ist zum Erbteil geworden, und nur noch, wenn es an empfangsberechtigten Erben gebricht, fällt das Heergeräte dem Toten anheim. Andere Quellen substituieren in solchem Falle dem Toten die Kirche oder die Stadtgemeinde. Den Übergang vom Totenteil zum Erbteil vermittelt eine Episode der nordischen Hervararsaga, laut der ein toter Held von seiner zauberkundigen Tochter beschworen wurde, ihr aus dem Grabhügel sein Schwert herauszugeben, auf daß es der Sohn erhalte, den sie gebären werde.

Nicht nur Tiere und leblose Gegenstände begleiteten in der Urzeit den Toten ins Jenseits, sondern auch Menschen, insbesondere unfreie Knechte und Mägde, die bei der Bestattung des Toten seiner Seele geopfert wurden. Bei den Herulern und bei den Nordgermanen folgte die Ehefrau oder die Lieblingsfrau dem Gatten in den Tod. Im dritten Eddaliede von Sigurd ordnet Brunhild Sigurds und ihre eigene gleichzeitige Bestattung an:

. . . Brennt ihm zur Seite
Meine Knechte mit kostbaren Ketten geschmückt,
Zwei zu Häupten, zwei zu den Füßen.
Dazu zwei Hunde und der Habichte zwei.[6])
So fällt dem Fürsten nicht auf die Ferse,
Die Pforte des Saales, die ringgeschmückte,
Wenn auf dem Fuß ihm folgt das Leichengefolge.
Ihm folgen mit mir der Mägde fünf,
Dazu acht Knechte edlen Geschlechts,
Meine Milchbrüder mit mir erwachsen,
Die mir der Vater geschenkt.

---

[6]) Damit sind Jagdfalken gemeint.

Auch Freunde und Gefolgsgenossen teilten mitunter in der Urzeit das Geschick des Verstorbenen. Von nordgermanischen Blutsbrüdern wird uns erzählt, sie hätten sich gegenseitig zugeschworen, daß nach dem Tode des einen der andere sich mit ihm begraben lasse. Aus Tacitus wissen wir, daß die Gefolgsgenossen ihre Treue gegen den Herrn bis über dessen Tod hinaus bewahrten. Für schimpflich galt es, den in der Schlacht gefallenen Gefolgsherrn zu überleben. Wie auf Erden wollten die Gefolgsleute auch im Jenseits dem Herrn dienend und helfend zur Seite stehen.

Reminiszenzen an den Totenteil ragen bis in die Gegenwart herein. Dem Verstorbenen wird wohl das Leibpferd bis zum Grabe nachgeführt oder vorangeführt. Es wird aber nicht mehr getötet, sondern es genießt nach dem Begräbnis das Gnadenbrot. Dem Sarge des Ordensritters werden bis zum Grabe die Orden nachgetragen, sie werden aber in aller Regel nicht mit ihm begraben, sondern an die Generalordenskommission abgeliefert. Bei Bestattung von Fürstlichkeiten oder von höheren Offizieren nimmt ein Trauerritter, ein geharnischter Reiter in schwarzer Rüstung und auf schwarzem Pferde an dem Trauerzuge teil. In Hessen pflegte der Trauerritter dem verstorbenen Landesherrn in die Gruft zu folgen, um dort dessen Degen zu zerbrechen. Von solchem Trauerritter ging die Mähre, daß er dem Herrn noch im selben Jahre in das Jenseits nachfolgen werde. Ein Herr von Eschwege, der 1821 die Leiche des Kurfürsten in die Gruft geleitet hatte, sei deshalb etliche Tage darauf gestorben. Die Wurzeln dieses Aberglaubens — der Aberglaube hat mitunter ein geradezu verblüffendes Gedächtnis — reichen in die Urzeit zurück, in jene Zeit, da der geschichtliche Vorgänger des Trauerritters die abgeschiedene Seele des Herrn aus Anlaß der Bestattung in das Schattenreich begleitete.

Nach der Christianisierung der Germanen änderte der Totenteil seinen Charakter. Er wurde zum Seelenteil, Seelschatz, Seelgeräte. Seit die Kirche die Sorge für das Heil des Verstorbenen übernommen hatte, empfing der Tote seinen Anteil an der Erbschaft dadurch, daß er zum Heil seiner Seele der Kirche oder den Armen zugewendet wurde. Auf das deutlichste erhellt dieser Zusammenhang in England und Schottland, wo der Seelenteil, ein Drittel der hinterlassenen Fahrnis, unter der technischen Bezeichnung Totenteil, deads part, dead mans part erscheint.

Bei den Angelsachsen wird der Seelschatz, der an die Kirche fällt, vor offenem Grabe geleistet. Er heißt darum auch pecunia sepulturae. Unter den Gaben, die als Seelenteil der Kirche zugewendet werden,

finden wir in England und Schottland regelmäßig bestimmte Gegenstände, die als mortuarium, principale (scilicet animal) oder als corspresent (Totengabe) bezeichnet werden. Es sind Dinge, die zum Heergeräte gehören, insbesondere Roß und Waffen. Sie begleiten den Toten bis zum Grabe. Dort wird das Pferd samt den Waffen, die es trägt, nach der Bestattung des Toten dem Vertreter der Kirche übergeben. Stirbt ein Bauer, so wird ein Ochse oder eine Kuh vor der Leiche hergetrieben oder geleitet und dann als Gabe des Toten der Kirche zugewendet. Gleichen Brauch erblicken wir in Deutschland und in Dänemark. Bei der Bestattung Kaiser Karls IV. wurden die Banner seiner verschiedenen Länder, 26 schwarze Rosse, sein Helm und Schild im Prager Dom der Kirche als Opfer dargebracht. Ebenda opferte sich der Trauerritter samt dem Roß dem Dienste der Kirche. Im Kloster Königsfelden hat man bis 1328 die Pferde der dort beigesetzten Edelleute nach deren Bestattung geschlachtet. Das wurde dann 1328 dahin abgeändert, daß man sie den Mönchen als Arbeitstiere zuwies.

Testamente waren den germanischen Rechten ursprünglich unbekannt. Als das weltliche Recht sie gestattete, beschränkte sich die Befugnis der letztwilligen Verfügung zunächst meistens auf den Toten- oder Seelenteil. Am klarsten offenbart sich die rechtsgeschichtliche Verzahnung von Totenteil und Testament im englischen Rechte.

Nach der magna charta von 1215 gebührt der bewegliche Nachlaß dem Toten (catalla cedant defuncto) unbeschadet der Anteile der Witwe und der Kinder. Wie die großen englischen Rechtsbücher des 12. und 13. Jahrhunderts ersehen lassen, ist das so zu verstehen, daß der Erblasser nur über ein Drittel des beweglichen Nachlasses (deads part) frei verfügen konnte, während ein Drittel (wifes part) an die Witwe, ein Drittel (bairns part) an die Kinder gelangte. Daß der Totenteil ganz oder teilweise zum Seelenheile des Toten der Kirche zugewendet wurde, galt nach der Auffassung der Zeit als selbstverständlich. Solche Zuwendung kleidete sich mitunter in die kuriose Form, daß der Testator in seinem Testamente sich für einen Teil des Nachlasses selbst zum Erben einsetzte, womit gemeint war, daß dieser Teil zu seinem Seelenheile vergabt werden solle. Ähnliches finden wir bei uns. In Bayern ist noch im Jahre 1808 eine Verordnung nötig geworden um zu bestimmen, wie es zu halten sei, wenn jemand durch Testament seine arme Seele zum Universalerben eingesetzt hatte.[7])

---

[7]) Ein Viertel sollte der Schulfonds, ein Viertel der Armenfonds, zwei Viertel die Pfarrkirche erhalten.

Als Spender der Gabe, die an die Kirche oder an die Armen fällt, wird der Tote selbst angesehen. Der Tote ist es auch, der die Kosten seiner Bestattung und dasjenige bezahlt, was bei der Trauerfeier verzehrt und vertrunken wird. „Der Tote soll", so sagt ein Tiroler Dorfrecht, „mit das sein (mit seinem Anteil) sich begraben und Seelgerät und was durch seiner Seel willen verzehrt wird ausrichten."

In den Kreisen der bäuerlichen Bevölkerung war bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein eine nach dem Tode fällige Abgabe weit verbreitet, die als Sterbefall, Todfall, Theuerstes Haupt, Besthaupt, mortuarium bezeichnet wurde. Der Sterbefall war eine Abgabe, die nach älterer Auffassung der Tote selbst seinem Herrn entrichtete, der letzte Zins, den er zahlte, daher auch ultimus census genannt. Er bestand aus Gegenständen, wie sie sonst als Stücke des Toten- oder Seelenteils vorkommen, meist in dem besten Viehhaupt, in dem besten Roß oder in dem besten Rind und so weiter bis zum Hahn herunter oder in dem besten Gewand, bei Kindern etwa in dem Patengeschenk.

Der Sterbefall wird häufig in ausdrückliche Beziehung zum Begräbnis gebracht. Er soll entrichtet werden, wenn das Trauergefolge vom Grabe zurückkehrt oder während die Bahre nach dem Kirchhof gebracht wird (daher in Luxemburg auch Bahrenrecht genannt). Nach dem Hildesheimer Meierding soll, wenn ein Bettler stirbt, sein Stab und sein Bettelsack auf sein Grab gelegt werden. Eins davon, den Stab oder den Bettelsack, nimmt der Vogt als Sterbefall für seinen Herrn. An das Verbrennen des Totenteils erinnert uns ein Dorfrecht von Wetteldorf in der Eifel, das von einer verstorbenen Frau sagt: Hat die Frau keinen gespaltenen Fuß (das heißt kein Tier mit gespaltener Klaue), so soll der Schultheiß einen dreibeinigen Stuhl als Sterbefall von ihr nehmen und ihn verbrennen. Offenbar ein Stück des alten Totenteils ist es, wenn nach dem Rechte der Abtei Einsiedeln der Mann, der keine bewegliche Habe hinterläßt, den rechten Schuh als Todfall zinsen soll. Ein Paar derber Schuhe pflegte man einst dem Toten zur Reise ins Jenseits mitzugeben, insbesondere wenn er weder Roß noch Rind hatte, die ihn dahin bringen konnten![8])

Da der Tote selbst das Besthaupt entrichtet, so kann es nur aus jenem Teil des Nachlasses herrühren, der dem Toten selbst gebührt, aus dem Totenteil. Nur weil der Tote sich selbst beerbt, ist er rechtlich im Stande, das Besthaupt zu zahlen. Das Besthaupt war sonach

[8]) Vergleiche was oben Seite 27 aus dem sächsischen Vogtlande berichtet wurde.

ein dem Herrn gebührendes Stück des Totenteils. Von dem, was des Toten ureigenstes Eigentum war, von dem Grabeigen, mußte er das beste Stück dem Herrn überlassen.

Nach den ältesten Zeugnissen — sie reichen bis in die Zeit der Karolinger hinauf — stammt der Sterbefall aus der Schutzhörigkeit. Freigelassene, die nach der Freilassung aus der Knechtschaft einen Schutzherrn erhalten hatten, Freie, die sich in den Schutz eines Herrn begeben hatten, zahlen das Besthaupt als letzten Schutzzins. Der ursprüngliche Gedanke ist der einer Gegenleistung für den Schutz, den der Tote bei Lebzeiten genossen hatte. Erst in jüngerer Zeit wurde die Abgabe auf Leibeigene ausgedehnt als Abschwächung eines viel weitergehenden Herrenrechtes, das einst den ganzen Nachlaß des Leibeigenen erfaßt hatte. In Preußen ist der Sterbefall erst durch das Gesetz vom 2. März 1850 endgültig beseitigt worden.

Die Vorstellung, daß der Tote als solcher eine Rechtshandlung vornimmt, wie sie der Seelgabe, der Leistung des Besthauptes zu Grunde liegt, treffen wir auch sonst in unserem älteren Privatrecht. Im Gegensatz zum römischen und gemeinen Rechte, welches für den Erwerb der Erbschaft — abgesehen von Ausnahmefällen — eine Rechtshandlung des Erben, den Erbschaftsantritt, die aditio hereditatis verlangte, ist es nach älterem deutschen Rechte der verstorbene Erblasser, der sein Recht unmittelbar auf den Erben überträgt, ein Grundsatz, den auch unser bürgerliches Gesetzbuch übernommen hat. Das deutsche Recht kleidete ihn in das Sprüchwort: der Tote erbt den Lebendigen[9]). Während nach römischem und gemeinem Rechte der Erbe erst dadurch Besitzer der Nachlaßgegenstände wird, daß er den Besitz derselben ergreift, geht nach dem bürgerlichen Gesetzbuch der Besitz des Erblassers ohne Besitzergreifung auf den Erben über. Der Rechtssatz entstammt dem deutschen Rechte, das ihn aber ebenso wie eines seiner Tochterrechte, nämlich das altfranzösische Recht, derart formulierte, daß der Tote als aktiv, als handelnd gedacht wird. Le mort saisit le vif. Der Tote setzt den Lebendigen in den Besitz.

Soweit die Vorstellung versagte, daß der Tote selbst handle, half man sich mit dem Gedanken einer Vertretung des Toten und zwar schon zu einer Zeit, da die Stellvertretung vor Gericht und bei Rechtsgeschäften nur in sehr beschränktem Maß zulässig war und meist auf Um-

---

9) Das Wort erben ist dabei in transitivem Sinne gebraucht, wie bei der Zusammensetzung enterben. Der Tote macht den Lebendigen zum Erben.

wegen erreicht werden mußte. So bei der Klage mit dem Toten, bei der Reinigung des Toten durch den nächsten Blutsfreund, bei dem toten Zeugen und Eidhelfer. Auf die Tendenz, dem Toten zur Ausführung seines letzten Willens einen Vertreter zu beschaffen, geht im Grunde genommen auch die Entstehung des Instituts der Testamentsvollstrecker zurück. Der Testamentsvollstrecker sollte ursprünglich zum Seelenheile des Toten tätig werden, er sollte das Seelgeräte ausrichten, als dessen Geber der Tote selbst gedacht wurde.

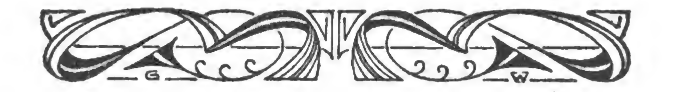
Unsere Vorfahren betrachteten sonach den Toten als Subjekt von Rechten und Pflichten. Die Rechtsfähigkeit endete nicht wie heute mit dem Tode. Durchaus fremd war den Germanen der Gedanke: Nur der Lebende hat Recht. Er widersprach ihren Vorstellungen über das Fortleben nach dem Tode, der naiven und derbsinnlichen Form ihres Unsterblichkeitsglaubens.

Ich hatte die Aufgabe, heute einen rechtswissenschaftlichen Vortrag zu halten. Wenn ich darin vielfach auf Einzelheiten einging, die mit dem Rechte wenig oder nichts zu tun haben, so geschah es mit Vorbedacht. Der Jurist, der das geltende Recht anwenden soll, wird seinem hohen Berufe nur gerecht, wenn er allerwege die Vielgestaltigkeit der Lebensverhältnisse berücksichtigt und dem Denken und Fühlen seines Volkes nicht fremd bleibt. In diesem Sinne trifft noch heute das Wort Luthers zu: Ein Jurist, der nicht mehr denn ein Jurist ist, ist ein arm Ding.

Mutatis mutandis darf man dasselbe vom Historiker und ebenso vom Rechtshistoriker sagen. Auch das Recht der Vergangenheit wird uns nur lebendig, wenn wir es im Zusammenhange der nationalen Kulturerscheinungen seiner Zeit zu erfassen suchen. Kein Detail ist dabei zu geringfügig, vorausgesetzt, daß es nicht antiquarisches und damit totes Detail bleibt, sondern mit dem vollen Strome der historischen Entwicklung in Kontakt gebracht und dadurch beseelt wird. Auch für den Rechtshistoriker und für die Lösung rechtshistorischer Probleme gilt der Spruch Goethes:

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.





Wie Bayards Stolz gebrochen werden sollte.

Ballade

von

Börries, Freiherrn von Münchhausen.

„Der Ludovico Moro ist ein Schuft,
Der landfremd Volk zu seinen Fahnen ruft,
Landfremd Gesindel, das Milano füllt,
Mit welschem Brote deutschen Hunger stillt,
Und Welschlands Adel darbt indes im Land
Bei dieses Krieges hellem Unverstand!"

So schilt der Nobile der Lombardei,
Und Ludovico Moro — lacht dabei:
„Langsam ihr Herrn! Was gestern zu uns stieß,
Was ich in das umschlossne Mailand ließ,
Gesindel ist's, das Speck und Bohnen frißt,
Und selbst doch Speck für fränkische Mäuse ist!
Wartet den Ausfall ab, der morgen wird,
Und scheltet erst, wenn sich mein Plan geirrt!"

Ein heißer Vormittag. Der Flintenlauf
Brennt an die Hand, die an ihm fährt herauf,
Doch doppelt Pulver ladet jedermann,
Denn heut heißt's zeigen, was der Schweizer kann,
Er ganz allein, der deutsche Söldner soll
Den Ausfall wagen, tollkühn — oder toll,
Denn vor den Toren liegt als Widerpart
Des Ludovico Moro — Pierre Bayard.

Auf Mailands Wällen wandert auf und ab
Der General, der ihnen Auftrag gab,
Und rechts und links von ihm die Nobili
— Wie auf ein Spiel der Bühne schauen sie.

„Der Vorhang schlägt zurück, — Hanswürste vor!
Vorhang, — Verzeihung: das Olona-Tor!

Der Schweizer Hauptmann hastet hin und her,
Als ob er wirklich Pulcinello wär,
Und dieser aufgeputzte Landsknechtshauf, —
Moro, gebt ihr das Puppenspiel nicht auf?! —
Jetzt, seht, jetzt kommt das Gegenspiel heraus,
Und als Kulisse gilt das einzle Haus!
Wie wütend dort der fränkische Reiter tut, —
Bei Gott, der Gegner spielt den Krieger gut!

Ein kurzes Handgemenge, fernes Schrein,
Durch Pferdestaub Schwertblitz im Sonnenschein,
Ein Hin und Her, — ein Ziehen vor, zurück,
Ich glaube fast den Unsern lacht das Glück,
Wenn nicht ein Heldenspieler . . .
da ist Bayard!!
Moro, das Possenspiel kriegt ernste Art!"

Die Schulter klopft Moro dem Edelmann:
„Das Possenspiel, Signor, geht eben an!
Seht, wie Bayard in unsere Leute fährt,
Wie eine Pritsche schwirrt sein langes Schwert!
Sie fliehen, sagt ihr? Nun, gesteh ich's nur,
Mir ist das lieber jetzt, als die Bravour,
Mit welcher ihr jüngst fochtet vor der Stadt,
Und die uns doch nur Blut gekostet hat.
Seht wie sie laufen! Und das Tor steht auf,
Und seht, der Narr folgt nach im Siegeslauf!
Das Tor knarrt zu! Der erste Akt ist aus,
Mit deutschem Speck fing ich die fränkische Maus!

Zum zweiten Akt nun, der die Lösung bringt,
Und der den Stolz des Pairs von Frankreich zwingt,
Denn wenn einmal der Stolz gebrochen ward, —
Was ist dann ohne seinen Stolz Bayard!!"

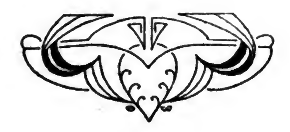
Sie steigen nieder, wo im dichten Schwarm
Gefesselt längst der wenigen Helden Arm,
Rings drängt das Volk, hoch stehn die Nobili,
Auf ihren Helden Moro schauen sie.
Der lehnt sich stolz auf seines Schwertes Knauf:

„Das Tor, ihr Leute, stoßt die Flügel auf!
Die Franken, die wir fingen, Mann für Mann
Führt zum Gefängnis in die Burg hinan,
Für jeden will ich gutes Lösegeld,
Denn jeder ist in seiner Art ein Held!

Jedoch Bayard, — Herr Ritter, ihr verzeiht,
Was ich euch melde, tut mir selber leid,
Doch wär's ein falscher Handel, sagt ich jetzt,
Daß ich für euch mir einen Preis gesetzt.
Seht, was ihr wert uns seid: Frei steht das Tor:
Ich denke: Nichts verliert, wer euch verlor!"

Ein höhnisch Lächeln macht im Kreis sich breit.
Bayard jedoch, im Sattel schon bereit:
„Verstand ich recht, Herr Feldherr, sagtet ihr,
Daß ihr die andern zählt wies liebe Tier,
Da ich jedoch nicht zu bezahlen sei,
Gäbt ihr bewundernd mich in Gnaden frei?
Ich sage für die Huldigung besten Dank!
Wie tief auch mancher von euch niedersank,
Den in der Schlacht mein Degen überzeugt, —
So tief hat noch kein Feind sich mir gebeugt!"

Laut lachend sprengt der Ritter aus dem Tor.
Der Tag war heiß, — und trotzdem: Moro fror.





Die Wirkung des russisch-japanischen Krieges auf die ostasiatischen Seeinteressen.[1])

Von

Ludwig Riesz.

Als das Reichsmarineamt im Jahre 1905 dem Reichstag die Entwicklung der deutschen Seeinteressen im Jahrzehnt von 1893—1903 darlegte, konnte bei der zahlenmäßigen Würdigung des Aufschwunges der deutschen Seeinteressen in fast jeder der zwölf Rubriken darauf hingewiesen werden, daß in Prozenten ausgedrückt das Wachstum für Deutschland ein erheblich stärkeres war als für die Gesamtheit der anderen zum Vergleich herangezogenen Länder, und besonders als für England, Frankreich, die Vereinigten Staaten im einzelnen. Nur für ein Land der Erde konstatierte schon diese Denkschrift eine noch viel schnellere Entwicklung als für unser Vaterland, nämlich für Japan. Hatte sich z. B. Deutschlands auswärtiger Seeverkehr in zehn Jahren um 50%, der von Großbritannien, Amerika, Frankreich, Norwegen und Rußland aber nur um 30—46% gehoben, so muß hervorgehoben werden, daß Japan allein mit einer Verfünffachung seines Verkehrs alle übrigen Seemächte an Schnelligkeit des Fortschritts übertraf. Auch der besonders erfreuliche Aufschwung Deutschlands im Jahrfünft 1898/1903 konnte einen Vergleich mit der japanischen Entwicklung nicht aushalten. Hob sich der Außenhandel Deutschlands von 1894 bis 1904 um fast zwei Drittel seines Wertes, nämlich um rund 66%, so kam ihm zwar kein anderes Land Europas oder Amerikas darin gleich; Japan aber hatte in derselben Periode eine Zunahme um 200%, also eine Verdreifachung seines Außenhandels zu verzeichnen.

Nun kam aber unmittelbar nach der in der Denkschrift des Reichsmarineamts betrachteten Periode im Februar 1904 der Krieg, der 18 Monate dauerte und die Kräfte des Inselreiches auf das äußerste anspannte. Da man in England während des Burenkrieges einen Niedergang des Handels in den Jahren 1901 und 1902 beob-

[1]) Vortrag, gehalten im Institut für Meereskunde am 6. und 13. März 1907.

achtet hatte und die ungünstigen Rückwirkungen des Krieges noch 1904 fühlte, so lautete die Prognose für Japan selbst im Falle des Sieges auf eine Unterbrechung seiner gewaltigen kommerziellen Expansion und auf eine dauernde wirtschaftliche Ermattung, namentlich für den eingetretenen Fall, daß beim Friedensschluß eine Kriegskostenentschädigung nicht zu erreichen wäre. Aber dieser Analogieschluß erwies sich als trügerisch. Nicht nur für Japan, sondern für ganz Ostasien erwies sich der lange Krieg schon während seiner Dauer als ein Anstoß zu lebhafterer Entwicklung der See- und Handelsinteressen, und seit dem Friedensschluß haben die Anstrengungen der Japaner, das Meer durch die Hochseefischerei besser auszunutzen, den ostasiatischen Schiffahrtsverkehr in möglichst großem Umfang an sich zu ziehen und ihren Landsleuten über See wirksameren Schutz zu gewähren, auch in Europa immer wieder die Aufmerksamkeit auf die Energie gelenkt, mit der in Ostasien die Seeinteressen wahrgenommen und verfochten werden. Um diese neuesten Vorgänge in Ostasien zu würdigen, müssen wir zuerst die zum Teil überraschenden Verschiebungen der Handelswege und Verkehrsmittel auf den ostasiatischen Meeren während der Kriegsereignisse vom Februar 1904 bis September 1905 überschauen, um uns dann einer Betrachtung der Fragen zuzuwenden, die durch die neuen Bestrebungen überseeischer Politik in Ostasien während der 18 Monate, die seit dem Frieden von Portsmouth verflossen sind, für Gegenwart und Zukunft zur Diskussion gestellt worden sind.

I.

Der erste Teil unserer Ausführungen hat sich also mit der Frage zu beschäftigen, wie der russisch-japanische Krieg während seines Verlaufs den seit etwa 1893 bemerkbaren Entwicklungsgang der Interessen aller Nationen in den ostasiatischen Gewässern beeinflußt hat. Da Japan bereits vor dem Kriege der wirksamste Faktor für die bemerkbaren Veränderungen war und in noch höherem Grade während des Krieges auf die Vorgänge in Ostasien den beherrschenden Einfluß ausübte, so stellen wir Japan in den Mittelpunkt der Vergleiche, durch die wir uns einen klaren Überblick zu verschaffen suchen. Die Mandschurei rechnen wir dabei zu Nordchina; das Kaisertum Korea gilt uns als ein besonderes Wirtschaftsgebiet.

In der Übersicht der deutschen Seeinteressen geht die Denkschrift unseres Reichsmarineamts an erster Stelle auf die Bedeutung der über-

seeischen Auswanderung für die deutschen Wirtschaftsinteressen ein. Wir hatten z. B. 1904 eine überseeische Auswanderung von fast 28000 Personen, wovon 26000 allein nach den Vereinigten Staaten. Früher waren wir ja gewohnt, alle Söhne unseres Vaterlandes, die übers Meer, besonders „über das große Wasser" gingen, als einen schmerzlichen Verlust unseres Nationalwohlstandes zu betrachten. In neuerer Zeit haben wir aber gelernt zu unterscheiden zwischen den Scharen der deutschen Auswanderer, die fremden Nationalitäten zuwachsen, und den „Deutschen im Auslande", die nur für einige Jahre in der weiten Ferne Aufenthalt nehmen und dann zurückkehren oder die, auch wenn sie sich dauernd in überseeischen Ländern ansiedeln, ihre Reichsangehörigkeit nicht verlieren und sie auch wohl ihren Kindern vererben. Diese „Deutschen im Auslande" betrachten wir jetzt nicht mehr als reinen Verlust unseres Volkstums, sondern als einen schätzenswerten Zuwachs unserer „Seeinteressen". Den eigentlichen Auswanderern gegenüber bildet dieses unserm Volkstum nutzbare Element ja nur eine kleine Minderzahl; aber an Bildung, Besitz und Lebensführung sind sie der höhere und wichtigere Bestandteil, wahrhafte Kulturträger, wie schon in der Zeit der sogenannten 48er in England und Amerika bereitwillig anerkannt wurde. Sie vermitteln und beleben den Austausch materieller Güter, nützlicher Einrichtungen, fruchtbarer Ideen zwischen unserm Vaterland und ihrer zweiten Heimat. In Ostasien vollzieht sich die Bevölkerungsbewegung über See fast nur in den niedrig stehenden Volksschichten durch ungeschulte Arbeiter; aber gerade das ist dort die für den Nationalwohlstand gewinnbringendste Form der Auswanderung. Für China und Japan handelt es sich fast nur um ein auf eine Reihe von Jahren ausgedehntes Sachsengängertum, um angeworbene Arbeiter, Kulis, die auf drei, fünf oder zehn Jahre mit festen Kontrakten über See gehen, um sich etwas zu ersparen und zugleich das Geld abzuverdienen, das die Werbegesellschaften ihren Familien als Vorschuß und monatlich zum Lebensunterhalt zahlen. Zwischen den ostasiatischen Ländern selbst gibt es einen solchen Kuli-Import und Export nicht, weil dort ja überall ein Überschuß an willigen Kontraktarbeitern vorhanden ist. Chinesen, die nach Japan, oder Japaner, die nach China auswandern, gehören durchweg der höheren Schicht von selbständigen und geschulten, ja sogar gebildeten Auswanderern an oder bilden ihre Bedienung. Aber dieser Austausch hielt sich bis nach dem Kriege in viel engeren Grenzen, als zwischen benachbarten Ländern in Europa. Ende 1898 gab es nur 1782 Japaner, die in China, und 6130 Chinesen, die in Japan angesiedelt waren. Für ein so großes und übervölkertes Reich

wie China mit seinen 430 Millionen Einwohnern verschwindet die Auswanderung nach Japan, auch wenn wir die zum Studium hinübergesandten 80 000 Jünglinge hinzurechnen. Schätzt man doch die Zahl der Deutschen in England auf 100 000, in Frankreich auf 48 000. Dagegen fällt allein die Zahl der chinesischen Kulis, die in weiter Ferne allein für die südafrikanischen Minen angeworben sind, auch nach den neuerlichen Einschränkungen mit 53 000 ganz anders ins Gewicht. Von den 124 000 Japanern, die Ende 1900 im Auslande wohnten, war genau die Hälfte (62 000) auf den Zuckerplantagen in Hawai als Kontraktarbeiter beschäftigt.

In diese ostasiatische Volksbewegung hat der russisch-japanische Krieg eine Wandlung gebracht.

Zunächst strömten aus der Mandschurei, Sibirien und dem Amurgebiet die dort angesiedelten Japaner gleich bei Ausbruch des Krieges in ihre Heimat zurück. Dann aber bot sich für sie und andere im Rücken der vordringenden japanischen Armee Verwendung als Händler und Troßknechte. Die Auswanderung nach Hawai kam ins Stocken. Dafür stieg die japanische Einwanderung in Korea und den südlichen Teil der Mandschurei. Am 1. Februar 1905 wurden in Korea schon 60 470 Japaner gezählt, viermal so viel wie 1900; ein Jahr darauf waren es bereits 72 500, die 18 000 Haushalte bildeten. Es wäre nun doch sehr schön gewesen, wenn Japan den ganzen Überschuß seiner Bevölkerung in freier, selbstgewählter Beschäftigung auf dem asiatischen Kontinente hätte festsetzen und die Kulibeschäftigung auf Hawai für 60 000 Japaner hätte abstellen können. Aber die Konkurrenz der Chinesen und Koreaner verhinderte eine massenhafte Übersiedelung von Besitzlosen, von ihrer Hände Arbeit lebenden Japanern. Auf die Geld ins Land bringende Beschäftigung in den Zuckerplantagen auf Hawai und ähnliche Kuliansiedelungen kann die japanische Volkswirtschaft noch nicht verzichten. Da auch die Immigrantengesetzgebung und Verwaltungspraxis in Honolulu bei dem fühlbaren Mangel an Arbeitskräften Konzessionen machte, so nahm auch die Großmacht Japan nach dem Frieden die Politik der geregelten Emigration von Kontraktarbeitern wieder auf und dehnte sie bereitwillig auch auf Mexiko, Chile, Brasilien aus. Ja, man hielt es für Japans Pflicht, auch das von ihm beherrschte Korea an den Segnungen der Kuliauswanderung teilnehmen zu lassen. Ein koreanisches Emigrantenschutzgesetz nach japanischem Muster wurde in Soeul am 12. Juli 1906 promulgiert.

Da die südafrikanischen Goldbergbaumagnaten erwarteten, daß in der unmittelbarsten Nachbarschaft des Kriegsschauplatzes das Elend be-

sonders groß und das beschäftigungslose Menschenmaterial reichlich vorhanden sein müsse, so ließen sie im Juni und Juli in Tangku, einer Hafenstadt am Golf von Petschili, Kulis anwerben und legten in Chinwangtao, also in dem der Mandschurei nächstgelegenen chinesischen Hafen, eine permanente Coolie station an. Vom 18. August 1904 bis zum Schluß des Jahres wurden von dort 17 224, im Jahre 1905 weitere 23 984 Chinesen mit Verpflichtung zu dreijähriger Minenarbeit in die Depots des südafrikanischen Bergbaues befördert.

Welche Bedeutung die Geldsendungen der chinesischen Auswanderer für die Handelsbilanz Chinas haben, ist in einem besondern Bericht der chinesischen Seezollverwaltung ausgeführt; nur durch diese Einnahmequelle von über See kann das Riesenreich Ostasiens in gewöhnlichen Zeiten den regelmäßigen Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr ohne starken Abfluß von Edelmetall aufrecht erhalten. Diese wirtschaftliche Seite der Sachsengängerei auf Jahre wird in China und Japan sehr beachtet, wie ja auch Italien neuerdings den Vorteil überseeischer Arbeitsgelegenheit empfindet. Der russisch-japanische Krieg hat jedenfalls sehr dazu beigetragen (wir werden noch darauf zurückkommen), die Kulianwerbung in Japan, Korea und dem chinesischen Grenzgebiet nahe der Mandschurei neu zu befestigen und auszudehnen. —

Sehr fühlbar und nachhaltig wurde der Schiffahrtsverkehr aller seefahrenden Nationen von den Ereignissen der 18 Monate, von Februar 1904 bis September 1905, berührt.

Wenn man die störenden Wirkungen des Seekrieges in Ostasien gegen seine den Schiffahrtsverkehr anspornenden und belohnenden Einflüsse abwägen will, so muß man natürlich unterscheiden zwischen der Schiffahrt der beiden kriegführenden Mächte und der neutralen Schiffahrt. Es versteht sich von selbst, daß für Russen und Japaner der Kriegszustand ein Hindernis der Entwicklung und selbst der Aufrechterhaltung ihres Anteils am Schiffahrtsverkehr Ostasiens war. Dabei litten die Besiegten nur relativ schwerer als die Sieger; die Russen büßten 14 Handelsdampfer mit zusammen 21 875 Tonnen, die Japaner 14 Dampfer von 25 777 Tonnen Tragfähigkeit durch die Beschlagnahmungen und Minen des Feindes ein. Aber die russische Handelsflagge ist sehr bald nach den Kaperungen, mit denen die Japaner ihre Kriegshandlungen schon vor dem Überfall auf der Reede von Port Arthur einleiteten, überhaupt von den ostasiatischen Gewässern verschwunden, weil sich kein russisches Handelsschiff mehr aus Port Arthur, Niutschwang und Wladiwostok herauswagte. In der Statistik des Seeverkehrs ging nicht nur in den

japanischen Häfen der Anteil der russischen Flagge im Jahre 1904 auf ein Zwanzigstel zurück (von 400000 auf 20000 Tonnen), sondern auch in den chinesischen Häfen entsprach der Rückgang auf ein Zehntel des Vorjahres (56000 gegen 570000 Tonnen) genau dem Verhältnis zwischen der Friedenszeit bis zum 6. Februar und dem kriegerfüllten Rest des Jahres. Aber auch die Japaner litten in dem Seeverkehr an ihren eigenen Küsten nicht nur durch den Schaden, den ihnen die Russen effektiv zufügten, sondern auch indirekt durch die Furcht, die das Kreuzergeschwader von Wladiwostok und die sich nähernde vereinigte baltische Flotte verbreiteten. Im Frühjahr und Sommer 1904 hat die japanische Küstenschiffahrt und Hochseefischerei sogar infolge des Verbots durch die eigene Regierung 60 Tage lang geruht. Viel wichtiger war es aber noch für die Gestaltung der ostasiatischen Seeinteressen während des Krieges, daß die japanische Regierung alle großen und mittleren Seeschiffe der Handelsflotte des Landes vom Ausbruch des Krieges bis nach dem Friedensschluß für kriegerische Transportzwecke und andere Hilfsaktionen in Anspruch nahm. Dadurch mußten die Leistungen der japanischen Handelsflagge für den Schiffahrtsverkehr auf allen Meeren während des Krieges auf ein Minimum herabgedrückt werden. Da gerade die größten Dampfer, die auf den weiten Reisen nach Amerika und Europa verwandt wurden, für die Kriegstransporte und als Hilfskreuzer am wichtigsten waren, so erfolgte ihre Requisition schon lange vor Ausbruch des Krieges, um sie gleich benutzen zu können und die Gefahr ihrer Wegnahme in entlegenen Gewässern zu vermeiden. Wie sehr in dieser Beziehung der Krieg seine Schatten vorauswarf, geht aus der offiziellen Übersicht der japanischen Seeverkehrleistungen in der Zeit vom 1. Oktober 1903 bis 30. September 1904, also einer Periode von vier Monaten Frieden und den ersten acht Monaten des Krieges, hervor. Da zeigt die Togo Kisen Kaisha, eine Reederei, die mit 6 großen Dampfern von durchschnittlich 6300 Tonnen den Verkehr von Japan und China nach Amerika vermittelt, einen Rückgang von früher 75 Reisen, nicht etwa nach dem Verhältnis der Friedens- und Kiegsmonate auf ein Drittel, also 25, sondern auf 9, also weniger als ein Siebentel, von Frachtgütern und Passagieren auf ein Sechstel. Ebenso läßt sich aus den Zahlen der größten japanischen Reederei, der Nippon Yusen Kaisha, nachweisen, daß gerade die weiten Reisen am frühesten aufgegeben wurden. Eine der sechs größten japanischen Schiffahrtsgesellschaften, die Oya Shosen Kaisha, gab, da sie die Küstenschiffahrt im japanischen Meere zu ihrer Hauptaufgabe gemacht hatte, den Betrieb während des Krieges völlig auf.

In den japanischen Häfen ging der Anteil der japanischen Handelsflagge am Schiffsverkehr mit dem Auslande 1904 von 3827 Dampfern auf 1539, also um 60 Prozent zurück. An Tonnenzahl war der Rückgang noch gewaltiger, da die großen für den Verkehr mit Amerika, Australien, Bombay und Europa dienenden Schiffe von der Regierung zuerst requiriert wurden: von 5131000 auf 1173000 Tonnen, also um 77 Prozent des Vorjahres. Ja im Hafen Yokohama, der wegen seiner Lage im Osten des Reichs an den vorbereitenden Transporten nach der Basis der japanischen Kriegsoperationen in Korea und der Mandschurei nicht partizipierte, stellte sich der Ausfall der auslaufenden japanischen Schiffe infolge des Krieges in den Zahlen 442000 Tonnen im Jahre 1903 und nur 48500 (also nicht einmal ein Neuntel) im Jahre 1904 noch viel gewaltiger dar. Auch das Jahr 1905 konnte den alten Zustand noch nicht wieder herstellen, da ja auch in den Monaten nach dem Friedensschluß die meisten Transportschiffe noch nicht freigegeben wurden. So blieb denn im eigenen Lande der Anteil der japanischen Schiffe auch 1905 noch auf $12^1/_2$ Prozent beschränkt gegen 38 Prozent im Jahre vor dem Kriege.

An die Stelle der durch Requisitionen für Kriegszwecke behinderten japanischen Handelsschiffe trat die Konkurrenz der neutralen seefahrenden Nationen mit um so größerer Bereitwilligkeit, weil schon seit 1902 ein beträchtliches Übermaß von Frachtgelegenheit in allen Häfen der Weltmeere zu verspüren war. Die Zahlen des Überganges an fremde Handelsflaggen sehen vom japanischen Standpunkte aus erschreckend genug aus. Japan verlor 1904 in seinen eigenen Häfen 4 Millionen Tonnen Schiffsverkehr; die fremden Flaggen gewannen 2 Millionen. 1905 erhöhte sich die japanische Tonnenzahl kaum; die Fremden hatten aber bereits 5 Millionen Tonnen mehr als 1903. Und dieser Übergang kam ausschließlich den im Frachtverkehr gefährlichsten Konkurrenten zu statten: den Briten, Norwegern, Deutschen und Amerikanern. Denn die französische Tonnenzahl veränderte sich nur wenig und blieb in beiden Kriegsjahren hinter der bereits 1893—1902 erreichten Höhe zurück; die österreichisch-ungarischen und dänischen Anteile gingen sogar zurück. Den Löwenanteil des Vorsprunges hatte die britische Flagge mit 756 Schiffen und zwei Millionen Tonnen; Norwegen nahm um 793 Schiffe und 819000 Tonnen, Deutschland um 375 Schiffe und 650000 Tonnen, Amerika um 152 Dampfer und 930000 Tonnen zu. Aber zu einem guten Teile handelt es sich dabei um gecharterte und gekaufte Schiffe, die von japanischen Reedern dirigiert wurden und mit um so höheren Zahlen erscheinen, weil sie bei jedem Ein- und Auslaufen in einen japanischen Hafen in die Listen eingetragen wurden. Während

des Krieges hat die japanische Regierung den von Japanern gecharterten fremden Schiffen die sonst der eigenen Flagge vorbehaltene Küstenschiffahrt freigegeben. Als gechartert werden für das Jahr 1904 allerdings nur 52 Dampfer mit 101 500 Tonnen angegeben; aber die größte Schiffahrtsgesellschaft Japans, die bekannte Nippon Yusen Kaisha hat daneben noch den ganzen Schiffsbestand kleinerer, früher in der chinesischen Küstenfahrt beschäftigter englischer Reedereien in ihren Dienst genommen. Angekauft haben die Japaner vom Auslande 70 Dampfer mit 262 700 Tonnen.

Die durch den Krieg herbeigeführte Notlage der japanischen Reedereien hat also für die neutrale Schiffahrt jedenfalls den Vorteil gehabt, daß ihr auf einem sonst wenig ergiebigen Boden eine sehr umfassende Beschäftigung im festbezahlten Verkehr zuwuchs. Weniger die großen Reedereien und die in Ostasien gut eingeführten erstklassigen Linien als die kleineren, noch nicht voll entwickelten Gesellschaften und die sogenannten tramps, d. h. die überall Verwendung suchenden Schiffe haben davon profitiert. Daraus erklärt sich auch der außerordentlich hohe Anteil, den die Norweger an der ostasiatischen Schiffahrt gewannen. Sie sind ja mangels des Rückhalts eines hoch entwickelten Handels und einer umfangreichen Exportindustrie im eigenen Lande gezwungen, den Zufallschancen einer gesteigerten Nachfrage nach Frachtgelegenheit durch sogenannte wilde Fahrten auf allen Meeren nachzugehen. Für sie hatten die Charterungen in Japan etwas besonders Verlockendes.

Zu dem großen Vorteil, den die Schiffahrt der Engländer, Deutschen, Norweger und der Amerikaner aus dem Umstande zog, daß der japanische Anteil in Ostasien und auf dem Weltmeere während des Krieges so stark zurückging, kam nun noch die Beschäftigung für die Versorgung der kriegführenden Mächte mit den Kriegsbedürfnissen, sagen wir es kurz, der Konterbandentransport, der direkte nach Japan und Rußland und der indirekte nach neutralen Häfen in Ostasien. Dafür hatten ja beide Teile gesorgt, daß unter den Begriff der Kriegskonterbande eine sehr lange Reihe von Artikeln fielen, von Nahrungsmitteln, Baumwolle, Kohle, Gold- und Silberbarren aufwärts bis zu den in Hilfskreuzer umzuwandelnden Schnelldampfern, die Rußland sich noch erst kaufen mußte, Japan aber in den sehr erfolgreichen Prisenjägern der japanischen Handelsflotte, Honkong Maru, Nikko Maru, Bingo Maru, Kumano Maru, nur zu requirieren brauchte. Auf die ostasiatischen Gewässer entfiel ja nur ein Teil dieses Verkehrs. Noch sind einige Vorfälle in Erinnerung, die auf die Lieferungen, die über Nordsee und Ostsee nach Riga und Libau gingen,

ein grelles Licht warfen, z. B. das Torpedoboot, das ein Amerikaner sich von Tornicroft bauen ließ und das trotz der Wachsamkeit der englischen Hafenbehörden nach Rußland entkam, oder die Torpedobootsteile, die von der Lübecker Hafenpolizei angehalten wurden und erst auf Anweisung des Auswärtigen Amts freigegeben wurden, weil für Neutrale die Beförderung nicht vollständig verwendungsfertiger Kriegsgeräte in das Gebiet eines Belligerenten ja durchaus legal ist. Von den Ausrüstungsgegenständen und Kohlen für das Baltische Geschwader ganz zu schweigen. Was aber während des Krieges an Konterbande alles nach Japan und trotz der im Mai erklärten Blockade nach Port Arthur, Wladiwostok und Niutschwang gelangte, davon kann man sich nach den Berichten, Zollregistern und Urteilen der Prisengerichte eine gute Vorstellung verschaffen. Englische Schiffe brachten Mehl und Fleischkonserven aus Kalifornien, Kanada und Indien; chinesische Dschunken überlieferten den Blockadebrechern auf hoher See Stiefel für die russischen Truppen in Port Arthur. Schiffsbaumaterial aus Hamburg, Petroleum aus New York, Pferdefutter aus Kanada und San Francisko, Fischdünger und Bohnen aus China; Reis aus Saigon und die Postsäcke aus Deutschland fielen den beiderseitigen Schiffen in die Hände. Das wichtigste aber waren die englischen Kohlen, die auf englischen, deutschen, norwegischen, österreichischen, holländischen und schwedischen Schiffen nach Ostasien gebracht wurden. Die Artikel der japanischen Einfuhrliste, die 1904 die größte Steigerung gegen das Vorjahr aufweisen, sind unverkennbare Gebrauchsartikel für die Armee und Flotte; Steinkohle (mehr als das 6fache), Dampffahrzeuge (das 5 ½ fache), Drillich und Kanavas (das 12fache), wollene Decken (das 40fache), Kabel (das 3fache), Sohlleder (das 4fache). Kurz, der Konterbandehandel wurde von den Neutralen schwunghaft betrieben.

Die Strenge des Seekriegsrechts, das beide Parteien gegen die Neutralen anwendeten, ließ im Prinzip die Praxis der letzten Präzedenzfälle des Burenkrieges, spanisch-amerikanischen und chinesisch-japanischen Krieges weit hinter sich und hat um so höhere Bedeutung für die Zukunft, weil sich die anerkanntesten Autoritäten der verschiedensten Länder ziemlich übereinstimmend auf denselben Standpunkt gestellt haben wie die kriegführenden Mächte. Der Engländer Holland hat das Recht der Belligerenten, ganz nach Belieben als Kriegskonterbande zu erklären, was sie wollten, anerkannt und weder Russen noch Japaner ließen sich von dem Argumente des englichen Botschafters in Petersburg Sir Ch. Hardinge beeinflussen, daß Steinkohle doch eigentlich eine „Ware allgemeinster friedlicher Verwendung“ sei. Prof. Ariga in Japan gab nach der Ver-

senkung des japanischen Handelsdampfers Nagoura Maru zu, daß die Russen mit ihrer Prise machen konnten, was sie wollten, und Professor v. Martens in Petersburg erklärte die Prisengerichte für nicht kompetent, zu beurteilen, ob die Versenkung eines Schiffes berechtigt war oder nicht; das muß der persönlichen Verantwortlichkeit des Kommandanten und den vorgesetzten Marinebehörden oder einem angerufenen Strafgerichtshof überlassen bleiben. Prof. Niemeyer hat die alte Kriegsregel des Hugo Grotius, daß die Kriegführenden gegen Entschädigung jeden Schritt gegen neutrale Schiffe unternehmen können, den die Kriegslage erfordert, als den einzig passenden Leitstern in solchen Fragen hervorgehoben.

An eine Abgrenzung des Seekriegsschauplatzes und seiner Zufahrtswege als der alleinigen Stellen, wo das Kriegsrecht gegen Neutrale zur Geltung gebracht werden kann, hat niemand gedacht. Soweit das hohe Meer reicht, d. h. überall auf der Wasserfläche, die nicht als territoriales Gewässer gelten muß, kann jeder Belligerent die neutralen Schiffe anhalten, durchsuchen, kapern und zerstören, wenn Grund dazu vorliegt. In der Nordsee auf der Doggerbank so gut wie im Eingang der Straße von Gibraltar, im Roten Meer oder bei Madagaskar. Gerade in diesen von Ostasien noch so weit entfernten Gebieten, speziell im Roten Meere haben die russischen Schiffe des Admirals Wirenius gleich im Februar 1904 drei nach Japan bestimmte Kohlenschiffe und einen Postdampfer angehalten. Im Juli 1904 haben die Wladiwostok-Kreuzer und das Torpedoboot Nr. 7 drei neutrale Schiffe, die sie in Ostasien mit Konterbande an Bord trafen, den Knight Commander, die Thea und den Hipsang, nicht nur gekapert, sondern in den Grund gebohrt, während gleichzeitig die aus den Dardanellen als Handelsdampfer ausgelaufenen und auf dem hohen Meere zu Hilfskreuzern umgewandelten Dampfer der Freiwilligenflotte „Smolensk“ und „Petersburg“ im Roten Meere innerhalb 14 Tagen 10 große Dampfer, darunter die Postdampfer „Malakka“ und „Prinz Heinrich“, anhielten und außer der „Malakka“ auch einen deutschen Dampfer und zwei andere englische einstweilen wegnahmen. Mußten diese Vorgänge nicht auf die neutrale Schiffahrt so abschreckend wirken, daß die Reisen nach Ostasien namentlich mit Kriegskonterbande an Bord überhaupt aufhörten?

Zwei englische Linien, die der P. & O. Co. und die der Firma Alfred Holst & Co. gaben im Juli 1904 ihre regelmäßigen Fahrten nach Japan auf. Bei den übrigen Seefahrern galt aber auch im Angesicht dieser Gefahr der prächtige Wahlspruch in der Halle des Bremer Rathauses: Navigare necesse est; vivere non est necesse (Seefahren ist notwendig, zu leben ist nicht notwendig), oder wie die Franzosen zur

Zeit des heldenhaften Coligny es formulierten: Vogue la galère! (Laßt die Galeere in See gehen!)

Wenn man nun den Schaden ermißt, den die neutralen Ostasienfahrer während der 18 Monate des Krieges infolge der prinzipiell strengen Handhabung des Seekriegsrechts erlitten, so ist er eigentlich erstaunlich gering. Das erklärt sich daher, daß doch nur zu gewissen engbegrenzten Zeiten auf die Ausübung der Seepolizei der nötige Nachdruck gelegt wurde, auf russischer Seite in den europäischen Meeren und im Roten Meer nur im Februar und Juli 1904, in Ostasien nur im April, Mai, Juni und Juli 1904 und im Mai und Juni 1905, also z. T. auch noch nach der Schlacht bei Tsushima. Da wurden im ganzen von den Russen 6 neutrale Schiffe in Ostasien versenkt: 4 englische, 1 deutsches und 1 dänisches, für die aber sämtlich Entschädigung bezahlt wurde; 9 wurden gekapert, aber bis auf das bei Iturup gestrandete englische Schiff Oldhamia sämtlich freigegeben. Dazu kommt noch die Versenkung des Fischdampfers Crane, die Beschädigungen von 5 anderen Fischerbooten, darunter ja auch einem deutschen, und der Tod von zwei englischen Fischern in der sogenannten Schlacht auf der Doggerbank, für die 1335000 Mk. Entschädigung bezahlt wurde. Da die See überhaupt ein gefährliches Element ist, so läßt sich also dieser effektive durch die Russen zugefügte Kriegsschaden leicht verschmerzen.

Die Japaner haben im ganzen 33 neutrale Schiffe konfisziert; bis auf eins sämtlich in der Zeit vom Oktober 1904 bis zum Schluß des Krieges. Die weitaus meisten fingen sie im Januar, Februar und März 1905 ab, als unter Charter von russischen Regierungsagenten nach Wladiwostok die nötigen Kohlenvorräte für das dorthin zu dirigierende Baltische Geschwader gesandt wurden. Die ersten 3 Monate des Jahres 1905 waren die großen Verlustmonate für die englischen Seeversicherungsgesellschaften, wo sie infolge der Kaperungen für 30000000 Mk. aufzukommen hatten. Da die Marineversicherungen immer erst nach zwei Jahren abgerechnet werden, ist also das Jahr 1907 kein sehr aussichtsvolles für Lloyd's underwriters.

Daß aber auch noch eine ganze Anzahl von Dampfern glücklich den auf der Lauer liegenden Japanern entgingen, erkennen wir aus der Tatsache, daß von 60 großen Dampfern, die für Wladiwostok gechartert waren, doch nur 24 den Japanern als Beute zufielen, als sie vor diesem letzten den Russen verbleibenden Hafen in Ostasien auf der Lauer lagen. Bei der hohen Versicherungssumme für Dampfer und Ladung ist ja überhaupt die Wegnahme durch den Feind vom Geschäftsstandpunkte der

Reederei aus kein so großes Unglück. In Shanghai und Hongkong hat sich während des Krieges sogar eine eigenartige Industrie ausgebildet. Weil nämlich die Vergütung für die glückliche Fahrt nach Port Arthur und Wladiwostok nicht so hoch war, wie die Überversicherung der den russischen Agenten vercharterten alten Kästen von Dampfern, so spielten viele Kapitäne ihr Schiff absichtlich den Japanern in die Hand.

Außer der Prisen- und Versenkungsgefahr brachte allerdings der Krieg den Schiffen in ostasiatischen Gewässern noch eine andere viel bedenklichere Fährlichkeit. Das waren die treibenden Minen, von denen ja beide Parteien einen sehr reichlichen Gebrauch machten und durch die sie sich gegenseitig so gewaltigen Schaden zufügten. Die Russen haben 5 Kriegsfahrzeuge von 19500 Tonnen, die Japaner 9 Kriegsschiffe von 40600 Tonnen und 4 Transportschiffe von 7200 Tonnen durch Seeminen verloren. Das Unheil, das damit auch für die friedliche Schiffahrt gesät war, ist ja trotz eifrigen Absuchens noch jetzt nicht völlig beseitigt. Noch am 20. Oktober 1906 stieß der russische Dampfer Vargakin auf eine Mine, wobei 158 Passagiere und 10 Mann Besatzung ihren Tod fanden. Während der Kriegsperiode ging das deutsche Dampfschiff „China", der englische Dampfer „Sobralence" und das englische Segelschiff „Lucia" zu Grunde; zwei deutsche Dampfer „Hermann Menzell" und „Tiberius" erlitten schwere Beschädigungen.

Aber diesen bedauerlichen Unglücksfällen muß man doch auch die große Bewegung entgegen halten, die durch den Krieg in die neutralen Handelsflotten gebracht wurde. Von der Ausdehnung der neutralen Schiffahrt in den Seehäfen Japans, den Blockadebrechern in den russischen Hafen Ostasiens haben wir schon gesprochen. Für die Kriegführung hat die russische Regierung angekauft: 25 Handelsdampfer von 155000 Tonnen, gechartert für Wladiwostok wie schon erwähnt, 60 Handelsdampfer, für die Baltische Flotte 80 Dampfer, für Port Arthur 25 Dampfer. Die davon profitierenden Reedereien haben infolge der Verkäufe ihren Schiffsbestand verjüngen, auch wohl manchen Kohlenfresser wie die „Maria Theresia" des Norddeutschen Lloyd loswerden können. Auch die um Schiffe verlegenen Japaner haben manchen alten Kasten übernommen. Wenn man den durch den Krieg so gewaltig vermehrten Schiffsbestand der heutigen japanischen Handelsflotte durchgeht, so fällt namentlich bei den neugebildeten Reedereien der große Prozentsatz völlig veralteter Schiffe auf. Fast 59000 Tonnen sind vor 1870 gebaut; eine neue Gesellschaft hat sogar 8281 Tonnen Schiffsbesitz mit dem ehrwürdigen Datum von vor 1850!

Damit sind wir nun schon auf einen neuen Abschnitt unserer Betrachtungen gekommen: auf die Wirkung des russisch-japanischen Krieges zur Umgestaltung der japanischen Reederei.

In dem Bericht unseres Reichsmarineamts wird die Entwicklung der japanischen Handelsflotte von 1893 bis 1903 als die verhältnismäßig gewaltigste nachgewiesen. An Leistungsfähigkeit hat sich unsere deutsche Handelsflotte in 10 Jahren auf 234 % erhöht; das ist sehr erfreulich über dem Durchschnitt der Welthandelsflotte, die sich nur auf 170 % erhöht hat. Wir sind also um 64 % schneller vorgerückt als das Ganze, zu dem wir in dieser Beziehung gehören. Kein Land Europas oder Amerikas kommt uns darin völlig gleich. Nun aber Japan! Das ist von 1893 bis 1903 auf 550 % gestiegen, also doch noch ganz anders vorwärts gekommen. An Leistungsfähigkeit betrug seine Handelsflotte allerdings trotzdem 1903 nur $^1/_4$ der deutschen, $^1/_{21}$ der englischen; es kam aber doch schon Frankreich ziemlich gleich und übertraf Italien, Österreich-Ungarn und Rußland bedeutend.

Dieses gewaltige Wachstum der japanischen Handelsflotte datiert aber erst seit 1897 und ist das Produkt der neuen Schiffahrtspolitik der japanischen Regierung, die durch Gesetzgebung und Subventionen einer älteren und einer neu gegründeten Gesellschaft die Wege ebnete, damit sie Fernlinien nach Amerika, Australien, Bombay, Marseille, Antwerpen und London einrichteten. Von den übrigen Reedereien haben nur noch zwei an Ausdehnung ihres Tonnengehaltes, aber keine an Steigerung der Leistungsfähigkeit gleichen Schritt halten können. Weit voran steht aber allen anderen die Nippon Yusen Kaisha. Sie besaß von den 667000 Tonnen der jungen Handelsflotte allein 242000, also über $^1/_3$ und stritt sich mit der französischen Gesellschaft Messageries Maritimes um den siebenten Platz unter den Reedereien der Welt. Ihre hervorragende Leistungsfähigkeit beruht vor allem auf der für Ostasien bemerkenswerten Größe ihrer 77 Schiffe, die im Durchschnitt etwas über 3000 Tonnen haben. Die andere neugegründete Gesellschaft ist die Toyo Kisen Kaisha, die nur 6 Schiffe hatte, aber jedes von einem Tonnengehalte von über 5000 Tonnen. Gerade diese beiden Gesellschaften hat aber der Staat auch am meisten zu den Requisitionen für Transportzwecke herangezogen, ja er hat sie eigentlich fast völlig absorbiert. Von den 242000 Tonnen der Nippon Yusen Kaisha mußten 216000 und von den 31000 der Toyo Kisen Kaisha das Ganze der Marine und Armee dienen. Dafür zahlte der Staat natürlich Remunerationen und zwar nach einem Satze, der es der Nippon Yusen Kaisha ermöglichte, nach wie vor 12 Prozent an ihre Aktionäre

auszuzahlen. Im ganzen hat Japan für requirierte Handelsschiffe während des Krieges 38 Millionen Mark ausgeben müssen. Aber da die Gesellschaften keine Meilengelder erhielten, da sie an der Weiterentwicklung ihres Betriebes gehindert wurden, so haben sie doch großen Schaden erlitten. Besonders störend für sie war, daß ihnen der Staat jeden Augenblick die Schiffe als nicht mehr erforderlich zur Verfügung stellen konnte. Sie wurden dadurch gehindert, gleich mit umfangreichen Charterungen ins Zeug zu gehen und die gewohnten Linien in vollem Umfange aufrecht zu erhalten. Da einige ihrer Schiffe bei den Branderversuchen geopfert wurden, so verloren sie sogar trotz der Ankäufe an Schiffs- und Tonnenzahl und auch an Reinertrag. Die hohen Frachtsätze während des Krieges machten sich nun andere Gesellschaften zu nutze, um, selbst ohne sich ernstlich auszudehnen, glänzende Geschäfte zu machen oder um sich mächtig zu vergrößern. So hat die Osaka Kauffahrteigesellschaft mit 11 Millionen Kapital ihre Einnahmen und Ausgaben 1904 um 50% erhöht und ihren Reinertrag von 622000 auf über 1 Million Yen, ja 1905 sogar auf mehr als das Doppelte, 2130000 Yen = $4^{1}/_{2}$ Millionen Mark gebracht. Eine andere Gesellschaft hat ihre Schiffe von 7 auf 27 und 39, ihren Tonnengehalt von 20000 auf 66000 und 99500 gebracht. Alle anderen haben ihre Dividenden bedeutend erhöhen können, da ihr Reinertrag sich verdoppelte. Das wirkte wieder auf private Kapitalisten, die sahen, wie einträglich die Reederei geworden war. Daher die große Nachfrage nach Schiffen, die von den kleineren Gesellschaften und Privaten begierig gekauft wurden. Auch die gekaperten Dampfer wurden gut bezahlt und, was sonst nur zu haben war an Schiffen, fand leicht einen Käufer, weil man auf Neuverteilung von Subventionsgeldern rechnete. 177000 Tonnen wurden 1904 vom Auslande für 21 Millionen Mark gekauft, 27000 Tonnen in Japan gebaut, wogegen der Krieg allerdings 71000 Tonnen der Handelsflotte dem Untergange preisgab. Das Entscheidende ist aber, daß von den 133000 Tonnen Anwachs im Jahre 1904 alles auf das Konto der kleineren Reedereien fällt. Ebenso ist der weitere Zuwachs der Handelsflotte von 1905 mit 149000 Tonnen im wesentlichen den kleinen Reedereien und vielen neuen Firmen zugeflossen. Die sonst in den seefahrenden Ländern und früher auch in Japan bemerkbare Konzentration der Reedereien durch einige wenige große Gesellschaften und immer entschiedeneren Übergang zum Großbetrieb ist infolge des Krieges in Japan der umgekehrten Tendenz gewichen. 1903 hatte die Nippon Yusen Kaisha noch 36% des Tonnengehalts der gesamten japanischen Handelsflotte, 1905 nur noch 26%. Und das ganze

Mehr wirft sich, weil es aus Schiffen von 1—8000 besteht, auf die Schiffahrt in ostasiatischen Gewässern. Diese Schwächung der einzigen Rivalin der großen Reedereien anderer Länder, der Nippon Yusen Kaisha, im Verhältnis zu ihren finanziell gekräftigten einheimischen Konkurrenten ist einer der Ausgangspunkte der neuen Politik in bezug auf die Behandlung der Handelsflotte in Japan seit dem Friedensschluß. Wir werden deshalb darauf zurückkommen.

Gradezu epochemachend hat der russisch-japanische Krieg auf die Entwicklung der japanischen Schiffsbauindustrie gewirkt, und das gilt sowohl für die Privatwerften wie namentlich auch für die staatlichen Schiffswerften in Yokusuka, Kure, Sasebo und Maizuru.

Vor dem Kriege hielt man es für selbstverständlich, daß die meisten und größten japanischen Kriegsschiffe in England gebaut werden mußten. Der letzte große Flottenerweiterungsplan der japanischen Marine ist vom Parlament 1903 genehmigt worden. Danach sollten 3 erstklassige Schlachtschiffe, 3 Panzerkreuzer I. Klasse, 2 Kreuzer, also 8 Schiffe von zusammen 80 000 Tonnen gebaut werden. Die Kosten von über 200 Millionen Mark waren auf 11 Jahre verteilt. 2 Schlachtschiffe von je 16 500 Tonnen wurden sofort in England beordert, ein Panzerkreuzer (14 800 Tonnen) sollte in Japan gebaut werden. Sie waren aber alle drei beim Friedensabschluß noch im Bau. Nur durch den Ankauf der in Genua für Chile gebauten beiden Kreuzer Nischin und Kasuga konnte Japan seine Seerüstung vom Auslande her in Form von fertigen Kriegsschiffen komplettieren. Dieser Ankauf und die Herausbringung der beiden Schiffe erscheint in der Abrechnung der Kriegsausgaben mit der Summe von 33½ Millionen Mark.

Man spricht so viel von der übertriebenen Geheimhaltung, die von den japanischen Offizieren während des Krieges beobachtet wurde. In bezug auf die Flottenstrategie kann man den Vorwurf der Übertreibung nicht gelten lassen. Da hat schon am 13. Mai 1904, also einen Monat nach Makaroffs Untergang, Kapitän Arima, der Leiter der beiden ersten Sperrversuche vor Port Arthur und jetzige Kommandant der Schiffsbauabteilung und Werft in Sasebo, ganz offen dargelegt, daß die Notwendigkeit, mit dem damaligen Flottenbestand bis zum Frieden auszukommen, der japanischen Marine die möglichste Schonung der Kriegsschiffe und den größten Eifer zur Verbesserung der Reparaturgelegenheiten als Leitsatz ihrer Strategie auferlege. Daher auch zur Beruhigung des Volkes der ständige Zusatz am Schluß jedes Berichts über Seeoperationen: Waga Kantai zon ga nashi. „Unsere Gefechtsstärke zur See hat keinen

Abbruch erlitten". Als eine offenbare Unwahrheit hat dieser stereotype Zusatz in Europa viel Spott erregt, und die Verheimlichung des Untergangs des geschützten Kreuzers Yoshino ein ganzes Jahr lang bis nach der Schlacht bei Tsushima erscheint uns ja auch kleinlich. Wir wissen jetzt aber, daß, im großen angesehen, die Marineverwaltung mit ihrem Beruhigungszusatz eigentlich Recht hatte. Denn ganz in der Stille hatte sie den Bau von 2 großen Linienschiffen von je 18000 Tonnen, von 3 Panzerkreuzern von je 14500 Tonnen, einen Kreuzer II. Klasse von 4200 Tonnen und 2 Kanonenbooten von je 1300 Tonnen und außerdem 25 Torpedobootszerstörern von je 350 Tonnen aufgenommen, sich also Leistungen zugemutet, wie man sie im Frieden noch für unmöglich gehalten hatte. Wie konnten die Marinewerften plötzlich neben den notwendigen Reparaturen und Dockungen so Außerordentliches im eigenen Lande unternehmen? Nun, Not kennt kein Gebot. Während man den Weiterbau der in England angefangenen beiden Panzerschiffe verlangsamte, warf man sich in Japan auf diese gewaltigen Neubauten. Panzerplatten, Schiffsmaschinerie ließ man als Handelsfracht aus England kommen; Kessel baute man nach dem billigen japanischen Miyabara-System. So hat denn Japan gerade wegen des Krieges seinen ersten im Lande gebauten Panzerkoloß von 19000 Tonnen früher vom Stapel laufen lassen können als wir. Nicht weniger als 90 Millionen, also fast die Hälfte des auf 11 Jahre verteilten Flottenerweiterungsanschlages erscheinen deshalb im Kriegsetat für Neubauten von Schiffen. Da man nun die Produktionsfähigkeit der Marinewerften in solchem Umfang auf Neubauten verwandte, von denen das erste große Panzerschiff, der Satsuma Kan, doch erst 13 Monate nach dem Frieden fertig wurde, so mußte man für die Reparaturen der Flotte und Transportschiffe, soweit sie nicht an Ort und Stelle auf See oder in Korea geschehen konnten, die Privatwerften heranziehen. An Reparaturkosten von Kriegs- und Transportschiffen (ohne Armierung) wurden nun von der Marine ebenfalls 88 Millionen Mark aufgewendet. Wenn wir bedenken, daß die sämtlichen deutschen Werften im Durchschnitt von sechs Jahren jährlich für 125 Millionen Mark an Schiffsbauten liefern, so können wir ermessen, was ein solcher Posten von 88 Millionen als außerordentlicher Aufwand für Reparaturen bedeutet. Nach dem Frieden kamen die Arbeiten für die Ausbesserung der 24 erbeuteten russischen Kriegsschiffe und des bei der Friedensfeier verunglückten Mikasa Kan hinzu. Man darf sich also nicht wundern, wenn man in den Berichten über den Fortgang dieser begonnenen Arbeiten in den Werften findet: Pobieda (12674 Tonnen), [„Suo"] wegen Handwerkermangel Reparatur

unterbrochen, [„Iwami"] Orel (13516 Tonnen) könnte fertig sein, wenn nicht Arbeitermangel hinderlich gewesen wäre. Dieser hohe und ununterbrochene Beschäftigungsgrad für Regierungs- und Kriegszwecke hat zu einer Vergrößerung der Privatwerften in Nagasaki, Osaka, Kobe, Uraga und Hakodate geführt, wobei sie dennoch Privataufträge nur in kleinem Umfange übernehmen konnten. Die kapitalkräftigste Privatschiffswerft in Japan, die der Mitsu Bishi Co. in Nagasaki, hat sich während des Krieges das größte Dock in ganz Asien (700 Fuß lang) und ein schwimmendes Dock von 7000 Tonnen Tragkraft zugelegt. Durch den Krieg ist Japan plötzlich in die Lage gekommen, seine sämtlichen Kriegsschiffe selbst zu bauen, da inzwischen ja auch die beiden Stahlwerke in Kure und Wakamatsu leistungsfähig geworden sind. Nur Messingrohre und Spezialmaschinen wird man vom Ausland beziehen müssen. Ebenso wird es, wenn die Reparaturperiode infolge des Krieges vorüber ist, mit den Handelsschiffsbauten bestellt sein. Die Frage wird eher die sein, ob für die vielen vergrößerten Werften Beschäftigung genug vorhanden sein wird.

Schon beim Friedensschluß konnte man berechnen, daß Japans Kriegsflotte (von Kanonenbooten, Torpedobootszerstörern und Torpedobooten abgesehen) trotz seiner Verluste im Kriege von 76 Schiffen auf 80 und von 274000 auf 332000 Tonnen gestiegen war. Da 38 Schiffe entweder damals im Bau oder seitdem in Auftrag oder Reparatur gegeben sind, so kommt Japan im Jahre 1907, wenn es keine Schiffe ausrangiert, noch auf 118 Schiffe und 472000 Tonnen; das bedeutet gegenüber dem Bestand vor dem Kriege einen Zuwachs von 55 Prozent in Schiffen und 72 Prozent in Tonnenzahl. Nur England, Frankreich, die Vereinigten Staaten von Amerika und Deutschland weisen eine größere Kriegsflotte auf. Selbst wenn die Chinesen mit aller Macht an dem Ausbau einer brauchbaren Marine bauen wollten, wie lange wird es dauern, ehe sie den von dem Inselreiche erlangten Vorsprung einholen können? 1894 war die chinesische Flotte an Tonnenzahl und Gefechtswert seiner Flotte den Japanern überlegen. Jetzt zählt China überhaupt nicht mehr als Seemacht, und Japan gehört zu den Seemächten ersten Ranges. Ich glaube, die politische Situation Ostasiens wird für dieses ganze Jahrhundert durch die damit vollzogene Umkehr des Verhältnisses beherrscht sein.

Von der Hochseefischerei, die während des Krieges natürlich einen starken Rückgang hatte, werde ich bei Gelegenheit der Veränderungen nach dem Kriege noch im Zusammenhange zu reden haben. Da kommen ja die Friedensabmachungen und noch strittige Interessen in Betracht.

Auch auf den Güteraustausch in ganz Ostasien hat aber der Krieg einen belebenden Einfluß ausgeübt. Die Bedürfnisse der nach dem Festlande hinübergesandten 900000 Streiter und Troßknechte und die Erfordernisse der Kriegführung zogen auch sehr entfernte Länder in Mitleidenschaft. Ich kann hier nur einige der Einwirkungen des Kriegszustandes auf die Herbeischaffung der Lebensmittel und erforderlichen Rohstoffe für die Regierungs- und Privatfabriken, die für Heer und Flotte arbeiteten, erwähnen. Soweit Japan als Versorgungsvermittler in Betracht kam, mußte die Einfuhr an Stahl, an Metallhalbfabrikaten, an Maschinen für die Werften, an Wolle und wollenen Decken, Leder, Steinkohlen, Petroleum, Kabeln während des Krieges ungewöhnlich steigen. Das drückt sich deutlich genug an den großen Überschüssen der japanischen Einfuhr über die Ausfuhr während der beiden Kriegsjahre aus; 1904 überstieg der Import den Export um 16 Prozent; 1905 um 50 Prozent des Wertes. Da aber der Konsum doch auch in der Mandschurei, also auf chinesischem Boden und in Korea vor sich ging, so nahm auch China an dieser Zunahme der Einfuhr sogar auch in noch stärkerem Maße teil. China hatte 1904 einen Einfuhrüberschuß von 43 Prozent, 1905 sogar von 97 Prozent. Trotzdem hat sich die Bewegung der Edelmetalle für China so günstig gestaltet, daß mehr Silber und Gold eingeführt als ausgeführt wurde. Womit hat China den Überschuß seiner Einfuhr denn bezahlt? Nun, eine Quelle haben wir schon kennen gelernt, die Geldsendungen der Chinesen vom Ausland in die Heimat. Viel größer wird aber von den Statistikern des Seezolldienstes die Bedeutung des durch den Krieg ins Land gebrachten japanischen und russischen Geldes für Lebens- und Futtermittel, Kleidungsmaterial und Arbeitslöhne bewertet. Sie rechnen einen Zuschuß von 460—495 Millionen Mark an russischem und japanischem Gelde während der 18 Kriegsmonate.

Die Zufuhr von Baumwolle für die japanischen Spinnereien geschah sonst vorzugsweise aus Bombay. Da aber seit Ende 1903 die Schiffahrtslinien von Bombay nach Kobe, die diesen Artikel trugen, ihren Betrieb einstellten, so mußte Ersatz geschaffen werden. Wie half man sich? Einmal durch riesige Bezüge von Amerika schon vor Ausbruch des Krieges; dann aber, namentlich 1905 durch Einkäufe in China. In Bombay ist der Bauwollexport durch den Wegfall der japanischen Kundschaft um 30 Prozent zurückgegangen. Die indische Baumwolle stellte sich deshalb auch für unsere Textilindustrie so billig, während die amerikanische von Woche zu Woche stieg. Auch eine Fernwirkung des Krieges!

Die Japaner in der Mandschurei und Korea wollten den ihnen nicht zusagenden chinesischen und koreanischen Reis nicht essen. Da Reis in Ostasien zugleich die Stelle von Brot und Kartoffeln vertritt, so ermessen wir leicht, was das besagen will. Auf den Magen baut sich aber eine gute Armee auf, hat schon Friedrich der Große gesagt. Also mußte man ihnen heimischen Reis besorgen. Sollten nun aber die Japaner in der Heimat schlechtschmeckenden chinesischen oder koreanischen Reis essen? Nun, bei Fehlernten hatte man früher immer aus Saigon und Rangun Reis zur Abhilfe gegen die Hungersnot beschafft. Jetzt hatte man in Japan bei der guten Beschäftigung durch den Krieg Geld in Hülle und Fülle. Da wurde man wählerischer. Man machte die Entdeckung, daß der allerdings teure siamesische Reis doch der beste ist und dem japanischen Gaumen zusagt. Da man zugleich an Tiekholz für Schiffsbauten großen Bedarf hatte und dieses vom Rost der Nägel nicht angegriffene Holz in Siam sein Hauptproduktionsgebiet hat, so entwickelte sich ein sehr lebhafter Verkehr zwischen Japan und Siam, den der Norddeutsche Lloyd durch seine neue Hongkong-Bangkok Linie wohl auszunutzen verstand.

Wir rechnen zu den Seeinteressen ja auch das ausgeliehene Kapital, das wir im fernen Auslande angelegt haben. Japan kam ja auch oft genug mit Anleihen an den europäischen Markt und bekam Geld zu immer günstigeren Bedingungen und in steigendem Umfange. 1900 Millionen Mark betrug die Forderung, die das Ausland am 31. März 1906 an den japanischen Staat hatte, ebensoviel wie Japans innere Schuld. Auch diese Verschuldung ist eine Wirkung des Krieges; ein Anwachsen der europäischen Seeinteressen in Ostasien. Bedeutet das aber nicht eine Abhängigkeit Japans vom europäischen Geldmarkte, der ihm seine freie Bewegung raubt? Nun, während des Krieges war davon nichts zu spüren. Oder entblößte sich Europa dadurch nicht zu Gunsten Ostasiens der Umlaufsmittel, die ihm selber unentbehrlich waren? Auch das war 1904 und 1905 noch nicht zu spüren; während des Krieges hat Japan einen Hauptteil seiner Schuld (400 Millionen Mark) in bar in London belassen und oft genug hat es sein Guthaben verwertet, um der Geldsteifheit abzuhelfen, die der Weltwirtschaft selbst hinderlich war. Rußland hat ja auch schon vor dem Kriege im Auslande Anleihen zu machen verstanden. Als die Vorschüsse Rußlands und Japans in kritischen Momenten der Weltwirtschaft nach dem Frieden ausblieben, hat man sie schmerzlich vermißt.

(Fortsetzung und Schluß folgt.)





Säuglingspflege.

Von

E. v. Oertzen.

Gesellschaft zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit — Ausstellung für Kinderwohl — Stillprämien für Mütter — Errichtung einer Musteranstalt für Säuglingspflege. Diese und ähnliche Worte, die zugleich Taten, alle nach derselben Richtung hinwirkend, bedeuten — erlösend und hoffnungsbelebend erklingen sie dem Kinderfreund, der schon lange mit tiefem Schmerz auf die Leiden der kleinsten Weltbürger schaute, ohne zu wissen, wie ihnen zu helfen sei.

Denn für alle geschah etwas, für Kleine und Große, Gesunde und Kranke, Arbeiter und Invaliden, Sieche und Wöchnerinnen, für Schulkinder und noch nicht Schulpflichtige — nur die Säuglinge blieben von jeder Wohltat ausgeschlossen. Wenn die größeren Geschwister zum Unterricht, die kleineren zur Spielschule davon wanderten, die Allerkleinsten mußten zu Haus bleiben, einerlei ob jemand zu ihrer Wartung da war oder nicht. Und wenn die schwächlichen Ferienkinder, die bleichsüchtigen jungen Mädchen in die Erholungsheime und -Kolonien reisen — die Säuglinge rühren sich nicht fort aus der glühenden Stadt. Immer höher steigt die Hitze in dem dumpfen Raum, aus dem es für das Kind Tag und Nacht kein Entfliehen gibt, immer schlechter wird die Milch, immer mehr entzündet sich die zarte Haut auf dem nie mehr auskühlenden Lager, immer brennender wird die Qual, die den kleinen Körper durchbebt, bis sie unerträglich, wirklich unerträglich geworden ist. Und wieder und wieder wird ein kleiner Sarg ins Haus hinein- und dann hinausgeschafft, wieder ertönen hier und dort die Glocken. Sorgenvoll fragt jemand zum geöffneten Fenster hinaus: Wer ist denn gestorben?

Ach, nur ein kleines Kind.

So, nur ein kleines Kind. — Das Fenster wird ruhig wieder geschlossen.

Ein kleines Kind weniger, eins von den oft viel zu vielen, — das scheint ja meist eine gute und befriedigende Lösung.

Wenn nur die Leiden, die vorhergegangen sind, nicht oft so furchtbar wären, wenn sie sich nur nicht Jahr für Jahr an immer neuen Kindern

in immer neuer Schärfe wiederholten. Wenn nur die Kinder, denen der Tod kein Erlöser wurde, nicht so häufig an einem siechen Körper dauernd die Spuren der ersten traurigen Lebensjahre tragen müßten!

Die Leiden der Säuglinge — das ist ein herzbewegendes Buch, das nie geschrieben werden wird, vielleicht der traurigste Abschnitt der ganzen langen tränenvollen Menschheitsgeschichte. Kindergeschrei! Das scheint so bedeutungslos. Es ist ja ihre Sprache, mit der sie jeden Wunsch anmelden, man muß nicht weichlich sein und viel drauf geben. Wenn ein großer Mensch schreit und sich in Schmerzen windet, da läuft schnell das Haus zusammen, da wird der Arzt geholt, ein Linderungsmittel angewandt. Auch Kindergeschrei kann den scharfen Ton unerhörter Qual annehmen, aber es sind nur wenig bevorzugte Kinder in wenigen bevorzugten Familien, denen dann rasche Hilfe zu teil wird. Der unruhige kleine Störenfried wird mit Vorliebe als „unnütz" angesehen und die Ungeduldigen sagen sich nicht, daß auch ein Säugling nachts lieber schläft als schreit, und daß es seiner wahren Natur entspricht zu trinken, zu jauchzen, mit den vollen Gliedern zu spielen und wieder einzuschlummern.

Ein gedeihendes, rosiges, lächelndes, kleines Kind! nichts Holderes gibt es auf Erden! Jede Bewegung Rundung und Anmut, jede neue Lage und Stellung ein Vorwurf für einen Maler, jeder gestammelte Laut das Entzücken der Mutter. Welche unaussprechliche Wonne ruft das unschuldige Kindeslächeln hervor.

Nur ein kleines Kind — und doch vermag seine winzige Gegenwart ein großes, leeres, ödes Haus mit jubelndem Glück zu füllen bis in seinen letzten Winkel!

Und wiederum: Keine unerträglichere Last als so ein kleines Kind! Mit Entsetzen erwartet, mit Verwünschungen empfangen, wird es bald sich und anderen zur Mühsal und Qual.

Leicht und einfach vollzieht sich die Arbeit in einem Hause, in welchem keine Kinder sind. Ist das Tagewerk getan, so wendet sich jeder, wohin er will, und genießende Ruhe tritt ein.

Nie aber dort, wo es die kleinen Quälgeister zu warten und zu hüten gilt! Kaum ist eins beruhigt, so erhebt ein anderes Anspruch, ständig müssen sie im Auge behalten, muß ihrer Torheit gewehrt, schon angerichteter Schaden wieder gut gemacht werden! Und ist der anstrengende Tag vollbracht, strecken die Glieder sich zum ersehnten Schlaf aus, — so erhebt sich das mißtönende Kindergeschrei. Es reißt die todmüde Mutter empor, weckt den abgearbeiteten Vater, bringt die Nachbarn auf und wandelt schließlich auch das anfängliche Mitleid um in Verzweiflung

und in wütende Reizbarkeit. Was für laute und doch verschwiegene Szenen grausamer Härte spielen sich da oft ab! Welch Grauen würden sie erwecken, träten sie zu Tage, wie kürzlich die Tat jenes Vaters in Berlin, der sein schreiendes Söhnchen an der Wand totschlug!

Wie vermögen sie aber auch die Ungeduld hervorzurufen, die abstoßenden kleinen Geschöpfe mit den alten, faltigen, häßlichen Gesichtern, dem ewig zum Schreien geöffneten großen Mund, dem hageren, eckigen Körper, übelriechend in ihrer Unreinlichkeit, widerwärtig durch die ständige Belästigung, die sie verursachen und die sie durch keinen Liebreiz entschädigen.

Und sie alle, alle, die Holdseligen wie die Abschreckenden, die viel zu vielen wie die, von denen Glück, Ehre und Besitz abhängen, die mit Scham und Reue begrüßten wie die von Gott erflehten, heiß begehrten, sie bedürfen zu ihrem Gedeihen und Wohlbehagen fürsorgender Liebe, zärtlichen Verständnisses, sorglicher, Tag und Nacht wachsamer Pflege und engelsgleicher Geduld. Und wenn ihnen dies nicht zu teil wird, streben sie meist vergebens, den zarten Organismus den Verhältnissen anzupassen, und nachdem sie kurze oder längere Zeit sich und anderen eine Qual gewesen, verlassen sie diese ungastliche Erde wieder. Daher die Verschiedenheit der Kindersterblichkeit in den verschiedenen Ständen, die im Arbeiter- und Mittelstand 2—2½ mal, unter den Unehelichen 7½ mal so groß ist wie in den höheren Klassen. Aus ihr geht deutlich hervor, daß die Umgebung, die Verhältnisse es sind, die den Säugling erhalten oder töten, daß es darauf ankommt, in was für Hände sie fallen.

Dies richtet sich nach den einzelnen Ländern und ihren Gepflogenheiten, und da müssen wir Frauen uns vor allem vergegenwärtigen, daß Deutschland und in diesem wieder Preußen es ist, das in der Säuglingssterblichkeit allen Kulturstaaten voranschreitet, daß gerade bei uns eine Gesellschaft zur Bekämpfung dieses Mißstandes notwendig wurde und daß wiederum diese nicht etwa einem Frauenkongreß, sondern in erster Linie männlicher Initiative ihr Dasein und ihre Wirksamkeit verdankt.

Erschüttert stehen wir vor den tief beschämenden Tatsachen.

Wir haben es doch sonst so herrlich weit gebracht! ein Beruf nach dem anderen öffnet sich uns, wir dürfen hoffen, daß das gesamte männliche Bildungswesen uns demnächst zugänglich gemacht wird, — nur in dem einen Beruf sind und bleiben wir Stümper: im Mutterberuf, — und ein Wissen fehlt uns: wie man kleine Kinder groß zieht. Bei jeder anderen Tätigkeit sind wir zu ersetzen und unsere Konkurrenz ist nicht immer willkommen, — nur diese eine bleibt uns ganz allein und unbestritten überlassen. In ihm sind Frauen, nur Frauen, tätig so lange

die Erde steht, seit ungezählten Jahrtausenden, überall und immerfort, eine endlose Kette von Erfahrungen hat sich angehäuft und fortgeerbt — und der Erfolg ist: Untüchtigkeit und Regellosigkeit, erbärmlicher Dilettantismus, Mangel an Schulung auf diesem wichtigsten Gebiet, — mit einem Wort der Mißerfolg, eine Säuglingssterblichkeit, die endlich die Männer geradezu zwingt, sich einzumischen, wo sie eigentlich überflüssig sein müßten.

Wir dürfen hoffen, ja es scheint sich jetzt schon als sicher herauszustellen, daß die allgemeine Regsamkeit nach dieser Richtung ihre Wirkung haben wird. Denn auch hier muß von den gebildeten Ständen das gute Beispiel, die Belehrung ausgehen, um die Zustände in den unteren zu verbessern.

Leider ist die Frau der höheren Klassen zu solch vorbildlichem Vorgehen bisher nicht gebildet genug. Die Frauenbewegung ist ja eine Notstandsbewegung nicht nur materieller, sondern auch geistiger und seelischer Natur. Die jetzige ältere Generation, wir, die wir jetzt Frauen und Mütter sind, wir haben nichts gelernt in unserer Jugend, gar nichts. Zu keiner Zeit sind Frauen im Verhältnis zu ihrem Zeitalter mit so niedrigem Bildungsgrad ausgestattet herangewachsen wie wir. In hauswirtschaftlicher Beziehung wurde in früheren Jahrhunderten sehr viel von der Frau verlangt. Sie mußten Handwerke, wie z. B. das Weben, das Einschlachten, die Seifensiederei verstehen; ihrer Umsicht und Gedankenarbeit verblieb im weitverzweigten Haushalt mit seiner vielseitigen Tätigkeit ein großer Spielraum. Daneben gab man sich ernsten Studien hin.

Mir liegt das ein Jahrhundert alte Tagebuch eines 13—14 jährigen Mädchens aus vornehmer Familie vor. Ein stilles, erstaunlich regelmäßiges, ja eintöniges Pflichtenleben spielt sich durch ein Jahr hindurch vor uns ab. Es wird sehr fleißig gelernt bei Lehrer und Lehrerin, allabendlich „bei der guten Mutter getanzt", musiziert, aber auch täglich gesponnen und der Flachskammer, dem Verwalten von Vorräten und andern häuslichen Arbeiten Zeit gewidmet.

Von meiner Großmutter wird erzählt, daß sie das neue Testament im Urtext lesend das Talg zum Lichterziehen im Kessel verrührte und daß sie beides gleich gut verstand.

Wir Heutigen haben weder Lichteziehen noch Griechisch gelernt. Da durch die technischen Erleichterungen die alte häusliche Betriebsamkeit aufgehört hatte, ließ man die jungen Mädchen unbeschäftigt aufwachsen, Blumen gleich; wie man wähnte, sich selbst und andern zur Lust — in Wahrheit zur Last, unbefriedigt und unruhig in der großen Leere ihres Daseins.

Und nur zu bald machte sich die mangelnde Schulung auf diesem und jenem Gebiet geltend. Weder die Leiterin des Hauses verstand etwas, noch die, die geleitet werden sollten. Verärgerte Hausfrauen, untüchtige verärgerte Dienstmädchen, schwer geprüfte Ehemänner, kränkelnde Säuglinge, das sind die Folgen.

Die Grundgedanken dieser Betrachtungen sind nichts Neues, aus ihnen eben ist die mächtige, kraftvolle Frauenbewegung herausgeboren. Sie mag sich ihre Ziele stecken, so stolz, so herrlich und hoch sie will. Aber — sie vergesse nicht: hier in der Kinderstube, an der Wiege der Kleinsten wachsen die starken Wurzeln ihrer Kraft und hier zuerst gilt es Versäumtes nachzuholen. Und wenn die vorwärtsstrebenden Frauen alle ihre Wünsche erfüllt sehen, wenn sie bis zu den Reichstagssitzen gedrungen sind, die Säuglinge aber bleiben nach wie vor ungeschulten Mietlingen überlassen und sterben wie die Fliegen, so ist ein ernstes Urteil gesprochen und wird sich dereinst vollziehen.

Wir sind in starker Gefahr, auf solch gefährlichen Weg zu geraten.

Energisch versuchen wir unsern Töchtern zu verschaffen und zu erringen, was wir entbehren mußten.

Die eine schicken wir ins bewährte Lettehaus, die andre auf ein tüchtiges Seminar. Hier entsteht ein Mädchengymnasium, dort eine wirtschaftliche Frauenhochschule. Aber wo bringen wir die unter, welche die Säuglingspflege als Fachstudium aufnehmen soll? Und wo sind die Mütter, die ihre Töchter hierzu entsenden wollen? Wo die Töchter, die eine solche Ausbildung für nötig halten?

Gänzlich unvorbereitet in dieser Beziehung tritt das junge Mädchen der höheren Stände in die Ehe.

Wenn sie ihr erstes Kindchen badet, so badet sie in der Regel zum erstenmal einen Säugling, und — unglaublich, aber wahr! — mit dieser schmählichen Unwissenheit wird auch noch kokettiert und geprahlt. Aber nicht lange!

„Nicks grippt de Dummheit beter unner de Arm, as wenn sei för klauk utgewen ward“, sagt Fritz Reuter. Und nach diesem Grundsatz handeln die unerfahrenen Mütter alle mit erstaunlicher Einmütigkeit. Das erste Kindchen ist noch nicht sechs Wochen alt, so reden sie wie die Bücher und handeln mit einer nur zu oft buchstäblich tödlichen Sicherheit drauflos. Ob sie nun Soxhlet kochen oder verabscheuen, ihren Säugling abhärten oder verweichlichen, turnen oder ständig auf dem Rücken liegen lassen, warm oder kalt oder lau oder gar nicht baden, ob das Kindchen dabei gedeiht oder abwelkt —, jede Mutter vertritt ihre Ansicht mit der Hartnäckigkeit

und Unbeirrtheit des Autodidakten, ohne sie doch im mindesten anders begründen zu können außer durch: Ja, ich mache das so! — Keine Spur einer gemeinsamen Basis, wie Erfahrungsbeweise und gründliches Studium sie trotz aller Meinungsverschiedenheiten schaffen.

Man vergleicht unwillkürlich damit die Sorgfalt, die zum Beispiel der denkende Landwirt gebraucht, ehe er einen neuen künstlichen Dünger, ein Futtermittel für sein Vieh anwendet. Da werden chemische Untersuchungen an- und Tabellen aufgestellt, Probefütterungen und Versuchsfelder eingerichtet, Vorträge gehalten, Broschüren geschrieben und gelesen, das Urteil von Autoritäten eingefordert und endlich je nachdem das Mittel verworfen oder in größerem Maßstabe verbreitet.

Anders wo nur ein Kinderleben aufs Spiel gesetzt wird. Da geht man mit einer Gedankenlosigkeit zu Werke, die nur durch die Seelenruhe übertroffen wird, die sie zu verleihen vermag. Ob Kufeke oder Nestle oder was sonst für ein Mittel? „Ja, dem oder jenem Kinde soll es so sehr gut bekommen sein“ — oder: „in der Zeitung wird es doch so sehr gelobt“, so urteilen und danach handeln nicht nur die Frauen im Volk, sondern auch die der gebildeten Klassen.

In den untern Ständen könnten die Säuglinge sogar manchen Vorzug genießen. Die jungen Mütter haben schon vorher Kinder gepflegt und gehütet; die eignen Geschwister oder in fremdem Dienst, oder wo es grade zuzugreifen galt. Aber das niedrige Niveau der gesamten deutschen Kinderpflege wirkt auch hier ein und zeitigt eine Gleichgültigkeit und Unreinlichkeit, vor der man oft mit Entsetzen steht. Dazu kommen die ungünstigeren äußeren Verhältnisse, Zeitmangel und das Unheil einer Einrichtung, die durch alle Stände geht: die des Kindermädchens.

In unserm Dorf stolziert an Sonntagen ein kleines Mädchen in prachtvollem hochroten Kleide einher. Das hat sie sich bei einem Tagelöhner durch Kinderhüten verdient, ehe sie noch schulpflichtig war. Die Kleine ist ein Durchgänger und Wildfang ersten Ranges, und wenn ich sie über Hecken und Zäune setzen sehe, muß ich mir ausmalen, welch erquickliches Dasein ihr Pflegling geführt haben mag, als sie von ihm sagen konnte: In meinem Arm, in meinem Schoß war's freundlich — (gewiß recht selten!), zappelte, ward's groß. — Das Kindermädchenunwesen ist ein Fluch für die Säuglinge sowohl wie für die Wärterinnen. Tausende von Schulkindern bringen ihre sogenannte Freizeit mit Kinderhüten zu, das in diesem Alter sehr ungünstig auf Haltung und Wachstum wirkt. Die eben Eingesegneten treten in höhere Kreise ein! Am ersten Kinde hat die Mutter vergeblich Erfahrungen gelernt, die folgenden werden

schon dem Kindermädchen überlassen —, und zwar um so mehr, je mehr Kinder es sind.

Da sind die kleinen Mägde denn von morgens bis abends eingespannt und müssen auch die nächtliche Unruhe meist mit durchkosten.

Warum? — Weil sie noch zu dumm, zu unentwickelt, zu schwächlich sind für irgend eine andre Beschäftigung, vertraut man ihnen die an, zu welcher das feinste weibliche Verständnis und Geschick, unendliche Geduld und Nervenkraft gehören.

Und das nennt man denn „einen leichten Dienst“!

Wie er von den kindlichen Mägden aufgefaßt wird, das beleuchten Jahr für Jahr wiederkehrende Vorkommnisse.

Vorigen Herbst warf ein vierzehnjähriges Kindermädchen das ihr übergebene Kleine einfach in den Rhein, um sich so der Ursache zu entledigen, derentwegen es keinen Urlaub nach Hause bekommen sollte. Kurz vorher griff ein anderes, um ihren Dienst los zu werden, zu einem scharfen Putzmittel, das sie dem Säugling in der Flasche gab, ein drittes kochte dazu Streichhölzer ab —, und wie viele schädliche Beruhigungs-, wie viel Schreckmittel werden angewandt, damit der kleine Quälgeist einmal Ruhe gibt! Von wie vielen verkrüppelten Kindern wird als naheliegendste Ursache erzählt: das Kindermädchen habe sie einst fallen lassen.

Man bedenke außerdem, daß dieser wichtigste Posten im Hause am schlechtesten bezahlt wird und als wenig ehrenvoll gilt. Was Wunder, wenn — wie ich neulich erlebte — eine eben Fünfzehnjährige ihren übrigens leichten und angenehmen Dienst mit der Begründung aufsagte: sie sei nun zu alt zum Kindermädchen.

In England dagegen, wo die Pflege der Kinder, speziell der babies, als mustergültig anzusehen ist, spielt die nurse die gewichtigste Rolle unter dem Personal. Ihre Tätigkeit ist keine vorübergehende, sondern ihr Lebensberuf, zu dem sie sich allmählich etwa unter der Leitung einer head-nurse der großen Häuser herangebildet hat. Sie fühlt sich voll verantwortlich, läßt sich verwöhnen und sehr hoch entlohnen: ihr fällt immer das Baby der oft langen Kinderreihe der englischen Häuser zu, aber ein zärtliches Vertrauensverhältnis bindet sie meist noch auf späte Jahre hinaus an ihre herangewachsenen einstigen Pflegebefohlenen.

Der große Wert, der in den höheren Klassen auf die Wartung der Kleinen gelegt wird, wirkt selbstredend im ganzen Lande.

„Ich habe nirgends kräftigere, gesündere Kinder gesehen, als in England,“ urteilte Fanny Lewald vor etwa 60 Jahren. „Die Art, in der man sie hält, die große Regelmäßigkeit und Einfachheit, mit der sie

ernährt werden, vor allem aber die außerordentliche Sauberkeit sind nicht genug zu rühmen. Die von den Frauen des Kontinents so oft als unsinniger Luxus verspottete Mode, die Kinder in den ersten Lebensjahren nur weiße Kleider tragen zu lassen, hat ihr sehr Nützliches für die Reinlichkeit. Selbst unbemittelte Frauen, welche mit eigner Hand die Röckchen waschen und jede derartige Mühewaltung übernehmen müssen, verwenden es gern, weil es für ein Zeichen der Nachlässigkeit gilt, ihren Kleinen dunkle wollne Kleider zu geben, deren ganzer Vorzug darin besteht, daß man die Unsauberkeit derselben weniger bemerkt. Ein dunkles Kleid kann man über vernachlässigte Röckchen ziehen, ein weißes nicht; und so macht das weiße Kleid eine durchgehende Reinlichkeit im Waschen und Baden der Kinder nötig, wie bei uns nur begüterte Familien es kennen."

In Frankreich bringt man bekanntlich die kleineren Kinder der Städter mit Vorliebe bei einfachen Landleuten unter. Eine gewiß nicht einwandfreie Sitte. Sie hat aber den Vorteil, daß sich in den Familien jener fermiers und paysans, die oft schon durch Generationen und durch die ganze Verwandtschaft hindurch in gleicher Weise tätig sind, Erfahrung, Geschick und Liebe zu den Kleinen ausbilden, die recht gute Erfolge bewirken. Kehrt das Kind, — sozusagen: aus dem Gröbsten heraus — zu den Seinigen zurück, nur zu häufig als Einziges — so beschäftigt sich die Mutter viel mit ihm und soweit es der bonne d'enfant anvertraut wird, ist es auch nicht so übel daran, wie bei unserm kleinen Kindermädchen.

Die Slawen wiederum sind, wie vorzügliche Tier-, so auch geborene Kinderpfleger, liebevoll und geduldig und mit einem natürlichen Instinkt für die Bedürfnisse der Unmündigen und Hilflosen begabt.

So läßt sich von diesem und jenem Volk etwas lernen, das wir für unsere Kleinen nutzbar machen könnten, und es wird Zeit, daß wir uns dazu aufraffen.

Man hört so oft von alleinstehenden Frauen aus guten Familien, die, auf sich selbst angewiesen, nicht wissen, wie sie ihren Unterhalt verdienen sollen.

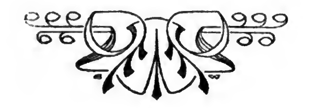
Da rate man ihnen, Säuglingspflegerinnen zu werden. Ein einziges Inserat verschafft ihnen eine ganze Auswahl angebotener Stellen und sie können getrost hohe Ansprüche an Gehalt und Hilfsleistungen bei dieser Arbeit machen, die dem echten Weibe von wahrer Herzensbildung dieselbe Befriedigung gewähren kann, wie die der Krankenpflegerin. Und von welchem Einfluß kann schon die Erstwärterin auf die spätere Entwicklung des noch knospenhaften Seelchens sein.

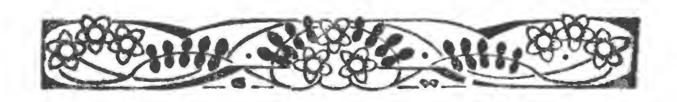
Solche Kräfte würden die allgemeine Wertschätzung der Dienstleistungen bei kleinen Kindern heben und der Überzeugung Bahn schaffen, daß sie nur Vertrauenswürdigen überlassen bleiben dürfen. Von dieser Ansicht aus dringen wir zur Verwirklichung unserer Forderung vor, daß zu den Grundlagen der Frauenbildung die Säuglingspflege gerechnet werden muß. Mag die vorwärts schreitende Frau ein noch so reiches Wissen und Können hinzufügen, sie wird es nicht beklagen, zu den elementarsten Begriffen praktische Fühlung genommen zu haben, die jede wohl einmal in die Lage kommt, nutzbar machen zu können.

Die künftigen Mütter aber können mit gutem Gewissen ihren verantwortungsvollen Pflichten entgegengehen und wo die eigenen Kräfte versagen, finden sich im Kreise der Ihrigen zu ihrer Unterstützung hilfreiche Freundinnen, nicht nur törichte Jungfrauen, „die noch nie ein kleines Kind angefaßt haben".

Freilich fehlt es, wie schon gesagt, vorläufig an der nötigen Anzahl von Bildungsstätten. Sie müssen mit Haushaltungsschulen, Kinderheilanstalten, Waisenhäusern verbunden und selbständig eingerichtet werden, auch die Ausbildung der Johanniterschwester sollte solche Kurse regelmäßig mit einbegreifen. Die so durch vielseitige Erfahrung festgestellten Normen würden als allgemein gültig anerkannt und von den gleichmäßig Geschulten später verwertet werden.

Die auf die Weise vorgebildeten Dienstboten gäben tüchtige sorgsame Mütter ab, auch die gebildete Frau ließe die gewonnene Belehrung den Kindern des Volkes zu gute kommen und so könnten wir besser ausgerüstet und freudigeren Herzens der unabänderlichen Tatsache ins Auge sehen, daß jahraus, jahrein Tausende und Abertausende unaussprechlich hilfloser, unaussprechlich leidensfähiger kleiner Geschöpfchen weicher Frauenhände bedürftig ins Leben treten und treten werden, solange es ein deutsches Land, ja, solange es eine Menschheitsgeschichte gibt.





Der Oberbefehl in Frankreich im Frieden und im Kriege, zu Lande wie zu Wasser.

Von

v. Witzleben.

Einer der größten Nachteile der republikanischen Staatsform ist unstreitig der, daß die höchste Kommandogewalt über das Heer nicht in den Händen des Staatsoberhauptes ruht, wie es bei den Monarchien der Fall ist, wo der Kaiser oder König der oberste Kriegsherr ist und die Armee ihrem Landesherrn Treue und Gehorsam in Kriegs- und Friedenszeiten zuschwört. Als Chef der Armee fungiert in der Republik zumeist der Kriegsminister, der als Mitglied des Staatsministeriums naturgemäß auch dessen politische Haltung annehmen muß und auf seinem Posten steht und fällt, je nachdem der parlamentarischen Mehrheit die Regierungsform zusagt oder mißliebig ist. Und wenn nun, wie in Frankreich, solch ein Wechsel der verantwortlichen Minister sich häufig wiederholt und demgemäß der Heeresoberbefehl fortdauernd von einer Hand in die andere übergeht, mithin Armee und Politik gleichsam ein untrennbares Ganzes bilden, dann ist es wohl nur zu begreiflich, wenn hier von einer gedeihlichen, gesunden Organisation des Heerwesens, von einem gleichmäßigen Fortschritt in der Ausbildung, von ernstem kameradschaftlichen Sinn und hoher Begeisterung für den soldatischen Beruf nicht in genügendem Maße die Rede sein kann. Wenn dem nicht so wäre, wenn unsere Auffassung eine irrige sein sollte, wie anders könnten wir uns sonst die zahlreichen betrübenden Vorgänge erklären, in die das französische Heer durch politische Machinationen aller Art mit hineingedrängt worden ist und die schon oftmals die Grundvesten militärischer Disziplin ganz erheblich ins Wanken gebracht haben. Man denke nur an die Boulanger-Affaire, an den Dreyfußprozeß, an die in die Armee eingeschlichenen Intriguen der Patriotenliga, an all die Machinationen der Klerikalen und last not least an die unwürdigen Angebereien einer Clique von Offizieren und Politikern, denen auch der Kriegsminister General André und sein Anhang zum Opfer fielen und die erst jetzt unter dem Ministerium Picquardt ihr ruhmloses Ende gefunden zu haben scheinen.

In Frankreich bringt eben jeder Kriegsminister von vornherein eine gewisse Anzahl begeisterter Anhänger, Freunde und Gönner sozusagen mit ins Geschäft. Und da er sich sagen muß, daß sein Amt vielleicht nur von sehr kurzer Dauer sein wird, so nutzt er seine Stellung aus, solange er die Macht in Händen hat und er sich der Gunst der ihm anhängenden Partei erfreut. Das wirkt natürlich um so nachteiliger auf den Heeresorganismus, wenn, wie es bisher so häufig der Fall war, der Kriegsminister dem Zivilstande angehört. Ihm steht meist die politische Rolle, die er spielt obenan, unbekannt mit den internen Wünschen der ihm unterstehenden Armee, nicht eingeweiht in die hohen Forderungen und die ernsten Pflichten einer straffen Disziplin bei allen Instanzen, greift er bald hier, bald dort ein, hebt wichtige Verfügungen seiner Amtsvorgänger auf, ruft neue ins Leben, die ihm politische Freunde anempfohlen haben und bleibt auf diese Weise ohne Verständnis dafür, daß die Kriegstüchtigkeit des Heeres hinter ihm langsam abbröckelt und merklichen Schaden nimmt.

Man täte aber der französischen Republik Unrecht, wenn man zu dieser kurzen Charakteristik ihrer Heereshierarchie versäumte auszusprechen, daß sie selbst sich nicht bewußt wäre der bedenklichen Wege, die sie in dieser Hinsicht eingeschlagen hat. Möglich ist, daß vielen erst die Augen geöffnet worden sind, als sich durch die verfahrene Politik des Ministers Delcassé die Beziehungen zu Deutschland in gefahrdrohender Weise zugespitzt hatten und die Möglichkeit eines Krieges in bedenkliche Nähe gerückt war. Tatsache ist aber jedenfalls, daß jetzt viele angesehene Männer in Frankreich, und zwar nicht nur die höchsten Offiziere, sondern auch bewährte Staatsbeamte, kategorisch die Forderung aufgestellt haben, Heer und Politik müßten unbedingt von einander getrennt werden, wenn anders nicht die Armee in einem künftigen Kriege schmählich Schiffbruch leiden sollte. Zu diesem Behufe solle in Zukunft ein Zivilkriegsminister nur noch Verwaltungsbeamter sein, mit voller Verantwortlichkeit für diesen Teil seines Ressorts vor dem Parlament und absetzbar, je nachdem das Gesamtministerium aus politischen Gründen seinen Platz räumen müsse. An der Spitze der Armee solle jedoch ein General stehen, der mit politischen Dingen absolut nichts zu tun haben dürfe, der den Oberbefehl für den Kriegsfall zu übernehmen habe und aus diesem Grunde auch über die Altersgrenze hinaus in Dienst zu behalten sei.

Damit kommen wir auf ein anderes Kapitel und auf noch schädlichere Einflüsse zu sprechen, die nach den augenblicklichen republikanischen Einrichtungen die Politik auf die Armee für den Fall einer Mobilmachung nehmen kann. Wäre es z. B. unter dem letzten Kriegsminister zum

Kriege mit Deutschland gekommen, was würde geschehen sein? M. Etienne wäre natürlich nicht mit ins Feld gerückt, wohl aber würden er und sein Anhang hinter den Kulissen ihre verhängnisvolle Führerrolle gespielt und je nach dem Gang der Ereignisse den von der Regierung ad hoc ernannten Oberfeldherrn der Operationsarmee mit allerhand Maßnahmen beeinflußt, kontrolliert und gar korrigiert haben. Denn so liegen heute die Dinge in Frankreich in der Tat, daß im Kriegsfall aus politischen Rücksichten der verantwortliche Kriegsminister und eigentliche Chef der Armee zu Hause bleibt, während das Feldheer einem von letzterem abhängigen General unterstellt wird, dem der zeitweilige Chef des Generalstabes der Armee als Stabschef beigegeben ist. Mit welchen Gefühlen ein solch unselbständiger General ins Feld ziehen wird, kann man sich leicht vorstellen, zumal er mit ziemlicher Sicherheit damit rechnen kann, daß, wenn ihm die Erfolge versagt bleiben, er nach bekannten Mustern als „Verräter" gilt, während ihm, wenn er als siegreicher Feldherr heimkehrt, Mißgunst und Eifersucht das Geleit geben. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß aus allen diesen Gründen der bisherige Generalissimus, General Brugère, sich zur Übernahme des Armeeoberkommandos nur dann bereit erklärt hatte, wenn ihm völlige Unabhängigkeit von dem „Kriegsrat" und seinen politischen Anhängseln in Paris zugesichert werden würde. Es ist aber sehr fraglich, ob ein solches Versprechen, selbst wenn es gegeben worden wäre, sich nach den republikanischen Auffassungen vom „obersten Kriegsherrn" hätte erfüllen lassen. Diese Anschauungen sind es aber auch, die noch nach einer dritten Richtung einen höchst nachteiligen Einfluß ausüben, und gerade in diesen Tagen Gegenstand lebhaftester Diskussion in der französischen Presse gewesen sind. Im „Eclair" hatte nämlich der bekannte Journalist M. Julet bei Erörterung der Frage über den obersten Kriegsherrn in Frankreich ausgeführt, daß nach dem Artikel 21 Abschnitt 3 über die Organisation der Armee der Kriegsminister wohl berechtigt sei, unter Umständen die Mobilmachung der Armee anzuordnen, mit andern Worten aus eigener Machtbefugnis auch den Krieg zu erklären. Gegen diese Ansicht wendete sich einer der höchsten und angesehensten französischen Offiziere, der General Langlois, und erklärte, daß durch diese Auslegung des Gesetzes die öffentliche Meinung nur irregeführt werde, da dem Kriegsminister ausdrücklich nur das Recht zustehe, die Mobilmachungsorder an die Armeekorps und Behörden weiterzugeben (transmettre), während das Parlament einzig und allein über Krieg und Frieden zu entscheiden habe. Es sei nicht zu leugnen, so fährt Langlois fort, daß aus diesem fundamentalen Unterschiede zwischen den Einrichtungen der

Monarchie und der Republik hier insofern ein nicht unerheblicher Nachteil entstehen könne, als die deutsche Armee den Mobilmachungsbefehl um 24 Stunden früher erhalten werde als die französische. Dieser Vorsprung genüge, um die ersten deutschen Truppen über die Grenze zu führen und durch sie Störungen in der Versammlung der Reserven und in der Pferdeaushebung zu veranlassen. General Langlois fordert dann dringend, daß, da nun einmal diese hierarische Ordnung in unabänderlicher Form festliege, wenn auch vielleicht zum Schaden des Heeres in ernster Stunde, unter allen Umständen die oberste Heeresleitung für den Krieg bereits im Frieden in festen Händen sein und samt Generalstab und Adjutantur so organisiert sein müsse, daß der Übergang in das mobile Verhältnis ohne jede Verzögerung vor sich gehen könne.

Ob sich aber alle diese Wünsche und Vorschläge hoher Generale und angesehener Republikaner auf einmal werden ins praktische übersetzen lassen, das steht freilich dahin und kann bei den vielfach wechselnden politischen Parteibestrebungen jedenfalls nicht mit Bestimmtheit erwartet werden. Immerhin hat doch aber die Republik auf diesem wichtigen militärischen Gebiete insofern einen großen Fortschritt gemacht, als sie durch den jüngst geschaffenen Obersten Rat der Nationalverteidigung den Beweis erbracht hat, daß ihr Auge und ihre Aufmerksamkeit auf die großen Aufgaben der Armee und ihrer Führer gerichtet sind. Diese Einrichtung eines Obersten Rates der Nationalverteidigung in Frankreich, der erst jetzt durch die Bekanntgabe näherer Bestimmungen seine große Bedeutung in vollem Umfange hat erkennen lassen, verdient auch bei uns beachtet und kritisch beurteilt zu werden. Allein schon deshalb, weil an diese wichtige militärische Neuorganisation vielerlei Kommentare geknüpft worden sind, die wir nicht für zutreffend halten können.

In der Hauptsache ist gegenüber unrichtigen Auslegungen ein großes Gewicht darauf zu legen, daß der „Oberste Rat" nicht etwa einen neu geschaffenen oder gar selbständigen Machtfaktor neben der höchsten Staatsgewalt bildet. Vielmehr soll die neue Körperschaft in erster Linie nur ein technischer Beirat (conseil technique) sein, dem gegenüber die Regierung ihre volle Verantwortlichkeit beibehält wie bisher und seinen Vorschlägen, die Zustimmung des Parlaments vorausgesetzt, entweder beipflichten oder sie ablehnen kann. Aus diesem Grunde nehmen auch der Präsident der Republik und der Ministerpräsident, die beide als Vorsitzende resp. dessen Stellvertreter Mitglieder des „Obersten Rates" sind, niemals an einer Abstimmung teil, denn sie würden sonst gegenüber dem Ministerrat durch ihr bereits abgegebenes Votum gebunden sein und die Verfassung würde

damit verletzt. Aber auch nur als koordinierter Beirat ist die Einrichtung des Obersten Rates der Nationalverteidigung seiner Zusammensetzung und seiner näheren Bestimmung nach von eminenter Bedeutung für die Republik und in dem ihm gesteckten Ziele, „alle seine Arbeiten und Beratungen lediglich auf die Stärkung der Landesverteidigung zu richten", können großzügige Aufgaben in einer Weise gelöst werden, wie es bisher ein Ding der Unmöglichkeit war. Denn nachdem durch das Gesetz vom 7. Juli 1900 sämtliche Marinetruppen dem Ressort des Kriegsministeriums überwiesen worden waren, mußte insbesondere für den Fall einer schleunigen Mobilmachung die überaus mißliche Lage eintreten, daß der Kriegsminister allein über sämtliche Landstreitkräfte die Verfügung hatte und der Marineminister nur über die Flotte befehligen konnte, während die Sorge für die Küstenverteidigung vollständig in der Luft schwebte und sich niemand um die notwendigsten Anordnungen kümmern wollte. Nicht minder bedenklich war es unter den obwaltenden Verhältnissen für den Fall eines Krieges um die Kolonien bestellt. Hier kreuzten und beengten sich drei Ressorts, da der Kolonialminister allein verantwortlich für den Schutz der Kolonien war, der Kriegsminister die dazu erforderlichen Truppen bereitstellen sollte und der Marineminister die Transportschiffe herzugeben und für die Offenhaltung der Seewege vermittelst der Kriegsflotte Sorge zu tragen hatte. Kurzum die vitalsten Interessen der Landesverteidigung, die vielen großen Fragen, die im Ernstfall nur von einer Stelle aus ihre gedeihliche Lösung finden können, lagen bis jetzt in der Hand von 3 Ministerien, so daß Abhilfe nur ein zwingendes Gebot der Selbsterhaltung war. Wie das im einzelnen geschehen soll, das sagen die Ausführungsbestimmungen zu dem neuen Gesetz, indem sie zunächst aussprechen, daß es dem Ermessen (facultativement) der Minister des Krieges, der Marine und der Kolonien überlassen sein soll, welche allgemeinen Fragen sie vor das Forum des Obersten Rates der Nationalverteidigung bringen wollen. Pflichtgemäß (obligatoirement) müssen die drei Ministerien dagegen alle diejenigen Angelegenheiten zur Durchberatung dem Obersten Rat übergeben, die in der Gesamtheit oder nur in einzelnen Punkten in eines der Ressorts ihrer Kollegen hinübergreifen und die gemeinschaftlich geklärt werden müssen, wenn anders nicht Konflikte und darüber hinaus Gefahren für die Landesinteressen entstehen sollen. Zu solchen gemeinsamen Angelegenheiten sind u. a. der Küstenschutz, die Verteidigung der Kolonien oder auch die Verwendung der Kolonialtruppen in einem europäischen Kriege zu zählen. Endlich hat sich der Oberste Rat auch noch mit allen denjenigen Fragen von Wichtigkeit zu befassen, die ihm seitens des Obersten

Kriegsrates, des Obersten Marineamtes und des Ausschußkomitees für die Verteidigung der Kolonien vorgelegt werden, wobei er event. auch als Schiedsgericht fungieren kann und durch Erteilung allgemeiner Direktiven, die die strittigen Punkte aus der Welt schaffen sollen. Diesen großen und vielseitigen Aufgaben entsprechend ist die Zusammensetzung des Obersten Rates der Nationalverteidigung naturgemäß sehr zahlreich und ausgesucht. Hervorzuheben ist dazu, daß außer dem Staatsoberhaupt, dem Ministerpräsidenten und den drei Ressort-Ministern, dem Minister des Auswärtigen und dem Finanzminister, den Vizepräsidenten des Obersten Kriegs- und Marineetats, des Chefs des Generalstabs der Armee und Marine, als ständige Mitglieder des Rates, noch die für den Kriegsfall als Armeeführer oder Geschwaderchefs designierten Generale und Admirale allen wichtigen Beratungen der neuen Körperschaft beiwohnen dürfen.

Nun war vielfach, auch in der französischen Presse, die Behauptung aufgestellt worden, der „Oberste Rat“ werde bei seiner umfassenden Tätigkeit auch die Stellung des Generalissimus der Armee, der ja vielen Republikanern schon längst ein Dorn im Auge ist, wenigstens in Friedenszeiten, unnötig machen oder sie zum mindesten wesentlich einschränken. Daß die Gegner dieses wichtigen militärischen Postens mit ihren heftigen Angriffen recht behalten würden, wie vielfach schon mit aller Bestimmtheit prophezeit worden war, hat sich nicht bestätigt. Richtig ist allerdings, daß ein Nachfolger des am 26. Juni v. J. in den cadre de réserve übergetretenen Generals Brugère, der lange Jahre Vizepräsident des Obersten Kriegsrates und damit auch der sogenannte „Generalissimus“ des französischen Heeres war, längere Zeit nicht ernannt worden war. Es wurden verschiedene Gründe für das Unterbleiben der sofortigen Ernennung aufgeführt. Da hieß es u. a., der Kriegsminister habe es für angemessener gehalten, daß den stellvertretenden Vorsitz im Obersten Kriegsrat stets der rangälteste anwesende General übernehme, da sonst, wie es bisher Vorschrift gewesen sei, der Vizepräsident zu jeder Sitzung am Platze sein müsse, während er zu dieser Zeit vielleicht durch wichtige Dienstgeschäfte außerhalb Paris festgehalten werde und unabkömmlich sei. Andere wollten in dem Vizepräsidenten und Generalissimus das alte Gespenst des Boulangismus, in Gestalt eines allmächtigen Diktators und Umstürzlers aller republikanischen Einrichtungen sehen und eine dritte Partei endlich, die auch eine sehr beträchtliche Gefolgschaft hat, meinte sogar, es grenze an Landesverrat, wenn man seine Gegner bereits im Frieden wissen lasse, welcher General den Oberbefehl über die Armee in Händen habe. Es würde zu weit führen, wollten wir an dieser Stelle die Richtigkeit oder das Unzutreffende aller

dieser Auffassungen prüfen, nur auf die eine Tatsache sei aufmerksam gemacht, daß die Rangstufenordnung des französischen Offizierkorps offiziell den Titel „Generalissimus" überhaupt nicht kennt und daher ein Aufrücken in diese Stellung im „Journal officiel", das sonst alle Ernennungen bringt, nicht bekannt gemacht zu werden pflegt. Die Titulatur Generalissimus hat sich vielmehr nur in den Sprachgebrauch eingeschlichen und bezeichnet denjenigen General, der im Falle eines Krieges den Oberbefehl der gesamten Ostarmee zu übernehmen hat. Ob dieser General nun auch gleichzeitig Vizepräsident des Obersten Kriegsrates ist oder nicht, interessiert dabei wenig, denn bei den Beratungen dieser hohen Körperschaft haben die Stimmen aller Generale gleichen Wert. So viel aber steht, trotz aller Geheimnistuerei unserer westlichen Nachbarn, fest, daß General Hagron der designierte Nachfolger Brugères in der Führung der gegen Deutschland bestimmten Armee ist und dieses Amt, soweit es die Friedenvorbereitung verlangt, auch bereits angetreten hat. Und das bleibt schließlich für uns die Hauptsache. Als Stabschef beim Oberkommando der Armee soll der Souschef des Generalstabs fungieren und 5 Armeeinspekteure sind dafür ausersehen, das Kommando der im Mobilmachungsfall zu formierenden 5 Armeen zu übernehmen.

Bei dieser Gelegenheit muß ein nicht unerheblicher Irrtum richtig gestellt werden, der sich zur Zeit der Algeciras-Konferenz und der damals erfolgten Erörterungen über das französische Heerwesen auch in die deutsche Presse eingeschlichen hatte, daß nämlich der jedesmalige Chef des Generalstabes der Armee von Haus aus dazu bestimmt sei, im Augenblick der Mobilmachung den Posten eines Chefs des Generalstabes der Nordostarmee zu übernehmen. Das war früher der Fall. Es ist aber das unbestrittene Verdienst des einstigen Kriegsministers General André gewesen, von dem es immer hieß, er wolle sich selbst zum Generalissimus im Kriege ernennen lassen, daß er dieser ungesunden Bestimmung ein endgültiges Ende bereitet hat, indem er nachwies, welch großes Unheil für die Armee daraus entstehen könne, wenn der Generalstabschef, der an sämtlichen Vorbereitungen auf den Krieg den gewichtigsten Anteil genommen habe, mit allen einschlägigen Verhältnissen auf das Genaueste vertraut sei, in der ernsten Stunde des Kriegsbeginns seinen Posten verlassen sollte, um ihn mit der Stellung eines Armeestabschefs zu vertauschen. Der Chef des Generalstabs der Armee, der im Frieden dem Kriegsminister untergeordnet sei und mit diesem in gemeinschaftlicher Arbeit die Operationspläne entworfen habe, gehöre auch im Kriege an die Seite des Ministers

und dürfe nicht auf Grund irgendwelcher Erwägungen von ihm getrennt werden. So wurde denn damals die Stellung des Generals Pendezec als Chef des Generalstabs der Armee für das Friedens- und das mobile Verhältnis festgelegt und, da sich seitdem in dieser Hinsicht nichts geändert hat, bekleidet der heutige Generalstabschef General Brun sein Amt unter den nämlichen Bedingungen wie sein Amtsvorgänger.

Wie die Zusammensetzung der für die einzelnen Kriegstheater bestimmten Armeen im Mobilmachungsfalle lauten wird, darüber fehlen uns natürlich manche Einzelheiten. Immerhin scheint soviel festzustehen, daß eine Armee aus dem 1., 2., 5., 6. und 20. Armeekorps und daß die Alpenarmee aus dem 14. und 15. Korps gebildet werden.

Auf alle diese wichtigen Festsetzungen, die wir kurz gestreift haben, wird die Machtsphäre des Obersten Rates der Nationalverteidigung, von dem oben die Rede war, nicht ausgedehnt werden, vielmehr bleiben sie nach wie vor dem Kriegsminister resp. dem Ministerrat vorbehalten.

Auch auf die Institutionen des Obersten Kriegsrates und des Obersten Marinerates hat der neugeschaffene Rat der Nationalverteidigung keinerlei beschränkenden Einfluß, wie vielfach unrichtig auch in der französischen Presse behauptet worden ist, um diese neue militärische Einrichtung, die Vielen nicht zusagte, von vornherein in Mißkredit zu bringen. Das mußte auch schon deshalb ganz unglaublich erscheinen, weil jene beiden Organisationen sich eines hohen Ansehens in allen republikanischen Kreisen erfreuen und sie anerkanntermaßen gleichsam die Fundamente bilden, auf denen alle großen militärischen Fragen in gemeinsamer Beratung festgelegt und verarbeitet werden. Es erscheint daher der Vollständigkeit halber notwendig, auch noch auf diese beiden wichtigen Faktoren, die von der obersten Heeresleitung namentlich für den Kriegsfall unzertrennlich sind, mit einigen Worten einzugehen.

Die Organisation des Obersten Kriegsrates beruht auf dem Dekret vom Jahre 1888, zu dem aber im Laufe der Zeit mehrfach Ergänzungen und Abänderungen verfügt worden sind. Es hatte sich hierbei hauptsächlich um die Frage gehandelt, ob die dem Obersten Kriegsrat angehörenden Mitglieder außerdem noch die Stellung eines kommandierenden Generals oder eines Gouverneurs von Paris und Lyon bekleiden oder ob sie lediglich zur Verfügung des Kriegsministers in Paris verbleiben sollten. Der ersteren Ansicht war der Kriegsminister Gallifet gewesen, der die Mitglieder des Obersten Kriegsrates, vor allem die als Armeeführer im Kriegsfalle vorgesehenen Generale, in dauernder Berührung mit den Truppen

erhalten wollte und daher zum kommandierenden General eines derjenigen Armeekorps befördern ließ, das im Kriegsfall zu der ihnen unterstellten Armee gehören soll. In Paris seien die Generale ohne genügende Beschäftigung.

Der alsdann folgende Kriegsminister, General André, war zunächst anderer Meinung und hob die Bestimmung seines Amtsvorgängers wieder auf, indem er die Tätigkeit der Armeeführer in Paris, insbesondere die Vorbereitung für ihre zukünftige Stellung im Kriege, für so wichtig hielt, daß sich die Aufgaben eines kommandierenden Generals nicht damit verbinden ließen. Diese Auffassung konnte der Minister jedoch nicht lange aufrecht erhalten, da sie viele Unzuträglichkeiten im Gefolge hatte; er stieß daher seine Verfügung wieder um und traf die noch heute zu Recht bestehende Anordnung, daß einzelne Mitglieder des Obersten Kriegsrates gleichzeitig den Posten von kommandierenden Generalen innehaben sollen und nur zu den gemeinsamen Sitzungen des Kriegsrats nach Paris zu kommen brauchten. Gegenwärtig ist allerdings von den Mitgliedern des Obersten Kriegsrates kein einziger auch kommandierender General, nur General Dalstein bekleidet gleichzeitig noch das Amt des Gouverneurs von Paris.

Als die Aufgabe des Kriegsrats wird die Prüfung aller auf die Vorbereitung für den Krieg bezüglichen Fragen bezeichnet. Der Kriegsminister ist verpflichtet, ihn zu Rate zu ziehen, wenn es sich um wichtige Mobilmachungsbestimmungen, um den Aufmarsch des Heeres, um den Bau strategischer Bahnlinien, um die allgemeine Organisation und die Ausbildung der Armee, um die Einführung neuer Kriegsmittel, um den Bau oder um die Aufhebung von Festungen und um die Küstenverteidigung handelt. Die Versammlung des Obersten Kriegsrates erfolgt nach Bedarf, mindestens aber am ersten Montag in jedem Monat.

Die oberste Kontrolle über die Ausbildung des Heeres bringt die Mitglieder des conseil supérieur naturgemäß oftmals in engste Berührung mit der Armee. Und erst aus jüngster Zeit ist uns durch die Inspektionsreisen der Generale Hagron und Michal an der Ostgrenze Frankreichs bekannt geworden, mit welcher Gewissenhaftigkeit sie sich der ihnen erteilten Aufträge erledigen und wie sie die Schlagfertigkeit der ihnen unterstellten Truppen zu heben bemüht sind. Auch zur Leitung der großen Armeemanöver werden die Generale des Obersten Kriegsrates berufen, wobei neuerdings der Grundsatz beobachtet wird, den armeeführenden Generalen diejenigen Korps zu unterstellen, über die sie auch im Kriegsfall den Befehl zu übernehmen haben. Dadurch gewinnen Führer und Truppe Fühlung miteinander, sie lernen sich genauer kennen und betrachten sich

als zusammengehörig, wenn es gilt in ernster Stunde große Aufgaben zu erfüllen.

Auch für uns ist der Oberste Kriegsrat in Frankreich nicht ohne Interesse, da wir aus seiner Zusammensetzung die zukünftigen, an entscheidender Stelle stehenden, Führer kennen lernen.

Außer dem Kriegsminister gehören ihm zur Zeit die Generale Michal, Metzinger, Duchesne, Dodds, Voyron, Hagron, Burnez, Dalstein, Pendezec, Borgnis-Desbordes und de Lacroix an. Von diesen ist, wie schon gesagt, General Hagron als Oberbefehlshaber des gegen Deutschland bestimmten Heeres bestimmt, während General Metzinger als Führer der aus dem 14. und 15. Armeekorps gebildeten Alpenarmee bezeichnet wird. Voyron vertritt die Kolonialtruppen, und aus den übrigen Mitgliedern werden die unter Hagron in Tätigkeit tretenden Armeeführer entnommen.

Was endlich den Obersten Marinerat anlangt, so entspricht er im allgemeinen dem Obersten Kriegsrat. Der Marinerat ist 1889 geschaffen worden und umfaßte ursprünglich die Marinepräfekten (die Befehlshaber der fünf großen Bezirke, in die die Küste Frankreichs, entsprechend den fünf großen Kriegshäfen für die Zwecke der Verteidigung eingeteilt ist) und die Geschwaderchefs. Allmählich wurde die Zahl der zugehörigen Vizeadmirale aber erheblich vergrößert, so daß der Marineminister de Lanessan im Jahre 1900 die Zahl der Mitglieder verringerte und die bis jetzt bestehende Organisation des Marinerates schuf. Danach gehörten dieser Behörde außer dem Marineminister als Präsidenten und dem Chef des Admiralstabes nur drei Vizeadmirale an, die entweder Geschwaderchef, oder Marinepräfekt oder Chef des Admiralstabes gewesen sein mußten. Der gegenwärtige Minister Thomson hat nunmehr aber wieder die Zahl der Mitglieder erhöht. Er ist der Ansicht, daß man die Stimmen aller mit dem Kommando über die großen Kriegshäfen und mit der Leitung der Kriegsvorbereitungen betrauten Offiziere, also sämtlicher fünf Marinepräfekten, hören müsse, und daß auch den Chefs der beiden Geschwader in den heimischen Gewässern (des Nord- und Mittelmeergeschwaders) Gelegenheit zu geben sei, ihre Ansichten über die Organisation und Verwendung dieser Geschwader zu äußern. Diese sieben Admirale vertreten somit, abgesehen von ihrer allgemeinen Diensterfahrung, hauptsächlich die Praxis.

Außerdem wurden aber vom Marineminister vier weitere, in Paris wohnhafte Mitglieder, zwei Vize- und zwei Kontreadmirale, ernannt, die sich mehr mit der allgemeinen Verwaltung der Marine und mit der Vor-

bereitung der Prüfung der einzelnen Fragen beschäftigen. Ferner sollen die Abteilungschefs im Marineministerium an den Beratungen teilnehmen.

Nach wie vor ist der Marineminister Präsident des Marinerates und gehört ihm der Chef des Admiralstabes an. Der Marinerat zählt somit 12 Mitglieder.

Die Geschäftsordnung des Obersten Marinerates ist folgende: Er hat zu beraten über die Zusammensetzung und Verwendung der Seestreitkräfte, über die Bautätigkeit, Küstenverteidigung, die Flottenstützpunkte und Arsenale, schließlich über Ersatz und Ausbildung des Personals. Nach der Zusammensetzung der Behörde kann eine Versammlung aller Mitglieder natürlich nur selten stattfinden. Aus den Mitgliedern des Rates wird daher eine ständige Kommission von drei Offizieren, einem Vizeadmiral und zwei Kontreadmiralen, gebildet, die sich in regelmäßigen Zeitabschnitten versammelt und diejenigen Fragen vorzubereiten hat, die der Prüfung des gesamten Marinerates zu unterbreiten sind. Außerdem werden noch einzelne bestimmte Angelegenheiten von ihr selbständig erledigt. Alle Beschlüsse, sowohl der ständigen Kommission wie auch des ganzen Marinerates, sind aber für den Marineminister nicht bindend.

Der Marineminister kann die in Paris wohnhaften Mitglieder mit besonderen Aufträgen und zu Besichtigungen entsenden.

Zum ersten Mal nach seiner Reorganisation hatte der Oberste Marinerat seine Tätigkeit Anfang März d. J. aufgenommen und bei dieser Gelegenheit genaue Kenntnis von dem Programm des Ministers Thomson, hinsichtlich der Verteidigung der großen französischen Kriegshäfen und Flottenverstärkung erhalten. Zu lebhaften Auseinandersetzungen soll es hierbei über die wichtigsten Fragen des Baues von Linienschiffen oder großen Panzerkreuzern gekommen sein. Einstimmig wurde anerkannt, daß das Linienschiff das Rückgrat der Flotte bilden müsse und daß Linienschiffe dem Lande dringend nötig seien. Infolge der Entschließungen anderer Staaten schlug der Oberste Marinerat dann vor, die Zahl der Linienschiffe auf 28 zu erhöhen. Andererseits erkannte er die Möglichkeit an, die Zahl der Panzerkreuzer zu vermindern, deren Beibehaltung einstimmig für nötig befunden wurde. Infolgedessen hielt der Oberste Marinerat dafür, daß an Stelle der ursprünglich verlangten 18 Panzerkreuzer 1. und 2. Klasse 20 Panzerkreuzer 1. Klasse genügten. Es müßten daher unter Zugrundelegung einer 25jährigen Lebensdauer bis zum Jahre 1919 24 Linienschiffe einschließlich der jetzt geforderten 6 gebaut werden, dazu 6 Panzerkreuzer. Die Linienschiffe der

späteren Serie müßten eine Wasserverdrängung von 19000 t erreichen, vielleicht sogar überschreiten.

Der Oberste Marinerat ist also bei dieser Gelegenheit mit einem vollständig neuen Flottenplan hervorgetreten und hat damit seine große aktive Bedeutung dargetan. Zur Durchberatung dieser Pläne in der Deputiertenkammer ist es bis jetzt allerdings noch nicht gekommen, da der Marineminister sie nicht mit den Forderungen des Marineetats vereinigen, sondern gesondert zur Diskussion stellen will.

Aber mindestens ebenso bedeutsam wie die oben erwähnte Konferenz des Obersten Marinerats vom März v. J. war der im Juli v. J. abermals erfolgte Zusammentritt dieses hohen Rates. Galt es doch bei dieser Gelegenheit, wichtige Entschlüsse zu fassen bezüglich der Zusammensetzung der Geschwader und ihrer Neugliederung für das Jahr 1907, die schon seit langer Zeit den Gegenstand lebhaftester Diskussion in der Presse fast aller Parteischattierungen gebildet hatten. Die Entscheidungen, die hierüber seitens des Obersten Marinerates getroffen wurden und nunmehr vorliegen, sind nicht nur an sich militärisch von Interesse, sondern auch für uns noch besonders bedeutsam dadurch, daß sie uns einen guten Einblick in die Kriegsgliederung der Seestreitkräfte unserer westlichen Nachbarn gewähren und damit eine Übersicht schaffen, wie sie uns hinsichtlich der Armee, wie wir gesehen haben, leider nur ganz lückenhaft zur Verfügung steht.

Der leitende Gedanke dieser Maßnahmen ist dabei augenscheinlich gegeben durch die Erwägung, daß Frankreich sich eines Angriffs von englischer Seite nicht mehr zu versehen hat und daher starken maritimen Schutzes im Norden nicht mehr bedarf. In Rücksicht dieses Umstandes und der sich daraus ergebenden Konsequenzen soll der Schwerpunkt der französischen Flotte in das Mittelmeer verlegt werden, also an dieselbe Stelle, die sich auf Anordnung der britischen Admiralität eine Schwächung zu Gunsten der englischen Kanal- und Nordsee-Geschwader hat gefallen lassen müssen. Ins praktische übersetzt bedeutet die Neuverteilung der französischen Flotte insofern eine ganz außerordentlich taktische Verbesserung, als an Stelle der beiden Hauptgeschwader, die jedes für sich im Falle eines Krieges nicht stark genug gewesen wäre, um einem der wahrscheinlichsten Gegner im Mittelmeer oder in der Nordsee mit einiger Aussicht auf Erfolg zu begegnen, im wesentlichen eine einzige große Schlachtflotte treten wird. Zwar sollen auch in Zukunft noch zwei getrennte Gruppen von Schiffen im Norden und im Mittelländischen Meer bestehen bleiben, aber sowohl der Zahl wie der Beschaffenheit nach wird die erste Gruppe im Vergleich zu der letzteren nur einen geringen

militärischen Wert haben. Um das noch deutlicher zum Ausdruck zu bringen, werden vom Jahre 1907 ab die bisherigen Bezeichnungen eines Nord- und Mittelmeergeschwaders ganz in Fortfall kommen und eine neue Benennung in 1., 2. und 3. Geschwader eintreten, die auch im Mobilmachungsfall Gültigkeit behalten soll.

Es ist natürlich, daß diese enge Versammlung und Vereinigung so zahlreichen Schiffsmaterials in den europäischen Gewässern eine Verminderung der Geschwader in den anderen Meeren zur Folge haben mußten. Der Oberste Marinerat glaubte sich aber zu dieser Maßnahme um so eher verstehen zu dürfen, als diese Verschiebung und Verteilung der gesamten Seestreitkräfte zu Gunsten der europäischen Geschwader einer schnelleren Bereitstellung der Hauptbestandteile im Mobilmachungsfall sehr zugute kommen müssen und zudem die Interessen und der Schutz der Kolonien durch den Ausbau der lokalen Verteidigung im Verein mit den nach dort detachierten Schiffen völlig ausreichend wahrgenommen resp. gewährleistet erscheinen. In politischen Kreisen Frankreichs stimmt man in dieser Beziehung mit den Ansichten des Obersten Marineamtes nicht ganz überein und sieht in der Herabsetzung der maritimen Vertretung Frankreichs im fernen Osten eine Schwächung, die unter Umständen zu einer ernsten Gefahr werden könne. Möglich ist daher, daß die Regierung in diese Entscheidungen späterhin eingreift, sollte es aber nicht der Fall sein, so wird nach den heutigen Festsetzungen von diesem Jahre ab das französische ostasiatische Geschwader unter einem Kontreadmiral nur aus einer Division bestehen mit den Kreuzern „D'Entrecasteaux", „Bruix", „Chanzy" und „Descartes" und 6 Torpedobootszerstörern.

Gleichzeitig mit den Reformen im Obersten Marinerat, von denen wir zuvor gesprochen hatten, ist eine Anzahl von anderen beratenden und technischen Kommissionen, die dem Marineminister unterstellt waren, jetzt zu einer einzigen technischen Kommission vereinigt worden. Die einzelnen bisherigen Kommissionen, deren Geschäftsbereich nicht scharf genug gegeneinander abgegrenzt war, störten sich häufig in ihren Arbeiten. Die neue Kommission soll in allen rein technischen Fragen dem Minister zur Seite stehen und zerfällt in 3 Sektionen, von denen die erste sich mit den Hochseeschiffen, die zweite mit den Fahrzeugen der beweglichen Verteidigung (Torpedo- und Unterseebooten), die dritte mit dem gesamten Ausrüstungsmaterial beschäftigt.

Streng zu scheiden von der Organisation und den Befugnissen des Obersten Marineamtes ist die Einrichtung des dem Generalstabe der Armee entsprechenden Admiralstabes, der in 3 Sektionen geteilt ist. Seine heutige

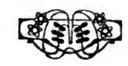
Gestaltung datiert erst aus dem Jahre 1902 als durch Dekret des Präsidenten der Republik ausgesprochen wurde, daß der Chef des Admiralstabes nach Möglichkeit von allen Personal-, Verwaltungs- und Schiffbauangelegenheiten entlastet werden müsse, damit er sich ausschließlich seinen Hauptaufgaben militärischer Natur und der allzeiten Kriegsbereitschaft der Flotte zuwenden könne.

Als im Jahre 1892 die Stellung eines Chefs des Admiralstabes geschaffen wurde, um für die Kriegsbereitschaft der Flotte, wie es bei der Armee in gleicher Weise auch bereits geschehen war, eine von den politischen Strömungen unabhängige Persönlichkeit dauernd an der Spitze zu haben, da übertrug man dieser nicht nur alle Arbeiten, die sich auf die Mobilmachung usw. bezogen, sondern man machte den Stabschef auch zum Leiter sämtlicher Büros des Marineministeriums und zum Vorgesetzten des gesamten Marinepersonals. In richtiger Erkenntnis von der Überbürdung seines Stabschefs und von der Unmöglichkeit, daß derselbe sich den Arbeiten, die Schlagfertigkeit der Flotte betreffend, in vollem Umfange widmen konnte, veranlaßte der damalige Marineminister, M. de Lanessan, unterm 1. Juli 1899 ein Dekret, durch welches der Chef des Admiralstabes aufhörte, Vorstand des Militärkabinetts des Ministers und verantwortlicher Vorgesetzter sämtlicher Büros des Ministeriums zu sein.

Der Minister war jedoch immer mehr zu der Ansicht gekommen, daß die Bestimmungen des vorgenannten Dekrets noch lange nicht ausreichend seien, um dem Chef des Admiralstabes diejenige Arbeitsentlastung zu schaffen, die dieser für sein wichtigstes und eigentlichstes Ressort benötigt. Er veranlaßte daher 1902 jenes Dekret, durch welches seinem Stabschef alle diejenigen Funktionen genommen wurden, die ihn in engsten und oft entscheidenden Zusammenhang mit Personal- und Schiffbauangelegenheiten gebracht hatten und beließ ihm nur als Vorgesetzten diejenigen Abteilungen, mit denen er zur Bearbeitung der Mobilmachung, der verschiedenen Kriegstheater und der fremden Seemächte unmittelbar zu tun haben mußte. Gleichzeitig wurde verfügt, daß dem Chef des Admiralstabes von allen übrigen Büros nach wie vor diejenigen Projekte und Beschlüsse zur Unterschrift vorzulegen seien, die von militärischem Interesse für seine Tätigkeit sein könnten; ferner blieb der Chef über alle Personalangelegenheiten auf dem Laufenden unterrichtet, er erhielt die Berechtigung, von sämtlichen Abteilungen des Ministeriums diejenigen Informationen einzufordern, die ihm für seine Arbeiten wissenswert und notwendig erschienen, und nimmt mit beratender Stimme in allen Komitee- und Ausschußsitzungen teil, bei denen es sich um militärische Angelegenheiten

handelt. Endlich hat der Chef des Admiralstabes mit seinem Visum diejenigen Angelegenheiten und Vorgänge zu unterzeichnen, die entweder zu Beratungssitzungen gebraucht oder den Baubüros zurückgereicht werden, und Kenntnis zu nehmen von allen Ministerialbeschlüssen und Tagesbefehlen, die der Marineminister erläßt. Chef des Admiralstabes ist zur Zeit Vizeadmiral Touchard.

Wir haben versucht in diesen Zeilen ein möglichst erschöpfendes Bild von den großen Gesichtspunkten zu geben, nach denen gegenwärtig die obersten militärischen Behörden unserer westlichen Nachbarn organisiert sind. Können wir auch mit manchen dieser Prinzipien und Einrichtungen nicht übereinstimmen und uns namentlich nicht mit den wechselnden Grundsätzen befreunden, nach denen die jedesmalige Wahl der politischen Kriegs- und Marineminister erfolgt, und erscheinen uns auch manche der noch vorhandenen „conseils" und „comités" als ein etwas komplizierter Apparat für die Ausübung der militärischen Kommandogewalt, so müssen wir doch andererseits anerkennen, daß die neuesten Reformen hinsichtlich der obersten Heeresleitung und die Maßnahmen der höchsten Marineinstanzen einen entschiedenen Fortschritt bedeuten, wodurch das militärische Frankreich allmählich eine Bedeutung gewonnen hat, die wir nicht geringschätzig bewerten dürfen.



Wandlung.

Erika, liebe Rika mein,
Wer darf im Frühling traurig sein!
Verträumte Märchen werden wach,
Viel weiße Blüten trägt der Bach
Bis tief in uns're Stadt hinein —
Wer wird im Frühling traurig sein?

Mach' dein Mansardenfenster frei
Und blick hinaus nach der Bastei:
Der Posten winkt mit dem Gewehr,
Es tanzen Kinder um ihn her
Und schlingen ihren Ringelreih'n —
Wer wird im Frühling traurig sein?

Nun singen sie ein Käferlied,
Die Schilderwache pfeift es mit:
Marienwürmchen fliege!
Sankt Jürgen war im Kriege,
Schlug brav den bösen Drachen klein —
Wer wird im Frühling traurig sein?!

Prag. Oskar Wiener.



Die zweite Reichsduma.

Von

George Cleinow.

12. März 1907.

Als ich vor drei Jahren mit dem leichten Gepäck des Journalisten in St. Petersburg einzog, hätte ich nicht gewagt, daran zu denken, daß ich drei Jahre später über die Zusammensetzung eines russischen Parlaments schreiben könnte. Und nun kann ich an dieser Stelle schon die zweite Duma behandeln. Man muß sich immer erst in eine besondere Stimmung versetzen, um zu begreifen, daß wirklich nur drei Jahre seit dem ersten Angriff auf Port Arthur vergangen sind. Soviel haben wir in Rußland erlebt, soviel Entwicklung liegt zwischen dem damals und heute, so gewaltig ist der Fortschritt, den das russische Reich in seiner staatlichen Organisation gemacht zu haben scheint. Scheint! In der Tat, ist es möglich, daß ein Staat, dem 140 Millionen Menschen zugehören, die sich ihrerseits auf mehr als fünfzig Völker und selbständig entwickelte Stämme verteilen —, daß ein Staat in drei Jahren nach einigen Ausbrüchen der Leidenschaft in einzelnen Schichten der Gesellschaft von einem festeingewurzelten System zu einem der Mehrheit unbekannten, unerprobten übergehen kann? Alle Staaten des Westens haben Jahrzehnte gebraucht, ehe sie den neuen Weg zu kultureller Arbeit fanden — Preußen-Deutschland fast 25 Jahre, und was für Jahre! Drei Bruderkriege und einer gegen gemeinsamen Feind mußten überstanden werden. Dann erst fand sich die Verfassung von 1871, unter der wir uns friedlich entwickeln konnten! Und Rußland will es in drei Jahren schaffen? Unmöglich! — Darum wollen wir an die zweite russische Reichsduma mit den Empfindungen des Naturforschers herantreten, der sich die Eintagsfliege zum Spezialstudium gewählt hat und eine besonders seltene, eigenartige Vertreterin ihrer Gattung gefunden hat. Selten ist das Exemplar unbedingt, denn es ist unfertig zur Welt gekommen und soll doch lebensfähig sein —, und es ist eigenartig, denn kaum geboren, beginnt es sich selbst zu verspeisen!

Die neue Duma ist zusammengetreten, obwohl noch mehr als 20 Abgeordnete nicht gewählt sind. Sie stellt in ihrer Gesamtheit 33 Parteien und 20 Nationalitäten dar. Die Parteien gruppieren sich

um folgende größere politische Organisationen: Monarchisten, Oktoberleute, Polen, Kadetten, Arbeitsgruppe und Sozialdemokraten. In alle diese Gebilde aber ist Bresche gelegt von der einen Seite durch die Gemeinsamkeit der Interessen aller Bauern und von der anderen durch die Kulturgemeinschaft der einzelnen Nationalitäten oder Glaubensbekenntnisse gegenüber dem orthodoxen Russentum. Der Schwerpunkt der bäuerlichen Interessengemeinschaft liegt in der sozialrevolutionären Arbeitsgruppe, derjenige der kulturellen Interessen bei den konstitutionellen Demokraten (Kadetten). Wir sehen somit, daß wir die Mitglieder der neuen Duma von drei Gesichtspunkten aus betrachten müssen, wenn wir den Wert der einander gegenüberstehenden politischen Faktoren genau feststellen wollten. Da aber hierzu der Raum eines stattlichen Bandes erforderlich wäre, bitte ich meine Leser, die Stellung der Parteien und einzelner hervorragender Persönlichkeiten von ihrer Auffassung der Agrar- und Nationalitätenfrage allgemein aus bewerten zu dürfen. Als einzigen festen Punkt im uns umtobenden Chaos glaube ich die Stellung des Ministerpräsidenten Stolypin ansehen zu dürfen; darum will ich auch alle Strömungen im Licht ihres Verhältnisses zu diesem festen Punkt darstellen.

* * *

Während die erste Duma mit großem Gepränge durch den Zaren selbst eröffnet wurde, während die damaligen Abgeordneten (bis auf wenige Republikaner) mit dem Bewußtsein in das Palais Potjomkins eintraten, sie brauchten nur einmal mit den Augen zu rollen, um die Minister und Hofleute in den Staub zu strecken und ein zweites Mal, um die Armee und 90 Millionen Bauern gegen die Bureaukratie auf die Beine zu bringen, ist die zweite Duma in aller Stille zusammengetreten. Die Regierung glaubte keine Veranlassung zu haben, ein Freudenfest zu feiern, und die Abgeordneten haben — wenigstens in ihrer Mehrzahl — während der letzten sieben Monate erkannt, was die russische Intelligenz in hundert Jahren nicht zu lernen vermochte — nämlich, daß die brutale Macht bei der Regierung ist und nicht beim „Volk“. Man trat sich mit Takt gegenüber — jeder im Bewußtsein, einem starken und rücksichtslosen Gegner gegenüber zu stehen. Das Auftreten der Minister war würdevoll, das der Mehrheit zurückhaltend, korrekt; aber eine verhaltene Erregung liegt zitternd über dem Parlament. Wo wird sie durchbrechen?

Für den seelenlosen Photographen ist das allgemeine Bild in der zweiten Duma ähnlich dem der ersten. Und doch, welch ein gewaltiger

Unterschied. Vorn in der ersten Reihe fehlen uns die durchgeistigten Züge des katholischen Bischofs von Roop; statt seiner sind zwei griechisch-orthodoxe Bischöfe, Platon von Kijew und Jewlogij von Cholm eingerückt mit bartumrahmten, bleichen Gesichtern, aus denen die Augen fanatisch leuchten, — zwei streitbare Politiker. Rechts davon, etwas zurück, saß Graf Heyden — nun müssen wir ihn auf den Tribünen suchen. Aber sein Freund M. A. Stachowitsch mit dem schönen braunen Vollbart sitzt am alten Platze. Weiter rechts vermissen wir die Tataren; jetzt sitzen sie in der Mitte, und ihre Plätze sind eingenommen durch die Männer vom russischen Volk, von denen zwei bis drei Dutzend Abzeichen tragen. Unter ihnen ist faktisch keine einzige auffallende Erscheinung außer den schon genannten Bischöfen. Selbst Kruschewan und Purischkewitsch aus Bessarabien fallen nur deshalb auf, weil man sie sucht und — weil die Linke sichtlich bemüht ist, beide lächerlich zu machen. Kruschewan ist etwa der Rektor Ahlwardt ins Großartige übertragen. Weiter links sitzen die Oktoberleute — eine Schattierung gebildeter und in ihrem Benehmen von einer orientalischen Würde, die den russischen hohen Aristokraten auszeichnet, nota bene, wenn er sie anwenden will. Unter ihnen stechen zwei Erscheinungen vor: der Professor der Medizin M. J. Kapustin aus Kasan und der Gutsbesitzer N. A. Chomjakow aus Smolensk. Chomjakow ist ein Sohn des bekannten Slavjanophilen und mit Kapustin gemeinsam Träger von dessen Idee bezüglich der Fremdvölker. Beide werden bei den Verhandlungen über die Autonomie Polens häufig zu Worte kommen; besonders Kapustin, der von 1880 bis 1887 Universitätslehrer in Warschau war, gilt als Kenner der einschlägigen Verhältnisse.

Neben dieser Gruppe sitzen die Polen und einige Litauer — eine fest geschlossene Gesellschaft. Auch ganz unbefangenen Beobachtern muß diese Gruppe von 40—45 Personen auffallen. Es sind meist hübsche Erscheinungen, mit intelligenten Gesichtern, schnellen, zuversichtlichen Bewegungen, — eine einheitliche festgefügte Masse, die geleitet ist von etwas uns Unsichtbarem, von dem gemeinsamen zum Willen verhärteten Wunsche, die Polen in ihrer Gesamtheit glücklich und mächtig zu machen. In einer Zeit, wo die Politik sich nach Magenfragen richtet, wo die Sozialisten krassen Materialismus als Grundlage der Weltanschauung predigen, da zieht uns das ideale Nationalbewußtsein der Polen an, und der durch sein Bündnis mit Rom mächtigste Feind des Deutschtums erfüllt uns mit ehrlicher Bewunderung. Führer der Polen sind der Chefredakteur der „Gazeta Polska", Roman Dmowski, und der Rechtsanwalt Franz Nowodworski, beide haben als

Nationalpolen eine ruhmvolle Vergangenheit. Dmowski hat schon als Student den Sozialismus und russischen Radikalismus bekämpft, später vorwiegend für die Sammlung der Polen auf der ganzen Welt gearbeitet. Dahin gehört auch sein Versuch, die polnischen Kolonisten in Brasilien (1899) zu organisieren. Nowodworski war schon in der ersten Duma Führer des polnischen „Kolo". Sein erstes politisches Auftreten fällt in den Herbst des Jahres 1885. Damals schwebte ein Gerichtsverfahren gegen 200 Mitglieder der terroristischen Vereinigung „Proletariat". Ein großer Teil von ihnen bestand aus in russischen Schulen erzogenen Polen. Die Regierung suchte damals dem Verein eine nationalpolnische Färbung überzuziehen. Das veranlaßte die nationalistischen Rechtsanwälte, darunter Nowodworski, mit J. Spassowitsch an der Spitze, die Verteidigung der Angeklagten zu übernehmen, obwohl sie Gegner ihrer politischen Anschauungen waren. Es handelte sich meist um die gemeinsten Verbrechen. So hatte das Mitglied der Gruppe „polnische sozialistische Partei", der Landmesserschüler Baranowicz in Pskow, den Auftrag erhalten, eine Witwe zu heiraten, um die Gruppe in den Besitz von deren Vermögen (13000 Rubel) zu bringen. Da die Heirat jedoch erst nach Beendigung der Schule stattfinden konnte, das aber noch lange hin war, beschloß man die Witwe zu ermorden! Derselbe Baranowicz, der sie heiraten wollte, führte den Mord (7./19. Mai 1883) aus! Die polnischen Anwälte sahen nun ihre Aufgabe darin, die Verbrecher vom Polentum abzuschütteln und nachzuweisen, daß es sich bei den Straftaten um Folgeerscheinungen der Russifizierungspolitik handle. „Auf jedem der Angeklagten," rief Spassowitsch aus, „steht das Wort Kostjuszkos: Finis Poloniae!" — In den Anschauungen der beiden Führer hat sich, wie ihre Wahlreden in Warschau zeigen, nichts geändert. Ihr Panier ist nach wie vor: die Selbständigkeit Polens!

Neben die Polen gehören eigentlich die Deutschen. Deutsche Abgeordnete, die die Interessen der deutschen Kultur vertreten könnten, gibt es aber nicht, denn die baltischen Provinzen schicken Sozialisten und ein Mitglied des Verbandes zur Gleichstellung der Juden in die Duma! Dabei bilden die Juden in Kurland nur 5,6 Prozent der Bevölkerung, während die Deutschen 7,8 Prozent darstellen. Sonst gibt es noch fünf Herren mit deutschen Namen, die gleichzeitig evangelisch sind, in der Duma: Peter Struve, der das Deutschtum in Rußland mit Inbrunst haßt; Lawrentij Graf Puttkamer, Präsident der evangelischen Gemeinde in Wilna, gewählt vom polnischen Adel; Professor der Medizin Gregor

Jermolajewitsch Rein, Oktobermann; Alexander Kling aus Ssamara, Sozialrevolutionär; Gutsverwalter Thomas Tschentner aus Chersson, Oktobermann! Die Gründe für diese traurige Erscheinung werde ich an anderer Stelle eingehender auseinandersetzen. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß die Deutschen, besonders die in Petersburg und in den baltischen Provinzen, teils ihre Pflicht nicht getan haben, teils ihr nicht nachkommen konnten, weil sie keine Führer hatten. Hier in Petersburg trifft die Schuld die Herren Baron Meyendorff und Professor Behrendts, die ihren ganzen Einfluß geltend gemacht haben, um das Deutschtum der Bureaukratie nutzbar zu machen. Daß mehr und besseres geleistet werden konnte, beweist die Tatsache, daß die Polen und Litauer die Juden auch in solchen Städten, wo diese 60 und mehr Prozent der Bevölkerung darstellen, vollständig an die Wand gedrückt haben. Mit dem Deutschtum steht es traurig in Rußland, und wenn ihm nicht bald ein Messias ersteht, dann ist es verloren, und zwar durch eigene Schuld! —

Links von den Polen sitzt — eine geschlossene Phalanx — die Partei der konstitutionellen Demokraten mit 66 Mann, an ihren Rändern Vertreter der demokratischen Reform, der Friedlichen Erneuerung, des „Zentrums", oben die selbständige Fraktion der Kosacken, der fortschrittlichen Mohammedaner und einige Juden. In der ersten Duma waren die Kadettenbänke besser besetzt. Zwar fehlten damals die Hauptstützen Miljukow und Josef Gessen, aber alle Vorkämpfer der liberalen Bewegung, die in der Provinz gewirkt hatten, waren vertreten. Diesmal ist Josef Gessen in der Duma, Peter Struve, Professor Bulgakow, Golowin, Roditschew, Pergament, Tesleuko, Paul Dolgorukow, das Ebenbild seines Zwillingsbruders Peter, Kiesewetter, und — damit ist die Reihe der bedeutenderen Persönlichkeiten so ziemlich erschöpft. Im vorigen Jahre konnten mit Leichtigkeit dreißig aufgezählt werden. Im ganzen betrachtet, sind die radikaleren Elemente zurückgetreten. Unter den Führern befinden sich energische Gegner des Marxismus und Vertreter des allslavischen Ideals, wie Struve und Bulgakow, die selbst früher Marxisten waren, sowie Teslensko. Eine wandelnde Geschichte der Kadettenpartei, ihrer Entwicklung aus der „konstitutionellen Sjemstwo" und aus dem Verbande „Oswoboshdenije" stellen Gessen und Struve dar. Gessen ist 1866 in Odessa geboren, studierte dort an der Neurussischen Universität Mathematik, wurde aber wegen Beteiligung an der Politik relegiert. Dasselbe geschah ihm 1885 in St. Petersburg wegen Angehörigkeit zur Partei „Narodnaja Wolja". Dann lebte er drei Jahre in Wologda in der Verbannung. Nachdem er schließlich alle

juristischen Examina bestanden hatte, konnte er wegen seiner politischen Vergangenheit nicht Privatdozent, sondern mußte Rechtsanwalt werden. Inkonsequent, wie man in Rußland ist, ließ man Gessen nach einiger Zeit schon in den Staatsdienst treten und nahm ihn sogar in ein Vertrauensamt ins Justizministerium. Hier wurde er bald einer der geschätztesten Mitarbeiter im Journal des Justizministers über Fragen des ausländischen und russischen Rechts. 1898 hatte die liberale Idee unter den Juristen Rußlands soweit feste Wurzel gefaßt, daß Gessen es wagen durfte, eine spezielle Wochenschrift, das weit über die Grenzen Rußlands bekannte „Prawo" zu begründen, und zwar gemeinsam mit den wiederholt als Freiheitskämpfer genannten Männern Kaminka, Nabokow, Petrashitzki, W. Gessen, Lasarewski. Prawo war das erste legale Organ der russischen Konstitutionalisten in Rußland. Als im Jahre 1902 der erste russische Heimarbeiter-Kongreß in Petersburg stattfand, trafen sich auch die im Lande ohne Verbindung zerstreut lebenden Konstitutionalisten der Sjemstwo mit der Petersburger Intelligenz und es beginnt die intensive organisierte Arbeit in der Agrarfrage. 1903 muß Gessen den Staatsdienst verlassen, da er von der Redaktion der Prawo nicht zurücktreten will, und wird wieder Rechtsanwalt.

In den Sommer 1902 fällt Gessens näherer Anschluß an Peter Struve. Dieser ist 1870 geboren — ein Enkel des berühmten Astronomen. Struve hat Jura studiert und war auf philosophischem Wege zum Marxismus gekommen. Er war tatsächlicher Leiter der sozialdemokratischen Zeitschriften „Nowoje Slowo" (1897), „Natschalo" (1899) und Mitarbeiter des „Ssjewernej Kurjer" (1899—1900), sowie in Brauns „Archiv" und Kautskys „Neue Zeit". Wegen dieser Beziehungen ist Struve wiederholt verhaftet gewesen. Von politischer Bedeutung sind der unter seiner Mitwirkung verfaßte „Offne Brief der Sjemstwo an den Zaren" (Januar 1895), das „Manifest" der russischen Sozialdemokraten und das Gutachten über die Agrarfrage in Rußland für den Londoner internationalen Kongreß der Sozialdemokratie. 1901 wurde Struve von den Sozialdemokraten verstoßen. Unruhen vor der Kasan-Kathedrale zu Petersburg führten zu einer Verhaftung und Verschickung nach Twer, wo er mit den bekannten Freiheitskämpfern Petrunkewitsch, Roditschew, de Roberti zusammenkam. Dann wurde er ins Ausland verbannt, gründete 1902 in Stuttgart die Halbmonatsschrift „Oswoboshdenije", die später (1903) nach Paris übergeführt wurde und bis zum Herbst 1905 erschien. Welchen Nutzen das Organ der konstitutionellen Bewegung in Rußland gebracht hat, ist bekannt.

Seit dem Herbst 1905 wirken Gessen und Struve nebeneinander, — zwei Männer, die das Glück haben, die Arbeit ihres Lebens noch in jungen Jahren Früchte tragen zu sehen.

Allerdings ist die Erntezeit noch nicht gekommen. Der konstitutionellen Regierungsform drohen in Rußland noch viele Gefahren, — die meisten liegen in der Gesellschaft, in der nächsten Nachbarschaft der Kadetten selbst.

Wir kommen zu der linken Seite des Hauses — narodnitscheski blok, das sind drei Schattierungen Sozialrevolutionäre — und ganz links die Sozialdemokraten, die sich untereinander als „bolschewiki" und „menschiwiki" nicht recht vertragen. Die „menschiwiki" bilden eine radikale Minderheit, die sich keiner Parteidisziplin unterordnen will.

Der „narodnitscheski blok" umfaßt die Sozialrevolutionäre, die völkischen Sozialisten und die Arbeitsgruppe. Er hat noch eine Fraktion des Bauernbundes ins Leben gerufen, um die keiner Partei oder aber der Rechten angehörigen Bauern unter seinen Einfluß zu bringen, wie der Besuch der Fraktionssitzungen zeigt, mit viel Erfolg. Die Führer dieser taktischen Einheit sind außerhalb der Duma zu finden: Mjakotin, Bogoraß, Pjeschechonow, oder kurz: der Kreis um die Monatsschrift „Rußkoje Bogatstwo". Den Schriftsteller Korolenko hofft man noch bei der Neuwahl in Poltawa in die Duma zu bekommen. In der Duma selbst sind sehr wenig tief gebildete Mitglieder der Gruppe vorhanden. Es ist die Partei der Volksschullehrer, Sjemstwostatistiker, Feldschere, die allein in den 34 Gouvernements mit Sjemstwo 150000 zuverlässige und politisch geschulte Anhänger zählt. Infolge ihrer Stärke, etwa 160, hat sie den zweiten Vizepräsidenten — Beresin — gestellt. Unter den hervorragendsten Persönlichkeiten der Partei sind zu nennen: Skalosub, Korawajew, Wladimirski und Bjelajew; aber es ist anzunehmen, daß sich noch einige andere hervortun werden, denn die Gruppe tritt einstweilen noch sehr vorsichtig auf. Zur Charakteristik der Partei einige Lebensläufe.

Alexander Korawajew-Jekaterinoslaw, wurde 1855 in Perm geboren, studierte auf der Militärmedizinischen Akademie in den 1870er Jahren und gehörte dort zu den „narodniki". In dem Wunsche, mit dem Volk in nähere Beziehungen treten zu können, begibt er sich als Feldscher in den Dienst der Sjemstwo. Wiederholt verhaftet und verschickt, wird er schließlich in Petersburg als Fabrikinspektionsarzt staatlich angestellt, aber wegen dringenden Verdachtes, die wiederholten Weberaufstände geleitet zu haben, verbannt. Allmählich wird er aus

zehn Gouvernements ausgewiesen und wird auf diese Weise eins der besten Verbindungsglieder zwischen den verschiedenen sozialrevolutionären Organisationen. — Nikolaj Skalosub-Tobolsk ist studierter Landwirt und war als solcher im Dienst der Sjemstwo, bis er nach Sibirien verbannt wurde; von dort aus hat er mehrere wertvolle Monographien zur Agrarfrage veröffentlicht. Seine politische Betätigung fand ihren Ausdruck in der Organisation des Bauernbundes an allen Orten, wo er hinkam. Er ist ein Mann von außerordentlichem persönlichen Einfluß auf die Bauern. — Lissin-Ssaratow ist Sjemstwoarzt, Baskin-Perm Sjemstwostatistiker, Wladimirski-Nishni-Nowgorod Landgeistlicher. Dieser wurde 1843 geboren und erhielt seine Ausbildung im Geistlichen Seminar. Er vertritt die christliche Richtung unter den Sozialisten und hat große Verdienste um die Volksbildung. Wassilij Bjelajew-Astrachan ist Bauer und Kleinhändler, 1867 geboren. Er sorgte für die Verbreitung politischer Schriften und wußte so geschickt aufzutreten, daß er zum Wolostältesten bestallt wurde. Schließlich wurde er als Organisator von Bauernverbänden entlarvt und mit Gefängnis bestraft. — Diese Stichproben werden genügen. Von den 160 Mitgliedern der Gruppe sind mindestens hundert, die sich in ähnlicher Weise bekannt gemacht haben. Der Einfluß dieser Gruppe erstreckt sich von der rumänischen Grenze bis zum Ural, dann die Wolga hinauf durch Wjatka, Wologda nach Archangelsk und tief hinein nach Sibirien. Im großen und ganzen betrachtet, haben wir es mit harten, im politischen Kampf erprobten Männern zu tun, die mit der Absicht in die Duma gekommen sind, sie nach Kräften für die Durchführung ihrer alten Ideale auszunützen.

Ganz links sitzen die Sozialdemokraten. Es sind vorwiegend junge Leute, die mit sehr viel Selbstbewußtsein und der auch in Deutschland bekannten Taktlosigkeit auftreten. Ihre Zahl wird mit 42 ziemlich richtig angegeben. Zu nennen sind Alexinski-Petersburg (geb. 1879), Anikin-Ssaratow (geb. 1874), Gudowitsch-Kowno (geb. 1876), Kirijenko-Kijew (geb. 1878), der Sektant (bespopowetz) Ssytin-Ssimbirsk (geb. 1860). Dann sollten noch alle Kaukasier aufgezählt werden, die wegen ihres schwarzen Aussehens und lebhaften Benehmens in Verbindung mit einer sehr harten Aussprache des Russischen nicht nur Furcht, sondern Entsetzen erregen können. Aber das würde zu weit führen. Erwähnt sei nur noch, daß dieser Gruppe Letten, Litauer und Esten in beträchtlicher Zahl zugehören. — — —

Das wäre das allgemeine Bild. Bisher hat sich die Duma nur mit der Wahl des Präsidiums und des Bureaus beschäftigt und ist eben

an den Mandatsprüfungen. Soweit ermittelt werden konnte, sind bisher 34 Mandate angefochten, von denen 26 auf das Konto der reaktionären Gruppen gesetzt werden. Die Linke, besonders die Narodniki, hofft ihren Bestand durch die Neuwahlen um mindestens 20 Abgeordnete zu stärken.

Die Wahl des Präsidiums ist diesmal nicht so glatt von statten gegangen, wie im vergangenen Jahr. Damals hatte die Linke unbedingtes Vertrauen zu den Kadetten und war glücklich, daß sie nicht noch aus ihrem geringen Bestande an durchgebildeten Männern Kräfte für die Verwaltung abzutreten brauchte. Infolgedessen wurden die von den Kadetten aufgestellten Kandidaten fast einstimmig gewählt. Diesmal ist das Vertrauen weder von rechts noch links bedeutend, und trotzdem es ein schweres Opfer ist, haben die Revolutionäre eigne Kandidaten in das Präsidium geschickt. Präsident ist Feodor Alexandrowitsch Golowin-Moskau (Kadett). Er wurde 1867 geboren und als Edelmann in einem Lyceum erzogen. Seit 1896 Abgeordneter in Kreis- und Gouvernements-Sjemstwos, wurde er 1897 Mitglied der Uprawa (Verwaltung) der Moskauer Gouvernements-Sjemstwo. Politisch ist er erst im Jahre 1902 hervorgetreten, als er wegen seines großen Taktes bei gleichzeitiger konsequenter Rechtlichkeit im Denken zum Vorsitzenden der Moskauer Sjemstwo-Verwaltung bestallt wurde. Die Bedeutung dieses Postens lag damals darin, daß die Moskauer Sjemstwo unter D. N. Schipow zur Zentrale der oppositionellen Sjemstwo des ganzen Reiches geworden war. Minister Plehwe glaubte, die Zentrale durch Enthebung Schipows vom Amte zu zerstören, und so kam es darauf an, eine Persönlichkeit zu finden, die ein Weiterbestehen dennoch möglich machte. Golowin hat die in ihn gesetzten Hoffnungen nicht nur erfüllt, sondern übertroffen. Die reaktionären Blätter erheben gegen ihn den Vorwurf, er habe die Zahl der Beamten der Sjemstwo vergrößert und meist Revolutionäre anstellen lassen; sie haben damit wohl nicht ganz unrecht. Tatsächlich war Moskau seit der Ermordung Plehwes bis zum Herbst 1906 der Mittelpunkt der demokratischen Bewegung der russischen Intelligenz. Dann wurde die demokratische Sjemstwo gesprengt, die Reaktionäre bemächtigten sich der Verwaltung und haben hunderte der durch Schipow und Golowin angestellten Beamten entlassen. In der Zeit der Sjemstwo- und Städtekongresse fiel Golowin wiederholt die Rolle des Vermittlers zwischen Regierung und Kongreßleitung zu. Ferner hat er sich als Verhandlungsleiter den Ruf erworben, ein Mann mit stahlharten Nerven zu sein. Ich selbst habe ihn als solchen oft auf diesen halb konspirativen Versammlungen beobachten

können, auf denen die Leidenschaft recht heiße Temperaturen erzeugte. Schließlich darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß Golowin gute Familienbeziehungen besitzt, die ihm Verbindungen zum Hofe geben. Da er direkten Vortrag beim Zaren hat, kann ihm dieser Zusammenhang nichts schaden.

Erster Vizepräsident ist der Marxist Nikolaj Nikolajewitsch Posnanski-Charkow, geboren 1868. Er ist Rechtsanwalt und soll in der Provinz als Organisator eine gewisse Rolle spielen. Da er bisher nur einen Monat Gefängnis (1906) gehabt hat, scheint er erst in letzter Zeit politisch hervorgetreten zu sein.

Der zweite Vizepräsident, ein Sozialrevolutionär, blickt dagegen auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurück. Michail Jegorowitsch Beresin-Ssaratow ist Sohn eines Kleinbürgers und 1864 geboren. Seine Ausbildung erhielt er im Gymnasium und auf der Universität Kasan, wo er Mathematik studierte. Sein Lebenslauf ist interessant, weil er deutlich zeigt, wie wenig die Regierung imstande war, die revolutionäre Bewegung zu bekämpfen. Nachdem Beresin schon auf der Universität verschiedene Protestversammlungen geleitet hatte, wurde er 1891 Statistiker an der Sjemstwo zu Ssaratow. Wegen Propaganda unter den Bauern zu sieben Monaten Gefängnis bestraft, mußte er in die Fabrikstadt Iwanowo-Wosnessensk auf drei Jahre in die Verbannung. Natürlich konnte er sich hier erst recht politisch betätigen, nachdem er Anstellung auf einer chemischen Fabrik gefunden hatte. Infolge dieser Tätigkeit wurde er nach Odessa abgeschoben, wo er Sekretär der Zeitung „Jushnij Kraj" wurde und in den Arbeitervierteln Vorlesungen über Nationalökonomie hielt. Erfolg dieser Vorlesungen war die Gründung des „Südrussischen Arbeiter-Verbandes" sowie ein Jahr und zwei Monate Gefängnis und Verschickung nach Ssaratow — seiner Heimat! Dort ist er tätig an der Gründung von Bauern-Verbänden und als Mitarbeiter mehrerer Tagesblätter, sowie schließlich als — Statistiker der Sjemstwo! Scheint es nicht, als wenn die Bureaukratie künstlich und absichtlich die Stecklinge der Agrarrevolution gehütet und gepflegt hat?

Der erste Sekretär der Duma ist wieder ein Kadett, Michail Wassiljewitsch Tschelnokow-Moskau, ein Mitglied der demokratischen Sjemstwo, ohne hervorstechende politische Verdienste.

* * *

Nun ist die große Frage: „Was wird die Duma leisten?" In geordneten Staaten sind wir gewohnt, diese Frage derart einzuschränken, daß es darauf herauskommt, was wohl die Regierung mit dem je-

weiligen Parlament anfangen wird. In Rußland sollten wir das eigentlich nicht dürfen, weil die Regierung noch immer das alte bureaukratische und in volkswirtschaftlicher Beziehung merkantilistische System verteidigt, gegen das die politisch tätigen Kreise seit Jahrzehnten Sturm laufen. Vielmehr sollte es, und zwar vom Standpunkt der Mehrheit aus, heißen: was wird die Duma mit der Regierung machen? — Zwischen beiden — Regierung und Dumamehrheit — liegt eine scheinbar unüberbrückbare Kluft, die eingeschlossen wird durch die Stellung der Gegner zur Agrarfrage und zur Nationalitätenfrage.

Die Regierung wünscht die Landorganisation auf der Grundlage des privaten Eigentums- und unbeschränkten Erbrechts bestehen zu lassen und versucht dies Prinzip auch auf die Bauernschaft auszudehnen durch Aufhebung aller Gesetze und Vorschriften, die den Bauern an der Kommunistischen Gemeinde des Mir gefesselt haben. Gleichzeitig hat die Regierung Land aus Staatseigentum zu innerer Kolonisation angewiesen und Vorschriften erlassen, die die Übersiedelung der Bauern erleichtern sollen. Der Apparat aber, der alle diese Kulturaufgaben lösen muß, soll nach dem Wunsche der Regierung derselbe bleiben, über den die Gesellschaft gerade so erbittert ist: die Bureaukratie und ihre Organe, die Adels- und Bauernbank. Damit ist nun weder den Bauern noch der Gesellschaft gedient. Die Gesellschaft wünscht das Übel bei der Wurzel zu fassen und, da der russische Grundadel im Gegensatz zum westeuropäischen als solcher keine nennenswerten Verdienste um die Entwicklung der Kultur in Rußland zu verzeichnen hat, will sie ihm das Land abnehmen und dem Bauern überlassen, der es selbst bearbeitet. Das soll nun derart geschehen, daß der Staat Eigentümer des gesamten Landes wird und es an die Wirte auf Widerruf abtritt, die es persönlich bearbeiten. Es ist mir unmöglich, die zehn Agrarprogramme der Linken auch nur in Stichworten hier darzustellen. Aber den Inhalt der vorhandenen Gegensätze glaube ich bezeichnet zu haben. Die Regierung hat nun nicht nur keine Mehrheit für ihre Absichten, sondern nicht einmal eine nennenswerte Partei im Lande überhaupt, auf die sie sich stützen könnte. In der Duma stehen nur die Oktoberleute fest zur Regierung, ohne Kompensationen dafür zu beanspruchen; alle anderen Parteien verlangen eine Gegenleistung: die Monarchisten eine Diktatur und Auflösung der Duma und die Polen Selbstverwaltung. — Die Hoffnungen, die auf die Bauern gesetzt wurden, von denen ich eingehender in der Kölnischen Zeitung (Nr. 239) gesprochen habe, verflüchtigen sich immer mehr unter der Wirksamkeit

der Agitation der Bauernbündler. Der Bauer will Land haben, und die Revolutionäre beweisen ihm täglich in den Gängen der Duma, in Fraktionssitzungen und gelegentlich von Vorträgen, daß er das Land, das er sich nicht selbst nimmt, von der Regierung niemals bekommt. Die Narodniki schlagen nun, gestützt auf alle Bauern, folgende Taktik ein: sie veranlassen die Bauern, ein Projekt zur Agrarfrage einzubringen, das die Zustimmung der Kadetten hat. Dies Projekt sieht nicht die sofortige Nationalisierung des Bodens vor, „bringt aber," wie der Rechtsanwalt Winawer sich im vorigen Jahre mir gegenüber ausdrückte, „die Agrarfrage auf den Weg zur Nationalisierung des Bodens". — Wenn dies Projekt von der Regierung abgelehnt wird, und das gilt als wahrscheinlich, dann sollen die Bauern nicht zögern und ihre Dorfgenossen zum Aufstande, zur Annexion der großen Güter auffordern und in jedem Kreise die Landordnung einführen, die den Bewohnern die beste scheint. Man ist also entschlossen, die Frage auf die Spitze zu treiben. Da nun aber gleichzeitig mit den Verhandlungen in der Duma eine Belehrung der Landbevölkerung Hand in Hand gehen muß, um sie auch für den kritischen Augenblick in der Hand zu haben, sollen dauernd Abgeordnete im Lande umherreisen und unter dem Schutz der Immunität Vorträge halten „über den Stand der Verhandlungen im Parlament". — Die Regierung hat von dieser Absicht Notiz genommen, indem sie den Gouverneuren und Polizeimeistern vorschrieb, keinerlei Meetings oder Vorträge zu genehmigen, auf denen Abgeordnete sprechen sollten. Wir werden also abwarten müssen, wie sich die Bauernbündler aus der Affaire ziehen. — Die Sozialdemokraten fassen die Lage anders auf. Sie fürchten, daß trotz der Ablehnung des sozialistischen Agrarprojekts das Vorhandensein der Duma soviel Beruhigung ins Land tragen würde, daß schon nach einigen Wochen an keinen Aufstand gedacht werden könnte. Darum hieße es, den Bruch mit der Regierung zu beschleunigen unter gleichzeitiger Beunruhigung der Gesellschaft durch die Forderung der Amnestie und der Demission der Minister. Die Regierung hat ihrerseits durch den Mund der „Times" verkünden lassen, eine Agitation für die Amnestie würde sofortige Auflösung der Duma zur Folge haben. Die Kadetten werden somit in die Lage versetzt, gegen die Amnestievorlage zu stimmen, wenn sie sich die Duma erhalten wollen. Diese unterschiedliche Würdigung der Lage ist verständlich. Die Sozialdemokraten sind meist nicht Russen, sondern Letten, Esten, Litauer, Juden, Armenier, die den russischen Bauern kaum kennen. Die Sozialrevolutionäre sind vorwiegend echte Russen. Die

Taktik der Sozialdemokraten mag für die Städte taugen, nicht für das platte Land. Darum ist die der Sozialrevolutionäre auch für die politische Lage gefährlicher, und die Regierung kann die Sozialdemokraten als ihre wenn auch unangenehmen Bundesgenossen betrachten.

Die Kadetten verdanken ihren Einfluß in erster Linie der guten Organisation und der Vielseitigkeit ihres Programms. Sie sind eine ausgezeichnete Maske, hinter der der strategische Aufmarsch der Agrarrevolution sich sehr wohl vollziehen kann. Aber als politische Partei, die das Fundament zum künftigen Staatsbau legen könnte, erscheinen sie völlig ungeeignet. Dazu fehlt ihnen der Rückhalt im Volk, dazu haben sie als höhere Sjemstwo-Beamte viel zu wenig Einfluß auf ihre Angestellten. Die Partei ist innerlich noch nicht konsolidiert. Deshalb scheint es auch für die Regierung unmöglich, mit ihr ein politisches Geschäft abzuschließen oder die Kadetten selbst durch das größte Entgegenkommen zum Kompromiß zu zwingen. Wenn die Regierung heute die Agrar- und Grenzländerfrage im Sinne des Kadettenprogramms erledigen wollte, würde ihr morgen zweifellos eine ganz sozialistische Erklärung des Programms untergeschoben. Es wäre ein revolutionäres Drängen ohne Ende, und die Regierung würde sich selbst verlieren, wollte sie den Kadetten vertrauen. Die Regierung muß angesichts solcher Lage den Mut haben, gegen diese Dumamehrheit zu regieren, sich mehr auf die Ansichten des Reichsrats stützen und, — ohne dies geht es nicht, — dem Volk ein Programm für 10 bis 15 Jahre vorlegen und dieses konsequent selbst gegen die Verfassung durchführen. In diesem Programm muß aber ein Land-Enteignungsverfahren zu Gunsten der Bauern vieler Gouvernements vorgesehen sein. Natürlich gehört dazu auch ein tatkräftiger Minister, der es aushält, ein Jahrzehnt an der Spitze der Regierung zu stehen.

Bezüglich der Grenzländerfrage muß die Regierung, wenn sie eine bedeutsame Entlastung haben will, die Judengesetze annullieren und im ganzen Reiche die Sjemstwo einführen, und zwar auf demokratischer Grundlage. —

Ein Urteil darüber, was wird oder werden könnte, möchte ich nicht abgeben. Ich gestehe, daß ich allen in der Duma und bei Hof widerstreitenden Richtungen noch nicht genügend auf die Spur gekommen bin. In vierzehn Tagen, wenn diese Zeilen gedruckt sind, haben sich die Dinge wahrscheinlich so umgestaltet, daß meine Prophezeiungen auch keinen Wert mehr hätten. Das eine aber kann ich sagen: die russische Revolution hat ihren Abschluß noch nicht gefunden.



Der evangelische Kultus und die Künste.

Von
Paul Glaue.

Um vielen der Kirche Entfremdeten unsere Gottesdienste wieder lieb zu machen, wird auch in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten eine Reform des evangelischen Kultus gefordert, zu der man, ohne dabei etwa „katholisierende Neigungen" zu haben, eine reichere Entfaltung und Beteiligung der Künste im Kultus rechnet. Ist dieser Standpunkt berechtigt, und bejahendenfalls, wie hat sich das Auftreten der Künste im Gottesdienste zu gestalten? Gerade Nicht-Theologen haben in der evangelischen Kirche ein entscheidendes Wort in diesen Fragen mitzusprechen und sollen darüber ihr Urteil haben. Um zu weiterem Nachdenken anzuregen, habe ich im nachstehenden versucht, meine Stellung darzulegen.

Das Thema „Der evangelische Kultus und die Künste" bildet nur einen Ausschnitt aus dem großen Kapitel „Religion und Kunst", das in dem Gebiete der Philosophie und Ästhetik zur Verhandlung kommt. Worin besteht das Gemeinsame beider, worin unterscheiden sie sich, sind sie von gleichem Werte für die menschliche Persönlichkeit und deren Vervollkommnung? Das sind die Fragen, die hier auftauchen und die kurz[1]) etwa folgendermaßen beantwortet werden können: beide, Religion und Kunst weisen auf einen überweltlichen, göttlichen Ursprung zurück, der sich durch Offenbarung kundtut und sich dem Schauenden in der Inspiration und der heiligen Begeisterung bezeugt. Darum ist eine innige Verbindung beider in einem Menschen wohl möglich, und es ist nicht zu verwundern, daß in den höchststehenden religiösen Persönlichkeiten auch die Kunst zum Durchbruch kommt, kein Wunder aber auch, daß die Kunst auf ihren Höhepunkten religiös bedingt war. Und doch ist die religiöse Offenbarung nicht dasselbe wie die künstlerische, wenn wir auf ihre unmittelbare Wirkung sehen: die göttliche Eingebung ist in den religiösen Offenbarungsträgern tiefer und nachhaltender, weil sie zugleich die Sittlichkeit, das Leben mit der Außenwelt beeinflußt, während sie im Künstler nur die Seele ergreift, den Willen ganz frei läßt, so daß der Satz zu Recht be-

[1]) Ausführlicheres darüber siehe z. B. in dem Aufsatz von Lasch, „Religion und Kunst" in der Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, herausgegeben von Spitta und Smend, 11. Jahrgang 1906, S. 245—251 und S. 280—284.

stehen bleibt: die höchste Kunstschöpfung bedingt nicht den religiös-sittlichen Charakter ihres Schöpfers. Daraus ergibt sich aber für die mittelbare Wirkung und damit für die Wertung der Religion und der Kunst dies: als die die Menschen veredelnde Macht, die sie über die Sinnlichkeit und die gemeine rauhe Wirklichkeit in die Sphäre des Schönen, des Idealen erhebt oder als Naturalismus in ihnen wenigstens das Mitleid für die Grausamkeit des Lebens und Hilfsbereitschaft wachrufen will, soll die Kunst gerade auch im Namen der Religion hochgewertet und anerkannt werden. Ja, wir mögen mit Chamberlain sagen: „Kunst versetzt uns in die Atmosphäre der Religion; sie vermag es, die ganze Natur für uns zu verklären, und durch ihre erhabensten Offenbarungen regt sie unser innerstes Wesen so tief und unmittelbar an, daß manche Menschen nur durch die Kunst dazu gelangen, zu wissen, was Religion ist". Aber Religion als Gemeinschaft mit einer überweltlichen Macht, von der wir uns abhängig wissen, bei der wir Schutz vor der Welt und ihren Nöten, Erlösung von Schuld und Strafe suchen und finden, und noch mehr unsere christliche Religion als die Gemeinschaft zwischen Gott dem Vater und seinen Menschenkindern, die vertrauen, daß ihnen die göttliche Gnade und Liebe nur Heil und Seligkeit — schaffen will, wenn sie selbst der Liebe zu Gott und zu den Brüdern in sittlicher Kraft nachleben, solche Religion ist in ihrer Wirkung auf den Menschen aller Kunst überlegen, zumal sie einem weiterverbreiteten, tieferen Sehnen der Menschenbrust entspricht und auch dem geistig Armen, dem schlichtesten Menschen ihre Schätze darbietet.

Haben wir nunmehr Verwandtschaft und Unterschied von Religion und Kunst aufgezeigt, so können wir uns jetzt dem Kultus zuwenden, in dem sich die Religion einen Ausdruck gibt, und das Verhältnis bestimmen, in dem die Kunst zu ihm steht. Das innere fromme Gefühl, die religiöse Erregung sucht eine sinnliche Offenbarung, eine Aussprache mit Gleichfühlenden. Im Kultus bringt so die einzelne Religionsgemeinschaft ihr religiöses Bewußtsein, ihren besonderen Glauben zur Darstellung; einem geistigen Inhalt, dem Verhältnis zum Übersinnlichen, Göttlichen will sie Ausdruck verleihen, oft mit der Absicht, pädagogisch-katechetisch und missionierend zu wirken; doch ist dies letztere nur ein in den Kultus eingetragener Nebenzweck, der nicht verfolgt werden sollte. Mit Recht hat man demnach seit Schleiermacher[2]) den Kultus ein „darstellendes Handeln" genannt, und somit dürfen wir den evangelischen Kultus als die feierliche Selbstdarstellung evangelischen Glaubensbewußtseins und brüderlicher

[2]) Siehe Fr. Schleiermacher, Die praktische Theologie, herausgegeben von Jacob Frerichs, 1850, S. 68ff.

in der Gotteskindschaft begründeter Liebesgemeinschaft bezeichnen. Da die Darstellung selbst aber wiederum in Gemeinschaft erfolgt, bedarf sie der Formen, die Willkür und Unordnung ausschließen, und damit sie möglichst vollkommen sei, verlangt sie nach Mitteln, die das eigentliche, religiös-sittliche „Handeln“ unterstützen. Solche Formen und Mittel aber bietet die Kunst dem Kultus dar, und er verbindet sich mit ihr, um selbst zu einem harmonischen, künstlerischen Gebilde zu werden.

Nun ist aber auch jede einzelne Kunst ein darstellendes Handeln, das das, was der Künstler im Innern als eine Offenbarung empfunden hat, die ihn über die Alltäglichkeit in die höhere Welt des Ideals erhebt, so zur Wahrnehmung bringt, daß der Beschauer oder der Zuhörer das gleiche erhebende Erlebnis hat. Dabei ist wohl zu beachten, daß echte Kunst keine Zwecke verfolgt, die außer ihr liegen, daß sie beansprucht, Selbstzweck zu sein, und nach den Erfolgen nicht fragt, die das Kunstwerk haben könnte. So ergibt sich zwischen Kultus und Kunst eine innere Gleichheit, die einen R. Rothe[3]) zu der Spekulation veranlaßte: „im Punkte der Vollendung fallen diese beiden, Kultus und Kunst, schlechthin zusammen, die Gemeinsamkeit des Kunstlebens in ihrer vollendeten Organisation ist an sich selbst der gemeinsame Gottesdienst“. Diese innere Gleichheit aber schließt gegenseitige Beeinflussung keineswegs aus. Bedarf der Kultus zu seinem Vollzuge überhaupt und im besonderen in der evangelischen Kirche als Anbetung und erbauende Betrachtung der Kunst, so darf es die Kunst nicht als Entwürdigung auffassen, wenn sie dem Kultus frei dient, indem sie sich für die Zwecke des Kultus zu ihren Werken beseelen läßt. Tatsächlich hat ja auch diese Verbindung zwischen Kultus und Kunst immer bestanden, wie sich aus der Geschichte erweisen läßt; daß sich zu verschiedenen Zeiten eine Gegnerschaft — oft von völlig entgegengesetzten Standpunkten, z. B. dem Rationalismus und Pietismus, aus — dagegen erhoben hat, erklärt sich daraus, daß zeitweilig die Kunst zur Herrschaft über den Kultus gelangt war, somit den Kultus nicht nur zurückgedrängt, sondern in seinem eigentlichen Zwecke aufgehoben hatte. Und so bekennen wir uns freudig zu den Worten Luthers[4]): „Ich bin nicht der Meinung, daß durchs Evangelion sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistlichen furgeben, sondern ich wollt alle Künste, sonderlich die Musica gerne sehen im Dienste deß, der sie geben und geschaffen hat“. Neben die profane Kunst

[3]) R. Rothe, Die Anfänge der christlichen Kirche und ihrer Verfassung, 1. Bd., 1837, S. 45.

[4]) Luthers Werke, Erlanger Ausgabe, 1853, Bd. 56, S. 297.

und unterschieden von der spezifisch religiösen Kunst, an der sich der einzelne erbauen kann, tritt also die Kunst im Dienste des Kultus. Hier darf sie nicht mit dem Anspruch auf Selbständigkeit auftreten; die Kunstleistung darf sich nimmermehr hervordrängen und so den Kultus beeinträchtigen. Jede Einzelleistung ist nur als Glied im harmonischen Zusammenhange des ganzen Gottesdienstes zu bewerten. Das künstlerische Virtuosentum, und mag es noch so hoch stehen, hat im Kultus nichts zu suchen. Nicht um ihrer selbst willen, nicht um der Personen willen, die sie ausüben können, darf die Kunst im Gottesdienst ausgeübt werden, sondern nur wenn sie sich mit ihrer Gottesgabe dienend in das Ganze des Kultus einfügt, wird sie zur Vervollkommnung der kultischen Feiern beitragen und immer wieder gern dazu herangezogen werden. Wir stimmen also Schleiermacher[5]) entschieden zu, wenn er sagt: „Die Kunst muß hier (im Kultus) niemals für sich selber wirken wollen, sondern sie soll nur die Form sein, unter welcher die religiöse Erregtheit sich darstellt. Die Kunst muß nämlich nur dienen wollen, aber nie ein inneres Gebiet haben sollen".

Gehen wir nun dazu über, die einzelnen Künste in ihrer Stellung zum evangelischen Kultus zu betrachten! Wir behandeln zunächst die, die sich dem Auge vermitteln, und beginnen hier mit den sogenannten bildenden Künsten. — Von welcher entscheidenden Bedeutung für die richtige Wirkung und möglichst vollkommene Ausgestaltung des evangelischen Gottesdienstes ist da die Baukunst! Hier zeigt sich gleich ganz deutlich, wie die verschiedenen Kulte verschiedene Ansprüche an die Kunst gestellt haben und noch stellen. Während die heidnischen Religionen in ihren Tempeln Wohnhäuser für ihre Götter schaffen wollten, wobei sie sich oft mit einer Überdachung des Götterbildes begnügten oder aber an den wichstigsten Teil, die Cella mit dem Götterbilde, eine größere Halle zum Aufenthalte für die Gläubigen anschlossen, die im Opfer dem Gotte ihre Verehrung darbringen wollten, während das Judentum in seinem Tempel zu Jerusalem auch nur dieses Schema antiker Gotteshäuser übernommen hatte, wobei nun das Allerheiligste als Wohnung Gottes mit der von Cheruben bewachten Bundeslade an Stelle des Götterbildes die Cella vertrat, hat das Christentum, das in der Nachfolge seines Stifters auf eine vollkommen geistige Verehrung Gottes dringen mußte, seine Versammlungsräume nicht als Gottes Wohnungen, sondern als Gemeindehäuser gefaßt. Doch hat dann wieder im Katholizismus die Trennung zwischen Laien und Klerus, auf dessen mittlerisches Tun es

[5]) A. a. O. S. 79.

besonders ankam, die Marien- und Heiligenverehrung, die alles andere, auch die Predigt überragende, ja oft bis zum Nichts zurückdrängende Stellung des Meßopfers und die Vorliebe für den Symbolismus dazu verführt, die Einheitlichkeit des Raumes aufzuheben. Jetzt wo die Gemeinde eliminiert wurde, wo an Stelle der Gemeindekommunion die Einzelkommunion des Priesters trat, bedurfte man möglichst vieler Altäre, die oft mit überladener Pracht ausgestattet wurden. In den Meßkirchen hatte man mit der Forderung eines christlichen Gemeindegottesdienstes gebrochen, die Konzentration des Kultus und damit auch die des Kirchengebäudes war dahin geschwunden. Beachtenswert ist jedoch, daß Albigenser und Dominikaner, die auf die Predigt besonderen Wert legten, statt der durch Seitenaltäre zersplitterten Kirchen einfache Säle als Versammlungsräume erwählt haben. — Die Reformation hat trotz ihrer anderen Auffassung vom Wesen des christlichen Glaubens keine Veranlassung genommen, auch auf eine Änderung der Gotteshäuser zu dringen, damit der evangelische Kultus eine ihm entsprechende Stätte fände. Neubauten der nächsten Jahrhunderte bis ins 19. hinein, die nicht allzu häufig waren, schlossen sich indes an den Typus an, den die Predigtkirchen des späten Mittelalters ausgebildet hatten. So entstanden die Saalkirchen, die Querhauskirchen, die Zentralkirchen in Kreuzform, die Rund- und Polygonalkirchen. Sind sie auch Zeugen dafür, daß der Protestantismus bestrebt gewesen ist, die am besten geeigneten Bauten für die Verkündigung des Wortes Gottes zu schaffen, in der er seine Hauptaufgabe sah, so ist doch nicht zu verkennen, daß immer noch der Altar als die Stätte des Sakramentes seine ausgezeichnete, einzigartige Stellung behielt. Versuchten dann einzelne Männer schon vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch diesen letzten Grundsatz, der noch immer auf den Katholizismus zurückging, aus evangelischem Bewußtsein heraus umzustoßen, so warf die kirchliche Romantik, die ja die Unterschiede zwischen Katholizismus und Protestantismus möglichst verschwinden machen wollte, unter der Führung Friedrich Wilhelms IV. und Bunsens alle protestantischen Kirchenbaubestrebungen weit zurück, indem man, auch kirchlich-offiziell, für Neubauten von Gotteshäusern den Basilika-, den romanischen und ganz besonders den gotischen Stil empfahl. Gegenüber dieser Kirchbaurichtung, die sich an das sogenannte Eisenacher Regulativ von 1861 hielt, haben sich nun in den letzten Jahrzehnten eine Reihe von neuen Grundsätzen für den Kirchenbau durchgesetzt, die dem Geist des Protestantismus entsprechen, und die die Baukunst zu beachten hat, wenn sie protestantische Kultusstätten schaffen will. Nicht darauf kommt es eben an, daß irgend ein

bestimmter Baustil in der Nachahmung eines historischen Stiles der Vergangenheit durchgeführt wird, ganz gleich ob das ein älterer oder neuerer Stil, Gotik oder Renaissance ist. Darauf ist vielmehr aller Wert zu legen, daß den Bedürfnissen des evangelischen Kultus — Darstellung des evangelischen Glaubensbewußtseins und lebhaftes Erfahren der brüderlichen Gemeinschaft — Rechnung getragen wird, natürlich unter Berücksichtigung einzelner lokaler Momente (Charakter der Umgebung, zur Verfügung stehender Raum), aber auch mit Gewährung voller Freiheit in Nebendingen (Orientierung u. a.). Auf dieser Grundlage erwächst vielleicht einmal ein wahrhaft protestantischer Baustil, der uns bis jetzt noch fehlt.

Aus dem für die Kunst geltenden Prinzip der Wahrhaftigkeit ergibt sich die Forderung, daß die ganze Anlage des Gotteshauses die für die Ausübung des evangelischen Kultus zweckmäßigste sein muß. Läßt man von evangelischer Anschauung aus den Vorrang des mysteriösen, priesterlichen Sakramentsdienstes fallen, legt man vielmehr allen Wert auf Gebet und Betrachtung als die konstitutiven Faktoren des Kultus, den die evangelische Gemeinde vollzieht, so muß, mag der Geistliche am Altar oder auf der Kanzel fungieren, darauf vor allem Bedacht genommen werden, daß er jederzeit und von allen Gemeindegliedern gleich gut gesehen und verstanden werde, und daß stets die Gemeinschaft aller vollkommen zum Ausdruck komme. Eine Trennung irgend welcher Art darf nicht geduldet werden.[6]) Danach muß sich der Grundriß im ganzen und die Stellung von Altar und Kanzel im besonderen richten, während sich in der Gliederung des äußeren Baues, entsprechend den vorhandenen Mitteln, das Prinzip des Schönen und Erhabenen in reichstem Maße auswirken kann. Aus dem Zweckmäßigen würde sich der Gesichtspunkt des Praktischen leicht ableiten lassen; damit aber würde man eine Empfehlung des sogenannten gruppierten Kirchenbaues gewinnen, d. h. die Verbindung von Kirche, Pfarrwohnung, Schwesternheim, Gemeindehaus, Konfirmandensaal zu einem Gebäudekomplex. Und zuletzt: wird der Wechselgesang zwischen Gemeinde und Kirchenchor für liturgisch besonders wertvoll gehalten, will man auch die Kirchenmusik für die Kirche dadurch wiedergewinnen und ihr zum vollen Verständnis verhelfen, daß man sie im Gotteshause würdig aufführt, dann müßte man auch der Aufstellung der Orgel und des Chores auf den Emporen im Angesichte der Gemeinde das Wort reden.

Zur Architektonik mit ihrem monumentalen Charakter stellen wir zunächst die Plastik. Gegen sie, die als die Kunst des heidnischen Altertums im Zeitalter der Renaissance und des Humanismus auch im

[6]) Zu verwerfen ist demnach auch die Vermietung der Kirchstühle.

Katholizismus wieder zu hohen Ehren gekommen war, deren Werke mehr als die Malerei den Gedanken an Götzendienst wach werden lassen, hat sich von Anfang an die reformierte Kirche gewendet, und im Grunde hält sie noch heute an der Auffassung fest, der die Confessio Helvetica posterior (Cap. IV) mit den Worten Ausdruck gibt: praedicari iussit evangelium Dominus ... sacramenta quoque instituit, nullibi statuas constituit.[7]) Christus-, Apostel-, Reformatorengestalten, Kruzifixe, die allerdings evangelischer Frömmigkeit insofern nicht ganz genügen mögen, als sie das Moment des Todes zu einseitig versinnbildlichen und die Tatsache des Lebens unseres Herrn zu sehr zurückdrängen, ja das bloße Kreuz würden noch heute von den reformierten Gemeinden als heidnisch-katholisch verworfen werden. Sollten wir uns aber wirklich von dieser Furcht vor abergläubischer Verehrung eines Bildwerkes noch ebenso leiten lassen, wie es dem alten Judentum (Exodus Kap. 20) geboten war? sollten wir uns wirklich noch abhalten lassen, Werke der Skulptur, des Bronzegusses, der Holz- und Elfenbeinschnitzerei in unseren Gotteshäusern aufzustellen, wenn sie künstlerisch wertvoll und religiös empfunden sind und den evangelischen Kultus nicht nur nicht beeinträchtigen, sondern ihm durch ihre Darstellung Schmuck und Schönheit verleihen? „Die Andacht sammeln und vertiefen“ [8]) sollen sie ja gar nicht, nur das wäre zu fordern, daß sie sie nicht stören. Doch wo das eintritt, da liegt es wohl nicht an dem Kunstwerk, wenn es das wirklich ist, sondern an der zerstreuten Stimmung des Gemeindegliedes. Eine Christusgestalt z. B., die ein echter Künstler in aller Erhabenheit, ob auch nicht in traditioneller Auffassung geschaffen hat, würde, recht aufgestellt und gerade wegen seiner „Massivität“[9]) gut sichtbar, meinem Empfinden nach wirkungsvoller sein, als es der sonstige bildnerische Schmuck vielfach ist. Ein solcher Christus, wie ich ihn in der Jerusalemer Kirche zu Berlin gesehen habe, aus dessen Zügen freundlich einladende Liebe, Lebensernst, Siegeszuversicht uns entgegen leuchtet — mag die Darstellung auch nicht von allen als gemeingültig anerkannt werden, wenn sie nur aus heiliger Kunst entsprungen ist — ein solcher Christus zieht unwillkürlich die Blicke auf sich und predigt dem, der sich darein vertieft — und er bedarf dazu nicht erst der Kunstbildung —, die frohe Botschaft, die Jesus gebracht hat, eindringlicher,

[7]) Daß das Evangelium gepredigt werde, gebot der Herr ... Auch die Sakramente setzte er ein, nirgends aber errichtete er Bildsäulen.

[8]) E. Chr. Achelis, Lehrbuch der praktischen Theologie, 2. Aufl. 1898, 1. Bd. S. 330.

[9]) J. Smend, Der evangelische Gottesdienst, 1904, S. 160.

als es viele Worte zu tun vermögen. Wenn Smend[10]) aber meint: „Skulpturen erfordern, daß man sie rings umgehen und in verschiedenem Lichte betrachten kann, was im Kultusraume nur außerhalb des Gottesdienstes möglich ist", so halte ich das bei Werken, die fast ausschließlich durch die Darstellung ihrer geistigen Züge wirken, nicht für richtig; gutes Licht rechne ich allerdings auch zur richtigen Aufstellung.

Gegenüber der Verwendung der Malerei im Gotteshause ist die Stellung der Evangelischen eine meist recht freundliche, ja selbst in reformierten Kirchen hat man den alten strengen Standpunkt des Heidelberger Katechismus[11]) aufgegeben, der urteilt: „mögen aber nicht die Bilder, als der Laien Bücher, in den Kirchen geduldet werden? Nein, denn wir sollen nicht weiser sein, denn Gott, welcher seine Christenheit nicht durch stumme Götzen, sondern durch die lebendige Predigt seines Worts will unterwiesen haben". Gerade aber, weil man es als selbstverständlich ansieht, daß der Malerei weitester Spielraum im Kultusgebäude gegeben werde, gilt es zur Vorsicht zu mahnen. Ich will als unbedingtes Erfordernis von vornherein voraussetzen, daß, wenn eine Gemeinde den Auftrag zur Ausmalung ihrer Kirche erteilt, dieser nur an einen wirklichen Künstler gegeben wird; zwischen solchen, deren wir ja jetzt glücklicherweise eine ganze Anzahl haben, kann man nach den Mitteln, die zur Verfügung stehen, den geeigneten wählen, und man wird gut fahren, auch wenn es nicht möglich ist, eine erste Größe zu gewinnen. Aber nie sollte von der Regel abgewichen werden, daß es besser ist, keine Malerei in der Kirche zu haben, als eine schlechte! Sodann jedoch gilt es, die Gefahr der Ablenkung auf jeden Fall zu vermeiden. Finden sich in einem Gotteshause verschiedene Gemälde, etwa ein Zyklus aus dem Leben Jesu, der als den Christen bekannt und verständlich am nächsten läge, so zerstreuen sie mit ihrem Wechsel der Situation leicht den Kirchgänger in einem Maße, daß seine gottesdienstliche Stimmung darunter leidet. Nur wo es sich ermöglichen ließe, daß mehrere Gemälde unter sich durch einen herrschenden Gesichtspunkt — etwa Jesus als Lehrer, Jesus als Sünderheiland — zusammengehalten und gleich gut sichtbar angebracht werden, würden meine Bedenken dahinfallen. Sonst scheint mir die Forderung geboten, im Anbringen von Gemälden Maß zu halten. Zur Unterstützung dieser Forderung dient, daß es schwer ist, für eine größere Zahl von Bildern den rechten Platz in einem Gotteshause zu finden. Man wählt in den nach katholischem Typus erbauten Kirchen die Apsis, weil sich auf

[10]) A. a. O. S. 160.

[11]) Frage 98.

dieselbe als auf den Altarraum die Augen der Gemeinde konzentrieren. Meist aber hat dieselbe schon an und für sich sehr schlechtes Licht, und wenn man nun, da man durch helle Fenster blenden würde, noch die dunkle Glasmalerei verwendet, so schafft man nach dem Vorbild der katholischen Kirchen, wo es aber seine Berechtigung hat, ein gewisses mystisches Dunkel, das für die Betrachtung der Bilder so ungeeignet wie möglich ist. Bei der Verteilung auf die passenden Apsiswände jedoch fallen die für die Verwendung ganz aus, die der Vierung zunächst liegen. Hier würden viele Gemeindeglieder immer nur die eine Seite zu sehen bekommen, sodaß sie stets den Wunsch hätten, zu wissen, was denn wohl auf der anderen Seite gemalt ist.

Während man sich bemüht, auf engem, schlecht beleuchtetem Raume die Bilder anzubringen, läßt man die Vorhallen, die doch häufig unsere Kirchen schon aus äußerem Grunde enthalten, für den malerischen Schmuck ganz unbenutzt. Sollte man diese nicht bei leicht zu schaffendem Lichte mit Gemälden schmücken können, die den Kirchgänger dazu auffordern, sich in Gottes Wort zu versenken und für den Gottesdienst zu sammeln? Dagegen kann ich mich mit dem neuerdings gemachten Vorschlage[12]), die Kunstwerke, die eine Gemeinde besitzt, an gutem Platze im Gotteshause in regelmäßigem Wechsel vorzuführen, nicht befreunden. Unsere Kirchen sollen doch keine Kunstausstellungen sein, in denen es immer etwas Neues zu sehen gibt, sie sollen vielmehr dem Besucher gerade innere Sammlung vermitteln. Somit glaube ich, soll nicht Zerstreuung und Unruhe einerseits hervorgerufen werden, soll andererseits dem Bilde sein Recht auf Sichtbarkeit zukommen, daß es am praktischsten ist, ein schönes und würdiges Altarbild aufzustellen. Aber welchen Gegenstand soll es darstellen? Abzulehnen wären Vorwürfe, die nur zu ganz bestimmten Situationen passen, wie sie im Laufe des Kirchenjahres bei einzelnen Festen eintreten, z. B. Geburt und Auferstehung. Dann aber bleibt neben der Kreuzigung, deren Verwendung sich rechtfertigen ließe, nur das Bild Jesu übrig; hier nun könnte der Künstler ganz seinem religiösen und künstlerischen Empfinden nachgehen und ein Gemälde schaffen, das jedes fromme Auge befriedigt, das es vielleicht zunächst befremdet, allmählich aber zu dem Zugeständnis erhebt: hier steht der Heiland vor mir, so mag er ausgesehen haben, als er auf Erden wirkte.

---

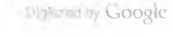
[12]) Siehe E. Bender's Aufsatz in der Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, herausgegeben von F. Spitta und J. Smend, 8. Jahrgang 1903, S. 219 ff.: „Zwei Vorschläge hinsichtlich der Bilder in unseren Kirchen."

Wo man zum Schmuck der Wände nicht Gemälde verwendet, sondern nur Ornamente und Symbole, ist sorgsam der Gesichtspunkt der Ruhe zu beachten. Man darf doch z. B. nicht eine große Wandfläche mit mehreren Reihen von Vierecken bedecken, die abwechselnd das Monogramm Christi und das verschlungene AΩ enthalten. Das Auge findet da ja gar keinen Punkt zum Ausruhen! Auch ist dabei stets zu bedenken, daß uns Evangelischen, selbst ganz gebildeten, die christliche Symbolik vielfach unverständlich ist; damit aber verliert das Anbringen dieser Symbole jeden Wert. Wäre es in solchem Falle nicht besser, ruhig wirkende Motive in der Art von Wandbehängen zu verwenden, die zugleich den Eindruck der Traulichkeit und Wärme hervorrufen?

Was die Glasmalerei betrifft, so bin ich auch da der Meinung, man solle keine Bildwerke auf den Glasscheiben anbringen. „Der rein ornamentale Charakter, der in den Glasgemälden nur den künstlich gewirkten Vorhang (Teppich) wiedergibt, eignet sich besser".[13]) Ferner wären hellere Farben entsprechend dem freudigen Grundzug unseres evangelischen Christentums den dunkleren, die weit und breit üblich sind, vorzuziehen.

Nun bleibt noch eine Kunst übrig, die sich auch dem Auge darbietet, die aber nicht wie die bisherigen Künste Werke von längerer Dauer schafft, sondern sich in jedem Kultus nur für Augenblicke äußert: die Mimik, die Kunst der Geberden und Bewegungen. Von dieser in der griechischen und römischen Kirche überreichlich geübten Kunst hat sich in dem evangelischen Kultus, soweit die Gemeinde in Betracht kommt, nur weniges erhalten. Ja es droht die Gefahr, daß man hier, wo man alles äußerliche Tun gering schätzt, dergleichen mimische Äußerungen immer mehr unterläßt. Damit wird aber doch ein gewisses Dekorum verletzt, auf das nicht nur die berufenen Vertreter der Kirche achten sollten, für das vielmehr jeder, der für kultisch-künstlerische Gestaltung Sinn hat, mit seinem Beispiel eintreten müßte. Sollten wir Evangelische, die wir uns doch beim Kaisertoaste und dem Singen des „Heil dir im Siegerkranz" ohne weiteres erheben, wirklich kein Gefühl mehr dafür haben, daß es sich nicht schickt, beim Gebet in rechter Bequemlichkeit sitzen zu bleiben? Mögen wir auch die anderen Gebetssitten der alten Heiden und Christen wie Knieen, Händeausbreiten und ähnliches ruhig unterlassen und nur noch an dem Händefalten festhalten, einem Brauche, der sich vielleicht am richtigsten aus dem Glauben früherer Zeiten herleiten läßt, daß das

[13]) K. R. Hagenbach, Grundlinien der Liturgik und Homiletik, 1863, S. 20 Anm. 13.



Falten der Hände die Macht der Dämonen brach,[14]) — die evangelische Gemeinde sollte sich doch der Pflicht bewußt sein, während des Betens, der Anrufung Gottes zu stehen. Dieselbe Forderung aber muß für den Akt der biblischen Lektion erhoben werden; hören Reichstags- und Landtagsabgeordnete die Botschaft ihrer Fürsten stehend an, wie sollten wir nicht bei der Verlesung des Wortes Gottes dasselbe tun! Das liturgische Kreuzschlagen jedoch, das sich in lutherischen Gemeinden noch bei den beiden Sakramenten und beim aaronitischen Segen findet, das die reformierte Kirche aber nicht kennt, dürfte ebenso wie die durch Philipperbrief 2, 10 motivierte Sitte, bei Nennung des Namens Jesu eine Verbeugung zu machen, am besten im evangelischen Kultus unterbleiben.

Hier ist auch der Punkt, einige Worte über die mimische Gestikulation und Aktion des Predigers zu sagen, deren er sich wie jeder Redner, aber mit besonderer Rücksicht auf die Weihe des Gotteshauses bedienen kann. Das Mehr oder Minder derselben ist individuell; der Norden ist darin zurückhaltender als der Süden. Wer mit Gesten und Gebärden seine Rede unterstützen, bekräftigen, veranschaulichen kann, der möge es tun. Als oberster Grundsatz aber gelte: lieber gar keine als falsche Mimik, wobei man sich mit Goethes Faust trösten mag: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor". Bei guter Mimik, die eben eine Kunst ist, die auch gelernt sein will, müssen die Bewegungen zu den Worten im rechten Verhältnis stehen; sie dürfen nicht zu spät oder zu früh kommen, sie sollen nicht stereotyp und unnatürlich, nicht übertrieben sein.

Mit den letzten Ausführungen haben wir uns schon einem Kunstzweige zugewandt, der zu denen gehört, die in jedem Gottesdienst von neuem zur Entfaltung kommen. Wichtiger aber als die Mimik sind da die Künste, die sich dem Ohr vermitteln, und unter diesen möchte ich zunächst auf die Rhetorik eingehen. Selbstverständlich kann ich darüber hier nur wenige Andeutungen geben; ich müßte sonst einen großen Teil dessen zum Vortrag bringen, was in der Disziplin der Homiletik verhandelt wird. Diese gehört ja als Species mit eigenartigem Stoff ganz zum Genus der Rhetorik. Indem ich also alles beiseite lasse, was zur homiletischen Materie, deren Gliederung und gedankenmäßigen Ent-

[14]) G. Rietschel, Lehrbuch der Liturgik, 1900, 1. Bd. S. 483, schreibt dagegen: „Wahrscheinlich ist es eine Sitte, die auf germanischem Boden von der Form herrührt, in der nach dem Lehnrecht der Gefolgsmann seine Mannschaft (hominium) dem Lehnsherrn übergab, um sich von ihm belehren zu lassen, zugleich auch die Form, in der er ihm huldigte." Eine andere Erklärung wird mir als in sächsischen Schulen verbreitet genannt. Danach hätten sich die Sueven, bevor sie in die heiligen Haine gingen, zum Zeichen ihrer Andacht, Ehrfurcht und Demut die Hände zusammenbinden lassen.

wicklung gerechnet wird, möchte ich hier nur auf die sprachliche Ausführung der Predigt und den Vortrag derselben hinweisen, um zu zeigen, wie auch da die Kunst hinzutreten soll, um den Eindruck, den die Predigt auf die Zuhörer macht, nach Möglichkeit zu erhöhen. Ich stimme zunächst der Meinung durchaus zu, daß man an die Predigt keineswegs nur den ästhetischen Maßstab anlegen soll. Eine noch so gut nach den Regeln der Rhetorik gearbeitete und gehaltene Predigt, der die innere religiöse Wärme abgeht, wird, mag sie auch ästhetisch gerichtete Menschen völlig befriedigen, stets ihre eigentliche Aufgabe im Ganzen des Gottesdienstes verfehlen. Andererseits kann und wird der Stoff, der dargeboten wird, wenn er aus einem warmen, überzeugten, begeisterten Herzen kommt, die Zuhörer treffen und packen, auch ohne daß die Form der Predigt den Anforderungen der Kunstrede entspräche. Aber das unterliegt für mich keinem Zweifel, daß jene Wirkung noch tiefer, noch umfassender sein würde, wenn die Rhetorik solcher Predigt zu Hilfe gekommen wäre. Von diesem Standpunkte aus möchte ich die Verwendung der rhetorischen Kunst im Dienste des evangelischen Kultus empfehlen. Die sprachlichen Gesetze der Rhetorik, auf die bei der Ausarbeitung einer Predigt zu achten ist, die Kunstformen, Tropen und Figuren, die Mittel der veranschaulichenden Darstellung, mit denen ich mich an die Phantasie der Hörer wende, um den Eindruck der Rede zu unterstützen, will ich nicht im einzelnen aufführen. Dann kommt es aber auch noch darauf an, daß die Predigt in einer Weise gehalten werde, wie sie die Rhetorik als erstrebenswert angibt. Hier handelt es sich um Richtigkeit und Deutlichkeit der Aussprache, um die rechte rhetorische und logische Betonung der Wörter und Akzentuierung der Gedanken, um die abgestimmte Tonhöhe und Tonstärke unter Einhaltung von Pausen, die nötig sind, soll der Zuhörer der Predigt mit gutem Verständnis folgen können. Gerade weil so vielfach sonst gute gedankenreiche Predigten ästhetisch gar nicht befriedigen, ja vielleicht sogar Ärgernis geben, ist das Urteil unserer Zeit über die evangelischen Gottesdienste so ungünstig geworden.

Von der Kunst, die der einzelne im Kultus rednerisch betätigt, wenden wir uns zu den Künsten, die durch die Gemeinde in jedem Gottesdienste zur freudigen Ausübung kommen, zur Poesie und Musik. Die Poesie tritt ja für gewöhnlich nicht selbständig auf — von dem Dienste, den sie zum Schmucke der Predigt leistet, sehe ich hier ab —; aber in einzelnen Fällen, bei liturgischen Feiern, die an Stelle der üblichen Gottesdienstes treten, würde gegen ihre Verwendung als lyrische und epische Dichtung, ja selbst als dramatische nichts einzuwenden sein, wenn sie sich

in der Bearbeitung des Stoffes und in der Art der Darstellung den Formen anpaßt, die ihr die Stätte des Kultus vorschreibt. Es mag uns zunächst nicht recht annehmbar scheinen, aber prinzipiell ist doch gegen die Aufführung, z. B. von Weihnachtsspielen im Gotteshause nicht das Geringste einzuwenden. Erinnern wir uns nur, wie die Kirche des Mittelalters mit aller Frömmigkeit das geistliche Schauspiel gepflegt hat.[15]) Und warum sollten wir uns dagegen sträuben, wenn solche Spiele aus evangelischem Geiste geboren sind? Sollte sich nicht auch bei Luther- und Reformationsfeiern die Rezitation lyrischer und epischer Stücke im Zusammenhang mit den musikalischen Teilen recht gut verstehen, auch im Rahmen einer kultischen Feier? Die Lyrik in der Form des Liedes hat ja ihren ganz unbestrittenen Platz im Kultus, wobei der echt protestantische Individualismus in gleicher Weise wie der Objektivismus dem frommen Gemeindebewußtsein zusagt. Doch wäre zu wünschen, daß wir bei der Aufnahme von Liedern in unsere Gesangbücher — und auch bei der Herstellung derselben — mehr, als es bisher geschehen ist, den ästhetischen Gesichtspunkt maßgebend sein lassen; unser Empfinden ist doch ein anderes geworden, als es das der Vergangenheit war. Nun zur Musik![16]) Das ist so recht die Kunst der evangelischen Gemeinde im Kultus, und je mehr wir von der Meinung loskommen, daß der evangelische Gottesdienst der Predigt auszuliefern sei, daß diese unter fast völliger Verdrängung aller übrigen kultischen Akte des Betens und der Betrachtung den Hauptteil desselben ausmache, um so mehr wird auch der Musik eine Stätte in unserem evangelischen Kultus bereitet werden. Zunächst als Gesang. Der Einzelgesang ist keineswegs abzulehnen. Einem schlechten liturgischen Gesang des Geistlichen möchte ich allerdings das Sprechen der betreffenden Stücke: Salutation („Der Herr sei mit Euch"), Intonation (Eingangsspruch), Gloria in excelsis („Ehre sei Gott in der Höhe") und Präfation („Die Herzen in die Höhe . . . Lasset uns danksagen dem Herrn unserm Gott") vorziehen. Im Wechsel mit der singend antwortenden Gemeinde würde der Gesang des Geistlichen, wie er sich noch in vielen lutherischen Landeskirchen findet, das Angemessene sein; wo er nicht möglich ist, möchte es sich empfehlen, den Teil des Geistlichen durch einen Knabenchor ausführen zu lassen, was nur bei der Salutation nicht anginge. Aber auch anderweitiger Sologesang, der sich als Stück des Kultus gibt, kann recht wohl in evangelischer Weise religiös

[15]) Siehe hierzu Karl von Hases Werke Bd. 6, 1892, „Das Geistliche Schauspiel".

[16]) Vgl. zum folgenden Ph. Spitta, Zur Musik, 16 Aufsätze, 1892, S. 29—58: Die Wiederbelebung protestantischer Kirchenmusik auf geschichtlicher Grundlage.

erhebend wirken; zumeist wird es innerhalb eines Chorgesanges geschehen, und es muß als Regel gelten: „Wer sich für zu gut hält, im Chore mitzusingen, ist zu schlecht für den kirchlichen Sologesang".[17] Der Chor als der Teil der Gemeinde, der, im Singen geübter als die anderen Gemeindeglieder, mit der ihm verliehenen Gabe Gott in der Erbauung der Brüder und Schwestern selbständig und unterstützend dienen will, stößt ja jetzt erfreulicherweise wohl nur noch vereinzelt auf Widerstand seitens der kirchlichen Kreise. Wo er tätig ist, ist mit aller Sorgfalt darauf zu achten, daß er sich in der Auswahl seiner Vortragsstücke im Rahmen des evangelischen Kultus im allgemeinen und jedes einzelnen eigengearteten Gottesdienstes hält, sich auch in seinem Verhalten als der künstlerisch besser gebildete Teil in der evangelischen Gemeinde bewährt. — Daß wir in unserem evangelischen Gemeindegesang, den Zwingli übrigens auch abgeschafft hatte, ein herrliches Zeugnis für die Schätzung der Kunst im Kultus besitzen, kann niemand leugnen, auch wenn er den Wunsch nicht unterdrücken will, daß immer von neuem auf möglichst guten Vortrag der Choräle hingearbeitet werde. Hier findet eben die Selbstbetätigung der evangelischen Gemeinde ihren schönsten Ausdruck. Der mehrstimmige Gesang in reformierten Kirchen aber, so anerkennenswert die Gewöhnung dazu ist, würde unserem evangelischen Empfinden deshalb widersprechen, weil dadurch gerade die Einheitlichkeit der Gemeinde, auf deren auch äußere Bezeugung wir Wert legen, Schaden leidet; aus künstlerischen Rücksichten müßte ja dann auch die Gemeinde nach Stimmen verteilt werden.

Wie aber steht es mit der Instrumentalmusik? Hören wir, daß man in vielen Gegenden reformierten Bekenntnisses einst selbst die Orgeln zerstört hat, und noch heute sie verwirft,[18] ja daß in der Nachfolge der ungünstigen Urteile Luthers selbst noch ein Claus Harms[19]) sie wegen ihrer Schädlichkeit scharf angegriffen hat, so begreifen wir es wohl, daß man sich in den weitesten Kreisen heute noch gegen die Verwendung anderer Instrumente völlig ablehnend verhält. Und doch: wer könnte sich heute einen evangelischen Gottesdienst denken, in dem nicht die Orgel durch Vor- und Nachspiele, die allerdings gut ausgewählt sein müssen und nicht bloß dazu dienen sollen, beim Kommen und Gehen der Gemeinde die Unruhe zu verdecken, und durch ernste, würdige Begleitung

---

17) F. Spitta, Über Chorgesang im evangelischen Gottesdienste, 1889, S. 23.

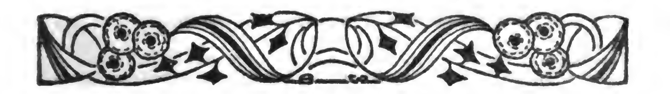
18) Pastoraltheologie, 1878 3. Aufl., 2 Bd., 5. Rede, S. 153.

19) Siehe A. Krauß, Lehrbuch der Praktischen Theologie, 1890, 1. Bd. S. 72. Er schreibt: „Gegen die Verwendung der Orgel spricht der Umstand, daß der Kirchengesang ohne ihre Unterstützung eher auf die gewünschte Höhe gelangt."

zum Gemeindegesang tätig wäre! In unseren Gemeinden können wir uns einen kräftigen, erbaulichen, ja überhaupt annehmbaren Gesang ohne Orgelbegleitung vorstellen. — Aber auch gegen sonstige Instrumentalmusik ist vom liturgischen Standpunkte aus nichts einzuwenden. Vorausgesetzt ist dabei, daß sie nicht etwa außer jeder Beziehung zum Kultus steht und sich nur selbst produzieren will. Ist sie bestrebt — und es handelt sich ja immer nur um einige Festtage des Kirchenjahres — bei dem Vortrage von Chorstücken, die die Empfindung der festlichen Zeit mit musikalischen Mitteln zum Ausdruck bringen, der Schöpfung des religiös inspirierten Künstlers zur vollkommneren Darstellung zu verhelfen, so hat auch sie ihr Recht auf Mitwirkung im evangelischen Kultus. Nur engherzige Überschätzung der Verkündigung des Wortes könnte sie ausschließen. Daß sie da „den Eindruck des Konzertmäßigen wecken",[20]) kann ich nicht zugeben; wo man dergleichen Darbietungen gewöhnt ist, kommt solcher Eindruck nicht auf. So bleibe es denn bei der Mahnung der Hallelujahpsalmen: Singet um einander dem Herrn mit Dank und lobet unseren Gott mit Harfen, mit Posaunen und Pauken, mit Saiten, Pfeifen und hellen Cymbeln! Alles was Odem hat, lobe den Herrn. Hallelujah!

Das wäre es, was in der Kürze über das Verhältnis des evangelischen Kultus zu den Künsten zu sagen ist. Der Grundsatz evangelischer Freiheit ist gegenüber der Aufnahme der Künste in den Kultus durchaus zu wahren, unter der Bedingung, daß sie sich nicht als selbständige Faktoren geltend machen, sondern nur mit ihren Gaben dem Ganzen des Gottesdienstes dienen wollen. Wir begrüßen freudig das Auftreten der Künste im Kultus und erkennen es gern an. Als wichtigste Forderungen für ihr Auftreten würden herauszustellen sein: Vermeidung jeglicher Unruhe und Zerstreuung, Zweckmäßigkeit und Verständlichkeit, einfach ernste Erhabenheit und würdige Traulichkeit. Sie wollen das Gotteshaus zu einer Stätte und den Gottes**dienst** zu einer Feier machen, da sich die Gemeinde heimisch, da sie sich gegenüber der ruhelosen, oft unbegreiflichen und kleinlichen Welt von einem Frieden durchweht fühlt, der ihre Seele aufwärts zieht. Unter rechter Berücksichtigung der Mannigfaltigkeit künstlerischer Formen und bei ästhetischem Maßhalten in Ausdruck und Inhalt wird dann der evangelische Kultus in freudiger, dankbarer Darstellung evangelischen Glaubensbewußtseins und christlicher Bruderliebe selbst zu einem künstlerischen einheitlichen Gebilde werden, das die Bedürfnisse frommer Menschen unserer Tage in jeder Weise befriedigt.

[20]) G. Rietschel, Lehrbuch der Liturgik, 1900, 1. Bd. S. 580f.



Menzels „Armeewerk“ in neuer Ausgabe.

Von

Paul Warncke.

Als „Maler Friedrichs des Großen und seiner Zeit“ ist Adolf Menzel von seinem Könige geehrt und der großen Masse seiner Zeitgenossen vor allem bekannt geworden, und in der Tat verdient er in höchstem Maße diesen Titel, obwohl er weder seine Bedeutung als Künstler noch das ungeheure Gebiet dessen, was er künstlerisch geschaut und wiedergegeben hat, im Entferntesten erschöpft. Doch gerade das große Werk des Meisters, das wie kaum ein anderes jenen Namen rechtfertigt und zugleich in besonderem Maße von der seltenen Schöpferkraft seiner Phantasie Zeugnis gibt, „die Armee Friedrichs des Großen“ ist bisher nur einem verhältnismäßig kleinen Kreis der Mitlebenden näher bekannt geworden. Diese Riesenarbeit, die in den Jahren 1842—1857 entstand, gibt in 436 kolorierten Steinzeichnungen ein völlig erschöpfendes Bild der Truppen, mit denen der große König seine Schlachten schlug und deren Ruhm die Welt erfüllte. Der hohe Preis des Werkes und der Umstand, daß es in nur dreißig Exemplaren hergestellt wurde, hatten natürlich zur Folge, daß es in weiten Kreisen ziemlich unbekannt blieb, im Gegensatz zu Menzels anderen Illustrationswerken über Friedrich, die fast alle in den achtziger Jahren in ziemlich billigen Ausgaben erschienen sind.

Aber in keinem dieser Werke, auch nicht in den großen Ölgemälden, die sich mit der Person Friedrichs beschäftigen, tritt so imponierend der unermüdliche Fleiß, die tiefgründige Gelehrtenarbeit und zugleich das erstaunliche Resultat beider zu Tage, wie in jenen Bildern von Friedrichs des Großen Heer. Umsomehr war es zu bedauern, daß die Zahl derer, die sie sehen und studieren konnten, bisher eine beschränkte blieb und bleiben mußte, weil die Reproduktion der großen, kolorierten Steinzeichnungen in einer den Originalen entsprechenden Größe und Schönheit fast unüberwindliche Schwierigkeiten zu bieten schien. Nun aber sind diese Schwierigkeiten dennoch überwunden: ein bedeutender Verlag hat es in Gemeinschaft mit einem namhaften Künstler und einem hervorragenden Offizier jetzt unternommen, eine Auswahl von hundert jener Bilder in völlig getreuer Nachbildung herauszugeben.[1])

Diese Beschränkung auf hundert Blatt war ohne große Beeinträchtigung des Werkes möglich, weil in ihm viele Typen mehrfach wiederkehren, die nur durch mehr oder minder geringfügige Unterschiede in den Einzelheiten der Uniform von einander abweichen, so daß oft ein textlicher Hinweis genügt, um diese Unterschiede zu kennzeichnen. Zudem würde durch eine Wiedergabe des ganzen Werkes

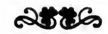
---

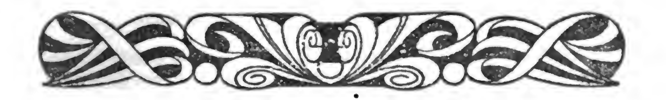
[1]) „Die Armee Friedrichs des Großen in ihrer Uniformierung“, gezeichnet und erläutert von Ad. Menzel. Herausgegeben von Prof. F. Skarbina und Hauptmann im Großen Generalstab Jany, Berlin. Verlag von Martin Oldenbourg. In 10 Lieferungen zu je 10 Blatt. Preis der Lieferung 20 Mk.

der Preis der Neuausgabe ein so hoher geworden sein, daß die Anschaffung nur wenigen möglich gewesen wäre. Die Auswahl aber scheint, so weit man nach den vorliegenden beiden ersten Lieferungen urteilen kann, sowohl nach der künstlerischen, wie nach der historischen und militärischen Seite hin mit größtem Geschick getroffen zu sein. Denn schon in ihnen finden sich eine Reihe von den Zeichnungen die auch beim Betrachten des Originalwerkes den nachhaltigsten künstlerischen Eindruck im Beschauen zurücklassen. Menzel hat ja jede dieser Gestalten aus einer Kostümfigur zu einer Charakterfigur gemacht; er hat mit den Uniformen und Waffenstücken, die er unter unendlichen Schwierigkeiten zusammensuchen mußte, Gestalten bekleidet, die untrennbar mit ihnen verbunden scheinen; seine gewaltige Phantasie ließ ihn Bilder schaffen, die wie Porträts nach dem Leben vor uns stehen, und die also eine längst verschwundene Zeit zu neuem Leben erwecken. Vor unserem geistigen Auge taucht, wenn wir diese Soldaten Friedrichs des Großen betrachten, zugleich das ganze Soldatenleben jener großen, unruhigen Zeit empor; keine, noch so eindringliche Geschichtserzählung könnte uns so mitten hineinstellen in den Frühling der Größe Preußens und Deutschlands. Der Meister führt uns alle geschichtlich bedeutenden Truppenteile und Heereseinrichtungen vor. Er zeigt uns die Ziethenhusaren und Seydlitzkürassiere, das Dragonerregiment Bayreuth und die Garde du Corps, das Füsilierregiment von Münchow und das Regiment von Pannwitz. Er stellt die einzelnen Vertreter dar in bezeichnender Stellung und Tätigkeit, den einen in behaglicher Ruhe dastehend, den anderen im Anschlag, den dritten im Angriff; er zeigt den Offizier mit dem ihn bedienenden Burschen, den Auditeur lesend, den Feldpostillion den ledernen Briefsack schleppend.

Und wie wunderbar sind diese Reproduktionen gelungen! Da ist jeder Federstrich haarscharf wiedergegeben, jedes kleinste Ornament an den Uniformstücken klar und deutlich zu sehen wie bei den Originalen. Und auch farbig stehen sie durchweg ganz auf der Höhe. Menzel hat eins von den dreißig seinerzeit abgezogenen Exemplaren mit eigener Hand koloriert; es steht natürlich weit über den übrigen, die von anderen Künstlern ausgemalt wurden. Dieses von dem Meister kolorierte Handexemplar hat für die vorliegenden Nachbildungen als Vorlage gedient; so ist eine Publikation entstanden, würdig Adolf Menzels, wert, von allen seinen Verehrern erworben und von den zahlreichen Menzelsammlern, denen die Originalausgabe des Armeewerks fehlt, ihrer Sammlung einverleibt zu werden.

Der von dem Hauptmann Jany herrührende kurze Text zu den Bildern bietet in knappen Umrissen eine Geschichte der verschiedenen Truppenteilen, die in hohem Grade interessant und belehrend zu nennen ist. Er ordnet sich selbstverständlich den Zeichnungen völlig unter, gibt aber doch eine willkommene Ergänzung und notwendige Erläuterung zu ihnen. Über die Entstehung und Bedeutung des Armeewerkes wird, wie der Verlag ankündigt, Franz Skarbina eine besonders von künstlerischen Gesichtspunkten ausgehende Einleitung schreiben; ein zu dieser Aufgabe mehr Berufener dürfte in der Tat kaum zu finden sein. Alles in allem haben Verlag und Herausgeber eine künstlerische Tat vollbracht, sie haben einen für die Meisten verborgenen Schatz ans Licht gebracht und eine schwierige Aufgabe so glänzend gelöst, daß man sie nur von Herzen beglückwünschen kann.





Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

16. März 1907.

Zwei wichtige Quellen inneren Haders, deren Zusammenhang aus unseren auswärtigen Interessen nicht zu verkennen war, sind glücklich versiegt. Nachdem erst der Bundesrat über die Ansprüche des Herzogs von Cumberland sein entschieden ablehnendes Votum abgegeben hatte, ist nunmehr auch der Braunschweigische Landtag darüber schlüssig geworden, daß jetzt die Wahl eines Regenten vorzunehmen sei. Ein nachträglicher Protest des Herzogs der all seine Ansprüche in saecula saeculorum aufrecht erhalten will, zeigt nur aufs neue, daß er ein Erbe an politischer Verblendung übernommen hat, durch das er und sein Haus sich aus dem praktisch-politischen Leben ausschließen. Die Akten der Welfen sind damit abgeschlossen. Es ist wie das Schicksal der Bourbons, die durch den Starrsinn Heinrich V., des Grafen von Chambord, die Möglichkeiten einer sich ihnen mehr als einmal bietenden politischen Zukunft endgültig verspielten. Der letzte Protest des Herzogs ist das Schwanenlied seines Hauses. In zweiter Reihe denken wir an die Annahme des Nachtragsetats für Südwestafrika durch den Reichstag (12. März). Wer sich der Prophezeihungen erinnert, die bei der Auflösung des Reichstags und während der Wahlaktion laut wurden, wie alle unsere politischen und wirtschaftlichen Gegner den Schluß auf die Unfähigkeit der Deutschen für kolonisatorische Arbeit zogen, wie Sozialdemokraten und Zentrum ihre Tage kommen sahen, der wird die Bedeutung der gefallenen Entscheidung richtig einschätzen. Dem Auslande hat sie gezeigt, daß in Fragen nationaler Ehre, die Nation in ihren patriotischen Kräften stärker ist als die organisierten Gruppen des internationalen Sozialismus und des herrschsüchtigen Ultramontanismus, im Innern aber hat sie die Zuversicht gesteigert, und auch dem „Philister" ist die Überzeugung aufgegangen, daß die „unüberwindlichen Mächte" vor denen er nahe daran war sich zu beugen, wie Schemen zurücktreten müssen, wenn sie sich den großen Lebensfragen der Nation entgegenzustemmen vermessen. Es war, summa summarum eine Generalprobe im Hinblick auf ernstere Möglichkeiten, und das zumal ist der wohltätige Eindruck gewesen den man im Auslande gewonnen hat.

Wir nehmen es nicht allzuernst, wenn der Wiederhall zunächst die Form neuer Verdächtigungen und neuer Angriffe gegen Deutschland genommen hat. Das war der Fall bei den Verhandlungen des englischen Parlaments über den

Etat von Marine und Flotte, als die Opposition, begleitet vom Chor der deutschfeindlichen Presse in ihren weltbekannten Organen, sich bemühte, eine Atmosphäre von Befürchtungen zu schaffen, als deren Konsequenz sich ein Präventivkrieg gegen Deutschland hätte ergeben müssen. Das Argument war dabei immer das alte unendlich oft ad absurdum geführte, von der angeblichen Absicht Deutschlands, die Engländer einmal in einer dunkelen Nacht zu überfallen und ihnen den Garaus zu machen. Der Prime Minister Campbell Bannerman sah sich genötigt daran zu erinnern, daß Deutschland doch nicht ein Piratenstaat sei — aber wir sehen nicht, daß seine Worte den geringsten Eindruck auf den Kreis unserer verbissenen Gegner gemacht hätten. Das Treiben nachher ist dasselbe geblieben wie vorher.

Daß nebenher die Agitation für die Herabsetzung der Rüstungen geht und in einem Atem damit erklärt wird, daß England unter allen Umständen seine Flotte stärker erhalten müsse als jede Kombination zweier anderer Mächte, daß zugleich England einen neuen Typus von Riesenkriegsschiffen einführt und weiter zu entwickeln sich entschlossen zeigt — das gehört zu den merkwürdigen Tatsachen, die es erläutern, daß man in England zu allen Zeiten gewohnt gewesen ist mit doppeltem Maß zu messen. Das eine Maß zeigt unentwegt die Größe und Gerechtigkeit Englands, das andere die sittliche Inferiorität aller übrigen Nationen, soweit sie nicht gerade — wie heute Frankreich — in politischer Abhängigkeit von England stehen. Es fällt wirklich schwer diesem Treiben gegenüber nicht bitter zu werden. Als die große Bewegung anging, welche eine Besserung der deutsch-englischen Beziehungen ins Auge faßte, ist deutscherseits, ohne jeden Widerspruch, diesen Bestrebungen ein aufrichtiges, fast könnte man sagen, ein herzliches Entgegenkommen zu teil geworden. In der deutschen Monatsschrift speziell sind mehrere Aufsätze erschienen, die diesen Charakter trugen. Stimmen wie sie in der Times, der National Review und in einer Reihe anderer englischer Organe laut wurden, hat es bei uns nicht gegeben. Ebenso ist von seiten der deutschen Regierung nichts geschehen was den Charakter einer unfreundschaftlichen Haltung getragen hätte. Trotzdem ist in den letzten Wochen der ausfahrende und beleidigende Ton der englischen Presse in der Zunahme, nicht in der Abnahme gewesen, während gleichzeitig wir in allen unseren auswärtigen Beziehungen die störende und hindernde Hand Englands erkennen konnten. Wir wollen nicht im einzelnen exemplifizieren, aber die Tatsache wird von allen denkenden Politikern empfunden und ist für niemanden ein Geheimnis. Fängt man doch bereits in anderen Staaten an, damit als mit einem politischen Faktor zu rechnen. Wir können uns das nur aus einer politischen Nervosität erklären, die ihren Ursprung in Befürchtungen zu haben scheint, die sich aus der kritischen Lage ergeben, in der eine natürliche Entwicklung des englischen Kolonialsystems und die Konsequenzen einer falschen Allianzpolitik England versetzt haben. In der „Woche“ hat neuerdings der französische Kolonialpolitiker und frühere Gouverneur von Französisch-Hinterindien de Lanessan diese Gedanken recht unverhüllt zum Ausdruck gebracht. „Die englischen Kolonien in Australien, schreibt er, hängen nur noch mit losen

Fäden an Großbritannien, Fäden die längst zerrissen wären, hätte die britische Regierung den australischen Wünschen nicht in liberalster Weise Rechnung getragen. Obgleich die Kolonien Australiens zum weitaus größten Teil englische Schöpfungen sind, ist die Lostrennung dieser Kolonien nur eine Frage der Zeit." An anderer Stelle weist er auf eine Bewegung in Indien hin, die darauf hingehe „allmählich die Engländer überall auszuscheiden". Die englische Regierung müsse sich fortgesetzt nachgiebig und liberal zeigen, wolle sie sich nicht gefährlichen Auflehnungen aussetzen. Das sind, wie wir nochmals hervorheben wollen, französische Urteile, aber sie treffen unzweifelhaft das richtige und sie gelten mutatis mutandis auch von Kanada und Südafrika. Die Verleihung der Verfassung an Transvaal war nicht nur eine moralische, sondern eine politische Notwendigkeit und der bevorstehende Kolonialkongreß in London wird den Beweis erbringen, wie sehr England genötigt ist, mit dem stark ausgesprochenen kolonialen Egoismus zu rechnen. Schon die Tatsache, daß der Chamberlainsche Gedanke von einer obligatorischen Teilnahme der Kolonien an den Lasten der Reichsverteidigung im Parlament fallen mußte, gibt uns dafür ein Indizium. Die Kolonialkonferenz wird weitere Anzeichen dafür erbringen. Nimmt man hinzu, daß die Stimmen immer lauter werden, welche in der neuen Stellung, die Japan als die vorwaltende Macht im stillen Ozean einnimmt, eine Gefährdung der englischen Interessen erblicken — nicht der Interessen des Augenblicks, sondern der Zukunft —, so wird die üble Laune und die Nervosität der Engländer, von der wir oben sprachen, doch sehr begreiflich. Daß sie sich speziell gegen Deutschland wendet aber ist nichts anderes, als ein Trick, wie das Verhalten in der sogenannten Abrüstungsvorlage für die Haager Konferenz deutlich gezeigt hat. Auch hier mag eine gewiß unverdächtige französische Stimme den Beweis dafür erbringen. Der Temps vom 15. März schreibt in einem Leitartikel mit der Überschrift „la folie pacifiste": Es wird alle Tage klarer, daß die russische Regierung weise handelte, als sie von dem ursprünglichen Programm der Haager Konferenz die Frage der Einschränkung der Rüstungen ausschloß. Denn seit diese Frage aufs Tapet gesetzt wurde, hat sie zu einem Austausch bitterer Bemerkungen geführt. Sir Henry Campbell Bannermann, einer der Apostel des Gedankens, ruft vergeblich: „Liebt Euch untereinander"; je lauter der Ruf erklingt, um so deutlicher tritt der internationale Hader zutage . . . Die guten Absichten und Vorschläge Sir Henrys pflastern den Weg zur internationalen Hölle, d. h. zum Krieg. Seit er in der Nation seinen Ölzweig schwenkte, ist ein Sturm von Provokationen ausgebrochen. Deutschland, Rußland, Frankreich, Österreich glauben nicht an die Möglichkeit einer Verständigung . . . In Berlin wie in Paris und in Petersburg erkennt man, daß die gegenwärtige Lage Europas nicht dazu angetan ist, die Glückseligkeiten des goldenen Zeitalters zu eskomptieren, daß wir vielmehr noch lange mit dem ehernen Zeitalter zu rechnen haben werden. Die deutsche Presse steht in dieser Frage mit der Regierung auf einem Boden und wird deshalb von den Engländern beschuldigt, die Sturmglocke der Zwietracht zu läuten. Wir sind

nicht der Meinung unserer englischen Kollegen. Wir sind der Meinung, daß der Krieg, wie er gestern möglich war, es auch morgen sein kann, und finden es keineswegs wunderbar, wenn ein Militärstaat wie Deutschland sich nicht im voraus die Hände binden will. Die französische Regierung hat eine identische Ablehnung formuliert. . . . Die „Pazifisten“ sind entweder naiv, oder es ist „bluff“, was sie treiben. . . . Für Frankreich speziell bedeuten sie eine nationale Gefahr. . . . Und so wollen wir nicht müde werden zu wiederholen: „man schaffe im Haag internationales Recht, das ist möglich und nützlich. Aber man verspreche uns nicht mehr, denn das Versprechen würde nicht gehalten werden. Die Illusionen aber, die es provozieren müßte, würden zu einem weiteren Verlust an moralischer Kraft führen.“ Das ist verständig und korrekt und deckt sich im wesentlichen mit Anschauungen, die mehr als einmal an dieser Stelle vertreten worden sind. Für Deutschland aber spielt die weitere ideelle Erwägung mit, daß die allgemeine Wehrpflicht, diese große Schule zur Disziplinierung der Nation, die jedem Erwachsenen eine Zeit der Selbstverleugnung und der Erziehung zu Ordnung und Unterordnung, zu verantwortlichem Tun und zum Leben und Sterben für die Ideale einer patriotischen Weltauffassung schenkt, unter keinen Umständen für uns aufgegeben werden kann. Wir sind keineswegs der Ansicht, daß der Sport, wie ihn England pflegt, einen Ersatz für die allgemeine Wehrpflicht bieten kann. Der Sport erzieht den Einzelnen zu körperlicher Gewandtheit und entwickelt einen Ehrgeiz, der keineswegs als Ersatz des auf Ehrgefühl aufgebauten Korpsgeistes unserer Armee dienen kann. Wo aber der Sport ein ganzes Leben ausfüllt und Beruf wird, erscheint es uns als eine der minderwertigsten Verwendungen menschlicher Anlagen. Ihm fehlt, was doch das sittliche Ziel jedes Berufes sein soll, das Ausmünden in den Pflichtbegriff. Und damit mag es genug sein mit diesen uns aufgenötigten Betrachtungen über Fragen, welche für alle edeldenkenden Deutschen nicht mehr strittig sind, und die seit einem Jahrhundert der Nation so sehr in Fleisch und Blut übergegangen sind, daß sie sich selbst verleugnen würde, wenn sie an ihnen rütteln wollte.

In Frankreich sind die bösen Konflikte, welche das Separationsgesetz heraufbeschworen hat, noch lange nicht beseitigt. Vielmehr scheint der Gegensatz zwischen der Kurie und dem regierenden Ministerium sich zur Unversöhnlichkeit zugespitzt zu haben. Eine mildere Handhabung der Praxis des Separationsgesetzes, die der Unterrichtsminister Briand vertrat, scheiterte an dem Widerspruch des heißblütigen Ministerpräsidenten und an der Unbeugsamkeit Roms. Faktisch liegen heute die Verhältnisse in Frankreich so, daß es dort zwar noch einen katholischen Gottesdienst, aber keine katholische Kirche mehr gibt. Wie die Nation auf die Dauer diesen Zustand tragen wird, ist unverständlich. Ein Ausweg muß gefunden werden und wir halten es nicht für wahrscheinlich, daß die Tyrannis der im Grand Orient konzentrierten französischen Freimaurerei den endgültigen Sieg erringen kann. Wobei freilich nicht zu bestreiten ist, daß die christliche Weltanschauung in Frankreich auf das tiefste erschüttert ist.

Die Gegensätze, welche neuerdings in der Marokkofrage zum Ausdruck gekommen sind (die gegen die Bestimmungen der Akte von Algeciras errichteten Anstalten für drahtlose Telegraphie durch französische Gesellschaften), sind nicht tragisch zu nehmen, da Organe vorhanden sind, die über die strittigen Auslegungen der Konferenzakte entscheiden werden. Das Wesentliche ist, daß der internationale Charakter der Gleichberechtigung der Konferenzmächte im Rahmen der Vereinbarungen aufrechterhalten und die Souveränität des Sultans respektiert wird. Das ist so positiv formuliert, daß Abweichungen davon sich nicht werden aufrechterhalten lassen.

Im nahen Orient hat die Entlassung Fehim Paschas und seine Verbannung aus Konstantinopel Aufsehen erregt. Der Mann mißbrauchte seine Macht als Oberpolizeipräsident in schamloser Weise und kam dank der Energie unseres Botschafters zu Fall, als ein deutscher Untertan das Opfer seiner Willkür wurde. Es ist nun höchst charakteristisch, daß hier die englische Intrigue eingesetzt hat, um dem deutschen Einfluß entgegenzuarbeiten. Sie operiert dabei mit den — früher von ihr so energisch bekämpften — absolutistischen Neigungen des Sultans, denen jetzt geschmeichelt wird. Es scheint, daß die Hoffnungen auf Verschlechterung der deutsch-türkischen Beziehungen sich zum Teil darauf gründen, daß der Freiherr von Marschall zum ersten deutschen Delegierten auf der Konferenz im Haag ernannt worden ist, und daß man seine Abwesenheit auszunutzen denkt. Aber wir dürfen wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß ein vollwertiger Ersatzmann für ihn eintreten wird.

Die Reise des Emir von Afghanistan nach Indien hat nunmehr ihren Abschluß gefunden. Beiderseits ist man miteinander höchlichst zufrieden gewesen. Der Emir hat in enthusiastischen Ausdrücken seiner Freundschaft für England Ausdruck gegeben, und in England rechnet man darauf, daß die lange erstrebten und bisher stets am Widerspruch des Emirs gescheiterten Eisenbahnbauten, die das Land dem britischen Handel und, wenn es einmal notwendig werden sollte, auch den indischen Truppen erschließen sollen, sich nunmehr verwirklichen werden. Wir halten das auch für im höchsten Grade wahrscheinlich und die Kultur kann dadurch nur gewinnen. In Afghanistan selbst freilich scheint man weit weniger beglückt zu sein. Das Land und die Bevölkerung sind eine der Hauptfesten des Islam, und es ist dort sehr übel aufgenommen worden, daß der Emir so überaus kordial mit den „Ungläubigen“ verkehrt und sich ihren Bräuchen angepaßt hat. Daß er vollends Freimaurer geworden ist, wird fast wie eine Verleugnung des Islam empfunden. Die englischen Zeitungen bringen darüber eine Reihe höchst beunruhigender Telegramme. Aber der Ausgang bleibt abzuwarten. So stark auch die Eindrücke sein mögen, die Habib-Ullah Khan in sich aufgenommen hat, ist doch nicht anzunehmen, daß sie mehr als äußerlich sein Wesen verändert haben, er bleibt gewiß ein gläubiger Moslem und die Freimaurerei mit ihren Zeremonien wird ihn daran nicht irre machen.

Die neue persische Verfassung droht allgemach in eine Revolution auszumünden, in welcher nationalistische, religiöse und europäische konstitutionelle Elemente in der allermerkwürdigsten Weise zusammentreffen, um den Mißbräuchen des orientalischen Absolutismus ein Ziel zu setzen. Es läßt sich aber die Frage aufwerfen, ob das überhaupt möglich ist, und ob nicht vielmehr die Gefahr vorliegt, daß aus diesen Regungen der Selbständigkeit und der moralischen Reaktion sich schließlich ein Chaos ergibt, das noch schlimmer ist, als der vorhergegangene Zustand.

Die amerikanisch-japanischen Gegensätze, soweit sie aktuell waren, sind nunmehr endgültig beigelegt worden, aber es es ist nicht zu verkennen, daß ihr Verlauf in den Vereinigten Staaten ernste Besorgnisse wachgerufen hat. Man ist, wie durch eine plötzliche Offenbarung, sich dessen bewußt geworden, daß die Wandlung der Machtverhältnisse im stillen Ozean eine Gefahr der Zukunft werden kann, und daß man im Augenblick ziemlich wehrlos dastehe. In diesem Zusammenhange ist in der Presse der Gedanke einer Neutralisierung der Philippinen unter Wahrung der Oberhoheit der Vereinigten Staaten aufgetaucht. Ob das ein Fehler, ob eine ernst zu nehmende Absicht, oder endlich ob es nur der Einfall eines Journalisten ist, das vermögen wir nicht zu erkennen. Charakteristisch ist nur, daß Hawai nicht in dieses Projekt mit eingeschlossen wurde. Natürlich ist der Ausbau des Panamakanals wieder mit frischer Energie in Angriff genommen worden. Mit Sicherheit vermag aber wohl niemand das Jahr anzugeben, das uns das Riesenwerk beendigt zeigen wird. Einmal stellt sich immer wieder heraus, daß die technischen Schwierigkeiten unterschätzt worden sind, dann aber wollen die politischen Schwierigkeiten in Mittelamerika nicht zur Ruhe kommen. Diese national stark dekomponierten Halbspanier leben in einem Zustand steter Revolutionen und Bürgerkriege. Eben jetzt ist ein Krieg zwischen Honduras und Nicaragua entbrannt, der es nicht unwahrscheinlich macht, daß der „big stick“ Unkle Sam's sich notgedrungen wird dazwischen legen müssen. Auch in Cuba ist es nicht geheuer, und wie es scheint, eine neue Revolution, wenn nicht bereits ausgebrochen, so doch in der Vorbereitung. Sorge bereiten dazu die pekuniären Verhältnisse, nicht der Republik, sondern der großen Finanzsyndikate. Es ist ein stetes Kriseln, und die letzten Tage haben wieder einmal eine förmliche Panik in Wall Street gebracht, bei der Papiere, die für absolut sicher galten, bis zu 25 Prozent gefallen sind, was natürlich ungeheure Verluste bedeutet.

In Rußland ist am 5. März die zweite Duma zusammengetreten, nach aufgeregten und aufregenden Wahlen, über deren schließlichen Ausgang die Regierung sich offenbar getäuscht hat. Nur 110 Abgeordnete gehören der Rechten an, das ist etwas über ⅕ der Gesamtzahl der Abgeordneten, alles übrige gehört zur Opposition, von den kryptorepublikanischen konstitutionellen Demokraten, den Girondisten Rußlands, bis zu den Sozialdemokraten, Nationalsozialen, Arbeiterparteilern und Sozialrevolutionären. Zum Präsidenten wurde der konstitutionelle Demokrat Golowin gewählt, zum Vizepräsidenten Herr Posnanski,

ein Mann, der sich als parteiloser Linker bezeichnet, und etwa zwischen Sozialdemokraten und Sozialrevolutionären zu setzen ist. Alle Sekretäre sind den sozialistischen Gruppen entnommen worden, die Rechten konnten, obgleich sie geschlossen zusammenstimmten, nicht einen einzigen ihrer Kandidaten durchsetzen. Ebenso die Polen nicht, obgleich sie aus Konnivenz für die Linke sich beim Hoch auf den Kaiser nicht erhoben. Trotzdem stellt diese polnische Gruppe einen nicht zu unterschätzenden Machtfaktor dar. Sie vertritt den Gedanken der Autonomie Polens auf der Basis der Verfassung von 1815, sie ist Gegnerin der agrarrevolutionären Pläne, aber aus leichtverständlichen Gründen geneigt, die Pläne der russischen Föderalisten zu unterstützen. Die Litauer, Kleinrussen, Kaukasier, die Letten, vielleicht auch die Esthen, gehören diesen Ideen. Das deutsche Element ist durch drei Personen mit deutschem Namen vertreten, die drei Ostseeprovinzen haben keinen einzigen Deutschen in die Duma schicken können, sie sind durch revolutionäre Letten, Esthen und Juden vertreten. Eine wahre Ungeheuerlichkeit, wenn man sich erinnert, daß sie 800 Jahre lang das Land regiert und seine Kultur begründet und erhalten haben. Im Lande selbst — wir meinen das ganze weite russische Reich — dauern trotz des fast überall geltenden Ausnahme- oder Belagerungszustandes und trotz der in einer Reihe von Gouvernements fungierenden Feldgerichte die Mord- und Raubanfälle fort. Einige Beispiele aus den letzten 14 Tagen mögen als Beleg dafür dienen: am 26. Februar wurde ein Attentat auf den Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch versucht, am 27. wurden der Kommandant von Krasnojarsk Major Koslowski und in Perm drei Polizeibeamte ermordet, am 2. März in Wotkinsk eine Bombe gegen einen Schutzmann geworfen, in der Zeit vom 25. bis zum 1. außerdem an verschiedenen Orten acht Gensdarmen oder Polizisten ermordet. In Jekaterinoslaw wurden 120 Pfund Dynamit geraubt, in Kiew einem Kosakenregiment drei Kisten mit Revolvern. In Moskau fand eine Dynamitexplosion in einem geistlichen Seminar statt, in Bordjärsk wurden 32 Bomben konfisziert, im polytechnischen Institut 15 Bomben und Stoffe zur Fabrikation von Explosivgeschossen, eine andere Niederlage von Waffen wurde gleichfalls in Petersburg durch Zufall entdeckt, in der Nähe von Cherson vier Unbekannte, die mit Revolvern und einer Bombe bewaffnet waren, ergriffen, in Odessa bei dem Studenten Weisbein mehrere ungeladene Bomben, eine geladene und ein Vorrat an Melinit, in Kowno ebenfalls in einem Privathause ungefüllte Bomben, Explosivstoffe und sechs Flaggen mit revolutionären Inschriften. Endlich schließt sich hieran die Ermordung und Beraubung des Mitglieds des Reichsrats Baron Otto von Budberg. Die zahlreichen unblutig verlaufenen Beraubungen von Kassen (darunter die Universitätskasse in Moskau mit 30000 Rubeln) sind nicht mit herangezogen worden, um den knappen Raum, der uns zu Gebot steht, nicht zu beschweren. Es kann demgegenüber kaum bestritten werden, daß die Sozialrevolutionäre und Anarchisten einen neuen Aufstand vorbereiten wollen, sobald die Aufhebung des Belagerungszustandes, der zur Zeit noch die meisten Gouvernements zügelt, ihnen die Möglichkeit dazu bietet.

Daß demgegenüber die Regierung es vor allem für ihre Pflicht hält, die „Bombisten" und Revolverhelden zu entwaffnen, kann nicht Wunder nehmen, darauf beruht die Möglichkeit staatlichen Lebens. Aber das sind nicht die Gedanken der Herren von der Duma. Sie halten es für ihre nächste Aufgabe, die Regierung zu entwaffnen, wobei die Idealisten unter ihnen der festen Überzeugung sind, daß dann sofort Sicherheit und Ruhe von selbst wiederkehren werden, die entschlossenen Revolutionäre aber darauf rechnen, daß dann ihre Stunden kommen werden und das, was sie Freiheit nennen, dann Wahrheit werden müsse.

Um eine Vorstellung von der Stimmung zu geben, die in den leitenden Kreisen der konstitutionellen Demokraten (Kadetten) herrscht, die man als die geistigen Kapazitäten der Linken zu betrachten hat, setzen wir Auszüge aus einem Leitartikel der „Prawo" her, die man als das offizielle Organ der Partei zu betrachten hat. Dieser Artikel ist geschrieben worden, nachdem die Duma bereits acht Tage im Taurischen Palais getagt hatte. Der Anfang lautet folgendermaßen: „Wohl selten ist ein Parlament unter schwierigeren Umständen zusammengetreten, als die zweite Duma. Neun quälende Monate der Willkür und der Vergewaltigung trennen uns von dem Augenblicke, da die erste Duma auseinandergejagt wurde. Das Land hat einen furchtbar marternden Albdruck durchlebt, und noch jetzt werden wir von ihm gewürgt. Die Tätigkeit der Duma erneuert sich inmitten ganz unkonstitutioneller Zustände. Man kann nicht einmal im Ernst die Frage aufwerfen, ob die Gesetze bei uns beachtet werden, denn in Wirklichkeit sind sie sistiert worden. Das ganze Land wird auf Grund von Ausnahmegesetzen verwaltet, die ihrer Natur nach Gesetz und Recht aufheben. Sogar das Leben der Bürger steht nicht unter dem Schutz der Gesetze, denn die Gerichte, denen die Obrigkeit Leute zuweist, die bereits im Voraus für offenkundige Verbrecher erklärt wurden, können unmöglich als rechte Gerichte gelten. Es ist gewiß kein Zufall, daß ein Kommandeur für den Mann, den er dem Feldgerichte übergab, auch sofort den Galgen in Bereitschaft setzen ließ. Man muß an ein Wunder, an die Möglichkeit zauberischer Wandlungen glauben, wenn man hofft, alsbald aus dem Wirrwarr hinauszukommen, in welches das Land durch das Belieben des Schicksals hineingejagt worden ist ... dieser Glaube ist geschwunden. ... Und doch ist es keine Übertreibung, wenn wir behaupten, daß die Blicke des ganzen Landes jetzt auf die Duma gerichtet sind. Ohne den früheren Glauben an die Allmacht der Duma ist man doch der festen Überzeugung, daß man sie nützen kann als Kampfesmittel zur Erwerbung von Volksrechten und Volkswohlstand und deshalb hat man die Delegierten in das Taurische Palais geschickt. ... Die Duma muß all ihre Macht daran setzen, um die Tagesarbeit der Regierung zu beeinflussen. Das grelle Licht, das sie auf alle Seiten der Regierungstätigkeit werfen kann, ist dazu das beste Mittel. Es handelt sich keineswegs darum, das Verfahren der Regierung zu verurteilen, es ist zu genüge gerichtet — sondern darum, durch systematische Darlegungen und Enthüllungen schließlich die Existenz des Ministeriums unmöglich zu machen!

Die Hauptaufgabe der Duma ist aber nicht, das gegenwärtige Ministerium zu beseitigen, sondern solche Ministerien überhaupt unmöglich zu machen. ... Das aber ist nur durch gesetzgeberische Tätigkeit zu erreichen und so weiter, es folgt eine Reihe jener guten Vorsätze, mit denen, wie oben Lanessan zitierte, der Weg zur Hölle gepflastert ist. Rußland hat ein fähigeres und rechtschaffenes Ministerium als das Herrn Stolypins seit Jahrzehnten nicht gehabt. An seinem redlichen Willen, das Land durch Reformen auf dem Boden der geltenden Verfassung zu gesundem Leben zurückzuführen, kann nur der Böswillige zweifeln. Er hat mit dem Blut seiner eigenen Kinder und mit der steten Lebensgefahr, der er sich aussetzt, um seine Pflichten zu erfüllen, dafür ein vollgültiges Zeugnis abgelegt. Und gewiß verurteilt er ebenso hart wie die selbstgerechte Schar der Kadetten die Mißbräuche, die in ihren schließlich zur Notwendigkeit gewordenen Konsequenzen die russische Revolution herbeiführten. Der ungeheuere Unterschied, der ihn von jenen trennt, liegt aber darin, daß er sich der harten Notwendigkeit nicht entzieht, die völlig aus allen Gleisen geratene Nation vor allen Dingen zu den einfachsten Voraussetzungen jeder staatlichen Existenz zurückzuführen. Daß der Mörder und der Räuber verfolgt und bestraft werden muß, daß der Brandstifter und Meuterer nicht als politischer Held zu betrachten ist, daß der nicht an der Revolution beteiligte Staatsbürger ein Anrecht auf Schutz hat, das sind die einfachsten Voraussetzungen seines Tuns gewesen, und niemand in der ganzen kultivierten Welt wird ihm das anders als zur Ehre anrechnen. Die Moral der Revolutionäre ist durch die Notwendigkeit bedingt, die Blutschuld, die auf ihnen lastet, auf die Schultern der Regierung abzuwälzen. Für sich selbst nehmen sie den alten Trugsatz reinigend in Anspruch, daß der Zweck die Mittel heiligt, und diesen sittlich verwerflichen Satz haben auch die Kadetten sich tatsächlich zu eigen gemacht, obgleich in ihren Reihen Männer sich finden, die in ihrem Privatleben mit Abscheu diese Moral von sich weisen würden. Das Verhängnis der zweiten Duma ist, daß sie von diesem Satz nicht läßt. Wenn sie unverhohlen erklärt, daß sie das Ministerium stürzen, und die Amnestie der revolutionären Verbrecher erzwingen, den Ausnahmezustand aufheben will, bevor die öffentliche Sicherheit hergestellt ist, so wird sie die Revolution nicht schließen, sondern nur in ein neues schrecklicheres Stadium führen. Denn hinter und neben den konstitutionellen Demokraten stehen Elemente rein destruktiver Natur, deren Ziel die sozialdemokratische Republik, oder der anarchistische Nichtstaat, oder aber, und das sind noch in dieser Kombination konservierende Elemente, die föderierte slavische Republik ist. Alle diese Programme sind in voller Naivetät und Verblendung angekündigt worden und jedes von ihnen hat seine fanatischen Anhänger. Dahinter aber steht noch die ungeduldige, von agrarkommunistischen Utopien erfüllte, ungebildete Masse der russischen Bauern, denen alle Parteien schmeicheln und in deren Köpfen die unverstandenen Schlagworte und Programme sich zu einem Etwas zusammenballen, von dem der abendländische Kulturmensch sich schwerlich eine Vorstellung machen kann.

So liegen die Dinge. Alle Hoffnung ruht auf der Festigkeit der Regierung und der Treue der Truppen. Wir erwarten nichts gutes von dieser zweiten Duma, wenn sie nicht mit Zügel und Sporen gezwungen wird, sich in gewiesenen Bahnen zu bewegen und die Last zu ziehen, zu deren Bewältigung man sie zusammengerufen hat.

Ein verfassungsmäßiges Gegengewicht gegen die zu erwartenden Verirrungen der Duma hat die Regierung im erweiterten Reichsrat. Seine Rolle ist bisher eine sehr geringfügige gewesen. Es liegt in den Händen der Regierung, mehr aus ihm zu machen. An fähigen Köpfen fehlt es nicht, an Geschäftskunde ist er der Duma weit überlegen, aber er hat zunächst das Ansehen nicht, das er haben müßte, um einen Eindruck auf die Phantasie des Volkes zu machen, das zunächst noch ganz durch die ungeheuere Reklame gefangen ist, die jeden Schritt der Duma begleitet.

Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß Kaiser Nikolaus II. fest an Herrn Stolypin und an der einmal verliehenen Verfassung hält. Alle Gerüchte, die das Gegenteil aussprengen, stammen aus unlauterer Quelle und verdienen keinen Glauben. Diese Stellung des Kaisers aber ist von höchster Wichtigkeit, denn trotz aller Verwilderung bleibt er der Mehrzahl seiner Untertanen doch der rechtgläubige Zar. Neben ihm beginnt ein anderes konservierendes Element in den Vordergrund zu drängen, die russische Geistlichkeit, die bald zu einem Konzil zusammentreten wird. Aber allerdings, konservativ ist nur der hohe Klerus, die Dorfgeistlichkeit durchaus demokratisch. Es wird darauf ankommen, welche Tendenz sich als die stärkere zeigt.



Waldgeheimnis.

(Rosegger gewidmet.)

In Wäldern mußt du einsam wandern;
Nur wer allein, erschaut den Wald.
Denn wandelst du mit all den Andern,
So weicht er solcher Menge bald.

Er zieht sein Lied und seine Seele,
Sein best Geheimnis scheu zurück
Und birgt's in eine ferne Höhle,
Nur Bäume bleiben . . . Wahr' dein Glück!

Karl Ernst Knodt.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

16. März 1907.

Der neugewählte Reichstag hat seine Arbeiten begonnen. Am 19. Februar wurde er mit der üblichen Feierlichkeit durch den Kaiser persönlich eröffnet. Mit großer Spannung war die Thronrede erwartet worden, und diese Erwartung wurde nicht getäuscht, denn die Thronrede unterschied sich in der Tat recht wesentlich von denen, die in den letzten Tagungen den parlamentarischen Feldzug eingeleitet hatten. Es war nicht die geschäftsmäßige Ankündigung einer Reihe von Gesetzvorlagen, sondern eine wärmer gehaltene Charakteristik der politischen Lage und der sich daraus ergebenden nächsten Anforderungen. Offen und unbefangen wurde der Veranlassung der letzten Wahlen gedacht. „Das deutsche Volk hat bekundet, daß es Ehr und Gut der Nation ohne kleinlichen Parteigeist treu und fest gehütet wissen will.“ In diesen schlichten Worten kennzeichnete die Thronrede kurz und treffend, was in den Wahlen zum Ausdruck gekommen war, und warm appellierte sie zum Schluß an das nationale Empfinden und den Willen zur Tat als Richtschnur bei der weiteren Arbeit.

Daß die gegenwärtige Tagung nicht mit allzu vielen Gesetzentwürfen belastet werden darf, ergibt sich schon aus der durch die Auflösung des früheren Reichstages verursachten Verzögerung der Etatsberatung. Überdies fallen Oster- und Pfingstfest in diesem Jahre auf einen frühen Termin, und somit bleibt dem Reichstage nicht viel Zeit übrig, wenn er bis Pfingsten fertig werden will. Es ist natürlich unmöglich, den Etat noch vor Ostern zu erledigen. Wie früher schon einmal, mußte auch in diesem Jahre ein sogenanntes „Etatsnotgesetz“ eingebracht werden, wonach die Gültigkeit des laufenden Etats um zwei Monate verlängert wird. Unter solchen Umständen konnte sich die Thronrede darauf beschränken, zwei Hauptarbeitsgebiete zu bezeichnen, die den Reichstag vornehmlich in Anspruch nehmen werden, und darin eine Reihe von Aufgaben, die allerdings nur ganz allgemein umschrieben werden können. Diese beiden Arbeitsgebiete sind die Kolonialpolitik und die Sozialpolitik. Um die Kolonialpolitik ging ja hauptsächlich der Kampf, der zur Befragung des deutschen Volkes in den Wahlen geführt hat. Es versteht sich von selbst, daß diese Fragen jetzt in erster Reihe stehen. Weiter aber handelt es sich um die Fortführung der sozialpolitischen Gesetzgebungsarbeit, die durch die Reichstagsauflösung unterbrochen wurde. Sehr richtig hob die Thronrede hervor, daß die Niederlage der Sozialdemokratie diese Gesetzgebung nicht aufhalten dürfe. „Der deutsche Arbeiter darf darunter nicht

leiden. Jene Gesetzgebung beruht auf dem Grundsatz der sozialen Verpflichtung gegenüber den arbeitenden Klassen und ist daher unabhängig von der wechselnden Parteigestaltung." Fürst Bülow hat die Frage, ob angesichts der Niederlage der Sozialdemokratie die eingeschlagene Sozialpolitik fortzusetzen sei, mit dem kurzen Wort entschieden: „Nun erst recht!"

Schon die erste amtliche Verrichtung des neuen Reichstags, die Präsidentenwahl, nahm einen bemerkenswerten Verlauf. Bei dem Zusammentritt des Hauses war das Zentrum keineswegs gewillt, sich der neuen Lage ohne weiteres anzupassen. Es forderte nach dem parlamentarischen Gewohnheitsrecht, das in geeigneten Fällen gern als bindende Norm hingestellt wird, obwohl es das nicht ist, als stärkste Partei des Hauses die Besetzung des Präsidentenstuhls aus seinen Reihen. Man glaubte die Wahl des Abgeordneten Spahn zum Präsidenten durchsetzen zu können, weil immer noch geglaubt wurde, Konservative und Liberale würden sich nicht einigen können. Aber es kam anders. Die Mehrheit hatte vor allem die richtige Empfindung, daß der Reichstag sich lächerlich machen würde, wenn er einen Präsidenten aus derselben Partei wählte, die die Reichstagsauflösung verschuldet hatte. Es mußte auch in der Wahl des Präsidiums zum Ausdruck kommen, daß das Zentrum, obwohl es sogar um einige Mandate verstärkt in den neuen Reichstag eingezogen war, doch durch sein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie und den Mißbrauch seiner Macht seine alte Stellung verscherzt hatte. So gingen die Parteien der Rechten und Linken einmütig zusammen, um die Mehrheit für die Wahl eines Präsidenten aus der zweitstärksten Partei des Reichstages, den Konservativen, herzustellen. Hierbei kam natürlich in erster Linie die Person des früheren ersten Vizepräsidenten, des Grafen Udo zu Stolberg-Wernigerode, in Frage. Er ist denn auch der Präsident des neuen Reichstags geworden. Die Minderheit — Zentrum, Polen und Sozialdemokratie — zog sich bei der Fortsetzung des Wahlakts grollend zurück und demonstrierte durch Abgabe weißer Zettel. So wurden zu Vizepräsidenten die Mitglieder des Hauses gewählt, über die sich die konservativen und liberalen Gruppen geeinigt hatten, nämlich der nationalliberale Abgeordnete Dr. Paasche und der freisinnige Abgeordnete Kaempf. Der Ausfall der Wahl des Präsidiums erweckte allgemeine Befriedigung; zum ersten Male hatte die konservativ-liberale Mehrheit gegenüber der schwarzroten Minderheit praktische Bedeutung gewonnen. Daß sich das so glatt und einfach vollzog, war doch eine unangenehme Überraschung für das Zentrum, das sich zwar in seiner Presse die Miene gab, als lege es diesen Erscheinungen keine Bedeutung bei und mache sich weidlich über seine Gegner lustig. Es war aber doch zu erkennen, wie schmerzlich die Partei den Wechsel der Dinge empfand.

Der Reichstag ging dann sogleich zur Beratung des Etats über. So stand es wenigstens auf der Tagesordnung. Aber es ist ja bekannt, daß die erste Lesung des Etats in Wirklichkeit nichts anders ist als eine allgemeine parlamentarische Aussprache über die politische Lage des Reichs. Allerdings soll ja dabei hauptsächlich die finanzielle Seite erörtert werden. Aber daran binden sich nur wenige Redner. Besonders bei Beginn der ersten Tagung nach allgemeinen

Wahlen gestaltet sich diese Generaldebatte meist zu einer Fortsetzung der Erörterungen der Wahlzeit, worin gewissermaßen das Fazit der ganzen Bewegung gezogen wird. Die Versuchung, über diesen meist recht hitzigen Redekämpfen den Etat selbst mehr oder weniger zu vergessen, war jetzt wohl noch etwas stärker als sonst, denn der Reichstag befand sich in einer ganz neuen und noch einigermaßen unklaren Lage. Darüber wurde der Etat mehr als gewöhnlich in den Hintergrund gedrängt. Staatssekretär Freiherr v. Stengel sah sich daher mit seinen lehrreichen und sachkundigen Darlegungen über die Reichsfinanzen ziemlich allein gelassen. Verloren werden sie aber nicht gehen, denn der Reichstag wird am Schluß der Etatsberatungen doch noch gezwungen sein, auf diese Ausführungen zurückzugreifen. Der Staatssekretär steht der Lage im allgemeinen hoffnungsvoll gegenüber. Er meint, daß wir mit der Zeit doch über die Schwierigkeiten hinwegkommen werden. Wenn wir jetzt noch immer mit dem Mißstand eines hohen Betrages an ungedeckten Matrikularbeiträgen zu rechnen haben, so erscheint das nach der Rechnung des Schatzsekretärs nur als ein Übergangszustand. Das überlegene Urteil des Freiherrn v. Stengel in diesen Dingen in Ehren, aber ganz wird man sich der skeptischen Regungen nicht entschlagen können. Herr v. Stengel, der bei seiner Reichsfinanzreform den Sperling in der Hand der Taube auf dem Dache vorgezogen hat, fühlt das erklärliche Bedürfnis, von dem Ergebnis seiner schweren Mühen und Sorgen mit möglichster Rücksicht zu sprechen. Diese Reform ist ja auch ein erheblicher Schritt vorwärts gewesen. Das ist in unsern Besprechungen an dieser Stelle stets anerkannt worden. Die Regierung, die damals einen Fehler begangen haben würde, wenn sie sich mit dem Erreichbaren nicht begnügt hätte, muß natürlich auch jetzt an dem festhalten, was sie seinerzeit gutgeheißen hat. Wer aber in seinem Urteil von solchen Rücksichten unabhängig sein darf, wird trotzdem an der letzten Finanzreform, diesem Wechselbalg des verflossenen Reichstags, nur mäßige Freude haben. Der Mißerfolg der verunglückten Fahrkartensteuer ist jetzt auch amtlich im Reichstage, also „vor versammeltem Kriegsvolk" eingestanden worden. Es kann aber eigentlich nur mit Freude begrüßt werden, wenn recht bald durch die Unzulänglichkeit dieses und ähnlichen steuerpolitischen Flickwerks bewiesen wird, daß der Reichstag übel beraten gewesen ist, als er — hauptsächlich unter der Führung des Zentrums — die maßvollen Vorschläge der verbündeten Regierungen für die Besteuerung von Massenkonsumgegenständen wie Bier und Tabak verstümmelte und verballhornte. Das Zentrum hatte den unsinnigen § 6 in das Flottengesetz gebracht und dadurch als Bedingung für die Bewilligung einer notwendigen nationalen Forderung einen Grundsatz aufgestellt, der einer vernünftigen Organisation der Reichsfinanzen schwere Fesseln anlegen mußte. Ein bezeichnendes Stück der argliſtigen Politik, die dem Zentrum eigen ist. Den Flottenbau scheinbar bewilligen, aber ihn erschweren durch die Torheit, daß die Mittel dazu nicht aus dem Massenkonsum genommen werden sollen, und dann zuletzt diese Bestimmung so deuten, daß Bier und Tabak zur Beschaffung des finanziellen Bedarfs für das Reich nicht so herangezogen werden können, wie es notwendig sein würde, — das ist eine

Politik, die sich offenbar daran gewöhnt hat, alle politischen Fragen unter dem Gesichtspunkt parteitaktischer Nebenzwecke zu betrachten.

Als der Reichstag in seine Beratungen eintrat, war für die Erörterung aller solcher Fragen wenig Stimmung vorhanden. Man beschäftigte sich weit mehr mit den neuen Parteiverhältnissen und den aus den Erscheinungen des Wahlkampfes zu ziehenden Folgerungen. Angesichts der praktischen Arbeit regten sich bange Zweifel. Wird die Regierung die Politik so führen können, daß ein Zusammenwirken von Konservativen und Liberalen außerhalb der im Wahlkampf geforderten Rücksichten und über die Erregungen der Wahlzeit hinaus möglich ist? In welchen Fragen außer der Kolonialpolitik wird das überhaupt geschehen können? Werden die Konservativen dabei nicht die größeren Zugeständnisse zu machen haben? Wird dann nicht die neue Mehrheit in die Brüche gehen und werden sich nicht alsbald die Konservativen wieder mit dem Zentrum zusammenschließen? Wird auch dann die Regierung stark genug sein und der Versuchung widerstehen, mit einer solchen Mehrheit zu regieren? Muß nicht der Rückschlag, den eine solche Wendung in der nationalen Stimmung herbeiführen würde, verhängnisvoll werden und das Vertrauen zur Regierung in nationalen Kreisen stärker erschüttern, als wenn die Regierung am 13. Dezember direkt unter das kaudinische Joch des Zentrums gegangen wäre? Das war eine ganze Reihe von Fragen, die von den nationalen Parteien mit Bangen, vom Zentrum mit offener Schadenfreude und stillen Hoffnungen auf eine neue Blüte ihres Weizens gestellt wurden.

Fürst Bülow erkannte die Bedeutung dieser Stimmungsmomente und die Notwendigkeit, sobald als möglich Klarheit zu schaffen. Deshalb ergriff er die erste Gelegenheit, um aller Welt deutlich zu machen, daß es sich bei der Auflösung des Reichstags nicht um eine vorübergehende Verstimmung mit der bis dahin „regierenden" Partei gehandelt hatte, — eine Verstimmung, die nach der Wiederkehr des Zentrums in der alten Stärke jederzeit beseitigt werden könnte, wenn der Wille dazu vorhanden wäre, — sondern daß er den Bruch mit dieser Partei vollziehen wollte. Am 25. Februar legte er den Ausführungen des Abgeordneten Spahn gegenüber die Gesichtspunkte seiner Politik dar; es war eine gründliche Abrechnung, die er mit dem Zentrum vornahm, von einer Schärfe, die in der so lange verwöhnten Partei gewiß nicht vermutet worden war und darum noch mehr wirkte, als der Wortlaut der Rede anzuzeigen schien. Bei den nationalen Parteien aber erzielte Fürst Bülow einen durchschlagenden Erfolg. Denn das wußte man nun: jetzt gab es in absehbarer Zeit keine Verständigung mehr zwischen dem Reichskanzler und dem Zentrum. Die schwer getroffene Partei muß jetzt wirklich darauf verzichten, ein gewichtiges Wort mitzusprechen; man will ohne sie und gegen sie regieren.

Wenn jedoch die Rede des Reichskanzlers eine nachhaltige Wirkung haben sollte, so mußte auch, wie schon erwähnt, der neuen Mehrheit eine Vorstellung gegeben werden, wie man mit ihr regieren wollte. Fürst Bülow hat das auch nicht unterlassen, wenn er auch nur die Umrisse eines Programms zeichnen

konnte. Er ließ keinen Zweifel darüber, daß er die konservative Grundlage der bisherigen Reichspolitik, namentlich in wirtschaftlichen Fragen, festhalten wollte. Ohne diese Beruhigung wären die Konservativen wohl nicht für den nächsten Kurs des Reichsfahrzeugs zu haben gewesen. Die verständigen Liberalen aber konnten sehr wohl zugeben, daß nach der Festlegung der Zoll- und Handelspolitik eine Schwenkung in dieser Beziehung unmöglich und auch zunächst unnötig ist. Es hätten also höchstens prinzipielle Einwände dagegen erhoben werden können. Dazu liegt aber keine Veranlassung vor, wenn die Liberalen die Gewißheit erhalten, daß die Regierung bestimmten Forderungen ihres Programms entgegenkommen will. Fürst Bülow hat ausdrücklich eine Reihe von liberalen Forderungen bezeichnet, die er demnächst zu erfüllen gedenkt. Dazu gehören Reform des Vereins- und Versammlungsrechts, Strafprozeßreform, Vereinfachungen und Ersparnisse auch in der Armee, dafür Aufbesserungen in den Gehältern und zuletzt, aber nicht von geringer Bedeutung, die Revision der Börsengesetzgebung. Von konservativer Seite sind diese Ankündigungen mit Ruhe und sachlichem Wohlwollen aufgenommen worden. Natürlich haben sich extreme Elemente rechts und links gefunden, die an diesen Gedanken scharfe Kritik geübt haben und das Prinzip über alles setzen wollen. Trotzdem hat man den bestimmten Eindruck gewinnen können, daß Verständnis für die Lage und der gute Wille, sich ihr anzupassen, im konservativen wie im liberalen Lager vorhanden ist.

Es mag gleich hier eingeschaltet werden, daß der Reichskanzler Gelegenheit genommen hat, dieses Programm noch einmal, so weit es wirtschaftlicher Natur ist, auszuführen und zu begründen. Es war bei dem Festmahl des Deutschen Landwirtschaftsrats am 14. März, als Fürst Bülow die Grundlagen seiner Wirtschaftspolitik für die nächste Zeit noch einmal in bedeutungsvoller Rede auseinandersetzte. Hier sprach er unter Agrariern — zu Agrariern, die er von der Notwendigkeit liberaler Zugeständnisse überzeugen wollte. Er betonte sehr energisch, — und es war, wie jedermann wissen konnte, nicht nur die durch Gelegenheit und Zweck gebotene Taktik, sondern grundlegende politische Überzeugung, wenn er so sprach, — daß er sich als Agrarier bekenne. Er wollte einst auf seinen politischen Leichenstein das Zeugnis geschrieben haben: „Dieser ist ein agrarischer Reichskanzler gewesen!" Aber von diesem Bekenntnis aus begründete er mit Entschiedenheit die Notwendigkeit der Reform der Börsengesetzgebung, um die Börse wieder mit dem Ausland konkurrenzfähig zu machen. Auf einer wirtschaftlichen Grundlage, die die große Bedeutung der Landwirtschaft für den Staat erkennt und würdigt, muß doch der Staatsmann daran denken, daß er für das Gesamtwohl zu sorgen hat, und daß ihm dadurch die Verpflichtung auferlegt ist, eine so wichtige wirtschaftliche Einrichtung wie die Börse lebensfähig zu erhalten. Man darf mit Genugtuung feststellen, daß dem Gedankengange des Reichskanzlers auch auf streng agrarischer Seite Verständnis entgegengebracht wurde. Zu tief ist doch überall die Einsicht durchgedrungen, daß die Lage, die durch den Parteieigennutz des Zentrums und die unvernünftige und unfruchtbare Opposition der Sozialdemokratie geschaffen worden ist, das natürliche Widerspiel

der großen politischen Grundanschauungen und den aus ihrer Reibung hervorgehenden gesunden Fortschritt vorläufig nicht gestattet. Wir müssen erst diese beiden Parteibildungen — das Zentrum und die Sozialdemokratie —, die ein gesundes politisches Parteileben unterbinden und hemmen, bis zu einem gewissen Grade überwinden. Und darum müssen Konservative und Liberale sehen, wie weit sie sich irgend verständigen können. Im allgemeinen sind wir so weit, daß diese Einsicht so ziemlich die Oberhand gewonnen hat. Die abweichenden Stimmen darf man nicht überschätzen. Wir haben auf beiden Seiten — rechts und links — Gruppen, die von den Gesichtspunkten, die vor vierzig bis fünfzig Jahren einmal ihre Berechtigung hatten, nicht loskommen können. Wenn es zur Entscheidung kommt, setzt sich das Bedürfnis der Gegenwart dennoch durch.

Fürst Bülow hat am 26. Februar im Reichstage noch eine zweite Rede gehalten, die gegen Bebel gerichtet war, also insbesondere mit der Sozialdemokratie abrechnete. Die Rede war von bedeutender und sehr glücklicher Wirkung; sie war überdies eine notwendige Ergänzung der Rede vom vorhergehenden Tage, weil sie die noch ausstehende Quittung der Regierung über das Wahlergebnis gab und den moralischen Eindruck verstärken half, daß Zentrum und Sozialdemokratie gemeinsam das Odium antinationaler Parteien zu tragen hatten. Diese Erwägung und die vortreffliche Wirkung der in besonders günstiger Stimmung gehaltenen Rede lassen über das hier schon mehrfach geäußerte Bedenken hinwegsehen, daß dem allmählich zur lächerlichen Figur herabsinkenden Bebel eigentlich zu viel Ehre geschieht, wenn der Reichskanzler jedesmal seine sogenannte „Etatsrede", wenn man das zusammenhanglose Gefasel so nennen darf, persönlich erwidert.

Wie Fische auf einen hingehaltenen Köder hatte sich diesmal die Opposition auf die Angelegenheit der sogenannten „Keimbriefe" gestürzt; es war für sie der Trost in mancherlei Tränen. Generalmajor z. D. Keim, der bekannte unermüdliche Förderer der Flottenagitation in Wort und Schrift, Mitglied des Präsidiums des Deutschen Flottenvereins, hatte in der Wahlzeit eine Anzahl Briefe geschrieben, in denen er innerhalb der Vereinsorganisation für eine eifrige Wahltätigkeit im nationalen Sinne wirkte. Die Feindschaft des Zentrums gegen den verdienten Mann hatte ein eigenartiges Mittel gefunden, um das für sich auszunutzen. Ein Angestellter des Flottenvereins, der zum Katholizismus übergetreten war, aber sein Bekenntnis sorgfältig verheimlicht hatte, war vom Zentrum gekauft worden. Durch Vertrauensbruch nahm er von den ihm zugänglichen Schriftstücken, den Privatbriefen des Generals Keim, Abschrift. Ein verschlossener Schreibtisch wurde durch Nachschlüssel geöffnet. Die so gewonnenen Abschriften wurden der Zentrumspresse ausgeliefert und in einem bayerischen Parteiblatt veröffentlicht. Der Ehrenmann, der die Tat vollbracht hatte, ging rechtzeitig über die Grenze; zuverlässige Nachrichten besagen, daß er Zuflucht in einem Kloster gefunden hat. Das ist nicht unwahrscheinlich, denn nach Aussage des eigenen Vaters wollte er — Priester werden! Leider fehlt es ja auch sonst nicht an Beispielen, daß im politischen Kampf nichtswürdige Mittel angewendet werden. Aber es ist doch das erstemal, daß in unserem deutschen Parteikampf an Stelle einer gelegent-

lichen Untreue, die dann von der Leidenschaft ausgebeutet wird, der sorgfältig geplante, systematisch ausgeführte, mit bewußter Heimtücke und Heuchelei geübte Verrat in Anwendung gebracht wurde. Es war der Partei, die vorzugsweise für Religion und Christentum zu kämpfen behauptet, vorbehalten, mit diesem Bubenstück den Gipfel der Gemeinheit im politischen Kampf zu ersteigen und darin ein Novum zu schaffen, das auch die Sozialdemokratie mit ihren gelegentlichen Aktendiebstählen noch nicht erreicht hatte. Die Veröffentlichung der Privatbriefe des Generals Keim sollte nun dazu benutzt werden, um dem Flottenverein eine satzungswidrige politische Agitation nachzuweisen und das rührige und unerschrockene bisherige Präsidium zu verdrängen. Es gelang auch durch das in diesem Sinne erhobene Geschrei wirklich einen Augenblick, selbst bei vernünftigen Leuten den Eindruck zu erzeugen, als ob etwas Unrechtes geschehen sei. Bekanntlich gelingt so etwas immer. Aber sehr bald besann man sich doch darauf, daß es den Mitgliedern einer großen nationalen Organisation, wie der Flottenverein, doch unmöglich verwehrt werden kann, von ihren Staatsbürgerrechten Gebrauch zu machen und sich an der Wahlagitation zu beteiligen. Daß ihre Stellung innerhalb dieser Organisation und ihre persönlichen Beziehungen dabei eine Rolle spielen, ist natürlich nicht zu leugnen, aber so lange nicht Mittel des Vereins selbst in satzungswidriger Weise dabei verwendet werden, läßt sich gar nichts dagegen sagen. Aber es ist auch abgesehen davon höchst töricht, wenn man sich stellt, als ob eine solche Tätigkeit für den Verein ein Unglück oder ein Fehler wäre. Wenn ein solcher Verein „unpolitisch" genannt wird, so heißt das ganz einfach, daß er möglichst alle Parteien für einen bestimmten sachlichen Zweck vereinigen und alle nicht dazu gehörigen politischen Nebenfragen aus dem Spiel lassen soll. Aber es ist eine Abgeschmacktheit und Gedankenlosigkeit, von ihm zu verlangen, daß er sich aus Furcht, eine politische Partei zu verletzen, auch von solchen Betätigungen fernhalten soll, die vollständig im Sinne des Vereinszwecks liegen. Wenn dieser Zweck selbst ein politischer ist, wie es doch bei dem Flottenverein der Fall ist, so darf die Politik nicht als Popanz dienen, um jede gedeihliche Tätigkeit der Vereinsmitglieder lahm zu legen. Es ist daher besonders dankenswert, daß auch im Reichstage Fürst Bülow warm für General Keim eingetreten ist, und dasselbe haben andere Redner der nationalen Parteien getan.

Der Nachtragsetat für Südwestafrika und die Bahn Kubub-Keetmanshoop sind diesmal ohne Schwierigkeiten durch das Zusammenhalten der Konservativen und Liberalen gegen Zentrum und Sozialdemokratie bewilligt worden. Es besteht also Hoffnung, daß der „nationale Block" seine Schuldigkeit tun wird. Und die gleiche Hoffnung darf man auch auf dem Gebiete der sozialpolitischen Fragen hegen. Graf Posadowsky hat zunächst den „kleinen Befähigungsnachweis" und das Gesetz über die Arbeitskammern angekündigt, während das Gesetz über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine einer Umarbeitung unterzogen wird. Man darf also auf eine recht fruchtbare Tagung des Reichstags rechnen.



Literarische Monatsberichte.

Von

Herm. Anders Krüger.

I.

Max Eyth, Der Schneider von Ulm. — Wilhelm Jensen, Unter der Tarnkappe, Vom Morgen zum Abend. — Ernst Zahn, Firnwind. — Traugott Tamm, Im Lande der Jugend, Im Lande der Leidenschaft. — Franz Adam Beyerlein, Ein Winterlager. -- Karl Bleibtreu, Geist.

Als vor nicht langer Zeit die Zeitungen meldeten, Max Eyth sei gestorben, wird wohl manch einer — nicht nur in Schwaben, sondern im ganzen deutschen Vaterland — traurig den Kopf geschüttelt haben in wehmüigem Gedenken: Unser lieber, guter Vater Eyth! Eben hat man ihn liebgewonnen, und nun ist er auch schon wieder still von uns gegangen. — Am 6. Mai 1906 hatte der liebenswürdige schwäbische Dichter seinen 70. Geburtstag gefeiert. Wie es in so vielen unserer deutschen Dichter geht — und wahrlich nicht bei den schlechtesten — war er mit 70 Jahren für das große, literarisch nicht sonderlich interessierte Publikum erst gerade entdeckt worden.

Der Dichter-Ingenieur: Das klingt recht modern, und doch war Vater Eyth so gar nicht modern, trotz seiner abenteuerlichen Erlebnisse und seiner technischen Nuance. Er war sogar rechtschaffen altschwäbisch, denn altfränkisch darf man hier nicht sagen. Aber in diesem unverwüstlichen Alt-Schwabentum lagen auch seine Hauptreize verborgen: sein unvergänglicher Jugendmut, sein tatkräftiger, willensfroher Optimismus, seine Wanderlust und seine Naturfreude, sein sonniger, liebenswürdig stiller Humor, mit dem er Welt und Menschen betrachtete und der mit dem aufdringlichen Humor sogenannter Humoristen wie Otto Ernst, Rideamus, Presber usw. so gar nichts gemein hat. Max Eyth war ein Lebenskünstler im besten Sinne des Worts, eine durch und durch harmonische Erscheinung, als Persönlichkeit wie als Künstler einheitlich geschlossen; nicht sonderlich stark und groß, nicht etwa trotzig und dämonisch, aber so völlig aus einem Guß wie selten ein Mensch von heutzutage. Und was wir selber nicht haben, gefällt uns ja stets am meisten bei andern und ein stiller Zufriedenheitshauch umwehte den tapferen Schwaben in all seinen Werken. Darum lernten wir Max Eyth lieben und staunten ordentlich, wie der wackere Alte mit den guten altdeutschen Hausmittelchen Liebe, Glaube, Hoffnung die Welt gleichsam spielend kurierte. Es war uns zu Mute fast wie beim Märchenerzählen, so heimlich, so feierabendstill und wunschlos behaglich, wenn der „Vielumhergetriebene" uns sang:

Froh zog ich als Wanderbursche hinaus,
Wie lachte die sonnige Erde!
Nun sitz ich wieder im alten Haus
Am still verglimmenden Heerde.

Halb träumend denk ich des bunten Seins
Mit seinem Ringen und Regen,
Und Traum und Leben fließen in Eins
Der ewigen Wahrheit entgegen.

Und nun ist der alte, ewig junge Eyth nicht mehr. Wie ein schöner flüchtiger Traum flog sein überraschend reicher Feierabend dahin, doch auch dem Christkind gleich, das sich mit freundlicher Gabe für seine geschäftige Eile entschuldigen will. Max Eyth hat uns manche reife Frucht gespendet und zu guter Letzt noch einen bis auf die letzte Zeile des Vorworts fertigen Roman hinterlassen den „Schneider von Ulm". (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 2 Bände.) Es ist die tragische Lebensgeschichte eines hochbegabten Schwaben, Albrecht Berblinger, der von seinem Vater den rastlosen Erfindertrieb geerbt hatte und nun sein Leben daran setzte, eine Flugmaschine zu erfinden, obwohl ihn ein tückisches Geschick vom angehenden Gelehrten zum Schneider herabgezwungen hatte. Berblinger scheitert. Vor dem Prinzen Heinrich v. Württemberg und Tausenden seiner Landsleute wagt er den Flug von der Adlerbastei zu Ulm und stürzt in die Donau. Dann büßt er als Soldat und stirbt an den Wunden, die er sich im Freiheitskampf von 1813 geholt hat. „Der Mann hat sich zweimal für große Ideen geopfert. Ist das nicht Glücks genug für ein Leben?" In dieser schlichten, aber mit reifer, runder Kunst erzählten Geschichte, die in den für Deutschland so trüben, für Schwaben so schmachvollen napoleonischen Zeitläuften spielt, liegt nun trotz des scheinbar objektiven, mehr historischen und kulturhistorischen Gepräges ein stark persönlicher Gehalt. Der erfolgreiche, glückliche Erfinder Eyth hat hier in menschlich mildem Mitgefühl die tief erschütternde Tragödie des rast- und erfolglosen, unglücklichen Erfinders zu ergründen gesucht. Und wer das Leben und Ringen Eyths ein wenig kennt (ich verweise dazu auf die verständnisvolle Würdigung des Dichters durch Theodor Ebner; L. Winter, Heidelberg), der wird auch schnell herausfinden, wie viel Eigenes in dem wunderlieblichen und doch auch schon wehmütigen Jugendidyll des kleinen Brechtle Berblinger, in seinem unverdienten Schulunglück, seinen trüben Lehrerfahrungen und den späteren, herben Enttäuschungen der schönsten Mannesjahre steckt. Und in dieser Hinsicht hatte Eyth gewiß ein besonderes Recht, am Ende seines ein bischen ironischen, aber sehr richtigen Vorworts zu schreiben: „Mehr als je war ich überzeugt, daß ich trotz aller Mängel, die ihr anhaften, die wahre Geschichte des Schneiders von Ulm geschrieben hatte, sowie er gefühlt, gedacht und gelebt haben müßte, wenn alles mit rechten Dingen zugegangen wäre."

Tiefe Lebensweisheit und feine Menschenkenntnis birgt dieser zweibändige Roman in reichem Maße. Mag darum manches bisweilen ein bißchen lang geraten sein und der Dichter oft ausführlicher ausholen, als wir es zumeist gewohnt sind, so wird das niemand dem Manne verübeln, der wohl ahnte, daß er hier zum letzten Male zu seinen Zeitgenossen sprach und gleichsam sein Testament geben wollte. Und so packte er hinein von seinen schönsten Kindheitserinnerungen

zu Kirchheim und Schönthal an bis zu seinen Ulmer Alterserfahrungen, gab seine Liebe zur Heimat, zu seinem Beruf und seiner Kunst und stellte das alles hinein in den wundervollen Zauberrahmen schwäbischer Landschaft und all der bunten, wechselfrohen Donauherrlichkeit von der einsamen rauhen Alp bis zur lebensfrohen Kaiserstadt Wien. So ist der „Schneider von Ulm" die Krone der Eythschen Werke geworden und überragt auch den „Kampf um die Cheopspyramide", wenn nicht an Frische und Anschaulichkeit, so an poetischer Reife und geistiger Bedeutung. Das Beste steht freilich hier, wie so oft bei Alterswerken, symbolistisch verkleidet oder gar zwischen den Zeilen. So z. B., wenn der kluge Pfarrer von Neidlingen seinem armen Studiengenossen Berblinger senior rät: „Du solltest den alten Hahn besuchen, das ist ein Pfarrherr nach deinem Herzen, der unserm Herrgott scharf auf die Finger sieht und ihm, wie es heißt, mit Erfolg sein astronomisches Uhrwerk abgeguckt hat. Damit tröstet er sich, wenn ihn das Konsistorium mit seiner Dogmatik ärgert, wie dich deine Schulmeisterei. Wen ärgert sein tägliches Brot nicht, wenn's ihm der Herr nicht umsonst gibt? Frag deine Bauern. Da begann der Hahn seine Studierstube mit Planetenuhren zu füllen und archimedische Wasserschrauben anzufertigen und ist seitdem ein glücklicher Mann. Es gibt halt allerhand Manieren, glücklich zu sein, wie auch verschiedene Wege, selig zu werden, obgleich dies unserm Consistorio heute noch nicht einleuchten will." Ein Glück, das den Menschen vernichten muß und doch süß und köstlich bleibt bis zum letzten Atemzug, war das Glück des „Schneiders von Ulm" und dieses rastlos ringende, sieglose Leben zu schildern, war wohl niemand berufener als Max Eyth, der uns entrissen ward — mitten im Siegen! Gönnen wir ihm dies Ende, das schönste Ende, das einem tapferen Streiter beschert werden kann.

* * *

Um ein Jahr jünger als der süddeutsche Dichter Eyth ist der norddeutsche Wilhelm Jensen. Soeben hat er seinen 70. Geburtstag feiern dürfen und an Ehren hat es nicht gefehlt. Man brauchte diesen Dichter nicht erst zu entdecken wie Eyth. Jensen ist auch dem großen Publikum längst kein Unbekannter mehr, vielen ist er sogar zu wohl bekannt, denn er gehört zu den fruchtbarsten Dichtern der vergangenen Dezennien wie noch des jetzigen Jahrzehnts. Jensen hat bei weitem mehr Werke veröffentlicht als er Jahre zählt. Und darin liegt das Unglück dieses im Grunde tüchtigen und eigenartigen, aber leider sehr ungleichen Dichters. Man weiß vielfach nicht, wo man zupacken soll, wenn man den echten und rechten Jensen haben möchte, und viele Leser wollen nichts mehr von ihm wissen, da sie zufälligerweise einige seiner schwächsten Werke gelesen haben. Jensen könnte seinem Volk und auch sich selbst den größten Dienst erweisen, wenn er aus seinen über 100 Werken mit unerbittlicher Selbstkritik einige wenige Bände „Gesammelter Werke" auswählte, deren Perlen wohl sein würden: die Erzählungen „Magister Thimoteus", „Karin von Schweden", „Die braune Erika", „Eddystone", „Nirwana", „Die Pfeifer vom Dusenbach", „Luv und Lee", endlich

die in 2. Auflage vorliegende Gedichtsammlung „Vom Morgen zum Abend“. Der kürzlich erschienene „schleswig-holsteinische Roman aus den Jahren 1848—50“, betitelt „Unter der Tarnkappe“ (Carl Reißner, Dresden. 2 Bde.) gehört fraglos zu den besseren, freilich nicht zu den besten Werken des rastlosen Dichters, der im gleichen Jahre noch mit einer Novellensammlung, im Jahre zuvor sogar mit drei Büchern aufwartete. Die Grundidee, daß die Hauptpersonen sich zunächst unter einer Tarnkappe gleichsam verhüllen und erst nach dem Krieg und anderen luftreinigenden Vorkommnissen sich gegenseitig recht erkennen und schätzen lernen, ist geschickt, nur manchmal ein bißchen künstlich durchgeführt. Der Arzt Wichart Libertus lernt Gebert Norweg, der ihm von einer Jugendgeliebten sterbend zur Erziehung anvertraut ist, erst lieben und verstehen, nachdem dieser Gebert sich zu einem brauchbaren Charakter, der auch im Kriege brav seinen Mann steht, entwickelt hat. Diese Entwicklung ist nächst dem mit feiner, reifer Kunst gezeichneten Kleinstadtmilieu das Gelungenste und Fesselndste in dem ein wenig breiten und in der Fabel (besonders die Liebesgeschichte zwischen Gebert und seiner Base Gerda von Ratlow) reichlich konventionellen und darum in seinem Verlauf nicht immer überzeugenden Roman, der für stille Stunden eine beschauliche und auch ganz erbauliche Unterhaltung sein dürfte.

Größeren Genuß wird zumal der Freund gedankenvoller und formvollendeter Lyrik aus Jensens Sammlung „Ausgewählter Gedichte“, „Vom Morgen zum Abend“ schöpfen können (Leipzig, B. Elischer Nachfolger). Hier ist das Tiefste und Beste, was Jensen gleichsam als poetisches Fazit aus seinem bewegten und arbeitsreichen Leben ziehen wollte und durfte, vereint nach dem Leitvers:

Wie in eins verwebt sich haben
Hier des Morgens Frühgedichte
Mit des Tages Liedergaben,
Seh ich meines Lebens Wellen
Gleitend drin vorüberschnellen
Und mit grauem Haar den Knaben
Landen nun im Abendlichte.

Hier in der Lyrik hat Jensen in vornehmer Selbstzucht bereits vollbracht, was er für seine erzählenden Dichtungen auch noch tun müßte — sichten! Und als Lyriker steht Wilhelm Jensen vielleicht noch höher, denn als Epiker. Was in seinen Erzählungen oft übermächtig, fast störend hervorquillt, der elementare Drang zu lyrischem Empfindungserguß und Stimmungsgenuß, berührt hier — auf seinem besonderen Gebiet, innerhalb der natürlichen Grenzen — nur wohltuend, maßvoll und echt. Jensen ist ein feiner und tiefsinniger Gedankenlyriker, aber als Stimmungslyriker steht er noch höher und dürfte hier nur von wenigen lebenden Dichtern erreicht werden. Helle, funkelnde Morgensonne fehlt ebenso wenig wie düstere Abend- und Nebelstimmung in diesen Gedichten, aber vorherrschend sind beide Extreme nicht, sondern vielmehr die ruhig abgeklärte, mild versöhnende Stimmung etwa eines warmen Spätsommernachmittags. Da liegt ein zartblauer, leicht verklärender Dunst über der farbensatten Landschaft, die

Sonnenstrahlen fallen schräg und weich, schon mit fast rötlichgelbem Licht vom wolkenlosen Firmament, und über die schon ruhenden Erntefelder fliegt lautlos Mariengarn in silberweißen Fäden. Und doch fühlt man schon leise, daß die Tage kürzer, die Abende kühler werden. Gustav Adolf Erdmann, der mit feinem, liebevollem Verständnis in einem besonderen Büchlein „Wilhelm Jensen, Sein Leben und Dichten“ betrachtet (Leipzig, B. Elischer Nachfolger), findet mit Julius Hart das Herbstliche in Jensens Lyrik überwiegend. Zwischen Spätsommer und Frühherbst ist schließlich kein großer Unterschied, denn auch Erdmann fügt erklärend hinzu: „Nicht jene Stimmung des allmählichen Absterbens, über welcher ein leiser Modergeruch kommender Verwesung liegt, sondern die Stimmung eines sonnigen Herfttages mit seiner beschaulichen Ruhe und gewissermaßen noch einmal die Schönheit des ganzen Jahres zusammenfassenden Pracht. Das aufregende Treiben der vorhergehenden Zeit hat aufgehört, das Ziel ist erreicht. Nun wandern die Gedanken und Empfindungen rückblickend und vorblickend von diesem Ruhepunkte hin und her, und während die schönheitsdurstige Seele mit vollem Genießen die Gegenwart in sich aufnimmt, überkommt sie ein bittersüßes Gefühl der Sehnsucht nach jener Schönheit, die einst war und ewig verloren ging, und ein Frösteln beschleicht sie bei dem Gedanken, daß alles vergänglich und der Mensch dazu verdammt sei, nachdem er allein von allen Geschöpfen die Schönheit des Lebens voll erkannt habe, nun von allem scheiden zu müssen.“ Und dann bricht wohl gelegentlich ein bitterer Ton herbsten Unmuts aus der Seele des grübelnden Dichters und er seufzt gequält:

Warum denn uns nur sehend werden lassen,
Daß wir den Blick in seinen Abgrund senken
Und das Entsetzen der Vernichtung fassen?
Wir ärmer als der Halm, der Baum, das Tier.

Das Weh des Scheidens hat kaum einer so ergreifend besungen wie Wilhelm Jensen. Doch die Bitterkeit geht vorüber, und die tapfere Resignation tritt wieder hoheitsvoll an ihre Stelle, in oft erhebender, oft auch wehmütiger Erinnerung läßt der Dichter die Schönheit des Vergangenen vor seinen Augen neu erstehen und genießt es noch einmal, das Herz voll unendlicher Sehnsucht. Auf die letzte Frage weiß Wilhelm Jensen keine Antwort, und dem Jenseits sieht er erschrocken entgegen wie einem Medusenantlitz. So klingt es bang aus:

Am Ende.

Es spinnen sich der Jugend Pläne
Durch unser Dasein leise fort,
Und unsers ersten Schmerzes Träne
Verwandelt sich in spätes Wort;
Was einmal auf dem rätselvollen
Irrgang des Lebens uns betraf,
Es ward zum Teil von unserm Wollen
Und legt mit uns sich erst zum Schlaf.

Wir aber sammeln eine Ernte
Von Gram und Leid durch Tag und Nacht,
Von der als Kind ich einst erlernte,
Sie sei dem Jenseits zugebracht.
Doch wenn, wie ein verlöschend Feuer
In Rauch und Asche wir zergehn,
Weshalb in unsrer Brust die Scheuer,
Wozu die Ernte und — für wen?

* * *

Der 40jährige Schweizer Ernst Zahn hat scheinbar mit dem 70jährigen Holsteiner Jensen wenig gemein, aber wer näher zuschaut, wird finden, daß beide wenigstens als Erzähler eine gewisse Ähnlichkeit verraten. Beide sind sehr fruchtbar und pflegen ein Genre von Erzählung, das sich zumeist über den Durchschnitt der sogenannten Unterhaltungslektüre bei weitem erhebt, aber nur selten dichterisch vollwertig genannt werden kann. Von den vorliegenden fünf Novellen, die Zahn unter dem Titel „Firnwind" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) zusammengefaßt hat, ist nicht eine, die das Interesse des Lesers zuschanden werden ließe. Aber zu reiner, feiner Poesie hat sich der Dichter Zahn nur in einem Stück durchgerungen, in der wundervoll runden und knappen Geschichte von „Stephan dem Schmied". Wie sich hier der knorrige, schweigsame und unerbittliche Hufschmied erst im Zorn gegen das von seiner Frau im Ehebruch mit seinem Bruder empfangene Kind versündigt, indem er es Kain taufen läßt; wie dann nach dem Tode der Frau dies sonnig schöne Kind die Liebe und der heimliche Stolz des häßlichen, einsamen Vaters wird; wie der Fluch des unseligen Namens an beiden, Vater und Sohn, sich rächt und beiden den Lebensfrieden zu zerstören droht; wie endlich Stephan, der Schmied, langsam sein Innerstes wandelt in redlicher Sühne und auf das eigene bißchen Glück schweigend verzichtet, nur um diesem Kind der Sünde, das ihm ja längst sein Ein und Alles wurde, die Zukunft zu retten — das ist mit einer so schlichten, wuchtigen Größe gezeichnet, wie sie — meines Erachtens — Ernst Zahn bisher noch nie erreicht hat, weder in den „Helden des Alltags", noch in der „Clari-Marie". Schon um dieser einen wirklichen Perle willen sollte sich jeder Freund guter deutscher Erzählungskunst diese Sammlung „Firnwind" erwerben. Auch sonst ist manches Feine und Starke in dem Buch. Zum Feinen möchte ich die erste Novelle „Keine Brücke" zählen, die in vornehmer Weise die Tragödie einer Pastorenehe behandelt. So glaubhaft die Vorgänge in der Seele des jungen, stumm und stark sein Weh tragenden Pfarrers Ludwig Heß analysiert werden, so wenig befriedigt die Psychologie der Pfarrersfrau, die uns jetzt so unfein und anmutslos geschildert ist, daß die ehemalige Liebe des Pastors nicht recht begreiflich erscheinen will. Hier bleibt manches unklar, manches auch an der Oberfläche, wie später in der dritten und fünften Geschichte. Zum Starken im Buche gehört ohne Frage die vierte Erzählung „Die Mutter". Sie steht im Stil und in der künstlerischen Auffassung „Stephan dem Schmied" nahe, ist aber nicht so glücklich vertieft worden bei der Durchführung, die hier allerdings zum Umgekehrten führen mußte wie dort. Der tragische Schluß (die Mutter erschießt den eignen unbändigen Sohn) wirkt in dieser Form doch allzu brutal, wie auch schon manche vorhergehende Einzelheit. Doch all das sind Flecken, die wohl nur ein liebendes Auge betrüben. Und ein Dichter, der einen „Stephan, der Schmied" uns gibt, muß es sich schon gefallen lassen, daß man ihn mit dem großen Maße, das er verdient, auch mißt.

* * *

Traugott Tamm ist freilich von anderem Schlage als ein Zahn, Jensen und Enth. Schon rein äußerlich dokumentiert er sich als ein Mann des plötzlichen und starken Erfolges. Sein Roman „Im Lande der Jugend" (Concordia [H. Ehbock], Berlin) liegt bereits in der siebenten Auflage vor, und mit der Klugheit des Mannes, der sein glühend Eisen nicht kalt werden lassen möchte, hat Tamm schleunigst dem ersten Roman einen zweiten „Im Lande der Leidenschaft" (ebenda) als Fortsetzung nachgesandt. Und der Verleger weissagt auch zuversichtlich in seinem Begleitwort: „Es ist zweifellos, daß das „Land der Leidenschaft" den Vorsprung, den das „Land der Jugend" in den wenigen Monaten seit seinem Erscheinen zu gewinnen vermocht hat, in noch kürzerer Zeit wird eingeholt haben." Nun — man wird es vielleicht erleben — und die Dummen, die unter allen Umständen wissen müssen, wie die Geschichte weitergeht, werden ja nie alle. Auch ich könnte da aus der Erfahrung meines „Gottfried Kämpfer" ein lustig Liedlein singen. Aber ich weiß sehr wohl, warum ich den Sirenenklängen schöner Leserinnen: ich möchte doch eine oder mehrere Fortsetzungen schreiben à la „Götz Krafft", „Krauskopf" usw., nicht gefolgt bin. Und vielleicht hätte auch Traugott Tamm wohl daran getan, sich an dem ersten Bande, seinem „Lande der Jugend" genügen zu lassen. Ein Jugendroman wird für gewöhnlich einen idyllisch humoristischen Charakter tragen; ein Roman der erwachenden oder gar durchgehenden Leidenschaft wird in den weitaus meisten Fällen einen mehr oder weniger tragischen, sentimental elegischen oder auch einen bitter ironischen Grundzug erhalten müssen. Die Welt des Knaben und Mädchens ist, künstlerisch wie psychologisch betrachtet, eine völlig andere als die des kämpfenden oder leidenden Mannes und Weibes. Natürlich kann man beide sehr wohl miteinander verbinden, eines aus dem andern herleiten, wie es auch zahllose Dichter immer wieder versuchten und vollbrachten. Aber bei all diesen Versuchen, bei denen der Dichter wirklich den Problemen beider Lebensalter auf den Grund zu gehen sich bemühte, wird auch eine künstlerische Ungleichheit sich ergeben haben, die dem betreffenden Kunstwerk als Ganzes nicht von Vorteil war. Das zeigt sich bei „Cabanis", beim „Grünen Heinrich", bei „Soll und Haben", bei „David Copperfield", bei denen die Kindheitsentwicklung die künstlerisch bei weitem wertvollere blieb. Das zeigt sich unter anderem in der klugen Beschränkung Goethes im „Wilhelm Meister", seinem Entschluß von der ursprünglich beabsichtigten Jugendentwicklung abzusehen. Das zeigt sich schließlich in einigen mißglückten „Meisterromanen" der Romantiker, die wie der „Ofterdingen", der „Godwi", die „Lucinde", der „Florentin" und „Die Flegeljahre" Fragmente blieben oder wie „Ahnung und Gegenwart" nur teilweise gelangen.

Klüger und richtiger dürfte es daher wohl sein, Kindheitsprobleme und Probleme der Leidenschaftsepoche des Lebens, wenn anders man beiden völlig gerecht werden will, je in einen besonderen künstlerischen Rahmen zu stellen und getrennt zu erfassen. Oder man stelle — wie das ja gewöhnlich geschieht — eines von beiden Menschheitsaltern klar in den Mittelpunkt und

brauche das andere nur zur einleitenden Vorbereitung oder zur ausklingenden Ergänzung.

Tamms erster Romanteil „Im Lande der Jugend“ hat seinen Charme wie fast alle Jugendromane, die auf einem einigermaßen eigenartigen Schauplatz spielen und eine gewisse Originalität der Entwicklung für ihre jugendlichen Helden beanspruchen können. Und hier ist mit großer Anmut und gesundem künstlerischen Takt geschildert, wie diese „Vier Getreuen“, die problematischen Kinder des alten verbitterten Welfenfreiherrn von Rönnebeck, Alfred und Yvonne, der parzivalhafte Sohn des dimittierten Pastors Witt, der Berend heißt, und endlich die niedliche Anna Brinck, das Pflegekind der alten Pastorsleute Möller, in dem stimmungsvollen Haideparadies, an Wald und Wasser, zu gesunder, fast wilder Freiheit heranwachsen. Auch die Nebenfiguren, des verbissenen Dänenmüllers Lauridsen, des verkommenen Zuchthäuslers und Trunkenbolds Ludwig Klapp, der im äußerlichen völlig aufgehenden französischen Gouvernannte Angeline Faneuil, des unvermeidlichen Dienstbotenpaars, des braven Jasper und der noch braveren Liese, sind scharf gesehen und wirkungsvoll verwendet. Aber schon hier verrät sich der starke Hang des Autors zu stark konventionellen und im Grunde billigen Effekten, der dann im Verlauf der weiteren Schicksale der vier Helden immer verhängnisvoller hervorbricht und die Gesamtwirkung des so sympathisch einsetzenden Romanwerks bereits gegen Ende des ersten Bandes arg gefährdet, im zweiten Bande völlig verdirbt, sodaß ein unangenehmer, ja reichlich widerwärtiger Geschmack auf der Zunge verbleibt.

Die von vornherein sinnlich angelegte Yvonne geht in die große Welt hinaus und lebt, ja tobt sich aus in wildem Sinnentaumel und systematischem Ehebruch. Ihr Bruder Alfred wird ein notorischer Lump, der, obwohl selbst Ehemann und Vater, zweimal an der Keuschheit seiner lieblichen Kindheitsgefährtin Anna ein nichtswürdiges Attentat versucht. Berend Witt sinkt zum homme entretenu Yvonnes herab und heiratet doch schließlich die keusche Anna Brinck. An und für sich wäre dagegen gar nichts einzuwenden, da die Entwicklung dieser Vier durchaus nicht unmöglich, vielmehr (bis auf die Alfreds) leidlich wahrscheinlich dargestellt ist, und es doch schließlich des Dichters gutes Recht bleibt, darzustellen, was ihm beliebt. Aber des Lesers und Kritikers gutes Recht ist ebenso sich und den Autor zu fragen: wozu denn der ganze, reiche Jugendapparat, wenn schließlich nicht ein einziger von den Vieren zu einem wirklich individuellen Charakter entwickelt werden konnte, und die Größe des Untergangs fehlt. Die „kleine Anna“ ist und bleibt Papier von Anfang bis zu Ende. Die angeblich „glänzende“, die angeblich „große Yvonne“, hat eben weder Größe noch Glanz; sie entwickelt sich aus einem reizvollen, auch leidlich echten Kinde zu dem nachgerade abgeschmackten Typus der sentimentalen Courtisane, in deren Adern das verwässerte Blut der Kameliendame rollt. Alfred mit seinen systematischen Notzuchtversuchen ist nur ekelhaft. Und der Hauptheld, Berend Witt, hält das Interesse des Lesers zwar noch am längsten wach; aber nach dem plötzlichen, durch nichts gerechtfertigten

Umschlag seiner herben Jünglingskeuschheit in das krasseste Gegenteil verliert er jede Teilnahme, da der tragische Rückschlag ausbleibt zu Gunsten eines konventionellen, „befriedigenden", durch und durch unnatürlichen Schlusses.

Daß Traugott Tamm stark unter dem Einfluß von Frenssen steht, wird auch dem unbefangensten Leser rasch klar. Das wäre im Grunde kein Unglück; aber wie so viele Schüler, hat sich auch dieser vornehmlich an des Meisters glänzende Schwächen geklammert. In den stimmungsvollen Landschaftsschilderungen, der liebenswürdigen Milieukunst erreicht Tamm sein Vorbild selten, aber die Sprünge in der psychologischen Entwicklung, die Neigung zu sinnlicher Exzentrizität und zur ästhetischen wie ethischen Halbheit finden sich bei Tamm in erhöhtem Maße.

Die Grenzen des künstlerisch Verantwortlichen werden jedoch gemeiniglich enger mit der geringeren künstlerischen Kraft. Was bei Frenssen gewagt erscheint, berührt bei Tamm taktlos und abstoßend. Wenn sich Gräfin Yvonne ihrem Jugendgeliebten, der sie schon als Mädchen hüllenlos überraschte, später unter freiem Himmel hingibt, wenn Alfreds Notzuchtsversuch zweimal ausführlich geschildert wird, so ist das des Schlechten zu viel, zumal es auch sonst in beiden Bänden nicht an sinnlich aufreizenden Einzelheiten fehlt (vgl. z. B. die Beobachtung des fehlenden Unterrocks I. 319, die Entkleidung Annas II. 200 (Anna Bojes Ankleidung bei Frenssen etwa entsprechend) und die geschmacklosen Exkurse über den Unterschied von Sinnlichkeit und Liebe, der Hingabe von Seele und Leib usw.). Technisch ist Tamms Roman mit großem Geschick aufgebaut, die Entwicklung und Verwicklung der vier Hauptpersonen manchmal sogar mit Raffinement durchgeführt. Um so auffälliger erscheinen demgegenüber die unbeholfenen Expektorationen der einzelnen Personen in monologartigen Gedankenfolgen, die bei der sonst stark realistischen Art der Darstellung besonders unnatürlich wirken.

Zu den wenigen Werken unserer neueren deutschen Romanliteratur, die man mit einem starken einheitlichem Eindruck und steigender, rein künstlerischer Freude genießen kann, gehört dieser zweibändige Roman Traugott Tamms jedenfalls nicht. Und das ist um so mehr zu bedauern, als der erste Band „Im Lande der Jugend" einen so vielverheißenden, frischen Anlauf nimmt.

* * *

Franz Adam Beyerlein hat mit seinem neuesten Roman „Ein Winterlager" (Berlin: Vita) das Gros seines bisherigen, bekanntlich sehr zahlreichen Lesepublikums verblüfft und enttäuscht. Ob der Autor mit diesem Werk, das eine ziemlich unbedeutende Episode aus dem siebenjährigen Krieg zum Gegenstande hat, zeigen wollte, daß er auch ohne Sensation und starke Effekte auszukommen vermag, oder ob es ihn lockte, sich in das Soldatenmilieu des interessantesten preußischen Krieges im 18. Jahrhundert zu versenken, nachdem ihm das trübe Friedensmilieu vom Ausgang des 19. Jahrhunderts so viel Beifall und Verdienst gebracht hatte — weiß ich nicht. Tatsache ist, daß dem Verfasser

von „Jena und Sedan“ das Glück im Roman ebenso wenig treu geblieben ist wie im Drama. Auf den „Zapfenstreich“ folgte der „Großknecht“ mit einem bösen Mißerfolg, auf „Jena und Sedan“ folgte als erste Entgleisung die künstlerisch wie technisch verfehlte „Similde Hegewalt“. „Ein Winterlager“ bedeutet ihr gegenüber keinen Rückschritt, aber — was vielleicht noch schlimmer ist, einen Stillstand. Die „Similde Hegewalt“ war ungleich, hatte jedoch im ersten Teile bedeutende Stellen, im zweiten Teile ein paar packende Einzelheiten, die für die vielleicht verirrte, immerhin ungebrochene Kraft Beyerleins sprachen. „Ein Winterlager“ ist viel gleichmäßiger, aber auch viel unbedeutender und dementsprechend auch langweiliger.

Ein russisches Freibataillon unter einem etwas geheimnisvollen Major Sextus Fabius bezieht in der von preußischen Truppen völlig entblößten Neumark Winterquartiere. Der Major zieht auf Kreipitz ein, dem Gute eines halbspanischen Freiherrngeschlechts. Der alte Baron Yevenes, der an den Vater Simildes erinnert, stirbt aus Ärger am Schlagfluß, und seine schöne leidenschaftliche Tochter Jimena, die ein wenig der Similde Hegewalt gleicht, heiratet wenige Wochen darauf den in sie verliebten Major, der sich als russischen Adligen ausgibt, aber nur der Sohn einer entgleisten Gräfin und ihres Friseurs ist. Mit diesem Motiv bestreitet Beyerlein die Tragik dieses einen Liebesverhältnisses. Der entlarvte Major erschießt sich, und Jimena kommt als Marchesa Balbi bei einem Aufstand in Genua um, wie ein Nachtrag berichtet. Das andere Liebesverhältnis ist brutaler gefaßt. Jimenas Freundin auf dem Nachbargut Düringsfelde, Sabine von Retzow, erweckt die Begier des Hauptmanns von Kominski, der ihren Vater in den Tod schickt und die Schutzlose zu vergewaltigen gewillt ist. Sabine erschießt sich und der Leutnant Mettmann, ein braver Mecklenburger Hüne, erschlägt dafür Kominski im Duell, dann verläßt Mettmann die Russen und geht zu Friedrich dem Großen über, der in einer letzten Szene flüchtig gezeigt wird.

Die Erzählung läßt in ihrer nüchternen, chronikartigen Stilisierung den Leser sehr kühl und wird Beyerlein sicherlich keine neuen Verehrer zuführen, im Gegenteil, ihm manche alte entfremden. Talent verpflichtet und Erfolg verpflichtet erst recht! Das scheinen aber die wenigsten unserer bekannten Erzähler und Dramatiker, die Jahr für Jahr mit irgend einem Werk erscheinen und mittun wollen, sich auszusprechen. Und so erklärt sich die betrübende Tatsache, daß wir kaum einen bedeutenden Autor unter der jüngeren Generation nennen können, der in seinen verschiedenen Leistungen jenes künstlerische Durchschnitts- und Ebenmaß aufzuweisen vermöchte, das die ältere Generation so vielfach auszeichnete.

* * *

Und nun zum Schluß noch einige Worte über ein Werk, dessen Erwähnung an dieser Stelle vielleicht von seiten einiger Leser mit Befremden aufgenommen werden wird. Der Roman „Geist“, Geschichte einer Mannheit von Karl

Bleibtreu (München, Georg Müller), ist in künstlerischer Beziehung so minderwertig, daß er ein näheres Eingehen — auch auf seine Schwächen — schwerlich rechtfertigen könnte, da diese Schwächen auseinanderzusetzen weder sonderlich instruktiv sein, noch das Bild der literarischen Persönlichkeit Bleibtreus im wesentlichen ändern dürfte. Aber es ist immerhin bedeutsam, wenn einer der ersten Wortführer jener literarischen Generation, die vor ungefähr zwei Jahrzehnten die Welt der deutschen Literatur zu revolutionieren und ein besseres Zeitalter einer neuen stärkeren Kunst heraufzuführen sich vermaß, jetzt als ein halbvergessener Mann noch einmal, gleichsam wie von den Toten, aufersteht, um in einem umfangreichen Buche sich selbst und viele seiner Mitkämpfer — darunter auch leider einige Tote, die sich nicht mehr wehren können (z. B. Hartleben und Hanstein) —, mit Schmutz zu bewerfen. Denn im letzten Grunde ist dieser Roman „Geist“ nichts anderes als ein aus Klatschsucht, Neid und scheelem Haß geborenes Pamphlet, ein Schlüsselroman, kunstloser, aber auch viel rücksichtsloser als die meisten ähnlichen Machwerke unserer Tage von Stilgebauer an bis zu Bilse und Konsorten hinab. In dem ganzen, 618 Seiten umfassenden, salopp zusammengeschriebenen Buche ist nicht eine einzige Figur zu finden, die nicht in irgend welcher Weise verunglimpft wird; selbst der Held des absonderlichen literarisch-journalistischen Feuilletons, Friedrich Geist (in dem Bleibtreu sich selber zu porträtieren sucht), wird absichtlich verzerrt und übertrieben, wie im Hohlspiegel betrachtet. Erst muß ihn ein Offizier gehässig „einen faulen Zivilstrategen, der in Militaribus herumpfuscht, einen vaterlandslosen Gesellen, der aufs deutsche Heer schimpft“, nennen, damit es umso mehr wirkt, wenn der Verfasser nachher berichtigend „den sogenannten Zivilstrategen als im ganzen Ausland geschätzte Autorität und Prophet, nur nicht im lieben Vaterlande“ hinstellt. Sehr bezeichnend ist nun die eigene Verteidigung gegen den Vorwurf der Klatschsucht, da heißt es Seite 182: „Diese Beschuldigung der Klatschsucht kannte er (Geist) schon aus der alten guten Zeit. Zwar konnte er sich nicht völlig davon freisprechen, obschon er meist sein böses Wissen diskretest vergrub, wo es ihm nötig schien. Aber jeder Literat klatscht, über ihn selber mochte schon das Abenteuerlichste zusammengeklatscht sein, und am wütendsten über Klatsch zetert, wer etwas davon zu fürchten hat. Was er vorbrachte, war eben nicht Klatsch, sondern Wahrheit. Richtiger Klatsch ist Euphonismus zur Verleumdung, wie unredlicher Pump für eine Art Diebstahl. Aber ebenso wenig ein Darlehen, das man ehrlich zurückgibt, als Pump gelten darf, ebenso wenig ein Wahrheitsprechen an rechter Stelle als Klatsch. Dann wäre es ja auch Klatsch, den Spuren eines Verbrechers aushorchend nachzugehen.“

Schon hieraus wird man ungefähr schließen können, was Bleibtreu mit seinem Werke beabsichtigt. Er will eigentlich nur mehr oder minder persönliche Angelegenheiten seiner Zeitgenossen höhnisch erörtern, allerlei Tatsachen auspacken, die den Betroffenen etwa mehr oder minder peinlich berühren, den nicht Betroffenen ein malitiöses, schadenfrohes Lächeln oder ein pikantes Schmunzeln

abnötigen und vor allem Herrn Bleibtreu zu dem stolzen Gefühl verhelfen könnten, sein Mütchen an all denen gekühlt zu haben, die ihm nicht die gleiche Bewunderung zollten, wie er sich selber. Das Gefährliche bei dieser Art Schriftstellerei ist leider immer, daß Wahres und Unwahres, Nebensächliches und Wichtigeres, Subjektives und Objektives so geschickt und fast unzertrennlich gemischt wird, daß jeder nicht ganz genau Orientierte glauben muß, das Richtige zu lesen, weil er weiß oder ahnt, daß einiges nicht gerade unrichtig ist. Nur ein kurzes Beispiel, das einen meiner Vorgänger an dieser Stelle betrifft und Bleibtreus kleinliche perfide Art recht deutlich veranschaulicht (Seite 381), sei niedriger gehängt: „Der Klassiker aus Weimar lehnte mit fürnehmer Gebärde dankend ab. Er schwieg sich aus. Wußte er doch immer, wo Bartel den Most holt! So unbedeutend er aussah, trug der Furchtbare doch immer den Dolch im Gewande. Er dachte schon, wie er in der Kunst, die wartet, sich an Geists hochfahrender Nonchalance rächen werde. Ah, man soll nie die Gefährlichkeit anscheinend unbedeutender Leute unterschätzen. Manchmal in unscheinbarer Hülle treten die Unsterblichen bei uns ein. Wenn sie gar nichts anderes können, kleistern sie eine Literaturgeschichte in fahrigem, dürrem Stil, voll von sachlichen Schnitzern, ohne Kenntnis der Dinge und Personen, über die sie schwätzen, doch alles getragen von unübertrefflicher Anmaßung und ehrbarer Biederkeit. Läßt man nun die Reklame der kunstwartenden germanischen Biedermeierverschwörung los, so erzielt man sechs Auflagen hintereinander, ganz wie früher der unvergeßliche Hebräer Julian Schmidt teutsch und würdevoll vermittels der Grenzbotenklique auf der Literatur herumtrampelte“.

Das ist Herr Karl Bleibtreu! Mehr brauche ich wohl nicht zu sagen. In genau derselben giftigen, kunstlosen Persiflage allerniederster Sorte wird ein großer Teil des gestrigen und heutigen literarischen Berlins behandelt und gerade — darin liegt eine fast tragische Ironie — von dem ehemaligen Sturmboten der neuesten Literaturära, die nach seiner Verheißung „im Geist und in der Wahrheit den Klassikern nacheifern“ würde. Aus dem enttäuschten Revolutionär ist ein ohnmächtig geifernder Thersites geworden, eine Erscheinung, die in unserer Zeit nicht ganz ohne Analogien und darum auch nicht bedeutungslos ist. Die Sucht, sich hinterlistig auf die Person zu stürzen, wenn man der von ihr vertretenen Sache weichen mußte, ist ein hervorstechender Zug unseres Geschlechts geworden. Und will man ihn bekämpfen, muß man seine charakteristischen Äußerungen, seine verseuchenden Wirkungen kennen lernen. Und darum war auch diese Besprechung nicht zu umgehen. Denn — wie sagt Herr Bleibtreu selber so treffend?

„Man soll nie die Gefährlichkeit anscheinend unbedeutender Leute unterschätzen.“





Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

F. v. Pritzbuer.

Dem verflossenen Jahre 1906 ist von allen Seiten, von kompetenten und nicht kompetenten Beurteilern, in den Darlegungen der großen Handelskammern und sonstiger wirtschaftlicher Interessenvertretungen, in den Berichten der großen Banken und industriellen Unternehmungen immer wieder bescheinigt worden, daß es einen Zeitraum seltener wirtschaftlicher Blüte darstelle, daß es durch eine Weltkonjunktur charakterisiert werde, wie sie selten oder vielleicht noch niemals dagewesen sei. Und es liegt kein Grund vor, diesem einstimmigen Zeugnis den Glauben zu versagen, die Tatsachen sprechen ja deutlich, in allen für die Weltwirtschaft in Betracht kommenden Volkswirtschaften befinden sich nicht nur Handel, Verkehr und Industrie in einem Zustand ungewöhnlicher Prosperität, sondern auch die Ernten in den Vereinigten Staaten, in Deutschland und Österreich haben ein besonders gutes Ergebnis geliefert und dadurch zu ihrem Teil zu einer weiteren Steigerung der weltwirtschaftlichen Blüte beigetragen. Infolge der großen Quantitäten, die geerntet wurden, und infolge der guten Preise, die die Landwirtschaft erzielte, sind überall die Landwirte kaufkräftiger, sie sind die besten Abnehmer des Großgewerbes geworden, das in den Hauptindustrieländern, vor allem wieder in Deutschland und der nordamerikanischen Union, seine Anlagen unausgesetzt vergrößerte, um den herantretenden Anforderungen zu genügen. Die Eisen- und Kohlenproduktion hat eine Höhe erreicht, die noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten worden wäre, und gleichzeitig mit dem gestiegenen inneren Konsum hat der Warenaustausch zwischen den großen Staaten in sehr bemerkenswerter Weise zugenommen. Die bestehenden Verkehrsunternehmungen konnten die Menge der zur Beförderung gestellten Güter nirgends bewältigen; in den Industrierevieren Preußens wollen die Klagen über ungenügende Wagenstellungen nicht verstummen, so daß der Eisenbahnminister eine große Zahl neuer Güterwagen und Lokomotiven in Auftrag gegeben hat, was wieder der Industrie für geraume Zeit eine gute Beschäftigung sichert. In den Vereinigten Staaten hat der Umstand, daß die großen Eisenbahnen den gesteigerten Verkehrsanforderungen sich so gar nicht gewachsen gezeigt haben, sich zu einer Landeskalamität ausgebildet, und man berechnet phantastische Summen, die notwendig sein werden, um die amerikanischen Eisenbahnen auf den notwendigen Grad von Leistungsfähigkeit zu bringen. Aber damit sind wir nun an dem entscheidenden Punkt angelangt: es ist ziemlich gleichgültig, ob diese Summen zu hoch gegriffen sind oder nicht, es wird wegen der Verhältnisse auf dem internationalen Geldmarkt überhaupt nicht möglich sein, irgendwelche ins

Gewicht fallende Kapitalien noch zu beschaffen und sie zu Investitionen in amerikanische Eisenbahnunternehmungen zu verwenden.

Die gespannte Lage des internationalen Geldmarktes ist den Lesern der „Deutschen Monatsschrift" nichts neues. Ich habe diesen Punkt in meinen letzten Übersichten an dieser Stelle so oft berührt, daß manchem dies Thema vielleicht allzu ausgiebig behandelt erschien, und doch war es notwendig, immer wieder auf diese ganz eigentümlichen Verhältnisse hinzuweisen, da hier der Schlüssel zu der ganzen gegenwärtigen weltwirtschaftlichen Situation liegt, da von hier aus der weltwirtschaftlichen Konjunktur unberechenbare Gefahren drohen und ein Umschlag zum Schlechten, der Eintritt einer Krisis, von der jetzt wieder viel die Rede ist, von hier aus seinen Ausgang nehmen dürfte. Über die Gefährlichkeit der Situation auf dem Geldmarkt ist sich alle Welt einig; die deutsche Bank hat in sehr eindringlicher Weise in ihrem Rechenschaftsbericht über das Jahr 1906 darauf hingewiesen, wie sowohl in Deutschland wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Fülle neuer Unternehmungen die Kapitalbildung überholt hat. Das Gleichgewicht kann nur durch Einschränkung und Sparsamkeit, durch Vermeidung neuer Investitionen, durch Beschränkung neuer Ausgaben für die Industrie, also durch Stillstand und Rückgang der im Augenblick allzu lebhaften Beschäftigung wiederhergestellt werden, und deshalb glaubt die Verwaltung des genannten großen Unternehmens, das wie kein zweites in das gesamte Wirtschaftsleben Deutschlands verflochten ist, aber gleichzeitig umfassende weltwirtschaftliche Interessen vertritt, kaum eine Fortdauer der glänzenden Konjunktur erhoffen zu können.

Und zu gleicher Zeit wüßte ich im Augenblick kein Moment zu nennen, das in ähnlicher Weise die Solidarität aller großen Volkswirtschaften illustriert, wie die Lage des Geldmarktes, dessen Situation die gleiche ist in England, Deutschland und der nordamerikanischen Union, und dessen Anspannung in allen drei Staaten auf der gleichen Ursache beruht, nämlich auf der beispiellosen weltwirtschaftlichen Konjunktur und ihren Folgen. Die Zustände in dem einen Lande haben genau auf die Situation in dem andern zurückgewirkt, und wenn auch sicherlich der industrielle Aufschwung eine Erhöhung der Zinssätze in England und Deutschland herbeigeführt hätte, die gegenwärtige so bedrohliche Lage würde unerklärt bleiben ohne die Rückwirkung, die die amerikanischen Zustände auf Europa ausgeübt haben. Die Desorganisation des amerikanischen Geldmarktes, der schon erwähnte Umstand, daß die Kapitalsbildung mit der Fülle der neuen Unternehmungen nicht Schritt gehalten hat, veranlaßten die amerikanische Spekulation, im Herbst vorigen Jahres einen Sturm auf die Goldschätze der Bank von England zu eröffnen, so daß diese in rascher Folge gezwungen wurde, ihren offiziellen Zinsfuß von 3½% auf 6% zu erhöhen. Ja man kann annehmen, daß das englische Zentralnoteninstitut ebenso wie die deutsche Reichsbank bis auf 7% gegangen wäre, wenn nicht die Bank von Frankreich ihrem englischen Schwesterinstitut die Befriedigung des amerikanischen Geldbedarfs zum Teil abgenommen hätte, und die Leitung der Bank von England sich darüber klar gewesen wäre, daß eine 7prozentige offizielle englische Rate ein Sturmsignal schlimmster Art bedeutet und aller Wahrscheinlichkeit nach eine Panik auf allen großen Märkten heraufgeführt hätte. Im Gegensatz dazu ist die deutsche

Reichsbank gezwungen gewesen, Anfang Dezember ihren Diskont auf 7% zu erhöhen, was bisher seit Bestehen der Reichsbank nur einmal eingetreten war, nämlich im Dezember 1899, wo die Entwicklung der Dinge in Deutschland die Verwaltung des deutschen Zentralnoteninstituts zu dieser Heraufsetzung nötigte. Damals war dieser hohe Zinsfuß ein weit sichtbares Zeichen gewesen für das Ungesunde und Unhaltbare der damaligen wirtschaftlichen Verhältnisse; kurz nach der damaligen Zinserhöhung brach die erste Panik an der Börse aus, die nur ein Vorläufer eines Konjunkturumschlags, der Vorbote einer wirtschaftlichen Depression war. Was Wunder, wenn auch diesmal mit Eintritt der 7 prozentigen Rate sich schwere Bedenken in bezug auf die Fortdauer der Konjunktur geltend machten.

Auch dem Praktiker ist es nicht gleichgültig, auf welchen Ursachen der hohe Zinsfuß beruht, er wird, wenn er nicht auf vorübergehenden, sondern auf dauernden Ursachen beruht, der, wenn er Monate lang anhält, und keine Aussicht auf seine Ermäßigung besteht wie augenblicklich, zu einer Kalamität für die gesamte Volkswirtschaft wird. Es ist unmöglich, daß ein Zustand, wie der gegenwärtige, ohne Einwirkung auf das gewerbliche Leben, auf Handel und Verkehr bleiben kann, die Verteuerung der Produktionskosten, die der hohe Zinssatz herbeiführt, muß retardierend auf die gesamte gewerbliche Tätigkeit wirken, so mancher Plan muß infolge des teuren Geldstandes bei Seite gelegt werden, und somit schließlich der hohe Geldpreis die Wirkung haben, daß die gewerbliche Produktion sich verlangsamt und die wirtschaftliche Konjunktur durch eine Zeit der Depression abgelöst wird. Schon aus diesem Grunde wird alle Welt besonders aufmerksam auf die Ursachen achten, die den Veränderungen des Zinsfußes zu Grunde liegen, und die maßgebenden Instanzen werden zu erwägen haben, ob nicht etwa durch eine Änderung der Bankgesetzgebung eine Besserung der gegenwärtigen Verhältnisse herbeigeführt werden kann. In Deutschland, wo man immer bereit ist, zur Beseitigung wirklicher oder eingebildeter wirtschaftlicher Übel die gesetzgebenden Faktoren in Bewegung zu setzen, schieben gewisse Kreise, die im wesentlichen aus den Führern der versprengten bimetallistischen Heerschar bestehen, mit lautem Geschrei die Schuld an den gegenwärtigen Übelständen der Reichsbank und ihrer Verwaltung in die Schuhe, und drohen mit Schwierigkeiten, wenn es demnächst zu einer Beratung über das 1910 abgelaufene Privileg der Reichsbank kommen muß. Die verbündeten Regierungen haben durch den Mund des Grafen Posadowsky ihre Bereitwilligkeit zu einer Erörterung der einschlägigen Fragen durch eine Kommission von Sachverständigen erklären lassen, doch hat der Staatssekretär mit feinem Spott hinzugefügt, er habe keine Ratschläge gehört, wie man in Zukunft hohe Diskontsätze vermeiden könne. Mit der ihm eigenen Sachlichkeit hat Graf Posadowsky die Ursachen des hohen Zinsfußes erörtert, er bezog sich dabei auf Auslassungen des bisherigen amerikanischen Schatzsekretärs Shaw, der ebenfalls zu der Überzeugung gelangt war, daß der hohe Diskont eine natürliche Folge der günstigen Welternte und des gesteigerten Wirtschaftslebens sei. Zu ähnlichen Resultaten kommt die Deutsche Bank in ihrem schon erwähnten Bericht über das verflossene Jahr, wenn sie auf die gewaltige Steigerung der Rohstoffpreise auf dem Weltmarkt hinweist.

Ist in Deutschland somit vorläufig nur ein Drängen auf ein Eingreifen durch die Gesetzgebung zu bemerken, so haben die Amerikaner bereits einen

Schritt vorwärts getan, und durch Annahme der sogenannten Aldrich-Bill — Senator Aldrich ist Vorsitzender der Finanzkommission im Bundessenat — versucht, die ungenügende Verfassung ihres Geldmarktes wenigstens etwas zu verbessern. Die schlechte Organisation des amerikanischen Geldmarkts ist hier ebenfalls vielfach besprochen worden, sodaß ich von Einzelheiten absehen kann; der Fehler, an dem der dortige Geldmarkt im wesentlichen krankt, ist bekanntlich das Fehlen einer Zentralnotenbank, die den Geldumlauf reguliert. Diesen Fehler beseitigt nun allerdings die Aldrich-Bill nicht, aber sie stellt den sogenannten Nationalbanken, die das Recht der Notenausgabe haben, und damit dem gesamten Geldmarkt die überaus reichen Mittel des Schatzamts, die jetzt fast unbenutzt daliegen, etwas mehr als bisher zur Verfügung, indem sie dem Schatzsekretär das Recht gibt, die Einnahmen aus Zöllen bei den Nationalbanken zu deponieren. Eine andere Bestimmung des Gesetzes sucht den Geldmarkt dadurch elastischer zu machen, daß sie erlaubt, einen wesentlich größeren Betrag als bisher an überflüssigen Noten im Lauf eines Monats aus dem Verkehr zu ziehen, und endlich gestattet sie die Ausgabe von Goldzertifikaten in kleinen Beträgen, eine Maßregel, die ungefähr der kürzlich bei uns in Deutschland durchgeführten Ausgabe kleiner Noten entspricht.

Das vorstehend charakterisierte Gesetz kann sicherlich in ruhigen Zeiten ganz nützlich wirken, es wird dazu beitragen, zu verhüten, daß in normalen Jahren in denjenigen Monaten, in denen der Geldbedarf stärker aufschwillt, eine allzu große Pressung entsteht, wie sie jetzt beispielsweise alljährlich im Herbst in Amerika beobachtet wird, was nicht nur Schwierigkeiten in der nordamerikanischen Union selbst verursacht, sondern regelmäßig seine Rückwirkung auf den europäischen Geldmarkt äußert. Auch als Anfang einer endlich beginnenden Reformgesetzgebung in Amerika mag man ja die neue Bill mit einer gewissen Genugtuung begrüßen, daß sie aber bei den augenblicklichen, ganz exzeptionellen Verhältnissen eine erkennbare Wirkung ausüben wird, ist kaum anzunehmen, aber es ist begreiflich, daß jedes Moment, das zur Entlastung des amerikanischen Geldmarktes beitragen kann, in Europa mit Freuden begrüßt wird. Ich habe bereits oben auf die Versuche der amerikanischen Spekulation hingewiesen, im Herbst größere Quantitäten Gold von London nach Amerika zu überführen, was zu der raschen Diskonterhöhung der Bank von England führte. Diese Versuche haben sich bis in die Gegenwart fortgesetzt, und man würde eine nicht ganz erschöpfende Erklärung für die Zustände auf dem Geldmarkt geben, wenn man nicht diese fortdauernden Bemühungen Amerikas, europäisches Kapital für seine Zwecke heranzuziehen, in die erste Reihe rücken würde. Es sind geradezu phantastische Summen, die in Amerika gebraucht werden, in erster Linie zu dem bereits erwähnten Zwecke, um den Ausbau der großen Eisenbahnunternehmungen zu fördern.

Der bekannte Eisenbahnmagnat Hill bezifferte vor einigen Wochen in einem Briefe an den Gouverneur des Staates Minnesota die für Eisenbahnbauten nötigen Mittel auf eine Milliarde Dollar jährlich für die nächsten fünf Jahre. Er weist an der Hand eines umfangreichen Zahlenmaterials nach, daß in den letzten zehn Jahren das Schienennetz der Vereinigten Staaten nur um 21 Prozent, dagegen der Personenverkehr um 95 Prozent, der Frachtverkehr sogar um 118 Prozent zugenommen haben. Hill behauptet ferner, daß die den Eisen-

bahnen zugeführten Mittel während des letzten Dezenniums durch die Verbesserung des Oberbaues, des rollenden Materials und den Ausbau der Bahnhöfe vollständig in Anspruch gewesen wären, aber demgegenüber wird von anderer Seite, und sicherlich nicht mit Unrecht, betont, daß der Wettlauf der vier großen Eisenbahnsysteme, besonders der Ankauf von Aktien etwa konkurrierender Nebenbahnen, Unsummen verschlungen habe, und daß die Verschwendung, die auf diese Weise mit den bewilligten Mitteln getrieben sei, in erster Linie an den jetzt herrschenden Mißständen die Schuld trage. Tatsächlich sollen die Zustände im amerikanischen Eisenbahnwesen, besonders im Frachtverkehr, zur Zeit jeder Beschreibung spotten, und die Erbitterung gegen die Ausbeutung des gesamten Volkes durch einige wenige „Eisenbahnkönige" ist eine so gewaltige, daß der Präsident Roosevelt sich mit einer sehr energischen Untersuchung gegen die großen Eisenbahnen gewandt hat. Diese Untersuchung hat denn bereits sehr bemerkenswerte Tatsachen zutage gefördert, die allerdings das Treiben der großen Trustmagnaten in einer für diese Herren sehr peinlichen Weise beleuchten. Die Angelegenheit spitzte sich so weit zu, daß verlautete, verschiedene der im Vordergrund stehenden Männer, so D. Rockefeller, H. H. Rogers, Harriman u. a., hätten es vorgezogen, eine Erholungsreise nach Europa anzutreten. Diese Nachricht hat sich allerdings nicht bewahrheitet, aber sie war doch nicht so ganz aus der Luft gegriffen, da der Hauptbankier der Harriman-Gruppe und des Petroleumtrusts, James Stillmann, tatsächlich eine Europafahrt angetreten hat. Stillmann ist nicht nur Präsident der National City Bank of New York, sondern noch zahlreicher Eisenbahngesellschaften, die zum System Harrimans gehören, nämlich der Union Pacific, der Southern Pacific, der Baltimore and Ohio, der New York Central und verschiedener anderer. Er hätte also ganz genaue Auskunft darüber geben können, wie dieses ganze System ineinander greift, auf welche, meist sehr anfechtbare Weise das Aktienkapital aller dieser Bahnen in einer Hand vereinigt wurde, welche engen Beziehungen beispielsweise zwischen diesem ganzen Komplex von Eisenbahnunternehmungen und dem Petroleumtrust bestehen, dessen Produkte natürlich wieder weitgehende Frachtvergünstigungen besitzen. Welche Macht ein einzelner im gelobten Land der freien Konkurrenz bei dem Mangel einer starken Staatsgewalt erringen kann, ergab die in Rede stehende Untersuchung, durch die an den Tag kam, daß Harriman nicht nur das Gebiet zwischen der Pacific Küste und dem Mississippi beherrscht, sondern daß er auch auf das östliche Bahnsystem einen weitgehenden Einfluß besitzt, daß er durch die Kontrolle verschiedener Schiffahrtslinien einen sehr bedeutenden Anteil am transkontinentalen Geschäft hat, daß er durch Ankauf von Aktien verschiedene Linien nach der atlantischen Küste in seine Gewalt zu bringen sucht, und daß er zur Zeit darauf ausgeht, das Bahnsystem zwischen den Seen und dem Golf von Mexiko zu okkupieren. Um übrigens einiges über die durch solche Geschäfte erzielten Gewinne zu sagen, so sei erwähnt, daß der Erwerb der Aktien der Illinois Central durch die Union Pacific-Bahn, über die Harriman unbeschränkte Gewalt besitzt, ihm allein einen Gewinn von 20 Millionen Dollars gebracht haben soll.

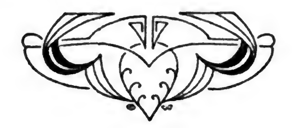
Unter diesen Umständen erscheint es nicht wunderbar, wenn die Erbitterung des Volkes über derartige Zustände immer mehr um sich greift, und der demokratische

Präsidentschaftskandidat Bryan offen die Frage einer Verstaatlichung der Eisenbahnen auf die Tagesordnung setzen konnte. Aber andererseits geht aus diesen Darlegungen klar hervor, welche Summen für die Transaktionen der Magnaten bereit gestellt werden mußten, sie bieten neben der wirtschaftlichen Konjunktur in den Vereinigten Staaten die Erklärung für die Anspannung des amerikanischen Geldmarktes. Jetzt plötzlich sind große Summen nötig zum weiteren Ausbau der Bahnen, sie in Amerika zu beschaffen ist unmöglich, und so rechnen Optimisten wieder auf die Hilfe der alten Welt. Da Bonds vollständig unverkäuflich sind, so hat man zu dem Hilfsmittel der Emission sogenannter Noten, kurzfristige Schuldverschreibungen, gegriffen, die infolge hoher Verzinsung und der Verpflichtung, sie binnen kurzem zurückzuzahlen, williger Abnehmer finden. Auch nach Europa sind einzelne derartiger Anleihen, von denen übrigens in den ersten zwei Monaten 1907 250 Millionen Dollars ausgegeben worden, gekommen, aber sehr bald ist den Amerikanern bedeutet worden, daß sie auf eine weitere Unterstützung nicht rechnen könnten. Die Leitung der Bank von England macht kein Geheimnis daraus, daß sie bei Ansprüchen Amerikas an den Londoner Markt sogleich ihre Rate von neuem auf 6 Prozent heraufsetzen werde, die Niederländische Bank hat, als sie den Abfluß von Gold aus Holland nach Amerika bemerkte, ihren Zinsfuß auf 6 Prozent erhöht, und die Bank von Frankreich, die ihren Diskont ungern verändert, hat wenigstens ihren Satz für Lombarddarlehen erhöht in der unverhüllten Absicht, auf diese Weise die amerikanischen Wechsel und Effekten von Paris fernzuhalten. Unter dem Einfluß dieser Abweisungen, erbittert über das Vorgehen des Präsidenten Roosevelt und gereizt gegen einander, haben jetzt in den letzten Tagen gewaltige Kämpfe an der New Yorker Börse stattgefunden. Die Umsätze haben eine fabelhafte Höhe erreicht, aber nicht, weil eine erneute Aufwärtsbewegung zu verzeichnen ist, sondern weil verschiedene große Magnaten erbitterte Angriffe auf die Werte ihrer Konkurrenten machten, die sie so tief wie möglich im Kurse zu drücken versuchten. Die Folge war eine Deroute an der New Yorker Börse schlimmster Art, ein panikartiger Verkehr, der die Shares und Bonds der großen Eisenbahngesellschaften tiefer herabdrückte, als sie vor dem jetzt herrschenden Aufschwung gestanden hatten. Ein derartiger Kurssturz konnte naturgemäß auf die europäischen Börsen nicht ohne Einfluß bleiben, die ohnehin durch den hohen Geldstand schon reichlich nervös waren, und sich infolgedessen seit Beginn des Jahres in keiner allzu guten Verfassung befanden. Die Folge war, daß in Berlin, wo bekanntlich das Interesse für amerikanische Werte immer recht bedeutend war, ebenfalls eine Börsenpanik ausbrach, die allerdings nicht allein auf die amerikanischen Zustände zurückgeführt werden kann, wenn diese auch sehr wesentlich zu ihrem Ausbruch beitrugen. Die Hauptursache der Berliner Panik ist der teure Geldpreis und die Besorgnis, daß infolgedessen die Konjunktur ihrem Ende entgegengehe. Man beobachtete mit Schrecken, wie die Berichte der amerikanischen Fachblätter, die bisher nicht genug von der starken Beschäftigung der Eisenindustrie zu berichten wußten, plötzlich ganz den zuversichtlichen Ton verloren, der sie bis dahin ausgezeichnet hatte. Man wurde nervös, indem man sich die Folgen ausmalte, die ein Nachlassen der Beschäftigung in Amerika für die gesamte Weltwirtschaft haben mußte, und man glaubte plötzlich auch in Deutschland Anzeichen einer verminderten

Beschäftigung zu entdecken, obgleich die Versandziffern der maßgebenden Syndikate ungewöhnlich hoch bleiben, und die Berichte der großen Industriegesellschaften noch keine Andeutungen über einen direkt bevorstehenden Umschwung enthalten.

Daß auf die gegenwärtige Konjunktur ein Abstieg folgen muß, ist klar, und ebensowenig unterliegt es einem Zweifel, daß es die Einwirkungen der hohen Zinssätze sind, die den Anstoß zu einer wirtschaftlichen Krisis bezw. Depression geben werden. Aber zweifelhaft darf erscheinen, ob sich der Umschlag so rapid vollziehen wird, wie auf Grund früherer Erfahrungen von vielen Seiten befürchtet wird. Demgegenüber ist hervorzuheben, daß, wie allseitig versichert wird, eine Überproduktion in der Großindustrie nicht existiert, und sich die Spekulation überhaupt von Ausschreitungen im großen und ganzen ferngehalten hat. Bekanntlich waren es die beiden letztgenannten Ursachen, die zu dem Zusammenbruch in den Jahren 1900/1901 führten. Diesmal hat, wenigstens was Deutschland anlangt, die regelnde Tätigkeit der großen Kartelle vieles verhindert. Dies wird auch von sonst pessimistisch gestimmter Seite anerkannt. So schreibt die Deutsche Bank, die ziemlich trübe in die Zukunft blickt, daß das Wirken der zahlreichen industriellen Syndikate und Kartelle im allgemeinen ein segenreiches, weit ausgleichendes gewesen ist. Wesentlich zuversichtlicher, in bezug auf die Wirksamkeit der großen Verbände, spricht sich die Diskontgesellschaft in dem Teil ihres Berichtes aus, der sich mit der Konzentrationsbewegung in der deutschen Montanindustrie beschäftigt. Da heißt es: „Die . . . sich vollziehende Konzentration der industriellen Arbeit, verbunden mit der Wirksamkeit der großen Kartelle und Syndikate, ermöglicht an den leitenden Stellen eine Übersicht der Marktlage sowie eine Regelung der Produktion und des Absatzes, wie sie früher nicht möglich waren. Dadurch ist die Gefahr der Überproduktion wesentlich vermindert, und man darf hoffen, daß ein etwa eintretender Umschwung in der Konjunktur sich ohne die krisenartigen Erscheinungen früherer Jahre vollziehen wird."

Ich glaube, daß man diesen Auslassungen beistimmen kann; den Beweis für ihre Richtigkeit wird allerdings erst ein Konjunkturumschwung erbringen können.



Alle auf den redaktionellen Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an den Herausgeber Prof. Dr. Otto Hötzsch in Posen, Mühlenstr. 6, alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten, insbesondere auch die Sendungen von Besprechungsexemplaren, an den Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Posen.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Deutsche Monatsschri

für das gesamte Leben der Gegenwa

Begründet von Julius Lohmeyer

Herausgegeben von Professor Dr. Otto Hötzsch.



Sechster Jahrgang

Mai 1907 Heft

Ralph Waldo Trine: Leitspruch 145
Ida Boy-Ed: Brosamen. Novelle 145
E. Müller-Kämpfe: Die Mondenfee. Gedicht 162
Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne in Charlottenburg: Die Entwicklung unserer Infanterie seit 100 Jahren und das Exerzier-Reglement der Infanterie vom 29. Mai 1906 163
Privatdozent Dr. L. Rietz in Berlin: Die Wirkung des russisch-japanischen Krieges auf die ostasiatischen Seeinteressen II. 171
Privatdozent Dr. August Messer in Gießen: Ethische Probleme I. 184
Stadtrat Hermann von Frankenberg in Braunschweig: Sondergerichte 193
Herm. v. Blomberg in Weimar: Stunden der Stille. Aphorismen 201
Oberstleutnant a. D. Rogalla v. Bieberstein in Breslau: Der heutige Stand der Militärluftschiffahrt 199
Hans Benzmann in Wilmersdorf: Johann Anton Leisewitz 217
Dr. Georg Biedenkapp in Steglitz: Die Erziehung zu Vätern, oder die Kenntnis der nächstliegenden Dinge 224
Schulrat Dr. Wilhelm Rohmeder in München: Der Tiroler Volksbund 235
Dr. Adolf Graef in Fürstenau: Das Dessert auf Poplitz. Gedicht 245
Viktor Blüthgen: Für die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 247
Paul Warncke in Berlin: Ein alter Bekannter in neuer Gestalt 249
Professor Dr. Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik 251
Wilhelm von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik 258
Herm. Anders Krüger: Literarische Monatsberichte II. Max Treu, Bis in das Elend. — Fritz Stüber-Gunther, C. i. — Fritz Wernthal, Stille Wege. — F. Hugin, Hahn Berta. — Adolf Vögtlin, Jugendliebe. — Otto Ernst-Richard Scholz, Appelschnut. — Arthur Bonus, Rätsel. — Walter Calé, Nachgelassene Schriften . . . 266
Generalleutnant z. D. E. v. Liebert: Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke 276
Stadtrat Dr. Julius Ziehen in Frankfurt a. M.: Pädagogische Umschau 284

Unsere Leser seien freundl. auf die Beilage der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. in Berlin SW. 13 (Eckart. Ein deutsches Literaturblatt) aufmerksam gemacht.



Alles Leben geht von innen nach außen. Das kann gar nicht oft genug wiederholt werden. Alle Lebensquellen entspringen im Innern — darum sollten wir auch für dieses Innere viel mehr Zeit übrig haben, als dies bei uns zu geschehen pflegt, besonders in unserer abendländischen Welt.

Nichts bringt uns so reichen Lohn, als wenn wir jeden Tag unseres Lebens für eine kurze Zeit „in die Stille gehen“. Wir brauchen das, um die Knoten in unserem Geist und in unserem Leben zu entwirren; wir brauchen es, um höhere und reinere Ziele für unser Leben zu finden; wir brauchen es, um die Dinge genau im Geist zu erblicken, auf die wir unsere Gedankenkräfte gesammelt hinlenken wollen. Wir brauchen es, um unsere bewußte Verbindung mit dem Unendlichen beständig zu erneuern und aufrecht zu erhalten. Wir brauchen es, damit der Lärm und das Getriebe unseres Alltagslebens uns nicht immer wieder die Wahrheit vergessen läßt, daß der Geist des unendlichen Lebens und der unendlichen Macht hinter allem steht und in allem und durch alles wirkt, daß dieser Geist, das Leben des Alls, zugleich das Leben unseres Lebens und die Quelle unserer Kraft ist und daß wir abgetrennt von ihm kein Leben und keine Kraft finden. Dies zu erkennen und in dieser Erkenntnis allezeit bewußt zu leben, das heißt das Reich Gottes finden, das seinem Wesen nach ein innerliches Reich ist und niemals etwas anderes sein kann.

Aus: Charakterbildung durch Gedankenkräfte von Ralph Waldo Trine. Übersetzt von Max Christlieb. Stuttgart, J. Engelhorn, 1906.

Brosamen.

Novelle
von
Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Nun warf die Frau sich lang hin und weinte in die Kissen hinein. Auch der Vater war bewegt. Er konnte nicht anders: er mußte jedem Worte Werners beipflichten. Und aus dem heißen Weinen der Frau klang doch auch so etwas wie Erlösung — wie Wehmut. Das war nicht mehr der erbitterte Jammer, der einen selbst mit ganz schwächlich machte, wenn man sein Hinwimmern hörte.

Er ließ sie weinen, ehe er all das mit ihr besprach, was ihm schon durch den Kopf ging.

Ada war naturgemäß noch einmal so reich als Aletta gewesen war, als nun einzige Erbin ihrer Mutter. Auch von seiner, des Konsuls Seite her, dessen Vermögen sonst in drei Teile gegangen wäre, erbte Ada einst bedeutender und brauchte nur mit Kurt zu teilen. Aber wem hätte man das lieber gönnen und in die Hände legen mögen, als Werner, den man schon Sohn genannt und den man lieb hatte, der ein famoser Kerl war. Tiptop von innen und außen. Man brauchte sich mit keinem neuen Schwiegersohn einzuleben. Und man erlebte nicht den verletzenden Schmerz, daß eine fremde Frau nur so über Alettas Andenken hinging.

Bei diesem Vortrag und unter Rede und Gegenrede erhob sich die Mutter an der, ihr immer deutlicher werdenden Vorstellung, daß Werner Ada rein aus Pietät gegen die Verklärte heiraten wolle. Ja, sie hatte es immer gewußt: er vergaß Aletta nie. Und nur an der Seite ihrer Schwester war es ihm möglich, dem Andenken an die Tote treu zu bleiben.

Ein einziges Bedenken blieb ihr: ob Ada auch Werner genügen könne, ob sie reif und tief genug sei, ihm wenigstens ungefähr die Lebensgenossin zu werden, die Aletta ihm gewiß geworden wäre.

Darüber war Konsul Behring einen Augenblick doch perplex. Seine alte Vorliebe schwoll mächtig auf in seinem Herzen. Aber er sagte nach einigem Besinnen:

„Werner wird sie sich schon ziehen. Und sie ist ja ein helles Kind."

Sie kamen überein, daß die Mutter der Tochter den Brief geben müsse. Der Mann hatte nämlich eine ganz ferne, leise Furcht, daß Ada imstande sei, „nein" zu sagen, schlankweg nein. Und vor dem Gedanken kehrte sein Konsul Behring-Bewußtsein wieder um, und er hing den überlegenen Familienvorstand flink wieder an den Nagel. Den Sturm, der dann entstand, mochten Mutter und Tochter allein bestehen.

Sie suchten Ada. Von der Veranda aus sahen sie unten am Gitter gegen den See das weiße Kleid.

Mit hastigen und sehr unsicheren Schritten ging die Frau den Garten hinab. Konsul Behring blieb auf der Veranda, um aus sicherer Ferne den Überblick zu behalten.

Der armen Frau flogen die Kniee. Ihr verweintes Gesicht strahlte beinah. Ihr war zu Mute, als bringe sie ihrem Kinde eine Botschaft voll Ehre und Glück und deshalb liebte sie dies, ihr Kind, plötzlich in starker Aufwallung. Und in ihrem ermatteten, fast schwindligen Kopf kreisten Gedanken — eine seltsame Täuschung, eine Doppelempfindung

machte ihren Zustand zu einem halb traumhaften: ihr war, als gehe sie zu Aletta und zu Ada — zu beiden in einer Gestalt. . . .

Und ehe sie noch ein Wort gesprochen hatte, fiel sie Ada aufweinend um den Hals.

Die stand atemlos vor Erregung.

„Er hat sich mit Marianne verlobt", dachte sie.

Und sie fand plötzlich, daß Mutter ganz recht habe, darüber vor Gram und Eifersucht zu vergehen.

Zwei Minuten später hatte sie aber gelesen, was Werner schrieb:

„Liebe Ada, willst Du mich zum Mann? Verzeih mir, daß ich es brieflich frage. Aber bei der besonderen Sachlage mußte ich ja zunächst an Mutter mich richten. Eine Rücksicht, die Du verstehen wirst.

Ich habe Dich sehr lieb. Und nach dem tragischen Ende meiner ersten Verlobung kann ich mir nur noch mit Dir ein heiteres und glückliches Leben vorstellen. Wir haben uns doch immer sehr gut vertragen. Du wirst es mir auch nicht verwehren, daß ich Aletta ein treues Gedenken bewahre. Du wirst mir aber auch glauben, daß ich mich innigst bestreben will, Dich glücklich zu machen.

Dein Werner."

„Ada — liebe, süße Ada", sagte die Mutter zitternd. Ihr Kind stand so blaß und stumm. So überwältigt. . . .

Als wage sie nicht die Hand auszustrecken nach Alettas Eigentum — schien es.

„Mein süßes Kind!" Der Anruf ward zum Ton heißer Sorge und Zärtlichkeit.

Und an diesem Anruf zerbrach Adas Erstarrung. So lange, so lange hatte sie den Klang nicht mehr vernommen.

„Mutter", schrie sie glückselig auf, „Mutter" und umhalste sie leidenschaftlich.

So blieben sie lange umschlungen.

Aber die starke Aufwallung von Liebe losch wieder hin im Mutterherzen, denn mit dem Gefühl des Weibes für das Weib spürte sie, daß an ihrer Brust kein demütiges Herz weinte, sondern ein jubelndes.

Und bitter dachte sie:

„Damit sie sich so freuen konnte, mußte Aletta sterben."

* * *

Nun merkte man erst, wie still es im Hause gewesen war. Alle Schritte klappten flinker treppauf und ab, alle Stimmen klangen tönender

und alle Arbeit war vergnüglicher und flog nur so. Die Dienstmädchen trauten sich wieder zu lachen.

Und Ada wartete in ihrem Zimmer und suchte sich zu fassen, denn jeden Augenblick konnte Werner eintreffen. Ada rang mit sich, ob sie ihm gestehen solle, daß es ihr gestern, gerade ein paar Minuten, ehe sie seine Werbung bekam, klar geworden, daß sie ihn liebe, immer wohl schon geliebt habe und sich unsinnig danach sehne, ihn zu küssen. Und sie wehrte schwere Fragen von sich, wie es hätte werden sollen, wenn Aletta am Leben geblieben sei. Es war, um verrückt zu werden, wenn man darüber nachdachte. Aber vielleicht hätte sie dann einen andern Mann geheiratet, ohne sich bewußt zu werden, daß ihre Sehnsucht eigentlich nach Werner stehe.

Sie fühlte bei allem kräftigen Glücksegoismus, der sie erfüllte, doch eine leise Mahnung: zeig Mutter deine Seligkeit nicht so sehr. Gerade weil Mutter endlich, endlich wieder zärtlich gewesen war, wollte Ada gerecht und schonend sein.

Daß die Zärtlichkeit sich schon wieder mit Bitternis durchtränkt hatte, entging Ada. Teils weil sie viel zu tun hatte, um mit sich selbst fertig zu werden. Teils weil die Mutter sich hinter einer scheuen, eilfertigen Geschäftigkeit versteckte.

Das galt ohne Zweifel den festlichen Vorbereitungen. Mit Werner sollten Kurt und Laura kommen. Ada nahm an, daß man dem Mahl den Charakter einer kleinen Verlobungsféte geben würde. Sie sah Lisbeth und Kathrin ganz früh mit einem Waschkorb voll Blumen vom Dorf kommen. Am besten war es schon, sich gar nicht in den Wohnstuben sehen zu lassen, sondern oben, im eigenen Zimmer zu bleiben, um sich nachher desto dankbarer und überraschter zu zeigen. Wie in den guten, früheren Zeiten, wo Mutter strahlte, wenn sie sich abgeschuftet hatte, nur um den Ihrigen ein erstauntes Jubeln abzuzwingen.

Unterdessen fuhren die jungen Behrings mit Werner Stehle von Eutin her auf das elterliche Landhaus zu.

Die Luft war so schwer von Wärme und stark von all den Gerüchen der Stoppeln, der abwelkenden Kartoffelfelder, des vollen Hochsommerlaubes. Die Sonne blendete und der feine Staub zog fahler als Gewölk hinter den Rädern her.

Frau Laura hatte sich in ihren weißseidenen Staubmantel gewickelt, wie man sich sonst in einen Pelz hüllt, um sich gegen schneidende Winde zu schützen. Sie war in Sorgen, daß Sonne und Wind ihrem zarten und kostbaren Kleid schaden könnten. Aber in ihrem schmalen braunen

Gesicht funkelten doch die muntern Augen und sie kokettierte in aller Unschuld und aus Gewohnheit mit Werner Stehle, dem sie es nicht von fern übelgenommen hatte, daß er ihre Schwester Marianne nicht wollte. Ihre Lebensweisheit war: beim Übelnehmen kommt nie was raus.

Und auch aus Gewohnheit und auch in aller Unschuld ging Werner Stehle mit ihr, jede Herausforderung mit einer Neckerei beantwortend, wie es so der Ton ihrer, nach außen hin steifen und alles Fremde ablehnenden Kreise war.

Der junge Konsul Behring sah der kecken und fröhlich herrschsüchtigen Art seiner Frau immer höchst anerkennend zu.

Er ähnelte ein wenig dem alten Konsul Behring, aber nur im Rahmen einer allgemeinen Familienähnlichkeit. Sein Hamburger Großkaufmannstum hätte er vor keinem Kenner dieses Typs verstecken können. In guter Haltung, zugleich ein bißchen förmlich und überlegen saß er, mit einem Lordausdruck; verbindlich korrekt und mit ängstlicher Vermeidung alles geckenhaften angezogen. Er hatte dünne rote Bartstreifen auf den Wangen und in den klugen, scharfen Augen ein humoristisches Blinken.

Mit dem Zwecke der heutigen Fahrt war er sehr einverstanden; ihm war es schließlich noch lieber, daß sein Freund und Sozius Werner Stehle seine Schwester Ada nahm. Erstens blieb nun alles Behringsche Geld beisammen und der Firma gleichsam als Reservefonds und gediegen glänzender Hintergrund. Zweitens hätte es Rivalitäten gegeben, wenn aus Marianne und Werner ein Paar geworden wäre; Marianne war die ältere Schwester, Laura aber seine, des Seniorchefs Gattin.

Werner Stehle war dankbar, daß Kurt und Laura eine unbefangen freudige Haltung zeigten. Nachher würde es ja nicht ohne Rührung abgehen, und er fühlte deutlich, daß seine Stellung heute in den ersten Stunden keine ganz einfache war.

Ada hatte das Recht, einen zärtlichen Verlobten zu erwarten. Die Eltern hatten das Recht, eine würdige Erinnerung an Aletta in ihm lebendig zu finden. Er kannte die leidenschaftliche Trauer der Mutter genau und er ahnte ein starkes Temperament bei Ada.

Wie ihm so recht eigentlich zu Mute war, wußte er selbst nicht klar. Bisher hatte er nur das Vorteilhafte dieses Verlöbnisses gesehen.

Nun — die etwas verworrene und verlegene Stimmung, die es vielleicht zuerst geben werde, verwandelte sich wohl bald ins Natürliche. Das sah er voraus. Das lag alles in den Verhältnissen und Menschen und entwickelte sich ganz einfach.

Jedermann mußte fühlen: dies war die beste Lösung.

Er kannte die Familie und hatte sich mit ihr eingelebt. Er kannte ihr Vermögen und war geschäftlich mit ihren Interessen auf das engste verbunden. Aletta war ein wohlhabendes Mädchen gewesen; Ada war ein reiches geworden. Der Gedanke noch einmal all diese grauenhaften, förmlichen Feierlichkeiten von Verlobung, Brautgesellschaften, Danktoasten, Besuchen, in einer neuen Familie durchmachen zu müssen, war ihm entsetzlich. Und wenn man sich in neue Verhältnisse hinein begab, konnte man nie wissen, ob bei genauerem Zusehen die Charaktere und die Vermögen auch so abgerundet seien, wie sie von weitem geschienen.

Er war sehr verliebt in Aletta gewesen. Ihre träge Sinnlichkeit hatte ihn begehrlich gemacht. Sie gab sich widerstandslos jeder Liebkosung hin und entzündete sich allmählich an ihr. Von selbst wachte ihr Temperament nie auf. Undeutlich spürte er hierin gewisse Bequemlichkeiten und Sicherheiten.

Ihr Tod hatte ihn mit aller Verzweiflung ungestillter Begierde erfüllt. Es war gewesen, wie die jähe Unterbrechung eines Festtages, dessen höchste Freuden noch ausstehen. Der Mann glaubte es nie verwinden zu können, daß er so um den Besitz gekommen.

Kurt und Laura aber fingen schon an, ihm von „Trost" und „Ersatz" zu sprechen, als es ihm selbst fast unanständig vorkam, daran zu denken. Sie sagten, ein gesunder Mann könne doch nicht als Mönch im Leben stehen und fühlten es als ihre Pflicht, dem Trauerkult, den die Eltern trieben, entgegenzuwirken. Werner empfand es verletzend.

Eine kleine Schauspielerin, die vor seiner Verlobung mit Aletta seine gute, gewährende Freundin gewesen, knüpfte wieder mit ihm an. Er wandte sich aber rasch und voll Überdruß abermals von ihr ab. Immerhin brachte dies Zwischenspiel, in das bettelnde Blicke und pikante Erinnerungen ihn hineingezogen, sein Wesen doch wieder so in Fluß, daß er nun Kurt und Lauras Zureden wie angenehme Weisheit anhörte.

Er dachte über die ihm vorgeschlagene Marianne und andere Mädchen nach. Aber er wäre sich geradezu wie ein Komödiant vorgekommen, der noch in einem für ihn zu jugendlichen Fach auftritt, wenn er die Rolle eines Bewerbers und Bräutigams in einer unvertrauten Umwelt hätte spielen sollen. Das war damals alles so lästig gewesen. Vor einer Wiederholung solcher Äußerlichkeiten graute ihm.

Und immer klarer fühlte er, daß er gar nichts Besseres und Klügeres anfangen könne, als Ada nehmen.

Schließlich mochte er sie auch lieber leiden als alle andern Mädels.

Sie war ja gewiß ein bißchen rebellischer als Aletta, das kam von ihrer stärkeren Intelligenz. Aber er würde sie schon in die Hand bekommen. Zu dem Verlobten ihrer älteren Schwester hatte sie als Backfisch doch seinerzeit in einer Art Respektsverhältnis gestanden. Das wirkte vielleicht unwillkürlich nach.

Solche Gedanken gingen ihm durch den Sinn, als man in Staub und Hitze die Landstraße dahinfuhr. Lauras Stimmung fing an zu erlahmen. Kurt versuchte noch ein vergleichendes Gespräch über die Hühnerjagd in diesem und im vergangenen Jahr. Dann verfielen sie alle drei in Schweigen, bis das weiße Haus auftauchte. Die Bäume seines Gartens standen hinter ihm wie sein Gefolge. Es hatte so nah an der Landstraße, hinter seinem schmalen Vorgärtchen Stellung genommen, als müsse es alles überwachen, was da vorbeikomme. Sein Dach zeigte die großväterlich geräumige, gebrochene Form des Barock. Auf den schwarzen, glasierten Dachpfannen brannte die Sonne mit grellweißen Reflexen, die das Auge beizten. Oben auf dem Dachfirst stand als feine Linie vor dem saftigblauen Himmel die leere Fahnenstange.

Laura erschrak geradezu und drückte ihr Knie leise gegen das ihres Mannes. Er sah sie fragend an und sie lenkte mit ihrem Blick den seinen auf die Fahnenstange. Das war aber so undiplomatisch gemacht, daß Werner fragte, was denn los sei.

„Ach — sie haben vergessen zu flaggen."

Werner zuckte scheinbar gleichgültig die Achseln. Aber da das „Flaggen" ein kleiner Etikettsport von Konsul Behring Vater war und man im Landhause deutsche, Großherzoglich-Oldenburgische, hamburgische und mit dem Patrizierwappen der Behrings geschmückte Flaggen besaß, die je nach vaterländischen, großherzoglichen, vaterstädtischen oder familiären Gelegenheiten gehißt wurden, so mußte Werner sich auf der Stelle sagen, daß man nicht hatte flaggen wollen.

Es soll also eine Verlobung in Moll geben, dachte er etwas melancholisch.

Sie hielten im durchsonnten Staub vor dem Gitter des Vorgartens und während Konsul Behring Sohn mit dem Kutscher besprach, daß er ins Dorf fahren und sie zum letzten Zuge wieder abholen solle, nahm Werner seine und Lauras Sachen heraus: Schirme, Paletots, einen großen Karton.

In ihm war, in feuchtes Moos verpackt, ein Rosenkranz für Alettas Grab. Und in seiner Brusttasche trug Werner ein Etui, worin ein Armband für Ada auf cremefarbenem Sammet lag.

Ein seltsames Doppelgepäck. Sein Herz klopfte ihm plötzlich. Und eine beklemmende Empfindung fuhr ihm wie ein Kälteschauer über die Haut.

Unterdes begrüßte Laura auf der Schwelle schon den ihr entgegenkommenden Schwiegerpapa. Konsul Behring Vater war wie immer: ein bißchen lässig gemütlich. „Ich habs ja immer gesagt, daß er 'n ganz vernünftiger Mann ist", dachte die allem feierlichen Getue abholde Laura.

„Na und Mutter?"

„Bitte . . ."

Er öffnete eine Tür, hinter welcher seine Frau zitternd und in Tränen wartete. Sie hatte es für durchaus unangemessen erklärt, in so ernstem Augenblick ihren Kindern bis auf den Flur entgegenzukommen. Sie konnte nun auch kein Ende finden an Werners Oberarm zu weinen und drückte ihr Gesicht gegen den Stoff seines hellgrauen Anzugs.

„Wo ist denn Ada?" fragte die junge Frau mit einer stark, fast erzieherisch und strafend betonten Unbefangenheit.

„Im Garten", sagte Konsul Behring Vater, „wartet auf Werner."

Daß die Beiden sich erst einmal allein sehen müßten, war allen klar.

„Sieh Alte", sprach der Konsul wieder und hob den Karton an dem ihn umschnürenden Bindgarn hoch, „Werner hat 'n Kranz mitgebracht. Willst Du ihn nicht erst mal auspacken und solange in den Keller legen?"

Er wußte doch seine Frau zu nehmen. . . . Sie ließ auch von Werner ab.

Und der murmelte mit blassem Gesicht, daß er mal im Garten nachsehen wolle. . . .

Da stand Ada, bleich und aufgeregt, wie noch nie in ihrem Leben. Vom Warten war sie fast krank. Jede Minute war ihr gewesen, wie ein Zeitraum, der so leer, so lang ist, daß man ihn nur in Verzweiflung erträgt.

„Ob er mich wohl wirklich liebt — ob er mich wohl wirklich liebt", dachte sie immerfort.

Ihre Augen sprühten.

„Er muß!" befahl sie dem Schicksal, „ich will es — er muß. . . ."

Und vielleicht — vielleicht — vielleicht war es in seinem Herzen ebenso Tag geworden wie in ihrem . . . er wußte plötzlich, daß sie die Eigentliche war. . . .

Unter dem alten Birnbaum im weichen Schatten, nah am Ufer stand sie, den Rücken gegen die graudunkle Borke seines Stammes pressend, ohne an ihr weißes, dünnes Kleid zu denken. Sie starrte den Garten hinauf.

Da kam er durch den Mittelweg gegangen, schlank, blond und groß und stattlich in seinem hellgrauen Vormittagsanzug. Bleich sah er aus ... und er ging so hastig ... wie ein ganz nervöser Mensch.

Ada umklammerte den Birnbaum, indem sie beide Arme hinter sich streckte. — Fast wie Eine, die am Marterpfahl steht. Und sie hörte ein ungeheueres Brausen ... das war doch nicht der kleine leise faule Wind im blanken graugrünen Blättergemenge des alten Baumes?

Als Werner die weiße Gestalt sah, wurde ihm doch etwas flau zu Mut, als hätte er Lampenfieber.

Er hatte nicht darüber nachdenken mögen, mit welchen Worten er zu Ada sprechen wolle. „Das muß der Augenblick bringen", sagte er sich.

Es war doch eine merkwürdige Geschichte, so auf ein Mädchen zuzugehen, das gründlich abzuküssen, man von gestern auf heut ein Recht bekommen.

Plötzlich wallte sein Manngefühl in ihm auf. Er empfand nicht „Aletta", auch nicht „Ada". Alles verschwamm in Eins. Er empfand nur das „Weib", das junge Weib, das ihm gehören sollte, als Erstem und Einzigem.

Nun stand er vor ihr und sah große, glänzende Augen in heißer Angst ihm entgegenstarrend.

„Ada" sagte er nur, halb bittend, halb ermunternd und erfaßte ihren Arm, um sie von dem Baum zu lösen, den sie rückwärts umklammert hielt.

Da umhalste sie ihn plötzlich. Und als er sie küßte, küßte sie so glühend, so hingegeben wieder, daß er ganz benommen ward.

Sie liebte ihn. Das fühlte er. Im Grunde hatte er es auch so erwartet. Denn die kleinen Mädchen sind meist flink bereit, den zu lieben, der ihnen einen Heiratsantrag macht.

Aber diese Leidenschaftlichkeit überraschte ihn doch und berauschte ihn angenehm.

Er hätte ja auch Fischblut in den Adern haben müssen, wenn es ihn nicht ein wenig toll gemacht, als dieser prachtvolle junge Körper, den er durch das dünne Sommerkleid so deutlich fühlte, sich nah an ihn drängte. —

Sie wandelten zusammen im Garten. Sie saßen zusammen auf umbuschten Bänken. Sie schmiegten sich aneinander in der Laube, deren Raum fast schwarz unter dem schweren dunklen Grün der sommermüden Linden war.

Ada vergaß alle ihre Leiden und wie sie in fröstelnden, ungeahnten Wonnen dies bedrängende Feuer männlicher Liebkosungen über sich ergehen ließ, dachte sie in glückseligem Jubel:

„Er liebt mich — mich!“

Und dieser jubelnde Glaube mußte ihr den ganzen Tag noch über manche Minute helfen, die sonst voll harter Rätsel gewesen wäre.

Bei Tisch war sie anfangs wie auf den Mund geschlagen. Dies sollte der erwartete Festglanz der Tafel sein? In der Familie besaß man im Genuß aller materiellen Dinge eine sehr entwickelte Kultur und man speiste stets gut an vornehm hergerichtetem Tisch. Heute trug er darüber hinaus als Extrazier nur die große silberne Blumenschale, ein Familienstück. Die Rosenkränze und die schmückende Fülle von Blumen, die Ada über- und überall erwartet hatte — wie damals bei Alettas Verlobung, die in Hamburg im Winter gewesen war und wo man eine unmenschliche Menge Geld dafür ausgeben mußte — die fehlte.

Aber sie hatte doch selbst Line und Kathrin mit einem Waschkorb voll Blumen vom Dorf herkommen sehen?

Später sollte sie erfahren, wo die geblieben waren.

Nach Tisch sagte Mutter:

„Ihr werdet zu Aletta gehen wollen.“

Das wurde gesagt wie eine Mahnung, die schon geheime, schwere Vorwürfe enthält.

Natürlich, das wollte sie, das fühlte auch Ada. Das war selbstverständlich. Sie hatte es vorgehabt, heimlich mit Werner sich nach dem Kirchhof zu schleichen, vielleicht in der Dämmerung. Denn ihrem vollen Herzen wars ja so, als müsse sie dem Andenken Alettas irgendwie danken und zugleich abbitten.

Durch den Hinweis der Mutter wurde nun eine Art offizieller Trauergang daraus. Werner trug seinen Rosenkranz und Ada einen solchen von Haideblumen, die sie noch gestern Nachmittag unter mühseligem Bücken auf einem weit entlegenen Gelände zusammengesucht. Sie hatte es in glücklichem und wehmütigem Eifer getan.

Jetzt kam es ihr sehr verdienstvoll vor. Sie hatte Aletta keinen Tribut zu zollen. Sie war ein Mensch für sich, hatte ein Leben, ein Schicksal für sich und wollte ein Glück für sich.

Werner ging still neben ihr. Aber indem sie ihn so von der Seite ansah, dachte sie: es ist klüger, er zeigt nicht vor Mutter, wie er mich liebt.

Man war ja bald für sich! Daß rasch geheiratet werden mußte, hatte Laura bei Tisch aufs Tapet gebracht. Unklare, unsichere Stimmungen in der Familie waren immer das Fahrwasser für Laura: dann fühlten sich alle ihrer Befehlshaberart dankbar verbunden.

Schon von der Kirchhofspforte aus, kaum, daß man in den stillen Garten der Toten eintrat, der, wie alle deutschen Kirchhöfe einen Mischeindruck von Steinmetzhof und Kunstgärtnerei machte, sah Ada schon, wozu der Waschkorb voll Blumen gedient hatte.

Alettas Grab, ziemlich nah am Fuß der Kirche, leuchtete farbenbunt. Die Mauer aus Granitfindlingen, deren unregelmäßige Formen durch Mörtel verbunden waren, der so ein wunderlich geschlängeltes weißes Linienmuster zwischen dem blaugrau und rötlichgrau schattiertem Gestein bildete, stand als kalter Hintergrund zu dem Durcheinander der protzigen Töne auf Alettas Hügel. Es war ja die große, reiche Blumenzeit des Jahres. Lila und rot, orangenfarbig und weiß drängten sich als prunkende Flecke die Blumen durcheinander.

Sie standen neben dieser absichtsvollen Verschwendung von Blüten, mit der zähe Muttertreue und Eifersucht das Grab der Toten zur Verlobung ihrer Nachfolgerin geschmückt.

Ada rang alle erbitterten Gedanken nieder. Sie fühlte, sie müsse wohl was sagen. Irgend was Stimmungsvolles. Daß sie ihn ebenso liebe und ebenso glücklich machen wolle. Daß sie zusammen Alettas Andenken heilig halten würden.

Aber sie konnte nicht. Sie kam nicht weiter, als eben bis zu diesem Gefühl, daß wohl schöne Worte von ihr erwartet würden.

Auf eine merkwürdige, ganz unlogische Art war ihr, als entweihe sie damit die heiße Stunde von vorhin im Garten. . . .

Werner sah vor sich hin und quälte sich mit dem Bewußtsein ab, daß er gerade hier, an dieser ernsten Stelle was Feierliches sagen müsse; ein Versprechen abgeben, Ada glücklich zu machen und von dem Vorhaben reden, Alettas Andenken heilig zu halten. Mutter hatte ihm noch mit beschwörendem Ausdruck zugeflüstert, daß er sich und Ada den Segen der Verklärten erflehen solle.

Aber er konnte gar nichts sagen. Es war so heikel, gerührt und feierlich von der verlorenen Braut zu sprechen, nachdem man sich vorhin so feurig mit der neuen geküßt.

Er seufzte leise.

Da sah Ada auf und sah ihn voll an — ganz gerade — sehr forschend . . .

Mit einer gewissen würdevollen Innigkeit umfaßte er sie und küßte sie sehr zart auf die Stirn.

Dann gingen sie: in Schweigen, wie sie gekommen, wie sie hier gewesen waren.

Man konnte dies Schweigen für ernste Gemütsbewegung nehmen. Oder auch für Vorsicht.

Das hellten sie klugerweise vor sich nicht auf. —

Ada wußte bald, daß ihr die Brautzeit nicht aus schönem Prunkbecher goldenen Wein zu trinken gäbe. Daß ihr vielmehr in diesen Wochen gallenscharfe Bitterkeiten tropfenweise beigebracht wurden, die sie nicht ohne Gegenwehr schluckte.

„Hab doch Geduld. Es sind ja bloß ein paar Wochen. Dann wird von selbst alles anders", tröstete Laura. „Schließlich sind's ja Äußerlichkeiten, und man muß doch verständig sein."

Die Äußerlichkeiten aber waren diese: Alettas ganze Aussteuer lag fertig. Jedes Wischtuch war da und jeder Strumpf, jedes Tafelgedeck und jedes Leibchen. Alles war von bester Qualität und A. B. gestickt und gezeichnet. Es wäre eine Torheit gewesen, diese wertvolle Wäscheausstattung nicht auf Ada zu vererben.

Inzwischen waren allerlei kleine Veränderungen in der Mode aufgekommen. Aber schließlich: solide Frauen gehen gerade in der Wäsche nicht nach Tageslaunen. Ada war doch keine Lebedame, sondern eine Hamburger Patriziertochter.

Ada sah sich aber um das Vergnügen und die Wichtigkeit betrogen, in Läden zu wählen und als einkaufende Braut ihre kleine Rolle zu spielen. Sie hatte damals Aletta und die Mutter einige Male bei den Besorgungen begleitet und erinnerte sich wohl, mit welcher Beflissenheit man die Kundin, die den großen Auftrag gab, bediente.

Sie wollte auch ihre Braut-Stellung auskosten vor dem Publikum der Ladendiener.

Das war ja lächerlich. Sie fand es selbst. Und fühlte doch, daß etwas Tieferes und Zarteres sich darunter verbarg.

Laura redete ihr gut zu: nach der Hochzeit könne sie sich so viel bunte Batisthemden mit echten Spitzen anschaffen wie sie wolle. Aber Ada dachte: es ist ja gar nicht wegen dieser bunten Hemden; man kann nicht alles in Worte bringen, was man empfindet.

Sie wußte eben nur: sie kam da irgendwie zu kurz.

Schließlich aber mußte sie sich wohl darein finden und tat es, weil das Vorhandensein der Wäscheausstattung eine rasche Heirat erleichterte.

Aber sie sah diesen ganzen Schatz von Leinen, der ihre Schränke füllen sollte, feindselig an.

Und sie erklärte gleich, daß sie sich die Möbel nach ihrem Geschmack, der von Alettas ganz verschieden sei, bestellen oder fertig kaufen werde.

Dies gab einen heißen Kampf. Die Möbel waren doch da. Sie standen sorgsam verpackt in Hamburg in dem jetzt von Kurt und Laura bewohnten Familienhaus und füllten da drei Flügelzimmer. Hart aneinander gedrängt hockten sie, von Stroh und Leinwand umwunden, gleich unförmigen Klumpen. Wie Auswanderergut, meinte Ada.

Fertig gekaufte Möbel waren für Konsul Behring und seine Frau mit einem undeutlichen Begriff von eilfertig hergestellter Fabrikware verbunden. Die für Aletta bestimmt gewesene hatte die Firma Reimers gemacht, deren Zuverlässigkeit schon seit zwei Generationen von den Behrings erprobt war.

Und man konnte die vorhandenen Sachen, die viel, viel Geld gekostet hatten, doch nicht auf einer Auktion verschleudern lassen. Was würden die Leute von solcher Torheit denken!

Die Vorstellung, daß man um eines Gefühls willen ein Geldopfer bringen könne, daß berechtigte Empfindungen zu schonen seien, kam diesen reichen Leuten gar nicht.

Ihre gediegene Gewohnheit: gut zu leben, ohne zu verschwenden, bäumte sich geradezu gegen den Gedanken auf, diese soliden und längst bezahlten Tische und Schränke und Betten und Stühle „umkommen“ zu lassen, wie sie es nannten.

„Nein“, dachte Ada empört, „die Brosamen von Alettas Tisch sollen nicht umkommen — ich werde damit abgespeist. Ich lebe überhaupt nur noch von Brosamen seit ihrem Tod . . . ein bißchen Elternliebe fällt für mich vom Tisch . . . ein bißchen Brautglück . . .“

Oh, wenn es denn nachher nur ein ganzes Glück würde! Ein volles Leben!

Aber das sollte sich nicht zwischen Alettas Sachen abspielen. Immer heißer ward in ihr die Furcht, daß diese unseligen Möbel, die Aletta und Werner einst unter verliebten Schäkereien bestellt, ihre Feinde, ja geradezu ihre Feinde würden. Sie konnten ein verhängnisvoller Rahmen werden, von dem umschlossen ihre Persönlichkeit mit der Alettas für den geliebten Mann in Eins verschwamm.

Sie wehrte sich mit all ihrer Heftigkeit, mit den starken Akzenten ihres Liebesrechts.

Sie stritt sich mit der Mutter und diesmal auch mit dem Vater, der es einfach für überspannt hielt, wenn man nicht rechnete.

Er, der Kaufherr, wandte sich an den Verstand seiner Tochter: die zwanzigtausend Mark, die Alettas prachtvolle Aussteuer gekostet habe, würden ihr — Ada — doch auf diese Weise einfach geschenkt; ihr Erb- und Vermögenskonto würde nun gar nicht mit einer solchen, immerhin hübschen Ziffer, für „Aussteuer“ belastet. Ihre Barmitgift fiel soviel höher aus.

Gegen diesen Vorteil blieb Ada kalt, ja schien es gering zu schätzen, daß man ihn überhaupt bedachte. Konsul Behring trumpfte endlich auf und erinnerte daran, daß er immerhin noch zu befehlen und Ada noch gar nichts zu sagen habe. Welcher Zornesausbruch dann vergrollte mit den noch ungeduldigen, aber doch schon anrufenden Worten: Herrjes, Du bist doch meine Tochter!

In diesem Punkt erwies sie sich aber nicht als solche.

Sie flehte endlich Werner an um Beistand. Und weil sie ihm nicht um die Welt eingestehen wollte, daß sie Alettas Schatten in Alettas Sachen fürchte, gab sie einen besonderen Geschmack vor, eine ausgesprochene Sehnsucht nach ganz modernen Möbeln und Farben. Er verweigerte diesen Beistand und kam mit dem von Laura ausgegebenen Wort von den „Äußerlichkeiten“.

Ihm waren es auch wirklich nur solche. Er wollte auch die Eltern nicht kränken. Er fand auch, daß man kein Geld hinauswirft, dachte an die zwanzigtausend Mark, die kein Pappenstiel seien und sagte, daß die schöne, gediegene und ganz seinem Geschmack entsprechende Ausstattung nun doch einfach vorhanden sei . . .

Ja, den Geschmack entsprechend, den er mit Aletta zusammen gehabt hatte, dachte Ada erbittert.

Aber da sie so allein ihre Wünsche verfocht, mußte sie mit ihnen unterliegen.

Bei der Besprechung der Hochzeitsfeier, die Mitte September sein sollte, kam es von seiten der Mutter zu Weinkrämpfen, von seiten der Tochter zu zornigen Tränen.

Ada wollte eine wahrhafte Feier. Mit ihren Freundinnen als Brautjungfern. Mit Lachen und Glanz. Mit einem Polterabend voll Spaß. Sie wollte nicht „weggesteckt“ werden.

Es verlangte sie danach, gleich einer jungen Königin mit ihrem Glück ihre Umwelt zu bestrahlen. Sie mußte es spüren: das war der Haupttag ihres Lebens und wollte es allen zeigen: ich liebe und bin geliebt.

Aber die Mutter jammerte, daß die arme Aletta in ihrem Grab den Hochzeitsjubel wie rohen Mißklang hören werde. Und verschwor sich in einem schlimmen Augenblick, wo sie ihre Nerven gar nicht in der Hand hatte, dann bei der Hochzeit nicht gegenwärtig sein zu wollen.

Da schwieg Ada und bekam ein hartes kaltes Gesicht, voll Trotz.

All diese erregenden und verstimmenden Dinge wurden Sonntag vormittags durchgesprochen, sobald Werner aus Hamburg eintraf.

Und dann ward er oft gedankenschwer und machte ein ernsthaftes Gesicht. Denn er fand, daß Ada sehr viel Gott weiß woher geholte, sonderbare und nicht ganz verständliche Einfälle habe und daß es da noch recht viel zu erziehen geben werde.

Sah die Mutter das, spürte sie es, so tröstete sie ihn, bat ihn strenger mit Ada zu sein und doch auch wieder Nachsicht zu haben — Ada sei eben keine Aletta. Und auf das Merkwürdigste hatte die Mutter in solchen Augenblicken ein gutes Gefühl von Liebe und Gerechtigkeit. Sie hatte Ada immer dann am liebsten, wenn sie witterte, daß die Lebende nicht imstande sei, das Andenken an die Tote auszulöschen.

Den Werner, den ihr die erste Stunde zu geben schien, fand Ada immer nur in der Einsamkeit wieder, die ihnen allsonntäglich nach Tisch beschieden war, wenn die Eltern sich zum Schlaf zurückzogen.

Dann gingen sie in den Wald. Der war wie ein weites, dunkelgrünes Land des Schweigens in der Sonnenstille dieser Hochsommerzeit.

Schwer und warm stand die Luft zwischen den Stämmen. Und den Buchen schien das goldene Licht auf die gewaltigen runden Köpfe und schoß durch allerlei seltsam geformte Löcher darin bis hinab auf das Unterholz und den rostbraunen Blätterbelag des Bodens. Der sah streckenweise aus, als lägen da Leopardenfelle, weich und glänzend.

Und in den weiten Hallen dieser von Reife durchglühten Einsamkeit drängten sie sich begehrlich aneinander.

Der starke Trieb zu ihm, den er in dem jungen Geschöpf spürte, entflammte den Mann mehr und mehr. Und mit endlosen, heißen Küssen nährten sie ineinander das schwüle Sehnen nach ihrer Vereinigung.

Von den wichtigen Fragen, auf die es ankam, war niemals zwischen ihnen die Rede. Für Ada waren auch in diesen Stunden gar keine Fragen mehr vorhanden. Sie berauschte sich dann immer wieder an dem Glauben, daß sie so geliebt sei, wie sie ihrer gradgewachsenen Seele und ihrer kräftigen Natur gemäß geliebt sein wollte.

Und auf die Liebe kam es an. Alles andere fand sich ja.

Wenn sie nur erst allein miteinander leben könnten. . . .

Wenn nur erst diese schreckliche Zwischenzeit, in welcher Aletta, wie ein Gespenst sich noch in alles drängte, vorüber sei. . . .

* * *

Und nun war die Zwischenzeit überstanden, sie waren allein miteinander. Nach einer Hochzeitsreise, die ein Leidenschaftsrausch gewesen war, kehrten sie in ihre eigene junge Häuslichkeit ein. Sie war ihnen noch kein Heim, sondern ein Theaterchen mit neuen Kulissen und neuer szenischer Einrichtung für das Schauspiel der jungen Ehe.

Ada betrat es mit unsicheren Gefühlen. Sie erwartete wohl allerlei neue Freuden in der neuen Umwelt. Aber sie fühlte auch ein Unbehagen auf sich zukommen, wie eine Drohung. Nun sollte sie ja zwischen Alettas Sachen wohnen und wirtschaften.

„Ich hätte doch meinen Willen durchsetzen sollen“, dachte Ada in einer kleinen Gedächtnisirrung. Ihr kam eben, wie allen Menschen, nachträglich die gehabte Willensfreiheit größer vor als sie gewesen war.

Während der Hochzeitsreise war Aletta niemals ein Wesen von Leben und Dasein gewesen. Nie kam ihr Name vor.

Ada hatte den Herzenstakt, ihren Mann niemals zu fragen: liebst Du mich mehr als sie? Denkst Du an sie? Denkst Du an sie?

Das, was Werner jetzt mit ihr erlebte, hatte er nicht mit Aletta erlebt.

Adas alleiniges Reich und ungestörtes Glück begann an der Kirchenschwelle, als sie diese in Kranz und Schleier überschritt.

Das Gefühl davon hatte als ein sicheres, nicht begrübeltes Wissen in ihr gelegen.

Und nun auf einmal sollte man immer wieder an Aletta denken? Das kam nur von den gehaßten Möbeln.

Keine Freude, gar keine hatte Aletta an ihren Zimmern, kein solch Besitzergefühl an Puppenstubenherrlichkeit, wie andere junge Frauen haben.

Aber sie nahm sich doch vor: Werner nichts davon merken zu lassen, bloß nicht!

Wenige Tage nach der Heimkehr kamen die Eltern. Sie hatten so vielerlei Besorgungen. Mutter mußte einen neuen Wintermantel und Kleider haben, Vater konnte in seinen Gehpelz nicht hinein. Sie gingen mit dem Plan um, den Winter in St. Moritz zu verbringen, denn für Mutters Nerven mußte einmal gründlich etwas geschehen. Das kostete viele Vorbereitungen. Und nebenbei wollten sie dann auch einmal das junge Paar besuchen.

Ada verstand nicht, daß die weitläufigen Reden, die wie lauter Entschuldigungen klangen, ein wenig der Mantel waren, mit dem die Eltern ihre Verlegenheit der selbständig gewordenen, verheirateten Tochter gegenüber zudeckten. Sie wußte auch nicht, daß alle Eltern solchen kurzen Augenblick seelischer Befangenheit zu durchleben haben, dem Kinde gegenüber, das ihnen gewissermaßen staatsbürgerlich gleichbürtig geworden — und nun eine Wissende ist . . .

Ada hing sich an das unglückliche Wort „nebenbei" und dachte, daß sie mit Freude und unerhörter Wichtigkeit sich auf den Weg gemacht hätten, wenn es sich um einen Besuch bei der jung verheirateten Aletta gehandelt haben würde.

Und als die Eltern dann kamen, gab es wieder Rührungstränen und Wehmutsaufwand.

Mutter fand die große Photographie nicht, die Werner und Aletta als Brautpaar darstellte. Und Ada begriff rasch, wonach Mutter suchte, als sie in allen Zimmern die Wände so genau ansah und wieder ansah.

Mutter lobte laut und schwärmerisch die Form der Möbel und Stoff und Farben ihrer Bezüge. Sie pries es als ein Glück, daß man Ada nicht den Willen getan. Aletta habe einen unvergleichlich vornehmen Geschmack gehabt.

Und als Ada einmal das Zimmer Werners betrat, wo Mutter es sich in einem der tiefen Klubstühle bequem sein ließ, hörte sie, daß Mutter gerade genau beschrieb, wie Alettas Grab jetzt im November immer noch einem rührenden Gärtlein treuen Gedächtnisses gleiche, daß sie es mit Koniferengrün, Vogelbeeren, Tannenzapfen und Chrysanthemen herrlich schmücke und daß Werners Kranz, den er nach seiner Heimkehr geschickt, wundervoll gewesen sei.

Ada bekam vor Schreck schwere Füße und ihr wurde so flau zu Mut, daß sie sich gleich auf den Stuhl neben der Tür sinken ließ.

Der Mann sah, wie sie sich entfärbte und wie ihre Augen groß wurden. Das ärgerte ihn.

Als die Eltern dann fort waren, schien es gerade, als hätten sie den Rausch der Hochzeitsreise in ihre Citylag getan und in ihren greisen, festen, eigensinnigen Händen mit davon getragen.

Es gab einen Anprall von Fragen und Klagen, dem Werner leidlich und als Mann von Feingefühl standhielt. War es nicht natürlich gewesen, daß er still der Toten dachte und ihr ein Zeichen sandte, gerade nach der wundervollen Zeit, die er mit seinem Weib durchlebt? Schon um den Eltern wohlzutun, hätte er's müssen. Ada sah alles ein. Aber

das Heimliche dieser kleinen Pietätshandlung gab ihr allzuviel Gehalt und Nebensinn. Wenn Werner es nur vorher mit ihr besprochen haben würde! Dies Gedenken war ihnen doch gemeinsam Pflicht und Bedürfnis. Es sei ihre Schwester, ihnen beiden nur Schwester — auch ihm sei die einstige Braut nur noch das. Und was über das gemeinsame Gedenken an die Tote hinausgehe, sei schon Raub an ihr, der Lebenden.

Sie taten bei dieser Erörterung beide ihr Bestes und glänzten vor einander mit Einsicht und Zartgefühl und verständigem Entgegenkommen.

Aber der viele angewandte gute Wille und daß er nötig gewesen, beklemmte Ada und machte ihr das Herz matt und müde, wie nach einer großen Anstrengung. Sie blieb traurig und überwachsam.

(Schluß folgt.)

Die Mondenfee.

Die Mondenfee am einsamen Weiher
Spinnt um die graue Weide den Schleier,
Spinnt ein Gespunst so fein und so lind,
Deckts über die Erde, das müde Kind.

Über die Wiesen spannt sie die Fädchen,
Da müssen tanzen die Irrlichter-Mädchen,
Müssen sich ducken und springen hervor;
Sonst spinnt sie die Mondenfee tief in das Moor.

Sie huschen und tollen und schwenken das Linnen,
Es ist ein wildes, unheimlich Beginnen
Um den Wachholder der Reigen jetzt zieht;
Hüte dich Knabe, daß Keine dich sieht;

Willst Du durchs Moor, halte rechts auf die Linde;
Siehst Du die Zweige dort schwanken im Winde?
Schau Dich nicht um und blick nicht zur Seit,
Halt auf die Linde, von dort ists nicht weit.

Der Knab' geht im Traum, er denkt an sein Mädchen
Daheim in der Spinnstub', wie schnurrte ihr Rädchen,
Ihr Haar wie der Flachs so glänzend und voll,
So schwarz ihre Augen, sein Herz schlägt wie toll.

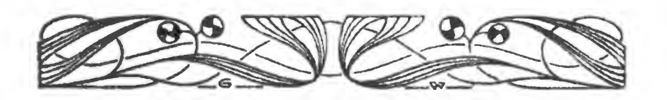
Er sieht ihren Busen so stürmisch sich heben,
Ihre Wangen erglühen, ihre Lippen erbeben;
Rot wird's ihm vor Augen, es keucht seine Brust.
Wild preßt er sie an sich in seligster Lust.

Nun eilt er die Linde am Moor zu erreichen;
Noch fühlt er die Locken die seidenweichen,
Sie schmiegen sich leise und sanft ums Gewand
Und schmeicheln und ziehn ihn mit zärtlicher Hand.

Die Härchen sie spinnen sich bis zu den Tannen,
Sie wollen das ganze Moor überspannen;
Da schaut er umher und ringsum im Kreis
Wie glänzet und funkelt es silberweiß.

Und vor ihm am Weiher dort sitzt in der Weide
Sein flachshaarig Mädchen und spinnet die Seide —
Da hält's ihn nicht länger, da stürzt er hinzu —
Dumpf gurgeln die Wasser — ein Träumer fand Ruh! —

E. Müller-Kämpfe.



Die Entwicklung der Kampfesweise unserer Infanterie seit 100 Jahren und das Exerzier-Reglement vom 29. Mai 1906.

Von

v. Pelet-Narbonne.

Ein Exerzier-Reglement bedeutet heutzutage keineswegs, wie der Titel glauben machen könnte, nur eine Vorschrift darüber, wie der einzelne Mann ausgebildet werden soll und welches die Formen sind, in denen die Truppe zu üben ist. Nach Inhalt und Gliederung würde die Bezeichnung „Ausbildungs- und Gefechtsvorschrift" zutreffend für die neueren Reglements sein, und der zu lange Titel mag wohl allein die Ursache sein, weshalb man sich bei Neubearbeitung der Vorschrift nicht entschlossen hat, das Fremdwort durch eine zutreffendere deutsche Bezeichnung zu ersetzen.

Die Tatsache aber, daß die neue Vorschrift die Kampfweise der schlachtentscheidenden Waffe regelt und auch für das Zusammenwirken mit den anderen Waffen die Gesichtspunkte festlegt, gibt ihr ein über die eigentlichen militärischen Kreise hinausragendes Interesse, gibt sie doch in gewissen Grenzen die Quintessenz dessen, was nach der neueren Kriegserfahrung und der Wirkung der Feuerwaffen bei uns für zweckmäßig in Gefechtsausbildung und Gefechtsführung gehalten wird. Neue Waffen, neue Taktik ist ein unbezweifelt richtiger Grundsatz, die Feuerwaffen drücken dem modernen Gefecht so unbedingt den Stempel auf, daß sogar eine Kampfweise, die noch im Feldzuge von 1870 zum Siege führen konnte, heute der Truppe zum Verderben gereichen würde.

So bedeutungsvoll für den Erfolg die Betätigung des Geistes ist, in dem solche Vorschriften verfaßt sind, so haben wir andererseits in der Kriegsgeschichte doch auch Beispiele, daß der Sieg von Truppen errungen worden ist, die mit einer ganz unzulänglichen, ja die Verhältnisse des scharfen Gefechts nicht berücksichtigenden Vorschrift ins Feld gerückt waren. So wird der Mißerfolg der Preußen in den Oktoberschlachten 1806 häufig zum großen Teile dem veralteten Exerzier-Reglement zugeschrieben. Dabei übersieht man, daß das französische Exerzier-Reglement für die Infanterie

ebenso veraltet war wie das preußische, indem es wie dieses auf den Vorschriften des Großen Friedrich beruhte. Der Unterschied bestand in der Art, wie die Truppe die Vorschrift benutzte, indem bei den Franzosen, dank einer mehrjährigen Kriegserfahrung, gewohnheitsmäßig veraltete Formen nicht in Anwendung gebracht und durch zweckmäßigere ersetzt wurden. So wendeten die Franzosen z. B. die Kolonne, die bei den Preußen nur außerhalb des Gefechtsfeldes in Gebrauch war, auch auf diesem selbst an und machten einen größeren Gebrauch von dem Schützenfeuer, das die preußischen Linien wohl belästigt hat, aber, was sich durch das nur langsam zu ladende Gewehr erklärt, keineswegs entscheidend gewesen ist.

Als man nach dem Tilsiter Frieden an die Wiederaufrichtung des Heeres ging, war eine der ersten Arbeiten der Reorganisation die Schaffung eines neuen Reglements für die Infanterie. Da in der Reorganisationskommission, der Scharnhorst vorsaß, sich Männer wie Gneisenau und Grolmann befanden, so wurde in dem Reglement von 1812 eine Vorschrift geschaffen, die in knapper Form das, und nur das, gab, was nach der so frischen Kriegserfahrung der Truppe not tat. Dies Reglement war für seine Zeit eine ausgezeichnete Vorschrift, ideal insofern, als die Truppe vor dem Feinde nichts von dem abzustreifen brauchte, was sie im Frieden gelernt hatte. Das Schützengefecht hatte durch diese Vorschrift eine wesentlich größere Bedeutung gewonnen, war zunächst auch nur das dritte Glied dafür bestimmt, so konnte doch, wenn nötig, auch die ganze Infanterie tiraillieren. Zugleich gelangte nach französischem Vorbilde das Korrelat zum Schützengefecht, die tiefe Angriffskolonne zur Einführung. Mit diesem ausgezeichneten Reglement kämpfte die preußische Infanterie die Freiheitskriege durch.

Kennzeichnend dafür, wie leicht man im längeren Friedensdienst den Blick für das verliert, was im Kriege möglich ist, ist es, daß bald nach dem Pariser Frieden Stimmen laut wurden, denen das Reglement von 1812 zu knapp war; es hatte zu wenig Formen, in denen die Exerzierkünstler ihre brotlose Kunst zeigen konnten. So ergingen eine Menge von Zusätzen und Bestimmungen, die jenem Bedürfnis einer Revuetaktik im Gegensatz zur scharfen Taktik Rechnung tragen sollten. Schon 1820 bestimmte Friedrich Wilhelm III. eine Kommission unter dem Vorsitz des Prinzen Wilhelm, des späteren Kaisers, die das Reglement von 1812 durch die seitdem ergangenen Bestimmungen ergänzen und danach eine neue Auflage einleiten sollte. Ihre Vorschläge erhielten indessen zunächst keine praktische Geltung, vielmehr verging noch ein Vierteljahrhundert bis

zur Herausgabe eines neuen Infanterie-Exerzier-Reglements, desjenigen vom 25. Februar 1847, dessen Weisungen noch lange Jahre nach den siegreichen Kriegen, durch die das Deutsche Reich geschaffen wurde, in Geltung waren. Und doch war die Vorschrift schon veraltet, als sie erschien, indem nicht einmal der veränderten Bewaffnung Rechnung getragen war, die mit der Einführung des Zündnadelgewehres bereits begonnen hatte. Eine größere Zahl von veralteten, teils überflüssigen, teils im Feuer moderner Gewehre nicht anwendbaren Formen ward eingeführt bezw. beibehalten, Formen, die sich besonders im Feldzuge von 1870 im Feuer des dem Zündnadelgewehr überlegenen Chassepotgewehres sehr nachteilig bemerklich machten und erst nach blutigen Erfahrungen im Laufe des Feldzuges abgestreift wurden. Wie die Franzosen 1806 trotz ihres veralteten Reglements von Sieg zu Sieg schritten, so die preußische Infanterie 1870/71. Wie dort zeigt sich auch hier, daß ein mangelhaites Reglement noch nicht unbedingt ein Hindernis des Sieges bildet, wenn nur Führung und Truppe es im modernen Geist zu gebrauchen weiß. Einen nicht zu unterschätzenden Vorzug hatte aber das Reglement, indem es der Kompagniekolonnentaktik die Wege öffnete, so daß nicht mehr das Bataillon als taktische Einheit galt, sondern die Kompagnie, was sich besonders im Feldzuge von 1866 wirkungsvoll erwies, indem wir mit den biegsamen Kompagnien gegen die schwerfälligen österreichischen Bataillonskolonnen operierten und so die Überlegenheit unserer Bewaffnung zur Geltung brachten.

Nach fast 30 Jahren, erst im Jahre 1876 erfolgte ein Neuabdruck des Exerzier-Reglements vom Jahre 1847 „unter Berücksichtigung der bis zum 1. März 1876 ergangenen Abänderungen", der zwar moderner Fechtweise die Pforten des Exerzierplatzes öffnete und die Möglichkeit bot, kriegsmäßig zu üben, aber eine große Zahl überalterter Formen beibehielt. Unsicherheit und Mehrarbeit waren die Folge, und wenn auch die auf moderner Anschauung aufgebauten Bestimmungen der Felddienstordnung sowie der Schießinstruktionen in den „Grundsätzen für die Verwendung des Gewehrs" gesunde taktische Lehren gaben, so wurde doch der Mangel an taktischer Übereinstimmung nicht eher beseitigt, als mit dem Erscheinen des Reglements von 1888, dessen Bearbeitung noch Kaiser Friedrich III. in seiner kurzen Regierungszeit befohlen hatte. Diese von der Truppe sehnlichst erwartete Vorschrift bahnte zuerst eine wirkliche Feuertaktik an, räumte mit einer großen Zahl veralteter Formen auf und hielt sich wie das Reglement von 1906 von jedem Schema frei. An seiner Spitze steht der jetzt in unsere Vorschriften allgemein aufgenommene Leitsatz

„daß im Kriege nur Einfaches Erfolg verspricht"; die wichtigste Reform war die Bestimmung, daß die Aufstellung, statt wie bisher in drei Gliedern, stets zweigliedrig sein sollte, die Kompagniekolonnentaktik wurde weiter ausgebildet, einheitliche Bewegungen in geschlossener Ordnung schlossen im allgemeinen mit dem Bataillon ab. Von höchster Bedeutung war die Einfügung eines zweiten Teils „Das Gefecht". Hier wird es zum ersten Male ausgesprochen, „daß das Infanteriegefecht der Regel nach durch die Feuerwirkung entschieden wird" und daß „der Schützenschwarm die Hauptkampfform der Infanterie ist". Den offensiven Geist, der die Vorschrift beherrscht, kennzeichnet der Satz: „Nur unaufhaltsames Streben nach vorwärts mit wohlüberlegter Vorbereitung durch Feuer verbürgt den Erfolg, Zurückgehen ist gleichbedeutend mit der eigenen Vernichtung."

Dieses Reglement war eine wahrhaft erlösende Tat, durch die die deutsche Infanterie auch bezüglich ihrer Ausbildungsvorschrift an die erste Stelle unter den Heeren trat. Dasselbe im Felde zu erproben, ist uns erspart geblieben. Die Japaner aber, die es im Mandschurischen Kriege nicht sklawisch, sondern seinem Geiste nach und in Anpassung an die Verhältnisse angewendet haben, haben mit ihm ihre Siege erfochten, die Engländer, die sich im Burenkriege seine Formen als Richtschnur nahmen, ohne in den Geist der Vorschrift einzudringen und den besonderen Umständen des dortigen Kampfes Rechnung zu tragen, dagegen erlitten Niederlagen.

Wir haben hier ein neues Beispiel dafür, daß die Bedeutung einer Gefechtsvorschrift vornehmlich in dem Geiste liegt, mit dem sie Anwendung findet.

So vortrefflich das Reglement von 1888 für die Zeit war, in der es erschien, so waren doch Wandlungen eingetreten, die das Bedürfnis nach einer neuen Vorschrift hervorriefen. Es waren dies die Einführung des rauchschwachen Pulvers und die weitere bedeutende Vervollkommnung der Feuerwaffen. Ferner hatte die endgültige Einführung der zweijährigen Dienstzeit erkennen lassen, daß die Ausbildung des Infanteristen noch mehr zu vereinfachen und mehr auf das Kriegsmäßige zu beschränken sei. Dazu traten die Erfahrungen des Burenkrieges und des russisch-japanischen. War man auch nach einiger Zeit fehlgreifenden Tastens zu der Ansicht gekommen, daß besonders die Erfahrungen des Burenkrieges in Rücksicht auf die Eigenart des Gegners der Engländer und des Kriegstheaters nur in beschränktem Sinne auf europäische Verhältnisse anwendbar und daß die Erfahrungen auf dem

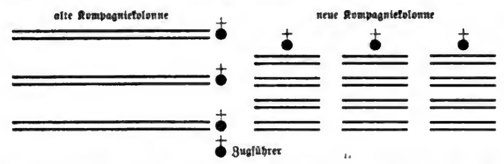
mandschurischen Kriegsschauplatz auch nicht ohne weiteres für uns verwertbar seien, so sind diesen Ereignissen nichtsdestoweniger wertvolle Lehren entnommen worden. Beides also, die veränderten Waffen wie die Erfahrungen dieser Kriege, verlangten für die Hauptwaffe unseres Heeres eine neue Gefechtsvorschrift.

Ihre Abfassung ist in einem Sinne gelungen, daß den Offizieren, die sich dabei betätigt haben, der wärmste Dank der Armee und des Vaterlandes gebührt.

„Drill und Erziehung" müssen nach einem geflügelten Worte Kaiser Wilhelms des Großen gemeinsam wirken, um den Soldaten heranzubilden. Mit der zunehmenden Intelligenz unseres Ersatzes tritt die Bedeutung der Erziehung immer mehr in den Vordergrund, die Franzosen kennen den Drill kaum, und doch macht die Truppe bei ihren Gefechtsübungen einen trefflichen Eindruck. Es spricht hier nationale Eigenart mit. Wir brauchen vor allem den „Gefechtsdrill", der alle mechanischen Fertigkeiten umschließt, deren der Kämpfer als Schütze bedarf. Der „Drill" bewirkt, daß ihm diese so in Fleisch und Blut übergehen, daß er sie auch in der Todesgefahr gewissermaßen mechanisch ausführt, und daß der Schütze z. B. dem Zuruf „Sprung! Auf! Marsch! Marsch!" zum Vorstürmen ohne Bedenken Folge leistet, weil er es nicht anders kennt. Ein gewisser Paradedrill ist aus äußeren Rücksichten auch nicht ganz zu entbehren. Das Reglement kennzeichnet seine Bedeutung, wenn es in der Einleitung betont, „daß im Kriege nur Einfaches Erfolg verspricht", es sich daher um die Erlernung und Anwendung einfacher Formen handelt, die bis zu voller Sicherheit eingeübt werden müssen. Alle Künsteleien sind untersagt. „Nebenher," heißt es, „gehen parademäßige Übungen usw."

Ganz im Sinne dieser Festsetzung liegt die Bestimmung, daß die Exerzierschule mit der Kompagnie zum Abschluß gelangt. Endgültig fällt damit das Bataillons-(Regiments- und Brigade-)Exerzieren fort. Diese höheren Truppenverbände üben nur noch das Gefecht, der Zeitgewinn für die kriegsmäßige Ausbildung ist erheblich. Das Laden und Schießen wird nicht mehr griffemäßig ausgeführt. Wichtig als Erleichterung gegen früher ist die Neueinteilung der Marscharten. Man unterscheidet den Exerziermarsch (Stechschritt) bei der Ausführung schulmäßiger, geschlossener Formen, zur Erweisung von Ehrenbezeugungen und zur Parade, den Marsch im Gleichschritt auf das Kommando „Rührt Euch", worauf das Durchdrücken der Knie aufhört, und nur neben guter Haltung Schrittweite, Tritt und Zeitmaß beibehalten werden.

Bedeutsam für die geschlossene Ordnung ist die Beseitigung der Begriffe Inversion und Normalstellung in der Kompagnie, wodurch diese wesentlich beweglicher und freier geworden ist. Die Formen der Kompagnie haben bedeutsame Änderungen erfahren. Sie wird zunächst in Gruppen zu vier Rotten eingeteilt und dann in drei Zügen, die in der neuen Kompagniekolonne mit wechselnden Zwischenräumen nebeneinander stehen. Ein Vergleich mit der alten Kompagniekolonne (siehe die Zeichnung) läßt ohne weiteres erkennen, daß die jetzige Form, da sie



eine gewissermaßen harmonikaartige Verwendung gestattet, die Vorteile größter Beweglichkeit im Gelände, hoher Gefechtsbereitschaft und bequemen Marschierens der Mannschaften verbindet. Die frühere Kompagniekolonne ist als „Zugkolonne" beibehalten. Die Zeichnung läßt auch ersehen, daß bei der jetzigen Form die Zugführer, diese wichtigsten Stützen des Kompagnieführers, zur größeren Geltung kommen. Bei Einführung dieser Kompagniekolonne, die die Franzosen seit 1904 ebenfalls als ligne de sections à quatre kennen, haben die Erfahrungen des Mandschurischen Krieges besonders mitgewirkt, indem die Japaner ihre Infanterie zweiter und dritter Linie meist in dieser Form vorführten.

Nachdem hiermit das wesentliche des Abschnittes über die geschlossene Ordnung angeführt wurde, betrachten wir kurz das in dem Abschnitt „Geöffnete Ordnung" Gesagte. Hier braucht man den Drill nicht mehr, doch sein Erzeugnis gepaart mit Nachdenken und selbständigem Handeln. In diesem Geiste wurde die geöffnete Ordnung verfaßt, so heißt es auch Nr. 146: „Grundlegend für die Ausbildung ist, daß das Wesen über die Form gestellt wird". Wichtig für die heut bei uns leider noch schwebende Frage einer Reform der feldmäßigen Bekleidung ist es, daß auch in dieser Vorschrift, dort, wo die Einzelausbildung der Schützen behandelt wird, der Hinweis auf den hohen Wert einer möglichst unscheinbaren Bekleidung im Kriege sich findet.

Der zweite Teil „Über das Gefecht" zeigt schon insofern einen wesentlichen Fortschritt, als hier nicht lediglich das Gefecht der Haupt-

waffe, losgelöst von den Beziehungen zu den anderen Waffen, behandelt wird, sondern Grundsätze für die Führung und das Verhalten zu den anderen Waffen gegeben werden. Zwar besprach auch das alte Reglement eingehend das Gefecht einer selbständig kämpfenden Truppe (Detachementstaktik), berührte aber nicht den Kampf einer beiderseits angelehnten Truppe (Schlachtentaktik). Auf die Wichtigkeit einer gründlichen Übung dieses Kampfes weist die neue Vorschrift nun ausdrücklich hin. Er ist der häufigste und erfordert geschickteste Geländebenutzung.

Herrlich wird in der Nr. 266 die Aufgabe des Offiziers im Gefecht gekennzeichnet, hier heißt es:

„Der Offizier ist das Vorbild seiner Leute; sein Beispiel reißt sie mit vorwärts. Er hält die Truppe in schärfster Manneszucht und führt sie selbst nach gewaltigen Anstrengungen und schweren Verlusten zum Siege. Seinen Leuten soll er ein treuer Helfer sein, der mit ihnen Freud, Leid und Entbehrungen teilt und so ihr unbedingtes Vertrauen erwirbt. Zu so hoher kriegerischer Aufgabe muß sich der Offizier schon im Frieden durch Selbstzucht stählen und vorbereiten."

Welch hohe und ideale Auffassung von den Pflichten des Offiziers!

Träger des Kampfes ist nach der neuen Vorschrift grundsätzlich der Zug, der Gruppe und ihrem Führer wird ein hoher Grad von Selbständigkeit zugewiesen. So ist eine große Geschmeidigkeit dem Infanteriekampfe charakteristisch und die Anpassung an das Gelände tritt in den Vordergrund.

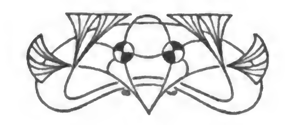
Durch das ganze Angriffsverfahren weht, wie schon im Reglement von 1888, ein frischer kühner Zug. „Der Angriff besteht in dem Vortragen des Feuers an den Feind, nötigenfalls bis auf die nächste Entfernung. Im Sturmlauf mit der blanken Waffe wird die Überwindung des Gegners besiegelt." Hier finden wir wieder eine Erfahrung des letzten Krieges verwertet, der gezeigt hat, daß es, was bezweifelt wurde, bei energischem Willen auch heut noch möglich ist, das Feuer bis auf die nächsten Entfernungen heranzutragen, und daß auch heut nicht selten der Bajonettkampf die Entscheidung bringen wird. Kein errungener Erfolg soll wieder aufgegeben werden. Festhalten in der befohlenen Stellung bis zum Sterben wird gefordert. Jede Schematisierung des Angriffsverfahrens ist verboten. Heran bis an den Feind ist die Losung, das „Wie" ist der Truppe überlassen.

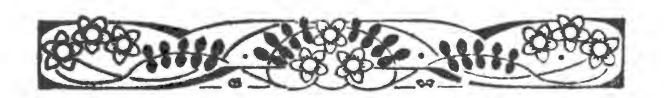
Die große Bedeutung der Umfassung in Verbindung mit dem frontalen Kampf wird noch stärker als bisher betont und die Benutzung der Dunkelheit, deren Schwierigkeit übrigens nicht verkannt wird, zum überraschenden Auftreten empfohlen.

In der Verteidigung wird darauf hingewiesen, daß Feldbefestigungen, die dem Gegner durch ihre Anlage das Erkennen der Stellung erleichtern, einen großen Teil ihres Wertes verlieren, auch vor vorgeschobenen Stellungen, die, wie wieder der letzte Krieg gezeigt hat, leicht zu Teilniederlagen führen, wird gewarnt.

Zum Schluß erörtert das Reglement eine wichtige Neuerung, den Kampf der Infanterie in Verbindung mit den anderen Waffen.

Der in den wenigen Blättern gegebene aphoristische Rückblick auf die Vorschriften für Ausbildung und Kampf unserer Infanterie wird den Leser haben erkennen lassen, in welchem Maße die Anforderungen an die Intelligenz und Selbsttätigkeit, selbst der unteren Führer und des einzelnen Mannes, gestiegen sind.





Die Wirkung des russisch-japanischen Krieges auf die ostasiatischen Seeinteressen.

Von

Ludwig Riesz.

II.

Wenn wir uns jetzt den Folgen des Krieges zuwenden, die sich in den 18 Monaten seit dem Friedensschluß von Portsmouth bemerkbar gemacht haben, so handelt es sich mehr um prinzipielle Fragen, die in der friedlichen Weiterentwicklung auf Grundlage des erreichten Resultats gegeben sind und die noch lange die Aufmerksamkeit beschäftigen werden.

Wenn wir von allen vorübergehenden Komplikationen der Politik mit ihren Bündnissen, Ententes cordiales und Preßfehden absehen, so erscheint die Bedeutung des Friedens von Portsmouth erst in ihrem wahren Lichte. Er gibt dem Inselreiche Japan die territoriale Sicherheit, der es bedarf und die es von 1875 bis 1904 durch Rußlands koloniale Expansion im fernsten Osten bedroht sah. Vom 20. Breitengrade ab, also noch innerhalb der heißen Zone, bis hinauf zum 50. Parallelkreis, auf dem in Europa Mainz und die äußerste Südspitze Englands liegen, wo aber in Ostasien bereits die mehrmonatige Vereisung aller Seehäfen beginnt, ist jetzt die ganze Ostseite der asiatischen Randmeere der japanischen Oberherrschaft unterworfen. Das gilt im ganzen Umfange von dem Ostchinesischen Meer, da Japan die Insel Formosa und die Riukiuinseln besitzt; von dem Gelben Meer, an dessen Ostküste Korea den Japanern als Vasallenstaat zugefallen ist, vom japanischen Meere, da jetzt auch der südliche Teil von Sachalin japanisch ist und vom Ochotskischen Meere in seinem südlichen Teile, wo die 1875 von Rußland abgetretenen Kurilen den Ostrand bilden. Die wichtigsten Schlüssel seines Hauses hat Japan erst durch den Frieden von Portsmouth in seine Hand bekommen: die Koreastraße und die La Perousestraße zwischen Sachalin und der großen Nordinsel des eigentlichen japanischen Inselreiches. Damit hat Japan sich den Territorialbesitz erkämpft, dessen es zur Sicherung seiner nationalen Existenz bedarf. Durch die Pachtung von Port Arthur ist außerdem auch der Golf von Petschili,

der die Verbindung der Hauptstadt Chinas, Peking, mit dem Weltmeer vermittelt, ein japanischer See geworden.

Wenn man sich klar machen will, ob Japan mit dem, was der Krieg gebracht hat, zufrieden sein konnte, so braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, was die japanische Diplomatie in den langen Verhandlungen vom Juli 1903 bis Februar 1904 verlangt hatte. Hätte sich Rußland damals entschließen können, mit Japan als einer Großmacht auf dem Fuße der Gleichheit ein Kompromiß zu schließen, so hätte sich Japan mit dem strategischen Besitz der Koreastraße begnügt. Der Preis seiner Siege brachte ihm darüber hinaus auch die La Perousestraße im Norden und den Vorsprung in der Beherrschung des Golfes von Petschili, den Rußland seit 1898 besessen hatte. Damit wurde Japan aus einer anerkannten Großmacht die tatsächliche Vormacht für ganz Ostasien, etwa in demselben Sinne, wie es beinahe gleichzeitig die Vereinigten Staaten für Mittel- und Südamerika geworden sind. Die Konfiguration der Randmeere längs des asiatischen Kontinents bringt es nun einmal mit sich, daß Ostasien bereits an der Straße von Malakka beginnt. Daran ist nichts zu ändern und darauf beruht die weltgeschichtliche Bedeutung des russisch-japanischen Krieges, dessen entscheidende Schlachten ja eigentlich auf einem sehr eng begrenzten Gebiet weit im Norden in und um Port Arthur bis nach Mukden und bei Tsushima erfolgten.

Außer den Opfern an Menschenleben, die dieser Krieg den Japanern gekostet hat (es waren beinahe 86 000 Tote, also 11 000 mehr, als wir 1870/71 zu betrauern hatten), ist Japan als Nachwirkung dieses Krieges aber auch eine Schuldenvermehrung des Staates um 3 ½ Milliarden Mark verblieben. Eine Kriegskostenentschädigung konnte die japanische Regierung in Portsmouth bekanntlich nicht erlangen. Da Japan diese Riesenschuld in 30 Jahren abzahlen will, so sind jährlich 229 Millionen Mark für den Zinsendienst aufzubringen, d. h. über 5 Mark pro Kopf der Bevölkerung Kriegskostenlast jährlich 5 Mark pro Kopf vermehrter Leistung an den Staat, also 25 Mark pro Familie, das wäre auch bei uns eine schwerempfundene Last; nun erst in Japan, wo der Wohlstand im Durchschnitt kaum ⅕ so hoch ist wie bei uns, wo das Einkommen per Kopf der Bevölkerung noch nicht 100 Mark, für eine Familie von 5 Köpfen noch nicht 500 Mark durchschnittlich erreicht. Japan hat deshalb die Steuern gewaltig erhöhen und neue sogenannte Kriegssteuern einführen müssen, die auch nach dem Frieden ruhig weiter erhoben werden. Monopole wie das Salzmonopol, Zollerhöhungen (im Oktober vorigen Jahres bereits die dritte Erhöhung des ganzen Tarifes in den letzten 3 Jahren),

die Verstaatlichung der Eisenbahnen müssen mithelfen, die Staatsfinanzen über Wasser zu halten. Von 1902/3, dem letzten vom Kriege noch nicht beeinflußten Budgetjahre, bis 1906/7, dem ersten vollständigen Friedensetat haben sich die Staatsausgaben Japans genau verdoppelt: vorher 525 Millionen, jetzt 1050 Millionen. Zu diesem post bellum Finanzplan sagt daher unser angesehenstes deutsches Handelsblatt: „In der Tat eine beispiellose Belastung des Staates, angesichts derer man dem Bericht zustimmen muß, wenn er hinzufügt, daß das Ausbleiben schwerer Komplikationen nur der Loyalität und dem Patriotismus der ganzen Nation zu danken war. Dessen wird es auch weiter bedürfen."

Sollte Japan sich an diesen Zinszahlungen nicht verbluten, die nach dem Kriege alljährlich den Staatshaushalt um $^{2}/_{5}$ des ganzen Ausgabeetats von 1903 anschwellten, so mußte die Steuerkraft des Volkes entsprechend gehoben werden. Der japanische Finanzminister Sakatani, dem die Aufgabe zufiel, seine Landsleute auf die neue Bahn regerer Produktivität zu leiten, mußte dabei immer wieder betonen, daß die Erwerbsquellen, die auch in kommerzieller und industrieller Beziehung Japan zu einer Großmacht erheben sollen, im Meere, auf dem Meere und über See, speziell in Korea, der Mandschurei, China, Ostasien, Australien und dem Gegengestade des großen Ozeanes an den Westküsten von Nord-, Mittel- und Südamerika gefunden werden müssen. Im Meere winken dem neu erstarkten Japan noch unermeßliche Schätze der Fischerei, auf dem Meere gilt es die Frachteinnahmen des Welthandels und den Gewinn des Passagierverkehrs in größerem Umfang an japanische Reedereien zu ziehen, über See konnten Sachalin, Korea und die südliche Mandschurei als japanische Kolonialgebiete entwickelt, China und Siam als Absatzgebiet der japanischen Exportindustrie gewonnen werden, in Australien, Mexiko, Peru und Chile lohnender Erwerb für japanische Auswanderer erschlossen, an der Westküste von Kanada und den Vereinigten Staaten die bereits bestehenden Verbindungen erweitert werden, schließlich aus den wohlhabenden Kreisen aller Länder Europas ein viel stärkerer Strom von Touristen nach dem schönen Lande der aufgehenden Sonne gelockt werden, um Geld ins Land zu bringen. Man mußte sich ja bei einigen Punkten dieses Programms darüber klar sein, daß man dabei auch mit der Konkurrenz anderer Nationen zu rechnen habe, die in Ostasien ein Absatzgebiet für ihre Industrieprodukte haben und den auswärtigen Handel beherrschen. Aber bei den Völkern Asiens galt es für die Japaner, das erlangte Prestige möglichst schnell auszunützen, was auch die Schreier von der gelben Gefahr denken und sagen möchten. Beteiligung der am weitesten vorgeschrittenen

Völker Europas an dieser kommerziellen Expansion Japans wünschte man in der Form, daß Kapitalisten in England, Deutschland, Frankreich und Amerika den japanischen Unternehmern das Betriebskapital und die Anfangsspesen zu möglichst billigem Zinssatze vorstreckten, damit das Ziel der Vorherrschaft Japans im Güteraustausch Ostasiens und im Schiffahrtsverkehr auf dem Großen Ozean möglichst schnell erreicht würde. Daß man im Feuereifer des durch die Situation gebotenen Vorgehens mit widerstrebenden Interessen zu manchem Zusammenprall kommen mußte, hat sich in den letzten 18 Monaten ja deutlich genug gezeigt. Uns liegt daran, zu überblicken, welche Erfolge und welche Schwierigkeiten die Japaner bei diesen Versuchen einer pénétration pacifique in Ostasien und an den Gestaden des Großen Ozeans gefunden haben.

Ein sehr wichtiges Zugeständnis, das Rußland innerhalb seines eigenen Territoriums den japanischen Bevollmächtigten in den Verhandlungen von Portsmouth gemacht hat, ist bei uns sehr wenig beachtet worden, hat aber die allergrößte Bedeutung. Das ist der Artikel 11 des Friedensvertrages, durch den sich Rußland verpflichtet, mit Japan Abmachungen zu treffen, wonach an allen seinen Küsten am Japanischen Meere, im Ochotskischen Meere und im Beringsmeere, Japanern Fischereirechte überlassen werden. Aus dem Wortlaut muß man sogar schließen, daß nach Ablauf der noch laufenden Pachtungen von Russen und Ausländern nur Japaner zur Bewerbung um die Pachtung der Fischgründe zugelassen werden sollen. Japan dagegen verpflichtete sich in Artikel 10 für den abgetretenen Teil von Sachalin nur, diejenigen russischen Untertanen, die in dem neu erworbenen japanischen Gebiet der Insel wohnen bleiben und sich den japanischen Gesetzen unterstellen, in allen ihren Rechten und Geschäftsbetrieben zu belassen. In der Tat gestattete Japan seit der Besitzergreifung der Insel keinem Nicht-Japaner mehr die Ausübung der Fischerei. Die volle Bedeutung des russischen Zugeständnisses der Fischerei ausschließlich an Japaner (auf Kosten aller anderen Nationen) ist erst nach dem Friedensschluß in Petersburg erwogen worden und hat die definitiven Abmachungen noch immer hinausgeschoben. Japanische Fischerboote, die in russischen Gewässern auf Grund des Artikels 11 des Friedens von Portsmouth ihre Netze warfen, wurden von russischen Kriegsschiffen angehalten und ein Teil ihrer Bemannung, 70 Fischer, nach Wladiwostok gebracht. Es scheint jetzt aber ein Kompromiß in der ganzen Angelegenheit bevorzustehen. In Kamschatka haben japanische Fischer einen Scheinvertrag mit einem Russen geschlossen, der die Pachtung erstanden hat und sie gegen eine Abgabe Lachse und

Lachsforellen fangen läßt. Japan entschädigt die russischen Untertanen, die in Südsachalin noch fortlaufende Gerechtigkeit haben, und Rußland wird von jetzt an seine Fischgründe in den nördlichen ostasiatischen Meeren an Japaner verpachten.

In ihren eigenen Gewässern im japanischen Meere, in dem von tausend kleinen Inseln erfüllten wunderschönen japanischen Archipel und an der Ostküste der sich weit nach Norden hinaufziehenden Hauptinsel und Yessos haben die Japaner ja schon Fischgründe von einer Ergiebigkeit, wie sie sonst nirgends in der Welt vorkommt. Die kalten Strömungen, die sich von Norden her in das japanische Meer und entlang der Ostküste Yessos und der Hauptinsel ergießen, bringen die Herings- und Sardinenzüge, die Schellfische und lachsartigen Fische, zuweilen auch in ihrem Gefolge Walfische in diese verhältnismäßigen südlichen Breiten und in eine für den Fischfang bequeme Nähe der Küsten. Andererseits bringt die mächtige warme Strömung des Kuroshiwo aus den tropischen und subtropischen Meeren Thunfische und Makrelen, Bonito, Haie und fliegende Fische in endlosen Scharen. Wo die beiden Strömungen einander berühren, am Kinkasan, ist der Artenreichtum am größten und wahrhaft überwältigend. Da es meist Wanderfische sind, die aus den wenig benutzten fischreichen nördlichen Meeren kommen oder von den weiten Flächen der südlichen Meere durch die vorgelagerten japanischen Inseln mit der Strömung in engere Räume zusammengetrieben werden, so ist der Fischreichtum unerschöpflich. Fische ersetzen den Japanern die Fleischnahrung, und da ihre Menge von keiner lokalen Futterernte abhängig ist, so gibt es keine Jahre des Mangels wie bei uns in Zeiten der Fleischnot, sondern höchstens ein paar Tage oder Wochen der Knappheit an frischen Fischen, wenn Stürme den Fang unmöglich machen. Deshalb ist in Japan die Küste so überaus dicht bevölkert. Mehr als $^1/_{15}$ der ganzen Bevölkerung Japans, $3^1/_2$ Millionen Personen, lebt ausschließlich vom Fischfang und von der Bergung der sonstigen Meeresprodukte, der Muscheln und Mollusken, des Seetang, der als Reiswürze eine große Rolle spielt, der Seegurken und der Hausenblase. Außerdem hat Japan einen großen Export von Fischen und Seeprodukten nach China, von Fischöl nach Europa. In gewaltigen Massen werden die Sardinen und Heringe auf die Felder geworfen, um als Dünger zu dienen. Für die Japaner ist das Meer nicht die unfruchtbare Wasserwüste, sondern das nahrungspendende Reservoir, das nur die Mühe des Nehmens erfordert.

Man sollte nun glauben, die Japaner bedürften bei dem Fischreichtum ihrer eigenen Meere der nördlichen Fischerei gar nicht, die sie

sich durch den Frieden von Portsmouth gesichert haben. Aber Japan ist jetzt darauf aus, sich den Reichtum der nördlichen Meere für Exportzwecke nicht entgehen zu lassen. Dort gibt es noch an der Küste überall Holz, um die Lachse und Sardinen zu räuchern; an den dichtbevölkerten Küsten Japans ist das spärlich vorhandene Holz viel zu teuer für diesen Zweck. Dort im Norden erlaubt das Klima auch das Salzen der nicht gleich verwertbaren Heringe, Lachse und Sardinen. Dort winkt der ergiebige Walfischfang, die Robbenschlägerei, die Otternjagd. Durch Subventionen und Prämien befördert die Regierung diese früher ganz den Fremden überlassenen Betriebe sowie die Hochsee- und die Tiefseefischerei. Es ist ein barer Zuwachs am Nationalvermögen, den Japan damit erwirbt. An Mut und Geschicklichkeit fehlt es den japanischen Fischern nicht. Die Geräte zum Walfischfang haben sie von den Norwegern übernommen. Nicht weniger als 19 Kompanien zum Walfischfang, eine lange Reihe neuer Fischerei- und Meeresproduktesammlungsgesellschaften, darunter zwei mit 5 und 6 Millionen Mark Kapital, haben sich zur Ausnützung der neuen Lage gebildet. Den Amerikanern auf den Aleuten wird bereits bange vor der neuen Konkurrenz beim Otternfang auf dem Beringsmeer. Sie haben den Boten, die bei ihnen landeten, um Wasser einzunehmen, wie erinnerlich, einen blutigen Empfang bereitet. Wie die Amerikaner bei Neufundland, werden die Japaner ihre Fischerei bei Kamschatka und im Beringsmeer, sowie an der fischreichen koreanischen Ostküste noch viele Jahre lang nicht ohne unliebsame Störungen betreiben können. Denn was auch die Regierungen abmachen mögen, die Anwohner der Küste verstehen sich so leicht nicht dazu, daß sie den Fischfang Fremden überlassen sollen.

Wie Japan auf den weiten Flächen der früher von Rußland beherrschten nördlichen Meere Fischereigerechtigkeiten erworben hat, so hat es auch seinen Kolonialbesitz um die Südhälfte der Insel Sachalin, Korea und den südlichen Teil der Mandschurei vermehrt, zusammen ein Gebiet fast von der Größe des Preußischen Staates mit 8—9 Millionen Einwohnern. Japan hat jetzt also Veranlassung genug, ein eigenes Kolonialamt zu begründen, zumal es auch die Insel Yesso, die Kurilen und Formosa von dem übrigen Staatsgebiet wieder absondern und gemeinsam mit den neuen außenliegenden Erwerbungen unter eine einheitliche Verwaltungsinstanz bringen will. Einstweilen beherrscht es Korea durch eine Ministerresidentur, die den Kaiser von Korea berät und als Werkzeug benutzt. Dazu hat es seinen erprobtesten Staatsmann, Marquis Ito, den sogenannten japanischen Bismarck, entsandt. Er spielt in Soeul, der

Hauptstadt Koreas, eine ähnliche Rolle wie Lord Cromer in Kairo. In der Südmandschurei regiert mit unumschränkter Vollmacht der Militärgouverneur Oshima. Als Ansiedelungsgebiete für Massen japanischer Bauern kommen Korea und die Mandschurei ebensowenig in Betracht wie die Insel Formosa, auf der jetzt, 11 Jahre nach der Besitzergreifung, unter drei Millionen Einwohnern nur 50000 Japaner leben. Der Grund dafür ist, daß, wie wir sahen, die Konkurrenz mit Chinesen und Koreanern in ihren alten Heimstätten den Auswanderermassen aus Japan keine Verbesserung ihrer Lage gestattet; lieber gehen sie in Gebiete, wo die ungeschulte Arbeit besser verwertet wird, auf die Zuckerpflanzungen in Hawai, nach den Vereinigten Staaten und Kanada, nach Mexiko, Chile und Brasilien. Eher kämen die äußerst dünn bevölkerten Inseln Yesso und Sachalin als Auswandererziele für Japaner in Betracht.

Was die Japaner in der Mandschurei und Korea leisten wollen, ist die Entwicklung der natürlichen Hilfsquellen durch Großbetrieb mit Hilfe der Arbeitskraft der vorhandenen Koreaner und Chinesen und Versorgung der beiden Kolonialgebiete mit Manufaktur- und Stapelwaren en gros. Also nicht als Krämer, wie sie es etwa in unserm Pachtgebiet Shantung auch machen, sondern als Kapitalisten und Betriebsleiter, wie die Europäer, wollen sie in diesen Ländern eine Rolle spielen. Der Bergbau auf Kohlen in der Mandschurei, auf Gold und Kupfer in Korea, wie ihn früher Russen, Engländer, Amerikaner, Deutsche versuchten, der Walfischfang an der Küste Koreas, wie Graf Kayserling ihn betreiben ließ, sind Gegenstand ihrer Nacheiferung. In Korea hat sich auch die japanische Regierung gemeinsam mit dem koreanischen Hof an die Nutzbarmachung der Riesenwälder am Yalu gemacht, die den Russen seit 1902 den Vorwand zu Vorschiebungen von Truppen gaben. Zugleich haben die Japaner aber auch bereits begonnen, sich die Rohstoffe für ihre Textilindustrie in diesen beiden festländischen Kolonialgebieten zu verschaffen. Die Mandschurei soll ihnen die Wolle für ihre Tuchfabriken liefern, die den schnell steigenden Bedarf noch lange nicht decken können. In Japan ist nämlich die Schafzucht wegen eines parasitären Wurms unmöglich, dessen Eier die grasfressenden Tiere mit der Nahrung in sich aufnehmen. Im Gedärm entwickelt er sich und sucht sich einen Ausweg durch die Wand des Darms hindurchzubeißen. Bei Rindern, Pferden und Hirschen gelingt ihm das nicht; wohl aber bei Rehen und Schafen. Deshalb haben sich die 24 Rehe, die der Kaiser von Japan sich aus Deutschland kommen ließ, nicht halten können und ist an Schafzucht in Japan nicht zu denken. In den Hügeln der südlichen Mandschurei, die dem Vorrücken der japanischen

Armeen solche Schwierigkeiten machten, ist aber ergiebige Schafweide genug vorhanden, um die japanische Wollspinnerei mit Material zu versehen und sie von der Einfuhr der australischen Wolle unabhängig zu machen.

Ein ebenso großartiges Experiment wird in **Korea** gemacht. Amerikanischer Baumwollsamen hat unter der sorgfältigen Bearbeitung, die ihm die Koreaner angedeihen ließen, eine vorzügliche Ernte nach Qualität und Quantität ergeben. Man hofft sich also hier in unmittelbarer Nähe die teuersten Sorten Baumwolle zu verschaffen, die man bisher aus Amerika und Indien bezog, also ganz etwas ähnliches zu erreichen, wie wir es in unseren afrikanischen Kolonien erstreben. Dafür soll die japanische Textilindustrie die fertigen Gewebe, die in der Mandschurei und Korea gebraucht werden und die bisher fast ausschließlich aus England und Amerika bezogen wurden, nach den nahegelegenen Kolonialländern exportieren. Durch Staatsunterstützung mit Kreditvorschüssen zu billigen Zinsen, 4—4½%, ist man bereits dabei, die Konkurrenz aus dem Markte zu verdrängen. Eine Ausstellung japanischer Industrieerzeugnisse in Mukden und die Vorbereitung von Proben der bei den Chinesen und Koreanern gangbaren Stoffe in den japanischen Handelsmuseen dienen diesem Vorhaben. Ein bequemes Mittel, den Konkurrenten die Wiederanknüpfung der alten Beziehungen nach dem Friedensschluß zu erschweren, boten die Abmachungen mit den Russen über die Evakuierung des Kriegsschauplatzes. Die Generale hatten beim Waffenstillstand vereinbart, daß nur Japaner im südlichen, nur Russen im nördlichen Gebiet Zutritt haben sollten. Deshalb wiesen die Japaner die englischen Agenten zurück, die sich in der Mandschurei einfanden; die Klagen darüber im englischen Parlament mußte die englische Regierung als berechtigt anerkennen. Erst als Rußland und Japan diese Abmachungen aufhoben, d. h. vom Februar dieses Jahres ab und als Rußland sich entschloß, die für den 1. April dieses Jahres festgesetzte Evakuierung zu beschleunigen, ist die völlige Eröffnung des japanischen Gebiets erfolgt und die vielgerühmte Politik der offenen Tür zu ihrem Rechte gekommen, die seit dem englisch-deutschen Abkommen vom Oktober 1900 in Ostasien gelten soll. Japan hat sich die Ordnung der Zollverhältnisse in unserm Hafen Tsingtau für seinen jetzt einzurichtenden Freihafen Tairen zum Muster genommen.

Es wird viele Jahre dauern, ehe die Pläne der Japaner, ihre Baumwolle in erheblichem Umfang aus Korea, die Wolle für ihre Tuchfabriken aus der Mandschurei zu beziehen, sich verwirklichen. Wenn dieser ideale Zustand erreicht sein wird, bietet das von den Japanern

beherrschte kontinentale Gebiet Ostasiens wiederum ein kaufkräftiges Absatzgebiet für europäische und amerikanische Stapelartikel besserer Qualität; denn nur in den billigsten Artikeln kann Japan sich wegen seiner geographischen Nähe ein Monopol erobern. In der langen Periode der Ummandelung aber wird sich die Verschiebung der politischen Verhältnisse auch beim Wettbewerb der Nationen in der Mandschurei und in Korea darin geltend machen, daß die Japaner den Vorsprung, den sie haben, mit allen Mitteln ausnutzen. Daß die Regierung die Kapitalisten und Unternehmer zur größten Energie und Eile aufstachelt, daß sie an ihren Patriotismus und ihr Selbstgefühl appelliert, es gelte zu beweisen, daß auch auf wirtschaftlichem Gebiet die Japaner Großes leisten können und daß man die Intelligenz und angebliche kommerzielle Überlegenheit der Europäer wohl entbehren kann, liegt in der Situation. Ohne Schwung der Phantasie gibt es keine großangelegte Tätigkeit, die mit der unbekannten Zukunft rechnet. Die Devise: „Asien den Asiaten" hat nach den Siegen der Japaner eine Spannkraft gewonnen, die sich unbewußt allen asiatischen Nationen mitteilt, die früher an die Leitung durch europäische Staatsmänner, Experten, Kapitalvereinigungen gewöhnt waren. Das bekommen die Europäer bis nach Indien hin deutlich zu fühlen, und ein latenter Gegensatz zwischen den alten Residenten in den Hafenstädten ganz Ostasiens und dem Vorwärtsstreben der Japaner ist für den Unbefangenen unverkennbar. Durch die Rückwirkung der japanischen Siege auf die Völker Ostasiens ist die Stellung der Weißen als Höhenmenschen, die sie in Indien und von Singapore ostwärts genossen, ist sozusagen das Prestige der weißen Haut erschüttert. Diese weithin verbreitete Wirkung im Reiche der Gedanken ist in Ostasien schon jetzt die fühlbarste Veränderung, die seit dem Frieden eingetreten ist. Sie zeigt sich auf dem Gebiete der materiellen Interessen darin, daß die Chinesen es plötzlich unerträglich finden, daß fremde Gesellschaften in ihrem Lande Eisenbahnen bauen. Sie haben die Anteile entweder aufgekauft und die Bahnbauten selbst ausgeführt oder den Konzessionären das Bauen der ihnen überlassenen Bahnen mit allen Mitteln erschwert. Die Bahn von Peking nach Hankow ist bereits eröffnet, aber sie ist aus einer belgisch-englischen Privat- eine chinesische Staatsbahn geworden. Die deutsche Eisenbahn-Konzession von Tshinan nach Chinting ist von der chinesischen Regierung zurückgekauft worden. Ebenso die Linie von Canton nach Hankow (amerikanisch). Der Eifer der leitenden Kreise in China, die Bahnen zu bauen, gegen die sie sich früher so sträubten, muß als eine der merkwürdigsten psychologischen Wirkungen des Krieges angesehen werden.

Das große Peking-Syndikat, das bereits 20 Millionen Mark aufgewendet hat, um die großen ihm überlassenen Kohlenlager in Shansi zu erschließen, auf die Professor von Richthofen, der Gründer des Instituts für Meereskunde, schon vor 25 Jahren aufmerksam gemacht hat, rückt seit zwei Jahren nicht von der Stelle, weil der Gouverneur in Shansi behauptet, er könne bei dem jetzigen Geiste der Bevölkerung infolge des russisch-japanischen Krieges die Befehle aus Peking, den Fremden die Bergwerksarbeiten zu erleichtern, nicht ohne Gefahr eines Aufstandes befolgen. Die Gedanken stoßen noch leichter und oft sogar härter aufeinander als die Sachen.

Die Japaner haben ein entsprechendes Sprichwort: „Die Feder ist mächtiger als das Schwert“. Aber in dem Rausch der Expansionslust, die nach dem Frieden einsetzte und sich bis jetzt immer mehr steigerte, haben leitende Männer die tiefe Wahrheit dieses Wortes nicht immer beachtet und dadurch der ruhigen Entwicklung der Dinge schwer geschadet. So hat der Direktor der Nippon Yusen Kaisha, Herr Iwanaga, als der Wettkampf der Schiffahrtslinien in Ostasien im vorigen Sommer aufs neue begann, sich das Diktum entschlüpfen lassen: „Es ist die Pflicht und das Ziel der Nippon Yusen Kaisha, die Frechheit (bakko choryo) fremder Dampfer östlich von Suez in Schach zu halten, und die Herren Butterfield & Swire (d. h. die fremden Schiffahrtsagenten in China) kennen die Kraft der Nippon Yusen Kaisha noch nicht. Wenn sie sich nicht bewogen fühlen, der japanischen Handelsflotte Respekt zu erweisen, wenigstens auf den asiatischen Linien, so müßte Japans Einfluß ins Spiel kommen.“ Die Handelskammer der europäischen und amerikanischen Kaufleute in Yokohama hat daraus Veranlassung genommen, einen Protest loszulassen mit den Worten: „Bemerkungen wie diese können nur zur Verbitterung und zu rassenfeindlichen Gefühlen führen, wie sie alle wahren Freunde Japans bedauern würden.“

Die Konkurrenz der japanischen Schiffahrt gegen die fremde wurde aus zwei Gründen seit dem Frieden eine viel heftigere als sie vorher war. Erstens hatten sich, wie wir gesehen haben, infolge des Krieges so viele Schiffe in Japan aufgehäuft, daß ihre Besitzer keine Fracht für sie finden konnten. Zweitens aber hat die veränderte Subventionspolitik der Regierung den japanischen Reedereien den Kampf mit den fremden erleichtert. Während früher ein großer Teil der für Förderung der Schiffahrt gewährten Staatsunterstützungen auf die Küstenschiffahrt verwendet wurde, an der nur Japaner teilnehmen können, sagt man jetzt, bei dem Überfluß an kleinen und mittleren, nur für die Küstenschiffahrt geeigneten Dampfern bedarf es dieser Unterstützungen nicht mehr, um genügende Verbindungen zur See zu verbürgen. Nun wurden

aber nicht die Staatssubventionen um den entsprechenden Betrag verringert, sondern sie wurden sogar noch erhöht auf 13½ Millionen Mark und dieser ganze Betrag auf die Auslandslinien verwendet, so daß der Löwenanteil der Nippon Yusen Kaisha zufiel. Um ins Geschäft zu kommen, ging nun diese Gesellschaft tüchtig mit Unterbieten ins Zeug. Auf der vom Norddeutschen Lloyd betriebenen Route Hongkong-Siam ging sie um so schärfer vor, weil sich neuerdings noch eine französische Linie in diesen aufblühenden Verkehr einzudrängen suchte. Von Swatow nach Bangkok konnten eine Zeitlang Chinesen ganz umsonst fahren. Auf dem Jangtsekiang gab es bereits während des Krieges drei englische, eine deutsche und eine französische regelmäßige Linie. Jetzt kamen wieder zwei japanische dazu. Von Hankow nach Shanghai, eine mehrtägige Fahrt von 900 Seemeilen, fiel der Passagierpreis mit chinesischer Kost auf 1,60 Mark, die Frachtrate auf ⅓ des früheren Betrages. Dabei mußten die Japaner aber eine für sie sehr schmerzliche Erfahrung machen. Sie hatten eine englische Gesellschaft angekauft, die vorzügliche Landungsplätze, Speicher und sonstigen Zubehör in den britischen Konzessionen in Hankow, Kiukiang und Chinkiang besaß. Als aber nun ihre Schiffe dort anlegten, protestierte die englische Konkurrenz, daß nur Schiffe englischer Flagge dort anlegen dürften. Der englische Konsul und die Gesandtschaft in Peking nahmen denselben Standpunkt ein. Japan appellierte an die Entscheidung der englischen Regierung in London; aber auch sie entschied sich für den Ausschluß der japanischen Flagge. Die Franzosen und Russen beeilten sich, der Nippon Yusen Kaisha Landungsgelegenheiten in ihren Konzessionen anzubieten; das französische Angebot wurde angenommen. Die ironischen Bemerkungen des Direktors der Nippon Yusen Kaisha in der Generalversammlung in Tokio am 28. November 1906 über die englische Auffassung der Politik der offenen Tür im Jangtsegebiet sind ein amüsanter Kommentar zu der in der englischen Presse herkömmlichen Prahlerei über die weitherzige englische Behandlung strittiger Seeinteressen.

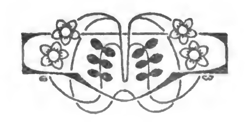
Die neuen regelmäßigen Schiffahrtslinien von Japan nach Mexiko und Chile rechnen vor allem mit der in diesen Ländern und in Brasilien erwünschten Einwanderung von Japanern als Arbeitern in den Salpetergruben, den Kaffeepflanzungen, den Bergwerken, für die Landwirtschaft und Bauunternehmungen. Bei dem Auswanderertransport rechnen die Japaner auch mit dem chinesischen Kulitransport. Eine Subvention von 2 Millionen Mark für 12 Reisen hin und zurück kommt dieser neuen Verbindung Ostasiens mit Süd-Amerika zu Hilfe. Auch die Vereinigten Staaten werden den Panamakanal in der festgesetzten Zeit

von sechs Jahren nicht zu stande bringen, wenn sie nicht Tausende von Chinesen zu Hilfe nehmen.

Für Japans Zukunftspläne hat aber kein Zweig seiner **Auswanderung** eine so große Bedeutung wie der nach den Vereinigten Staaten. Dort können junge Leute den **kühnen kaufmännischen Geist, die Methoden der Anbaumachung großer Flächen, die Baumwollkultur** und die **Viehhaltung im Großen** erlernen, außer der englischen Sprache, die als lingua franca in ganz Ostasien unentbehrlich ist. Die so vorgebildeten Japaner würden das geeignete Menschenmaterial für die Kolonisationsprojekte in der Mandschurei und Korea abgeben. In Japan haben schon viele, die ohne Mittel und in sehr niedrigen Beschäftigungen im Auslande ihren Gesichtskreis erweitert haben, nach ihrer Rückkehr in die Heimat eine glänzende Karriere gemacht. Auch Marquis Ito und Graf Inouye haben sich als Schiffsjungen die Passage nach England verdient, als sie ihre Lehrjahre begannen. Es gibt einen japanischen Staatsminister, der als Diener im Hause eines Fremden englisch lernte. Wegen der guten Aussichten nach der Rückkehr ist jetzt wieder die Auswanderung nach Kalifornien, als dem nächst gelegenen Lande amerikanischer Kultur, außerordentlich gestiegen. Beim Wiederaufbau von San Francisco bot sich ja besonders leicht Beschäftigung für jeden Arbeitswilligen, zumal für so geschickte Hände, wie die Japaner sie durchweg haben. Auch dabei ist es ja schließlich zu einem Konflikt gekommen, weil die amerikanischen Gewerkschaften sich die Konkurrenz der lernbegierigen jungen Japaner durch Benutzung des Rassegefühls vom Leibe halten wollten. Da die organisierten Arbeiter die Wiederwahl des Bürgermeisters Schmitz in San Francisco besorgt haben, stellte sich das Stadtregiment ihren Wünschen zur Verfügung. Die Zurückweisung von 64 Naturalisationsgesuchen von Japanern und die aus dem Rassenstandpunkt behandelte Schulfrage gaben das Signal zu einer anti-japanischen Agitation, die noch nicht überwunden ist. Die Stadtverwaltung hat ein besonderes Interesse, die Stimmung im Lande auf diese Fragen abzulenken, weil gegen die meisten Mitglieder eine Anklage wegen Korruption erhoben ist. Die japanischen Gastwirte gehören auch zu denen, die sich den Bestechungsansprüchen der Konzessionserteiler am energischsten widersetzen. Wenn man bedenkt, daß es sich im ganzen um 93 japanische Schüler handelt, die als Asiaten mit den Chinesen zusammen eingeschult werden sollen, so sieht man sofort, wie geringfügig das sachliche Interesse der Streitfrage für die Stadt San Francisco ist. Von diesen 93 sind allerdings 39 nicht mehr im schulpflichtigen Alter, vielmehr zwischen 15 und 20 Jahren, eben solche

Jünglinge, die möglichst schnell die amerikanische Kultur aufnehmen wollen, um ihre Kenntnisse in Ostasien zu verwerten. Japan hat in Washington durch seinen Botschafter aber den Standpunkt vertreten lassen, daß seine Staatsangehörigen gemäß dem Vertrage von 1895 mit der Meistbegünstigungsklausel nicht anders behandelt werden als die Untertanen anderer Staaten. Aus sachlichen, sittlichen und politischen Gründen hat Präsident Roosevelt diesen Standpunkt als zutreffend anerkannt und in zwei Botschaften an den Kongreß die Berechtigung Japans hervorgehoben, als Kulturnation völlige Gleichberechtigung mit jeder anderen Nation der Erde auch für seine im Ausland angesiedelten oder vorübergehend weilenden Untertanen zu verlangen.

So sehen wir denn, daß seit dem Frieden eine neue Epoche der Seeinteressen in Ostasien anhebt, weil durch die im großen Ozean augenblicklich unbestrittene Seeherrschaft der Japaner die von diesem Lande ausgehenden Einwirkungen die Situation beherrschen. Es greift alles zusammen: die Belebung des Selbstgefühls aller ostasiatischen Völker durch die ununterbrochene Reihe der Siege Japans über Rußland, die Überlassung der Fischereigerechtigkeiten und des südlichen Sachalin als Siegespreis an Stelle einer Kriegsentschädigung; die neuesten Maßnahmen der japanischen Regierung im eigenen Lande, in Korea, der Mandschurei und über See, die fieberhafte Förderung der Handelsschiffahrt und der Auswanderung, um die schwere Last der Schuldzinsen an das Ausland durch Hebung der wirtschaftlichen Kraft des Volkes erträglich zu machen. Wer sich aber regt und vorwärts strebt, muß sich auf Widerstand gefaßt machen und Gefahren nicht ängstlich vermeiden. Auch der alte Ranke erinnerte bei seinem Rückblick auf die abgelaufene Weltgeschichte an den Grundzug derselben: „Durch Seefahrten und Kriege zwischen den Nachbarn zur Entwicklung zu rufen, war nun einmal die Bestimmung des Menschengeschlechts.“





Ethische Probleme.

Von

August Messer.

1. Das Wesen des Sittlichen.

Daß es für uns ganz selbstverständlich ist, was gut und böse sei, und daß wir das Gute zu tun, das Böse zu meiden haben: das dürfte wohl für jeden von uns der Anfangszustand seiner moralischen Entwicklung sein, soweit sie ihm erinnerlich ist.

Aber für manchen kommt eine Zeit, wo es ihm auf einmal ganz zweifelhaft wird, was denn eigentlich das Moralische für einen Sinn und für eine verpflichtende Kraft habe. Häufig wird solches eintreten im Zusammenhang mit inneren religiösen Krisen. Denn es wird ja aus dem Religionsunterricht der Schule nicht selten die Überzeugung mitgenommen, nur Gott gebe den sittlichen Gesetzen verpflichtende Kraft; existiere kein Gott und keine jenseitige Vergeltung, so sei es viel klüger, sein Leben nach Kräften zu genießen und sich um die oft lästigen moralischen Gebote so wenig als möglich zu kümmern. So kann es kommen, daß einem Menschen mit seinem religiösen Glauben plötzlich auch aller sittlicher Halt zu schwinden scheint, daß ihm sozusagen der Boden unter den Füßen wankt, daß er — wenn anders er keine oberflächliche Natur ist — bange ausblickt nach einem Leitstern für sein Leben, nach einem Ziel und einer Norm für sein Handeln.

Eine Erkenntnis wird sich ihm freilich bald aufdrängen, die nämlich, daß die sittlichen Gesetze doch nicht lediglich in dem Belieben eines geglaubten Gottes ihren Grund haben können, daß sicherlich nicht alle sozusagen willkürlich von einer Gottheit den Menschen als unbequeme Last auferlegt seien, so daß sein Leben viel schöner und glücklicher wäre, wenn er sie abschüttelte. Er wird vielmehr die Erfahrung machen, daß, in zahlreichen Fällen wenigstens, ihre Mißachtung nicht erst wegen Strafen im Jenseits zu meiden sei, daß sie schon diesseitige Strafen genug nach sich zieht. Wird er nicht sein Fortkommen im Leben beeinträchtigen, wenn er die Gebote der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit mißachtet? Wird er es nicht mit Schädigung seiner Gesundheit büßen, wenn er die Tugenden der Mäßigkeit und Keuschheit gering schätzt? Wird er nicht der Achtung, Zuneigung und Hilfe seiner Mitmenschen sich beraubt sehen, wenn er sich unzuverlässig, lügenhaft, ungefällig und grob erweist? So wird er vielleicht dazu kommen, im eigenen Interesse sein Leben weiterhin gerade so einzurichten wie damals, als die Geltung der moralischen Gebote für ihn noch selbstverständlich war. Freilich wird er dabei doch das Bewußtsein nicht unterdrücken können, daß er innerlich diesen

Geboten" jetzt ganz anders gegenübersteht. Er wird sich sagen müssen: Moralisch bin ich eigentlich nicht; ich respektiere zwar die moralischen Gebote, aber nur aus dem Grunde und insoweit, als es mein persönlicher Vorteil erheischt; ich bin im Grunde nur ein kluger Egoist.

Aber mit dieser Selbstbeurteilung muß sich ihm doch die Frage aufdrängen: was ist denn nun eigentlich das Moralische, und wie kommt es, daß ich unwillkürlich solchen Wert darauf lege, ein moralischer Mensch zu sein oder wenigstens dafür zu gelten.

Eine Erwägung liegt da nahe: wenn Wesen und Bedeutung des Sittlichen nicht ausreichend dadurch bestimmt werden kann, daß man darauf hinweist, wie sehr es dem Einzelnen nützt, besteht es da vielleicht in der Förderung des Gesamtwohls menschlicher Gemeinschaften, von dem der Familie angefangen bis hinauf zu dem des Staates, ja der Menschheit?

In der Tat hat diese Ansicht, die man gewöhnlich als sozialen Eudämonismus (Wohlfahrtslehre) bezeichnet, bedeutsame Vertreter gefunden, ja man kann sagen, daß sie bis vor kurzem in der Ethik geradezu die herrschende war.

Viel umstritten war dabei noch der Begriff der Wohlfahrt selbst. Ist er hedonistisch zu fassen, als eine möglichst große Summe von Lustgefühlen, oder energistisch, als gesundes und harmonisches Sich-auswirken der menschlichen Strebungen und Kräfte? Mit Recht dürfte wohl die letztere Ansicht zu allgemeiner Anerkennung gelangt sein; denn nach der ganzen Natur des Menschen kann sein echtes Glück nicht in passivem Genießen, sondern nur in kraftvoller Tätigkeit liegen.

Aber damit, daß wir anerkennen, der energistische Begriff der Wohlfahrt sei der richtige, ist die Frage noch nicht entschieden, ob denn in der Tat das Kriterium des Sittlichen die Förderung des Gesamtwohles sei, ob also der Eudämonismus (wenigstens in seiner energistischen Ausprägung) die zutreffende Theorie vom Wesen des Sittlichen sei. Das haben wir erst noch kritisch zu prüfen.

Dabei werden wir aber gleichzeitig noch eine andere ethische Theorie mit berücksichtigen, die in naher Verwandtschaft mit der genannten steht, nämlich die des Evolutionismus. Sie besagt, Wesen und Bedeutung des Sittlichen bestehe darin, daß es die Kulturentwicklung fördere.

Ein Unterschied zwischen diesen beiden Theorien besteht allerdings. Zwar hat der energistische Eudämonismus erkannt, daß das Streben des Menschen nicht sowohl auf passives Genießen als auf Betätigung gerichtet sei, aber wenn er zur Bezeichnung des höchsten Ziels (das zugleich der Maßstab für den sittlichen Wert menschlichen Handelns sein soll) den Namen „Wohlfahrt" festhält, so denkt er doch an das Glücksgefühl, das unmittelbar und ohne selbst erstrebt zu sein, aus gesunder und erfolgreicher Tätigkeit auf den Menschen zurückstrahlt.

Dem gegenüber macht nun der Evolutionismus geltend: man erkennt es nicht als sittlich an, wenn der Einzelne seine eigne Wohlfahrt zum obersten Ziel seines Handelns macht. Der Eudämonismus sieht nun aber in dem Gesamtwohl nichts als

eine größere oder kleinere Summe von Einzelwohl. Wenn nun jeder einzelne Summand sittlich wertlos ist, wie soll die Summe den höchsten sittlichen Wert darstellen? Und wenn sittlich indifferent ist, ob ich meine Wohlfahrt fördere, warum soll es moralisch geboten sein, das — an sich ebenso sittlich wertlose — Wohl eines oder mehrerer anderer zu fördern? So erblickt denn der Evolutionismus, statt in der subjektiven Wohlfahrt des Einzelnen oder einer möglichst großen Zahl von Einzelnen, das höchste Ziel des menschlichen Handelns und damit den Maßstab des sittlichen Wertes in der Hervorbringung objektiver geistiger Güter auf den verschiedenen Gebieten des von den menschlichen Gemeinschaften getragenen Kulturlebens, Religion, Recht, Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst usw., also, kurz gesagt in der Förderung der Kulturentwicklung auf allen diesen Gebieten.

Was ist nun von diesen Ansichten über das Wesen des Sittlichen zu halten?

Verständigen wir uns zunächst darüber, von welchem Gesichtspunkt aus wir uns überhaupt über solche Theorien ein Urteil bilden können. Sie wollen das Wesen des Sittlichen definieren, das Kriterium angeben, wonach wir zwischen gut und bös unterscheiden. Unser eigenes sittliches Bewußtsein bildet also den festen Standpunkt, von dem aus wir die Prüfung vorzunehmen haben; ihm haben wir den Maßstab der Beurteilung zu entleihen.

Es wäre wohl denkbar, daß jemand die Behauptung verträte: die Förderung des Gesamtwohls (oder der Kulturentwicklung) hat die oberste Norm für das menschliche Wollen und Handeln zu bilden, ganz gleichgültig, ob das historisch entwickelte sittliche Bewußtsein damit übereinstimmt oder nicht. Das wäre natürlich eine ganz andere These als die sind, mit denen wir es hier zu tun haben. Hier prüfen wir Theorien, die unser tatsächliches sittliches Bewußtsein nicht umgestalten oder durch andere Normen ersetzen wollen, sondern deren Ziel ist, es in seinem innersten Kern, seinem eigentlichen Prinzip zu begreifen. Wir werden also zusehen müssen, ob sie wirklich die allen unseren sittlichen Urteilen zugrunde liegende Norm richtig erfaßt haben; wir werden fragen müssen: ist es wirklich so, daß wir alle Handlungen, die die Wohlfahrt menschlicher Gemeinschaften oder deren Kultur fördern, gut, das Gegenteil bös nennen?

Aber es ist doch zweifellos, daß viele Triebhandlungen tatsächlich für menschliche Wohlfahrt und Kultur von der größten Wichtigkeit sind und daß wir ihnen doch keinen sittlichen Wert beilegen. Nahrungs- und Geschlechtstrieb, Trieb nach Ehre, Macht, Besitz, sind sie nicht gewaltig wirkende Faktoren, die die Menschen mächtig zur Tätigkeit anspornen und so — neben dem vielen Schlimmen, das sie erzeugen — doch in viel weiterem Umfang zur Beförderung des Gesamtwohls und der Kulturentwicklung beitragen. Werden wir nun aber einem Menschen, der, von Trieben beherrscht, tatsächlich für die Gesamtheit Nützliches leistet, schon deshalb ohne weiteres sittlichen Wert beimessen? Werden wir nicht erst feststellen wollen, aus welcher Gesinnung heraus er sich betätigt? Werden wir ihm nicht dies Prädikat des sittlich-guten Menschen vorenthalten,

wenn es ihm bei seinem Tun lediglich auf Durchsetzung und Befriedigung seiner naturhaften Triebe ankommt?

In dieser Beziehung erweisen sich also jene Ansichten vom Wesen des Sittlichen als viel zu weitgehend und unbestimmt: gar vieles würde danach als sittlich zu gelten haben, dem tatsächlich niemand diesen Wert zuspricht.

In anderer Hinsicht aber zeigen sich diese theoretischen Anschauungen als zu eng. Denn wenn die wirkliche Förderung von Wohlfahrt und Kultur das Kriterium des sittlichen Handelns ist, so wird alles auf diese Ziele gerichtete Wollen, das aber keinen Erfolg hat oder gar durch besondere Verhältnisse verhindert ist, in Handeln überzugehen, sittlich wertlos sein.

Man sagt wohl, es wird doch von unserm tatsächlichen sittlichen Urteil mit Recht geschätzt, weil es die „Tendenz" hat, die sittlich wertvollen Ziele zu fördern. Aber wenn wirklich die Leistung, der tatsächliche Erfolg in der Richtung auf ein bestimmtes Ziel entscheidet, so wird man, streng genommen, denjenigen, dessen Wollen ohne diesen Erfolg bleibt, ebenso wenig einen sittlichen Menschen nennen können, als man den einen Dichter nennt, der bei allem guten Willen kein erträgliches Gedicht zustande bringt.

Diese Erwägung zeigt, daß Kant richtig das grundlegende Werturteil unseres sittlichen Bewußtseins ausgesprochen hat, wenn er erklärt, nichts könne ohne Einschränkung gut genannt werden als allein der gute Wille.

Eben damit ergibt sich uns aber das Hauptbedenken gegen die genannten ethischen Theorien. Sie sehen das entscheidende Kriterium der sittlichen Beurteilung in der Förderung gewisser Zwecke, sie sind also teleologisch, sie bilden die Grundlage einer Ethik des Erfolgs. Die angestrebten Ziele sind nach ihnen absolut wertvolle Güter oder Zwecke, das Sittliche hat nur den Wert des Mittels. Dem widerspricht aber unser sittliches Bewußtsein, das in dem Sittlichen das absolut Wertvolle schätzt und es als Selbstzweck betrachtet.

Auch wäre es eine notwendige Konsequenz dieser Theorien, daß die Gebote unseres sittlichen Bewußtseins zurückzutreten hätten, wenn sich in besonderen Fällen zeigte, daß durch ihre Mißachtung jene Ziele wirksamer gefördert würden als durch ihre Befolgung. Diese wäre ja nur ein Mittel zur Förderung jener Zwecke; stellte sich nun ein anderes Mittel als geeigneter hierzu heraus, so wäre dieses zu wählen, ja es wäre dann eben das sittlich geforderte, und alle Proteste im Namen des Gewissens wären zurückzuweisen. Man erinnere sich etwa an Schillers Maria Stuart. Wie überzeugend weiß Burgleigh darzutun, daß die heimliche Ermordung Marias diejenige Handlung sei, die das Wohl des Landes wie das Interesse der Religion gebieterisch fordere. Nach der Erfolgsethik wäre er, nicht Paulet — der sittlich Gute, der Ehrenmann.

Aus solchen Erwägungen scheint mir mit Bestimmtheit zu folgen, daß unsere tatsächlich anerkannte Sittlichkeit durch die eudämonistische und evolutionistische Theorie nicht in ihrem eigentlichen Wesen erfaßt wird; daß Ethik und Lehre von der Förderung menschlicher Wohlfahrt und Kultur sich nicht decken, wenn sie sich

auch vielfach berühren und kreuzen. Auch folgt daraus, daß die Sittlichkeit das Wohlergehen der Menschen und ihre Kulturentwicklung vielfach fördert, nicht, daß sein Wert lediglich darin bestehe, daß es zu diesen Gütern im Verhältnis der Mittel zum Zweck stehe; so wenig wie aus dem mannigfachen Nutzen der Wissenschaft für die wirtschaftliche Entwicklung folge, daß sie nur deshalb wertvoll sei.

Also nicht der Nutzen für jene beiden, an sich gewiß sehr schätzenswerten Güter entscheidet über den sittlichen Wert des Handelns. Unser sittliches Bewußtsein sagt uns vielmehr — und auch hier dürfte es Kant zutreffend interpretiert haben —: der sittliche Wert unserer Willensentscheidungen und Handlungen hängt davon ab, ob sie als schlechthin geboten uns zum Bewußtsein kommen, und ob sie aus reiner Achtung vor der Pflicht vollzogen werden. Mag immerhin naturhafter Trieb uns zu denselben Handlungen hindrängen, die sich uns als pflichtmäßig darstellen: solche natürliche Neigung entscheidet nicht über unseren sittlichen Wert, sondern das reine freie Wollen, daß das Gute tut aus reiner Achtung vor ihm, nicht weil gerade die in mir sich regenden Begehrungen mich dahin lenken. Selbstverständlich ist das nicht so zu fassen, als müsse man alle naturhaften Triebe, auch wenn sie nach denselben Zielen streben wie der gute Wille, erst unterdrücken und „mit Abscheu alsdann tun, was die Pflicht uns gebeut". Im Gegenteil, man wird solche natürlichen Regungen vielmehr als wertvolle Bundesgenossen begrüßen, da sie die Erfüllung der Pflicht uns erleichtern und unserem sittlichen Handeln innere Wärme und kräftigen Schwung verleihen. Aber sie stellen sich doch eben unwillkürlich ein, sie sind im eigentlichen Sinne nicht von uns selbst abhängig, und so mögen sie noch so nützlich und noch so liebenswürdig sein: sie machen uns doch an und für sich noch nicht zur sittlichen Persönlichkeit; das tut allein der gute Wille, der nicht auf einzelne Ziele und Güter gerichtet ist, die gerade das Subjekt nach seinem individuellen Gefühls- und Triebleben begehrt, sondern auf das, was es als das objektiv Richtige und damit als das Pflichtmäßige erkennt.

Dieser gute Wille aber hat nicht nur den relativen Wert eines Mittels für irgend welche andere Zwecke, sondern er besitzt den absoluten Wert des Selbstzwecks, er ist das schlechthin von uns Geforderte. Der sittliche Wert eines Menschen hängt deshalb auch nicht von den Erfolgen seines Tuns ab. Mag er auch durch Krankheit oder irgend welche zufällige Umstände daran gehindert sein, irgend etwas für andere Wertvolles zu leisten, ja mag er diesen selbst eine Last sein etwa durch die Pflege, die er benötigt, er kann doch im wahren Sinne sittlich gut sein. Denn unser sittlicher Wert hängt ganz allein von uns ab, also von unserem Wollen, so weit es frei, d. h. in unserer Gewalt ist, alle äußeren Umstände können hieran nichts ändern, während sie allerdings den Erfolg unseres Tuns gewaltig beeinflussen.

Die ganze teleologische Ethik verkennt, daß unsere sittliche Schätzung in erster Linie das Wollen selbst, die Gesinnung, aus der unsere Entschlüsse und Handlungen hervorgehen, betrifft, sie beachtet vielmehr in erster Linie den Charakter der Handlungen selbst, ihre Wirkungen und Erfolge, und sie schreibt der Gesinnung

höchstens einen abgeleiteten Wert zu, den Wert des Mittels. Dem aber widerspricht unser tatsächliches sittliches Bewußtsein. Dieser also kann nicht begriffen werden von einer Erfolgsethik, sondern nur von einer Gesinnungsethik.

Aber, wird man fragen, was will denn nun dieser gute Wille? Er muß doch natürlicherweise danach streben, sich in irgend welchen Handlungen zu betätigen. Ist es da nun ganz gleichgültig, in welche Handlungen er sich umsetzt? Gewinnen auch solche, die bei den Menschen als schlecht gelten, sittlichen Wert, wenn sie nur aus einem guten Willen hervorgehen?

Auch auf diese Frage nach dem obersten Prinzip der sittlichen Beurteilung des Inhalts unserer Handlungen scheint mir Kant die wertvollste Antwort gegeben zu haben. Er nennt die gesuchte höchste einheitliche Norm des Handelns den kategorischen Imperativ. Er besagt nach ihm, man solle so handeln, daß man wollen könne, alle sollten in derselben Art handeln; wir sollen also die Grundsätze (Maximen) unseres Handelns daraufhin prüfen, ob wir sie auch als das Gesetz für das Handeln aller anerkennen können.

Damit aber, daß der Mensch sein Handeln nach diesem Gesichtspunkt prüft und bewertet, ist gegeben, daß er sich als Glied einer Gemeinschaft ansieht und daß er die anderen als gleichberechtigte Glieder achtet, vor denen er nichts voraus haben will. Denn seine Weise zu handeln kann er nur dann ernstlich als allgemeines Gesetz wollen, wenn er auch damit einverstanden sein kann, daß die anderen nach gleichen Grundsätzen gegen ihn handeln. Keiner aber wird wollen können, daß andere ihn, ohne auch seinen Willen zu achten, nur als Mittel für ihre Zwecke ansehen und verbrauchen. So hat die Prüfung der eigenen Maximen auf ihre Tauglichkeit zu einem allgemeinen Gesetz zugleich die Bedeutung, daß beim Handeln keiner den anderen bloß als Mittel betrachten darf, sondern daß er ihn immer zugleich auch als Selbstzweck respektieren muß. Dadurch wird erst wirkliche geistige Gemeinschaft unter den Menschen auf dem Gebiete des Wollens und Handelns möglich. Denn derjenige, der die anderen lediglich als Mittel für seine Zwecke auszunutzen gesonnen ist, wird ihnen seine wahren Absichten verschweigen, er wird sich innerlich gegen sie verschließen. Unsittlichkeit hebt so die unbeschränkte Gemeinschaft unter den Menschen und damit Wahrhaftigkeit, Offenheit, Vertrauen auf, sie isoliert den Einzelnen geistig.

Und wie dadurch in die Gemeinschaft innere Einheit und Harmonie kommt, so wird auch für das Willensleben des Einzelnen dadurch das Gleiche ermöglicht. Seelische Zerrissenheit, abwechselnde Herrschaft widerstreitender Handlungstendenzen bilden dagegen einen charakteristischen Zug der unsittlichen Menschen.

So erweist sich also innere Einheit und Übereinstimmung sowohl im einzelnen wie innerhalb der menschlichen Gemeinschaften als das oberste Gesetz des Wollens und damit als Prinzip des Sittlichen, wie ja auch Einheit und Widerspruchslosigkeit oberstes Gesetz des Denkens ist. So zeigt sich eine grundsätzliche Übereinstimmung des praktischen mit dem theoretischen Gebiet.

Doch schon längst wird sich ein Bedenken gegen diese Kantische Auffassung vom Prinzip der Moral und damit vom Wesen des Sittlichen geregt haben: genügt denn, so höre ich fragen, der Hinblick auf eine allgemeine Gesetzgebung, um im einzelnen Falle zu entscheiden, was gut und böse sei? Wie soll man aus dem abstrakten, inhaltsarmen Gedanken eines allgemein gültigen Gesetzes die ganze Fülle konkreter sittlicher Gebote ableiten?

Das kann man natürlich so wenig, als man mit dem obersten Denkgesetz der Identität und des zu vermeidenden Widerspruchs die ganze Fülle konkreter wissenschaftlicher Sätze beweisen oder sie aus ihm ableiten kann. Wie hier die sinnliche Erkenntnis und die Selbstwahrnehmung erst den Stoff liefern müssen, an dem sich das Denken seinem Grundgesetz gemäß beteiligt, so stellen die naturgegebenen Bedürfnisse und Strebungen der Menschen im individuellen wie in dem sozialen Leben das Material dar, an dessen Formung und Ordnung erst das Wollen nach dem Prinzip der inneren Einheit sich auswirkt und woraus es seinen konkreten Inhalt gewinnt. Die verschiedenen sittlichen Ideale aber, die uns die Geistesgeschichte der einzelnen Völker aufweist, sie sind gewissermaßen die Produkte aus der Idee der allgemeinen Gesetzlichkeit und den natürlichen Betätigungstendenzen der Menschen.

Sobald man auch nur einen oberflächlichen Einblick in die historische Entwicklung der sittlichen Anschauungen gewinnt, muß sich doch die Tatsache aufdrängen, daß in den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Nationen sehr Verschiedenes als sittlich geboten oder verboten gegolten hat, und daß diese Verschiedenheit auch heute noch besteht. Man hat auf Grund dieser Tatsache oft behauptet, das Sittliche sei lediglich ein Zeugnis positiver menschlicher Satzung, und der Gedanke eines ewig gültigen absoluten Sittengesetzes sei ein leerer und phantastischer. Unhaltbar ist dieser Gedanke allerdings in dem Sinne, als ob es ein absolut geltendes Sittengesetz gebe, das für alle Menschen und Zeiten ganz bestimmte konkrete Handlungsweisen gebiete und verbiete. Aber es läßt sich doch wohl behaupten, daß gewisse Forderungen an das menschliche Wollen (die natürlich sehr verschiedene konkrete Ausprägungen zulassen) durch die übereinstimmenden Grundbedürfnisse und -tendenzen der menschlichen Natur nach ihrer individuellen wie sozialen Seite so nahe gelegt werden, daß ihre Aufnahme unter die sittlichen Gebote allenthalben erfolgte und daß infolgedessen eine inhaltliche Übereinstimmung derselben in gewissen Grundzügen unverkennbar ist — trotz alles zeitlichen Wandelns und aller Verschiedenheit im einzelnen. Vor allem aber ist — und darauf kommt es uns hier an — der Gedanke eines allgemein gültigen Gesetzes und der in sich übereinstimmenden Normierung des Wollens das durch allen Wandel der sittlichen Anschauungen und Ideale hindurch wirkende zeitlose Element, das natürlich zumeist mehr instinktiv gefühlsmäßig als mit klarem Bewußtsein sich zur Geltung bringt.

Wie die Idee einer absoluten, ewigen Wahrheit nicht dadurch zum leeren Phantom wird, daß die Wissenschaft im Laufe ihrer Entwicklung sehr verschiedene Bilder der Wirklichkeit herausgearbeitet hat, so ist auch die Idee des Guten als

eines absolut und zeitlos Geltenden wohl vereinbar mit dem zeitlichen Wandel der konkreten sittlichen Anschauungen. Wie aber ferner jede folgende Phase wissenschaftlicher Einsicht sich der vorhergehenden gegenüber dadurch rechtfertigt, daß sie Widersprüche in ihr aufweist, sie überwindet und zugleich eine umfassendere und tiefer eindringende Erkenntnis des Seienden bietet, so wird jede neue Gestaltung des sittlichen Ideals ihr höheres Recht in der Art zu erweisen haben, daß sie Widersprüche in den geltenden sittlichen Forderungen ans Licht zieht und beseitigt, oder daß sie die Seiten des menschlichen Gefühls- und Willenslebens, die bisher nicht oder unzureichend gewertet wurden, zur Anerkennung bringt und so ein feiner differenziertes und reicheres Sich-Auswirken der Menschen ermöglicht und fördert. Freilich läßt sich der Streit sittlicher Ideale, soweit er sich um die verschiedene Bewertung gewisser Weisen zu handeln dreht, nicht wie oftmals der Kampf wissenschaftlicher Ansichten durch zwingende logische Beweisführung oder Verwertung objektiv feststellbarer Tatsachen entscheiden. Der sittliche Genius, der neue Wertungen prägt, wird ihre Anerkennung nicht verstandesmäßig erzwingen können, er muß darauf vertrauen, daß das, was ihm zum ersten Mal als „Gesetz" sich aufdrängt, in dem Fühlen und Streben seiner Mitmenschen Wiederhall finde, und daß es auch von ihnen als allgemeines Gesetz gewollt werde.

Der Blick auf die verschiedenen, historisch erwachsenen Ausgestaltungen des sittlichen Bewußtseins und seiner konkreten Forderungen im Gewissen der Einzelnen, also die geschichtliche Betrachtung der Sittlichen, läßt auch den relativen Wahrheitsgehalt der eudämonistischen und revolutionistischen Theorie erkennen. Denn zu den natürlichen menschlichen Strebungen gehören ja auch die auf Wohlfahrt und Kultur gerichteten. Begreiflicherweise haben auch diese Tendenzen in den sittlichen Idealvorstellungen ihre Stellung und verschiedene Bewertung gefunden. Aber es wäre verfehlt, wollte man darüber die Idee der einheitlichen Ordnung aller menschlichen Zwecke, die recht eigentlich das Wesen des Sittlichen ausmacht, übersehen, und ebenso wäre es irrig, wenn man alle konkreten sittlichen Forderungen aus einer dieser Tendenzen oder auch aus beiden ableiten wollte. Neben diesen fließen auch andere Quellen der einzelnen sittlichen Gebote. Da wäre etwa das eigenartige Gefühl der Würde der Person, wie menschlicher Gemeinschaften zu nennen, ferner religiöse und ästhetische Momente u. a. Die historische Forschung muß hier vollständig freie Hand haben; sie darf sich nicht beengen lassen durch gewisse vorgefaßte Theorien. Vielleicht wird sie freilich zu der Erkenntnis kommen, daß gerade in der Entwicklung der sittlichen Ideale das eigentliche Schöpferische im menschlichen Geistesleben sich in besonders deutlicher Weise bekundet, daß hier Neues aus geheimnisvollen Tiefen hervorbricht, das wir zwar verstehen und anerkennen, wenn es da ist, das wir aber in seinem Ursprung und seinem Werden nicht vollständig erkennen können.

So dürfte auch der Rückblick auf die früheren Entwicklungsstufen des Sittlichen zeigen, daß jene absolute Schätzung des guten Willens als solchen nicht schon in den primitiven Stadien der geistigen Entwicklung vorhanden gewesen

ist. Da hielt man sich an die äußere Tat oder Unterlassung und fragte nur, von wem rührt sie her, und man strafte und lohnte nach Erfolg und Nichterfolg. Die Erkenntnis, daß die Gesinnung das eigentliche Objekt der sittlichen Schätzung sei, darf wohl erst als Frucht zunehmender geistiger Vertiefung angesehen werden. Aber nachdem einmal diese Stufe erreicht ist, ist es nicht erlaubt, dieses fundamentale Merkmal unserer sittlichen Beurteilung außer Acht zu lassen oder an zweite Stelle zu rücken, wie es die teleologische Ethik tut.

Wie aber die Ethiker dieser Richtung die Entwicklung vieler konkreter sittlicher Forderungen unserem Verständnis näher gebracht haben, so haben sie auch mit Erfolg an der konkreten Ausgestaltung der für unsere Zeit und unsere Kulturlage passenden sittlichen Anschauungen sich beteiligt. Gewiß ist der Umstand für den sittlichen Wert eines Menschen entscheidend, daß er den „guten Willen" hat, daß er also innerlich entschlossen und bereit ist, das als objektiv richtig, als pflichtmäßig Erkannte auch zu tun; und diesen guten Willen kann auch keiner dem anderen einfach geben. Wohl aber kann er seine sittliche Einsicht und Wertschätzung umgestalten, erweitern und vertiefen. Man darf es als einen besonderen Vorzug der neueren Ethik, der durch die eudämonistische und evolutionistische Richtung kräftig gefördert worden ist, bezeichnen, daß neben der individualistischen Ethik eine soziale Ethik ausgebaut worden ist; daß die Ethik sich also nicht mehr darauf beschränkt, die Pflichten darzulegen, die der Einzelne gegen sich und andere einzelne Menschen hat, sondern daß sie die menschlichen Gemeinschaften, ihre Einrichtungen und das gesamte Kulturleben berücksichtigt und die Forderungen entwickelt, die aus diesem allem für den Einzelnen erwachsen. —

Wir hatten uns im Anfang unserer Betrachtungen in den Innenzustand eines Menschen versetzt, dem mit dem Glauben an Gott auch Wesen und Bedeutung wie auch verpflichtende Kraft des Moralischen völlig zweifelhaft geworden war. Wir sehen jetzt, das Sittliche ist seinem Wesen nach nichts anderes als die oberste innere Gesetzgebung, die Einheit und Ordnung in das menschliche Willensleben zu bringen vermag. Seine Bedeutung besteht ferner darin, daß der Mensch, der sich ihm innerlich unterwirft, sich als gleichartiges Glied einordnet in die menschliche Gemeinschaft. Damit aber gibt der Mensch zugleich seinem Dasein Inhalt und Sinn, er setzt ihm einen einheitlichen obersten Zweck, dessen Erreichung nicht von äußeren Erfolgen abhängt, sondern ganz allein von ihm selbst; der auch nicht außer ihm liegt, sondern der ganz in ihm verbleibt; denn er besteht in nichts anderem als in der Erhebung seines naturhaften Selbst zur wirklich geistigen Persönlichkeit.

Aber noch scheint eine Frage von der höchsten Wichtigkeit ungelöst zu sein. Man wird sagen: mag sich immerhin Wesen und Wert des Sittlichen so charakterisieren lassen: wie steht es denn mit der Verpflichtung sittlich zu handeln?

(Fortsetzung folgt.)





Sondergerichte.

Von

Hermann von Frankenberg.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß mit der fortwährend sich ausdehnenden sozialpolitischen Fürsorge in Deutschland Hand in Hand das Streben nach Schaffung besonderer Spruchbehörden geht, die zur Schlichtung oder Entscheidung von Streitigkeiten aus den Rechtsverhältnissen zwischen Arbeitgebern und -nehmern oder aus der Arbeiterversicherung bestimmt sind. Aufs lebhafteste ist diesen neuen Gebilden der Rechtspflege und Rechtsprechung entgegengehalten, daß nach dem noch immer als Losung gegen Kabinettsjustiz und Willkür geltenden Satze niemand seinem gesetzlichen Richter entzogen werden solle. Aber wenn man genau zusieht, so sind die eifrigsten Gegner der Sondergerichtsbarkeit zugleich Feinde der Erweiterung sozialen Schutzes überhaupt, und neben der Bekämpfung der Spruchbefugnis von Schieds-, Gewerbe-, Kaufmannsgerichten usw. suchen sie gleichzeitig die sachlichen Reformen auf dem Gebiete der Arbeiterfürsorge und des Arbeiterschutzes durch Hinweis auf die Unzulässigkeit derartiger Eingriffe in die wirtschaftliche Freiheit und in das Recht des Arbeitsvertrages zu befehden.

Von zwei Gesichtspunkten aus kann man diesen Angriffen begegnen: für die Tätigkeit der Sondergerichte spricht zunächst die Erwägung, daß sie in formeller Hinsicht viel leichter erreichbar, viel billiger und rascher in der Erledigung der ihnen unterbreiteten Streitigkeiten zu sein pflegen als die ordentlichen Gerichte, und daß inhaltlich ihre Rechtsprechung durch die Auswahl geeigneter, mit Sach- und Fachkunde ausgestatteter Gerichtsmitglieder sich am besten den Betriebs- und Lebensverhältnissen der beteiligten Berufsklassen anzupassen vermag.

Es wird vor der Erörterung dieser regelmäßig zu gunsten der Sondergerichte ins Gewicht fallenden Umstände kaum nötig sein, Verwahrung gegen den etwaigen Vorwurf einzulegen, daß den Amts-, Land- und den sonstigen ordentlichen Gerichten bis zum Reichsgericht hinauf durch die Betonung der sondergerichtlichen Vorzüge ein Mißtrauenszeugnis ausgestellt werde. Davon kann ernstlich nicht die Rede sein; uneingeschränktes Lob gebührt dem Fleiß und der Sorgfalt, mit der in

unserer Justiz gearbeitet wird, und dies Aufblühen der deutschen Rechtswissenschaft, welches mit dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs unverkennbar begonnen hat, ist allseitig mit lebhaftester Freude begrüßt. Aber niemand, auch nicht der tüchtigste Richter kann aus seiner Haut und aus den ihm durch die Gesetzgebung und Entwicklung gezogenen Grenzen heraus. Solange nicht eine durchgreifende Umgestaltung des deutschen bürgerlichen Streitverfahrens an Haupt und Gliedern stattgefunden hat, und so lange vor allen Dingen die Form, die Kostspieligkeit und die Dauer der Zivilprozesse fort und fort zu Klagen Anlaß gibt, wird man sich nicht darüber wundern dürfen, wenn die Parteien der Umständlichkeit des amts- oder landgerichtlichen Prozesses nach Kräften aus dem Wege zu gehen bemüht sind. Es kommt hinzu, daß die Ausbildung sehr vieler unser jungen Juristen nicht mit genügender Rücksicht auf die Anforderungen des heutigen Wirtschafts- und Verwaltungslebens erfolgt, und daß bei dem Auftauchen eines einzelnen Streitfalls, bei dem gewisse Erfahrungen und Vorkenntnisse vorausgesetzt werden, der nötige Überblick fehlt. Wohl wird durch gemeinnützige Veranstaltungen, staatswissenschaftliche Fortbildungskurse, Besichtigungsreisen u. dergl. diesem Übelstande in dankenswerter Weise entgegenzuarbeiten versucht; die Zahl der hiervon Nutzen ziehenden Personen ist indes verhältnismäßig klein, und allmählich greift bei manchem Richter die Ansicht platz, daß die sozialpolitischen Einrichtungen mehr für bestimmte Gruppen von „Spezialisten" geschaffen seien, denen man das Wirken auf diesem Gebiete getrost überlassen könne. Das alles vereinigt sich, um den rechtsuchenden Parteien ihre Aufgabe zu erschweren, wenn sie darauf angewiesen sind, die Hilfe der ordentlichen Gerichte anzurufen.

Es ist bezeichnend, wie sehr aus dem Publikum heraus, und zwar keineswegs nur seitens der unselbständig Tätigen, angesichts solcher Mängel der Rechtspflege schon vor mehreren Jahrzehnten die Einführung von Maßregeln befürwortet wurde, die eine Verbesserung zu verbürgen geeignet sind. Zuerst behalf man sich damit, daß gewerbliche Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und ihrem Personal durch die Gemeindebehörde im Wege einer Art von Vorentscheidung zu erledigen waren, gegen die der ordentliche Rechtsweg offenstand. Aber bald erkannte man, daß hiermit noch kein hinreichendes Mittel für den sachgemäßen Ausgleich geboten werde, und strebte danach, die Verhandlung und Rechtsprechung unter Mitwirkung gewählter Vertreter beider Berufsgruppen stattfinden zu lassen, zunächst im Wege der ortsstatutarischen Regelung, seit dem 1. April 1891 auf der Grundlage des Gewerbegerichtsgesetzes, nachdem

die Neigung der Stadtverwaltungen, aus sich selbst heraus die nötigen Bestimmungen über Schiedsgerichte zu treffen, bei der fehlenden allgemeinen Regelung des Verfahrens und der fehlenden Endgültigkeit der Entscheidungen in geringwertigen Streitfällen nur ganz vereinzelt zur Schaffung derartiger Spruchorgane geführt hatte. Die guten Erfahrungen, die mit den Gewerbegerichten gemacht wurden, ermutigten endlich dazu, vom 1. Januar 1905 ab in den Kaufmannsgerichten ihnen eine neue Gruppe von Sondergerichten für Prozesse zwischen Kaufleuten und Handlungsgehilfen oder -Lehrlingen an die Seite zu stellen.

Was die schon angedeuteten formellen Vorzüge des sondergerichtlichen Verfahrens anlangt, so liegt es bekanntlich im Zuge der Zeit, unbemittelten oder in bescheidener Vermögenslage befindlichen Personen den Weg bei der Verfolgung ihrer Rechtsansprüche zu ebnen und aus dem vorhandenen Recht nicht durch mangelhafte Wahrnehmung der gesetzlichen Befugnisse ein Unrecht, eine Einbuße entstehen zu lassen. Gewiß verdienen die verschiedenen in den letzten Jahren unternommenen Versuche, durch Rechtsauskunftsstellen, Volksbureaus, Arbeitersekretariate, unentgeltliche Sprechstunden und dergleichen die Durchführung begründeter Forderungen zu unterstützen, je nach den örtlichen Verhältnissen tatkräftige Förderung. In erster Reihe muß jedoch das Übel bei der Wurzel gefaßt, es muß darauf hingewirkt werden, daß sich der Rechtsuchende unmittelbar mit der zuständigen Dienststelle in Verbindung setzen und durch sie Rat und Hilfe erhalten kann, ohne daß die Unparteilichkeit der Handhabung der Geschäfte dadurch in Frage gestellt wird. Diese bequeme Möglichkeit ist bei den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten ebenso wie bei den Schiedsgerichten für Arbeiterversicherung, die über Invaliden-, Alters- und Unfallrentenansprüche in zweiter Instanz zu urteilen haben, in ausgiebiger Weise gewährt. In allen großen, in den meisten mittleren und in vielen kleineren Städten bestehen Gerichte der erstgenannten beiden Arten. Wenn in Rentensachen bisher Schiedsgerichte nur für größere Gebiete (Regierungsbezirke usw.) geschaffen sind, so verdient es ernstlich erwogen zu werden, ob nicht durch Einrichtung örtlicher Rentenstellen, für die vor einigen Jahren der Staatssekretär Dr. Graf von Posadowsky so warm eingetreten ist, den Bewerbern die Rechtsverfolgung noch leichter als bisher gemacht werden könnte. Auch die Billigkeit, der zweite Hauptvorteil des sondergerichtlichen Prozesses, würde dabei ein Wort mitsprechen. Die kostspieligen Reisen zum Gerichtsorte und zurück — insbesondere bei gebrechlichen, fürsorgebedürftigen, unerfahrenen Personen — schrecken manchen Rechtsuchenden noch jetzt ab, die nötigen

Schritte zu tun. Um so dringender muß davon abgeraten werden, die Bezirke der Schiedsgerichte zu erweitern und dadurch für zahlreiche Beteiligte die Aufsuchung des Gerichts schwieriger zu machen. Wenn erst die Witwen- und Waisenversicherung eingerichtet ist, von der uns voraussichtlich nur noch wenige Jahre trennen, dann würde das Tätigkeitsfeld, das sich den Schiedsgerichten für Arbeiterversicherung erschließt, aller Wahrscheinlichkeit nach so ausgedehnt sein, daß jeder größere Kreis, jede große Stadt für sich eine derartige Spruchbehörde haben könnte. Je näher man diese Stelle den Invaliden, Alten, Verunglückten und ihren Hinterbliebenen rückt, desto geringere Mühen und Kosten entstehen ihnen durch den Verkehr damit. Daß auch bei den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten ein Kostenvorschuß nicht erhoben wird, verdient vollste Billigung. Vor allen Dingen ist eine Vorschrift bedeutungsvoll, die leider bei den Amts- und Landgerichten trotz mancher in den letzten Jahren erfolgten Reformen noch nicht zur Durchführung gelangt ist: jeder vor den genannten Sondergerichten abgeschlossene Vergleich ist gebührenfrei. Wer die Neigung der Parteien kennt, im letzten Augenblick an der Frage, wer die Prozeßkosten tragen soll, das ganze mühsam bis dicht vor den Abschluß gebrachte Versöhnungswerk scheitern zu lassen, der wird damit einverstanden sein, wenn diese Regelung bei den Gewerbe- und den Kaufmannsstreitsachen als sehr glücklich bezeichnet wird, zumal da der Ausschluß der Rechtsanwälte und der geschäftsmäßigen Vertreter die Gewähr dafür bietet, daß außergerichtliche Aufwendungen, Nebenkosten und dergleichen nur in verschwindend geringem Maße entstehen. Wenn schließlich die Raschheit des Verfahrens als Vorzug der Sondergerichte gerühmt wird, so haben freilich die Gegner versucht, neben diesem Nutzen die angebliche Unzuverlässigkeit als Mangel zu betonen; es laufen aber die hierauf bezüglichen Einwendungen auf ganz allgemeine Kritiken und auf übertriebene Schlußfolgerungen aus einzelnen Vorkommnissen bei dieser oder jener Dienststelle hinaus. Bei aller Anerkennung vor der oben bereits erwähnten Gediegenheit der Justizpflege wird man auch bei den ordentlichen Gerichten mit Fehlsprüchen rechnen müssen, ja es ist sogar ohne Schwierigkeit nachzuweisen, daß derartige aus unzureichender Kenntnis der einschlagenden Verhältnisse hervorgegangene unrichtige Entscheidungen gerade auf dem hier besprochenen sozialpolitischen Gebiete verhältnismäßig häufig sind und daß die Zuziehung sachkundiger Laienrichter dabei leicht vor Irrtümern hätte bewahren können. In der Hauptsache werden aber bekanntlich die Streitigkeiten vor den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten überhaupt nicht durch ein Urteil, sondern durch Vergleich, Zurücknahme

oder Anerkenntnis des Klageanspruchs, also auf gütlichem Wege zu Ende gebracht, und es liegt im Interesse beider Parteien, daß dies schnell geschieht, denn ein sehr großer Teil aller derartigen Prozesse gipfelt in der Gewährung einer Entschädigung wegen vorzeitiger Entlassung ohne Innehaltung der gesetzlichen oder vereinbarten Kündigungsfrist. Gelingt es bei solchen Klagen alsbald, die Streitenden zu versöhnen, dann werden die durch das Brachliegen einer Arbeitskraft entstehenden wirtschaftlichen Ausfälle, die der eine oder der andere Teil endgültig tragen müßte, ganz oder teilweise vermieden: ein Ergebnis, das vom nationalökonomischen Standpunkte aus jedenfalls mit Freude zu begrüßen ist. Es versteht sich von selbst, daß auch die Lohnforderungen, die Streitigkeiten wegen der Herausgabe und des Inhalts von Zeugnissen und dergleichen der baldigen Erledigung bedürfen, da die betreffenden Gehilfen, Arbeiter oder sonstigen Angestellten auf die eingeklagte Leistung angewiesen sind, zumal wenn sie im Begriffe stehen, in eine andere Arbeitsstelle an einem entfernten Orte überzusiedeln. Die Beschleunigung des Verfahrens in Rentensachen ist der zuständigen Behörde teils durch das Gesetz, teils durch Ausführungsbestimmungen und Anweisungen zur Pflicht gemacht, auch ergibt sie sich daraus, daß zuerkannte Renten vom Urteilstage an sofort zur Auszahlung zu bringen sind, auch wenn noch gegen den Spruch des Schiedsgerichts die höchste Stelle, das Reichs- oder Landesversicherungsamt, durch Revision oder Rekurs angerufen wird. Sehr wesentlich wird die schnelle und doch gerechte Aburteilung seitens der Schiedsgerichte für Arbeiterversicherung dadurch gefördert, daß sie von Amts wegen, ohne an die Anträge der Parteien gebunden zu sein, die erforderlichen Beweiserhebungen, Einforderung von Akten, Gutachten, Vernehmung von Zeugen und Sachverständigen zu bewerkstelligen verpflichtet sind. Da der Vorsitzende die entsprechende Vorbereitung der Hauptverhandlung in der Hand hat, so bildet die bei anderen Gerichten so häufige Aussetzung und Vertagung der Entscheidung hier im allgemeinen die Ausnahme. Was die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte anlangt, so fehlt zwar bei ihnen dieser Prozeßbetrieb von Amts wegen oder er tritt doch wenigstens zurück, und gleichwohl finden die meisten Prozesse in den ersten 14 Tagen nach der Klageerhebung, ein starker Prozentsatz sogar in der ersten Woche, Erledigung, während bei den ordentlichen Gerichten infolge der Vorschriften über die Einlassungsfrist und der zahlreichen Terminsverlegungen die durchschnittliche Prozeßdauer weit länger bemessen zu sein pflegt.

Haben hiernach die Sondergerichte äußerlich mancherlei voraus, so gesellen sich zu diesen formellen Annehmlichkeiten auch innere Vorzüge,

die mit der Zusammensetzung der Spruchbehörde in engster Verbindung stehen. In unserer bewegten, an Gegensätzen überreichen Zeit ist es nicht leicht, Einrichtungen ins Leben zu rufen, die sich des Vertrauens der verschiedenartigen, im Interessenkampfe einander befehdenden Gruppen erfreuen und die zugleich genügenden Zusammenhang mit den Lebens- und Wirtschaftsverhältnissen der Beteiligten besitzen. Das Recht des Arbeitsvertrages, das lange Jahre hindurch ziemlich vernachlässigt und in Theorie wie Praxis nur dürftig erörtert wurde, hat durch die Mannigfaltigkeit seiner Ausgestaltung einen begründeten Anspruch auf höhere Aufmerksamkeit. Die sehr zweckmäßige Bestimmung des Bürgerlichen Gesetzbuchs, daß Verträge so auszulegen sind, wie es Treu und Glauben entspricht und wie es die Verkehrssitte mit sich bringt, führt mit Notwendigkeit dahin, daß man den Eigentümlichkeiten und Gepflogenheiten der einzelnen Berufsstände und -gruppen nachforscht, um die Entscheidung danach einzurichten. Gewiß wäre es an sich denkbar, daß der Richter in zweifelhaften Fällen einen Sachverständigen zu Rate zöge, damit aus dessen Munde der gewünschte Aufschluß über die jeweilig anwendbaren Grundsätze erteilt werden kann. Wie umständlich und kostspielig, wie schwerfällig und in seinem Verlaufe ungewiß würde aber dadurch das Verfahren werden! Und was am meisten ins Gewicht fällt: welche unangemessene Stellung nähme der Richter oder die aus mehreren Personen bestehende Spruchkammer ein, wenn sie allzuhäufig sich ihrer Unselbständigkeit bewußt werden und in der Ladung des Sachkenners ihr Heil suchen sollte! Es ist ohne Frage die einfachste Lösung, daß man statt solcher Notbehelfe das Gericht selbst so besetzt, wie es den Anforderungen des heutigen, reich gegliederten und stark entwickelten Verkehrslebens entspricht, daß also neben dem Vorsitzenden, bei dem regelmäßig die Erlangung der Fähigkeit zum Richteramte oder zum höheren Verwaltungsdienste die Vorbedingung bildet, in gleich großer Zahl je ein bis zwei Beisitzer aus dem Stande der Gewerbetreibenden und der gewerblichen Arbeiter oder bei den Kaufmannsgerichten aus den Prinzipalen und den Handlungsgehilfen das Richterkollegium bilden. Ein so zusammengesetztes, sich durch Wahl der Beteiligten immer wieder ergänzendes und auf das Zutrauen der Interessenten stützendes Sondergericht hat die Vermutung für sich, daß ihm die einschlagenden Verhältnisse nicht fremd, sondern wohlvertraut sind, und es wird durch die von Sitzung zu Sitzung zunehmende Schulung und Übung der Mitglieder mit den in Frage kommenden Gesetzesvorschriften fortgesetzt bekannter, so daß sich allmählich, befördert durch Vollversammlungen aller Beisitzer unter Leitung des

Vorsitzenden sowie durch Erörterungen in der Fachpresse („Das Gewerbegericht", Verbandsblatt der deutschen Gewerbe- und Kaufmannsgerichte, wird in vielen Städten unentgeltlich den Beisitzern auf Gerichtskosten zugestellt), eine gleichmäßige, den Wechsel der Gerichtspersonen überdauernde Handhabung der Rechtsprechung herauszubilden vermag. Daneben darf nicht übersehen werden, daß der Gerichtsvorsitzende gesetzlich berechtigt ist, den ersten Termin ohne Zuziehung der Beisitzer abzuhalten, und daß hierdurch das Gericht in seiner äußeren Erscheinung sich stark dem Amtsgerichte nähert. Selbstverständlich steht auch bei Zustimmung der betreffenden Behörde nichts entgegen, in kleineren Städten, in denen es an Verwaltungsbeamten mit der nötigen Vorbildung fehlt, einem Amtsrichter im Nebenamte den Vorsitz im Gewerbe- und Kaufmannsgericht zu übertragen. Dieser Ausweg ist vielleicht sogar in manchem Fall das beste Mittel, um den Widerstand der „Nurjuristen" gegen die ganze Einrichtung zu überwinden. Auch bei den Schiedsgerichten für Arbeiterversicherung haben sich Justizbeamte in zahlreichen Fällen als nebenamtliche Vorsitzende trefflich bewährt, es wird ihnen aber hier wie dort durch die nahe Bekanntschaft der Beisitzer aus den Arbeitgeber- wie Arbeitnehmerkreisen wertvolle Unterstützung geleistet. Wenn wir uns z. B. vergegenwärtigen, wie schwierig es ist, den Begriff der Fabrik gegen den des Handwerks im Einzelfalle abzugrenzen, das Vorhandensein eines Betriebsunfalls nach der Eigenart eines bestimmten Unternehmens und den Lebensgewohnheiten der Arbeiterschaft festzustellen oder die wirtschaftliche Selbständigkeit einer in eigener Wohnung für einen Großindustriellen tätigen Person zu prüfen, dann können wir uns dem Umstande nicht verschließen, daß der Berufsbeamte allein — mag er der Justiz oder der Verwaltung angehören — leicht in Versuchung geraten könnte, sich durch nebensächliche Erscheinungen oder durch die äußerliche juristische Konstruktion zu einem falschen Ergebnisse verleiten zu lassen. Natürlich ist auf der anderen Seite die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Beisitzer sich von ihrem guten Herzen fortreißen lassen und ein Gefühlsurteil abgeben, dessen Begründung dem überstimmten Vorsitzenden herzlich sauer fallen mag. Indeß solche Fälle gehören zu den Seltenheiten, sie sind nach meinen fast zehnjährigen Beobachtungen bei der Vorsitzführung weit ungewöhnlicher, als beispielsweise die Freisprechungen durch die Geschworenen in denjenigen Anklagesachen, in denen die Berufsrichter mit dem Staatsanwalt, ja vielleicht manchesmal auch mit dem Verteidiger die Schuldfrage einstimmig bejahen würden, wenn es auf ihre Stellungnahme ankäme.

Die Billigung, die nach den vorstehenden Ausführungen die Sondergerichte im gewerblichen, im handels- und versicherungsrechtlichen Gebiete verdienen, darf indes nicht dazu verführen, um jeden Preis nun auch für andere Berufsgruppen, für die eine solche Einrichtung unpassend wäre, derartige Spruchbehörden zu schaffen. Weder die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter noch die Dienstboten stehen durchschnittlich, was das Verständnis für Fragen des Arbeiterrechts und für deren unparteiische Beurteilung anlangt, auf einer so hohen Entwicklungsstufe, daß man unbedenklich ihnen dieselbe Möglichkeit der Mitwirkung bei der Verhandlung und Entscheidung zugestehen könnte. Das war ja, als der Kampf um die Zulassung von Kaufmannsgerichten noch auf dem Höhepunkte stand, einer der hauptsächlichsten Beweisgründe gegen die Neuerung, daß man darauf hinwies, es würden dann die Knechte und Mägde, die Köchinnen und Hausdiener in den Privathaushaltungen mit gleichem Rechte für sich ein Sondergericht fordern. Reichstag und Bundesrat haben sich durch dieses Scheinargument nicht abschrecken lassen, dem Handelsstande, der dafür zweifellos die nötige Reife besitzt, den Nutzen des Kaufmannsgerichts zuteil werden zu lassen. „Eines schickt sich nicht für alle." Es wird geraume Zeit darüber verfließen, bevor ernstlich daran gedacht werden kann, Landwirtschafts- und Gesindegerichte nach ähnlichen Grundsätzen ins Leben zu rufen, wie sie bei den Gewerbegerichten herrschen. Schon die Besetzung des Gerichts würde außerordentlich große Schwierigkeiten machen, auf die an dieser Stelle einzugehen kaum nötig ist. Die Frage der Zulassung der Frauenbeisitzer, betreffs deren sich der Bundesrat bei den Kaufmannsgerichten unnachgiebig gezeigt hat, würde alsbald wieder auftauchen, ohne daß zu gunsten der Beisitzerinnen hier triftigere Gründe als bei den Mitgliedern des Handelsstandes angeführt werden könnten. Lebhaft zu befürworten ist dagegen das Streben derjenigen, welche für die in der Land- und Forstwirtschaft oder im Gesindeberuf stehende Bevölkerung ein vereinfachtes, beschleunigtes und billiges Streitverfahren empfehlen, das dem Austrag im ordentlichen Rechtsstreit pflichtmäßig voranzugehen hat. Bei der in Aussicht stehenden gründlichen Reform des Zivilprozeßrechts wird sich jedenfalls Gelegenheit bieten, auf diese Anregung zurückzukommen.





Stunden der Stille.

Aphorismen

von

H. Hermann v. Blomberg.

I.

Ohne tieffühlenden Herzenstakt hält es schwer, wahrheitsliebend zu sein.

* * *

Jugendfrohsinn ist natürlich, Altersfrohsinn auch, aber in edlerem höherem Sinne.

* * *

Daß schlichte Einfachheit weltüberlegene Geistesgröße in sich zu bergen vermag, diese wundervolle Tatsache hat noch immer das ungläubige Mißtrauen alles unpersönlich Fühlenden gegen sich gehabt.

* * *

Jeder Mensch lebt von der Treue der arbeitsamen Menschen und ist ihnen und sich zu tätiger Treue verpflichtet.

* * *

Lebe so, daß ein Werk von dir bleibt, das deine Seele fortwirkend weitergibt, in Menschen voller Seele.

* * *

Der stärkste und hartnäckigste Widerstand gegen alle fühlbare Erkenntnis ist die mit den Massenvorstellungen sich von früh auf verknüpfende Macht der Gewohnheit.

* * *

Hilfe ist bestenfalls immer nur Handreichung, schreiten muß der Mensch selber können.

* * *

Einsamkeit wirkt nur segensreich, wenn der Mensch in geweihten Stunden sich ihr ganz hingibt, ihr nahe tritt in pietätvoller Stimmung, wie er der Kunst sich naht.

* * *

Auch von den Geistesverwandten muß man einen diskreten Abstand halten, um mit ihnen anregend und verständnisinnig verkehren zu können.

* * *

Die Technik des Lebens verstehen die meisten Menschen gut, die Lebensvirtuosen gelangen zu vielumworbener und beneideter Berühmtheit; die Lebenskünstler aber waren von je die Stillen im Lande und doch sind sie die Ursprünglichen im Glücke und wissen vom ewig rauschenden Ursprunge seiner Quellen. Vom Glück aber — läßt sich nichts mitteilen.

* * *

Heldenverehrung drückt nicht nur Liebe zur Person aus, sondern auch Liebe zum Edlen im Volke, Liebe zum Wertvollen einer Zeit und zuletzt Liebe zum Ewigen in allen Menschen.

* * *

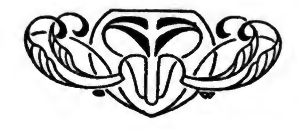
Ein Mensch, der gut sein möchte, der hat in sich so riesige Widerstände zu überwinden, daß ihm keine Zeit übrig bleiben wird, fortgesetzt über die Unmoral seiner Mitmenschen Zeter und Wehe zu schreien. Der Wille zum Gutsein und sein Notwendiges — die freie Tat aus reiner Liebe, sie stehen himmelhoch über allen schwächlichen moralischen Anklagen.

* * *

Wir können ja nur wenigen Menschen Liebe geben, aber wir können ihnen allen doch Liebe gönnen.

* * *

Man muß sich von einem geliebten Menschen ein wenig entfernen, dann erst wird das gegenseitige Verhältnis recht anschaulich, und die Freude am geistigen Innehaben eine reinere.





Der heutige Stand der Militär-Luftschiffahrt.

Von

Rogalla v. Bieberstein.

Wohl auf keinem Gebiete der Verkehrstechnik, vielleicht das der Automobile ausgenommen, wurde in den letzten beiden Jahrzehnten ein derartiger, gewaltiger Fortschritt erzielt, wie auf dem der Luftschiffahrt. Das lenkbare, nach Ansicht der französischen Fachmänner, bereits kriegsbrauchbare Luftschiff wurde erfunden und hergestellt, und in die Ausrüstung des französischen Heeres übernommen, der Fesselballon aber in die der meisten Armeen. Der Trieb der Erfinder und internationale Wettbewerbe, namentlich der um den Gordon-Benett-Preis, steigerten die Konstruktions- und Fahrtleistungen der Luftschiffer. Der Kanal, die Alpen, die Pyrenäen und der Jura wurden glücklich überflogen; Frankreich, England, Deutschland, Spanien, Belgien, Italien und die Vereinigten Staaten und Brasilien nahmen an dem erwähnten Wettbewerb teil, und Graf de la Vaulx vom Pariser Aeroklub, erreichte, bei seiner berühmten Fahrt im Jahre 1900, die 1975 Kilometer betragende Strecke von Paris bis Schitomir in 15 Stunden zurücklegend, den Rekord in der Weitfahrt. Die Jubiläumswoche des 25 jährigen Bestehens des Berliner Vereins für Luftschiffahrt schloß eine in Deutschland noch nie gesehene Ballonwettfahrt in sich, an der sich 17 Ballons, vornehmlich deutsche, und einige ausländische, wie französische, belgische, schweizer und österreichische beteiligten, ferner eine Ballonverfolgung durch Automobile, bei der die Ballons den Sieg davontrugen, während bei einem schweizerischen vom schweizerischen Aeroklub und dem Automobilklub „Zürich" unternommenen derartigen Versuch, bei dem der Jura überflogen wurde, das Automobil der Sieger blieb. Vor allem waren es die Militärverwaltungen fast aller Länder, die der Luftschiffahrt die größte Aufmerksamkeit zuwandten, allein auch die Anregungen der „internationalen Föderation für Luftschiffahrt" durch internationale wissenschaftliche Ballonaufstiege usw., sowie die Pariser, Berliner und anderer Luftschiffervereine, die Gründung des Deutschen Luftschifferverbandes und die des Deutschen aeronautischen Observatoriums und schließlich die die Bildung der Motorluftschiffstudiengesellschaft hervorrufende Anregung des Kaisers, verliehen der Weiterentwicklung der Luftschiffahrt einen neuen kräftigen Impuls.

Die Militärluftschiffahrt hat mit den neusten gelungenen Versuchen in Frankreich, Deutschland und anderen Ländern einen derartigen Aufschwung genommen, so daß das bereits 1884 von Renard und Krebs in fünfmaligem, zur Ausgangsstelle zurückgekehrten Aufstieg gelöste Problem des lenkbaren Luftschiffs heute in

dem Ballon Lebaudy, des Ingenieurs Juillot und in denen Santos Dumonts und dem des Grafen Zeppelin, sowie dem des Major von Parseval und neuerdings auch in gewisser Hinsicht in dem Aeroplan der Gebrüder Wright, als unter wesentlicher Verbesserung der Motore sowie der Form und gesamten Ausrüstung der Luftschiffe, von neuem und weit erfolgreicher wie bisher gelöst gelten kann. Denn der nach Tissandier zuerst elektrische Triebkraft verwendende Ballon Renards und Krebs vermochte seine Freifahrten nur bei völlig ruhiger Luft auszuführen, und erreichte nur etwa 6 Meter in der Sekunde für 30 Minuten, somit noch nicht 3 Kilometer per Stunde, während der Lebaudy-Ballon 1905 mit einer Geschwindigkeit von 11 Meter gegen den Wind fuhr, und als Maximum 50 Kilometer per Stunde zu erreichen vermag, und der von Santos Dumont dem französischen Kriegsministerium nebst seinen übrigen überwiesene Ballon Nummer 6 eine Geschwindigkeit von 7—8 Meter besitzt, der Parsevalsche Ballon bei Windstärke 10 sich trefflich bewährte, der Zeppelinsche Ballon sogar 14—15 Sekunden im Maximum erreichte, der Wrightsche Aeroplan aber bei den ersten Versuchen 60 Kilometer in der Stunde, bei 30 bis 45 Kilometer Gesamtflugstrecke derselben, zurücklegte, und von ihm mit Sicherheit erwartet wird, daß er in nicht ferner Zeit 200 Kilometer und mehr erreicht, und selbst eine Windstärke von 100 Kilometer in der Stunde nicht zu scheuen braucht.

In Fachkreisen findet daher bereits von namhafter Seite[1]) die Ansicht Vertretung, daß, vorausgesetzt daß sich die Angaben der Gebrüder Wright bestätigen, ihrem derart funktionierenden Aeroplan oder Motordrachenflieger die Zukunft der Militärluftschiffahrt gehören wird, und auch Santos Dumont hat sich neuerdings erfolgreich dem Aeroplanbau zugewandt. „Der bereits an der Grenze seiner erreichbaren Geschwindigkeit angelangte Lebaudy-Ballon, wird von Kreß betont, müsse oft 8—10 Tage auf ruhiges Wetter warten, um sich aus seiner Schutzhülle in die freie Luft herauszuwagen, und brauche 3 Tage zur Bereitstellung. Was aber werde der lenkbare Ballon im Kriege leisten, wenn man sich die günstigsten Tage und Stunden nicht werde aussuchen können? Jeder stärkere Wind nehme ihn mit, und wenn er zur Schutzhütte nicht zurückkehren könne, sei er der Vernichtung preisgegeben. Ganz anders verhalte sich der lenkbare Drachenflieger, der selbst einen Wind von 100 Kilometer die Stunde nicht zu fürchten brauche. Selbst bei starkem Winde und mit versagendem Motor werde der Drachenflieger noch immer als Gleitflieger sicher landen können. Die Franzosen wüßten das, und trotzdem sie heut ihren Lebaudy hätten, verfolgten sie dennoch die Fortschritte des Drachenfliegers mit fieberhafter Aufmerksamkeit. Denn an dem Tage, an welchem der lenkbare Drachenflieger wie ein Riesenvogel über dem Schlachtfelde erscheinen werde, sei dem lenkbaren Ballon das Todesurteil gesprochen. Denn bevor der lenkbare Ballon nur eine Wendung vollführe, könne der Drachenflieger ihn ein paar mal umkreisen. Ein einziger Drachenflieger aber werde ein halbes Dutzend

[1]) Ingenieur Kreß in der N. Fr. Presse.

dieser schwerfälligen Ungetüme, mit einer Hülle von der Empfindlichkeit einer Eierschale, in einer halben Stunde vernichten. Selbst den Kriegsschiffen auf See werde der Drachenflieger gefährlich werden können. Der gewöhnliche Kugelballon werde für sportliche und wissenschaftliche Zwecke wohl nie seinen Wert verlieren, dagegen werde der lenkbare Ballon für den Sport kaum, für Kriegszwecke sicher nur geringen (?) praktischen Wert erlangen.

Wir halten dieses Urteil für viel zu weit gehend und nicht durch verbürgte Resultate der Praxis genügend motiviert, lassen jedoch, da der Wrightsche Aeroplan bis jetzt in weiteren Kreisen noch wenig bekannt ist, eine kurze Beschreibung desselben folgen. Derselbe ist leicht, aus Segeltuch gebaut, bietet der Luft große horizontale Flächen, und sichert sich dadurch ein großes Tragvermögen und bedeutende Stetigkeit. Er ist schwerer als die Luft, und benutzt nicht den Auftrieb des Gases, um sich in die Luft zu heben, sondern arbeitet nach einer anderen Methode. Die Form des Modells wurde nach langem Studium des Vogelflugs gewählt. Die ersten Flugversuche bestanden nur in einem bloßen Gleiten durch die Luft von einer Anhöhe herab, bei dem immer weiteren Strecken vor dem Einfallen durchmessen wurden. Erst vor zwei Jahren waren die Erfinder so weit, daß sie ihren Kastendrachen von 40 Fuß Länge und 6 Fuß Breite mit einem Petroleummotor von 24 Pferdekräften versehen konnten. Der ihn bedienende Ingenieur liegt auf dem Gestell mit dem Gesicht nach unten und mit der Brust auf einem Kissen, während er mit den Händen die Steuerung leitet, und die Schnelligkeit des Motors kontrolliert. Soll der Aeroplan aufsteigen, so wird er auf einen kleinen auf Schienen laufenden Wagen gebracht, und dann der ganze Apparat auf einer schmalen etwas geneigten Ebene in Bewegung gesetzt. Während der Wagen herabgleitet, hebt sich der Aeroplan in die Höhe, und wird dann der Motor im richtigen Augenblick in Bewegung gesetzt, so fliegt er durch die Luft. Der Motor treibt zwei sehr schnell rotierende Propeller, bereitet aber noch Schwierigkeiten, da seine Kraft nach 20 Minuten nachzulassen scheint, und da der Apparat nach 45 Kilometer Fahrt nicht mehr ordentlich funktioniert. Somit erscheint aber ein völlig gelungener Aeroplan noch keineswegs ein fait accompli, und sein zukünftiger Sieg über den bereits weit höher entwickelten lenkbaren Ballon noch sehr in Frage gestellt.

Noch steht das mit dem Lebaudy-Ballon auf seinen Fahrten am 3. Juli von Paris nach der französischen Ostgrenze nach Châlons und Anfang November von Toul nach Nancy bei widrigem Wind in 1³/₄ Stunden und auf der Rückfahrt in 33 Minuten erzielte Flugresultat, sowie das spätere, noch gesteigerte des zweiten Lebaudy-Ballons „Patrie“ unerreicht da, und der Lebaudy-Ballon hat bei seinen Fahrten seine Brauchbarkeit bei einer Belagerung dargetan, indem er sich für die Aufgaben der Erkundung des Anmarschs feindlicher Truppen ihrer demnächstigen Angriffsrichtungen, des Batteriebaus und der Annäherungsarbeiten sowie photographischer Aufnahmen und der Aufrechterhaltung der Verbindung einer Festung mit der Außenwelt geeignet erwies. Es scheint, als ob dabei auch der

Versuch gemacht worden ist: Sprengkörper aus dem Ballon auf einen supponierten Gegner hinabzuschleudern, und der Lebaudy-Ballon hat, nach allem was darüber verlautet, die ihm gestellten Anforderungen zur vollen Zufriedenheit erfüllt, und selbst die bisher mißlungenen Fernphotographieen als gute geliefert. Der Ballon gehört zu denen von geringerer Größe, da er nur 500 Kubikmeter mißt und 3000 Kilo wiegt, ausschließlich 500 Kilo Ballast nebst 4 Personen vom Durchschnittsgewicht. Den Vorwurf nicht genügender Steigfähigkeit, um sich dem Artilleriefeuer zu entziehen, und daß er deshalb zu manövrieren genötigt sein werde, hat er schließlich dadurch widerlegt, daß er sich längere Zeit in Höhe von 1350 Metern bewegte. Die Verwendbarkeit des Lebaudy-Ballons für Kriegzwecke wurde somit nach Ansicht der französischen Fachmänner erreicht, und derselbe zunächst der Festung Toul zugeteilt. Ein zweites, verbessertes derartiges Luftschiff der Ballon „Patrie" wurde am 6. Februar des Vorjahres begonnen, im Laufe des Jahres fertiggestellt, und nach gelungenen Probefahrten vom französischen Kriegsministerium übernommen und der Festung Verdun überwiesen.

Er ist etwas mächtiger und größer als der erste Ballon, hat 62 statt 58 Meter Länge, bei ruhigem Wetter 45 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde, und führt für 12 Stunden Betriebsmaterial mit sich. Seine Gondel gewährt 6 Mann mit den nötigen Gerätschaften Aufnahme. Eine fernere wesentliche Verbesserung desselben besteht darin, daß seine aus Stahlrohren bestehenden Teile zerlegbar sind, so daß sich das Luftschiff zum bequemen Transport mit der Bahn eignet. Im übrigen ist die vorhergehende sich gut bewährende Bauart beibehalten. Der zuerst in Toul stationierte Ballon Lebaudy I wurde dann nach dem Luftschifferpark Meudon gebracht, um dort als Schulballon für das Luftschiffer-Korps des ersten Genie-Regiments zu dienen. Der Bau eines dritten wesentlich größeren und schnelleren Lebaudy-Ballons ist für das laufende Jahr geplant, und werden bereits die erforderlichen Mannschaften ausgebildet. Frankreich verfügt somit bereits über 2 erprobte und verwendbare lenkbare Kriegsballons, mit denen im Kriegsfalle zu rechnen ist, und seine großen Festungen außer Verdun und Toul sowie Belfort, Epinal, Paris usw. sollen mit der Zeit derartige Ballons erhalten, die das erste französische Luftschiffgeschwader bilden werden.

Wenn somit bei den Versuchsfahrten die mit dem Lebaudy-Ballon in Ostfrankreich gegenüber dort manövrierenden Truppen stattfanden, die militärischen Zwecke, die der Ballon namentlich bei Festungen erfüllen soll, in ihren Hauptumrissen auch für die Operationen für die Feldarmeen erkennbar wurden, und jene die große Wichtigkeit, die der lenkbare Ballon, bei günstigen Witterungsverhältnissen zu gewinnen vermag, hervortreten ließen, so berührt der angeblich dabei stattgehabte Versuch, Sprengkörper aus dem Ballon auf einen Gegner hinabzuwerfen, ein höchst wichtiges Moment seiner militärischen Verwendung, das man bisher durch die Vereinbarungen der Haager Konferenz als ausgeschaltet betrachten konnte. Denn die betreffende Erklärung auf der internationalen Friedenskonferenz im Haag vom 29. Juli 1899 lautete: „Die vertragschließenden

Mächte sind dahin übereingekommen, daß das Werfen von Geschossen und Sprengstoffen aus Luftschiffen oder auf anderen ähnlichen neuen Wegen für die Dauer von 5 Jahren verboten ist." Die Erklärung ist für die vertragschließenden Mächte nur bindend im Fall eines Krieges zwischen zwei oder mehreren von ihnen, und hört mit dem Moment auf dies zu sein, wo in einem Kriege zwischen Vertragsmächten eine Nichtvertragsmacht sich einer der Kriegsparteien anschließt. Sie wurde von den meisten Ländern selbst China und Japan ratifiziert, und es entsteht nunmehr die Frage, ob jene Vereinbarung von diesen Staaten, da sie tatsächlich inzwischen abgelaufen ist, erneuert und verlängert werden wird, wie das russischerseits auf der Haager Konferenz zu beantragen beabsichtigt ist. Französischerseits liegt bereits, wie es scheint auf Grund der Konstruktion der Lebaudy-Ballons und ihrer beabsichtigten Verwendung, der ausdrückliche Hinweis vor, daß die Abmachungen der Haager Konferenz, nach denen Sprengstoffe von Lufballons zu werfen völkerrechtlich verboten sei, bereits abgelaufen seien, und Frankreich nicht mehr bereit sein werde, in eventuelle neue Abmachungen dieser Art einzuwilligen. Offenbar erblickt man in Frankreich in dem Besitz des als erwiesen lenkbar erprobten Lebaudy-Ballons ein militärisches Überlegenheitsmoment, das man entgegen den abgelaufenen Vereinbarungen der Haager Konferenz im Kriegsfall auszunutzen gedenkt. Allein es ist anzunehmen, daß auf der Haager Konferenz die Erneuerung jener Vereinbarung um so mehr angeregt werden wird, als die inzwischen nicht nur in Frankreich sehr verbesserten lenkbaren Ballons ein furchtbares Vernichtungswerkzeug unter Verwendung von Sprengstoffen aller Art, sei es Dynamit, Cordit, Roburit, Melinit usw. abzugeben vermögen. Wenn jedoch alle übrigen Signatarmächte der Haager Konferenz der Verlängerung der vereinbarten Exklusivbestimmung beitreten, so wird sich Frankreich, daß sich gern an der Spitze der Zivilisation stehend fühlt, kaum von ihr ausschließen können, zumal seine eventuellen Gegner voraussichtlich bald über ebenso bewährte, lenkbare Ballons verfügen dürften wie Frankreich. Die Perspektive aber, die sich bei Verwendung des Sprengstoffwurfs für Vernichtung von Streitkräften, Befestigungen, und sonstigen Streitmitteln für die Kriegführung eröffnet, ist eine weite, in gewisser Hinsicht geradezu verhängnisvolle. Wenn auch gegenüber der Flut der heutigen Millionenheere die Sprengstoffe, welche eine Anzahl lenkbarer Ballons auf sie herabzuschleudern vermag, zwar an den betreffenden Stellen eine furchtbare, jedoch keine in ihrer Gesamtheit gewaltige Wirkung zu äußern vermögen,[*]) so würde doch aus den derart ausgerüsteten Ballons den operierenden Heeren ein um so unheimlicherer und namentlich moralisch deprimierend wirkender Gegner erstehen, als große, dichte Massen kämpfender oder biwakierender Truppen bei dieser Ballonverwendung unter ihr günstigen Verhältnissen dem ausgesetzt wären durch

*) Der bis jetzt größte lenkbare Ballon, der Zeppelinsche, trug, wie berichtet wird, nur 350 Kilogramm und 5 Personen in Summa etwa 725 Kilogramm nebst seinem Eigengewicht.

von ihnen herabgeschleuderte Dynamitmengen oder Torpedos usw. furchtbare Verluste zu erleiden, ja selbst bei Nacht einer Panik preisgegeben zu sein. Man denke sich ferner den Sturm auf den Schlüsselpunkt einer Stellung vor dem Moment des Einbruchs durch minenartig wirkende, herabgeschleuderte Dynamitkörper unterstützt, und kann derart den Erfolg der Stürmenden, vielleicht damit den der Schlacht, für gesichert halten. Immerhin würde es sehr bedeutender Geschicklichkeit der Luftschiffer und besonders günstiger Wind- und Witterungsverhältnisse bedürfen, um unter derart nach Raum und Zeit eng begrenzten Umständen den gewünschten Erfolg zu erzielen, und nur ganz ausnahmsweise auf ihn zu rechnen sein. Weit sicherer erschiene derselbe bei den erwähnten großen Truppenzielen, und namentlich gegenüber feststehenden großen Zielen wie namentlich gegen Festungen und Forts, wichtige Brücken und Viadukte, wichtige Eisenbahn- und Telegraphenstationen, Magazine usw. sowie gegen Schiffe und selbst gegen die Hauptquartiere. Selbstverständlich würde sich bei einer derartigen künftigen Verwendung der Ballons die bereits 1870 in ihr erstes Stadium getretene Industrie der Ballongeschütze sehr bald entsprechend entwickeln, immerhin aber mit dem erfolgreichen Beschießen schnellfahrender, nach Belieben hoch aufsteigender Ballons ein recht schwieriges Problem zu lösen haben. Da der Lebaudy-Ballon sich in Toul, wie erwähnt, in 1350 Meter Höhe bewegte, und da im Vorjahre der von Mailand aufgestiegene Ballon selbst die Alpenhöhen überflog, so ist vielleicht sogar anzunehmen, daß der lenkbare Ballon bei entsprechendem Aufstieg sich ganz der Wirkung feindlicher Geschütze zu entziehen vermag, und zwar auch durch möglichst senkrechten Aufstieg über dieselben. Eine der ihm zufallenden Hauptaufgaben, die Aufklärung ganzer Landstriche hinsichtlich der in ihnen stattfindenden Heeresversammlungen und Truppenbewegungen, kann daher, wenn auch stets abhängig von den Wind- und Witterungsverhältnissen und den technischen Bedingungen, nicht durch die feindliche Geschützwirkung als gefährdet gelten, sondern nur durch den Kampf mit gegnerischen Ballons, der durch besonders konstruierte, von ihnen etwa mitgeführte, leichte Ballongeschütze, oder Brandraketen oder, in Anbetracht der Feuergefährlichkeit des Hydrogengases, mit torpedoartigen, durch komprimierte Luft getriebenen Geschossen, geführt werden könnte. Selbstverständlich liegen alle diese Momente der künftigen Luftkriegführung noch im weitesten Felde der Spekulation, und es läßt sich annehmen, daß erneute Beschlüsse der Haager Konferenzsignatarmächte dem gesamten Zukunfs-Ballonkriege, einschließlich seiner Sprengmittelverwendung, sowohl im Interesse der Menschlichkeit, als auch namentlich dem der Verhinderung einer moralischen Depression bei den gegen sie wehrlosen Truppen, einen Riegel vorschieben werden, zumal aus einer derart entstehenden neuen Kriegsballonindustrie und ihrem Wettbewerb erneute, schwere Lasten für die Staaten und ihre Heeresbudgets erwachsen würden, deren Grenzen unabsehbar sind.

In Deutschland wurde 1884 eine Versuchsstation für die Militärluftschiffahrt errichtet, und die ihr zugeteilte Truppe als Luftschifferabteilung dem Eisenbahnregiment beigegeben. Ihre erste Aufgabe bestand in der Herstellung

eines kriegsmäßigen Luftschiffermaterials, bei dem das englische Gasfüllsystem angenommen wurde. Der „Drachenballon“ der Hauptleute von Parseval und von Siegsfeld ersetzte, den Aufstieg auch bei starkem Wind gestattend, den Kugelfesselballon. Im Drachenballon besitzt Deutschland einen ausgezeichneten, denen aller anderen Staaten bisher überlegenen Kriegsballon, der jetzt vielfach auch anderwärts eingeführt wird. Der Luftschifferpark ist sehr beweglich, und gestattet den Aufstieg des Ballons binnen einer halben Stunde. Deutschland besitzt seit 1901 ein Luftschifferbataillon mit eigner Bespannungsabteilung und eine bayerische Luftschifferabteilung. Seine großen Festungen sind mit Luftschifferparks ausgerüstet. Dem Luftschifferbataillon liegt auch die Weiterentwicklung der Funkentelegraphie und der Militärphotographie ob. Eine Lehranstalt beim Luftschifferbataillon sorgt für die Heranbildung eines geeigneten Offiziersersatzes für den Kriegsfall. Die meisten übrigen Staaten besitzen Luftschiffermaterial und Luftschifferformationen nach französischem, englischem und deutschem Muster.

Die Kriegserfahrungen in der Luftschiffahrt sind vorläufig noch sehr geringe. Die Manöver aber haben bereits gezeigt, daß der Fesselballon ein nicht mehr zu entbehrendes Kriegsgerät im Feld- und Festungskriege ist. Er ist, wie Major Gros treffend bemerkt, gewissermaßen das Auge der Manöverleitung und der Armeeführer, dazu bestimmt, die Stellungen und Bewegungen und die fortifikatorischen und artilleristischen Arbeiten des Gegners zu erkunden, und daher die Kavallerie im Aufklärungsdienst zu unterstützen und zu ergänzen. Der Fesselballon kann Major Gros zufolge von der Artillerie mit Feldgeschützen bis auf 5 Kilometer Entfernung, mit Belagerungsgeschützen bis zu 8 Kilometern, nach anderer Annahme bis zu 10 Kilometern, herabgeschossen, Infanteriefeuer ihm jedoch nur auf geringe Entfernungen gefährlich werden.

Somit sind die Ballons bis jetzt in drei mehr oder weniger kriegsbrauchbaren Gattungen, und zwar im Fesselballon, im freifahrenden Ballon und im lenkbaren Ballon, vorhanden. Der Fesselballon ist, wie erwähnt, vielfach eingeführt, und hat sich bei den Manövern derartig bewährt, daß er einen integrierenden Bestandteil des Aufklärungs- und Beobachtungsmaterials der Manöver- und Armeeleitung bildet. Außer den mehr oder weniger bedeutenden Erfolgen des Fesselballons in früheren und neueren Kriegen hat der Fesselballon im jüngsten ostasiatischen Kriege solche, jedoch nur geringe erzielt, und lauten die Urteile über ihn, wie es scheint, infolge der Verwendung unvollkommenen Materials vor der Hand noch widersprechend. Zwar verwandten die Japaner den Fesselballon vor Port Arthur und bei Kiulientscheng mit Nutzen, die Russen den ihren bei Sandepu und Liaojang, und soll ihr Ballon hier nur in Höhe von 250 Metern geschwebt haben, ohne daß es den Japanern gelang, ihn mit Shrapnelsalven unschädlich zu machen, jedoch waren die Witterungsverhältnisse und namentlich der starke Frost und die blendende Sonne den Ballonbeobachtungen in der Mandschurei sehr hinderlich, und werden eingehende offizielle japanische Berichte abzuwarten sein, bevor man das bereits gefällte

abfällige Urteil, der Luftballon habe völlig versagt, zu bestätigen vermag. Das eine steht bereits jetzt fest, daß die Benutzung des Fernrohrs vom Ballon aus recht erfolgreich war, während die aufgenommenen Photographien vielfach nicht genügten, da sie die eigenen und die fremden Truppen nicht ausreichend zu unterscheiden gestatteten. Die Russen hatten ursprünglich nur die mobile Festungsballonabteilung mit zwei Kompagnien zur Verfügung, die das Gas aus Eisen und Schwefelsäure im Gegensatz zum deutschen System erst an Ort und Stelle herstellte. Sie führte 76 Wagen mit sich, und kam auf den schlechten Wegen so langsam vorwärts, daß sie nie rechtzeitig zur Stelle war. Das später auftretende, ostsibirische Luftschifferbataillon erzeugte Gas aus Ätznatron und Aluminium, eine wesentliche Gewichtsersparnis, so daß die erste Staffel nur 26 Wagen zählte, die zweite allerdings 64. Allein dieser Train war noch zu schwer, und da Materialmangel für die Gaserzeugung eintrat, mußte das Bataillon seine Tätigkeit einstellen. Die Japaner folgten in der Ballontechnik eigenen Wegen, scheinen jedoch mit ihren Ballons von 400 Kubikmeter Inhalt keinen rechten Erfolg gehabt zu haben. Bei Port Arthur hielten sie sich überhaupt 8000 Meter von den russischen Geschützen, und somit außerhalb Beobachtungsweite, entfernt.

Der im deutschen Heere und anderwärts eingeführte, auch bei starkem Winde gut funktionierende Parseval-Siegsfeldsche Drachen-Fesselballon hat sich, wie erwähnt, in den Manövern trefflich bewährt, und soll im Feld- und Festungskriege Verwendung finden, und, so weit es die Witterungsverhältnisse gestatten, bei der Aufklärungs- und Beobachtungstätigkeit mitwirken. Man hält unter günstigen Umständen einen Überblicksrayon von einer Meile, nach anderen Angaben selbst von 12 Kilometern, für möglich bei einem Aufstieg des Ballons von 600 Metern und einen entsprechend erweiterten beim Aufstieg bis zu 1000 Metern. Im Festungskrieg können die Beobachtungen vom Fesselballon aus, wie die Festungsübung bei Langres bewies, von großem Nutzen für die Feuerleitung der schweren Festungsgeschütze werden, und bei befestigten Feldstellungen werden sie das Feuer der Haubitzbatterien zu kontrollieren gestatten.

Die Verwendung des Fesselballons hat bei den jüngsten Festungsmanövern bei Langres eine sehr wichtige Rolle gespielt, und schon bei der Eröffnung des Feuers der Belagerungsbatterien gegen die Festung wurde die Genauigkeit der Beobachtungen aus den Luftballons konstatiert. Überdies zeigten sich alle den Manövern beiwohnenden Generale für die Tätigkeit der Luftschifferabteilung sehr interessiert, und fast alle unternahmen Ballonaufstiege, um sich von den in der Militärluftschiffahrt erzielten beständigen Fortschritten zu überzeugen. Bei dieser Belagerungsübung gelangten drei Fesselballons zur Verwendung, und zwar zwei Feldballons beim Belagerungskorps und ein Festungsballon bei den Truppen der Festung. Der Festungsballon war in Buzon installiert, schwebte während der Dauer der Manöver beständig in der Luft und sah die gesamte Umgebung ein. Er hinderte infolgedessen die Anlage der Angriffsbatterien beträchtlich. Dieser mit Hydrogengas gefüllte Ballon erhob sich vermittels einer Welle neuen

Modells, so daß er beim Aufstieg automatisch dieselbe Geschwindigkeit beibehielt, und war mit einem Luftkompensator versehen, der ihn seine sphärische Form beibehalten ließ, und ihm gestattete bei Windstärke bis zu 12 Metern in der Sekunde aufzusteigen, während die Feldballons des Angreifers, die keinen Kompensator hatten, nur zu verwenden waren, wenn die Windstärke unter 7 Meter in der Sekunde betrug. In der kleinen Gondel des Ballons fanden drei mit den direkten Beobachtungen oder photographischen Aufnahmen beauftragte Offiziere Platz, wenn jedoch der 18—24 Zentimeter-Apparat mit größtem Gesichtsfeld verwandt wurde, war der Platz selbst für zwei Personen sehr beschränkt. Unter welchen Verhältnissen das Photographieren im Ballon bis auf 15 Kilometer ausgeführt zu werden vermag, ist bekannt. In ballontechnischer Hinsicht fand bei Langres keine Neuerung statt, allein die mit der Benutzung des Ballons beauftragten Offiziere erzielten Resultate, die ihnen die Glückwünsche des Manöverleiters General Pendezec eintrugen.

Die 18 Fahrzeuge einer bespannten Luftschifferabteilung besitzen etwa die Beweglichkeit einer Feldbatterie und können dementsprechend in die Marschkolonnen eingefügt werden. Sie werden daher bei den Manövern oft der Vorhut zugeteilt und treten vor Beginn des Gefechts und während desselben mit großem Nutzen in Tätigkeit. Den Luftschifferabteilungen sind fahrbare Funkentelegraphen-Stationen beigegeben, die ihre Meldungen schnell weiter verbreiten. Die Freifahrballons des Luftschifferbataillons sind hauptsächlich dazu bestimmt, vor belagerten Festungen verwandt zu werden. Sie sollen auf der einen Seite der Einschließungslinie aufsteigen, über die Festung hinwegfliegen und auf der anderen Seite der Einschließungslinie landen. Günstige Wind- und Wetterverhältnisse sind dabei für eine erfolgreiche Beobachtung um so notwendiger, als die Flughöhe zur Sicherung gegen feindliche Geschützwirkung groß sein muß. Die freifahrenden Ballons werden jedoch, solange sie nicht gut lenkbar sind, nur selten derart zur Verwendung gelangen können. In belagerten Festungen aufsteigend, werden sie jedoch, wie in Paris, oft von Nutzen sein.

Somit drängen alle Verhältnisse mehr und mehr auf die Konstruktion zuverlässig lenkbarer Freifahrballons von für die militärischen Anforderungen genügender Eigengeschwindigkeit. Die Eigengeschwindigkeiten, welche Renard u. Krebs mit 6 Meter, Santos Dumont mit seinem Ballon Nr. 6 mit 8 Meter, Major Parseval mit dem seinigen mit 8 Meter erreichten, erwiesen sich als noch zu gering, und selbst die Geschwindigkeit von 11 Meter, die der Lebaudy-Ballon erzielte, wird von manchen Fachmännern noch für unzureichend gehalten, und erst bei etwa 15 Metern, der vom Grafen Zeppelin erreichten Maximalgeschwindigkeit, der Bau derartiger Luftschiffe als sich verlohnend bezeichnet. Immerhin rechnet die französische Heeresverwaltung schon heute auf die Leistungen der Lebaudy-Ballons, die sie, wie erwähnt, ihrem Armeematerial einverleibte. Auch ist hervorzuheben, daß der Lebaudy-Ballon im Jahre 1902/3 33 Fahrten mit Strecken von etwa 100 Kilometern und mehrstündiger, bestimmter Höhen-

lage zurücklegte, bei denen er nur zweimal sein Ziel nicht zu erreichen vermochte, sowie daß bei seiner bedeutendsten Fahrt von Moisson nach Paris von 62 Kilometer in einer Stunde 41 Minuten ein Wind von 6,15 Meter pro Sekunde quer zur Fahrtrichtung wehte.

Als lenkbarer Ballon ist ferner nach mannigfachen, beharrlichen Versuchen der Ballon des Grafen Zeppelin nunmehr höchst erfolgreich auf den Plan getreten. Allein es bleibt immerhin fraglich, ob seine jüngst völlig geglückte Fahrt über den Bodensee, bei geringem Gegenwinde und sogar 14—15 Meter Maximalgeschwindigkeit, genügende Garantie für die dauernde Verwendbarkeit des Ballons für Verkehrs- und militärische sowie wissenschaftliche Zwecke bietet, und ob die unter dem Ballon in doppelter, praktischer Anordnung hängenden beiden Treibmaschinen, die seine Unabhängigkeit steigern, sich so zuverläßlich und stark machen lassen, daß das Zeppelinsche Luftschiff für jene Zwecke auf größere Strecken für Verkehrszwecke regelmäßig benutzt zu werden vermag. Derart aber scheint dasselbe mit seinen großen Dimensionen und den ins Auge gefaßten Zufluchtshäfen in Deutschland geplant. Zwar gestattete schon der im ersten Modell über 12 300 Kubikmeter fassende, etwa 9000 Kilo schwere Ballon fünf Personen und überdies 350 Kilo Ballast zu tragen und eignete sich daher namentlich für die erwähnten ersteren Zwecke. Allein sein starrer Bau ist ungeachtet der sehr großen Vorzüge, die er besitzt, Verwerfungen durch den Wind und Schwierigkeiten beim Transport und der Steuerung und namentlich Gefahren beim Landen ausgesetzt, denen er sich kaum immer durch Aufstieg zu entziehen vermögen wird. Die Herstellungskosten von gegen 200 000 Mark des neuesten Zeppelinschen Ballons aber sind gewaltige. Immerhin kann, wenn der Ballon sich auf die Dauer bewährt und sich für Fernfahrten bei mittlerem Winde, wie der Erfinder annimmt, bis 120 Stunden in der Luft halten kann und dementsprechend ausgestattet wird, seine Verwendung für die erwähnten Zwecke möglich werden, und wünschen wir dem mutigen, beharrlichen Erbauer den weiteren, besten Erfolg.

Auf die mannigfachen lenkbaren Santos Dumontschen Ballons einzugehen, würde uns zu weit führen. Sie verwerteten zuerst den Vorteil leichter und doch stark treibfähiger Motore, vermochten jedoch im Ballon Nr. 6, wie erwähnt, nicht über 8 Meter Eigengeschwindigkeit hinaus zu gelangen. Auch das Parsevalsche lenkbare Luftschiff hat nach einigen weniger gelungenen Versuchen neuerdings seine Lenkbarkeit hervorragend dargetan. Allein der notorische Vorsprung, den die französische Luftschiffahrt mit den zahlreichen Fahrterfolgen des Lebaudy-Ballons erreichte, läßt sich nicht bestreiten, und dieser Umstand veranlaßte bekanntlich den Kaiser, der allen Sportbestrebungen und besonders solchen auf dem Militärischen verwandten Gebieten, das lebhafteste Interesse entgegenbringt, auf die Bedeutung jener Erfindung hinzuweisen und die Bildung einer Gesellschaft anzuregen, die den Luftsport nicht nur mit Liebe zur Sache, sondern auch mit den erforderlichen Geldmitteln betreibt. Die kaiserliche An-

regung hat bereits ein lautes Echo gefunden und es ist anzunehmen, daß es der neugebildeten „Motorluftschiff-Studiengesellschaft" gelingen wird, ein dem französischen Luftschiff überlegenes deutsches Luftschiff herzustellen, zumal der Parsevalsche Ballon ihm an Konstruktion und Leistungsfähigkeit bereits heute für mindestens ebenbürtig, wenn nicht sogar überlegen gilt, und da technische Fortschritte und Geheimnisse heute nicht lange unbekannt zu bleiben pflegen. Die Motorluftschiff-Studiengesellschaft hat bekanntlich den Motorballon Parsevals angekauft, sowie das geistige Eigentum an dem System des Parsevalschen Motorluftschiffes und alle aus diesem Eigentum fließenden Rechte erworben, insbesondere alle damit zusammenhängenden, teils patentierten, teils patentfähigen Erfindungen und die damit verbundenen Rechte. Als Ziel ihrer Bemühungen gilt die Aufgabe, der Luftschifferabteilung praktisches Material zur Lösung der Frage des lenkbaren Luftschiffs zu liefern, sowie dieses zu einem von den atmosphärischen Verhältnissen unabhängigen Verkehrsmittel zu gestalten. Major von Parseval, der aus dem aktiven Militärdienst ausschied, trat nunmehr als zweiter Geschäftsführer in den Dienst der Motorluftschiff-Studiengesellschaft. Als Aeronaut ist Hauptmann von Krogh engagiert. Mit dem Bau einer großen Ballonhalle wird gegenüber dem Kasernement des Luftschiffer-Bataillons in Berlin-Schöneberg begonnen werden, sobald es die Witterung zuläßt.

Zur Förderung von Versuchen auf dem Gebiete der Motor-Luftschiffahrt hat nunmehr die Regierung die einmalige Ausgabe von 500000 Mark bestimmt, da die großen Interessen wirtschaftlicher und allgemein kultureller Art, die sich schon an die Herstellung leistungsfähiger Motorluftschiffe knüpfen, es geboten erscheinen lassen, die in Deutschland auf diesem Gebiete unternommenen Arbeiten auch reichsseitig zu fördern. Nachdem die kürzlich begründete „Motorluftschiffahrt-Studiengesellschaft" es auf sich genommen hat, das von Major v. Parseval erbaute Motorluftschiff unstarren Systems zu erproben und fortzubilden, soll das Gleiche mit dem Luftschiffe starren Systems, das Graf Zeppelin konstruiert hat, geschehen. Das Zeppelinsche Luftschiff hat sich als leicht und sicher lenkbar erwiesen und die Erwartung gerechtfertigt, daß es bei weiterer Übung in der Bedienung des Steuers auch lange Strecken in beliebiger Höhenlage geradeaus zu fahren imstande sein wird. Für derartige Versuche ist bei der Größe des Luftschiffs die Errichtung einer schwimmenden eisernen Ballonhalle auf dem bisherigen Versuchsgebiete des Grafen Zeppelin dem Bodensee, unerläßlich, damit das Luftschiff auch bei Wind sicher auszufahren und wieder zurückzukehren vermag. Die Mittel zur Errichtung dieser Halle, sowie zur Vornahme der erforderlichen Versuche im Sommer und Herbst 1907 sollen dem Erbauer des Luftschiffes vom Reiche zur Verfügung gestellt werden, in dessen Eigentum dafür die Halle übergehen wird.

Wir dürfen daher in diesen beiden Ballons die nächsten Versuchsobjekte für die völlige Ausgestaltung des deutschen lenkbaren Ballons für militärische und andere Zwecke erblicken, und, wie es scheint ein Anzeichen dafür, daß man

militärischerseits diese Fortentwicklung in erster Linie der finanziell leistungsfähigen Privatindustrie zuweist, während die Militärverwaltung auf das höchst kostspielige, kein sicheres Resultat garantierende Experimentieren mit eigenen, lenkbaren Luftschiffen, unbeschadet dahin zielender partieller Versuche, vor der Hand verzichten dürfte. Mag nun auch die Verbesserung der Konstruktion der lenkbaren Luftschiffe eine noch so erhebliche werden, so vermögen selbstverständlich nur die in einem großen Kriege zwischen militärisch ebenbürtigen mit guten Ballons ausgestatteten Heeren gemachten Erfahrungen die volle Bedeutung des Luftballons und seinen Weg für die Kriegführung richtig erkennen zu lassen. Wenn sich der Fesselballon, wie erwähnt, bereits bei den Manövern als ein sehr wichtiges zweckmäßiges Orientierungs- und Aufklärungsmittel bei günstigem Wetter erwies, und dort, unter selbst bei den Kaisermanövern noch verhältnismäßig kleinen Verhältnissen, als das Auge der Manöver- und Armeeleitung gelten kann, so vermag dies jedoch für die oberste Heeresleitung in den künftigen großen Entscheidungsschlachten aus dem Grunde nicht der Fall zu sein, da dort, wo mehrere Armeen auf viele Meilen weit sich erstreckenden Räumen nebeneinader kämpfen, die Beobachtungsweite von etwa 12 Kilometern des Ballons, für die Aufgabe der Heeresleitung nicht ausreicht, und die Depesche des Feldtelegraphen und der Funkspruch als Orientierungsmittel an seine Stelle tritt. Jedoch vermag der Ballon auch dort für die Beobachtung des etwa in unmittelbarem Bereich der Heeresleitung befindlichen Geländes und Gegners von großem Nutzen zu werden.

Der lenkbare Kriegsballon aber wird nach Ansicht der Fachkreise noch nicht dazu berufen oder imstande sein, den bisherigen Transport- oder Verkehrsmitteln, den Eisenbahnen, den Automobilen oder dem Seeschiff usw. Konkurrenz zu machen, da er dazu, den künftigen Zeppelinschen Ballon etwa ausgenommen, noch zu wenig leistungsfähig, noch zu langsam, zu unsicher und zu kostspielig ist. Allein als Ersatz jener Verkehrsmittel, da wo sie versagen oder nicht vorhanden sind, kann er vielleicht dereinst wertvolle Dienste leisten.

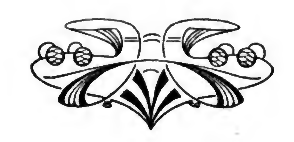
Es erscheint von Interesse, zum Schluß den Hauptsystemen der besonders brauchbaren, lenkbaren Luftschiffe einen Blick zu widmen. Es sind deren drei: das starre des Luftschiffs des Grafen Zeppelin, das halbstarre Lebaudys und das gänzlich unstarre des Parsevalschen Ballons. Das starre System bietet die großen Vorzüge der sicheren Lenkbarkeit und größerer Stabilität und namentlich Aktionsfähigkeit, und bei bedeutenden Abmessungen des größeren Werts für Verkehrszwecke, besonders den Transport von Personen, Gütern und Betriebsstoff, sowie von wissenschaftlichen und militärischen Zwecken dienendem Material. Es hat dagegen, wie erwähnt, den Nachteil, der schwierigen dauernden Sicherstellung der Führung, sowie den der Schwierigkeit des Transports und den der Gefahr bei der Landung, sodaß dasselbe bis jetzt nur an vorbereiteten Stellen, den Zufluchtshäfen, zu landen vermag, da wenn sich das Luftschiff auch bei ungünstigen Witterungsverhältnissen durch Aufstieg in davon unberührte

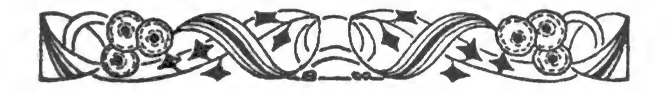
Zonen jener Gefahr zu entziehen vermag, dasselbe, wenn sein Treibkraftvorrat zu Ende, schließlich auch unter ungünstigen Verhältnissen zu landen gezwungen sein kann. Allerdings rechnet der Erfinder, wie erwähnt, darauf, daß derselbe nebst der Gasfüllung von 11000 Kubikmetern unter Umständen 120 Stunden ausreicht. Das Parsevalsche unstarre System hat die, namentlich in militärischer Hinsicht ins Gewicht fallenden Vorzüge des leichten Transports des ungefüllten Luftschiffes und besonders den des weit leichteren, ungefährlichen Landens. Es gilt daher schon heute im kleinen Maße für Kriegs- und Sportzwecke brauchbar. Allein für größere Zwecke erscheint es zweifelhaft, ob man die pralle Form ohne Versteifung aufrecht erhalten können wird. Das halbstarre System Lebaudys ist durch die Verbindung eines nicht starren Teils, der torpedoförmigen Ballonhülle, mit einer starren aus Stahlröhren hergestellten, mit einem Kiel und einer Schwanzflosse versehenen Plattform von 25 Meter Länge und 6 Meter Breite, repräsentiert, auf der die Grundfläche der Ballonhülle sitzt, und mit der die Gondel fest verbunden ist. Seine unvergleichlich größere Transportfähigkeit wie die des starren Systems wurde beim zweiten verbesserten Ballon noch dadurch gesteigert, daß die Plattform zum Auseinandernehmen eingerichtet ward, was sowohl für den Transport durch enge Straßen — die von Meudon vermochte der Ballon nicht zu passieren — wie namentlich auch für den Bahntransport von besonderer Wichtigkeit ist. Somit stellt sich das halbstarre System nebst seinen übrigen Vorzügen der erprobten Lenkbarkeit, sowie beträchtlicher Geschwindigkeit und namentlich der zahlreichen in jeder Hinsicht gelungenen Fahrten, zur Zeit als das vollkommenste, und für militärische Zwecke brauchbarste dar, während das starre System Zeppelins für Verkehrszwecke usw. die größte Zukunft besitzen dürfte. Hinsichtlich der Motoren sei bemerkt, daß Dampfkraft und Elektrizität als nicht ausreichend, bei den neuesten Ballonkonstruktionen ausschieden, und Benzinexplosionsmotoren an ihre Stelle traten, die jedoch unzuverlässig sind.

Somit werden, in Anbetracht der mannigfachen noch zu lösenden Probleme, um das lenkbare Luftschiff zu einem in jeder Hinsicht kriegs- bezw. verkehrsbrauchbarem, zuverlässigen zu machen in den Fachkreisen sanguinische dahin gehende Hoffnungen zur Zeit noch nicht gehegt, und u. a. bezweifelt, daß sich das neue Verkehrsmittel, wie einige meinen, u. a. eignen werde, unsere Truppen in Südafrika zu verproviantieren und den Bau von Eisenbahnen überflüssig zu machen, da ein Verkehrsmittel nicht wie die Luftschiffe von Wind und Wetter abhängig sein und nicht so kostspielig und nicht so wenig Transportraum wie diese bieten dürfe. Diese Abhängigkeit vom Wetter und die von den technischen Momenten macht jedoch das Luftschiff auch für die militärischen Zwecke der Aufklärung, Beobachtung und Orientierung nur zu einem unzuverlässigen, wenn auch bei günstigen Verhältnissen sehr schätzbaren Hilfswerkzeug, auf das jedoch mit Sicherheit, namentlich im Bewegungskriege, nicht zu rechnen ist,

so daß daher bis auf weiteres der gesamte Heeresapparat für jene Zwecke selbstverständlich aufrecht erhalten bleiben muß.

Regierungsrat Martin befindet sich unseres Dafürhaltens in starkem Irrtum, wenn er meint, daß die Entwicklung der Luftschiffahrt in weniger als 10 Jahren eine derartige sein und das lenkbare Luftschiff dann eine derartige Vollendung haben müsse, daß eine Invasionsarmee nicht daran denken würde, durch den geplanten Kanaltunnel England anzugreifen, sondern den bequemeren Weg durch die Lüfte vorziehen würde. Denn zum Transport von etwa 200000 Mann, die für diesen Angriff notwendig sind, würde man 200 Ballons, die je 1000 Mann, oder 2000, die je 100 Mann tragen können, bedürfen. Das größte, bisher konstruierte Luftschiff von 12300 cbm Inhalt beim ersten Modell, das Zeppelinsche, trug bis jetzt jedoch nur 350 Kilo Ballast und 5 Personen, in Summa etwa 725 Kilo, außer seinem Eigengewicht, und würde daher für Heerestransportzwecke einer kaum durchführbaren Vergrößerung usw. bedürfen. Dazu kämen überdies die Transportanforderungen für den enormen Heerestroß, der dem Heere unmittelbar folgen muß, so daß die Ansicht Martins kaum ernst genommen werden kann.





Johann Anton Leisewitz.

(Gestorben am 10. September 1806.)

Von

Hans Benzmann.

Im Februar des Jahres 1775 erließen die Unternehmer des Hamburgischen Theaters, Sophie Charlotte Ackermann und Friedrich Ludwig Schröder, eine Ankündigung, worin sie einen Preis von zwanzig Lousd'or für das beste Trauerspiel aussetzten. Die Hauptbedingungen des Preisausschreibens waren sehr milde; es wurde verlangt, daß der Inhalt nicht unsittlich sei, daß das Stück keinen großen Aufwand an Bühnenmitteln sowohl hinsichtlich der Personen als der Kleider und Dekorationen erfordere, und endlich, was auffallend erscheinen mag, daß es in Prosa geschrieben sei. Die Wahl des Motivs war den Dichtern vollkommen freigestellt, nicht aber war, wie das bisweilen angenommen und gläubig wiederholt worden ist, zum Sujet ein Brudermord aufgegeben.[1]) Daß das Hauptmotiv in allen eingesandten Stücken ein Bruderzwist war, war ein Spiel des Zufalls, das sich übrigens aus der Vorliebe der Zeit für die Familientragödie einigermaßen erklärte. In dem alten Berichte der Preisrichter heißt es hierzu: „Das erste Trauerspiel: ‚Die unglücklichen Brüder' war zu leer an Handlung, nicht überdacht und reif genug, obschon einige Szenen vorteilhaft und Erwartung erregend angelegt, die aber unbefriedigt blieb. Das zweite hieß: ‚Julius von Tarent', handlungsvoll, schön dialogisch, voll Verve und Geist; alles entdeckt den Kenner der Leidenschaft, den denkenden Kopf, den Sprecher des menschlichen Herzens und kurz — den Dichter von Talenten; es war des Preises wert, bis ihm das dritte: ‚Die Zwillinge', denselben dadurch abgewann, daß es die mächtige gewaltige Triebfeder der unentschieden gebliebenen Erstgeburt voraus hatte."

---

[1]) Die Bedingungen des Preisausschreibens teilt R. M. Werner in seiner Neuausgabe des „Julius von Tarent" und der „Dramatischen Fragmente" mit (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seufert, Nr. 32; B. Behrs Verlag, Berlin). — Es sei hinzubemerkt, daß Werner den „Julius von Tarent" nach dem Originalmanuskript veröffentlicht hat. Die sogenannten Originaldrucke und späteren Ausgaben des Dramas sind Drucke nach einer durch Schreibfehler entstellten Abschrift, die Leisewitz durch einen anderen herstellen ließ (vgl. hierzu Werners sehr gründliche Textuntersuchungen in seinem Vorworte).

Dieses Ereignis erregte die damalige literarische Welt, Bühne und Kritik, aufs heftigste; in allen Zeitschriften und in jedem Briefwechsel wird es glossiert. Mit ihm hatte der Geist Shakespeares, hatte das Genie, die Jugend einen neuen Sieg errungen, und wer von den Alten für diesen Geist der freien Leidenschaft und des freien Wortes gekämpft hatte (Lessing in erster Linie), der stimmte dieser literarischen Tat ebenso bei wie die junge Generation, von der — wie wir wissen — Schiller ganz besondere Anregung durch die in jenen Dramen behandelten Motive und Familiengeschichten empfangen sollte („Cosmus von Medicis", „Die Räuber", „Die Braut von Messina"). Schiller, dies sei hier eingefügt, schreibt an Reinwald, daß in dem „Julius von Tarent" mehr Feuer, mehr Blut und Nerv als in Lessings „Emilia Galotti" sei; von seinem „Carlos" sagt er später: „Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeares ‚Hamlet' die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz' ‚Julius' — und den Puls von mir." Der leider in jungen Jahren verstorbene Literarhistoriker Gregor Kutschera[1]) vergleicht Leisewitz' und Schillers einander ähnliche Helden folgendermaßen: „Des ‚Julius' grübelnde schwärmerische Natur, seine über Standesvorurteile sich erhebenden Freiheitsideen, seine hingebende Freundschaft zu Aspermonte, seine tiefe innige Liebesempfindung, dies alles hat in ‚Don Carlos' und in ‚Marquis Posa' eine veredelte, idealere Gestaltung erhalten."

Freilich das Urteil der Preisrichter selbst hat vielen Widerspruch hervorgerufen. So war Lessing mit dem Spruche gar nicht zufrieden. Aus begreiflichen Gründen war ihm das Drama „Julius von Tarent" lieber wie „Die Zwillinge". In dem Werke Leisewitz' erkannte er seine eigne Schule wieder. An der „Emilia Galotti", an Lessings Theorien von der Einheit der Zeit, von der bedeutungsvollen Führung des Dialogs, der zur Katastrophe hinzustreben habe, hatte sich Leisewitz gebildet. Viel mehr Maß und Ziel, Feinheit und Kunst, Kritik und Psychologie verriet dies Drama als das Klingers, das wiederum die Kraft und Wucht der rücksichtslos sich gebenden Leidenschaft, originelle Sprache, kurz alle genialen Allüren für sich hatte. Der „Julius von Tarent" steht eigentlich der Kunst Goethes näher wie der Schillers. Hielt doch Lessing auch anfangs dieses Drama für ein Werk Goethes und soll ausgerufen haben, nachdem er belehrt worden war: „Desto besser! so gibt es außer Goethe noch ein Genie, das so etwas machen kann!" Bezeichnend für die Beurteilung, die der „Julius von Tarent" fand, sind zwei Stellen aus Briefen Lessings, in welchen er den nach Berlin reisenden Leisewitz empfiehlt. Am 16. Juni 1776 schreibt Lessing an seinen Bruder: „Der Dir dieses überbringt ist Herr Leisewitz, oder, wenn Du diesen Namen noch nicht gehört hast, der Verfasser des ‚Julius von Tarent'. Dieses Stück wirst Du ohne Zweifel gelesen haben, und wenn es Dir eben so sehr gefallen als mir, so kann

[1]) „Johann Anton Leisewitz Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im XVIII. Jahrhundert" von Gregor Kutschera v. Aichbergen. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben (von Karl Tomaschek), Wien 1876.

es Dir nicht anders als angenehm sein, den Urheber persönlich kennen zu lernen. Ein solcher junger Mann und ein solches erstes Stück sind gewiß aller Aufmerksamkeit wert. Er wird sich einige Tage in Berlin aufhalten und wünscht durch Dich unsere dortigen Freunde kennen zu lernen. Begleite ihn also, soviel es Deine Zeit erlaubt, und schreibe mir doch, wie sein Stück in Berlin gefällt und ob man es aufführen wird." An Moses Mendelssohn schrieb Lessing: „Der Ihnen dieses überreicht, ist ein so guter junger Mann, daß ich eifersüchtig darauf sein würde, wenn er eine andere Adresse von hier mitnähme, als meine. Er hat eine Tragödie geschrieben, die Sie vielleicht noch nicht gelesen haben, von der ich aber doch wünschte, daß Sie sie lesen möchten, um zu hören, ob mein Urteil mit dem Ihrigen übereinstimme. Ich glaube nicht, daß viel erste Stücke jemals besser gewesen." — Wie gesagt, die meisten Beurteiler sprachen sich sehr günstig über das Stück aus, manche sogar in überschwänglicher Weise wie der Literarhistoriker und Shakespeare-Übersetzer Eschenburg — Freund Lessings —, der sich zu folgender lächerlich pathetischer Übertreibung verstieg: „Man machte der Löwin den Vorwurf, daß sie nur ein Junges zur Welt brächte. Ja, sprach sie, nur Eines; aber einen Löwen! — — Ich mache, sprach ein höhnischer Reimer zu dem Dichter, in einem Jahre sieben Trauerspiele, aber Du? In sieben Jahren nur Eines! — Recht; nur Eines, versetzte der Dichter; aber eine Athalie!" (Beispielssammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften Bd. 7 S. 631). Von späteren Kritiken erwähne ich die Böttigers in der Allgemeinen Zeitung (Nr. 291 vom Jahre 1806): „Ein reiner südlicher Himmel breitet sich über dieses Gedicht, das in Hesperiens goldenen Auen spielt. Es vereint die tiefste künstlerische Besonnenheit mit der höchsten Wärme des Gefühls und verdiente wohl bei allen deutschen Theatern, wo die Schauspieler den Künstlernamen nicht durch Tagelöhnergewerb entweihten, das zu sein, was der Brite ein Stock-play nennt, ein Stück, was wenigstens einmal des Jahres mit der möglichsten Anstrengung aller darin Auftretenden gegeben wurde." Auch Aug. Wilh. v. Schlegel urteilte sehr günstig über das Drama; bekannt ist, daß Otto Ludwig es ganz besonders verehrte. Hierbei sei eingeschaltet, daß das Stück mit Erfolg in Berlin,[1]) Hamburg, Gotha, Bonn, Salzburg, Straßburg, Mannheim (am Burgtheater (Wien) und in Weimar durch die herzogliche Familie selbst (1780); Herzog Karl August spielte den Julius selbst und ließ sich bekanntlich in dieser Rolle später malen. Interessant war ein Projekt des ehemaligen Intendanten des Meininger Hoftheaters Paul Lindau: einer seiner Lieblingspläne war, den „Julius", die „Zwillinge" und die „Braut von Messina" nacheinander aufzuführen.

Doch mußte Leisewitz noch selbst auch absprechende Urteile hören. Nicht ernst zu nehmen ist die Kritik des mißgünstigen alten Bodmer; man findet es

[1]) K. G. Lessing schreibt hierzu an seinen Bruder Gotthold Ephraim: „‚Julius von Tarent' ist hier bei immer ziemlich vollem Theater viermal aufgeführt worden. Wie man mit der Aufführung zufrieden sein kann, mag Herr Leisewitz selbst sagen."

gedruckt unter dem Titel: „An den betrogenen guten Mann, den ‚Julius von Tarent‘ aus sich selbst gebracht hat“ in den „literarischen Denkmalen von verschiedenen Verfassern“ (Zürich 1779). Bedenklicher ist das Urteil Mercks, eines feinen und klugen Kopfes, im 4. Heft des „Deutschen Merkur“ von 1776 —: daß er bei aller Anerkennung des „ungemeinen Genies“ des jungen Verfassers in den Charakteren Selbständigkeit und Naturwahrheit vermisse, sie seien wie alle Geschöpfe der derzeitigen Dramatisere nur leere Hirngespinnste. Der große Hettner, der beste Kenner jener ganzen Literaturepoche, schließt sich diesem Urteil fast unbedingt an.

In der Tat, auch wir vermögen heute, wenn wir von einem absoluten, die Zeit nicht berücksichtigenden Standpunkte urteilen, dem Drama an sich besondere Qualitäten nicht abzugewinnen. Die straffe Komposition — nach dem Beispiele Lessings — läßt die den Händen eines begabten, jedoch durchaus nicht genialen Dichters anheimgefallene Handlung als ein zwar kunstvolles, aber auch gekünsteltes Gebilde erscheinen. Alles strebt in diesem Stücke und zwar auf Grund einer psychologisch unbegreiflichen und unnatürlichen Nebenhandlung: der alte Fürst entreißt die Geliebte beiden Söhnen und steckt sie noch dazu in ein Kloster — allzu deutlich der Katastrophe zu; man fühlt und erkennt am schnellen Auf- und Abtreten der Personen, am immer zugespitzten Dialog — der Redner weiß die Antwort des Gegenredners fast immer schon vorher —, daß nur das eine Ende kommen soll und wird, und wenn sich zehn andere Möglichkeiten, zehn andere vernünftige Auswege darböten. Ebenso einseitig gerichtet erscheinen die Charaktere an sich, sie bewegen sich vielfach marionettenhaft, ganz besonders die Frauen (Blanka, Cäcilia). Sie reden abwechselnd in einem gewählten blühenden — poetisch oft nicht reizlosen — und in einem schwülstigen, äußerlich tragischen, aufgeregten Stil. Das psychologische Niveau des Dramas ist demgemäß in dieser Beziehung ein flaches, niedriges. Der Vergleich mit gewissen, grob zugehauenen Stücken unserer Zeit liegt nahe. Andrerseits ist aber doch auch anzuerkennen, daß das Stück in einem charakteristischen Zeitstile geschrieben ist, mag derselbe an sich auch als ein trivialer und unwahrer erscheinen. Dieser sprachlichen Geschlossenheit kommt die theatralische zu Hilfe, die straffe und durchsichtige gradlinige Führung der Handlung; durch beides ist eine gewisse Wirkung von der Bühne aus entschieden verbürgt. Ein Versuch, das Drama auf einer modernen Bühne aufzuführen, würde vielleicht interessante Korrekturen unseres Urteils zur Folge haben. — Im einzelnen birgt, wie schon angedeutet, das Drama der Schönheiten viele. Interessant ist es z. B., zu beobachten, wie Jugendfrische und ein entschieden überlegener frühreifer Geist sich in dem Drama das Gleichgewicht halten, wie geniale Emotionen und dämpfende Wärme des Gefühls sich gegenseitig durchdringen, ich möchte auch sagen, wie die Materie des Stückes und die Seele, die Persönlichkeit des Dichters ineinander aufgehen. So mag sich der entschiedene Wert des interessanten Stückes erklären: an sich Typus des Kunstwerks einer Übergangszeit, behaftet mit den Tugenden

und Fehlern einer solchen Zeit, an sich keine geniale Leistung, aber ein relativ anzuerkennendes Kunstwerk, ist es doch recht eigentlich die persönliche Manifestation eines seelisch außerordentlich anziehenden, vornehmen, originellen, ja rätselhaften Menschen ... Damit haben wir uns dem „Problem" Leisewitz genähert. Wer war Leisewitz? Wie kam es, daß er der Nachwelt nur eine respektable poetische Leistung hinterließ (er starb nicht in jungen Jahren)?

Vor mir liegen die beiden Ausgaben der Werke Leisewitz', das zierliche Büchlein „Schriften von Joh. Ant. Leisewitz" (mit schöner Titelvignette; Wien 1816, bey Ch. Kaulfuß und C. Armbruster) und „Sämtliche Schriften von Joh. Ant. Leisewitz" (Zum ersten Male vollständig gesammelt und mit einer Lebensbeschreibung des Autors eingeleitet. Nebst Leisewitz' Portrait und Faksimile; Braunschweig 1838, Verlag von Eduard Leibrock). Dazu kommt die vorhin erwähnte Neuausgabe des „Julius von Tarent" und der „Dramatischen Fragmente" von R. M. Werner und die Reclamsche Ausgabe des „Julius von Tarent" (Universalbibliothek). Die „Sämtlichen Schriften" (Braunschweig) sind 290 Seiten stark, sie bestehen aus den dramatischen Dichtungen, einigen literarischen und juristischen Schriften, von denen ich erwähne „Nachricht von Lessings Tode" (1781), „Über den Ursprung des Wechsels" (1782) und „Über die bei Errichtung öffentlicher Armenanstalten zu befolgenden Grundsätze" (1802 und 1803), und aus einer geringen Anzahl von Briefen. Ein paar weitere dramatische Fragmente teilt Werner mit. Das ist alles.

Ebenso spärlich sind die Nachrichten über das Leben dieses rätselhaften Poeten, der doch über 50 Jahre (1752—1806) gelebt und als Verwaltungsbeamter später sich manches Verdienst erworben hat.

Leisewitz wurde am 9. Mai als Sohn eines reichen Weinhändlers geboren, seine Mutter war eine geborene Cathrin Luise von der Beecken aus Hannover. Nachdem er in Hannover das Gymnasium absolviert hatte, bezog er im Jahre 1770 die Universität Göttingen. Hier verkehrte er namentlich mit Hölty und Thaer. Voß hat uns in dem Leben Höltys einen charakteristischen Zug aus der Bekanntschaft beider aufbewahrt:*) „So wenig Hölty um Andere sich zu bekümmern schien, so bekannt und geachtet war er bei allen Studierenden der Akademie. Nicht selten geschah es, wenn er nach Tische mit seinen Freunden auf der Gasse ging, daß ihn jemand anhielt und zum Kaffee nötigte. Hölty fragte nach der Wohnung, ging hin, machte dem Wirt einen Bückling, trank, ohne ein Wort zu sprechen, was ihm eingeschenkt wurde, und ging wieder weg. So hatte er selbst Leisewitz schon oft besucht, bis sie endlich zu einer Unterredung kamen." Leisewitz trat auch dem Hainbund bei, und zwar wird er, der damals bereits mit dem Plane umging, eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges zu schreiben, für das Fach der Geschichte in den Bund aufgenommen (2. Juli 1774,

*) S. Höltys Gedichte, herausgegeben von J. H. Voß. 1814, Weißenfels. Vorrede S. XVI.

am Geburtstage Klopstocks). Übrigens war damals bereits der „Julius von Tarent“ so gut wie abgeschlossen. Voß, Mitglied des Hainbundes, schreibt hierzu an einen anderen Bundesbruder Brückner am 15. August u. a.: „Er arbeitet jetzt an einem Trauerspiele, wovon die fertigen Scenen vortrefflich sind.“ Werner führt hierzu aus: „Er arbeitete so schwer und mühselig, es fehlte ihm so sehr an Mut und Energie, daß er darin das völlige Widerspiel von Klinger ist. Sein Temperament war ein merkwürdiges Gemisch von ‚Grillen‘ und Lustigkeit, Melancholie und bizarren Einfällen. Er bringt nichts vorwärts, weil er auf die richtige Stimmung und Stunde wartet und, ehe sie sich einstellt, manches andere beginnt, bis plötzlich Stunde und Stimmung verschwunden sind ... Auch seinem Naturell muß es an Leidenschaft gefehlt haben ... Wir hören nichts von Liebesstreichen.“

1774 verließ Leisewitz Göttingen, und zwar heimlich, um sich und den Freunden den Schmerz des Abschieds zu ersparen. Er lebte dann, nachdem er in Celle am 27. Oktober 1774 vor dem dortigen Oberappellationsgerichte das Advokatur-Examen gemacht hatte, abwechselnd als Advokat in Hannover und Celle. Ende November 1775 siedelte er nach Braunschweig über, wo damals unter dem Schutze eines kunstsinnigen Fürsten Männer wie Jerusalem, Zachariae, Schmidt, Ebert, Eschenburg und insbesondere Lessing lebten und wirkten. Unterdes erledigte sich jenes Preisausschreiben. Leisewitz gehörte zu den angesehensten Schriftstellern der jungen Generation. Reisen nach Hannover und Berlin bringen ihm neuen Ruhm und die Freundschaft hervorragender Männer wie Ramler, Moses Mendelssohn, Engel, Nicolai, ein. Ein liebenswürdiges Mädchen, Sophie Seyler, die er im Hause eines Oheims, wo sie erzogen wurde, in Hannover kennen gelernt hatte, nannte er sein. Er heiratete sie 1781, nachdem er in Braunschweig als landschaftlicher Sekretär eine feste Anstellung gefunden hatte. Später (seit 1786) war er lange Jahre hindurch Prinzenerzieher, er trat dann ganz in herzogliche Dienste über, Ämter und Titel wurden ihm verliehen, sein Ansehen stieg fortwährend, er wurde Präsident des Obersanitätskollegiums (1805) —, als solcher widmete er sich hauptsächlich der Armenpflege, wobei ihn seine erste Gattin in selbstlosester Weise unterstützte. Er wohnte selbst im Armenviertel Braunschweigs, um das Elend in unmittelbarer Nähe studieren zu können. Er machte Schulden, um mildtätig sein zu können. 1791 hatte er das Kanonikat vom St. Blasiusdome erhalten, wodurch ihm pekuniärer Vorteil erwuchs. Um seine Schulden bezahlen zu können, mußte er die Pfründe später für 4000 Taler verkaufen. Doch ging es ihm trotz zeitweiliger Sorgen niemals schlecht. Von seinem Fürsten und seinen Mitbürgern geliebt und geehrt, starb er am 10. September 1810.

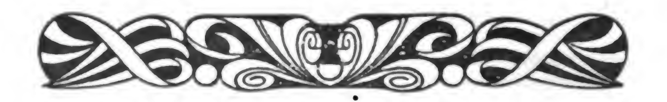
Und trotz dieses reichgesegneten Lebens, trotz der ursprünglichen Begabung und des literarischen Erfolgs, trotz Charaktertüchtigkeit, trotz Streben, Fleiß und Ausdauer, trotz Liebe und Eheglück keine weitere künstlerische Entwicklung, neben dem „Julius von Tarent“ nur ein paar spärliche Fragmente! wie erklärt sich

dieses Problem? Von seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges sind große Teile fertig geworden. Möglich, daß Leisewitz später, als Schiller sich mit dieser Materie beschäftigte, entmutigt von seinem Werke zurücktrat. Bekannt ist, daß er testamentarisch die Vernichtung seines literarischen Nachlasses verfügte und daß grade die historischen Fragmente der Flamme zum Opfer fielen. Allmähliche Entmutigung infolge äußerer Erfahrungen und infolge ehrlicher Selbsterkenntnis scheint die Hauptursache seiner Untätigkeit gewesen zu sein. Er blieb immer in den Ansätzen stecken, er sammelte fortwährend Stoffe und Studien, er verlor sich in peinlichen Beobachtungen und kritischen Vergleichen. Es fehlte ihm an Initiative, andrerseits litt er an einem Übermaß von Selbstkritik und Bescheidenheit. Wie Otto Ludwig erfaßte ihn die Tragik der künstlerischen Unfruchtbarkeit infolge eines allzu starken Verantwortungsgefühls, infolge allzu großer Objektivität. Dazu kommt, wie Werner sehr richtig ausführt, ein schwaches künstlerisches Temperament, eine angeborene Schwere, eine geringe Fähigkeit, aus sich selbst herauszutreten, schöpferisch zu gestalten, die an und für sich träge und spröde Phantasie anzufeuern und den Funken des Talents zu entflammen. Alle diese Umstände und Charaktereigentümlichkeiten brachten es mit sich, daß der Dichter sich mehr und mehr der Resignation hingab, daß er schließlich mehr Verdruß als Freude an eigenem Schaffen empfand.

Dieser merkwürdige Charakter scheint uns nun menschlich vertrauter zu sein als manch andrer Poet jener Zeit, und wir begreifen nun, weshalb uns der „Julius von Tarent" trotz mancher Unbeholfenheit in Sprache und psychologischer Analysis so merkwürdig beseelt, so modern erscheint, weshalb er uns fesselt: die feine nervöse, von Stimmungen abhängige Seele des Dichters pulsiert hinter dem Gewebe des Kunstwerks, das ein Lebenswerk war, das des Dichters Lebenswerk blieb. Wie sehr Leisewitz sein persönlichstes Empfinden in diesem Drama mitsprechen ließ, ergibt sich aus Vergleichen zwischen Dialogstellen und später geschriebenen Briefen des Dichters (an Sophie Seyler). Auf diese Ähnlichkeit, in der gewiß auch die unfruchtbare Einseitigkeit des Dichters zum Ausdruck kommt, weist auch Werner hin.

Der alten Ausgabe der „Sämtlichen Schriften" (von 1838) ist ein ungemein fesselndes Bildnis von Leisewitz beigegeben. Aus einem zart und fein geschnittenen, aristokratisch-vornehmen Antlitz, über dem der Schimmer seelischer Reinheit liegt, blicken ein wenig spöttisch und ein wenig melancholisch-mißtrauisch ein paar liebenswürdig-kluge Augen. Ein absonderliches Bild, das viel verrät und und viel verschweigt, das so klar und so lebendig ist und doch so verschlossen, daß man über die intellektuellen und psychischen Eigenheiten dieser Individualität eigentlich doch im unklaren bleibt ...





Die Erziehung zu Vätern, oder die Kenntnis der nächstliegenden Dinge.

Von

Georg Biedenkapp.

Das moderne Leben mit seinem Hasten und Jagen hat für das Glück der Vaterfreuden nicht allzuviel Zeit übrig. Der Eine kommt müde und verdrossen, erst zu später Abendstunde, aus dem Geschäfte und kann sich seinen Kindern nicht widmen, selbst wenn er es wollte. Der Andere hat von den Sorgen und Aufregungen des Tages gerade genug, um sich nicht durch die Kinder, diese Mahner zum Fleiß und zur Arbeit, noch abends an die sorgenvolle Zukunft erinnern zu lassen; er sucht deshalb Zerstreuung außer dem Hause. Ein Dritter muß im Interesse des Geschäftes gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen, ein Vierter geht seinem Berufe gerade zu der Zeit nach, wo andere mit dem Tagespensum fertig sind. Dazu kommen noch die Vielen, die gar nicht einmal den Wunsch und das Verlangen haben, sich um die heranwachsenden Kinder zu kümmern. Alles in allem ergibt dies für die heranwachsende Generation einen unersetzlichen Verlust schönster Stunden, in denen der Vater auch Erzieher, Freund und Ideal wird, und für die Väter bedeutet der herrschende Zustand Betrug um einen Schatz köstlichster Freuden, Betrug um die verjüngende, belebende Kraft, die dem Umgang mit dem eigenen Kinde entspringt, Betrug um die eigene geistige Weiterbildung, deren zu seiner eigenen Freude kein richtiger Vater entraten kann. Wie ein großer, zum Erschrecken zunehmender Teil der Mütter nicht mehr imstande ist, das Verlangen des Kindes nach leiblicher Nahrung aus eigener Brust zu stillen, so wird auch die Zahl derjenigen Väter immer geringer, die den Fragedurst ihrer Leibessprossen mit geistiger Kost zu stillen vermöchten. Selbst aber da, wo sich alles gut zusammentrifft, wo der Vater sich nicht durch Sorgen und Rücksichten hemmen läßt, jede freie Zeit den Kindern zu widmen, wo er bereitwillig ist, auf ihre nimmermüde Fragelust einzugehen — selbst da kann der moderne Vater nicht mehr auf der Höhe seiner Aufgabe stehen. Die Welt der umgebenden Dinge ist eine gründlich andere geworden, aus einem vorwiegend agrarischen ist Deutschland ein

industrielles Land geworden und starrt von technischen Rätseln. Welcher Vater, der nicht Techniker ist, vermöchte bei einem Gang über die Straße seinem Kinde all die Fragen beantworten, zu denen die Wahrnehmungen der Kleinen Anlaß geben? Da ist das Wunder der elektrischen Straßenbahn, da wird eine Gasleitung gelegt, oder ein Kanal gereinigt, oder ein Telephonkabel unterirdisch gebettet. Bogenlampen werden aus der Höhe geholt und mit neuen Kohlenstiften versehen. Wo eine Neupflasterung der Straße stattfindet, soll der Vater flugs wissen, woher die gleichmäßig geformten Pflasterwürfel kommen. Ja, es bedarf gar keines Ganges über die Straße, um den modernen Vater, zumal den klassisch gebildeten, in die hilfloseste Verlegenheit zu versetzen: Telephon, elektrische Hausklingel, Wasserleitung und dergleichen Dinge wollen sachgemäß und dennoch dem Kinde verständlich erklärt sein. So ein Kind darf man nicht mit Fremdworten abspeisen. Man muß sich auf die große Kunst einfachster Sätze und glücklicher Gleichnisse verstehen. Man wird auch vergeblich nach Art der Professoren dozieren, das und das sei ja offenbar, natürlich, selbstverständlich, denn am meisten dem Kinde gegenüber gilt der Spruch:

„Natürlich, offenbar, selbstverständlich:
Mit diesen Wörtchen lügt man schändlich.“

Hier wird das Kind zum Erzieher, es zwingt uns, selbst über die Dinge nachzudenken und Neues zu lernen, vor allem bringt es uns zur Erkenntnis, wie wenig unser Wissen, unsere Bildung auf der Höhe der Zeit steht. Vielleicht darf ich hier einiges aus persönlicher Erfahrung einflechten.

Wie ich schon in einem früheren Aufsatze darzulegen Gelegenheit hatte, lasse ich meine acht und neun Jahre alten Knaben Märchen weder hören noch lesen, dagegen erziehe ich sie zur möglichst scharfen Beobachtung ihrer Umgebung und des scheinbar Einfachen oder Unansehnlichen. Hier erleben sie Märchen und Überraschungen die Fülle. Ich bin selber weder Botaniker, noch Zoologe, noch Mineraloge; meine Knaben aber haben mir die Überzeugung beigebracht, daß ein Vater ohne ein gerüttelt Maß solcher Kenntnisse ein sehr mangelhaftes Subjekt ist. Gewiß haben wir auf dem Gymnasium jahrelang Pflanzen, Tiere und Steine beschrieben, aber die Kenntnis dieser nächstliegenden Dinge ist dabei wenig gefördert worden. Wir wußten viel Klassifikation, Zahnformeln, Wirbelzahlen, aber gerade die Pflanzen- und Insektenwelt der nächsten Umgebung blieb uns unbekannt. Nie fand der Unterricht in der Weise statt, daß der Naturforscher mit seinen Schülern ins Freie gegangen wäre und sich

dort über alles, was Schüleraugen entdeckten, hätte ausfragen lassen: wie heißt diese Pflanze? Dieser Käfer? Und dieser Stein? Dabei hatten wir einen hervorragenden Gelehrten zum Lehrer. Daß der Unterricht heute noch nicht in dieser lebensvollen und ersprießlichen Weise gegeben wird, dafür ließ ich mir folgenden Umstand als sichersten Beweis gelten. Im vergangenen Sommer besuchte ich mit meinen Knaben zu den verschiedensten Stunden an den verschiedensten Wochentagen einen kleinen Wasserteich, aus dem wir die abenteuerlichsten Tiere herausfischten; ich als Vater war genau so begeistert wie meine Knaben und habe selber auch für eine schriftstellerische Arbeit, die ich gerade unter der Feder hatte, mancherlei Anregungen davon gehabt, wovon folgende Reime Zeugnis ablegen mögen:

Jüngst mußt' ich mit meinen Knaben
Zu einem Wasserteich traben.
Sie pirschten vergnügt Kaulquappen,
Da sah ich sie auch ertappen
Manch' scheußlichen Wasserbürger
Und mordbegierigen Würger.
Wir priesen die herrliche Schöpfung
Trotz ihres Gesetzes der Köpfung
Des Schwächeren durch den Bessern
Sei dieser versehen mit Messern
Oder mit allerlei Zangen —
— Ihr müßt an dem Worte nicht hangen —
Oder mit Paragraphen
Über Gefängnisstrafen.

Nie habe ich diesen Teich, diesen Quell der Naturerkenntnis, von einer Schulklasse umstanden gefunden, nie einen Lehrer mit Schülern dort angetroffen, obwohl Gymnasium und Realschule nicht weit entfernt waren. Und was läßt sich an einem solchen stillen Weiher alles demonstrieren! Wir holen uns einen Frosch heraus und machen an ihm das Geheimnis eines Unterseebotes klar. Das herausgestülpte Froschauge gleicht dem Periskop, jenem Apparat, der durch ein Linsen- und Prismensystem die Vorgänge über Wasser ins Unterseebot hinabspiegelt. Wir verfolgen die größer und größer werdenden Wellenkreise, die unaufhörlich auf dem Wasserspiegel durch tanzende Wasserkäfer erregt werden: als solche Wellen haben wir uns die Schwingungen des Weltäthers vorzustellen, die als Licht wahrgenommen und als Nachrichtenträger bei der drahtlosen Telegraphie verwandt werden. Nach wochenlanger Sommerhitze fanden wir einen kleineren Teich in der Nähe völlig ausgetrocknet. Hier wurde uns ein Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte klar: die Umwandlung

von Wassertieren zu Landtieren. Denn wenn in Urzeiten ein Binnenwasser austrocknete, so hatten diejenigen Tiere, die die Trockenzeit überstehen konnten, einen Vorsprung vor den ungünstiger Ausgestatteten. Doch mag solch ein Wassertümpel ein noch so empfehlenswerter Tempel der Wissenschaft sein, sobald er nicht das Wallfahrtsziel ganzer Schulklassen mit ihrem Lehrer bildet, hat er seinen Beruf verfehlt. Ich selbst war leider außerstande, meinen Knaben die abenteuerlichen Wasserbewohner mit Namen vorzustellen, ich fühlte mich deshalb in diesem Punkte zu wenig zum Vater erzogen. Trotzdem hielt ich die Kinder zu scharfem Beobachten an und war oft erstaunt, was solch ein Kinderauge, einmal auf die Suche geschickt, an Bäumen, Gräsern und Steinen alles entdeckt, Käfer und Würmer, von deren Existenz ich keine Ahnung hatte und deren Namen und Personalien mir zum größten Leidwesen unbekannt waren. Die Urgeschichte der Kultur lehrt uns, daß die Menschen des Steinzeitalters mit scharfem Auge alle Steine durchmusterten, die ihnen etwa zu Waffen oder Werkzeugen dienlich däuchen mochten. Schon vor fünftausend Jahren gab es Mineralogen und meiner unmaßgeblichen Ansicht nach sollte jeder Knabe heute noch ein bißchen Mineraloge sein. Man muß nur die Steine zu beschauen wissen, sie ins Licht halten können, daß sie glitzern, dann kann man sich die schönsten Spielzeuge kostenlos vom Feld mit heimbringen. Welche Freude, im harten Gestein Muschelschalen zu entdecken, oder aus Feuerstein Feuer zu schlagen! Wir haben schon eine hübsche Steinsammlung, aber leider ist mein Wissen um diese für Kinder nächstliegenden Dinge durchaus unzulänglich, und ich sage mir täglich, daß eine vollkommene und gesunde Erziehung, die nicht nur den zukünftigen Mann, sondern auch den Vater ins Auge zu fassen hätte, etwas mehr Steinwissen zu übermitteln hätte. Auf Schritt und Tritt gewährt mineralogisches Wissen im Leben Genuß. Die Farbe der Seen und Flüsse, die Form der Gebirge und Landschaften, das Material, aus dem die Industrie einen großen Teil ihrer Erzeugnisse herstellt, all das versteht sich besser aus der Kenntnis von Gesteinsarten. Aber es gibt noch näherliegende, näherfliegende Dinge: die stillen Zimmergenossen, die Stubenfliegen, von denen wir nichts wissen trotz beständigen Zusammenseins, und die gerade für Kinder vorzügliche Beobachtungsobjekte abgeben. Der Unterricht befolgt im allgemeinen die Regel, vom Bekannten zum Unbekannten zu gehen. Sollte nicht auch der Unterricht, den der Vater dem jungen Erdenbürger ungezwungen angedeihen läßt, ebenfalls mit dem Allerbekanntesten und doch so oft gänzlich Unbekannten beginnen? Voraussetzung freilich ist, daß die Erziehung nicht nur eine Erziehung zum Manne

und Staatsbürger, sondern auch zum Vater ist, der sein Kindlein mit den nächstliegenden Dingen vertraut und bekannt zu machen, hinreichend vorgebildet ist. Welchem Vater wird es da nicht schmerzlich bewußt, wie viel ihm zur idealen Vaterschaft abgeht?

Man wird mir vielleicht entgegnen, dazu sei ja die Schule da, um den Kindern die Kenntnis der nächstliegenden Dinge beizubringen und die Beobachtungsgabe zu entwickeln. Alle Achtung vor der Schule, aber sie ist und bleibt vorläufig Massenunterricht, der beim besten Willen nicht alles schaffen kann. Auch ist das Kind ja auch nur einen Teil seiner Zeit in der Schule und währenddem übt es sich in Dingen, die zum Leben unumgänglich nötig sind, den Beobachtungssinn aber eher abstumpfen als schärfen. Auch sind in der Schule nicht dieselben Dinge die nächstliegenden wie zu Hause und auf Spaziergängen mit dem Vater. Außerdem kann die Beobachtungsgabe, das heißt aber auch die Schärfung der Sinne, kaum zu früh beginnen: spielend freilich muß es geschehen, Lust muß es machen. Da ist doch wohl nur der Vater der berufene Erzieher. Die Anleitung zum genauen Beobachten, Sehen, Hören und Fühlen ist aber Anleitung zum Entdecken ungeahnter Dinge am Himmel, im Grase, in der Baumrinde, am Stein usw. Immer wieder macht das Kind die Erfahrung, daß bei genauerem Zusehen die Dinge sich in neuem Lichte, von neuen Seiten zeigen. Wie leicht knüpft sich hieran die Moral, allen Widerwärtigkeiten des Lebens scharf beobachtend gegenüber zu treten und durch genaueres Zusehen zu den Schattenseiten die Lichtseiten zu entdecken. Eine große Zahl der glänzendsten Entdeckungen wurden durch scharfes, umsichtiges Beobachten gemacht. Dinge, die schon jahrhundertelang von andern tagtäglich gesehen waren, erschienen einem geschulten Auge, das in einem kenntnisreichen Kopf wohnte, als durchaus Neues und Verwertbares. Es wäre ein durchaus verfehlter Vorwurf, wollte man der Erziehung zum scharfen Beobachten einen Mangel an Gemütsvertiefung unterschieben. Ganz das Gegenteil ist der Fall. Das Kind erlebt so viele Entdeckerfreude und lernt so lebhaft mit allem Getier fühlen, daß sein Gemüt nur bereichert wird. Man sei überhaupt mißtrauisch gegen jenen Vorwurf, den die Ignoranten so gern gegen alles Fortschrittliche ausspielen: das Gemüt käme zu kurz. Wer Gemüt hat, dem gibt das große Sammelbecken aller Beobachtungen, die Wissenschaft, so reiche Nahrung für das Gemüt, daß er durchaus keine Öde im Busen fühlt; dazu birgt ja die Wissenschaft viel zu viel, was unsere Bewunderung erregt. Freilich, wer kein Gemüt hat, dem tönen auch nicht die wundervollsten Stimmen des Seins. Ein Vater also, der seine

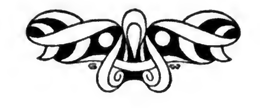
Kinder liebt und ihnen die beste Erziehung zu geben wünscht, wartet nicht, bis die Schule und der Massenunterricht dem Kinde das Sehen und Hören beibringen, sondern benutzt jede sich bietende Gelegenheit, selber darauf hinzuwirken — nur darf er damit nicht seinem Kinde zur Plage werden. Das Geheimnis der elektrischen Eisenbahn läßt sich schon eher für ein Kind erklären, wenn man früh morgens beim Ankleiden die Kleinen auf die elektrische Kraft aufmerksam macht, die in dem Kamm durch die Reibung der Haare beim Kämmen erzeugt wird: läßt man den elektrisch gewordenen Kamm einige Papierschnitzel anziehen, dann hat man den Kleinen schon ein wichtiges Kapitel der Physik vordemonstriert — ohne Laboratorium und Kosten. Die Kraft der Wärme und das Geheimnis der Dampfmaschine und Lokomotive lassen sich in der Küche am überlaufenden Milchtopf erklären; das vielgefurchte Häutchen, das sich auf der Oberfläche der heißen Milch in der Tasse zeigt, ist ein wunderhübsches Gleichnis für den Vorgang der Bildung einer festen Erdkruste um die feuerflüssige Erdmasse oder für die Gebirgsbildung. Die Erscheinung des Kesselsteins im Wasserkessel dient ebenfalls zur Erklärung geologischer Vorgänge. Prügelpädagogik ist gewiß kein Ideal, aber wo mehrere Kinder zu erziehen sind und kein besonderes Erziehungspersonal gehalten werden kann, da ist ein spanisches Röhrchen ein notwendiges Übel. Uns dient es nicht nur zur Aufrechterhaltung der Ordnung, sondern mehr noch zur Erklärung, wodurch hohe und tiefe Töne erzeugt werden; nicht heulende Töne des Schmerzes, bewahre — vielmehr lassen wir das fest in der Hand gehaltene biegsame Stöckchen erst langsam und dann schneller und schneller hin- und herschwingen, wobei der anfangs tiefe, dumpfe Ton immer höher und heller wird. Das Kapitel aus der Akustik, das wir hier durchnehmen, wird in der freien Natur an Stellen, wo man ein Echo erzeugen kann, erweitert, auch das Ballspiel läßt sich hier zur Verdeutlichung der zurückprallenden Schallwellen ausschöpfen. Wir bringen das schwingende Stöckchen aber auch mit dem Licht in Verbindung. Die Kinder haben in der Küche schon das Glühen der Herdringe beobachtet. Daß das Eisen zu leuchten beginnt, weil seine Moleküle durch die darunter befindliche Wärme in immer heftigere Schwingungen geraten, ist nicht mehr schwer zu begreifen, wenn man beobachtet hat, daß das Stöckchen zu tönen begann, als es mit dem freien Ende rasch hin- und hergewippt wurde. Die Drehung eines glühenden Streichholzes im Dunklen, die den Anschein eines vollständigen feurigen Kreises erweckt, ist ein weiteres billiges Experiment, und wenn die Kleinen einige Jahre

älter sind, kann man ihnen mit dem wippenden Stöckchen sogar klar machen, wieso es möglich ist, überhaupt die Existenz der Materie mit einem Schein von Recht zu leugnen, bezw. mit vollem Recht nur von wirkenden Kräften als dem realen Kern der Materie zu sprechen. Diese Sache ist freilich selbst für manchen Erwachsenen eine zu hohe, dagegen läßt sich aufgeweckten Kindern sehr wohl erzählen, daß die Glut des Kohlenfeuers und das Licht der Gasflamme ebenso wie die Wärme des Magens und des Blutes von der Sonne stammen. Ohne Sonnenstrahlung kein organisches Leben, keine Pflanze, keine versteinerten Baumstämme und Blättermassen, also keine Steinkohle, kein Gas usw. Für die Tierwelt hat die liebe Jugend allerdings vielleicht das größte Interesse; ich werde täglich mit Fragen geplagt, ob der Marder den Fuchs, der Tiger den Löwen usw. töte, und glaube, daß selbst der gelehrteste Zoologe dabei sehr bald an die Grenze seines Wissens käme. Die Tierwelt wird aber durch den Menschen mehr und mehr eingeschränkt, das Raubzeug vertilgt, das Zugtier durch Maschinen ersetzt. Daher ist eben für einen Vater von heute viel mehr physikalisches und technisches Wissen erforderlich als für die Väter von ehedem. Früher war mehr Tierwissen am Platze, man lebte ja auch mehr auf dem Lande und beim Walde; was weiß aber der moderne Großstädter vom Fuchs, vom Wildschwein usw. mehr, als er gerade aus dem Buche gelernt hat. Diese Tiere laufen uns nicht mehr über den Weg, wohl aber begegnen uns künstliche Tiere, Automobile, elektrische Wagen, Eisenbahnen. Für den modernen Vater, dem „im Jahrhundert des Kindes" billigerweise die Erziehung seiner Leibessprossen das allerwichtigste Geschäft sein muß, macht sich daher der Umstand außerordentlich schmerzlich fühlbar, daß seine eigenen Erzieher ihn zu wenig zum Vater erzogen haben. Und weiß man aus eigener Erfahrung, wie verjüngend, anregend und genußreich das Zusammenleben, Zusammenforschen und Zusammenlernen mit dem Kinde ist, kennt man die freudigen Augenblicke, die sich fast täglich ereignen, wo Kinder früh naturwissenschaftlich zu sehen und zu denken gehalten werden, kommt man dabei selber auf neue Gedanken und erlebt im Kinde den Erzieher, dann wird man gedrängt, den andern Vätern zuzurufen: Ach, würdet ihr doch auch diese Freuden kennen! Ihr könnt euren Kindern noch etwas besseres geben als euer Geld: euch selbst, vorausgesetzt, daß ihr euer Wissen erneut, vermehrt, vertieft. Und ist es dazu zu spät, so wirket darauf hin, daß man eure Söhne zu besseren Vätern erziehe als euch vergönnt war zu sein. Zu Vätern erziehen heißt aber vor allem die Kenntnis der nächstliegenden Dinge beibringen. Mit

andern Worten wiederum heißt dies: mehr Naturwissenschaft und Technik auf der Schule! Will man kein Schwätzer sein, noch auch nur äußerlich einem solchen gleichen, dann läßt sich schwer mit Worten beschreiben, ein wieviel besserer Erzieher und Vater der naturwissenschaftlich-technisch gebildete Mann sein kann im Vergleich zu dem auf diesem Gebiete ungebildeten. Freilich hilft alle Bildung, alles Wissen nichts, wenn eben die große Vaterliebe fehlt, oder wenn törichte Rücksichten auf gesellschaftliche Verpflichtungen Vater und Kind nicht zusammenkommen lassen. Auch in dieser Richtung kann es etwas mehr Erziehung zum Vater geben, Erziehung, die nachweist, wieviel mehr dem Kinde die persönliche Bekümmerung der Eltern um sein Wohl nützt als die übertriebene Aufspeicherung von Reichtümern. Daß hier das Denken sehr gebildeter Kreise schon krankhaft entartet ist, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung.

Von der Schule aus sind wir wohl alle nicht zu Vätern erzogen worden. Es bleibt deshalb noch die Frage zu beantworten, was getan werden kann zur nachträglichen Erziehung zu diesem Elternberuf. Es bleibt natürlich nur die Selbstbildung übrig, der ja die massenhafte Produktion populär-naturwissenschaftlicher Literatur entgegenkommt, wobei leider gerade die Popularisierung des wertvolleren, nämlich des physikalisch-technischen Wissens, noch arg im Rückstand ist. Vielleicht, daß hier mit Nutzen auch die physikalischen Spielbücher für die Jugend zu Rate gezogen werden. Vor einigen Jahren tauchte einmal die Idee der Elternabende auf. Man wollte Zusammenkünfte von Eltern und Lehrern zur gemeinschaftlichen Aussprache über die Schulerziehung, zur Aufklärung und Belehrung der Eltern. Die Sache hat sich nicht gemacht, das konnte man sich auch von vornherein sagen, wenn man die Programme, Tagesordnungen und Vorschläge dafür genauer ansah. Vielleicht lohnen sich eher solche Elternabende, die von freien, kenntnisreichen Schriftstellern, die zugleich Väter und naturwissenschaftlich gebildet sind, zur Belehrung und Anregung von Vätern und Müttern veranstaltet werden. Ich glaube oben ein genügend großes Feld angewiesen zu haben, das hier zu bebauen wäre. Solange der Staat eben seiner Pflicht nicht genügt, die Erziehung der Knaben als eine *Erziehung zu Vätern* zu betrachten und demgemäß zu gestalten, muß eben die private Initiative helfend und ergänzend eingreifen. Vater sein ist eine schwere Kunst — aber auch die schönste. Wenn der Maler sein Bild, der Dichter sein Lied, der Philosoph sein Werk vollendet hat, so strömt ihnen von ihren Schöpfungen keine weitere Anregung zurück, wenn schon ihnen dabei neue Gedanken gekommen sein mögen. Wenn aber ein richtiger Vater sein Kind richtig

erzieht, seine Sinne schärft, sein Denken befruchtet, dann kommen ihm nicht nur während dieser Erziehungsarbeit, die immer auch eine Liebesmüh' ist, neue Gedanken und Anregungen, nein, auch das Geschaffene, das Kind, überrascht und erfreut durch seine selbständigen Funde und Ideen, es wird zum Erzieher seinerseits, es bereichert zurückgebend den Vater! Hier müßte man Dichter sein, um die Fülle seliger Stunden malen zu können, die Vater und Kind zusammenerleben, wenn der Vater es versteht, den Reichtum moderner Wissenschaft für den Umgang mit dem Kinde auszumünzen. Es bedarf gar keiner kostspieligen Apparate, physikalischer Kabinette, Herbarien, Museen usw., um das Kind in die Märchenwelt der Naturgesetze einzuführen. Stube, Küche, Kammer, Rohrstock, Garten, Feld, Wald, Wassertümpel — lauter Tempel der Wissenschaft! Man muß nur sehen und beobachten können, auch glücklich in Gleichnissen sein — man muß zum Vater erzogen sein oder sich dazu erzogen haben und sich auf die nächstliegenden Dinge ein wenig verstehen.





Der Tiroler Volksbund.

Von

Wilhelm Rohmeder.

Es ist eine auch in den gebildeten Kreisen Deutschlands weit verbreitete Meinung, daß die Italiener in Tirol eine einheimische, von jeher oder doch wenigstens seit vielen Jahrhunderten dort ansässige, bodenständige Bevölkerung bilden.

Sehr viel hat zur Verbreitung dieses Irrtums die zwar nicht gesetzmäßig festgelegte, aber doch sehr häufig im Amtsgebrauch übliche Bezeichnung „Italienisch-Tirol" — Tirolo italiano — für jene tirolischen Landesteile beigetragen, in welchen das Italienische die vorherrschende oder ausschließliche Amtssprache bildet. Muß doch dieser Ausdruck die Vorstellung erwecken, daß man mit ihm Teile von Tirol bezeichnen wolle, die von Italienern bewohnt seien.

Die Italiener im Rassensinn[1]) bilden in Tirol jedoch keinen einheimischen, sondern nur einen zugewanderten und noch fortwährend zuwandernden Bevölkerungsbestandteil. Es handelt sich aber dabei nicht um eine Besitzergreifung oder Landnahme durch eine einmalige Masseneinwanderung etwa von Hunderttausenden oder auch nur von vielen Tausenden, sondern um die fortdauernde Zuwanderung einzelner Personen oder einzelner Familien oder höchstens einzelner Familiengruppen und deren Niederlassung unter der einheimischen, alteingesessenen, also bodenständigen Bevölkerung des Landes.

Während des Mittelalters war sogar den Italienern (Lombarden und Venedigern) die dauernde Niederlassung innerhalb des Gebietes des heutigen Tirol landesgesetzlich verboten, und selbst noch im 16. Jahrhundert durfte die Hut von Burgen im Etschlande nur deutschen Haupt- und Dienstleuten anvertraut werden.

Familienweise Einwanderungen in die südlichsten Landstriche, nämlich ins untere Etsch- und Sarcagebiet, erfolgten bereits während des 15. Jahrhunderts, als die südlichen Alpenausgänge vorübergehend unter die Herrschaft der Republik Venedig geraten waren. Aber die zahlreicheren und bis auf den heutigen Tag nur zeitweise unterbrochenen Zuwanderungen italienischer Elemente begannen doch erst nach den erfolgreichen Kriegen Maximilians I. mit der Republik Venedig, also im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts. Im Statthaltereiarchiv zu Innsbruck liegen umfangreiche Nachweise über Herkunft, Namen

---

[1]) Wenn man das Mischlingsvolk der Italiener überhaupt als eine besondere Volksrasse gelten lassen will.

und Familienstand der damals als „fuorositi" mit besonderer landesherrlicher Genehmigung (und Unterstützung) aufgenommenen venetianischen Flüchtlinge. Diese für die Geschichte des Deutschtums im südlichsten Tirol so überaus wichtigen Urkunden haben leider bis jetzt keine zusammenhängende fachmännische Bearbeitung erfahren.[2]) Einer solchen eingewanderten venetianischen Familie gehörte z. B. der in den irredentistischen Kreisen Welschtirols geschätzte Dichter Vanetti an, von dem das Wort stammt: Italiani noi siamo, non tirolesi. Auch viele der irredentistischen Führer der Gegenwart rühmen sich, daß sie „aus rein venetianischem Blute" seien. Oft ausgewiesene, aber immer erneut wiederkehrende Bettler- und Landstreicherbanden[3]) folgten den „Forisiten", an welche sich dann in späteren Jahrzehnten die „Bannisierten" („Banditi") reihten, rechtsverfällte Leute, welche von den italienischen Nachbarregierungen aus irgend einem Grunde ausgewiesen worden waren. Die Konzepte zu den solchen „Banditen" ausgestellten Geleitsbriefen füllen eine ganze Lade im Innsbrucker Statthaltereiarchiv.

Dies sind also die Anfänge der italienischen Einwanderung in Südtirol.

Die in der Gegenwart erfolgenden Zuwanderungen aus Reichsitalien gehören zum geringsten Teil den besitzenden Klassen der dortigen Bevölkerung an. Die Leute kommen als Brotsucher (Handwerker, Fabrik- und Feldarbeiter, Colonen auf den Gütern der italienischen Signori usw.), da sie in der Heimat weder Arbeit noch Verdienst zu finden vermögen. Als Lohndrücker von einer ganz unglaublich dürftigen Lebensführung sind sie für die arbeitende Bevölkerung Deutsch- und Ladinischtirols auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus eine nichts weniger als erfreuliche Zuwanderung. In den Städtchen und anderen größeren Orten Welschtirols (Trient, Rovreit, Mori, Ala, Riva usw.) sind diese „Regnikolen" in besonderen Vereinen organisiert, die von Italien — auch vom italienischen Hofe — aus politischen Gründen stets reichlich unterstützt und gefördert werden; unter der Leitung der irredentistischen Führer bilden sie bei Auf- und Umzügen, Straßenauflaufen, politischen Kundgebungen und dergleichen stets zur Verfügung stehende Truppen.

Die einheimische, bodenständige Bevölkerung des Landes bilden auch hier in diesen südlichsten Teilen von Tirol (wie im ganzen Lande) jene beiden Volkstümer, welche man allein als „Tiroler" (im geschichtlichen und ethnographischen Sinne des Wortes) zu bezeichnen berechtigt ist, nämlich die Deutschen (vorzugsweise in den Landschaften östlich der Etsch) und die Rätoromanen (vorzugsweise westlich der Etsch, aber auch im Dolomitengebiet).

Die Ergebnisse der Volkszählungen scheinen dem allerdings zu widersprechen. Nach der Zählung vom 31. Dezember 1900 bekannten sich aus der Gesamt-

[2]) Proben hieraus habe ich veröffentlicht in den „Innsbrucker Nachrichten" 1905, Nr. 98 und 101, sowie in der demnächst erscheinenden Sammlung von Aufsätzen: „Tiroler Zeitfragen".

[3]) „Armes elendes venedigisches Volk" werden sie in einem Ausweisungsdekret Ferdinands I. vom 18. Februar 1528 genannt.

bevölkerung Tirols (830 000) 461 000 (d. i. 56%) zum Deutschen und 368 000 (d. i. 44%) zum Italienischen oder Ladinischen (Rätoromanischen) als Umgangssprache. Italienisch und Ladinisch werden in Österreich[4]) als verwandte romanische Sprachen bei den Volkszählungen in eine Gruppe zusammengefaßt, was freilich weder geschichtlich noch ethnographisch gerechtfertigt ist, da zwischen Italienern und Rätoromanen keinerlei Bluts- oder Volksverwandtschaft besteht. Die ungefähr 80 000 Menschen mit ladinischer Umgangssprache (d. i. ungefähr 10% der Gesamtbevölkerung des Landes) sind also zunächst schon von jener Gruppe auszuscheiden. Sehr im Irrtum wäre aber, wer den nun verbleibenden Rest von 280 000 italienisch Redenden für Italiener halten wollte. Die Italiener im Rassensinn, d. h. die nicht eingedeutschten Nachkommen der Eingewanderten, bilden vielmehr nur einen geringen Prozentsatz der italienisch sprechenden Bevölkerung Südtirols, dessen Höhe allerdings schwer festzustellen ist. Alles übrige sind sprachlich verwelschte Deutsche oder sprachlich verwelschte Rätoromanen.

Die Frage, wie es der eingewanderten italienischen Bevölkerung gelingen konnte, den einheimischen, an Zahl doch weit überlegenen Elementen an Stelle ihrer alten Volkssprachen eine andere, ihnen fremde Sprache aufzudrängen, ist oft gestellt und in einzelnen Richtungen oder auch zusammenfassend oft beantwortet worden. Eine Reihe von Umständen wirkte zusammen, um einen Zustand herbeizuführen, wie er heute vor unsern Augen liegt.

Was aber den Ausdruck „Italienisch-Tirol“ betrifft, so beruht dessen Gebrauch auf einem Mißverständnis. Durch den Frieden von Preßburg (1805) kam bekanntlich ganz Tirol an Bayern. Später (durch den Pariser Vertrag von 1810) wurde Bayern genötigt, zur Verhinderung einer Wiederholung der tirolischen Aufstände gegen die bayerisch-französische Herrschaft große Teile von Tirol teils an das Napoleonische Königreich Italien, teils an das Königreich Illyrien abzutreten. Tirol bestand nun aus drei Teilen: Bayerisch-Tirol, Illyrisch-Tirol und Italienisch-Tirol. Nach der „Revindikation“ (3. Juli 1814) verschwanden die beiden ersteren Ausdrücke rasch wieder aus den Amtsstuben, während der Ausdruck „Italienisch-Tirol“ mit einem bis zur Stunde schwankenden Begriffsinhalt sich erhielt.

Mit dem Jahre 1848 begannen dann jene durch die Geschichtsfälscher Frapporti und Perini vorbereiteten Losreißungsbestrebungen, die in wechselnder Stärke und mit wechselnden Erfolgen bis zum heutigen Tage andauern. Die große Masse der Landbevölkerung, Deutsche oder Rätoromanen ihrer Herkunft nach, steht nun allerdings denselben teilnahmslos oder offen ablehnend gegenüber, so daß sie sich immer noch nur auf Teile der städtischen Bevölkerung, einen Teil der „Intelligenz“ (Advokaten, Ärzte, Geistliche, Kapitalisten und andere „Signori“) und auf den Kreis berufsmäßiger Agitatoren beschränkten. Aber diese

---

[4]) Nicht so in der Schweiz!

haben die politische Führung an sich gerissen, so daß die wahre Stimmung und Gesinnung der Bevölkerung nicht zum Ausdruck kommt. Eine mit ebenso viel Leidenschaftlichkeit als Geschicklichkeit geführte Werbung, unterstützt durch Agitatoren aus dem Königreich und gefördert durch die Schwäche der österreichischen Regierungen, sorgt unterdessen unausgesetzt für die Verbreitung der Losreißungsideen, die der immer noch staats- und kaisertreuen Bevölkerung als harmlos und als rechtlich und geschichtlich begründet hingestellt und mundgerecht gemacht werden. Ein glühender Haß gegen alles Deutsche verbindet die Werber für die „Trentino"-Ansprüche von der äußersten Rechten der klerikalen Heißsporne Delugan, Inama, Lanzerotti usw. bis hinüber zur äußersten Linken der sozialdemokratischen Führer Battisti, Piscel usw.

So ist diese Bewegung in der Tat zu einer Gefahr für den Bestand Tirols in seinem alten Umfange und für die Erhaltung des Deutschtums in Südtirol herangewachsen.

Die Ziele der „Italia irredenta" liegen ja klar vor aller Augen und werden von den Führern zu Zeiten auch offen einbekannt: „Italia fino al Brennero", d. i. zunächst Eroberung ganz Südtirols bis hinauf zum Brenner für die italienische Sprache, und dann bei sich bietender Gelegenheit Einverleibung des ganzen südlichen Alpenlandes in das Königreich Italien! Das irredentistische Schrifttum Italiens und Welschtirols — Tagespresse, Kartographie, Flugschriften, in das Kleid der Wissenschaftlichkeit gesteckte Abhandlungen in periodisch erscheinenden Zeitschriften, ganze Bücher usw. — ist unausgesetzt für die Verwirklichung dieser Ziele tätig. Der erste Schritt hierzu soll die Schaffung eines „Trentino" sein, d. i. die administrative Trennung einer Anzahl von Bezirkshauptmannschaften von der gemeinsamen Landesverwaltung. Nach Norden hin werden die Grenzen dieses Nebellandes „Trentino" in Wort, Schrift und Kartographie gesteckt bald bis zum Brenner, bald bis Meran und Franzensfeste, bald bis Bozen; bald werden sie aber auch auf jene acht Bezirkshauptmannschaften beschränkt, welche man in der österreichischen Bureaukratie als „Italienisch-Tirol" bezeichnet, jedoch mit Einschluß der sämtlichen ostladinischen Täler, die in der amtlichen Dienstsprache größtenteils als zu Deutschtirol gehörig betrachtet werden.

In letzter Zeit ist man seitens der „Unerlösten" daran gegangen, die geographische Zone vom Zentralzuge der Alpen südwärts bis zu irgend einer der verschiedenen „Trentino"-Grenzen zu einer besonderen italienischen Provinz: „Alto Adige" (Oberetsch) auszugestalten. Eine eigene Zeitschrift: Archivio per l'Alto Adige, soll die wissenschaftlichen Grundlagen hierfür schaffen. Deren bis jetzt erschienenen 4 Hefte dienen diesem Zweck in vortrefflicher Weise. Da finden wir z. B. die fertigen italienischen Namen für die ganze „Provincia Alto Adige", wie sie allerdings schon 60 Jahre früher Dr. Vallardi in seiner Carta topografica del Trentino[5]) zum Teil abweichend von den neuen Vorschlägen des Herausgebers

[5]) Milano. Ohne Jahreszahl.

Tolomei in Glän (bei Neumarkt a. E.) bereits angewandt hat; in einer Abhandlung über die alten Meraner Münzen wird diese Stadt als innerhalb der „geographischen Grenzen Italiens“ liegend bezeichnet; an anderen Stellen des Textes wird auch das beschönigende „geographisch“ weggelassen: die Monti d'Ezio (Ötztaler Berge!) und Tauri (Tauern) schließen das sonnige Italien gegen die deutsche Barbarei ab; eine Karte auf dem Umschlag der Hefte zeigt die beiden „italienischen Provinzen“ „Trentino“ und „Alto Adige“ von „Carinzia“ und „Svizzera“, im Norden aber von „Innsbruck“ begrenzt — Tirol verschwindet einfach auf dieser Zukunftskarte Mitteleuropas usw. Mit Recht schreibt Professor Mayr[6]): „Was das Archivio des Herrn Tolomei in verführerischer, anscheinend wissenschaftlicher Hülle bietet, ist der gefährlichste Irredentismus, der sich bisher ans Tageslicht gewagt hat. Eine so planmäßig betriebene literarische Annexion mit Hilfe der reichsitalienischen Wissenschaft wird nur zu leicht der Vorläufer politischer Eroberungen.“ Es ist deshalb verständlich, wenn der Alto Adige (Nr. 184, 1906), das führende Blatt der Radikal-Nationalen in Trient, das Erscheinen des ersten Heftes als „ein großes und glückliches Ereignis für die nationale Sache“ begrüßte. Diese neue Zeitschrift ist aber natürlich keine vereinzelte Erscheinung. Wer dem Schrifttum der „Unerlösten“ auch nur mit einiger Aufmerksamkeit folgt, der weiß, daß in Reichsitalien, wie in Welschtirol und im Küstenlande dieselben Melodien seit Jahrzehnten in allen Tonarten gesungen werden und daß tagtäglich durch Tausende von Kanälen dem Empfinden der Italiener die alte Irrlehre zugeführt und mundgerecht gemacht wird, daß ganz Südtirol bis an die Passi del Pireno (Brenner) und Finisterre (Finstermünz) ein italienisches Land sei, welches der Mutter Italia zu Unrecht vorenthalten werde. Auch die Sportvereine jeder Art sind im Dienste dieser Idee unausgesetzt, ja oft mit Leidenschaft tätig. So hat das „Bolletino“ des italienischen Alpenklubs jüngst ein Verzeichnis der von anderen alpinen Gesellschaften „in Italien“ erbauten Unterkunftshäuser veröffentlicht und u. a. darin die Ortlerjochhütte der Sektion Berlin als innerhalb der „politischen Grenzen“, die sämtlichen deutschen Hütten im Ortler- und Dolomitengebiet und an der Südseite der Tiroler Zentralalpen als zum „geographischen Italien“ gehörig bezeichnet. „Italia é fatta, ma non compiuta“!

Die österreichischen Regierungen stehen diesem Treiben rat- und tatlos gegenüber. Sie tun, als ginge sie die ganze Geschichte gar nichts an. Nur von Zeit zu Zeit sucht man durch immer wieder neue Zugeständnisse auf nationalem und wirtschaftlichem Gebiet, sowie bei Beamtenernennungen, den „Irredentismus zu besänftigen“, wie der unter dem Ministerium Körber geschaffene Kunstausdruck lautet. So wurde erst jüngst wieder einer der ärgsten Irredentisten und Deutschenhasser und einer der schlimmsten Renegaten (Postinger) in der Zentrale des welschtirolischen Irredentismus, in Rovreit an der Süd-

[6]) In den „N. T. St.“, Innsbruck 1906, 11. September.

grenze des Landes, zum Bezirkshauptmann ernannt, und die hart um ihre völkische Anerkennung ringenden 4000 Deutschen auf der Lafrauner und Vielgereuter Hochebene wurden ihm dadurch ausgeliefert. Ja, man könnte manchmal versucht sein zu glauben, daß die Regierung selbst, wenigstens mittelbar, an der Schaffung der neuen „italienischen Provinz" Alto Adige mitzuarbeiten beabsichtige; so sind z. B. in dem nahezu ausschließlich deutschen Kreisgerichtsbezirk Bozen mit 21 Gerichten 11 Gerichte von Richtern deutscher und 10 von Richtern italienischer Nationalität geleitet, und unter den 46 richterlichen Beamten des ganzen Bezirkes sind 24 Deutsche und 22 Italiener. Jeder italienische Beamte aber betrachtet sich als einen Agenten für sein Volkstum und handelt in diesem Sinne. Schon vor 33 Jahren konnte deshalb der Staatsrechtslehrer Bidermann mit Recht schreiben: „Die österreichische Regierung hat die Lanze, welche nun gegen sie eingelegt wird, selbst schmieden helfen." [7])

Die Zustände, welche auf diese Weise in einem Teil von Südtirol geschaffen worden sind, grenzen bereits hart an Anarchie. Die Geburts- und Namensfeste des italienischen Königspaares werden demonstrativ gefeiert. Ehemalige italienische Minister unternehmen Werbereisen in Welschtirol. In Mailand verkündete jüngst der welschtirolische Abgeordnete Lanzerotti unter dem jubelnden Beifall seiner Zuhörerschaft die Notwendigkeit des wirtschaftlichen und finanziellen Anschlusses Welschtirols an Italien, wozu durch die Gründung einer eigenen reichsitalienischen Bank bereits der Anfang gemacht sei. Die Erteilung des „Baukonsenses" für die Errichtung deutscher Schulhäuser in deutschen Ortschaften wird in gesetzwidriger Weise vereitelt. Augenscheinkommissionen für deutsche Bauten werden durch bezahlte und bewaffnete Banden an der Erfüllung ihrer amtlichen Obliegenheiten verhindert, ohne daß ein Einschreiten gegen die Rädelsführer erfolgte. Die Klagen über Tendenzurteile der welschen Richter bilden eine stehende Abteilung in der deutsch-tirolischen Presse, und zwar nicht nur im Straf- und Zivilprozeß zwischen Deutschen und Welschen, sondern auch bei Vergehen und Verbrechen gegen den Staat. Jüngst wurde ein irredentistischer Arzt, grober Majestätsbeleidigung angeklagt und überführt, vom Kreisgericht in Trient freigesprochen, weil er durch den Anblick der in einer Landgemeinde Welschtirols am Geburtstage des Kaisers ausgehängten österreichischen Fahnen hochgradig gereizt worden sei, so daß er im Zustand mangelnder Zurechnungsfähigkeit gehandelt habe; ein deutscher Zeuge aber wurde beim Austritt aus dem Gerichtsgebäude von einer Rotte von Irredentisten überfallen und tätlich mißhandelt. In deutsch-tirolischem Sinne tätige Einheimische werden auf den Bahnhöfen, in den Eisenbahnzügen, in Gasthäusern usw. überfallen. „Trient ist ein Augiasstall," schrieb jüngst ein Wiener Blatt, „und die Regierung hat die Pflicht, hier die Arbeit des Herkules zu tun".

Daß solche Zustände im ganzen Lande verwirrend und zersetzend wirken, ist ohne weiteres klar. Ihnen entgegenzutreten und allmählich wieder eine

---

[7]) „Die Italiener im tirolischen Landesverbande." Innsbruck, 1874.

Gesundung der Verhältnisse herbeizuführen, das ist, ganz allgemein gesprochen, das Ziel, welches sich der „Tiroler Volksbund“ gesteckt hat.

„In wechselnden Formen und Erscheinungen, aber immer kühner und anspruchsvoller, bald offen, bald im geheimen, treten jene Bestrebungen zu Tage, welche dem alten Bestande und den alten Volkstümern Tirols feindlich gesinnt sind. Ihr letztes Ziel ist die Zerstörung der Landeseinheit und die Zerstückelung des Landes.“

„Vereinzelt und schwach und ohne Organisation ist der Widerstand, welcher sich diesen auflösenden Bestrebungen entgegenstellt. So bedarf denn das landes- und staatstreue Tirolertum erst der einheitlichen Organisation und der Zusammenfassung behufs Abwehr aller ihm feindlichen Kräfte und Bestrebungen.“

So leiten 67 Tiroler — Angehörige aller Stände und aller politischen Parteien (mit Ausnahme der sozialdemokratischen), darunter hervorragende Landtags- und Reichsratsabgeordnete — den Aufruf vom 8. September 1904 ein, in welchem wir von Neustift (Stubaital) aus zur Gründung eines „Tiroler Volksbundes“ auffordern.

In diesen Sätzen sind die Ziele und Aufgaben des Bundes schon klar umschrieben: Abwehr aller gegen die Zerstückelung der Landes gerichteten Angriffe — Schutz und Erhaltung der alten Volkstümer Tirols gegen das eingedrungene und immer weiter vordringende Welschtum und dessen zersetzende, landes- und staatsfeindliche Bestrebungen; für die Deutschen im besonderen also: deutsch zu erhalten, was noch deutsch ist im Lande Tirol, und zurückzugewinnen für das Deutschtum, was einst deutsch war und wieder deutsch werden will.

Fern von allen parteipolitischen, parteiwirtschaftlichen, konfessionellen und sonstigen Parteibestrebungen irgendwelcher Art will der Bund seine Aufgabe und seine Ziele einzig und allein suchen in der Pflege hingebungsvoller Treue an das Land und ebenso an das ererbte Volkstum in Sprache und Sitte, in Tracht und Art, in Recht und Rechten (§ 1 der Satzungen).

So soll der Bund ein einigendes Band um alle volkstreuen Bewohner des Landes schlingen, die sich nicht selbst außerhalb der Tiroler Volksgemeinschaft stellen (§ 2).

Dieser letzte Satz richtet sich gegen das irredentistische Welschtum im Lande, welches bei jeder Gelegenheit sich seiner italienischen Abkunft rühmt: „Italiani noi siamo, non tirolesi!“

Jeder Erwachsene, der gern und freudig sich als Tiroler bekennt und treu zu seinem Volkstum steht — ob hoch oder niedrig, ob Mann oder Frau, ob deutsch oder rätisch — soll deshalb im Bunde willkommen sein; ebenso deutsche und rätische Nichttiroler, welche die Ziele des Bundes fördern wollen.

Klar und unzweideutig faßt auch der Leitspruch des Bundes seine Ziele und Aufgaben in ein kurzes Wort zusammen: „Tirol den Tirolern — von Kufstein bis zur Berner Klause!“

In wie hohem Grade die Schaffung einer solchen Gemeinschaft dem Empfinden breiter und tiefer Schichten des tirolischen Volkes entsprach und wie sehr der patriotische Aufruf gezündet hatte, das zeigte sich bei der am 7. Mai 1905 im Mittelpunkt des Landes, in der alten Stadt Sterzing, unter begeisterter Zustimmung der Landbevölkerung vollzogenen Gründung des „Tiroler Volksbundes“, der schon bei seiner Geburt mit 20 Bundesgruppen — 17 deutschen und 3 ladinischen — und einer Mitgliedschaft von über 3000 ins Leben trat.

Die Schöpfungen des Bundes bleiben satzungsgemäß ausschließlich auf kulturelle und wirtschaftliche Gebiete beschränkt.

Mittel hierzu sind ihm: Herausgabe und Verbreitung volkstümlicher Schriften über die in § 1 bezeichneten Ziele; Einleitung von Sammlungen zu Zwecken des Bundes; Eingaben an Behörden usw.; ferner Gründung, Erhaltung und Unterstützung von Schulen und sonstigen Erziehungseinrichtungen in den national gefährdeten Gegenden des Landes, sowie Wahrung der Ansprüche auf solche in den Gebieten alttirolischen Volkstums; weiter Unterstützung von Kirchenbauten und Förderung kirchlicher Organisationen in den gleichen Gegenden; endlich dort auch Unterstützung und Förderung wirtschaftlicher Bestrebungen.

Der Sitz des Bundes ist in Innsbruck. Der Bund war zunächst nur für die Deutschen und Rätoromanen (Ladiner) berechnet. Doch auch jener Tausende, welche im Umgang italienisch sprechen, aber nur zum kleinsten Teile Italiener im Rassensinn, d. h. Angehörige des italienischen Volkes in geschichtlicher und volkskundlicher Beziehung sind, war im Aufruf vom 8. September 1904 bereits gedacht. Es heißt dort:

„Die weitaus größte Zahl derselben ist deutscher oder rätischer Abstammung, und ihnen allen ist erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit der Gebrauch des Italienischen als Umgangssprache aufgezwungen worden. Bei ihnen, d. i. bei der großen Masse der Landbevölkerung des sogenannten Welschtirol, ist deshalb auch nichts von einer landes- oder staatsfeindlichen Gesinnung zu finden: sie sind in ihrem Hauptbestande noch immer landesfreundlich gesinnt, und schon ihre wirtschaftlichen Beziehungen und Bedürfnisse weisen sie auf die Kenntnis der deutschen Landessprache hin.

Die Hoffnung ist nicht allzu kühn, daß auch bei ihnen mit der Zeit die Bestrebungen eines „Tiroler Volksbundes“ Beifall und Förderung finden.“

In der Tat hat sich diese Hoffnung viel rascher erfüllt, als man damals ahnen konnte. In allen Teilen des italienisch-sprachigen Welschtirol: im Etsch- und Suganertal, auf dem Gebirgsstock zwischen Brenta und Etsch mit seiner der Herkunft nach urdeutschen Bevölkerung, auch westlich der Etsch im Sarcagebiet sind ohne jedes Zutun der Bundesleitung, aber stets unter den heftigsten Widerständen und unter leidenschaftlicher Bekämpfung von seiten der irredentistischen „Signori“ Bundesgruppen entstanden.

Heute[1]) zählt der Bund über 20000 Mitglieder in 123 Bundesgruppen — darunter 104 deutsche, 7 ladinische, 12 italienisch-sprachige; diejenigen in den deutschen Sprachinseln Welschtirols sind den deutschen beigezählt.

Die Gründung des Bundes war eine offene Kriegserklärung gegen das irredentistische Welschtum. Als solche wurde sie auch sehr bald von ihm aufgefaßt und empfunden. Anfänglich stand man der Tatsache völlig verblüfft gegenüber. Denn es war in der Tat eine völlig neue Erscheinung, daß der immer weiteren Ausbreitung des Welschtums und der weiteren Ausbreitung seiner Sprache nun in Tirol selbst ein ernsthafter, organisierter Widerstand entgegengesetzt werden solle. Bisher hatte man in der Abwehr des welschen Angriffes hauptsächlich bloß solche Kreise und Kräfte tätig gesehen, welche außerhalb Tirols ihren Sitz haben: den „Deutschen Schulverein" (Wien), die „Südmark" (Graz) und den „Allgemeinen Deutschen Schulverein" (Berlin)[2]). Bald aber erkannte man, daß die Abwehr des eigenen weiteren Vordringens, die in den letzten 10—12 Jahren in planmäßiger und wirksamer Weise nur noch durch den „Allgemeinen Deutschen Schulverein" erfolgt war, nun plötzlich auf eine viel breitere Grundlage gestellt erschien, daß die Verteidigung sich nun auf die ganze Angriffslinie einrichten und überdies nunmehr von einheimischen Kräften geleitet werden konnte. Und bald begann man auch zu fürchten, daß die Schutzwaffen des Bundes je nach Bedarf auch als Trutzwaffen könnten verwendet werden.

So sammelte sich bald und sammelt sich noch alles, was irredentistisch fühlt und denkt, zum Kampf gegen den „Tiroler Volksbund". „Deutscher Schulverein," „Südmark," „Allgemeiner Deutscher Schulverein" — sie werden kaum mehr genannt als gegnerische nationale Vereinigungen. Alles, was nationaler Haß und nationale Leidenschaft zu erfinden und zu gebrauchen vermag zum Kampfe gegen einen nationalen Gegner — der in diesem Falle allerdings zugleich ein politischer ist — wird aufgeboten und verwendet zum Kampfe gegen die verhaßte „Lega tirolese": nicht nur in der Presse und in Flugschriften, in Vereinen und in öffentlichen Versammlungen, durch die Gründung von Gegenbünden, sondern auch von der Kanzel herab, in den gemeindlichen Vertretungskörpern und durch alle parlamentarischen Körperschaften hindurch bis hinauf zur höchsten parlamentarischen Abordnung, welche die vielsprachige österreichisch-ungarische Doppelmonarchie aufzuweisen hat, nämlich der „österreichischen Delegation". Die Führung in diesem Kampfe hat die welsche Geistlichkeit und deren publizistisches Organ übernommen, das seinen früheren Namen Voce cattolica abgelegt und sich dafür die Bezeichnung „Il Trentino" beigelegt hat, eine Bezeichnung, die für sich allein schon ein irredentistisches Programm bedeutet.

Zwei Haupttrümpfe werden gegen den Volksbund unaufhörlich ausgespielt: Der Pangermanismus und das Luthertum. „Pangermanistisch" heißt, wie bei den

---

[1]) Anfangs April 1907.

[2]) Durch seine Vertretung in München.

madjarischen Chauvinisten, auch bei dem fanatisch deutschfeindlichen Irredentismus und seinen Trägern und Vorkämpfern jedes Eintreten für den österreichischen Staatsgedanken, wenn es von deutscher Seite ausgeht, selbstverständlich auch jede Regung und jede Betätigung deutschnationalen Empfindens. Der frühere Statthalter von Tirol, Graf Merveldt wurde nicht minder mit dieser Bezeichnung belegt, wie der stets streng konservative Reichsratsabgeordnete Pfarrer Schrott von Tramin, als er einmal in Wien für die geschichtlichen Rechte der Deutschen im mittleren Etschgebiet eintrat. Man hofft, mit diesem Schlagwort zugleich auf die regierenden Kreise wirken und den Bund als staatsfeindlich verdächtigen zu können. Auch das andere Schlagwort beruht auf einer groben, handgreiflichen und wissentlichen Fälschung. Die Mitglieder des Bundes sind, wie sich das in einem Lande, wie Tirol, von selbst versteht, fast ausschließlich Katholiken. Nahezu 100 deutsche Priester gehören dem Bunde an; im Vorstand, im weiteren Ausschuß, in fast allen Bundesgruppenvorstehungen ist der deutsche Priesterstand vertreten. Gleichwohl wird in der irredentistischen Presse, in Versammlungen, in den Parlamenten und ebenso von der Kanzel herab immer und immer wieder den Leuten vorgeredet: der Beitritt zum Volksbund bedeute den Abfall vom katholischen Glauben; denn Volksbund und Luthertum seien ein und dasselbe.

Der Bund hatte Gelegenheit, bald nach seiner Gründung seine Lebenskraft zu erproben in einer großen, in die nationalen Verhältnisse des Landes tief eingreifenden Frage. Er hat dies auch in erfolgreicher Weise getan. Als erster Gegenstoß war nämlich bei der letzten Tagung des tirolischen Landtages (Oktober und November 1905) von welschtirolischen Abgeordneten der Antrag eingebracht worden, den tirolischen Landesschulrat (die oberste Landesschulbehörde) „nach territorialen (also nicht etwa nationalen!) Rücksichten“ zu teilen in eine deutsche und eine italienische Abteilung mit je nahezu selbständigen Befugnissen. Der Antrag kam nicht mehr zur Verhandlung, da der Landtag infolge Obstruktion der deutsch-freiheitlichen Städtevertreter gelegentlich der Beratungen über die Landtagswahlreform vorzeitig geschlossen wurde. Aber wenn dies auch nicht der Fall gewesen wäre, so stand doch — dank dem Eingreifen des Tiroler Volksbundes — dem Antrage seine sichere Ablehnung in Aussicht. Ein Gelingen des Anschlages hätte unter anderem die baldige sprachliche Verwelschung aller deutschen Sprachinseln in Welschtirol zur Folge gehabt.

Nicht durch den Volksbund hervorgerufen, wohl aber wesentlich durch ihn gefördert und gekräftigt wurde die deutsche Bewegung, welche sich in Welschtirol bemerklich macht und welche sich zwar nicht ausschließlich, aber vorerst doch hauptsächlich in der Forderung von deutschen Schulen äußert. Die Bewegung greift schon auf sechs bis sieben Jahre zurück. Aus dem Zimmertal, aus Fleims, aus dem Etschtal, aus Judikarien, besonders aber aus dem Suganertal und dessen Seitengebieten gelangen unaufhörlich hierauf gerichtete Wünsche sowohl an die deutschen Schutzvereine, als auch an amtliche Stellen. Sie sind auch eine

alte Forderung der ladinischen Faschaner. Allein den deutschen Schutzvereinen fehlt es an Mitteln, der Landesregierung aber am Willen, diesen Wünschen zu entsprechen. Nun suchte man sich mancherorts durch die Errichtung von „Deutschen Freikursen" für die aus der Schule entlassene Jugend zu behelfen. Aber auch deren Durchführung begegnet vielen Schwierigkeiten bei den welschen Behörden, ja selbst bei den zentralen Landesbehörden.

In der Mehrzahl der Fälle sind diese Wünsche durch wirtschaftliche Erwägungen veranlaßt. Einen ausgesprochenen und entschieden deutschvölkischen Charakter haben diese Forderungen jedoch in der wahrhaft großzügigen Bewegung, von welcher sich die Bevölkerung der Hochebene von Lafraun und Vielgereut (zwischen Brenta, Astach und Etsch) und der von ihr ausgehenden Täler ergriffen zeigt. Es handelt sich (ohne das Laim- und Brandtal, deren Bevölkerung gleichfalls deutscher Herkunft ist) um eine Bevölkerung von ungefähr 7000 Seelen. Sie ist durchaus deutscher Herkunft, wenn auch nur ein kleiner Teil die alte deutsche („zimbrische") Haussprache noch versteht und spricht. Ihre sprachliche Verwelschung fällt erst ins letzte Jahrhundert. Die Einwanderung (aus Venetien) war hier eine sehr geringe. Der Ausgangspunkt dieser durchaus bewußten deutschvölkischen Bewegung ist St. Sebastian, ein Teildorf der großen Berggemeinde und ehemaligen deutschen Bauernrepublik Vielgereut. Unterdessen ist der Hauptort Vielgereut selbst der Mittelpunkt der Bewegung geworden. Von hier ging die Forderung aus, die sich rasch über weite Gebiete Südtirols verbreitete: „Wir sprechen italienisch; aber wir sind Deutsche. Man hat uns unsre Sprache genommen; aber unsre Kinder sollen sie wieder haben." Sie verlangen deutsche Lehrer und deutsche Priester. In sieben dieser Ortschaften sind Bundesgruppen des Tiroler Volksbundes entstanden. Die Zugehörigkeit zum Volksbund gilt als Deutschbekenntnis.

Natürlich wird vonseiten der irredentistischen Presse, der irredentistischen Führer und Vereine, besonders aber der welschen Geistlichkeit dieser Gegend alles aufgeboten, die deutsche Bewegung zu ersticken oder wenigstens zum Stillstand zu bringen. Bisher jedoch mit gegenteiligem Erfolg. So ist hier ein erbitterter Kampf der Geister, ein Kampf zwischen dem bodenständigen Germanismus und dem aufgepfropften volksfremden Romanismus entbrannt, der, wenn die deutsche Bewegung siegreich durchdringt, für den Irredentismus eine nie wieder gut zu machende Niederlage bedeuten wird.

Es sind große Aufgaben, deren Lösung der Tiroler Volksbund in die Hand genommen hat. Es vergeht indes kein Tag, an welchem nicht an der Lösung dieser Aufgaben gearbeitet und ein Schritt nach vorwärts gemacht wird. Auf dem Gebiete der kulturellen Schutz- und Hilfsarbeit bewegt sich der Bund in gleicher Richtung mit den deutschen Schutzvereinen, die in Tirol tätig sind; nur daß ihm seine Satzungen eine viel freiere Bewegung gestatten. Trotz der kurzen Zeit seines Bestehens hat er auf diesem Felde schon manches Werk vollbracht, dessen Inangriffnahme den anderen Schutzvereinen nicht möglich

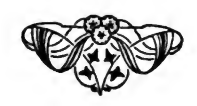
gewesen wäre: er hat die Durchführung feindlicher Pläne verhindert, hat selbst Gutes und Vielversprechendes geschaffen. Schwieriger, aber vielleicht auch um so segensreicher wird sich die Lösung der großen wirtschaftlichen Fragen gestalten, an die er bereits herangetreten ist, so namentlich die Bodenfrage, d. h. die Erhaltung und Zurückgewinnung des deutschen Grundbesitzes, und die Frage der reichsitalienischen Einwanderung. Aber ihre Schwierigkeit wird ihn nur zu umso größerer Kraftanstrengung reizen.

Ein scharfer Jochwind fährt durch die Täler Tirols — „von Kufstein bis zur Berner Klause!“ Das Volksbewußtsein beginnt zu erwachen. Die Tiroler fangen an, sich daran zu erinnern, daß sie nicht nur Tiroler, sondern auch Deutsche sind. Und die Ladinisch-Tiroler, das älteste Volkstum des Landes, sie fordern ihre Volksrechte zurück von dem Welschen, der sie ihnen entrissen hat. „Tirol den Tirolern!“ Ja in den südlichsten Landschaften, in Gegenden, welche die Welschen längst schon als „ihr Land“ zu bezeichnen sich angemaßt hatten, ist eine Kampfbegier in die germanischen Recken und Frauen gefahren, welche ihre welschen Unterdrücker erzittern macht; sie sind entschlossen — auch in der Sprache! — die welsche Herrschaft abzuwerfen, welche Kirche und Schule und Amt und eine kurzsichtige, schwachmütige Regierung ihnen auferlegt hat.

Mit nie gesehener Langmut und Geduld hat der Tiroler ein Jahrhundert lang, ja noch länger, und oft mit stillem Ingrimm zugesehen, wie der eingewanderte Landfremde sich einnistete und einrichtete, wie er Tal um Tal, Gau um Gau zuerst wirtschaftlich, dann sprachlich, dann politisch sich unterwarf und sich zum Herrn machte in großen Teilen des Landes, ja wie er nach der Herrschaft im Lande selbst die habgierigen Hände ausstreckt.

Nun ist die Geduld zu Ende. Der Kampf um die Herrschaft im Lande ist entbrannt, ein Kampf zwischen Romanismus und Germanismus, zwischen Irredentismus und staatstreuem Tirolertum! Mit Recht erkennen die „Unerlösten“ im Tiroler Volksbund ihren gefährlichsten Gegner. So ist auch begreiflich, wie sie alle ihnen zur Verfügung stehenden Waffen, die ehrlichen, mehr noch die unehrlichen und vergifteten, gegen den verhaßten Bund richten. Der Kampf muß ausgefochten werden. Hier gibt es keinen Vergleich, keine Versöhnung. Denn unüberbrückbare Gegensätze scheiden die Gegner. Der Kampf kann nur enden mit dem Sieg oder mit der Niederlage des einen oder des andern.

Von dem Ausgang des Kampfes aber ist das Schicksal Tirols für künftige Zeiten abhängig.





Das Dessert auf Poplitz.

Bei Jena und Auerstedt — schwerer Tag!
Alt-Preußens Heer — All-Deutschlands Schmach!
Prinz Ferdinand liegt bei Saalfeld verblutet,
Das ganze Land vom Feind überflutet.

Bei Eckartsberge vorbei in der Nacht
Haben die letzten Trupps ihre Fahnen gebracht,
Ihre Fahnen und die preußische Ehr —
Die preuß'sche Armee — Die gabs nicht mehr.

In jedem Dorf mit Trari und Trara
Die Reiter des wilden Murat sind da.
Die Herren haben nicht lange Geduld,
Machen Quartier für den Marschall Soult.

Die Flügel vom Hoftor krachen auf —
Rotröcke dringen herein zu Hauf;
Pferd, Kuh und Stier — heraus aus dem Stand,
Die Herr'n Kürassiers haben lockere Hand.

Nun eilig Klee, Hafer und Häcksel herbei,
Decken und Halfter, Stroh, Wasser und Heu.
Der Bauer steht, den Buckel krumm,
Die Mütz' in der Hand im Hof herum.

„He, Bauer! Hast Silber Du, Schmuck und Geld?"
Sie stecken ein, was ihnen gefällt,
Visitieren die Schränke, leeren die Truhn,
In Hof und Stall bleibt kein Hahn und kein Huhn.

Der Bauer muß raus aus Stube und Bett,
Drin wälzt sich geruhsam Korp'ral und Kornett.
Die Kürassiers karessieren indeß — Juchhei! —
Mit Töchtern und Mägden hinten im Heu.

Auf den Schlössern im Lande weit und breit
Hält der Adel Gastmahle glänzend bereit.
Wer dem Sieger kredenzt und nicht choquiert,
Hat davon noch nie keinen Schaden verspürt.

Sie sitzen auch auf Poplitz im Saal —
Doch anders ist's hier — die Kost dünkt sie schmal,
Auf weißem Linnen ein einfach Gericht!
So hält es der Krosigk, — und anders nicht!

Es runzelt die Stirne der General,
Er ist nicht gewohnt so karges Mahl,
Den Schloßherrn befiehlt er: „A la bonneheure,
Ich wünsche sofort zum Diner das Dessert!"

Der Schloßherr verneigt sich kurz und schweigt,
Er winkt dem Koch — der Koch erbleicht.
In hohen Servietten — kunstvoll kachiert —
Wird augenblicklich der Nachtisch serviert.

Mit silberner Platte tritt ein der Lakai,
Dem Herrn General präsentiert er sie scheu.
Lang reckt sich Hals an Hals in die Höh':
Welch promptes, kurieuses Entremets!

Der Herr streift den Diener mit scharfem Blick —
Der wickelt gewandt die Tücher zurück.
Wie? schwarz? Die Neugier ist unverhohlen —
Der wickelt — und wickelt — heraus — zwei Pistolen!

Zwei schwarze Pistolen — von Teig nichts zu spüren —
Gefüllt mit Kompott nicht und Konfitüren,
Geladen scharf — gezogen von Stahl!
Bleich wie die Wand sitzt der General.

Es stockt das Rasseln an Sporn und Gamaschen,
Es stockt das Klappern von Tellern und Flaschen,
Es stockt die Rede im Halse hoch oben —
Die Tafel ist — lautlos — aufgehoben.

Am Abend aber war leer das Schloß,
Von General — Ord'nanz — von Reiter und Roß!
So reichte — bei seines Königs Ehr! —
Der Krosigk auf Poplitz dem Franzmann Dessert.

Fürstenau in Hannover. Dr. Adolf Graef.





Für die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Von

Victor Blüthgen.

Vor einigen Jahren ist sie auf den Plan getreten, diese Vertriebsanstalt für gute, dauerwertige Dichtung: im deutschen Volkskörper zu verbreiten bemüht, was die besten unsrer Dichter an volkstümlichem Edelgut ihm geschenkt haben. Volkstümlich im vornehmsten Sinne genommen. Es wird da auf eine Massenverbreitung gerechnet, von der oberen Intelligenzschicht bis zu den Dorfbibliotheken hinab, mit einfacher, aber solider, bibliotheksfähiger und dabei geschmackvoller Ausstattung, zu Preisen, die nicht zu unterbieten sind, mit der Tendenz, die erzielten Überschüsse zur Versorgung wenig oder gar nicht zahlungsfähiger literaturhungriger Volksbestandteile zu verwenden, besonders ländlicher Volksbibliotheken, wie denn auch die Begründung solcher Bibliotheken mit zu den wesentlichsten Absichten des Vereins gehört.

Denn als Verein ist das Ganze gedacht — eine Vereinigung von Leuten, die selbst von dem Segen der Stiftung profitieren wollen und zugleich ein Interesse an ihrer löblichen Absicht haben: „hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen" — an Stelle von oder neben Denkmälern von Stein und Erz. Durch Zahlung von mindestens 2 Mark jährlich, am besten direkt an die Adresse der Stiftung in Hamburg-Großborstel, wird man Mitglied und erhält dafür einen Band der von ihr herausgegebenen Werke portofrei nach Bestellung jedes Jahr; wer 25 Mark jährlich zahlt, kommt in Besitz sämtlicher Publikationen. Im Plane liegt die Begründung von Ortsgruppen mit Zusammenschluß zu Zweigvereinen, um eine feste Basis im ganzen Vaterlande zu gewinnen, auch im deutschsprechenden Österreich und der Schweiz, in Amerika und wo sonst deutsch gesprochen wird; und sie sind denn auch mehrfach bereits entstanden.

Den finanziellen Kern haben indessen in der Hauptsache größere Schenkungen von Körperschaften und wohlhabenden Privatpersonen, einmalige wie ständige Leistungen, auch Vermächtnisse gebildet. Ministerien, Kreisausschüsse, Magistrate haben zum Teil recht erheblich beigesteuert. Lübeck und Darmstadt beispielsweise über 2000 Mark, auch die Goethe-Gesellschaft in Weimar, anläßlich des Schillerjubiläums.

Die wertvollste Hilfe aber haben Personen geleistet, die den Mut besaßen, der Stiftung große Darlehen zur Verfügung zu stellen. Ohne diese wäre das überraschend schnelle Aufblühen des ganzen Unternehmens nicht möglich gewesen, das heute ehrenvoll gesichert mit eifrigem Wirken dasteht.

Ohne diese und — ohne eine musterhafte Geschäftsführung und eine organisatorische Kraft an der Spitze, wie es der Begründer und die Seele des ganzen Vereins, Dr. Ernst Schultze in Hamburg-Großborstel ist, der mit dem Titel eines Generalsekretärs arbeitet, unentgeltlich, wie alle Inhaber von Vorstandsämtern: außer ihm die Vorsitzenden Hans Hoffmann in Weimar und Prof. Berthold Litzmann in Bonn sowie Otto Ernst und Dr. J. Löwenberg in Hamburg, wozu noch ein größerer Kreis angesehener Männer, zum Teil Vertreter literarisch interessierter Körperschaften, als weiterer Vorstand kommt.

Das erfreuliche Gedeihen des Vereins und seiner Tätigkeit spiegelt die Entwicklung der Arbeitsstelle in Hamburg-Großborstel, in der im Grunde „die ganze

Sache gemacht wird". Sie stellt heute einen großen buchhändlerischen Betrieb dar, der mit 14 Angestellten arbeitet, im vorigen Jahre schon ein kleines Haus gemietet hat und jetzt damit umgeht, ein eigenes Haus, dessen spätere Vergrößerung vorgesehen, zu bauen — wofür ihm aus dem Godeffroyschen Nachlaß bereits 2000 Mark zur Verfügung gestellt sind, auf deren Vermehrung durch kapitalkräftige Gönner mutig gerechnet wird.

Noch deutlicher sprechen die Leistungen selber.

Der Verein, der heute mit einem Jahreshaushalt von 75000 Mark arbeitet, ist bisher in drei Richtungen tätig gewesen.

Zunächst hat er einen eigenen Verlag gegründet, der alljährlich gegen 6 Bücher herausbringt, in der erwähnten Weise ausgestattet und gebunden, zum Preise von 1 Mark, die auch dem Buchhandel zugänglich sind. Das Material haben zum Teil unsere Klassiker geliefert, zum Teil sinds novellistische Anthologien, die jüngste Leistung ist eine zweibändige Auswahl von Goethebriefen von Wilhelm Bode, die an dieser Stelle aufs wärmste empfohlen sein möge. Sie entwirft ein Leben Goethes in kurzen Zügen, illustriert durch charakteristische Briefe von seiner Hand. Es ist auf keine Art möglich, ein gleich echtes, unmittelbar lebendiges Bild unseres Größten zu zeichnen: hier lebt man sein ganzes Werden mit ihm durch, äußerlich wie innerlich genommen. Die Goethebriefe bilden Band 18 und 19. Die Auflagen der Bände sind immer auf 5000 Exemplare bemessen, und sie haben so guten Absatz gefunden, daß fast alle schon in zweiter, manche in dritter, ein Buch schon in vierter Auflage erschienen sind. Ein Riesenumsatz, wie leicht zu berechnen ist.

Die Schillerfeier brachte größere Summen ein, die in erster Linie zur Herstellung von ganz billiger Schillerliteratur für Massenverbreitung im Volk bestimmt waren. Der Überschuß führte zu dem Gedanken, den Verlag von billigeren Volksbüchelchen überhaupt in die Hand zu nehmen. So sind denn außer einem Schillerbuch 10 Bändchen veröffentlicht worden, die gebunden bis höchstens 60 Pf. kosten. Der Absatz dieser Bändchen läßt vorläufig noch zu wünschen übrig.

Die dritte und Hauptaufgabe der Stiftung bestand indes in der Versorgung von Volksbibliotheken mit aus anderen Verlagen angekaufter Meisterliteratur, genauer gesagt Meisterdichtung — denn nur mit Belletristik hat die Stiftung zu tun. Da sind nun im Vorjahre 24021 Werke in 12934 Bänden zur Verteilung gelangt, für das laufende Jahr sind schon 33000 Bücher in 23500 Bänden vorgesehen. Eine höchst achtbare Leistung, wie man sieht. Dafür haben die zahlungsfähigen Bibliotheken nach Selbsteinschätzung 5—10 Mark Jahresbeitrag, außerdem 40 Pf. Einbandkosten für jeden Band zu zahlen, ärmere noch weniger, ärmste gar nichts.

Diese ganze Sache hat Hand und Fuß, und eine große Zukunft, so gesund wie sie dasteht. Und sie ist allseitiger werktätiger Teilnahme wert, zu der nur dringend zugeredet werden kann. Das bisherige Resultat ist mit noch recht vereinzelter Unterstützung erreicht worden; was kann danach bei reger Teilnahme geschafft werden! Mitglied werden, wie jüngst u. a. der Kronprinz und Prinz Oskar, größere Schenkungen spenden und veranlassen, das heißt hier mit sicherem Erfolg an der eigenen Bereicherung durch wertvolles ästhetisches Bildungsmaterial, vor allem an der ästhetischen Bildung unseres Volks und zugleich der Übermittelung anderer hoher Werte für Geist und Herz wirken. Dieser Verein mit seiner Art, für die echte nationale Dichtung zu wirken, hat Anspruch darauf, ein Schoßkind der ganzen Nation zu werden, auch über die Grenzen des Reiches hinaus. Hoffentlich vermeidet er dauernd, sich unter das Joch der Mode zu stellen und die Schützlinge einer ausgefallenen Höhenästhetik als Volksgut verbreiten zu wollen.





Ein alter Bekannter in neuer Gestalt.

Von

Paul Warncke.

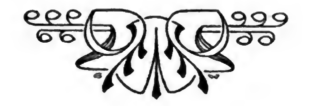
Vor mir liegt die zweite Auflage von „Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens mit technologischen und wissenschaftlichen Abbildungen und vielen Karten der Astronomie, Geographie, Geognosie, Statistik und Geschichte, Leipzig 1878“. Es ist ein Nachschlagewerk, dessen reicher Inhalt in zwei kleine Bände gepferch worden ist, und dessen lateinische Druckschrift daher so klein gewählt werden mußte, daß sie wie „Augenpulver“ wirkt. Dennoch war „der Kleine Meyer“ schon damals ein im Verhältnis zu seiner Billigkeit trefflicher Ersatz des großen Konversationslexikons und für die Besitzer dieses erschöpfenden Riesenwerkes eine willkommene und bequeme Ergänzung zu ihm. Lange Jahre hindurch hat das Handlexikon denn auch seine zwei Bände beibehalten, erst die sechste Auflage, wenn ich nicht irre, erschien in drei Bänden. Längst aber trat an die Stelle der kleinen Antiquaschrift die schöne große deutsche Fraktur, und kürzlich erschien der erste Band von Meyers kleinem Konversationslexikon in sechs Bänden. Als siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage wird die Neuausgabe auf dem Titelblatt bezeichnet, und in der Tat ist damit, wie schon ein flüchtiger Vergleich bestätigt, nicht zu viel gesagt. Welch ein Fortschritt von jener früheren Ausgabe über die zwei- und dreibändige zu dieser sechsbändigen!

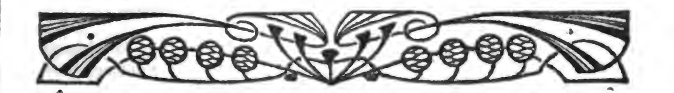
Der Gedanke, daß auch diese Neuauflage im Grunde nur ein kurzer Auszug aus dem „Großen Meyer“ sei, wie die früheren, liegt nahe, ist aber durchaus unzutreffend. Diese sechsbändige Ausgabe ist vielmehr ein selbständiges, auf sich selbst beruhendes und sehr ausführliches Nachschlagewerk, ein außerordentlicher Fortschritt gegenüber allem, was bisher Ähnliches erschienen ist. Zunächst ist die Ausstattung in jeder Beziehung mustergültig, der Einband dauerhaft, einfach, vornehm und höchst geschmackvoll, das Papier gut, der Druck klar, die Anordnung übersichtlich. An Karten enthält dieser Band „Afrika“, „Amerika“, „Argentinien“, „Chile usw.“, „Asien“, „Australien“, „Balkanhalbinsel“, „Belgien“, „Böhmen“, „Mähren usw.“, „Ostbrasilien“ und „Süddeutschland“. Wenn man sie betrachtet, gewinnt man den Eindruck, daß der Besitzer dieses „Kleinen Meyer“ auf einen Atlas sehr wohl verzichten kann, so trefflich und eingehend sind die Karten bearbeitet und ausgeführt. Den Blättern „Afrika“ und „Amerika“ sind höchst interessante und belehrende „Wirtschaftskärtchen“ beigegeben, aus denen die Gebiete der wichtigsten Erzeugnisse des betreffenden Erdteils, durch verschiedene Farben kenntlich gemacht, deutlich zu ersehen sind. Neben dem Besitzstand der europäischen Staaten sind ferner bei Australien z. B. die Höhen- und Tiefenschichten farbig

gekennzeichnet. Auch eine Höhenkarte der Alpen und ein Blatt „Bevölkerungsdichte der Erde“ liegt dem Bande bei. Außerordentlich gut gelungen sind die übrigen farbigen Beigaben, wie „Alpenpflanzen“, „Arktische Fauna“, „Aethiopische Fauna“ und „Australische Fauna“, die „Blutgefäße des Menschen“ und die „Bakterien“; sehr übersichtlich und zur Orientierung völlig ausreichend die zahlreichen Stadtpläne. Belehrend im höchsten Maße sind ferner die in Schwarzdruck ausgeführten Blätter „Afrikanische Kultur“, „Amerikanische Altertümer“, „Astronomische Instrumente“ und „Durchschnitt eines Steinkohlenbergwerks“. Viele Tafeln enthalten einen ausführlichen erklärenden Text. Statt einer Beschreibung der Maschinenkonstruktionen geben diese Texte, soweit sie das Gebiet der Technologie behandeln, sorgfältige Schilderungen des Prozesses, der unter Benutzung der Maschinen zur Herstellung des betreffenden Bedarfsartikels führt, so beispielsweise bei den Tafeln „Bierbrauerei“ und „Brotfabrikation“.

Hervorragende Gelehrte und Fachleute haben den Text des Werkes bearbeitet, aber nirgends ist der Stil trocken oder für den Laien allzu wissenschaftlich gehalten. Mit Recht betont das Vorwort, daß auf eine populäre Darstellung, eine allgemein verständliche Sprache Gewicht gelegt, daß der bei den kurzgefaßten Werken dieser Art sonst vielfach übliche „Telegrammstil“ vermieden worden sei. Mit Recht auch wird betont, daß dieser „Kleine Meyer“ geradezu ein „Fremdwörterbuch“ entbehrlich mache, und freudig zu begrüßen ist die Ankündigung, daß die Fächer, die sich heute einer erhöhten Aufmerksamkeit weiter Kreise erfreuen oder als junge Wissenschaften aufstrebend in die Runde ihrer älteren Schwestern getreten sind, wie Hygiene, Völkerkunde, Kolonisations- und Marinewissenschaft, von Fachleuten eingehend bearbeitet werden würden.

Von der für ein „kleines“ Konversationslexikon ganz außerordentlichen Vollständigkeit hier einen Beweis zu liefern, ist natürlich nicht möglich. Soweit man indessen nach dem ersten Bande zu urteilen vermag, handelt es sich tatsächlich um ein nahezu erschöpfendes kurzgefaßtes Nachschlagebuch, und auch für den, der sich den gleichzeitig im Werden begriffenen zwanzigbändigen „Großen Meyer“ anschafft, wird diese kleine Ausgabe von Wert sein, da sie ihrer Natur nach zwar weniger gründlich, aber dafür um so schneller und schlagender orientiert. Man darf auf die weiteren Bände dieses „Kleinen Meyer“ gespannt sein; er wird sich, wie es scheint, als etwas in seiner Art Vollkommenes, Unübertreffliches darstellen und ist bei seiner verhältnismäßig großen Billigkeit wohl geeignet, gründliches, umfassendes Wissen in weite Kreise zu tragen.





Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

16. April 1907.

Zehn Tage nachdem die heißersehnte zweite Vertretung des russischen Volkes ihren Einzug im Palais Potemkin, oder wie man offiziell sagt, im taurischen Palais, gehalten hatte, brach die Decke des Sitzungssaales zusammen. Der gesamte Stuck der Oberlage und mit ihm die schweren Kronleuchter stürzten auf die Sitze der Abgeordneten. Aber zum Glück geschah es in früher Morgenstunde, als der Saal noch leer war, wenige Stunden später, und ein entsetzliches Unglück wäre geschehen. Aber in Rußland wird eine Gefahr, die vorüberzog, schnell vergessen. Es ist erstaunlich wenig Aufhebens davon gemacht worden, ja es scheint, daß niemand bestraft worden ist. Nach wenigen Tagen nahm die Duma ihre Sitzungen in den gewohnten Räumen wieder auf. Seither ist ein voller Monat hingegangen, und es ist wohl möglich sich jetzt ein zutreffendes Bild von dem Charakter dieser russischen Volksvertretung zu machen. Da ist dann zunächst bedeutsam, daß der Bildungsstand der Versammlung so überaus niedrig ist. Die Elementarschulbildung überwiegt, aber es gibt auch Abgeordnete, die über die Künste des Lesens und Schreibens nicht hinausgekommen sind, ja es kann eigentlich noch als besonders günstig bezeichnet werden, daß nicht völlig analphabete Abgeordnete aus der Wahlurne hervorgegangen sind. Das russische Wahlgesetz sieht keinen Bildungszensus vor und begünstigt die außerordentlich niedrig stehende bäuerliche Bevölkerung. Diese bäuerlichen Wähler aber haben keine Vorstellung davon, daß jede politische Arbeit eine Vorbildung verlangt, wie sie das Leben der Dorfgemeinschaft nicht bietet. Sie haben fast ausschließlich ihre Leute gewählt, und die eintönig wiederkehrende Instruktion, die ihnen sehr nachdrücklich eingeschärft wurde, lautete: bringt uns Land und Freiheit, wenn ihr heimkehrt, sonst soll es euch schlecht gehen. Von den ungeheuren Schwierigkeiten der Aufgaben, vor denen die Duma steht, hatten sie keinerlei Vorstellung. Die Schlagworte klangen so einfach, es war, als könne Land und Freiheit mit Händen gegriffen werden: Das Land von den Herren und der Regierung, die Freiheit aus den Wolken, so wie Gott sie dem frei geschaffenen Menschen bestimmt, und wie das Evangelium sie verheißen hat. Die armen, irregeführten Leute! Sie sind nicht einmal imstande gewesen sich zusammenzuschließen. Nur 10 von ihnen haben sich unter Führung des Popen Tichwinski zum sogen. Bauernbunde zusammengeschlossen, die übrigen sind unter den anderen organisierten Parteien zerstreut, sie gehören zum kleineren Teil zur Rechten, zum größeren den Parteien der Linken. Zur Zeit gruppieren sich die Parteien folgender-

maßen: 50 Mitglieder der Monarchisten und Reaktionäre, wobei zu den letzteren jedoch nur 7 Personen zählen, von denen Piruschkewitsch, Kruschewan und Krupenski bisher am meisten von sich haben reden lassen. Diesen Reaktionären wird vorgeworfen, daß ihr Ziel die Auflösung der Duma und die Rückkehr zum Regime der unbeschränkten Monarchie sei. Es läßt sich aber mit aller Bestimmtheit sagen, daß sie Unmöglichem nachstreben. Selbst wenn die Entwicklung — was nicht unwahrscheinlich ist — zu einer Auflösung führen sollte, ist an eine Herstellung des ancien régime nicht zu denken. Dazu hat es allzusehr den Boden unter den Füßen verloren. Den korrekten Standpunkt vertraten die gleichfalls 50 Köpfe zählenden Oktobristen, d. h. diejenigen, die auf dem Boden der Verfassung vom 18/31. Oktober stehen. Leider ist ihr Führer, Gutschkow nicht gewählt worden. Aber er redigiert das Organ der Partei, der Golos Moskwy, heute die vornehmste der russischen Zeitungen. Ein Besonderes stellt dann Herr Kasmin Karawajew dar, der einzige Vertreter der demokratischen Reformpartei, deren Existenzberechtigung nicht ganz klar ist. Sie bildet den Übergang zu der stärksten Partei, den konstitutionellen Demokraten, oder wie man sie gewöhnlich nennt, den Kadetten. Sie sind 102 Mann stark, aber auch ihr Führer, Prof. Miljukow, ein hervorragender Historiker, aber politischer Doktrinär, hat keinen Platz in der Versammlung gefunden. Die Regierung legte seiner Wahl Hindernisse in den Weg, die nicht zu überwinden waren. In der Duma werden die Kadetten von den Brüdern Hessen und von Peter Struve geführt, der als Herausgeber der „Oswoboshdenije“ (d. h. Befreiung) einen so großen Anteil an den berechtigten, wie an den unberechtigten Wendungen der russischen Revolution hat. Es scheint aber, daß die Praxis des politischen Lebens auf ihn ernüchternd gewirkt hat, und daß ihm der Blick für die Wirklichkeit der russischen Verhältnisse nicht ganz verloren gegangen ist. Man gewinnt den Eindruck, daß seine Anschauungen sich denen der Oktobristen zu nähern beginnen. Die politische Parteirichtung der konstitutionellen Demokraten wird durch ihren Namen nicht richtig bezeichnet. Ihr Ziel geht auf eine Veränderung der Konstitution, sie wollen Rußland zu einem parlamentarischen Regiment führen, was bei dem Bildungsstande des Reichs undurchführbar ist und einen Zustand permanenter Revolution zur Folge haben müßte. Außerdem sind sie stark sozialistisch gefärbt, wie namentlich ihre Stellung zur Agrarfrage (Zwangsexpropriation) zeigt.

Die sich lokal anschließende Gruppe des Kolo besteht aus 46 Mitgliedern, von denen 10 aus den ehemals polnischen Gebieten Littauen, Weißrußland, Podolien stammen, die übrigen aus dem Königreich Polen. Sie treiben nur polnische Interessenpolitik und stimmen je nach dem polnischen Interesse an den vorliegenden Problemen, bald mit der Rechten und bald mit der Linken, vornehmlich aber mit der letzteren. Sie stellen zugleich die katholische Fraktion der Duma dar, während die Rechte sich als die russisch-orthodoxe bezeichnen ließe und die übrigen Parteien sich indifferent zeigen. Unzweifelhaft hoffen die Polen aus der russischen Revolution ein autonomes Polen, den Kern für eine künftige Selbständigkeit, zu gewinnen. Ihr Führer Dmowski leitet mit großem Geschick die musterhaft disziplinierte Partei. Sie

stellt die best konzentrierte Gruppe der Duma dar. Was weiter links sitzt, läßt sich direkt als revolutionär bezeichnen und steht der Bildung nach tief unter den 4 letztgenannten Gruppen. Es sind die 36 Muselmänner unter der Leitung eines gewissen Maksudow, der in Paris studiert hat, die 51 Mann der Arbeitsgruppe, zu der viele Bauern gehören, die National-Sozialisten 19 Köpfe, zu denen einige wirkungsvolle Redner gehören, wie Plechanow, Korolenko, Miakotin, die 31 Sozialrevolutionäre und die 51 Sozialdemokraten, als deren Führer Alexinski und Tseretelli die wildesten Redner der Versammlung sind.

Ihnen gegenüber steht nur der Ministerpräsident Stolypin, dessen klares, festes und zugleich konziliantes Wesen die eigentliche moralische Position der Regierung darstellt. Dieser eine Mann hält jetzt das Reich zusammen, ohne ihn stände Rußland vor dem Chaos. Man kann seine Politik wohl am besten mit dem Epiteton „rechtschaffen" bezeichnen. Er steht auf dem Boden der Verfassung und ist ehrlich entschlossen mit ihrer Hilfe Rußland auf die Bahn der von ihm als unerläßlich anerkannten Reform zu führen. Von seinen Mitarbeitern scheint der Finanzminister Kokowzew der tüchtigste zu sein, die anderen sind bisher zu wenig hervorgetreten, um ein Urteil zu rechtfertigen. Auf den Gang der Verhandlungen gehen wir nicht ein, sie haben teils einen leidenschaftlich stürmischen Charakter getragen, teils waren sie trostlos doktrinär, teils phrasenhaft revolutionär. Es sind nur wenig rein sachliche Reden gehalten worden, die besten von Stolypin und Kokowzew. Bisher ist ein Bruch vermieden worden, obgleich es zeitweilig zu Konflikten zwischen dem Präsidenten der Duma und dem Ministerpräsidenten gekommen ist. Von den großen Vorlagen sind das Budget und die Agrarfrage glücklich in den Schoß der Kommissionen gelangt, nebenher aber tagen Kommissionen aller Parteien um Anträge vorzubereiten und die Regierungsvorlagen zu studieren. Was diese Beratungen ergeben werden, ist nicht abzusehen. Jedenfalls drohen noch tausend Klippen, an denen die Duma scheitern kann. Mit der von der Majorität verlangten Zwangsexpropriierung des Großgrundbesitzes kann z. B. die Regierung nicht paktieren, die angekündigten sozialen Gesetzesvorlagen werden wiederum der Dumamajorität nicht genügen. Es droht ein Konflikt in der Frage der Amnestie und in der Absicht der Linken die Regierungsorgane, die ihrer Meinung nach — und gewiß nur zu oft auch tatsächlich — ihre Kompetenzen überschritten haben, in Anklagestand zu versetzen. Ebenso wird die Frage der Aufhebung des Belagerungszustandes und überhaupt der Ausnahmemaßregeln zu gefährlichen Gegensätzen führen.

Denkt man sich aber, daß wirklich alle diese Schwierigkeiten überwunden werden, so bleibt immer das schwerste aller Probleme, die völlig verwilderte Jugend, die unter dem blutigen Hauch der Revolution erwachsen ist, von der Politik zur Arbeit zurückzuführen. Das gilt von der Jugend beiderlei Geschlechts, denn die jungen Mädchen sind ebenso verwildert, und in ihren sittlichen Begriffen ebenso erschüttert und irregeleitet worden, wie die jungen Männer. Ja, dasselbe gilt von den Schulkindern bis in die Tertia hinab. Es ist kaum wiederzuerzählen, was alles geschehen ist — nicht nur verlorene Jahre, sondern ein im

Keim verdorbenes Leben ist für diese Jugend die Frucht der Revolution. Gearbeitet ist schon seit mindestens zehn Jahren in Rußland nicht, oder doch in der Regel nicht. Weder auf Universitäten noch auf Schulen. Fast alle sind zeitweilig geschlossen worden und überall stehen die Lehrer unter der Zuchtrute der Schüler. Das ist nicht übertrieben, sondern ganz buchstäblich zu nehmen. Und da scheint es uns allerdings die schwerste Sorge der Zukunft zu sein, daß der Tag einmal kommen muß, der diese Jugend berufen wird, die Arbeit zu leisten, die nun einmal das Leben von jedem fordert und ohne die ein Staat nicht bestehen kann. So liegen die Dinge, sie im Detail auszumalen bieten die russischen Zeitungen und Zeitschriften alle Tage das Material.

Auch läßt sich nicht sagen, daß die Revolution als solche, wir meinen die offen hervortretende Revolution, nieder geworfen sei. Gewalttaten geschehen überall. In den Städten wird nach wie vor gemordet und immer aufs neue werden Waffenniederlagen, geheime Druckereien, Bomben und Gift entdeckt. Neuerdings sind ungeheuere, für Rußland bestimmte Waffen und Patronenlager in Schottland aufgegriffen worden. Der kämpfende Anarchismus „expropriiert" nach wie vor und versucht sich in Attentaten, wie jüngst gegen zwei Großfürsten, Zum Glück führen nicht alle zum Ziel. Aber wie groß ist trotz allem noch die Zahl der täglichen Opfer. In Lodz sind Mord und Straßenkämpfe chronisch geworden und es kann kaum zweifelhaft sein, daß, wenn die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden tatsächlich durchgeführt wird, neue „Progroms" bevorstehen. Gewiß, die Atmosphäre ist noch furchtbar schwül und noch mehr als ein Gewitter zu erwarten. Am 23. März ist der ehemalige Oberprokurator des heiligen Synod, Pobedonoszew gestorben, nachdem er noch lange genug gelebt hat, um mit eigenen Augen zu sehen, wie sein Lebenswerk vernichtet am Boden lag. Er war einer der schädlichsten Menschen, die je das Leben des russischen Staates bestimmt haben und zwar zu nicht geringem Teil, weil er ein ehrlicher Fanatiker war, der an sich und an seine unheilvollen Doktrinen glaubte. Was er Übles getan hat, das hat er mit gutem Gewissen getan, in der Überzeugung ein heiliges Werk zu verrichten.

In der großen Politik sind alte Weisen weiter gesungen worden. Man hat über das Programm der am 15. Juni zusammentretenden Haager Konferenz offiziell verhandelt und in der Presse mit Leidenschaft gestritten; schließlich ist dann von Rußland, das wie bei der ersten Haager Konferenz als der spiritus rector erscheint, auch das Programm der Konferenz veröffentlicht und der Vorbehalt mitgeteilt, unter dem die Mächte ihre Anteilnahme zugesagt haben. Den Antrag auf Limitierung der Rüstungen will Spanien einbringen (das, beiläufig bemerkt, sich mit Englands Hilfe seine Seemacht wieder herstellen will), England will eine Verhandlung über die Beschränkung der Rüstungskosten zur Verhandlung stellen, Amerika die Frage anregen, wie die gewaltsame Beitreibung von Schulden, die sich aus Vertragsrechten ergaben, einzuschränken sei. Aber England und Japan einerseits und Rußland, Deutschland und Österreich-Ungarn anderseits, haben in wenig voneinander abweichender Formulierung erklärt, daß

sie an Verhandlungen nicht teilnehmen würden, die zu keinem Resultat führen können. Daß dabei beide Staatengruppen verschiedene Dinge im Auge haben, liegt auf der Hand. England will das Seerecht nicht reformieren lassen, die anderen halten den zu erwartenden Antrag auf Limitierung der Rüstungen für undurchführbar. Die Konferenz wird, wenn sie Früchte tragen will, ihre Aufmerksamkeit anderen Problemen zuwenden müssen.

Eine andere Frage, die wegen ihrer handelspolitischen Bedeutung, als eine allgemeinen Interesses bezeichnet werden kann, tritt mit der am 15. April eröffneten Konferenz der englischen Kolonialminister in den Vordergrund. Vertreten sind: Kanada, Neu-Seeland, Australien (nur durch den Prime Minister des common wealth, nicht durch die ersten Minister der Einzelstaaten), die Kapkolonie, Natal und zum erstenmal auch Transvaal, das den tapferen General Louis Botha hinüber geschickt hat. Das Programm der Konferenz stellt folgende Punkte zur Erwägung: 1. die Organisation einer gemeinsamen Reichsverteidigung; 2. die Begründung von Handelsbeziehungen zwischen Mutterland und Kolonien auf der Basis von Vorzugstarifen; 3. Umwandlung der Kolonialkonferenzen (die jetzige ist die vierte) in einen permanenten Reichsrat mit erweiterten Befugnissen. Nebenher gibt es noch eine lange Reihe anderer Fragen, die diskutiert werden sollen und die wahrscheinlich bessere Aussichten haben, als die drei Hauptprobleme. Gegen die Begründung des Reichsrats sträubt sich Kanada, das ein Eingreifen desselben in kanadische Interna befürchtet, die obligatorische und genau bestimmte Beteiligung an der Imperial defence aber wollen die Kolonien nur als Gegenleistung für die Gewährung eines Vorzugstarifs bewilligen. Man sieht aber nicht, wie das liberale Kabinet, das den Freihandel in sein Programm aufgenommen hat, gerade dieses Zugeständnis gewähren könnte. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß nicht schließlich irgend ein Kompromiß gefunden wird, nur die volle Durchführung des Programms erscheint unwahrscheinlich.

Die Reisen König Eduards haben wieder viel von sich reden machen. Er ist in Frankreich und in Spanien gewesen und soll nächster Tage eine Begegnung mit König Viktor Emanuel haben. In Spanien knüpft sich daran, wie wir schon sahen, die Hoffnung auf ein Wiedererstehen der spanischen Seeherrlichkeit, die einst England so gebrochen hat, daß Spanien sich nie mehr von diesen Schlägen erholen konnte. Von neuen englisch-französischen Vereinbarungen ist nichts laut geworden und es läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß die jüngste Wendung der marokkanischen Frage außerhalb dieses Zusammenhanges steht. Sie ist ausschließlich durch die Ermordung des Dr. Mauchamp hervorgerufen worden, die eine Sühne verlangte. Die Franzosen haben Hand auf Udschda an der algerischen Grenze gelegt, um sich ihre Genugtuung zu sichern. Es wird vom Sultan abhängen, wann sie abziehen, will oder kann er die Franzosen nicht befriedigen, so läßt sich ein Ende der Okkupation nicht absehen. Sie hat, wie immer deutlicher zutage tritt, in Spanien lebhafte Eifersucht erregt. Sehr erfreulich ist, daß die Frage der Stationen für drahtlose Telegraphie in Casablanca in aller Freundschaft zwischen Deutschland und Frankreich erledigt worden ist. Es waren gerade kurz vorher in Anlaß der

Rede des Generals Bailloud und der sich daran schließenden Interpellation in der französischen Kammer wieder sehr lebhafte Bekenntnisse zum Revanchepatriotismus laut geworden. Sogar der Ministerpräsident hatte nicht geglaubt, sich in Gegensatz zu den Gesinnungen des Generals stellen zu können, was übrigens in Deutschland sehr kühl aufgenommen worden ist. Man regt sich bei uns über dergleichen nicht mehr auf. Sehr bald danach aber trat eine Wendung ein. Man hörte von Frankreich Stimmen, die nachdrücklich auf die Notwendigkeit einer Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland hinwiesen. Il faut causer! Die gemeinsamen Interessen würden leicht zu finden sein und wirkliche Gegensätze gäbe es eigentlich doch nicht. Der Widerhall deutscherseits war freundlich und seither scheint auch die bisher sehr feindselige Haltung der Pariser Blätter sich zu wandeln. Das Ergebnis läßt sich wohl als ein Abnehmen der Spannung bezeichnen, die bisher bestanden hatte. Aber gewiß tut man gut, diese Symptome nicht zu überschätzen.

Eine sehr interessante Wandlung scheint sich im inneren Leben Frankreichs vorzubereiten: Der Bruch der Radikalen mit den Sozialisten. Bekanntlich ist während der letzten Jahre eine Kombination von Sozialisten und Radikalen unter scheinbarer Leitung der Letzteren am Ruder gewesen. In Wirklichkeit aber war der Einfluß der Sozialisten der stärkere, die Radikalen wichen in der Kammer und im Ministerium Schritt um Schritt vor ihnen zurück und brachten es schließlich dahin, daß die sozialistischen Gruppen außerhalb des Parlaments sich allmächtig fühlten. Eine richtige Revolte der vom Staat und den Kommunen angestellten Arbeiter und kleinen Beamten hat dann die Wendung herbeigeführt. Sie wurde beschleunigt durch den Versuch eines Generalausstandes der Bäcker und anderer Nahrungsvermittler. Jetzt hat die Regierung sich entschlossen Front zu machen und die Anstifter der Rebellion zur Rechenschaft zu ziehen, gleichzeitig aber hat in der Kammer einer der Radikalen, Edmond Gast, den Sozialisten die Freundschaft gekündigt und darauf hingewiesen, daß das Bündnis mit ihnen unnatürlich und schädlich sei. Die Frage ist nur, wie weit seine Partei und wie weit das Ministerium hinter ihm steht. Dringt Edmond Gast durch, so könnte von seinem Vorgehen eine Wendung in der Geschichte der dritten Republik datieren. Ihm selbst aber ließe sich eine große politische Zukunft vorhersagen.

Weniger erfreulich ist die Entwicklung, welche der Streit zwischen Kirche und Staat genommen hat. Die klägliche Montagnini-Affäre hat die ohnehin gespannte Lage noch weiter verschärft und den Papst veranlaßt, sich in einer Allokution mit großer Schärfe gegen die französische Regierung zu wenden

Wir notieren, um diese französischen Angelegenheiten zu erledigen, zum Schluß noch, daß am 24. März ein ungemein günstiger Grenzvertrag zwischen Frankreich und Siam zum Abschluß gekommen ist.

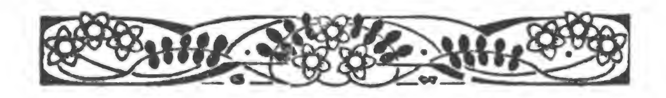
Im nahen Orient dauern die höchst unerquicklichen makedonischen Wirren fort. Auch zwischen Serbien und Bulgarien sind die Beziehungen gespannt. In Rumänien hat es eine blutige Emeute der Bauern gegeben, die zu Gewalttaten und Repressionen geführt hat. Sie ist jetzt glücklich unterdrückt und es scheint sicher zu sein, daß das Ministerium Demeter Sturdza (liberal) mit einer durch-

greifenden Agrarreform vorgehen wird. Denn allerdings, die Lebensbedingungen der rumänischen Bauern waren so unerträglich geworden, daß man ihren verzweifelten Aufstand wohl verstehen kann.

Dem Besuch König Viktor Emanuels in Athen ist große Bedeutung beigelegt worden. Man darf wohl annehmen, daß die Griechen, die auf der Balkanhalbinsel nur Feinde haben, an Italien eine Stütze zu finden hoffen. Ob mit Recht, vermögen wir nicht zu beurteilen.

Im fernen Osten haben die Wellen der Beunruhigung, welche die japanisch-amerikanischen Beziehungen zeitweilig hervorriefen, sich völlig gelegt. Es heißt zwar, daß Japan mit großer Energie rüste, aber irgend zuverlässige Nachrichten liegen darüber nicht vor, und ebensowenig über die politischen Absichten Japans. Was man sieht, ist die Regelung der durch den russischen Krieg geschaffenen Lage, namentlich soweit die japanisch-chinesischen Beziehungen in Frage kommen. Es ist nicht zweifelhaft, daß der japanische Einfluß in Peking sehr erheblich zugenommen hat. In China selbst haben die Reformbestrebungen der Regierung, wie nicht anders zu erwarten, lebhafte Erregung hervorgerufen. Sie trägt sowohl einen antidynastischen wie einen revolutionären Charakter und hat ihren Mittelpunkt in dem stets leicht unruhigen Jantsetal. Aber auch die Provinzen der Küstengebiete und selbst Petschili sind infiziert.

In den Vereinigten Staaten wird der Kampf gegen die Mißbräuche der Trusts mit großer Energie weiter geführt. Die Standard Oil Compagnie Indiana ist jüngst in Chicago wegen ungesetzlicher Tarifherabsetzungen, die sie sich von der Chicago-Alton Eisenbahn erwirkt hat, zu einer Geldstrafe von über 29 Millionen Dollars verurteilt worden. Der Standard Oil hat gegen das Urteil Berufung eingelegt, und man kann auf den Ausgang gespannt sein. Ein ähnlicher Prozeß droht der Chicago-Alton Eisenbahn, und die großen Trusts, die wohl alle kein reines Gewissen haben, beginnen sich ernstlich bedroht zu fühlen. Richtet sich ihre Erbitterung vornehmlich gegen den Präsidenten, der den Anstoß zum Vorgehen gegen die Trusts gegeben hat, so hat andererseits Präsident Roosevelt gerade durch die Rücksichtslosigkeit, mit der er ohne Ansehen der Person durchgreift, wo ihm unlautere Mächte entgegentreten, ganz ungemein an Popularität gewonnen. So ist es begreiflich, daß der Gedanke immer mehr an Boden gewinnt, Roosevelt nochmals zum Präsidenten der Republik zu wählen, obgleich er mit großer Entschiedenheit erklärt hat, daß er nicht mehr kandidieren werde und seine Bemühungen dahin gehen, Mr. Taft, den Staatssekretär für den Krieg, als Kandidaten der Republikaner nominieren zu lassen. Das merkwürdigste ist aber, daß jetzt auch die Demokraten ihre Augen auf Roosevelt zu richten beginnen. Es ist sogar direkt ausgesprochen worden, daß man ihn, und nicht Bryan, zum demokratischen Präsidentschaftskandidaten machen solle. Sollte das wirklich geschehen, so wird der Präsident sich schließlich dem einmütigen Willen des amerikanischen Volkes fügen müssen. Nach der Verfassung ist die Wiederwahl durchaus gestattet.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

15. April 1907.

Die parlamentarische Osterpause ist vorüber; Reichstag und preußischer Landtag setzen ihre Etatsberatungen fort. Tempo und Methode der Reichstagsverhandlungen weisen leider keine Unterschiede gegen frühere Zeiten auf. Anstatt sich durch Schlußanträge gegen die Versumpfung der Debatte zu wehren, zieht die Mehrzahl der Volksvertreter vor, durch die Flucht aus dem Saal die persönliche Pein zu lindern, sonst aber den Dingen ihren Lauf zu lassen. Es wiederholt sich also das unerquickliche Schauspiel der endlosen und zwecklosen Monologe auf der Reichstagstribüne, die man unter der euphemistischen Bezeichnung „sozialpolitische Debatte“ zusammenfaßt. Diese Reihe von Reden, die sich, um die Form zu wahren, an eine Zahl gänzlich überflüssiger Anfragen und Resolutionen anschließen, bilden bekanntlich seit langer Zeit einen unvermeidlichen Bestandteil der Beratung über den Etat des Reichsamts des Innern. Ein besonderes Interesse hat diesmal nur das erste Auftreten von Friedrich Naumann als Reichstagsredner erregt. In der Persönlichkeit Naumanns liegt selbst für die, die seine Anschauungen ablehnen, so viel Fesselndes, daß die parlamentarisch Jungfernrede dieses merkwürdigen Mannes immerhin ein Ereignis in der Geschichte des gegenwärtigen Reichstags bedeutet. Der Reichstag ist nicht arm an Männern von Wissen und Erfahrung, aber desto ärmer an solchen, die die Bedingungen und Voraussetzungen rednerischer Wirkungen kennen. Man braucht gewiß die Rhetorik nicht zu überschätzen, aber wenn doch nun einmal ein rednerischer Gedankenaustausch und Meinungskampf über gesetzgeberische Arbeiten stattfinden muß, dann soll das wenigstens in würdiger und fesselnder Form geschehen, die das Zuhören einem gebildeten Menschen nicht zur Qual macht. Naumann ist kein Schönredner im gewöhnlichen Sinne, aber er packt seine Zuhörer dadurch, daß er ihre Aufmerksamkeit auf wirkliche Gedanken lenkt, zu denen sie in Zustimmung oder Widerspruch Stellung zu nehmen den Antrieb finden, und darum machen seine Ausführungen immer Eindruck. So sah sich auch Graf Posadowsky veranlaßt, Naumanns Ideen mit einer sehr bedeutsamen Rede programmatischer Art zu beantworten. Wenn sich dabei gegenüber dem hohen Gedankenflug des nationalsozialen Führers die Art, wie der praktische Staatsmann mit der Wirklichkeit zu rechnen hat, in besonders heller Beleuchtung zeigte, so kann man es allein schon als ein Verdienst Naumanns bezeichnen, diese Rede hervorgerufen zu

haben. Dem Grafen Posadowsky, dem bewährten Sozialpolitiker, schien es besondere Genugtuung zu gewähren, sich gerade den nationalsozialen Anschauungen gegenüber einmal gründlich aussprechen zu können. Denn er selbst wird von den einseitigen Vertretern wirtschaftlicher Sonderinteressen und rückständiger sozialpolitischer Anschauungen gern mit dem Vorwurf angegriffen, daß er alle diese Fragen zu philosophisch behandle und nach Theorien beurteile. Hier konnte Graf Posadowsky einmal recht deutlich zeigen, wie sehr sich seine Anschauungen von denen des idealen Theoretikers unterscheiden, wie er überall auf der Wirklichkeit fußt und als echter Staatsmann mit dem Möglichen rechnet. Was nach den Ausführungen Naumanns angeblich spielend leicht zu machen sein sollte, sobald nur der gute Wille des „andern Faktors der Gesetzgebung", des Bundesrats, ernstlich vorhanden sei, das zeigte sich nach den überzeugenden Darlegungen des erfahrenen Staatsmanns als eine Utopie, weil es lauter gerechtdenkende, von Egoismus freie Menschen voraussetzt. Der Übergang von „Industrie-Untertanen" zu „Industrie-Bürgern" ist nicht so einfach durchzuführen, wie Naumann gemeint hatte. Wenn aber Graf Posadowsky solche Träume einer theoretisierenden Sozialpolitik zurückwies, so konnte er doch zugleich scharf hervortreten lassen, wie wenig er doch darum mit den Gegnern sozialpolitischen Fortschritts gemein hat. Indem er der Wirklichkeit Rechnung trägt, sieht er doch die Dinge von einem umfassenderen Standpunkt mit dem hellen Blick eines Menschen, der vorwärts schaut. So ist seine Sozialpolitik eine wahrhaft staatserhaltende, und mit Recht konnte der gerade von den Konservativen in letzter Zeit viel angegriffene Minister sich selbst einen konservativen Staatsmann nennen.

Das preußische Abgeordnetenhaus berät gleichfalls den Etat, der hier allerdings weniger mit nicht zur Sache gehörigen Debatten belastet ist. Aber auch diese Beratungen gewinnen sehr häufig eine Bedeutung, die über die erörterten Spezialfragen hinausgeht. Man ist gegenwärtig noch mit dem Etat des Kultusministeriums beschäftigt, dessen Beratung schon vor Ostern begonnen hatte. Am 16. März war es dabei zu sehr bedeutungsvollen Auseinandersetzungen gekommen, die eine gewisse Rückwirkung auf die Reichspolitik ausüben können. Die Mittelparteien und die Linke des Abgeordnetenhauses interpellierten die Regierung über die Handhabung des Schulaufsichtsgesetzes. Die Liberalen, denen sich auch die Freikonservativen angeschlossen hatten, glaubten feststellen zu können, daß die Regierung in Sachen der Schulaufsicht eine reaktionäre Tendenz verfolge, indem sie es vorziehe, die Leitung dieser Aufsicht den Geistlichen im Nebenamt zu übertragen statt den aus dem Lehrerstande hervorgegangenen Fachmännern im Hauptamt. Die Streitfrage selbst, ob die geistliche oder die Fachaufsicht das richtige ist, brauchte eigentlich mit politischen Parteianschauungen gar nichts zu tun zu haben. Die geschichtliche Entwicklung hat aber diesen Zusammenhang dennoch hergestellt. Durch das grundsätzliche Festhalten an der geistlichen Schulaufsicht glauben die Konservativen den Einfluß der Kirche auf die Schule retten zu können; sie fürchten von der Verwirklichung der liberalen Wünsche, die auf die Durch-

führung der Fachaufsicht gerichtet sind, die Zurückdrängung der religiösen Momente in der Erziehung. Die Liberalen aber sehen in der Besorgnis ihrer Gegner nur das Bestreben, die Verbesserung der Volksbildung hintanzuhalten, um für die Wahrnehmung von Machtinteressen und wirtschaftlichen Vorteilen freiere Bahn zu haben.

In solcher Lage bildet die Schulaufsichtsfrage einen der wesentlichsten Trennungspunkte zwischen Konservativen und Liberalen. Es versteht sich von selbst, daß es nicht unter allen Umständen möglich ist, solche trennenden Fragen zu umgehen. Sie müssen erörtert und zum Austrag gebracht werden. Nur dadurch erhält das Parteiwesen einen Sinn. Dadurch, daß Einzelfragen des öffentlichen Lebens unter die Beleuchtung der grundlegenden Parteianschauungen gestellt werden, können sie geklärt und in ihrem Zusammenhange mit anderen Fragen gewürdigt werden. Wenn also die Notwendigkeit besteht, gewisse Fragen zur letzten Entscheidung zu bringen, so wird eine Auseinandersetzung der Parteien darüber schwer zu vermeiden sein, und sie schadet auch nichts, soweit sie in den Grenzen des realpolitischen Bedürfnisses gehalten wird und ihr praktisches Ziel im Auge behält. Es ist aber auch der umgekehrte Fall denkbar, daß eine bestimmte Frage, die an sich noch keine endgültige Entscheidung dringend fordert, in die Diskussion geworfen wird, weil man aus allgemein politischen Gründen eine Auseinandersetzung mit der Gegenpartei herbeiführen und dadurch die öffentliche Meinung in einer bestimmten Richtung beeinflussen will. Die Frage der Schulaufsicht ist, wie gesagt, nur auf dem Wege der geschichtlichen Entwicklung zu einer parteipolitischen Prinzipienfrage geworden; an sich braucht sie es nicht zu sein, denn sie ist im wesentlichen eine Personenfrage. Es wäre der Fall denkbar, daß sie grundsätzlich in liberalem Sinne gelöst würde und doch eine praktische Ausführung fände, die das höchste Mißfallen der Liberalen erregte. Und auch das Umgekehrte wäre möglich. Eine prinzipielle Entscheidung, ob geistliche oder Fachaufsicht zu wählen ist, zeigt sich also als gar nicht in dem Maße dringlich, wie von eingefleischten Parteimännern behauptet wird. Wenn nun trotzdem diese Frage in besonders stark betonter und nachdrücklicher Weise in den Vordergrund der politischen Erörterung geschoben wird, so gibt es nach dem soeben Dargelegten nur eine Erklärung dafür, nämlich die Absicht, aus irgendwelchen taktischen Gründen den Gegensatz zwischen Liberalen und Konservativen so scharf als möglich hervortreten zu lassen. So und nicht anders mußte also der „Antrag Hobrecht und Genossen“ — das war die offizielle Bezeichnung des von den Freikonservativen und den liberalen Parteien gestellten Antrags zur allgemeinen Einführung der fachmännischen Schulaufsicht in Preußen — gedeutet werden. Weshalb warfen nun die Mittelparteien und die Linke in diesem Augenblick den Konservativen den Fehdehandschuh hin? Es wäre ja möglich gewesen, daß ein besonderer Anlaß dazu vorhanden war. Aber vergeblich wird man in diesem Falle danach suchen.

Nachdem das heftig bekämpfte Schulunterhaltungsgesetz, das innerhalb der nationalliberalen Partei eine so starke Krisis hervorgerufen hatte, unter Dach und Fach gebracht worden war, bestand sicherlich in liberalen Kreisen der Wunsch

fort, die gesamte preußische Schulgesetzgebung trotzdem in liberale Bahnen zu leiten. Aber gerade diejenigen Liberalen, die wirklich innerlich überzeugt waren, daß das neue Schulunterhaltungsgesetz ein reaktionärer Mißgriff sei, hätten alle Ursache gehabt, die Wirkungen abzuwarten, von denen sie nach ihrem Standpunkt annehmen mußten, daß die Volksstimmung dadurch noch mehr auf ihre Seite gebracht werden würde. Und der nicht unbedeutende Bruchteil der Liberalen, der das Gesetz mitgemacht hatte, mußte sich erst recht sagen, daß er seinen wankenden Kredit bei den dissentierenden Parteigenossen nicht dadurch stützen konnte, daß er plötzlich und unmotiviert zum Sturmangriff gegen die Konservativen blies, mit denen er sich doch kurz vorher erst verständigt hatte. Dieser Teil der Liberalen hatte nur noch mehr Veranlassung, erst die Wirkungen der neuen Gesetzgebung abzuwarten.

Eine andere Erklärung besteht darin, daß das Vorgehen der Unterzeichner des Antrags Hobrecht und Genossen eine persönliche Spitze gegen den Kultusminister v. Studt kehrte. Dafür spricht der Verlauf der Debatte am 16. März. Der Antrag war von dem nationalliberalen Abgeordneten Schiffer begründet worden, und der Kultusminister gab darauf eine Antwort, die vielleicht geschickter hätte gegeben werden können, aber durchaus nichts Unerwartetes oder gar für die Antragsteller Verletzendes enthielt. Der Minister suchte nur nachzuweisen, daß die Annahme, er habe in der Praxis eine einseitige Bevorzugung der geistlichen Schulaufsicht geübt, nicht zutreffe. Er übte damit ein selbstverständliches Recht der Verteidigung, das ihm auch dann nicht bestritten werden konnte, wenn man zu erkennen glaubte, daß er sich in einer Selbsttäuschung bewege. Indessen die Parteien der Antragsteller glaubten aus den Worten des Ministers, der als parlamentarischer Redner in der letzten Zeit niemals eine glückliche Rolle gespielt hat, eine schroffe Abweisung ihrer Wünsche herauszuhören und gingen nun sogleich zu einem scharfen Angriff über. Der freikonservative Abgeordnete Freiherr v. Zedlitz führte diesen Angriff mit einer von dieser Seite des Hauses bis dahin kaum gekannten Schroffheit aus, die zunächst die Wirkung haben mußte, die Erbitterung der Konservativen gegen das ganze Vorgehen der Antragsteller zu erhöhen. Die Sache nahm den Verlauf, der vorauszusehen war. Konservative und Zentrum schlossen sich zu einer Mehrheit zusammen, stellten sich vor den angegriffenen Minister und brachten den Antrag Hobrecht zu Fall. Auch wenn man annimmt, daß der Antrag Hobrecht dazu bestimmt war, dem Minister v. Studt ein Mißtrauensvotum zu erteilen, steht man hier vor einem Rätsel. Freiherr v. Zedlitz ist einer unserer ältesten, geschicktesten und erfahrensten Parlamentarier. Was konnte er mit seinem Vorstoß bezwecken? Den Minister stürzen? Dessen bedurfte es nicht; denn es ist ein offenes Geheimnis, daß Herr v. Studt längst den Wunsch hegt, sich zurückzuziehen, und daß ihn niemand hält. Was den Zeitpunkt des Rücktritts betrifft, so weiß ebenfalls jeder Unterrichtete, daß hierfür rein geschäftliche Erwägungen maßgebend sind. Es sollen bestimmte Geschäfte erst erledigt oder doch zu einem bestimmten Punkte geführt sein, auch handelt es sich möglicherweise um eine Teilung des allzu umfangreich gewordenen Geschäftsbereichs dieses

Ministeriums — wahrscheinlich die Einrichtung eines besonderen Unterrichtsministeriums —, und dadurch bestimmt sich auch die Frage des Nachfolgers. Überdies ist es eine bekannte Sache, wie streng im preußischen Herrscherhause der durch die Verfassung begründete Standpunkt festgehalten wird, daß wir keine parlamentarischen Minister haben, sondern Minister des Königs, die als frei ernannte Vertrauensmänner des Landesherrn dessen Politik verantwortlich zu vertreten haben. Auch wenn der König sich durch parlamentarische Mißerfolge eines Ministers veranlaßt sieht, diesen zu entlassen, also gelegentlich dem Volkswillen nachgibt, wird doch stets die Form gewahrt, daß nicht der parlamentarische Druck als die unmittelbare Veranlassung des Rücktritts erscheint. Dadurch wird sich natürlich keine Partei hindern lassen, einem mißliebigen Minister sachlich und persönlich Opposition zu machen, wo es die Beratung erfordert, aber eine Partei, die, ohne durch die Beratung selbst dazu gezwungen zu sein, die Gelegenheit zu einem persönlichen Angriff auf einen Minister provoziert, wird sich in der Wirkung immer enttäuscht finden. Jeder Politiker weiß, daß man in Preußen auf diesem Wege einen Minister nicht los wird, daß man vielmehr höchstens einen wankenden Minister in seiner Stellung vorübergehend befestigt.

Das System, um dessentwillen die Liberalen Herrn v. Studt gern beseitigen möchten, ist gar nicht in dem Maße, wie oft behauptet wird, das persönliche System des Ministers, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß seine Neigungen eher nach der reaktionären Seite gehen als nach der entgegengesetzten. Aber unsere Liberalen haben sich während des Streits um das Schulunterhaltungsgesetz — wie an dieser Stelle oft schon nachgewiesen worden ist, — um den Zusammenhang zwischen dem vorgeschlagenen Gesetz und den notwendig zu respektierenden, bestehenden Rechten wenig gekümmert, und so erscheint ihnen manches als eine geflissentlich reaktionäre Tat des gegenwärtigen Ministers, was in Wahrheit eine natürliche Konsequenz der gegebenen Rechtslage und der parlamentarischen Parteiverhältnisse war. Die urteilslose Masse mag sich vielleicht der Vorstellung hingeben, daß ein liberaler Nachfolger des Herrn v. Studt das alles im Handumdrehen umzuwerfen imstande sein könnte, aber man kann doch nicht annehmen, daß ein Mann wie Herr v. Zedlitz diesen naiven Glauben hegte.

Für den Vorstoß der Unterzeichner des Antrags Hobrecht bleibt also nur die Erklärung, daß man die Konservativen nicht zu einem bestimmten einzelnen Zweck provozierte, sondern sie aus allgemein politischen Gründen brüskieren wollte. Da solche Gründe aber in der preußischen Politik nicht ohne Berücksichtigung der Reichspolitik als maßgebend anerkannt werden können, so müßte man eigentlich annehmen, daß reichspolitische Erwägungen die preußischen Liberalen bewogen haben, sich so schroff zu den Konservativen zu stellen. Und hier stehen wir vor einem neuen Rätsel. Denn wie wir wissen, fordert die Reichspolitik genau das Gegenteil, nämlich eine vorläufige Zurückstellung aller Parteidifferenzen wo es mit Anstand und Ehren irgend geschehen kann. Wird hiernach das Verfahren der Antragsteller noch unverständlicher, so muß unser Erstaunen den Gipfel

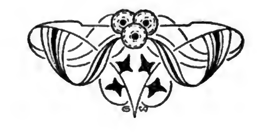
erreichen, wenn wir die Erklärungen sehen, die nachträglich von maßgebender Seite dafür gegeben worden sind. Als in den Betrachtungen der Presse nach dem 16. März davon die Rede war, daß der Vorfall im Abgeordnetenhause ungünstig auf die Verhältnisse im Reichstage zurückwirken müsse, erklärte Herr v. Zedlitz in einem von ihm mit Namen unterzeichneten Zeitungsartikel, das ganze Vorgehen sei unternommen worden, um die Absicht der Verständigung mit den Konservativen deutlich zu zeigen; diese Absicht sei nur durch Herrn v. Studt vereitelt worden, den man deshalb so scharf angegriffen habe. Was den letzten Teil dieser Behauptung betrifft, so kann man höchstens sagen, daß ein Staatsmann von großer taktischer Geschicklichkeit, wie sie Herr v. Studt trotz sonstiger Vorzüge und Verdienste nun einmal nicht besitzt und wie sie ihm auch niemals jemand zugetraut hat, allerdings die durch den Fehler der Liberalen geschaffene Situation vielleicht noch hätte retten können. Aber das entlastet die Antragsteller nicht von dem Hauptvorwurf; ihr Vorgehen war die Methode eines Mannes, der einem soeben erst versöhnten Gegner eine Ohrfeige gibt, nur um zu erproben, ob die neue Freundschaft dicht hält.

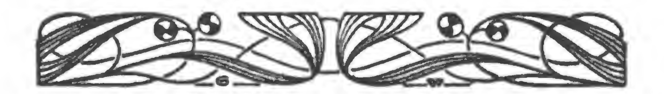
Man mag also die Sache drehen und wenden wie man will, der Antrag Hobrecht erscheint, vom Standpunkt der Reichsinteressen gesehen, immer als ein schwerer, unbegreiflicher Fehler der Urheber dieses parlamentarischen Unternehmens. Was sorgfältig und mit allen Mitteln verhindert werden mußte, nämlich ein Fall, in dem Konservative und Zentrum wieder zum Zusammengehen gegen die Liberalen gezwungen wurden, das wurde hier absichtlich herbeigeführt; denn daß es so kommen mußte, war leicht vorauszusehen. Man kann also am letzten Ende nur zu dem Schluß kommen, daß die preußischen Liberalen bei der nach langer Zeit einmal wieder winkenden Aussicht, das Reichsschiff in ihren Kurs zu lenken, nichts Eiligeres zu tun hatten, als einen Beweis ihrer politischen Unfähigkeit zu geben. Eine gewisse Erklärung gibt vielleicht die Psychologie des deutschen Liberalismus. Jeder Parteimann hält natürlich, wenn er ehrlich ist, seine Sache für „die gute Sache“. Der Konservative, in dessen Wesen schon eine mehr realpolitische Anschauung liegt, ist sich im allgemeinen bewußt, daß er auf Anerkennung seines Strebens beim Gegner nicht zu rechnen hat. Er stellt deshalb seine Parteipolitik nüchtern auf Gewinnung und Erhaltung der Macht ein und rechnet auf die Wirkung der Tatsachen. Der Liberale dagegen glaubt an die absolute Güte seiner Sache, die nur von der Dummheit oder Bosheit des Gegners nicht erkannt wird. Sobald ihm daher die Tatsachen einige Ermutigung geben, erwartet er ganz naiv, daß auch die Gegner ein Einsehen haben und seine Geschäfte machen müssen, und er ist höchst entrüstet, wenn er die entgegengesetzte Erfahrung macht. Nichts ist charakteristischer für unsern Liberalismus, als die Forderungen der liberalen Presse während der letzten Wahlbewegung. Hier war dem Liberalismus Gelegenheit gegeben, die Macht und Überzeugungskraft seiner Ideen zu zeigen, woraus sich dann von selbst für die Regierung die Notwendigkeit ergeben hätte, auf ihn sich zu stützen. Anstatt aber für den Sieg aus eigener

Kraft zu arbeiten, erklärten die guten Leute, das Wunder einer liberalen Mehrheit im Reichstage werde sich nur vollenden, wenn die Regierung sich vorher verpflichte, liberal zu regieren. Aus derselben Verkennung des Tatsächlichen entspringt wohl auch die verhängnisvolle Aktion im preußischen Landtage. Anstatt einer wohlwollenden Regierung und einer erwartungsvoll gestimmten Bevölkerung zu zeigen, daß der Liberalismus in vollem Verständnis für das Erreichbare die Stunde auszunutzen versteht, wo auch konservative Kreise erkannt haben, daß es ohne liberale Zugeständnisse nicht geht, und anstatt so etwas Greifbares zu erlangen und sich das Vertrauen für die Zukunft zu sichern, lassen sich die liberalen Politiker nur von der Furcht vor den Wählern, denen sie mit dem Geschrei gegen die „Reaktion" selbst erst das Urteil verwirrt haben, regieren und suchen ihre Wählerschaft, um die Wirkung jener Phrase aufrecht zu erhalten, durch sinn- und zwecklose Kraftproben zu blenden, unbekümmert darum, daß sie in Wahrheit die Geschäfte der Todfeinde des Liberalismus besorgen. Auf diese wenig erfreulichen Erfahrungen mußte hier eingegangen werden, weil sich darin die Perspektive auf gewisse Fährlichkeiten eröffnet, denen die innere Politik des Reichs entgegengeht. Vielleicht bringt aber auch die Einsicht, was sie angerichtet haben, die Liberalen noch zur Besinnung, so daß sie die wahren Aussichten der Lage doch noch besser erkennen. Wir wollen es wenigstens hoffen.

Das Frühjahr hat uns wieder die Streikbewegungen gebracht, die nachgerade eine niemals ganz verschwindende Erscheinung unseres Wirtschaftslebens werden. Ein allgemeines Urteil darüber zu fällen, ist, wie hier schon früher gelegentlich ausgeführt worden ist, sehr schwierig. Man kann nur von Fall zu Fall dazu Stellung nehmen. Vielfach ist der Streik ein Mittel der Notwehr, um berechtigte Ansprüche der Arbeiter durchzusetzen, die vollkommen innerhalb dessen liegen, was die Arbeitgeber bewilligen können und im eigenen Interesse bewilligen müßten. Dem stehen andere Streikbewegungen gegenüber, die sich als Machtproben und mutwillige Störungen des Arbeitsbetriebes darstellen. Und manche dieser Störungen sind derartig, daß sie in ihren Folgen, die von den Streikenden meist nicht übersehen werden können, ernste Schädigungen der deutschen Volkswirtschaft bedeuten. Dahin gehört z. B. der Streik der Schauerleute in den deutschen Seehäfen, wie wir ihn vor allem jetzt in Hamburg in schlimmer, sogar den sozialen Frieden gefährdender Form erleben. Die Forderungen der Ausständigen führen für die deutschen Schiffahrtsgesellschaften Verlegenheiten herbei, die ganz direkt der ausländischen Konkurrenz zugute kommen, am letzten Ende also die deutschen Arbeiter selbst schädigen, auch wenn diese ihre Forderungen durchsetzen. Allmählich müssen die Folgen der Tatsache, daß unser Arbeiterstand seine ganze Belehrung über wirtschaftliche Verhältnisse durch die Sozialdemokratie empfängt, also durch eine Partei, die nicht sein Wohl will, sondern ihn als Werkzeug für einen Wechsel der Macht im Staate benutzen möchte, schärfer hervortreten. Die nationalsoziale wie auch die christliche Arbeiterbewegung haben daran nicht viel zu ändern vermocht, weil sie in derselben einseitigen Weise das

proletarische Klasseninteresse, nur auf etwas anderer Grundlage, verfochten. Es scheint, als ob sich allmählich eine Änderung vorbereitet, da auch die frühere einseitige Auffassung der Stellung des Arbeitgebers mehr und mehr an Boden verliert. Das Interesse an einer gegenseitigen Verständigung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, an einer Organisation, die ein Zusammenwirken beider Teile ermöglicht, wächst zusehends. Die Erfahrungen der Tarifvertragbestrebungen haben die Grundlage gebildet. Mit der Zeit werden die bescheidenen Anfänge einer friedlichen Regelung des Arbeitsverhältnisses hoffentlich weiter ausgestaltet und noch mannigfach ergänzt werden. Vorläufig sind wir freilich mit der Sozialdemokratie, die ja durch das Verhindern einer Verständigung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer als eine reaktionäre Partei im wahren Sinne des Wortes wirkt, noch nicht so weit fertig, daß wir auf einen ungestörten Fortschritt des wichtigen Werkes rechnen können. Das Bürgertum hat aber doch bei den letzten Wahlen erkennen können, daß es noch die Kraft hat, die Bäume der Sozialdemokratie nicht in den Himmel wachsen zu lassen. Hoffentlich bewahrt es die einmal erweckte Energie, aber nicht im Sinne des Gehenlassens auf dem Gebiet sozialpolitischer Arbeit, sondern im Sinne der vom Reichskanzler ausgegebenen Parole: „Nun erst recht!“





Literarische Monatsberichte.

Von

Herm. Anders Krüger.

II.

Max Treu, Bis in das Elend. — Fritz Stüber-Gunther, C. i. — Fritz Wernthal, Stille Wege. — F. Hugin, Hahn Berta. — Adolf Vögtlin, Jugendliebe. — Otto Ernst und Richard Scholz, Appelschnut. — Arthur Bonus, Rätsel. — Walter Calé, Nachgelassene Schriften.

In einem gesunden Volke werden sich, wie in jedem gesunden Organismus, stets zur rechten Zeit die rechten Kräfte regen, um auch kritische Entwicklungsphasen siegreich zu überstehen, die Gifte eines oft unvermeidlichen Krankheitsprozesses selbständig auszuscheiden und sich von innen heraus zu heilen. Auf den verschiedensten Gebieten unseres deutschen Lebens, z. B. der Landwirtschaft und Industrie, des Erziehungs- und Militärwesens, der Sozial- und Kolonialpolitik, hat sich das in den letzten Jahren mit erfreulicher Deutlichkeit erwiesen und mehr oder minder auch in der sogenannten Schönen Literatur bemerkbar gemacht. Neuerdings hat sich nun die deutsche Belletristik des öfteren mit einem der schwersten Kulturprobleme beschäftigt, der Erhaltung des Deutschtums an seinen östlichen Marken. Wie ungeheuer verwickelt gerade dieses Problem ist, das mit dem allgemeinen Strom der Kultur nach Westen, mit dem modernen Zug zum Industrialismus, mit der natürlichen Gleichgültigkeit, ja Schwäche jeder älteren und reicheren Kulturnation gegenüber ärmeren, erst emporstrebenden Völkern, endlich mit dem uralten Rassengegensatz, den keine Erziehungsaufopferung, keine Schülerdankbarkeit überbrücken konnte, zusammenhängt — hat die „Deutsche Monatsschrift“ oft genug dargetan. In der Literatur steht eine leidlich umfassende, die Tiefen des Problems wirklich erfassende und doch zugleich künstlerisch anschauliche Darstellung noch aus, obwohl so manches Bild aus diesem gewaltigen, bald geheim, bald offen tobenden Kampfe gezeichnet wurde, von den glänzend, ja fast zu blendend erzählten Werken der Clara Viebig an bis zu den unbeholfenen, freilich gutgemeinten Versuchen eines Franz Werner. Schlichte Echtheit, innere Größe fehlen hier wie dort.

Ob die Gegenwart überhaupt dieses ersehnte Werk hervorbringen kann? Ich glaube es nicht. Erst eine spätere Zeit, die ruhiger und gerechter die ganze Entwicklung zu überschauen vermag, wird die Erfüllung bringen. Das entspräche überdies einer sattsam bekannten historischen Erfahrung, die auch das wundervolle Buch von Max Treu, das in dieser Beziehung als nahezu vorbildlich gelten darf, nur von neuem beweist. Dieser Roman „Bis in das Elend, ein Kampf

um das Deutschtum" (J. J. Weber, Leipzig) spielt nicht etwa in der Gegenwart, auch nicht in Posen, sondern in den Jahren 1865 und 1866 und zwar im nördlichen Ungarn, am Fuße der hohen Tatra, etwa in der Gegend der Zipser Schwaben. Der zähe, tapfere, aber vergebliche Kampf der deutschen evangelischen Gemeinde Beidenburg gegen die ebenso rücksichtslose wie rechtswidrige Magyarisierungspolitik der ungarischen Behörde und ihrer Schrittmacher, der Polen, wird in der Form eines Tagebuchs des schleswig-holsteinischen Gemeindelehrers, Friedrich Gottfried Stegers, schlicht und gerade darum tief ergreifend dargestellt. Die monumentale Einfachheit eines tragischen Volksepos spricht aus einzelnen Kapiteln dieser meisterhaften Erzählung, die in ihrer Art zurzeit nicht ihresgleichen haben dürfte. Auch die dramatische Steigerung ist klar und wuchtig: — erst das warnende Schicksal des deutschen Nachbardorfs, dann der Einbruch des polnischen Wirts und seiner schmierigen und zänkischen Brut, weiter der verhängnisvolle Bahnbau mit seinem revolutionären Arbeitermob, die Dragonade, die Aufoktroyierung der fremdsprachigen Schule, der Krieg von 1866, die ersten Bluttaten, endlich die Empörung und die Auswanderung — alles spitzt sich auf die Katastrophe zu mit jener unwiderstehlichen Notwendigkeit und inneren Wahrheit, die das Geheimnis jeder tiefen, großen künstlerischen Wirkung ist und bleibt. Max Treu versteht es vor allem, die Taten und die Ereignisse mit ihrer — ich möchte sagen — stummen Beredsamkeit reden zu lassen, ohne irgendwie nüchtern oder chronikartig monoton zu werden. Aber auf jede Phrase, die gerade bei diesem Thema ebenso naheliegend wie gefährlich zu sein pflegt, leistet Treu tapfer Verzicht. Auch in den Einzelheiten, in den Episoden wie Vokols Liebesgeschichte oder Mariechens Erziehung, bleibt er voll künstlerischer Selbstzucht und ersetzt an menschlicher Liebenswürdigkeit der Charakteristik, was andere vielleicht an sentimentaler Stimmungsmache zu geben versucht hätten. Wie fein und dezent ist z. B. die verhängnisvolle Schwäche des gutmütigen, warmherzigen Kaisers Franz Joseph angedeutet, der die Privilegien seines größeren Ahnen Josephs II. zwar voll anerkennt, aber ihre Verletzung durch die magyarischen Gewalthaber nicht zu hindern wagt. Es steht überhaupt in diesem feinen Buch fast noch mehr zwischen den Zeilen als auf ihnen. Und schon darum ist es für alle Kreise unseres Volkes bedeutsam und wertvoll; von den führenden Männern unserer äußeren und Ostmarkenpolitik an bis zum kleinen Grenzerbauern, vom Kultusminister bis zum Volksschullehrer — allen hat dieses wahrhaftige, schlichte Buch etwas zu sagen und jedem etwas anderes: Dem einen, wie man deutsche Kultur erhalten kann, dem andern, wie man sie nicht erniedrigen darf, dem dritten, was sie an wirklicher Eigenart besitzt und was sie in der Geschichte bedeutet. Für den gegenwärtigen und den vielleicht noch bevorstehenden Kampf des Deutschtums an seinen östlichen Grenzen dürfte dieser Roman, obwohl — er ja gerade, weil — er vor 40 Jahren und anderswo spielt, von weitgehender, ja klassischer Bedeutung werden. In erster Linie gehört darum diese Erzählung Max Treus in alle Schulbibliotheken des deutschen Ostens; dann vielleicht könnte der Staat in moralischer wie geistiger Be-

ziehung ein gut Stück Ostmarkenland dem Deutschtum erhalten, wenn er dafür sorgte, daß dieses Buch in die richtigen Hände käme, vor allem eben in die Hände der deutschen Jugend, der zukünftigen Kämpfer für deutsche Art und deutsche Macht. Aber der Staat allein genügt in diesem Falle nicht. Das gebildete deutsche Publikum muß wach werden und sich auf seine Pflicht, auf die nationale Selbstachtung, besinnen. Bei dieser Gelegenheit sei nur daran erinnert, mit welcher durchaus unkritischen, ja fast lächerlichen Bewunderung eben dieses Publikum den Werken eines Sienkiewicz gegenübersteht. Gerade jetzt zu Ostern fiel es mir wieder auf, wie des katholischen Polen gewiß farbenprächtiger, aber auch sinnlich raffinierter Cäsarenroman „Quo vadis", der künstlerisch nicht viel über Ecksteins „Claudiern" steht, allenthalben als deutsch-evangelisches Konfirmationsbuch ausgestellt und empfohlen war. Das erklärt sich aus zweierlei Gründen: einmal aus der Vorliebe der Verleger für honorarfreie Auslandsliteratur, die beim Publikum als besonders billige Ware schnell Absatz findet (ich erinnere nur an die Russenüberschwemmung!) Ferner wissen die deutschen Väter und Mütter großenteils nicht, wer Sienkiewicz eigentlich ist, und was er für Bücher schreibt. Jedenfalls ist „Quo vadis" trotz seines scheinbar christlichen Sujets für unreife Konfirmanden das reinste Gift. Ebensogut könnte man ihnen „Ohne Dogma" schenken, das vielleicht beste Werk des sicherlich begabten, aber durch und durch ungesunden polnischen Romanschriftstellers, der im Nebenamt ein Deutschenfresser ersten Ranges ist. Kauften von nun an deutsche Eltern anstatt seiner meist recht problematischen Bücher das schlichte Werk eines Max Treu, so würden sie nicht nur sich selbst und ihren Kindern (obwohl ich „Bis in das Elend" auch nicht eigentlich ein Konfirmationsbuch nennen möchte), sondern auch unserem Volke und seiner Zukunft einen wahrhaften Dienst leisten.

* * *

Mit Treus äußerlich bescheidenem, doch inhaltsgewaltigem Roman lassen sich die zunächst folgenden Bücher kaum in einem Atem nennen, sie gehören meist nur zu der feineren Unterhaltungsliteratur, der ein bleibender Wert nicht zugesprochen werden kann. Aber es kann nicht alle Tage Feiertag sein, und bei der Überschwemmung des deutschen Büchermarktes mit minderwertigem Lesefutter und gemeinster Auslandskolportage hat diese feinere Unterhaltungsliteratur ihren besonderen Wert und sicherlich ein gutes Recht auf kritische Würdigung.

C. i., Roman von Fritz Stüber-Gunther (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.) spielt in Wien und behandelt die Lehrjahre eines jungen, wenig bemittelten Steirers, Martin Lambrecht, der als Buchhaltungs-Aspirant bei der K. K. Zivilstaatsverwaltung beginnt, leichtsinnig einer vornehmen Burschenschaft beitritt, Schulden halber cum infamia ausgestoßen wird, dann sich als radikaler Journalist versucht und schließlich als kleiner Kaufmannskommis sein Glück im Familienglück zu finden hofft, nachdem der Fluch des C. i. durch Umwandlung in schlichte Entlassung von seiner Seele genommen ist. Wenn man den Wert dieser Erzählung nur nach der Bedeutung der Persönlichkeit Lambrechts und so indirekt nach

der seines Schöpfers bemessen wollte, wäre er ziemlich gering, da Lambrechts Entwicklungsgang nichts besonders Anziehendes und nichts besonders Erschütterndes aufweist. Für österreichische Verhältnisse und Charaktere ist vieles jedoch so typisch, daß schon dadurch das Buch Beachtung verdient. Sodann muß doch die Gesamtheit des geschauten und künstlerisch wiedergegebenen Lebens in Betracht gezogen werden. Und da weist dieser Wiener Roman in seinen Episoden, in seiner Milieuschilderung so viel des Interessanten und Sympathischen auf, daß sich seine Lektüre reichlich verlohnt. Im Anfang fesselt das Buch geradezu; da sind die Verhältnisse des amtlichen Schlendrians, der Zwieselmannschen Anstandsmisere mit viel Humor und Geschick geschildert. Mit dem moralischen und gesellschaftlichen Niedergang des anfangs so tüchtig anmutenden Helden läßt jedoch das Interesse des Lesers langsam nach, erst gegen das Ende zu (das bei Lambrechts Charakteranlage immerhin enttäuscht) hebt es sich wieder ein wenig. Im großen und ganzen bleiben Held und Autor im Halben und Alltäglichen stecken. Das verstimmt um so mehr, als man das Gefühl nicht los wird, daß beide es nicht nötig und von Haus aus recht wohl das Zeug zu etwas Ganzem und Besonderem hätten.

* * *

Ganz ähnlich ist der letzte Eindruck des Romans „Stille Wege“ von Fritz Wernthal (Berlin, F. Fontane & Co.) eines Buches, das ungefähr so an den „Peter Camenzind“ Hermann Hesses erinnert, wie dieser an Meister Gottfried Kellers „grünen Heinrich“. Wernthal gibt in der Form einer Icherzählung die Wanderjahre eines verbummelten Studenten, der als Landstreicher die Welt durchzieht, als Schreiber, als Bauernknecht, als Mönch und schließlich als Sträfling allerlei bittere Erfahrungen durchmachen muß, und uns dann am Ende als lachender Erbe irgend einer seligen Tante hoffnungs- und ehefreudig verläßt. Dieser Schluß paßt freilich wie die Faust aufs Auge. Aber abgesehen von dieser merkwürdigen Stil- und Geschmacklosigkeit birgt das Buch mancherlei wirklich poetische Schönheiten und ist auch nicht arm an geistigem Gehalt, wozu ich freilich weder die dramatischen Fragmente noch die eingestreuten Aphorismen zählen möchte.

* * *

Die Erzählung „Hahn Berta“ von F. Hugin (Berlin, G. Grote) gehört zu den mehr kultur- und lokalhistorisch als gerade ästhetisch bedeutsamen Studien zur Heimatkunst, wie sie uns die letzte Literaturmode in Hülle und Fülle beschеert hat und noch immer beschеert. Der Verfasser, Anton Vrbka, ein mährischer Lehrer und verdienter Heimatforscher, verfügt über eine sehr gründliche Kenntnis des landschaftlichen und wirtschaftlichen Milieus, in das er die herbe, trotzige Gestalt seiner tapferen Heldin stellt, beherrscht in vorzüglicher Weise den Dialekt dieser Gegend, der unserem Gebirgsschlesisch sehr nahe steht, und weiß auch gewandt zu erzählen, bisweilen ein wenig an J. J. David (z. B. an seine Novellen „Frühschein“) erinnernd. Aber so recht menschlich nahe bringt er uns Berta Hahn doch nicht, weder als Mädchen, noch als Frau; er dringt nicht eigentlich in die Tiefe ihrer Seele und behandelt vor allem die Menschen, die in diesem sonderbar

verschlossenen Seelenleben eine Rolle spielen, zu oberflächlich, zu konventionell. So läßt die fleißige und stilistisch hervorragend sorgfältige Arbeit, die man oftmals bewundern muß, doch schließlich den Leser kalt, weil der göttliche Funke des echten Dichters fehlt.

* * *

Nahezu umgekehrt ist das Verhältnis zwischen Technik und schöpferischer Begabung bei dem Schweizer Redakteur Adolf Vögtlin. In einigen seines halben Dutzend Novellen, die er unter dem Titel der ersten und dichterisch wertvollsten, „Jugendliebe“ (Arnold Bopp, Zürich und Berlin) zusammengefaßt hat, vermißt man gelegentlich die äußeren Vorzüge, die Straffheit und Sorgfalt des Mähren Hugin; aber innere, gut poetische Vorzüge, insonderheit ein frischer Hauch ursprünglichen Lebens und jenes würzigen, derben Humors, der so vielen Schweizern eigen ist, versöhnen den Leser schnell mit diesen Mängeln, die sich zur Not mit dem Entschuldigungsmantel der „Skizzenhaftigkeit“ umhüllen lassen. Skizzen sind jedoch sowohl die vierte Erzählung „Wie Pfarrer Stoffel der Kanzel entsagt“ als auch die fünfte, „Marroni“. Und trotzdem ist No. 4 eine psychologisch fast unverständliche Anekdote geblieben, während No. 5 ein kleines Kabinettstück von Erzählung geworden ist, in dem kein Strich zuviel oder zu wenig ist. Der geizige Kleinkrämer Kümmerli, die diplomatische Jungfer Josephine und der gescheite, ewig freundliche Marronenröster Giovanni sind mit einer so knappen und sicheren Art gezeichnet, daß man seine helle Freude daran hat und Altmeisters Gottfried Keller mit Behagen gedenkt. Jedenfalls lohnt es sich reichlich, Vögtlins „Novellen und Skizzen“ zu studieren.

* * *

Und nun kommt ein gar liebenswürdiges Buch, das zwar keinen sonderlich liebeswürdigen Mann zum Verfasser hat, einen Mann, der schon viel Unliebenswürdiges und Unechtes auf die Bühne gebracht hat, einen Mann, der vor allem seinen Kritikern gegenüber außerordentlich unliebenswürdig sein konnte, der aber nach diesem Buche zu schließen zum mindesten ein liebenswürdiger Vater sein und ein ganz reizendes Töchterchen haben muß — Otto Ernst. Schon in einigen früheren Skizzen und namentlich im „Asmus Semper“ hat der ehemalige Hamburger Volksschullehrer gezeigt, daß er ein gar feines Verständnis der Kinderseele besaß. In seinem letzten Buche „Appelschnut, Neues und Altes von ihren Taten, Abenteuern und Meinungen“ (L. Staackmann, Leipzig) beweist er das aufs neue und aufs glücklichste. Im „Asmus“ mag der Vorwurf größer, die Durchführung bedeutender sein, aber der Humor ist dort noch viel öfter gesucht, weit mehr nach Jean Pauls und anderer Manier gedrechselt als in diesen vergnüglichen 8 Kapiteln von der herzigen Roswith-Appelschnut. Hier quillt der Humor naiver und reiner, vielleicht weil der Vater Autor mehr reproduzierend als produzierend tätig gewesen ist. Mit allerlei pädagogischem Weisheitsflitter zu glänzen oder polemische Firlefanzereien zu treiben (wie die allzu billigen Ausfälle gegen den „Verein zur

öffentlichen Hebung der Moralität", den Reichstag, den Determinismus usw.), endlich das leidige Bedürfnis mitten ins still humorige Behagen mit einem faden Wortwitz zu knallen, hätte sich Otto Ernst auch hier öfters versagen können, aber in dieser Beziehung fehlt diesem Dichter nun einmal jenes humoristische Stilgefühl, an dem es z. B. auch einem Jean Paul des öfteren gebrach, während dessen größere Schüler Keller und Raabe es in hohem Grade besaßen. Im übrigen soll man den kleinen, heutzutage, besonders in Lehrerkreisen, gerade zur Genüge überschätzten Otto Ernst nicht mit so Großen messen und vergleichen. Auch sein „Appelschnut" ist keine runde, vollwertige Dichtung, wie es zwar auch ein solches Kinderleben sein könnte; aber es ist ein sehr unterhaltsames und sehr liebenswürdiges Büchlein, das vor allem von Richard Scholz mit geradezu meisterhaften, oft recht originellen Illustrationen, die in künstlerischer Beziehung den Text mitunter überragen, geschmückt worden ist. So dürfte Alt und Jung das gemeinsame, wirklich gelungene Werk des Schriftstellers und des Malers mit Vergnügen genießen, zumal der Verlag das Buch vornehm und gediegen ausgestattet hat.

Nicht eigentlich in diesen Zusammenhang gehört die Rätselsammlung von Arthur Bonus (herausg. vom Kunstwart, München, Georg Callwey), doch nach seiner Widmung als „ein Buch für Kinder und Künstler und solche, die von beiden etwas haben," paßt es zu „Appelschnuts Taten und Meinungen" ganz leidlich. Jedenfalls möchte ich dies sehr sorgfältig zusammengestellte, überdies billige Büchlein des verdienstvollen Sagenforschers nicht beschweigen, sondern angelegentlichst empfehlen, da es eine wirkliche Lücke ausfüllt und Eltern, Lehrern und Kindern mit seinem interessanten Inhalt an älteren und neueren Rätseln aller Völker manche frohe Stunde bereiten und manche Langeweile vertreiben kann.

* * *

Den Namen des Dichters Walter Calé dürfte bisher wohl kaum einer der Leser dieser Monatsschrift gekannt haben; auch mir war er völlig unbekannt, und ich staunte nicht wenig, als ich von seinen „nachgelassenen Schriften" (S. Fischer, Berlin) las, da ich von den Schriften aus seinen Lebzeiten nie etwas vernommen hatte. Da sah ich das Bild des jungen, etwa 20jährigen Grüblers; las das Vorwort Fritz Mauthners, der ihn ernsthaft unter die ersten Neutöner in der Lyrik des 20. Jahrhunderts zählen will; las weiter die biographische Einleitung eines Freundes, Arthur Brückmanns, die mich menschlich rührte und für den unglücklichen Dichter, der sich verzweifelnd im 23. Jahre seines Lebens selbst das Leben endete, lebhaft interessierte; und endlich las ich all das, was durch Zufall und gegen die Absicht des Autors, der sich mit seinem Werke vernichten wollte, auf die Nachwelt gekommen ist. Es ist scheinbar nicht viel, einige Gedichte, ein letzter Akt aus einem Drama, zwei Romankapitel und einige aphoristische Tagebuchaufzeichnungen. Und doch — wieviel herrliche Hoffnung liegt da in Fetzen gerissen; welch eine liebliche Knospe ward da erbarmungslos vom Sturm zerpflückt; welch eine erschütternde Künstlertragödie enthüllt sich da vor uns. — Walter Calé war ein Berliner Kaufmannssohn; geboren am 8. Dezember 1881,

verlor er bereits mit 11 Jahren seinen Vater, absolvierte das Friedrichs-Gymnasium, studierte zunächst Jurisprudenz, ohne innere Befriedigung, wandte sich dann philosophischen und poetischen Studien zu, geriet hierbei in schwere, innere Zweifel an seinem Talent, an der Echtheit seiner Empfindungen, sank mehr und mehr in eine mutlose Melancholie hinein und schied am 3. November 1904 aus dem Leben. Ein besonderer Anlaß für diesen furchtbaren Entschluß läßt sich nicht angeben; aus dem bitteren Bewußtsein heraus, den großen Anforderungen, die er sich stellen zu müssen glaubte, nicht zu genügen, aus übergroßem Stolz und einem beängstigenden Einsamkeitsgefühl, das auch in seinen Dichtungen stark zum Ausdruck kommt, drängte es ihn wohl plötzlich zu einem gewaltsamen Abschluß. Bei dem geradezu verblüffenden Aufstieg seines reichen, weit ausgreifenden Talents in den Jahren 1903 und 1904 hatte anscheinend die Entwicklung seiner Charakterenergie, seiner Willenspotenz nicht Schritt halten können. Vielleicht hat Mauthner recht, wenn er meint: „Ihm fehlte nicht die Kraft, Gerichstag zu halten über sich selbst. Ihm fehlte nur die kalte Ruhe, den Gerichtstag zu überleben. Er war zu schwach, das Leben eines echten Dichters zu ertragen. Oder vielleicht nur zu schwach, die Jahre des Zweifels zu überdauern."

Nun stehen wir vor den Trümmern seiner reichen Gedankenwelt, ahnen aus den Resten seiner Schöpfungen sein hohes Wollen und sein trotz aller jugendlichen Unfertigkeit eigenartiges Können und müssen in vorsichtige Hypothesen kleiden, was wir gern mit vollen, unwiderleglichen Beweisen bekräftigt haben würden — wenn — wenn — wenn —

Ob Walter Calé wirklich ein neuer Pfadfinder geworden wäre, mag bei seiner überkritischen, allzu philosophisch veranlagten Natur ruhig dahingestellt bleiben. Daß der junge Berliner aber zu denen gehörte, die mit unverrückbarem Ernst und unleugbarem Talent nach neuen Wegen suchten — (in Lyrik wie Drama war Calé in der Tat schon drauf und dran, die überlieferten Formen geschmackvoll zu erweitern und mit neuem Inhalt zu füllen) dürfte nach einigen seiner besten Gedichte, nach dem wunderbar ergreifenden letzten Akt seines Dramas „Franziskus" nicht zu leugnen sein. In mannigfachen Beziehungen erinnert dieser Neuromantiker an Hölderlin und vor allem an Novalis, in seinem philosophisch-religiösen Mystizismus, in seiner Naturtrunkenheit, in seiner starken Subjektivität, in seiner Vorliebe für den Aphorismus, in seiner bilderreichen Sprache, seiner Vorliebe für den lyrischen Cyklus. Von den stärksten lyrischen Individualitäten seiner Tage, vor allem von Nietzsche, Holz, Liliencron und Dehmel, ist Calé merkwürdig wenig beeinflußt und verrät auch hierin seine frühe Eigenart. Über die Gefahren und Schwächen seiner lyrischen Begabung wie seiner Technik hat sich der selbstkritische Dichter (S. 367 f.) in seinem Tagebuch ausführlich geäußert. Er klagt über den Mangel an Konzentration und findet sich zu intellektuell. Das gilt jedoch nur für einige Gedichtcyklen. Andere sind wundervoll knapp und anschaulich, so jener, der beginnt (S. 97):

Du gabst mir deine Hand, da fühl ich dich
Und nichts mehr fühl ich als den Druck der Hand.
Denn nur ein Hauch sind deine Worte mir,
Ein toter Hauch, und meine Worte dir;
Und deine Arme, die du um mich schlangest,
Sie spür ich fern, und deines Lebens Strom
Der pocht und pocht, verrinnt mir unerkannt,
Und keine Brücke führt von Mensch zu Mensch.

Oder eines der Lieder von 1902—3, das verrät, daß Calé schon früher gelegentlich an ein freiwilliges Ende gedacht hat (S. 88):

Es rinnen rote Quellen,
Um mein gesegnet Haus;
Es tränkt ein schwarzer Reiter
Sein schwarzes Roß daraus.

Er lehnt schon hundert Jahre
Vor meinem runden Tor;
Die Zeit wird ihm nicht lange,
Ich komme nie hervor.

Es braucht nur dreier Schritte,
So kann ich bei ihm stehn,
So kann ich mit ihm reiten,
Wie meine Wünsche gehn.

Das ist so schön zu wissen!
Ich sag es tausendmal:
„Es wartet einer draußen!“
Und bleibe doch im Saal.

Wie jede echte, starke Dichterpersönlichkeit strebte auch Walter Calé schon frühzeitig danach, sein eigenstes Wesen in verschiedenen poetischen Verkörperungen auszugestalten. Mit Glück ist ihm das gelungen, bei der problematischen Gestalt des Apothekers Xaver Dampfkessel in dem umfangreichen, fast schon vollendeten Roman „Professor Elias Pistocelius und sein Haus“, von dem nur zwei Kapitel erhalten sind: „Regina del Lago“ und „Geschichte vom Xaver Dampfkessel und der Dame Musika“. Am schönsten und reinsten gelang es Calé, das Bild seiner ringenden, verkannten und tief einsamen Seele wiederzugeben in der jedenfalls ergreifendsten Gestalt seiner hinterlassenen Dichtungen, im Franziskus, dem Helden seines gleichnamigen Dramas. Die ersten beiden Akte wie die erste Fassung des dritten Aktes sind leider vom Dichter vernichtet worden; die zweite Fassung ist das reifste Werk des Dahingegangenen. „Franziskus“ gibt die Tragödie des Meisters, der inmitten seiner Jünger trotz aller Größe und Selbstüberwindung unbefriedigt und unverstanden bleibt, der schließlich zu der herben Erkenntnis gelangt, daß „das Leben so einsam ist, wie keiner sich getraut, es auszusprechen, auszudenken gar, er stürbe denn in seiner nächsten Stunde“. Dem besten seiner Schüler, Eusebius, gesteht er, nach dem der Liebste, Giovanni, ihn betrogen und entehrt hat, bitter (S. 198):

„Ich sehnte mich, ich stand bereitet da,
Gleichwie die Braut bereitet steht dem Gatten,
Mich hinzugeben, ihm, dem Hochgeschick.
Nun ist es höhnisch mir vorbeigegangen
Und meiner Seele bräutlich harrende Pracht,
Sie sank verschmäht in Scham und Nichts zusammen,
Entehrt: weil ihr das Letzte ward entlockt,
Weil nackt sie stand vor jenem Augenblicke,
Der Größtes ihr versprach, und stumm vorbeischlich.“

Und dann folgt S. 202 das wohl der Seele des Dichters recht eigentlich entstammende erschütternde Geständnis:

„Sie wußtens alle nicht: ein Kind war in mir
Und rief und bat, sie möchten es erlösen,
Sie aber hörten nicht und wagten nicht,
Mir sanft das Haar zu streichen und die Wange. —
Sie gaben große Worte mir von Liebe
Und Achtung und vergaßen — weh' — der Kleinen.
Ich hatt' ein armes, ganz geringes Herz,
Ich war ein Kind, sie alle wußtens nicht,
Sie riefen alle mich als Meister an,
Und nur aus Scham gab ich wie Meister Antwort."

Die Läuterung, die Versöhnung und Erhebung beschließt das tiefsinnige Werk. In wundervollen Akkorden klingt es aus — Franziskus wirft seine leidzerquälte Seele der strahlenden Morgensonne und dem frischen Meerwind entgegen. In Morgenröte stirbt er. Da heißt es S. 233:

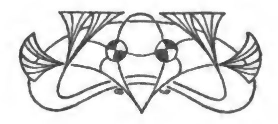
Franziskus: Ein Abschiedswort, Eusebius, rede schnell,
Hörst du das Meer, es harrt auf den der kommt,
Es murrt und klagt ob dessen feigem Säumen.
Ich werde gleiten wie im Fliegen, Freund,
Die Tiefe nimmt mich auf und kost um mich
Und wie auf Flügeln sink' ich in den Grund.
Eusebius: Ja, Flügel, Flügel über diesen Weiten, sie harren dein ...
F.: Dort, wo ein letztes Leben blinkt ...
E.: Ein Leben, einsam, dem Gotte gleich, und unter dir
Der Mensch und Liebe und der Tod und Schicksal.
F.: Das Meer schwillt auf, ich breite meine Arme ... es regt das Meer sich
E.: Und ein Glanz beginnt.
F.: Es ist wie Botschaft, daß ein König einzieht,
Und alles spannt sich, flüstert, stockt und raunt — was ist, wer kommt?
E.: Dort zuckt die Röte auf,
F.: Die Kämme blitzen,
E.: Strahl schießt über Strahl,
F.: Den Nebel zehrt es.
E.: Alle Küste sprüht, der Fels schreit in das Licht.
F.: Das Meer bricht hoch, die Glut entzündet über allen Wellen;
Der Purpur rieselt auf von Meer zu Luft.
E.: Es lebt! Das Licht kommt, sieh der Morgen kommt,
Von tausend Stimmen ist es wie ein Klang.
F.: Es naht, sie kommt, die Sonne kommt, die Sonne.
E.: Franziskus, Glocken läuten.
F.: Sieh da, es lebt der Strand, das Segel bläht sich hell.
E.: Die Gasse lebt, der Kahn glitt aus in See,
Franziskus Du! Franziskus, rede mir!

F.: Ich rede nicht. Die Sonne will zu mir
In meine Brust, das Meer will auf zu mir,
Die Küste will in Jubel mich, der Port,
Die Glocken wollen mich, das ist gewiß. (Der Sonne zu),
Vergib, vergib, o heiligstes, mein Licht,
Laß mich zergehen all in diese Glut,
Ich bin nur Wolke, bin ein Rauch und Hauch,
In feuchtem Atem selig saug mich ein,
Nichts bin ich denn ein Trank, o schlürfe mich.
Ich recke meine Arme tief in Glanz,
Ich flute dir entgegen, grenzenlos ..
O Seele, meine Seele, meine Seele,
Wirf ab die Kleider der vergangnen Tage,
Wirf ab, wirf ab, es haftet Staub daran,
Wirf ab und zaudre nicht und bade dich,
Daß dir nicht Scham im dürft'gen Kleide komme,
Du bist berufen, Seele, bade dich. (Mit letzter Kraft.)
Von allen Menschen hast du mich gerufen,
Hier bin ich Sonne, und ich lasse nicht, du segnetest mich denn ... (er sinkt ins Knie!) ich bete.
Herauf! und lege dir die Schwingen an,
Herauf, dein ist das Reich und alle Kraft,
Da du verlorest, hast du mich gewonnen,
Wirf alles ab, dein ist die Herrlichkeit.
Vergib mir Sonne, daß ich voll Demut war
Und laß mich lachen, wenn ich Sünder bin."

Eusebius schließt ergriffen:

In Morgenröte starb er.

Auch der Dichter Walter Calé ging in Morgenröte dahin, und die das volle Licht dereinst genießen, werden seiner nicht ganz vergessen dürfen.





Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke.

Von

E. v. Liebert.

II.

Der für das Februarheft der Deutschen Monatsschrift fällige Bericht ist ausgefallen, da der Wahlkampf den Berichterstatter vollauf in Anspruch nahm und ihn von literarischen Arbeiten fern hielt. So ist ein halbes Jahr vergangen, seitdem an dieser Stelle die kolonialen Fragen behandelt wurden, und gerade dies halbe Jahr ist für die deutsche Kolonialgeschichte von hoher Bedeutung gewesen. Die Tatsachen sind in aller Erinnerung; es genügt darauf hinzuweisen, daß eine koloniale Frage die Reichstagsauflösung herbeiführte, daß sie die Wahlen beherrschte, daß der Kolonialdirektor persönlich aufklärend und anregend in den Wahlkampf eingriff, daß eine nationale, der kolonialen Entwicklung günstig gegenüber stehende Mehrheit im Reichstage erreicht wurde, endlich daß der Krieg im Hottentottenlande zu Ende ging.

Von besonderem Interesse war jedenfalls das Hineinspielen der kolonialen Dinge in den Wahlkampf, ein bisher in Deutschland noch unbekanntes Ereignis. Jeder Redner, jeder Kandidat mußte zu dieser Frage Stellung nehmen, und die Sozialdemokratie bezahlte vornehmlich deshalb die Kosten der Zeche, weil sie sich in sinnloser, fanatischer Weise gegen die Kolonien und deren verständige wirtschaftliche Entwicklung eingeschworen hatte, während die nationalen Kandidaten gerade auf diese Entwicklung als auf eine Zukunftssache für das werktätige Volk hinweisen konnten. Selbst den Arbeitern wurde der Entrüstungsrummel und die Schimpfereien der Sozialdemokraten vielfach zu dumm, und sie fingen an zu zweifeln, ob ihre Interessen in den Händen dieser Partei wirklich uneigennützige Vertretung fänden.

Schmerzlich mußte aber den Volksfreund die Wahrnehmung berühren, wie geringfügig die Kenntnisse über die Kolonien in den breiten Schichten des Volkes trotz 22jährigen Kolonialbesitzes heute noch sind. Die Agitatoren und systematischen Volksverhetzer haben es leicht, in den öffentlichen Versammlungen jeden Klatsch, Verdrehung und Lüge vorzutragen, weil ihnen niemand entgegenzutreten und sie zu widerlegen vermag. Es hat sich das dringende Bedürfnis herausgestellt, daß für Aufklärung über die wirtschaftlichen Kolonialfragen in breiteren Kreisen besser gesorgt werden muß, als dies bisher von der deutschen Kolonialgesellschaft geschehen ist. Es müssen Volksredner ausgebildet werden, die systematisch die deutschen Gaue bereisen und auch in den kleinen Städten und in den

Dörfern über den Wert der Kolonien sprechen und an der Hand von Karten und Bildern Kenntnisse verbreiten. Es ist der glückliche Gedanke aufgetaucht, analog der Parlamentarierfahrt eine Rundreise deutscher Schriftsteller und Wanderredner nach den Kolonien anzusetzen, um so die geeigneten Leute zu gewinnen, die dann vom Augenschein über die Sachlage draußen berichten. Hoffentlich gelingt es, die zur Ausführung dieser Idee nötigen Geldmittel aufzubringen.

Unter den von Exzelenz Dernburg in seinen Vorträgen hervorgehobenen kolonialen Werten (Kupfer, Kautschuk, Sisalhanf, Ölfrüchte usw.) hat besonders die Baumwollerzeugung im deutschen Afrika tiefen Eindruck auf die Arbeiterbevölkerung gemacht. Die finanzielle Abhängigkeit vom Preisstande der New Yorker Baumwollbörse und deren Zurückwirken bis auf die Löhne der deutschen Arbeiter in der Textilbranche hat vielen die Augen geöffnet und sie hellhörig dafür gemacht, daß Deutschland gegenwärtig 1,6 Millionen Ballen Baumwolle verarbeitet, 2,5 Millionen Ballen aber in seinen Kolonien erzeugen könnte. Dazu gesellt sich das ernste Bedenken, daß Nordamerika immer mehr bestrebt ist, die dort erzeugte Baumwolle selbst zu verarbeiten. Was soll denn aus unserer Baumwollen-Industrie werden, wenn diese Absicht sich in die Tat umsetzt?

Um so erfreulicher wirken die letzten Veröffentlichungen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees über den Baumwollbau in den deutschen Kolonien. Dort heißt es: „Das Vertrauen auf eine weitschauende Kolonialpolitik des neugewählten Reichstages und auf eine großzügige kaufmännische Leitung des Kolonialamtes hat das Interesse breiter Schichten der Bevölkerung für die Kolonien geweckt und namentlich Handel und Industrie zu kolonialen Unternehmungen angespornt. Neue Baumwollunternehmungen sind in Bildung begriffen: Im Gebiete des Viktoriasees, Deutschostafrika, im Umfange von 60000 und 20000 Hektar seitens der Leipziger Baumwollspinnerei, Aktien-Gesellschaft, Leipzig-Lindenau, und der Textilfirma Heinrich Otto, Reichenbach in Württemberg; im Süden Ostafrikas, im Kilwabezirk, im Umfang von zunächst 4000 Hektar ebenfalls unter Mitwirkung von Textil-Industriellen; im Gebiet der Daressalam-Mrogoro-Bahn hat die Eisenbahngesellschaft mit Baumwollkulturen begonnen; in der Alluvialebene des Benue bei Garua in Kamerun ist eine Baumwollpflanzung von einigen tausend Hektaren vorbereitet.“ . . . „Während sich in Togo der Baumwollbau immer mehr als Volkskultur einbürgert, sind in Deutschostafrika Eingeborenenkulturen und Plantagen deutscher Ansiedler und neuerdings eine Baumwollbau- und Dampfpfluggenossenschaft in Saadani in Betrieb.“

Die Preise für amerikanisch middling sind 1906 im Oktober auf 63 Pfennig per Pfund gestiegen, am Schluß des Jahres aber auf 55 Pfennig herabgegangen. Egyptisch fully good fair erreichte Ende 1906 den höchsten Stand mit 93 Pfennig per Pfund. Daneben hat ostafrikanische Baumwolle den Durchschnittspreis von 80 Pfennig, diejenige von Nera am Viktoriasee aber den Rekordpreis von 1,02 Mark erreicht! Hier bergen sich also große Hoffnungen für die Zukunft.

Der Baumwolle zunächst an Wichtigkeit, an Erträgen gegenwärtig überlegen sind Sisalhanf und Kautschuk zu nennen. Der erstere wird in zahlreichen und ausgedehnten Pflanzungen in Ostafrika erzeugt, er gedeiht dort vortrefflich und erzielt gute Preise. Während die Tonne Hanf dem Pflanzer etwa 320 bis 350 Mark zu stehen kommt, wird sie in Hamburg mit 750 Mark und darüber bezahlt. Dieser Artikel ist noch sehr entwicklungsfähig. Der Kautschuk ist nach wie vor auf dem Markte stark gefragt. Der aus dem Urwald — durch sogenannten Raubbau — gewonnene kostet im Innern Afrikas per Tonne 3000, an der Küste 4000, in Hamburg 8000 Mark. Dieses reinliche Geschäft und die beständig steigende Nachfrage haben den rationellen Anbau verschiedener Kautschukbäume zur Folge gehabt. In Westafrika ist die Kikxia elastica, in Ostafrika der Ceara-Kautschukbaum als dankbarste Kultur erkannt. Die Kautschukgewinnung beginnt bei Ceara mit dem dritten Jahre und wirft dann regelmäßige und gute Erträge ab.

Zu diesen Produkten treten noch die Ölfrüchte — Palmöl und Palmkerne in Westafrika, Kopra, Sesam, Erdnüsse in Ostafrika — als Handelsartikel, die der Weltmarkt in jeglicher Menge stetig aufnimmt, und die immer ihren Preis behalten. Wenn nur die Eingeborenen zu fleißigerem Anpflanzen und Aussäen zu bringen wären, so müßte die Ölausfuhr erheblich größer sein. Der Kaffeeexport ist in letzter Zeit nicht mehr im Steigen, da die Preislage ungünstig ist. Dagegen findet der Kamerunkakao dauernd guten Absatz, und die Pflanzungsunternehmungen am Fuße des großen Kamerunberges vergrößern und mehren sich. Neuerdings kommen auch Hölzer — Bau- und Edelhölzer — und Mangrovenrinde (als Gerbstoff) aus Ostafrika und Kamerun zur Ausfuhr. Diese wird sich mehren, sobald für künstliche Verkehrswege gesorgt ist.

Der Eisenbahnbau beschäftigt gegenwärtig alle Kolonien, da man endlich eingesehen hat, daß ohne Schienenwege die wirtschaftliche Erschließung so großer Landstriche rein unmöglich ist. In Togo ist die Bahn bis Palime fertig gestellt, in Kamerun scheint der Bau der Strecke Duala—Manengubaberge nur sehr langsam fortzuschreiten, in Ostafrika soll die mittlere Bahnlinie 1908 die Ulugurberge bei Morogoro erreichen. Von Südwest soll weiter unten gesondert die Rede sein. Die tropischen Gebiete gewinnen durch die Bahn ein ganz neues Gesicht, die bisher wüsten Landgebiete erschließen sich der Kultur, und der Dampfpflug bearbeitet Gebiete, in denen vor kurzem der Löwe auf Wildschweine jagte.

Mit dem Bahnbau aber ist eine zweite Frage aufs innigste verknüpft, die Arbeiterfrage. Der große Bedarf an Arbeitern ist einerseits nicht leicht zu decken, andererseits eine harte Konkurrenz für die Pflanzungen, die schon ohnedem die notwendige Zahl von Arbeitern sich schwer zu beschaffen wußten. Ganz besonders tritt diese Arbeiternot in Ostafrika hervor, wo gleichzeitig die Pflanzungsunternehmungen zunehmen und sich ausdehnen, während der Bahnbau ins Innere lebhaft gefördert wird. Bisher sind alle Versuche, diese mißliche Arbeiterfrage zu lösen, vergeblich oder nur von kurzer Dauer gewesen. Man sucht durch

Arbeiterkommissare größere Scharen von Eingeborenen des Innern kontraktlich zu verflichten und führt sie dem Bahnbau oder den Pflanzungen zu. Leider sind diese kräftigen, gesunden Neger nur selten zu bewegen, sich in den Küstenbezirken dauernd anzusiedeln; sie kehren zumeist nach Ablauf ihres Kontrakts in ihre Heimat zurück.

In Kamerun werden die Arbeiter für den Bahnbau teils durch die Regierungsstationen und Militärposten angeworben, teils sind es Strafarbeiter, die wegen irgendwelcher Verfehlungen eine bestimmte Strafzeit abzuarbeiten haben. Ihre Leistungen sollen keinen Grund zum Tadel geben.

Im ganzen können die Tropenkolonien sämtlich als in wirtschaftlichem Aufschwung befindlich bezeichnet werden. Wenn der Kolonialdirekter am 6. März dem Reichstage mitteilen konnte, daß die Zolleinnahmen Ostafrikas von 1905 auf 1906 um 1 Million Mark gewachsen seien, so ist das sicher ein gutes Zeichen für die Entwicklung der Kolonie um so mehr, als zu Ende des Jahres 1906 erst der Aufstand im Süden als erloschen erklärt ist. Die Handelsbilanzen von 1903: 18 Mill., 1904: 23 Mill., 1905: 28 Mill. Mark reden außerdem dieselbe Sprache.

Weniger erfreulich liegen die Dinge in Südwestafrika, wo der große Aufstand zwar niedergeworfen ist, das Land aber nun der Retterhand bedarf, die es wieder dem Kulturleben zuführt. Der Gouverneur weilt in Berlin, um die Grundlagen mitberatend zu bestimmen, auf denen der Neuaufbau erfolgen soll. Am 8. März ist der Nachtragsetat, der am 13. Dezember den Reichstag zur Auflösung gebracht hat, vom neuen Reichstage in zweiter Lesung glatt bewilligt worden. Ebenso ist die Zustimmung zur Bewilligung eines Darlehens an die Kolonie zwecks Fortführung des Bahnbaues Aus—Keetmannshoop erfolgt. Damit sind zwei Schwierigkeiten aus der Welt geschafft. Es erübrigt jetzt noch die Entschädigung der Ansiedler und die Lösung der Frage, wie die großen Landgesellschaften zu behandeln sind. Das erstere ist eine Sache menschlicher Billigkeit und praktischer Nützlichkeit. Wenn auch das Reich die Verpflichtung zur Entschädigung abgelehnt hat, so wird es sich doch sicher nicht der Notwendigkeit entziehen, die Ansiedler, die durch den Krieg alles verloren haben, soweit flott zu machen, daß sie ihr Anwesen wieder aufbauen und sich einen Viehstapel zur Aufzucht beschaffen können. Soll die Entwicklung der Kolonie gefördert werden, so muß die wirtschaftliche Erfahrung der alten Farmer dem Lande erhalten bleiben. Das dürfte einigermaßen einleuchtend sein. Die zweite Frage, die Stellungnahme gegenüber den großen Landgesellschaften, ist sehr viel heikler und schwieriger. Die Gesellschaften stehen, nachdem ihnen einmal die Landkonzession überlassen, auf einem Rechtsboden, an dem schwer zu rütteln ist. Auf der andern Seite verlangt die Volksstimme laut und vernehmlich, daß diese Gesellschaften in irgend einer Form zu den Lasten, die der dreijährige Krieg dem Reiche auferlegt, herangezogen werden, ferner daß eine Kontrolle darüber geschaffen werde, ob die Gesellschaften tatsächlich zur Entwicklung des Landes beigetragen haben oder

nur Landspekulation betreiben. Das sind schwere Doktorfragen, und diese können nur durch eingehende Verhandlungen mit den einzelnen (6) Gesellschaften gelöst werden. Leider ist mit der Auflösung des Reichstages auch die für diesen Zweck zusammengesetzte Landkommission in die Brüche gegangen, und im neuen Reichstage eine Neuwahl noch nicht vollzogen. Die Sache darf nicht auf die lange Bank geschoben werden, da die Verhandlungen so wie so nicht kurzer Hand geführt werden können.

Der Bahnbau nach Keetmannshoop ist nunmehr gesichert und damit zugleich die wirtschaftliche Erschließung des Südens, der bislang äußerst stiefmütterlich behandelt worden ist. Es war ein schwerer Fehler der Kolonialverwaltung, daß man in den Vorjahren 1905 und 1906 diesen Bahnbau nur durch die militärische Notwendigkeit begründete und daß man nicht hinwies auf die wirtschaftliche Bedeutung dieser Bahnstrecke für das Hinterland von Lüderitzbucht und auf die Wichtigkeit, die sie späterhin durch Anschluß über Rietfontein an das britisch-südafrikanische Bahnnetz für den internationalen Verkehr gewinnen wird. Aber leider fehlte ja damals der Kolonialverwaltung noch jeder großzügige Schwung, man saß da, wie der Greis auf dem Dache.

Glücklicherweise ist für die Ausführung des Bahnbaus auch die Form des Darlehens an die Kolonie gewählt, die sich in Togo bereits günstig bewährt hat. Dadurch wird das Gouvernement zu selbständigen Verhandlungen mit dem Bauunternehmer befugt, die großen Landverleihungen, die bisher die Baugesellschaften sich im voraus ausbedingten, fallen fort, es kann eine verständige Bodenpolitik getrieben werden, und Zinszahlung und Amortisation des Baukapitals wird zwischen Reichsregierung und Kolonie vereinbart.

Von der Otavibahn laufen bisher nur günstige Nachrichten ein. Der Betrieb ist eröffnet, und mit April soll der Bergwerksbetrieb in den Kupferminen seine volle Ausdehnung erreichen. Große Hoffnungen werden auf die Ergiebigkeit derselben gesetzt. Bei einer Einfuhr von 150 Millionen Mark an Kupfererzen und bei dem gegenwärtigen hohen Preisstand des Kupfers ist diese neue Bezugsquelle von hoher Bedeutung für die deutsche Industrie wie für die Entwicklung der Kolonie. Sehr erfreulich ist die Nachricht von der Absicht der Southwest African Company, die Otavibahn nach Grootfontein zu verlängern, um ihre Ländereien aufzuschließen und neue Kupferminen zu eröffnen. Im Gebiete der South African Territories, in der Nähe des Orangeflusses, hofft man auf eine gleiche Ergiebigkeit des Bodens an Kupfer, wie sie sich im englischen Gebiet südlich des Flusses in den dortigen Cape-Copper mines zeigt.

Die schwierigste Sorge tritt an den Gouverneur von Südwestafrika wohl in der Behandlung der Eingeborenen heran. Der Krieg hat viele Tausende von Kriegsgefangenen geschaffen. Diese müssen untergebracht, angesiedelt und zur Arbeit erzogen werden. In dieser Richtung treten immer noch merkwürdige Anschauungen hervor. Herr Dr. Pflug rät, die Eingeborenen mit den Weißen in Reih und Glied arbeiten zu lassen, damit sie von den Europäern die Arbeit

lernen und durch Anschauung und Praxis sich selbst erziehen. Der frühere Gouverneur Leutwein aber entrüstet sich über die „Herrenmenschpolitik“, nennt es ein Unding, daß lediglich die Hautfarbe über den Wert eines Menschen entscheiden soll und wünscht eine derartige Erziehung der Neger, daß sie stolz darauf sind, Deutsche zu sein. Es ist erstaunlich, solche Ansichten von Männern zu hören, die Afrika und die Neger aus langer Erfahrung kennen. Was würden Engländer und Amerikaner dazu sagen! Die höchsten irdischen Güter, die uns der Himmel bescheert hat, sind die weiße Haut und die Zugehörigkeit zur germanischen Rasse; in beiden liegt die Befugnis zur Herrschaft über die Erde begründet. Wir wollen den Neger so human wie möglich behandeln, ihn heben und fördern aus allen Kräften, aber niemals darf der Rassenunterschied schwinden, niemals kann er dem Weißen gleichgestellt werden. Der Neger soll Neger bleiben und nicht etwa Deutscher werden. Es heißt die Naturgesetze verkennen, wenn man solche Utopie erstrebt.

Wie die Kolonialverwaltung mit der Ansiedlung vorgehen will, geht aus folgendem hervor:

„Es werden Ansiedler, denen die Kolonie unbekannt ist, auch wenn sie das notwendige Kapital nachweisen, nicht ohne weiteres zugelassen. Vielmehr hat Kolonialdirektor Dernburg bestimmt, daß solche Anwärter zunächst in die Kolonie gehen, bei einem ansässigen Farmer studieren und arbeiten müssen und erst, wenn sie nach sechsmonatiger Lehrzeit, nachdem sie Klima und Bodenverhältnisse kennen gelernt haben, so viel Vertrauen in ihre Zukunft als Farmer in Südwestafrika setzen, daß sie bleiben wollen, wird ihnen gegen möglichst preiswertes Kaufgeld Land überlassen. Auf Anfrage der Kolonialleitung haben zahlreiche Farmer sich bereit erklärt, kauflustige Eleven gegen verhältnismäßig geringes Entgeld in ihre Farmen aufzunehmen. Dagegen gestattet die Kolonialverwaltung zuverlässigen, tatkräftigen Männern, die während der letzten Kämpfe die Kolonie kennen gelernt haben, sich sofort niederzulassen. Männer, die zwei Jahre und länger unter dem Zelt gelebt haben, werden es auch noch ein halbes Jahr weiter tun, bis sie sich ihr Farmhaus aufbauen können, ohne von vornherein Geld dafür anzulegen. Auf diese Weise hofft die Kolonialverwaltung die Übergangszeit für die Kolonie und für die Farmer am besten zu überwinden und schließlich dahin zu kommen, daß jeder Farmer neben dem schwarzen Arbeitspersonal noch einen Weißen als seinen Stellvertreter sich wird halten können. In der Voraussetzung, daß die angekündigte Entschädigungsvorlage für die Farmer vom Reichstage angenommen wird, kann dann ein gesunder Aufbau und ein normales Wachstum der Ansiedlungen erwartet werden. Der Strom der Handwerker und Kleingewerbetreibenden wird ebenfalls vorläufig eingedämmt, damit auch jeder, der hinausgeht, Beschäftigung findet und keine Existenz aufs Spiel gesetzt wird. Man wird von diesem ruhigen und planvollen Vorgehen des Leiters der Kolonialabteilung im Interesse der Kolonie und der Ansiedler nur mit Befriedigung Kenntnis nehmen können.“ (Lokal-Anzeiger.)

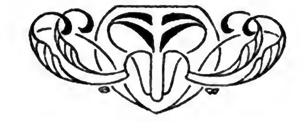
Wer in Berlin lebt und sich den Kolonien und ihrer Entwicklung widmet, muß gegenwärtig darauf gefaßt sein, immer von neuem mit Anfragen überschüttet zu werden, unter welchen Bedingungen und zu welchen Preisen man nach „Afrika" auswandern könne, ob man dort „Anstellung" irgendwelcher Art erhalte, wie das Klima dort sei usw. Da der Privatmann aber nicht in der Lage ist, derartige Fragen genau zu beantworten, auch nicht die Verantwortung für eine solche Auskunfterteilung übernehmen kann, so sei immer von neuem auf die für diesen Zweck eingerichtete amtliche „Zentral-Auskunftsstelle für Auswanderer" in Berlin W. 9, Schellingstraße 4, hingewiesen. Die Presse würde einem lebhaften Bedürfnisse entsprechen, wenn sie von Zeit zu Zeit diese Adresse bekannt gäbe.

Dem Reichstage ist der Geschäftsbericht dieser Stelle für das Jahr vom 1. Oktober 1905 bis 30. September 1906 zugegangen. Danach bezogen sich von 4788 Anfragen 2979 auf die deutschen Kolonien, die in steigendem Maße das Interesse der Auswanderungslustigen in Anspruch nehmen. Unter diesen Anfragen waren 1005 auf Südwestafrika bezüglich, sie mußten sämtlich dahin beschieden werden, daß man erst friedliche Zustände in der Kolonie abzuwarten habe. Auf Grund neuer Kundgebungen des Gouverneurs v. Lindequist konnte aber hinzugefügt werden, daß der Niederlassung im Hererolande keine Bedenken mehr im Wege ständen und die durch den Krieg entstandenen Verkehrsschwierigkeiten beseitigt wären.

Unter den fremden Auswanderungsgebieten standen Südbrasilien mit 299, Argentinien mit 255, Nordamerika mit 227 Anfragen obenan. Von den durch die Zentral-Auskunftsstelle herausgegebenen Auskunftsheften, die den Auswanderungslustigen kostenlos zur Verfügung gestellt werden, ist gegenwärtig „Mexiko" neubearbeitet ausgegeben; „Argentinien" und „Kanada" werden bald folgen. Ebenso sollen „Rio Grande do Sul" und „Chile" neu herauskommen. Alle Auswanderungslustigen seien auf diese Arbeiten aufmerksam gemacht.

Wenn Herr Bebel kürzlich im Reichstage den wirtschaftlichen Wert der Kolonien dadurch herabzusetzen suchte, daß er hervorhob, nach Afrika seien im letzten Jahre ganze 57 Auswanderer gegangen, so darf diese Zahl nicht in Gegensatz zu den wirklichen Auswanderern gebracht werden, die (etwa 25000) nach den Vereinigten Staaten hinausgehen. Letztere sind die wirklichen „Auswanderer", die mit Familie und mit Sack und Pack dem Lande der Verheißung zustreben. Wer nach den deutschen Kolonien hinausgeht, besorgt sich, wenn irgend möglich, zuerst eine Anstellung, einen Unterschlupf irgend welcher Art, er sieht sich erst Land und Leute und die Erwerbsmöglichkeiten näher an, und läßt später erst Weib und Kinder nachkommen. Die unter solchen Bedingungen, gewissermaßen versuchsweise, Hinausgehenden, werden wohl kaum als Auswanderer gebucht. Des weiteren ist zu beachten, daß diejenigen, die sich nach Ostafrika begeben, sich zumeist in Marseille oder Neapel einschiffen und deshalb auch nicht die deutschen Auswandererlisten passieren.

Bis zum Abschluß dieses Berichts (15. April) hat leider der Kolonial-Etat für 1907 noch nicht einmal die Kommission für den Reichshaushalt beschäftigt. Es warten also noch die Einrichtung des Kolonialamts und viele andere wichtige Fragen der Entscheidung. Von großem Interesse ist die soeben zur Verteilung gelangte Denkschrift über Hilfeleistung aus Anlaß von Verlusten infolge der Eingeborenenaufstände in Südwestafrika. Hier werden 7530000 Mark als Entschädigungen gefordert. Die Begründung ist sehr sorgfältig ausgearbeitet. Es sollen 621 Farmer im Norden, 375 Ansiedler im Süden der Kolonie entschädigt werden. Sie sind namentlich mit ihren Ansprüchen und der ihnen zuerkannten Entschädigungssumme aufgeführt. Schwerlich wird der Reichstag sich dieser moralischen Pflicht entziehen. Die Bewilligung darf wohl angenommen werden, und damit werden wieder normale wirtschaftliche Existenzen in dem schwer geprüften Lande aufgerichtet werden.





Pädagogische Umschau.

Von

Julius Ziehen.

„Pädagogik ist die konzentrierteste Form der Kulturphilosophie“, mit diesen Worten hat in der vorjährigen Sitzungsperiode des bayerischen Abgeordnetenhauses der Abgeordnete Dr. Andreä gelegentlich die Fülle der Aufgaben angedeutet, der die auch von ihm empfohlenen Hochschulprofessoren der Pädagogik sich zu widmen haben, und es ist nur richtig, wenn für die Erziehungslehre gerade in unseren Tagen eine so hohe Bedeutung in Anspruch genommen wird; denn mehr als je zuvor wird gerade in unserer Zeit die Pädagogik als ein wichtiges Teilgebiet der mehr und mehr sich klärenden Volkserziehungslehre in einen großen Zusammenhang eingereiht und, durch diesen Zusammenhang gestärkt, allen ihren Teilen nach aufs regsamste und vielseitigste bearbeitet. Paul Hinneberg hat in seinem großangelegten Sammelwerke über die „Kultur der Gegenwart“ (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig) sehr richtig die Betrachtung des Bildungswesens gleich dem ersten, die „allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart“ behandelnden Teile zugewiesen und sie dort unmittelbar auf eine kurze Betrachtung über das Wesen der Kultur folgen lassen, und er hätte dabei den Begriff des Bildungswesens vielleicht sogar noch weiter fassen und dem Abschnitt über Schule und Hochschulen die Gedankengänge vorausschicken können, die sich auf Werden und Wachsen des Kindes bis zum schulpflichtigen Alter beziehen; denn je mehr wir diesen Gedankengängen nachgehen, desto klarer sehen wir, daß auch für die Altersstufe des Kindes ein Bildungswesen im weiten Sinne des Wortes und mit durchaus greifbaren Einzelaufgaben zu Recht besteht. Ein gutes Bild dieses Sachverhalts läßt sich aus dem Sammelwerke gewinnen, das Adele Schreiber im vorigen Jahre unter dem Titel „Das Kind“, ebenfalls in Teubners Verlage, herausgegeben hat; wer von der Bedeutung des Arbeitsgebietes der Pädagogik eine deutliche Vorstellung gewinnen will, darf an diesem Buche so wenig wie an Hinnebergs erstem Bande vorbeigehen; möchten es vor allem auch die zur Hand nehmen, für deren Anschauung auch heute noch die Erziehung wohl eine Kunst ist, nicht aber den Gegenstand einer einheitlichen wissenschaftlichen Forschung bilden kann!

Das Gebiet, das in den beiden bisher besprochenen Werken in übersichtlicher Darstellung den Hauptzügen nach geschildert ist, bildet von Jahr zu Jahr den Schauplatz einer so umfangreichen monographischen Tätigkeit, daß es schwer ist, in der Fülle der Erscheinungen sich zurechtzufinden; ein einzelner Punkt, der hervorgehoben zu werden verdient, ist der, daß in populärwissenschaftlichen Sammlungen, wie der Göschenschen oder denjenigen des Verlags von Teubner oder

Quelle und Meyer mehr und mehr geschieht, um das Verständnis für Fragen der Pädagogik in weite Kreise hineinzutragen; wir brauchen eine solche Popularisierung der Erziehungslehre um so dringender, je mehr ein wirksames Mitarbeiten aller Bevölkerungsschichten an dem durch die Pädagogik bestimmten Teile der Kulturpolitik zum Bedürfnis wird; und wir können gerade in unsern Tagen so manchen schweren Gefahren der heutigen Kulturentwicklung gegenüber eine auf verständige Belehrung gegründete pädagogische Gesamtstimmung unserer Nation nur allzugut brauchen.

Diese Gesamtstimmung soll zunächst der Einwirkung zu gute kommen, die die Familie auf erzieherischem Gebiete auszuüben hat, und es ist erfreulich, daß hier immer neue Versuche gemacht werden, den Eltern die richtigen Wege für ihre Aufgabe zu weisen; das vorige Jahr brachte in dem Erziehungsbuche „Mein Kind" von Theodor Paul Voigt (Leipzig, Theodor Thomas) zu den bekannten Büchern von Karl Oppel, Adolf Matthias u. a. ein beachtenswertes Gegenstück, dessen Kapitel über das „Kind als Glied der menschlichen Gesellschaft und nationalen Gemeinschaft" ich besonderer Beachtung empfehlen möchte, weil es eine Erziehungsaufgabe behandelt, deren Erfüllung auch dem Erziehenden ganz unmittelbar zu gute kommt.

Und weiter soll diese pädagogische Gesamtstimmung der Stellung zu gute kommen, die unser Volk der deutschen Schule gegenüber einnimmt. Um nur eine Einzelheit hervorzuheben: Die Fortbildungsschule, deren fröhliches Emporblühen einen Lichtpunkt in der Entwicklung unseres heutigen Schulwesens darstellt, mutet den Arbeitgebern und wenigstens mittelbar auch den Eltern ein gewisses Maß von Opfern zu, indem sie die jungen Leute täglich einige Stunden in Anspruch nimmt; diese Opfer können von Staat und Gemeinde erzwungen werden, aber besser und gesünder ist der Sachverhalt, wenn der Zwang hinter dem freien guten Willen der Beteiligten zurückbleibt. Soll dies letztere erreicht werden, so muß neben den guten Erfolgen der Fortbildungsschulen selbst auch eine zweckmäßige Belehrung der Beteiligten Platz greifen. Mit Freude sehen wir, daß auf den Spuren des zu früh dahingegangenen Oskar Pache zahlreiche hervorragende Fachmänner in diesem Sinne tätig sind; zum Beleg dafür sei hier nur auf die vorjährigen Nummern der von Pache begründeten Zeitschrift „Die deutsche Fortbildungsschule" hingewiesen, die von dem Münchener Fortbildungsschultag (Oktober 1906) und von Georg Kerschensteiners Bestrebungen berichten. Und anschließen dürfen wir diesem Hinweis wohl die Erwähnung von R. Hemprichs „Winken zur Gründung und Leitung von Jugendvereinigungen" (Osterwieck 1906, A. W. Zickfeldt), die das Gebiet der Jugendfürsorge nach einer sehr wichtigen Seite hin eingehend und lehrreich behandeln: „Jugendklubs", von politischer und konfessioneller Einseitigkeit ferngehalten, sind ein überaus bedeutsames Erziehungsmittel für die Altersstufe, die zwischen der Entlassung aus der Schule und dem Eintritt in den Heeresdienst liegt, und die „Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen" hat sich mit Recht seit Anno 1900 in mehreren ihrer Schriften

(Heft 19, 21, 23, Berlin, C. Heymann) auch vom sozialpolitischen Standpunkt aus mit dieser Einrichtung beschäftigt, für deren Durchführung Hemprich vor allem nach der Seite der erziehenden Beschäftigungsstoffe hin brauchbare Anregung bietet.

Hat die Erwähnung der nunmehr zu einem Landeswohlfahrtsamt sich ausgestaltenden Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen unseren Blick auf die staatlichen Einrichtungen zu Gunsten des Bildungswesens hingelenkt, so wollen wir es zunächst als einen weiteren sehr erfreulichen Fortschritt begrüßen, daß im vorigen Jahre durch Berufung eines Schulfachmannes in das auswärtige Amt zur Begründung eines Reichsschulamtes ein sehr wichtiger Schritt getan worden ist; darin, daß der Berufene der frühere Direktor einer deutschen Auslandschule ist, kommt die Richtung zum Ausdruck, in der das Reich zunächst tatkräftiger vorzugehen beabsichtigt, und in der Tat ist in dieser Richtung ein solches Vorgehen dringend geboten; wer die Verhältnisse der deutschen Schule im Auslande — etwa an der Hand von Hans Amrheins Darstellung in der Sammlung Göschen (Leizig 1905) — näher kennen lernt, wird dies ohne weiteres bestätigen; finanzielle und administrative Unterstützung dieser Anstalten durch das Reich ist schlechthin eine nationale Pflicht, die wir planmäßig zu erfüllen haben, und bei dieser Unterstützung kommt nicht in letzter Linie eine gesunde Regelung der Anstellungsverhältnisse der Auslandschullehrer sowie der Schulaufsicht über die Auslandschulen in Betracht. Daß im übrigen das Reich bei der Behandlung der Auslandschulfrage nicht stehen bleiben kann, sondern den Reichsgedanken — unbeschadet der Rechte der Einzelstaaten — durch Gründung eines Reichsschulmuseums und einer beratenden Zentralbehörde im Schulwesen zum Ausdruck bringen muß, habe ich in dieser Zeitschrift schon an früherer Stelle als meine Überzeugung ausgesprochen und darf vielleicht auch auf das Vorwort des Teubnerschen „Handbuches für Lehrer höherer Schulen“ (Leipzig 1906) hinweisen, wo betont ist, daß der Weg zu diesem Ziele wohl vor allem durch die deutsche Schulmännerwelt hindurchführt.

Was das Leben dieser Schulmännerwelt betrifft, so spielt in ihm mit zunehmender Bedeutung die Frage eine Rolle, wie weit die fachmännische Schulaufsicht für die Volksschule grundsätzlich und allenthalben durchgeführt werden soll. Ist das Wie der Schulaufsicht in der Hitze des Kampfes oft nicht mit der nötigen Ruhe erörtert worden, so hat uns die letzte Zeit eine geradezu musterhafte Behandlung dieser Frage gebracht; Hanno Bohnstedts kleine Schrift „Zur Strategie und Taktik der Schulaufsicht“ (Leipzig 1907, R. Voigtländer) ist ein an die Ortsschulinspektoren gerichtetes, aber auch für die Aufsichtsbeamten der höheren Schule höchst brauchbares Gegenstück etwa zu dem, was Oskar Jägers köstliches Pädagogisches Testament dem beginnenden Oberlehrer bietet; einige Gedanken, die ich über die Führung des Schulaufsichtsamtes in dem vorigen und dem laufenden Jahrgange von L. Freytags „Pädagogischem Archiv“ (Braunschweig, Vieweg u. Sohn) veröffentlicht habe, mögen für die höhere Schule eine bescheidene Ergänzung bieten.

Wenn naturgemäß die Gestaltung der Schulaufsicht in erster Linie eine Frage der Persönlichkeit ist, so ist jeder Beitrag willkommen, der uns in die Persönlichkeiten hervorragender Schulaufsichtsbeamten einen tieferen Einblick gewinnen läßt; vor allem hierauf beruht die Bedeutung der wertvollen „Briefe eines alten Schulmannes“, die Friedrich Schulze „aus dem Nachlasse des Provinzialschulrats und Geh. Regierungsrats Dr. Karl Gottfried Scheibert“ im vorigen Jahre veröffentlicht hat (Leipzig, R. Voigtländer); doch auch ein gutes Stück Geschichte des deutschen „Schulkampfes“ tritt uns in diesem Buche entgegen, und nicht weniger bedeutsam ist es zu verfolgen, wie sich in dem rastlos arbeitenden Kopfe des viel erfahrenen Mannes die Umrißlinien zu einem Gesamtplan der Volkserziehung entwickeln, deren System wir zur Zeit fester auszugestalten am Werke sind; besonders die Briefe aus der Zeit des französischen Krieges und der auf ihn folgenden Jahre zeigen, wie der greise Schulmann unter dem Eindruck großer Ereignisse und mächtiger Kulturbewegungen an eben dem tätig ist, was wir zu Anfang dieses Berichtes als „Kulturphilosophie“ bezeichnet sahen.

Unter das Zeichen solcher „Kulturphilosophie“ will gewiß in vollstem Maße auch die Bewegung gestellt sein, die zur Reform des höheren Mädchenschulwesens vor einigen Jahren bei uns eingesetzt, zu einem befriedigenden Abschlusse aber noch immer nicht geführt hat. Auf das leider noch sehr unausgeglichene Gegenüber der herrschenden Meinungen und Wünsche zu dieser Reform soll heute nicht näher eingegangen werden. Die Gefahr allzu früh einsetzender und allzu weit gehender Angleichung des Mädchenunterrichts an den der Knaben ist angesichts zahlreicher, an sich berechtigter Bestrebungen der Frauenbewegung leider ziemlich groß; einer Angleichung freilich darf man ohne jede Einschränkung und aufs lebhafteste das Wort reden: es ist die, die dem Unterschied in der äußeren und inneren Würdigung der Mädchenschullehrer und der Lehrer an den höheren Knabenschulen endlich ein Ende macht. Wir können es wahrlich brauchen, daß tüchtige Lehrkräfte, ohne Einbuße in ihrer materiellen und ideellen Stellung zu erfahren, möglichst zahlreich an der Erziehung unserer künftigen Mütter arbeiten, und daß, soweit die Persönlichkeit es zuläßt, auch ein reger Austausch des Lehrpersonals zwischen Knaben- und Mädchenschulen stattfindet; mit Recht vermißt der oben genannte Provinzialschulrat Scheibert in einem Brief aus seinen späteren Lebensjahren „recht schmerzlich die Erfahrung, welche ein Unterricht in Töchterschulen hätte einbringen können“.

Um noch ein Wort über das Berechtigungswesen zu sagen, so ist die Freigabe des medizinischen Studiums an die Oberrealschulabiturienten ein weiterer, sehr willkommener Schritt zur äußerlichen Gleichstellung der drei höheren Schularten; es ist dringend zu wünschen, daß verständig den Ideenkreisen der medizinischen Studenten angepaßte Reallesebücher die Erlernung des Lateinischen auf Schule und Universität den Oberrealschülern erleichtern; es scheint mir eine überaus dankbare Aufgabe zu sein, guten sprachlichen Übungsstoff, der vor allem dem naturwissenschaftlichen Gebiet entnommen ist, zu einem Übungsbuche von

unbestreitbarem bildenden Wert zusammenzustellen und dabei auch an die neusprachlichen Kenntnisse der Lernenden anzuknüpfen. Auch die auf geschichtliche Auffassung der naturwissenschaftlichen Disziplinen gerichteten Bestrebungen könnten dabei die sehr verdiente Förderung finden, die für die Schule und vielleicht auch darüber hinaus u. a. F. Dannemanns „Quellenbuch zur Geschichte der Naturwissenschaften“ (Bd. 59 der „Deutschen Schulausgaben“, Dresden, L. Ehlermann) erleichtern soll. —

Frischen Mutes sind eben in diesen Tagen wieder Tausende von Lehrern und Lehrerinnen bei uns in Deutschland ans Werk gegangen, um eine neue Schulgeneration unter die fördernde Einwirkung des erziehenden Schulunterrichts zu stellen, ältere Generationen von Schülern auf dem betretenen Wege weiterzuführen. Diesen Lehrern selbst und den Eltern unserer Schuljugend sei zum Schlusse dieses Berichtes auf wärmste die „Anleitung zur Selbstbesinnung“ empfohlen, die Wilhelm Münch vor kurzem unter dem Titel „Eltern, Lehrer und Schulen in der Gegenwart“ herausgegeben hat (Berlin 1906, A. Duncker). Ein Mann, der über der Sache steht, verfolgt in diesem schönen Buch die „Zeitklagen und ihren Untergrund“, die „Wandlung der Dinge im 19. Jahrhundert“, neben den „unleugbaren Unvollkommenheiten“ die „tatsächliche Vervollkommnung im Schulleben“, die „Entfaltungsfreiheit und die Individualitätsrechte“ und was sonst an Fragen von mancherlei Art an die Vertreter sowie an die Benutzer der Schule herantritt, und führt mit ruhig sicherer Würdigung des Guten, doch ohne alle Schönfärberei, seine Leser zu dem Wunsche hin, in den auch dieser Bericht ausklingen mag: „Wenn nur vor allem recht viele Eltern, Lehrer und sonstige Freunde der Sache in einem gemeinsamen, ernsten Interesse für die großen Fragen der Erziehung, in einem angelegentlichen Suchen des Richtigen und Guten sich zusammenfinden wollten!“ Dies Zusammenfinden ist eben das, was wir weiter oben als die erwünschte pädagogische Gesamtstimmung der Nation bezeichnet haben, und bei dessen Gedenken so mancher trüben Zeiterscheinung gegenüber wohl Vielen — abgelöst von aller frömmelnden Einseitigkeit — die Schlußstrophen von Schenkendorfs Lied „an die deutschen Städte“ vor die Seele treten mögen mit ihrem schlicht ernsten Rufe nach Verinnerlichung des Lebens in einer von der Macht äußerer Erfolge zugleich gehobenen und bedrohten Zeit.



Alle auf den redaktionellen Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an den Herausgeber Prof. Dr. Otto Hötzsch in Posen, Mühlenstr. 6, alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten, insbesondere auch die Sendungen von Besprechungsexemplaren, an den Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Posen.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

Begründet von Julius Lohmeyer

Herausgegeben von Professor Dr. Otto Hötzsch.

Sechster Jahrgang

Juni 1907 Heft 9

Albert Sergel: Leitspruch 289

Ida Boy-Ed: Brosamen. Novelle (Schluss) 289

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm Münch in Berlin: Vom Reisen in der Gegenwart 307

Pastor Alexander Faure in Witzenhausen: Deutsches Bauernleben im Zarenreich 318

Oberstleutnant a. D. H. Frobenius in Charlottenburg: Der Wandel in der Bewertung der Festung 328

Prof. Dr. Albert Werminghoff in Berlin: Die Kirche Deutschlands im früheren Mittelalter und ihre Beziehungen zur allgemeinen Kirche 339

Privatdozent Dr. August Messer in Gießen: Ethische Probleme (Schluss) 351

Archivrat Dr. Rudolf Krauss in Stuttgart: Friedrich Vischer als Dichter 366

E. Schwachenberg: Juni. Gedicht 378

Oberlehrer Carl Friesland in Hannover: Jugendfürsorge und Wehrkraft 379

Bücherschau 384

Pfarrer Karl König in Bremen: Der Monismus 385

Professor Dr. Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik 397

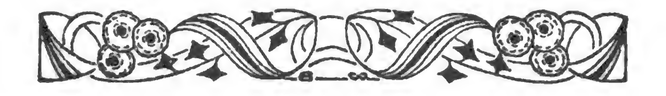
Wilhelm von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik 403

Herm. Anders Krüger: Literarische Monatsberichte (Adolf Stern, Ausgewählte Werke I—III, Ausgewählte Novellen. — Julius Haarhaus, Unter dem Krummstab. — Wilh. Speck, Menschen, die den Weg verloren. — Herm. Hesse, Diesseits. — Clara Viebig, Absolvo te. — Alfred Funke, Afrikanischer Lorbeer. — Clara Hohrath, Dau und Lizzie. — Richard Dehmel, Aber die Liebe. — Friedrich Hebbel, Durch Irren zum Glück) 411

Oberlehrer Dr. Johannes Zemmrich in Plauen: Das Deutschtum im Auslande III. 419

Arthur Sewett: Literaturgeschichtlicher Bericht 430

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages der **„Grünen Blätter“ in Mainberg** bei Schonungen, betr. „Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens“ von Johannes Müller, sowie ein solcher der **Hanseatischen Druck- und Verlagsanstalt, Hamburg 36,** betr. „Handbuch der Judenfrage“, bei.



Steck dir dein Ziel hinauf in hohe Ferne,
Wo überm Schnee die jungen Adler fliegen,
Und geh ihm nach, vertrauend deinem Sterne!

Tu, was du mußt, furchtlos und ohne Reue!
Du bist nur du, in Sieg und Unterliegen!
Du hast nur dich: drum halte dir die Treue!

Albert Sergel.

Brosamen.

Novelle
von
Ida Boy-Ed.

(Schluß.)

Es hob nun überhaupt die Zeit an, wo sie ihre Eigenschaften und Fehler ineinander einzupassen suchen mußten. Das natürliche Ach und Krach dabei hatten sie vorausgesehen und auf der Hochzeitsreise schon manchmal besprochen.

Was sie aber im voraus theoretisch vortrefflich zu überwinden verstanden, ließ sie nun in der Praxis aus einem Erstaunen ins andere fallen. Und da Erstaunen seiner Natur nach nie etwas Ruhiges sein kann, sondern freudig oder schmerzlich, beifällig oder feindselig sein muß, so war das ihre schmerzlich und feindselig und erregend.

Jeder hatte vom andern Teil gerade nicht die Fehler, oder sie nicht in dem Maße erwartet, wie sie nun offenbar wurden. Und bildete sich ein, daß jeder Fehler leichter zu ertragen gewesen wäre, als eben der, auf den man stieß.

Ada war viel rechthaberischer, kritischer und ungeduldiger als Werner vermutet hatte.

Und von Werner hatte sich Ada nie vorgestellt, daß er so hartnäckig, verbohrt herrisch, verletzend kalt sein könne.

Übrigens kam es wirklich nicht auf den Namen ihrer Unvollkommenheiten an. Diese oder andere: das Glattschleifen ist nie sachte Arbeit.

Aber sie bildeten sich ein, daß es in keiner Ehe solche Mißtöne gäbe, wie in der ihren.

Auch daß Ada sich Mutter fühlte, brachte bei Werner nicht die seelischen Erschütterungen hervor, die sie sehen und spüren wollte. Er freute sich — natürlich! Aber er nahm es als Mann wie's war: für den normalen Gang der Dinge.

Bei den Eltern hatte Ada aber einen großen Erfolg mit ihrer Mitteilung, die sie ängstlich sehr lange zurückhielt. Sie beschwor auch Laura, den Eltern, die schon seit Ende November in St. Moritz waren, nichts davon zu schreiben. Sie fürchtete ins Unbestimmte hinein, daß die Mutter es in feindlicher Erregung aufnähme.

Aber Mutter schrieb, als sie es im März endlich erfuhr, auch in Vaters Namen einen Brief voll Rührung. Kurt hatte keine Kinder. Man würde also endlich das Glück großelterlicher Freuden erleben.

Jedes Wort in dem Brief liebkoste Ada und hob ihr Frauengefühl und streichelte alte, immer noch brennende Wunden.

Eine Korrespondenz zwischen Tochter und Mutter hob an, die auf dem Papier von Liebe und Verständnis strahlte. Es war, als habe Ada nie bei Seite gestanden und sei nie mit Abfällen abgespeist worden. Es sah beinah aus, als seien die Eltern ihr dankbar und nähmen sie wichtig.

Und Ada folgerte: wenn sogar die Eltern, denen sie immer nur die Nebenperson zu Aletta gewesen war, jetzt so zärtlich sie auf einen Thron erhoben, wie viel mehr hätte Werner ihr Rücksichten zu zeigen, den die holde Hoffnung doch noch näher anging.

Sie hatte schon längst eingesehen: wenn man in den heißen Freuden leidenschaftlicher Umarmungen auch ganz Eins war — die Liebe, die eigentliche stahlfeste und stahlharte Liebe, die an nichts zerbricht, die war ja ein ganz ander Ding. Hatte vielleicht nicht einmal was gemein mit jenen heißen Stunden.

Die Keuschheit kam ihr zurück und hätte alles auswischen mögen, und sie bereute jede tolle Verliebtheit und zerfleischte sich in dem unmöglichen Wunsch: könnte man noch einmal von vorn anfangen.

Sie wurde sehr zurückhaltend gegen Werner und gelobte sich, seine wirkliche Liebe nun zu erringen.

Sie wollte eine fixe kleine Frau werden, die er achten, auf die er stolz sein sollte.

Werner konnte dieser Wandlung nicht verstehend folgen, weil er sie gar nicht ahnte. Er spürte nur die Zurückhaltung und schob alles auf ihren Zustand.

Und an seinem Frühstückstisch bei Ehmcke, wo er mit Freunden jeden Tag vor der Börse seinen Lunch nahm und wo man mit fabelhafter

Zwanglosigkeit alle Eheangelegenheiten der Mitglieder des Kreises besprach, hörte er von älteren Ehemännern sagen, daß man den Frauen nicht zu viel durchgehen lassen müsse, dabei würden sie nur disziplinlos und hysterisch.

Wenn er dann abends um 7 Uhr zum Essen kam und ihm diese oder jene weise Lehre entschlüpfte, erriet Ada gleich den Ursprung: denn der Frühstückstisch und seine Gespräche war bei den jungen Frauen geradezu gefürchtet.

Und wenn sie sich nun vorstellte, daß dies und jenes Wort auch über ihre Häuslichkeit und die Entwicklung ihrer Ehe dort gesprochen würde, so nahm das ihren Vorsätzen die Weihe und ihrer Selbstbeherrschung die Zügel.

Werner ging oft schon mit dem peinlichen Gedanken heim: was es wohl heute wieder gibt.

Und langsam gestalteten sich ihm erlöschende Erinnerungen wieder körperlicher.

Er hatte Aletta nur gekannt und gesehen in den, sie rot umflammenden Beleuchtungen seiner Begierde.

Mit Ada kostete er nun nach der Erfüllung den Alltag aus.

Er fing an beide zu vergleichen. Es war vielleicht begreiflich, aber gewißlich grausam. Es war wie ein ganz unlogisches gegeneinander Abwägen von verschiedenen Werten.

Seine träumenden Gedanken betasteten einen Schatten. Und wenn er danach die faßbare Gegenwart in die Hände nahm, wunderte er sich, wie viel weniger zart sie sich anfühlte.

So töricht war dies.

Seine Stimmung war zuletzt überfüllt von Erstaunen, Ungerechtigkeit, Enttäuschung, Vorwurfsgedanken.

Längst hatte er gedacht: mit Aletta wärs bequemer gewesen.

Und von da steigerte sich das bis zu dem bestimmten Glauben: mit Aletta wäre ich glücklicher geworden.

Eines Abends kam er heim. Es war gegen den Frühling hin und wie er mit dem Dampfboot vom Jungfernstieg aus nach der Rabenstraße fuhr, hatte der Himmel noch die matte Blässe eines hellen, grauen Seidenstoffes. Die feuchte Luft umhing das breite stolze Bild der Stadt mit feinsten Dunstschleiern. Mit zarten Wasserfarben stand es hingemalt vor dem leichtschwebenden Ton des Himmelgrundes. Die grünlichen Turmdächer der Kirchen schienen vorsichtig und sparsam hineingetupft. Das gewaltige Dreieck der Häusermauern um das Wasserbecken der Alster zeigte ein vielfach abgewandeltes Grau.

Die ersten Lichter glühten auf und liefen wie eine Schar von Leuchtkäfern auf flinken Füßen um die Ufer und blieben da als Kette von weißgelben Punkten stehen.

Hochoben an einigen der Häuserfirsten gleißten seltsame Schlangenlinien auf. Sie bildeten Buchstaben und loschen hin, wenn die Gespensterhand der Reklame aus ihnen ganz das Wort geformt, das sie durch die Dämmerung weithin lesbar in die Lüfte schreiben wollte. Und flammten in anderer Farbe nochmals auf — in rastlosem Wandel versiegend und sich neu ergänzend.

Und irgendwo auf einem Dach schwang sich fanatisch ein roter Lichtkreis um ein Warenzeichen. Es war, als wenn eine Geisterhand dort ein stummes, eifriges Reifwerfen spiele und immer neue Lichtkränze hinauswerfe in die Abendluft, weil jeder gleich wieder erlosch.

So spielten unruhevoll und bunt, grell und in aller Lautlosigkeit doch schreiend die elektrischen Lichter in der feuchten, feinen Luft.

Die Dampfschiffchen, die wie hübsche weißbunte Raupen über die schmutzige dunkle Wasserflut krochen, bekamen rote und grüne Augen und ein weithinauswirkendes, weißes Licht an ihrem Bug.

Über den gedrungenen Bogen der Lombardsbrücke ging in schwerem Rollen, einer Kette von Glaslaternen gleich, ein Zug.

Werner liebte leidenschaftlich dieses Bild, in dem die Formen und der Lärm, das Treiben und die Größe der Weltstadt sich so wunderbar mit den zartesten Farben eines leichthingetuschten Aquarells verbanden.

Wie er nun so auf der sich am Reeling hinziehenden Bank saß, hinaussah und zugleich auf das leise, eilige puff-puff-puff, puff-puff-puff des dahinrauschenden Dampfbootes lauschte, wurde ihm ganz weich zu Mut.

Schwer von Wehmut wurde sein Herz, denn ihm war eingefallen: an solchem Abend war er vor zwei Jahren einmal mit Aletta aus der Stadt gekommen und hinausgefahren. Lachend, verliebt, hoffnungsvoll sie Beide. . . .

Er seufzte. Und er dachte an Ada und daß man sich ja wohl mit der Zeit noch besser miteinander einleben werde.

Aber ihm war doch zu Mut, als habe er ein Himmelreich beinah schon in der Tasche gehabt und müsse sich nun kärglich begnügen.

Um gründlich die so deutlich aufgetauchte Erinnerung niederzukriegen, lief er noch im immer grauer werdenden Abend den Harvestehuder Weg entlang, an dem die kahlen Baumriesen still ihre Wipfelreiser von der feuchten Luft behauchen ließen.

Auf allerlei Umwegen, und nachdem er noch irgendwo einen Cocktail genommen, kam er überhungrig zu spät nach Hause.

Dort lag Ada auf der Chaiselongue und war elend. Sie hatte sich den ganzen Tag schlecht gefühlt und eine Aufbesserung ihres Befindens für gewiß von der Mahlzeit erwartet. Es gab ohnehin allerlei Speisen, auf die sie einen nervösen Appetit hatte. Ohne Werner mochte sie sich nicht an den Tisch setzen, vom Warten und vom Hunger hatte sich ihr Schwächegefühl gesteigert.

Sie sagte kein Wort. Aber ihre Gebärden drückten doch das vorwurfsvolle Gefühl aus, von dem sie erfüllt war.

„Man verspätet sich wohl mal", sagte er beleidigt, „es war so viel los im Kontor."

„Das ist ja gar nicht wahr," sprach sie traurig, „ich ließ antelephonieren, ob du heut viel später kämst — weil ich dann essen wollte — du seist schon weg, hieß es. Und da hab ich gewartet. . . ."

Die Lüge, die er sich erlaubt hatte, beschämte ihn.

„Du machst mir das Nachhausekommen ja nicht so verlockend, daß es mir eilt," sagte er, wie Einer der zuschlägt, weil er eines Schlages gewärtig ist.

Ada schwieg. Sie legte Messer und Gabel hin. Es war ihr unmöglich, weiter zu essen. Auf ihren Backen perlten ein paar klare Tropfen herab. Dann stand sie schwer auf und ging wieder in ihr Zimmer.

Er aß allein weiter, rasch, grübelnd, von Ärger über sich, über Ada, über das Leben gequält; von fixen Ideen wie besessen. . . .

Er ging ihr endlich nach. Sie lag ausschluchzend nach langem Weinen da, das Gesicht versteckt.

Die Lampe gab einen klaren, orangefarbenen Lichtton her. Der lag nun warm auf der armen, zuckenden Mißgestalt der jungen Frau.

Er lag aber auch auf dem hübschen Schreibtischstuhl, der ein wenig von seinem Platz gerückt mehr ins Zimmer hineinstand, als er sonst pflegte. Und plötzlich hatte Werner ein Gesicht: er sah Aletta in eben diesem Stuhl. Im Möbelmagazin wars, und der Chef und die Verkäufer standen mit lauter Schmeicheleien im Lächeln und den Mienen um Aletta herum. Sie lachte aber nur zu ihm empor und fragte, wie sie sich in dem Stuhl ausnähme und tat, als sei er der Pascha, der Herr, der Tyrann, der Unfehlbare.

Und da sagte er böse:

„Aletta hätte mir nicht mit solchen Empfindlichkeiten und Launen das Leben verbittert."

Und weil ihm selbst gleich das Wort reute, weil er ihm so seltsam beängstigt nachhorchen mußte und sein Herz zu klopfen begann, ging er rasch davon.

Die Frau lag stumm und steif und hörte es immerfort . . . immerfort. Ihr war, als sei es schon hundertmal gesprochen worden: nach jedem kleinen Streit, bei jeder Verstimmung, wenn er im Kontor saß und an sein Heim dachte, wenn er sie ansah zornig und tadelnd, wenn er zu seinen Freunden von ihr sprach — immerfort, immerfort hatten seine Gedanken diese Worte gesagt. Und nun hatten sie Klang bekommen und erfüllten das ganze Leben. . . .

Er hatte doch immer nur an Aletta gedacht. . . .

Sie weinte nicht. Sie fühlte ihren elenden Körper gar nicht mehr.

Aber als sie endlich aufstehen mußte, um zu Bett zu gehen, fiel sie ohnmächtig hin.

Nachher bat sie ihr Stubenmädchen, dem Herrn, der noch ausgegangen war, nichts von ihrem schlechten Befinden zu sagen, damit er sich nicht unnötig sorge.

Und in der Nacht, als er heimkam, schlief sie, von Erschöpfung geschlagen.

„Na Gottlob,“ dachte er.

Am andern Tag stand Ada aber nicht auf. Der Arzt kam und befahl einstweilen volle Bettruhe, damit keine Hoffnungen zerstört würden.

Werner brachte Blumen und küßte ihr die Stirn und war sehr nett. Und weil sie ein wenig lächelte, dachte er, alles sei gut und gestand sich, daß sie doch eine „kolossal anständige kleine Seele“ sei. Maulte nicht.

Und Ada lächelte ihm fortan immer zu — fremd, angestrengt. Nur um Ruhe zu haben. Nur um nichts mehr zu hören. Nur um in ihrer Welt für sich zu sein.

Und diese ihre Welt war ihre Hoffnung. „Mein Kind“, dachte sie, „gehört doch mir allein. Das ist mir ganz und gar geschenkt — mir — mir. . . .

An diesem jungen, künftigen Leben zerbrach die Macht der Toten.

Alles, alles war Abfall von Alettas Tisch. Nichts gehörte ihr unbestritten und voll zu eigen.

Nur das Kind. . . .“

Und an dieser Gewißheit nährte die junge Frau ihre Tapferkeit und tat in stiller Würde ihre Pflicht. Und niemand in ihrer Umwelt verstand den lächelnden, schmerzlichen, schweigenden Ernst ihres Wesens.

* * *

Die Eltern kehrten endlich zurück. St. Moritz war Mutter vortrefflich, Vater aber gar nicht bekommen. Und deshalb mußte erst er wieder auf seine, von Gichtanfällen hie und da unsicheren Beine gebracht werden, was in Wiesbaden auch mit Erfolg geschah. Aber darüber war es Sommer geworden.

Mutter hatte es vor Ungeduld kaum mehr ertragen und schon aus Wiesbaden die köstlichsten Jäckchen und Steckkissen von rosa Seide und weißen Spitzen geschenkt. Sie wollte die Großmutterwichtigkeiten genießen und die Ausstattung für das erste Enkelchen in eigener Person aussuchen. So etwas gönne man keinem andern. Die Vorfreude wollte sie doch auskosten. Das sei ihr Recht. Ja, das sei es.

Und Ada dachte, daß man ihr keine Vorfreuden gegönnt — den Hausrat für das Glück hatte sie sich nicht auswählen dürfen — wer wußte: vielleicht wars darum auch kein Glück geworden.

Aber sie dachte es ohne Groll gegen Mutter. Nur wehmütig noch.

Denn sie sehnte sich so nach Mutter. Gerade wie zu jener Zeit, da sie als Zwölfjährige Scharlach gehabt hatte und alles unerträglich schien, wenn Mutter nicht am Bett saß. Gerade so weich und klein und kindlich wurde ihr Gemüt jetzt oft vor Verlangen nach der Mutter.

Und endlich kam die Depesche.

Kurt und Werner holten die Eltern vom Bahnhof; Tochter und Schwiegertochter erwarteten sie im Hause des jungen Paares, wo die Alten eine Rast von vierundzwanzig Stunden halten wollten, ehe sie ihr Landhaus wieder bezogen.

Ada war geradezu aufgeregt, rechnete dem Wagen die Minuten nach, die er vom Dammtorbahnhof bis zur Rabenstraße brauchen dürfe, und fing an zu zittern und zu weinen, als eine offene Droschke anfuhr, darin breit, in Reiseausrüstung und Wiederkehrstimmung, als Helden des Augenblicks, die Eltern saßen.

Heftig weinend hing sie dann am Halse der Mutter. Alle waren mit gerührt. Das lag in der Situation.

Mutter faßte sich endlich und sagte unter einem letzten Aufschluchzen:

„Wenn es ein Mädchen wird, soll es Aletta heißen?“

Das hatte sie immerfort gedacht, seit sie wußte, sie solle Großmutter werden; Tag und Nacht nur dies! Und so kam es gleich heraus, als erstes Wort. Ihr schien, daß man dies durchaus dem Andenken der Toten schuldig sei, daß Niemand in der Familie anderes wünschen könne, als den teuren Namen gleichsam neues Leben gewinnen zu sehen.

Ada verfärbte sich — fast grau wurde ihr ohnehin so unfrisches Gesicht.

„Es wird ein Junge, ich weiß es gewiß," sagte sie mit einem ablehnenden, hochmütigen Gesicht.

„Bravo meine Deern! Das will ich auch hoffen. Man muß an den Nachwuchs für die Firma denken," lachte Vater, „Ada, daß du Wort hältst! Was, Werner: wir brauchen einen Buben für Behring Söhne?"

„Gott — wie egal ist das! Wenn man nur überhaupt ein Kind hat," sagte Laura.

„Es wird ein Junge," sprach Ada monoton.

Werner sah ihr verfärbtes Gesicht und den Ausdruck und hörte den eigensinnigen Ton. Und er dachte: Ada wünsche sich in ihrer heftigen Art einen Sohn, nur einen Sohn, weil er ihm, dem Vater, vermutlich größere Freude bedeute. Denn ganz heimlich war er sich bewußt, sich fast leidenschaftlich einen Jungen zu wünschen. Er fürchtete diesen Wunsch vor Ada verraten zu haben. Und deshalb sprach er liebevoll und Laura Recht gebend:

„Ich bin auch über ein Mädel glücklich — wenn nur alles gesund und gut abläuft. Das ist die Hauptsache."

„Das walte Gott," sagte Konsul Behring plötzlich ganz andächtig und alle wurden feierlich still. —

In der jungen Frau aber wachte eine Stimme auf — ein kranker Wille ward mächtig in ihr. Sie wollte der Natur befehlen und es ihr abringen, das was sich noch menschlichem Wissen verbarg, nach ihrem, der Mutter heißen Wunsch, zu formen.

Sie bekam mystische Einbildungen und lag in schlaflosen Nächten mit dem Gedanken: ein ganz starker Wille kann alles! Und ihre Lippen sprachen es lautlos vor sich hin: ein Sohn, ein Sohn! Sie redete gleichgültiges mit den Menschen und dachte dabei: ein Sohn, ein Sohn! Sie sah am blauen Sommerhimmel dicke, weiße Wolkenwülste sich hinwälzen und sann: ein Sohn, ein Sohn! Sie steckte ihr hageres, gelbliches Gesicht nach Kühle dürstend in weiche, süßduftende Rosensträuße und küßte in sie hinein und vertraute ihnen an: ein Sohn, ein Sohn! Sie saß schwer und müde am Bettchen und streichelte die rosa Seide und ordnete die Spitzen und dachte wer bald darin liegen werde: ein Sohn, ein Sohn!

Sie sagte Werner eines Abends, daß der kleine Sohn Kurt Werner Christian heiße solle nach den Firmeninhabern und nach Vater. Vater würde es aber sicher nicht übelnehmen, wenn man den Jungen Kurt-Werner rufe, denn Christian sei aus der Mode und ließe an enge Rockärmel mit Knöpfen am Handgelenk denken und an eine lange Pfeife.

„Ja — aber wenns nun ein Töchterlein wird,“ gab Werner zu bedenken, „dann müssen wir es doch wohl nach Mutters Wunsch. . . .“

„Es wird ein Sohn,“ sagte Ada kurz und schnitt ihm das Wort ab.

Die langsamen, heißen Julitage gingen mühselig vorüber.

Mutter kam angereist und saß herum und wartete mit und machte deutlicher, daß man wartete.

Und dann war einmal ein Gewitterabend, mit feuchtem Rauschen, eilfertigen Scheinen, die grell verhuschten, und gutmütigem Donnergepolter.

Werner saß mit Doktor Schölermann auf, sie tranken Mosel, der im Eiskühler stand, und Schölermann erzählte ihrer Pointen wegen in die Situation hineinpassende Anekdoten. Er war ein sehr tüchtiger Frauenarzt, aber auch ein lebensfröhlicher Junggeselle. Und von der offenbarenden verbindenden Kraft heiliger Stunden hatte er keine Ahnung. Ihm waren die Ehemänner ein überflüssiges Element, sie wurden höchstens aufgeregt und machten die kleinen Frauen nur ängstlich. Darum setzte er sie beim Wein fest und ging zwischen ihnen und der Stube der werdenden Mutter hin und her.

Als Schölermann einmal sehr lange aus Adas Stube nicht wiederkam, wurde Werner doch gespannt und unruhig.

Er trat in den Korridor und wollte mal horchen.

Wie merkwürdig still alles . . .

Jäh wallte die Angst in ihm auf, die Schölermann mit seinen Anekdoten und seinen en bagatelle-Manieren ganz fern gehalten . . .

Da öffnete sich die Tür und seine Schwiegermutter kam herausgestürzt.

„Eine Tochter, Werner — eine kleine Tochter“, rief sie und umarmte ihn eilig. —

Er wollte vorwärts. Sie hielt ihn fest.

„Du darfst noch nicht — und Ada ist ohnmächtig geworden . . . warte . . . —“

Und sie huschte wieder hinein.

Da stand Schölermann und hielt die blasse Hand der jungen Frau und sah ihr forschend, fast strafend in das weiße Gesicht.

Er verstand dies nicht. Alles war prächtig und normal verlaufen und nun diese Ohnmacht!

Gleich nachdem die Mutter sich jubelnd zu der Tochter hinabgebückt und der mit erleichtertem Lächeln, selig und festlich Daliegenden zugerufen:

„Eine kleine Aletta! Eine kleine Aletta . . .“

Da wurde die junge Frau so unbegreiflich rot — fast bläulich rot — und dann versiegte jeder Blutstropfen aus ihrem Kopf . . .

Er bemühte sich um sie. Langsam kam sie zu sich.

Das milde Licht einer verhängten Lampe wirkte durch den stillen Raum.

Draußen rauschte schwer, wie reicher Segen der Gewitterregen durch die Nacht.

Nebenan plätscherten die Frauen mit dem Badewasser.

Und ein kleines meckerndes Stimmchen plärrte und traf das Ohr der jungen Mutter.

Sie öffnete groß die Augen und sah sich um. — —

„Na," sagte Schölermann, „kommen Sie mal rein."

Denn er hörte durch die Türspalte Werners bettelnde Stimme.

Da kniete der Mann im tiefsten Gemüt bewegt neben dem Bett der Frau nieder und küßte sie . . . etwas verlegen über sein Vatertum und sonderbar scheu vor ihr, die durch ihm ewig verschlossene Leiden und Empfindungen gewandelt.

Die Mutter kam dazu. Vorsichtig und doch überselig. Sie hatte ein weißes Paket in der Hand, von der Form einer eingewickelten kleinen Mumie. Und daraus sah an einer Stelle ein dunkles, kupferiges, winziges Halbrund heraus.

Muußen, die Wartefrau, die in den ersten Hamburger Familien eine populäre Person war, trat in all ihrer würdigen Fülle herein. Und in ganz uraltmodischer Sitte faltete sie die Hände und sprach ein feierliches Vaterunser über dem bißchen Köpfchen, das aus dem Steckkissen herausschaute.

Schölermann hielt schicklich still. Mutter aber und Werner hatten nasse Augen. Die junge Frau lag steil und weiß, mit geöffneten Augen und einem Gesicht ohne Glanz.

Und dann hielt Mutter sich nicht mehr.

„Sie hat den ganzen kleinen Kopf voll roter Haare — wie Aletta . . ."

„Ja, weiß Gott, ganz Großpapa Behring" sagte Schölermann, „schade, daß ers nicht gleich sieht. Morgen ist das schon verwischt. Aber es kommt ja wieder. Na, der alte Herr wird schön stolz sein."

„Ada — mein Herz", bat Werner innig, „freust du dich nicht? Sieh, ich habe mir gerade ein Mädchen gewünscht."

Er log aus ergriffenem Herzen. Denn er sah: Ada war stumm und von irgendwelchen Gedanken schwer . . . Und er wollte ihr nur zeigen: ihm sei es wirklich einerlei, Knabe oder Mädchen.

„Hast Du?“ fragte Ada flüsternd, „hast Du? — Ja — nun ist Aletta wieder da . . .“

Sie wurden jetzt aber einfach hinaus gejagt. Hier sei Ruhe not, erklärte Schölermann. Denn die kleine Dame gefiel ihm nicht — trotz aller Normalität des Verlaufs. Erst habe man sich wie eine Heldin benommen, die man hundert feigen und wehleidigen Frauen als Beispiel hinstellen könne. Und dann falle man ganz unprogrammmäßig in Ohnmacht! Das seien keine Sachen.

Also Ruhe Herrschaften! Vaterfreude und Großmutterglück können morgen ausgetobt werden.

Er klopfte seiner alten Freundin und Beisteherin Muußen noch intim auf die mächtige Schulter und erinnerte sie daran, daß er ja in dieser Zeit auch nächtlich telephonisch mit dem Hause Stehle verbunden sei. Doch hoffe er, daß alle Welt ungestört schlafen werde, vor allem die junge Frau und er, denn sie hätten es am meisten verdient.

Damit ging er und Muußen sah ihm förmlich verliebt nach. —

Eine heilige, ausruhende Stille kam nun über das Haus. Und der gute Regen rauschte immerfort.

Ada lag wach. Sie vermochte die Lider nicht zu schließen. Sie schienen brennende Ränder zu haben und sich noch mehr aneinander zu entzünden, wenn sie sie schloß.

Sie dachte gar nichts. Ihr Kopf war, als sei er ganz leer und ganz groß. Das tat sehr weh, solchen leeren und großen Kopf zu haben . . .

Aber das war ja gleichgültig.

Sie fühlte:

Nun ist Aletta wieder da . . . Nun brauchen sie mich nicht mehr . . . gar nicht mehr . . .

Sie konnte nichts gegen Aletta machen. Die war jetzt zurückgekommen in der Gestalt des kleinen, kleinen Kindes . . . Und Mutter und Werner und alle würden gar nicht das kleine Kind, Adas Kind lieben, sondern in dem Kind Alettas Ebenbild, die wiedererstandene Aletta.

Ihr Glaube, daß ihr Kind ihr Eigentum, ihr alleiniges sei, an dem die Tote keinen Teil habe — dieser heiße, fanatische Glaube war zusammengestürzt.

Ich muß es ihnen lassen, fühlte Ada. Mitnehmen kann ich es nicht. Es ist ihnen auch nicht mein Kind. Es ist ihnen Aletta. Die ist zu ihnen zurückgekommen . . . ich habe gar keinen Platz daneben . . . es wird sie gar nicht an mich erinnern . . . nur an Aletta . . .

Wie der Regen rauschte . . . gut und eilig und ruhig . . .

Sie sah ihn auf das Wasser niederprickeln, wie lauter kleine Stahlgeschosse . . . das ganze Wasser war getupft davon . . . da war es nun dunkel und leer und an den Ufern schliefen die Schiffe, müde wie Menschen, die den Tag über immer hin und her gelaufen sind. . . .

Gut und eilig und ruhig rauschte der Regen. —

Ada sah sich plötzlich jubelnd im Garten durch solchen Regen laufen, den kurzen Kleiderrock über dem Kopf . . . das war schon lange, lange her . . .

Der Regen klang so gesellig. Sonst wäre die Nacht zu still und drohend gewesen. Nun hatte Ada keine Furcht — gar keine. . . .

Das Kind mußte hier bleiben — das war auch nicht ihr Kind, es war Aletta. . . .

Die Wärterin sah nach ihr und faßte ihren Puls und fragte sie, wie sie sich fühle . . . und bekam gar keine Antwort.

Denn Ada sah sie nicht und hörte sie nicht und mußte auf den behaglichen Regen hören, der ihr so treuherzig viel erzählte und der um sie sein würde, wenn sie gleich zu dem stillen, weiten Wasser ging . . . aber natürlich, das Kind durfte sie nicht mitnehmen, denn es war nicht ihr Kind, es war eigentlich Aletta. . . .

* * *

Und Werner lag auch wach und hörte dem Regen zu. Der erweckte in ihm eine Vorstellung von klammem Unbehagen, widerwärtiger Nässe und Galoschenschwere an den Füßen.

Er konnte durchaus nicht einschlafen, Stunde um Stunde nicht. Es war unfaßlich aufgeregt und verachtete sich beinah deswegen etwas.

Über soviel dachte er nach. Sein Gedächtnis kanzelte ihn ab. Es sagte: Du hättest alles in allem doch nachsichtiger mit Ada sein können in den letzten Monaten. Komisch ist der Mensch: einem großen Unglück gegenüber hat er meist Takt und Würde. Und bei kleinen und albernen Verstimmungen kommt ihm beides, Gott weiß wie, flink abhanden.

Er ärgerte sich, daß er sich durch Schölermann von Ada hatte fern halten lassen. Und wenn denn wirklich er — der Ehemann — hier und da ein bißchen im Wege gestanden: dem Gemüt wärs besser bekommen: ihrem und seinem. Denn in den schweren Stunden hätte er zu seiner Frau in Blick und Wesen herzlich sein und ihr damit allerlei abbitten können.

Er beschloß, ihr morgen einen recht, recht bedeutungsvollen Kuß zu geben und ihr etwas Schönes zu schenken, etwas, das sie sich sehr gewünscht — einen Schmuck — einen Luxusgegenstand. Er fragte wieder sein Gedächtnis. Davon wußte es aber gar nichts. Und darüber wurde es ihm klar: wie anspruchslos war Ada doch. Hatte die ganzen drei-

viertel Jahr eigentlich nie was gewollt und gewünscht. Außer, daß es im Haus um sie herum so 'n bißchen herzenswarm sei . . .

Wenn dieser rauschende Regen nicht bald aufhörte, fühlte Werner, machte ihn das eintönige Geräusch noch nervös.

Er sah Ada liegen — bleich, steil, mit feierlichem Gesicht . . . Und noch einmal lief ihm ein kalter Schauer über den Körper wie da, als er neben der jungen Mutter hinkniete und sie küßte. Er hatte nicht geahnt, daß man so etwas empfinden könne beim Anblick eines Wesens, das man im Alltag so genau kannte in Liebe und Streit. Solch Staunen — solche Furcht! Ja Furcht! Wie eine Heilige war sie ihm vorgekommen. Wie was Fremdes, Großes, das Demut fordert.

Niemals, niemals in seinem ganzen Leben hatte er ähnliches gefühlt und für möglich gehalten, daß man als nüchterner Mann überhaupt so fühlen könne.

Das ging einem ja mehr an die Nerven, als alle Verliebtheit und aller Gram.

Und Ada hatte gar kein strahlendes Mutterglück im Gesicht gehabt. Vielleicht waren es schöne Redensarten, was man so davon gelesen hatte, und eine junge Mutter fühlte den Moment erst mal nichts anderes als: gottlob, es ist überstanden.

Oder hatte sie sich so fanatisch einen Sohn gewünscht seinetwegen? Daß sie stumm vor Enttäuschung war?

Ach, das war ja ganz egal, Mädel oder Junge. Sein Wunsch war verflogen, war Unsinn gewesen. Das wollte er ihr morgen nochmals zuschwören — ohne Lüge. Denn er hatte sich schon ganz in seinen Gedanken mit der Tochter befreundet. Aletta? Hm . . .

Der Regen war doch zum rasend werden. Wenn Ada nur davor Schlaf fand . . .

Ihm wurde plötzlich klar, daß Ada sich immer total schweigend verhalten hatte, wenn davon die Rede war, daß ein Töchterlein Aletta heißen müsse. Er fühlte deutlich: das war nicht allein die Folge ihrer fixen Idee mit dem Jungen gewesen. Er wußte wohl: so ein bißchen eifersüchtig auf die Tote war sie manchmal — natürlich, natürlich — das lag in der Situation — war Frauenart . . .

Nein, das Kind brauchte keineswegs Aletta zu heißen. Alle Pietät in Ehren. Aber nun fing ein anderer Lebensabschnitt an für sie alle.

Auch für Mutter. Denn so ein strahlendes Gesicht wie sie vorhin gehabt, hatte ja wohl überhaupt noch nie ein Mensch an ihr gesehen. Sie kam nun endlich durch das Großmutterglück über Alettas Tod fort

und da war es auch für sie gesünder, wenn ihr der Name nicht mehr täglich in die Ohren klang.

Es war Adas Kleine! Ada ganz allein sollte bestimmen, wie sie heißen dürfe.

Vielleicht Christiane, nach Vater. Er wollte es Ada mal vorschlagen. Wenn Kleinchen denn Großvaters rote Haare hatte, konnte sie auch seinen altmodischen Namen bekommen. Dies war einfach für Konsul Behring Vater eine Auszeichnung, auf die er auch nicht wenig stolz sein würde. Werner sah ihn schon schmunzeln. Man konnte abkürzen — Stina sagen. Als ob sie 'ne dralle kleine Vierländerdeern sei — die hießen doch meist Trina oder Stina — freilich, so 'n bißchen drollig und ländlich klang es. Aber auch ganz keck . . . na und wenn sie denn noch das Temperament ihrer Mutter bekam . . . und so wunderhübsch wurde wie die . . . Er strahlte vor Stolz und lächelte in sich hinein . . .

Wie rauschte der Regen, in dunklen Tönen, traurig, traurig . . .

Er sah strafend zum Fenster hin. Durch die dichten, weißen Vorhänge kam ein bescheidenes Licht von den Laternen unten auf der Straße.

Ob er nun wohl bald aufhört, dachte er gereizt. Wie kann Ada davor schlafen.

Und Schlaf tat ihr Not. Diese dumme Ohnmacht . . . Schölermann schien sehr unangenehm davon überrascht. Es gehörte also nicht dazu.

Wenn Ada krank würde. Junge Frauen starben manchmal.

Sein Schreck über diesen Gedanken war so groß, daß er eine physische Übelkeit spürte — eine ganz unmännliche, fassungslose Schwäche und Flauheit.

Und als sein Herz nach diesem scharfen, durch ihn hinzuckenden Schreck rasch und voll zu schlagen begann, daß ers im Halse spürte, da fühlte er: er liebte seine Ada — sie verlieren — das wäre noch ein anderer Verlust, wie der damals. . . . Die verlieren, die er in seliger, heiliger Furcht, in Demut und in einem Rausch von Stolz vorhin geküßt, als sie feierlich und steil dalag. Die verlieren — nein . . . nein!

Er richtete sich in seinem Bett auf.

Er sah ein: diese Nacht war verloren. Von Schlaf konnte keine Rede sein.

Er wollte lieber leise aufstehen, in sein Zimmer hinuntergehen und sich beschäftigen. Mit seinen Vaterpflichten. . . . Nun lächelte er wieder wichtig. Die erste war: eine Depesche, eine D-Depesche an „Großvater“ aufsetzen, der sich in Ungeduld verzehrte und ganz aus seiner trägen Art geschlagen war. Denn Kathrin schrieb es an Mutter: Herr Konsul stehe schon immer am Gitter und warte auf die Post. Und dann Anzeigen schreiben, damit alle Menschen, die ihn und Ada kannten, von ihrem Glück erfuhren.

Er drehte das Licht auf und begann sich anzukleiden und entwarf im Kopf die Anzeigen: die Geburt einer Tochter beehren sich . . . die Ankunft eines prächtigen Mädchens teilen mit . . . durch die Geburt eines Töchterchens wurden hoch beglückt. . . .

Da klopfte es an seine Tür. Und fast zugleich trat auch schon die Muußen ein, die weiße Schürze vor dem breiten Leib, die Haube mit den neben den Ohren herabflatternden Mullbändern auf dem massiven Kopf.

Werner sah sie starr an. Er fühlte, daß sein Herz wieder toll zu schlagen begann.

Was war denn? . . .

„Herr Stehle — unsere junge Frau gefällt mir nich. Wollen Sie woll mal an Doktor Schölermann telephonieren? Sie hat kein' guten Puls nich und antwort nich und sieht einen nich. . . ."

„Ja", sagte Werner, „Ja" und seine Hände griffen immer vorbei, so daß Muußen ihm in den Rock helfen mußte.

Er ging mit tappenden Füßen zur Tür — betrat den Korridor — und vor ihm ging die Frau, leise und leicht, als habe ihr schwerfälliger Körper gar kein Gewicht. . . .

Dann öffneten sie die Tür zum Zimmer, wo die junge Frau lag. . . .

Und zugleich schrieen sie auf.

Sie sahen es. Das Bett war leer. Und die Tür zum Balkon war eine weite, schwarze Öffnung.

Und draußen im Regen huschte eine schmale, weiße Gestalt am Gitter hin und her — es hatte solche breite Wand vor sich von Blumenbrettern und ein ganzer Wust von Blättern und Ranken bedeckte sie — gar keinen Weg konnte man darüber fort finden — keinen — so viel man suchte — wie hinderlich, daß das ganze Haus plötzlich voll bewachsen war mit Blättern und Ranken, die so naß, so kalt gegen die Füße schlugen und krachend unter ihnen fort wichen. . . .

Der Regen fiel und rauschte nieder auf die weiße, huschende Gestalt, die verzweifelt nach dem Weg suchte . . .

„Ada," schrie der Mann, „Ada . . ." Er war bei ihr, er umklammerte sie und fühlte ihre Gegenwehr — die matten Glieder wollten Kräfte anwenden — und versagten . . .

„Laß mich", sagte sie, „laß mich . . ." Immer nur dies Eine und rang gegen ihn.

Sie trugen sie in ihr Bett. Sie rissen ihr das nasse Hemd vom Leibe. Sie wickelten sie warm ein und der Mann wußte gar nicht, daß er immerfort leise wehklagte:

„Meine Ada — aber meine Ada . . .“

„Ich muß fort“, sagte sie gehetzt, „ich muß — laß mich — laß mich — Aletta ist wieder da — für mich ist kein Platz — laß mich . . .“

Und immer fort — ganz einförmig zuletzt — bis es in hinsterbenden Flüstern verklang und ihre Kraft zerging.

Es wurde laut im Hause. Die Sorge lief durch Korridore und eilte über Treppen. Feine Glockentöne klirrten und blasse Gesichter sahen sich ängstlich an. Eine Mutter weinte und rang mit sich, und ihr Herz schrie es ihr zu:

„Du hast sie nicht genug geliebt. Nun wird auch sie dir noch genommen . . .“

Und ihre kümmerliche Altfrauenseele schrie dem lieben Gott tausend Gelöbnisse zu . . .

Das blasse junge Weib lag längst still; die Extase war zerbrochen . . . ihr bißchen Leben flatterte und flackerte . . .

Der Arzt kam und sagte nach langer Untersuchung, daß er vor einem Rätsel stehe und nur einen beängstigend überreizten Nervenzustand annehmen könne. Wie ein dünnes Fädchen zuckte leise der Puls, den er zählte.

Er verordnete allerlei und besprach sich leise mit Muußen, die bekümmert aussah und durch starkes Nicken dartat, daß sie seine Befehle wachsam in sich aufnähme.

Man flößte der bleichen, regungslosen Frau ein paar Eßlöffel voll alten Malaga ein.

Und dann sagte Schölermann, er werde im Hause bleiben und sich in Werners Zimmer auf die Chaiselongue legen. Man könne nichts tun als Geduld haben. Jedenfalls müsse die arme kleine Frau ganz still gehalten werden — nicht sprechen mit ihr — sie am besten nur von nebenan aus bewachen, was Muußen ja verläßlich besorge.

Werner hörte das Alles. Er gab kein Zeichen von ja oder nein. . . .

Er saß neben dem Bett und hielt seine Hände auf seinen Knien und sah nichts, als dies stille Gesicht.

Er wußte, daß die Stunde gekommen war, wo die Weisheit der Wissenschaft nichts ist vor der Weisheit des Herzens.

Er dachte nur überdrüssig zu den Reden: schweigt doch — laßt doch . . .

Und niemand wagte befehlshaberisch zu werden. Sie ließen ihn und zogen sich alle sachte zurück.

Nun saß er allein — daß von nebenan her offene Augen ihn und die bleiche Frau bewachten, spürte er nicht — war ihm einerlei. —

Er sah nur Ada.

Durch ein geheimnisvolles, fast schauriges Gefühl begriff er: sie war jetzt bei vollem Bewußtsein.

Und er wartete, daß sie die Augen aufschlage.

Er kannte nun ihre Not. Verhungert war ihre Seele. Nicht satt geworden von den bißchen Brosamen an Liebe, die man für sie übrig gehabt.

Sein Herz schämte sich und litt in so zerfleischendem Mitleid, daß er würgte und schluckte . . . damit seine Augen nicht tränenunklar würden.

Denn wenn sie ihn endlich ansehen würde, durfte sie das nicht merken, sich nicht erregen. Er durfte nicht weich werden, nicht weinen — nein, nein.

Ganz leicht und glatt und heiter mußte er sie hinüberziehen an den vollen Tisch des Lebens — ihr helfen, daß sie dabei in keine Erschütterungen fiel, die sie töten konnten.

Daran würgte er und schluckte, und es war, als seien diese Minuten lange Jahre, die sein Herz reich und milde machten.

Still lag die junge Frau und sann müde und zweifelnd, ob sie eben erregte, wild durcheinander laufende Träume gehabt, in denen der Regen gegen ihren Leib schlug und ihre Füße in feuchte Scherben traten. Sie war ganz zerschlagen. Aber nicht mehr so schrecklich kalt war ihr, seit der starke Rinnsal von irgend etwas feurigem aus dem Löffel über ihre Zunge geflossen und ihr förmlich durch das Innere gedrungen.

Ihr war, als müsse sie sich schämen, wegen irgend einer großen Unvernunft. Und war doch zu müde . . . so quälend müde. . . .

Wäre ich tot, ersehnte sie, sie haben ja das Kind.

Werner war da. Das wußte sie genau. Vielleicht war dies seine Pflicht. Vielleicht war sie sehr krank. Und würde sterben wie Aletta. Aber um ihren Tod würde man nicht so trauern, denn sie war nicht geliebt worden.

Sie öffnete die Augen.

Da sah sie lächelnde, unbefangen heitere Blicke auf sich gerichtet.

Werner beugte sich ein wenig vor und nahm ihre Hand. Mit ganz vorsichtigen, zärtlichen Fingern streichelte er sie und er flüsterte — als führe er nur fort in alten, vertrauten, tausendmal gedachten Gedanken; als sage er nur, was ihr Herz und das seine längst zusammen wußten.

„Mein süßes Weib," sagte er in zitternder Fröhlichkeit.

Und dann tapfer weiter:

„Was für'n Musterkind unsere Stina ist. Schläft! Ist fein still, weil Mama nun auch schlafen soll. Nicht?"

Ihre Lippen bewegten sich ein wenig — ihre Augen wurden groß. Er bildete sich ein, sie frage mit ihren staunenden Gedanken.

„Stina? ..."

„Ja," sprach er, „ich mein', sie sollt' nach Vater heißen. Wenn du willst. Da hat ja keiner was zu sagen, als du allein. Ich — wenn ich was zu sagen hätte, ich möcht wohl, sie würde Ada geheißen, nach dir — nach dir ..."

Da brach ihm doch die Stimme, und seine männliche Tapferkeit war weg.

Und er kniete neben ihrem Bett nieder, drückte sein Gesicht in ihr Kopfkissen und flüsterte neben ihrer Wange:

„Weil ich jetzt weiß, daß du — allein du — mir das Beste, Liebste, Heiligste bist ..."

Er fühlte aufschluchzend: eine kalte, schmale Wange schob sich eng an sein Gesicht heran. Er fühlte Tränen — und sie kamen nicht allein aus seinen Augen.

Sie blieben so. Sie schwiegen zusammen. Seine Finger suchten auf der Bettdecke die armen dünnen Finger und umschlossen sie stark und mannhaft.

Einer lauschte auf den Atem des anderen, immer stiller ...

Und dann fuhr Werner auf. Jemand hatte seine Schulter mahnend angestoßen. Hinter ihm stand eine wuchtige Person. Eine gerührte, gutmütige Stimme sagte:

„Dies kann ich je nu gar und garnich erlauben."

Er sprang in die Höhe.

„Ja", sprach er, „schlafen soll sie und gesund werden, rasch, rasch." Er sagte es im freudigsten Glauben. Er wußte, so würde es, wenn auch noch viel Pflege und Geduld vonnöten sei, und gewiß noch manche bange Stunde käme.

„Herrjees", meinte Muußen und stopfte mütterlich an der Bettdecke herum, weil die aus ihrer schönen warmen Ordnung gekommen war, „wir haben ja auf einmal 'n ganz überglückliches Gesicht gekriegt."

Ada lächelte dazu. Sie war nun so müde. Aber es war doch schön, so müde zu sein. Und draußen wurde es schon hell — es war so gut zu fühlen, daß es hell wurde.

Sie lächelte wieder ein wenig — selig — ganz selig.

Der emsige Regen rauschte noch immer. Dabei konnten sie wohl schlafen, sie und ihr kleines Kind.



Vom Reisen in der Gegenwart.

Von

Wilhelm Münch.

Viele Menschen sehen in den Veränderungen des Kulturlebens allenthalben den Fortschritt. Es gibt auch solche, die fast überall den Rückschritt sehen oder gar den Verderb. Natürlich sind diese letzteren meist alte — wirklich alt gewordene — Leute, oder besonders schwerfällig bodenständige, denen es gleich schwindelig wird, wenn um sie her sich etwas bewegt. Und ebenso natürlich gehören zu jenen ersteren alle, die sich gern vom allgemeinen Strome forttragen lassen, was ja im ganzen die Mehrheit tut, aber vorwiegend die Jungen und jung Gebliebenen. Haben doch Kinder selbst dann ein Gefühl von fröhlicher Vorwärtsbewegung, wenn sie nur in einer Schaukel durch die Luft fliegen oder gar nur auf einem Schaukelpferd sich vor- und rückwärts wiegen. Und mit der Selbsttäuschung dieser Kinder kann auch das Gefühl der Erwachsenen Ähnlichkeit haben. In Wirklichkeit heftet sich an neuen Gewinn fast immer auch eine Einbuße, und es ist dann eben Gefühlssache, was man höher werten will.

Wundervoll, wie viel das Reisen leichter geworden ist! Die armen Menschen von ehedem, denen vom Globus nichts gehörte als ihre Stube oder ihre enge Stadt mit etwas Umgebung, die nur einige Meilen weit gelegentlich hinauskamen, vielleicht nur ein paar Male im Lauf ihres Lebens! Ausgeschlossen war dabei freilich nicht, daß sie, wie das zum Beispiel Kant in Königsberg getan hat, ein großartiges philosophisches System ausdachten oder wenigstens sonst etwas recht Tiefes, Hohes, Schönes in ihrer Seele groß werden ließen, wie das doch recht viele andere als Kant bewiesen haben. Auch konnten sie sich in Beschreibungen von weiten Reisen und fremden Weltgegenden versenken, ja sich daran berauschen. Aber sie hatten im allgemeinen den Erdball doch nur als eine Kugel von Pappe zu ihrer Verfügung, um darauf mit dem Finger herumzufahren. Wir Menschen von heute können sagen, daß uns der große Globus selbst gehört, auf dem man nun ziemlich leichtfüßig herumtrampelt, wenigstens ein hübsches Stück

weit nach Nord, Süd und sonstigen Himmelsgegenden. Nicht nach dem Nordkap, nicht zu den Nilkatarakten gekommen zu sein, niemals „drüben" gewesen zu sein und am Niagara gestanden zu haben, schämt man sich schon einigermaßen in der besseren Gesellschaft. Da scheint Philistrosität oder Geldmangel im Spiel zu sein, und jedenfalls bleibt man damit unter der erwünschten Kulturlinie. Sind doch auch Entfernungen so gut wie aufgehoben, Unbequemlichkeiten ausgetauscht gegen herrlichen Komfort, und Gefahren? Gefahren bei der Vollkommenheit unserer technischen Konstruktionen?

Es stoßen freilich immer wieder ein paar Eisenbahnzüge zusammen und reißen eine Anzahl lebendiger Menschen in Fetzen, und es sinkt immer wieder einmal ein großer Passagierdampfer mit Mann und Maus, so daß nur ein kleines Restchen der glücklichen Fahrer auf Planken oder Kähnen das Leben rettet: aber das bleiben doch Ausnahmen, und wer hat Zeit, an alle Ausnahmemöglichkeiten zu denken! „Glückliche Reise!" ward ehedem den Hinausziehenden zugerufen, und das sollte wirklich eine Art von Segenswunsch sein, weil man all der Wechselfälle dachte, die des Menschen draußen auf der Wegfahrt und unter fremder Menschheit harrten. Man ruft wohl auch jetzt noch „glückliche Reise", aber es hat meist nur noch das Gewicht einer Formel, etwa wie „vergnügte Feiertage" oder „prosit Neujahr" oder dergleichen, und man denkt höchstens daran, daß den Reisenden nicht dieses oder jenes kleine Reisepech treffen möge und daß er recht viel positives Vergnügen finde. Allerdings läßt man sich ja gern durch Postkarten und Telegramme auf dem Laufenden erhalten über Ankunft und Aufenthaltswechsel, über Unterkunft und Stimmung, aber das berührt die Seele doch nur als leichtes Spiel, mehr nicht. Und so hat die Erregung beim Abreisen kaum etwas mit tieferer innerer Spannung zu tun, wie groß auch das Cortège von Verwandten und Freunden an der Tür des Eisenbahncoupés sein mag und wie endlos die noch getauschten leeren Reden und Grüße. Ist doch auch der einstmals so ernste, mit Wehmut zwischen Bangen und Wünschen dem Herzen sich entringende deutsche Gruß „Auf Wiedersehn!" jetzt gemeinste Tauschware geworden, den man beständig die Leute in den Sommerfrischen einander zurufen hört, wenn sie sich ein paar Minuten berührt haben und sich auf ein paar Stunden voneinander entfernen.

Daß das Reisen bequem geworden ist und immer bequemer wird, hört man selten rühmen oder anerkennen, höchstens von recht alten Leuten, die minder gemächliche Zeiten durchlebt haben und nicht immer

auf der Walze (auf dieser vornehmen Art von „Walze") geblieben sind. Auch diese schweigen übrigens, wenn sie klug sind, stille von ihren Eindrücken, denn die modernen Menschenkinder sind gleich bereit, samt den alten Zeiten die alten Menschen zu verachten. Offenbar aber ist die Wirkung der stets vermehrten Leichtigkeit eine stets vermehrte Ungeduld bei den Reisenden. Sind die europäischen Hauptstädte durch die Wunderleistungen wissenschaftlicher Technik einander um das Zehnfache näher gerückt, so lassen die Menschen von heute oft eine Art von innerer Empörung darüber merken, daß sie noch so weit auseinander liegen. Läßt man sich im bequemen Durchgangszug in zehn bis elf Stunden Zeit von Berlin nach München tragen, so ertönen gegen den Schluß der Reise regelmäßig aus allen Ecken Seufzer wie: Gott sei Dank, in anderthalb Stunden haben wir's überstanden! Wer weiß, ob nicht das Schicksal durch dieses Geseufze zuweilen zu einer gewissen Tücke angeregt wird und den Leutchen gern einmal fühlbar macht, was wirklich „überstehen" heißen darf!

Aber es ist eben mit dem Gewinn an äußeren Lebensvorteilen ähnlich wie mit dem an Geld und Gut: man wird angeregt, um so mehr zu wollen; es ergibt sich hier eine Art von Habgier wie auf andern Gebieten, z. B. auch auf dem der äußeren Ehren. Steht es nicht ausdrücklich in der Erzählung vom Sündenfall, so steht es doch zwischen den Zeilen, daß dem Adam und seiner beweglicheren Hälfte gesagt wurde: ihr sollt niemals auf mehr denn eine ganz kurze Zeit zufrieden sein. Sein Gutes hat das ja auch gehabt; zum Beispiel wären sonst sicher weder die Eisenbahnen erfunden worden noch die D-Züge noch die Speisewagen in denselben, auch nicht die Lifts, die Drahtseilbahnen, die Fahrräder, Luftballons usw. Und was wäre dann diese Erde und das Leben darauf!

Aber freilich, die Ungeduld peinigt unsere Zeitgenossen; etwas Pein müssen sie doch auch bei all den Annehmlichkeiten haben. Das Tempo der modernen Betriebsmittel setzt sich in ein inneres Tempo um; etwas schneller denken als ehedem muß man nun ohnehin und im kleinen sich schneller entschließen; aber vor allem f ü h l t man unruhiger, bedarf rascheren Wechsels, ist leichter geneigt aus der Haut zu fahren. Immerhin sind die Reisenden darin nicht alle gleich, und schon nach Nationen sind sie es nicht. Die Engländer, die den andern Leuten das Reisen beigebracht und nebenbei ihnen in vieler Hinsicht die Wege geebnet haben (z. B. die Gasthöfe zu innerer Vervollkommnung gezwungen, die großzügigen Wasch- und Badegelegenheiten hervorgerufen haben usw.), die Engländer verstehen noch immer das Reisen am besten. Sieht man

sie jemals hastig, aufgeregt und in der Aufregung geschwätzig, streitsüchtig, mit Worten lärmend? Was alles bei andern, z. B. Deutschen, alltäglich zu gewahren ist. Jene fahren durch die Welt mit aller inneren Ruhe und Stetigkeit; sie etablieren sich heute hier und morgen — nein, nicht schon morgen, so hasten sie nicht, sondern nach einiger Zeit anderswo, und wo sie zum Frühstück oder im Salon des Hotels erscheinen, ist ihnen offenbar immer zu Mute, als wenn sie zu Hause wären; die Umwelt wirkt viel weniger auf ihr Inneres, die kleinen Ereignisse lassen nicht gleich ihre innere Wagschale tanzen. Unter Deutschen sind es nur ganz vornehme oder ganz gebildete Personen, bei denen man eine wirkliche Ruhe auf Reisen bemerkt; bei der ersteren Schicht ist das unter allen Nationen gleich, und die von der letzteren wissen eben sich zu vertiefen, in die Eindrücke der Fremde und in sich selbst. Aber der Zahl nach verschwinden sie gegenwärtig ganz gegenüber denen, die — nun, die das eben nicht sind.

Nichts zeigt deutlicher, wie sehr sich seit einigen Jahrzehnten das Verhältnis zwischen Besitz und Bildung bei uns verschoben hat; es sind nicht viel Prozente von der ungeheuren Schar der über alle Reisewege sich ergießenden Touristen, bei denen man auf etwas wie Tiefe oder Selbständigkeit des Urteils trifft; eine ganz große Mehrzahl läßt sogar, wenn sie den Mund öffnen, die Zeichen der einfachsten deutschen Schulbildung vermissen. In einem kostspieligen „Grand Hôtel" einer der großen italienischen Städte hörte ich unlängst eine vornehm ausgestattete Dame in mittleren Jahren ihr naives Erstaunen äußern, daß das so oft gehörte italienische si nicht „sehr" bedeute, wofür sie es stets gehalten habe, da es doch so ähnlich klinge. Und ähnliche Enthüllungen kleinbäuerlicher Ignoranz drängen sich reichlich auf. Unter tausend deutschen Reisenden in Italien behandeln gegenwärtig 995 das Wort lire wie einen Plural „Stiere" und haben sich dazu dann einen Singular „der Lir" angewöhnt, der beständig bei ihnen kursiert. Die Einheimischen ergeben sich in das ihrer Sprache bereitete Schicksal, namentlich die gewerbetreibenden, die von den Reisenden Geld gewinnen.

Aber diese sprachlichen Dinge sind eben nur Symptom. Wer lernt wirklich über die Fremde urteilen, wer sucht und gewinnt eigenes, persönliches Verständnis? Wer sucht gerecht zu urteilen? Den meisten bedeutet die durchreiste Welt nur eine Art von Bilderbuch, über das sie sich übrigens weniger kluge Gedanken machen als die Kinder über die ihrigen. Man lebt auch in der Fremde mehr von suggerierten Urteilen als von eigenen. Und nicht gering ist die Zahl derer, die an der fremden

Welt vor allem Inferiorität gegen die eigene, bekannte herausfinden, die schlechten Seiten aufsuchen, um ein halbbäurisches Überlegenheitsgefühl zu kosten. Schade ist es, daß die auf Geldgewinn bedachten Einheimischen (man muß hier wieder namentlich an Italien denken, obwohl es nicht bloß von diesem gilt) so rasch bei der Hand sind, ihrerseits das Nötige zu lernen, um sich mit den reisenden Fremden verständigen zu können. Und offenbar überläßt es auch der reisende Bürgersmann, der zu diesem Behufe Geld in seinen Beutel getan hat, sehr gern dem dienenden Personal der Gasthöfe, Verkaufsläden usw., sich in seinem Dienste geistig etwas zuzumuten, während er selbst sich nichts von Sprachenerlernung und dergleichen zuzumuten braucht. Es ist doch fast ein bißchen schimpflich, daß die Dienenden vielsprachig werden müssen, damit die Herrschenden einsprachig bleiben können.

Die Herrschenden, das heißt eben die Besitzenden. Zum Triumph der Plutokratie trägt ja das ganze moderne Reisewesen offenbar nicht wenig bei. Wie auf dem Dorfe der größere Besitz Überlegenheit schlechthin bedeutet und der minder Begüterte sich vor dem größeren Bauern immerhin schämt und drückt, so scheint sich gegenwärtig in den größeren Städten bereits die gesamte Bewohnerschaft ihrer Lage zu schämen, die nicht am ersten Ferientag mit Kind und Kegel oder vielmehr mit Kindern und überwachendem Dienstpersonal in die Ferne ziehen kann; sichtlich fühlt man sich dadurch in eine soziale Unterschicht hinabgedrückt. Und draußen? Noch haben zwar die Hotels zur Verzierung ihrer Listen gern ein paar Gäste mit vornehmem Namen oder hohem Amtsrang, aber natürlich: am willkommensten ist doch, wer die teuersten Zimmer nimmt, und namentlich, wer gleich alle die Häupter seiner Lieben mitbringt und viel draufgehen läßt. Dieser Maßstab ist den Kellnern und Wirten nicht übel zu nehmen; aber er stärkt das Protzentum. Besonders gewöhnt sich auf diese Weise der jugendliche Nachwuchs beizeiten an die dreiste Sicherheit des Auftretens, Kommandierens und wegwerfenden Urteilens, die der väterliche Reichtum so schön ermöglicht und die ein Gift ist für wertvolle Gemütsbildung. Draußen in der Fremde ist diese Gelegenheit und Gefahr so viel größer als daheim, wo denn doch noch andere Wertmaßstäbe nicht ganz wirkungslos geworden sind. Und sichtlich gibt man das viele Geld gerne aus, wo es so viel Vorteil und Ansehen vermittelt.

Denn im ganzen sind es ungeheure Summen, die nun vom deutschen Bürgertum auf den gewohnten Reisen verbraucht werden. Finden doch auch in dem Reisen viele (multae, non multi) eine will-

kommene Gelegenheit mehr, um Luxus zu entfalten, ihn so recht bequem vor aller Welt zu entfalten, sich gegenseitig zu überbieten und zu reizen. Der Speisesaal, in dem man sich eine Zeitlang hereinschwebend und tafelnd den Blicken der Mitwelt präsentiert, bildet eben zugleich eine Art von Schaubühne, und die vollständige Reiseausstattung einer Dame, die „etwas auf sich hält" (es gibt jetzt ja allerdings zwischendurch das Geschlecht der dem alten Schönheitskultus verächtlich Trotzenden, eigenwillig Anmutlosen!), diese Ausstattung dürfte hinter einer recht anständigen Brautausstattung nicht viel zurückbleiben.

Bemerkenswert ist auch, wie viel weiter sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt (oder von Jahr zu Jahr?) die Dauer der Reisezeit für diese Schicht der Wohlhabenden ausdehnt. Zu den in der Stille immer ansteigenden Preisen der Gasthöfe und den weiter in die Ferne verlegten Reisezielen kommt diese Verlängerung der ganzen Reiseperiode. Wer nicht von einem der beliebten Modeorte nach Abschluß einer gewissen „Kur"-Periode noch an einen zweiten sich begibt und von diesen an einen dritten, nicht zwischen den Kur- und Bade- und Vergnügungsorten der verschiedenen Art eine angemessene Abfolge für sich einrichtet, der zählt schon nicht voll zu der Schicht, die eben im besonderen „zählt". Wir hatten in Deutschland geraume Zeit hindurch eigentlich kaum den Typus des Nichtstuers; wer zwischen den geistig oder körperlich, wirtschaftlich oder amtlich Arbeitenden bloß so durchs Leben schlenderte, ward auch moralisch nicht für voll angesehen, wenigstens soweit die Männer in Betracht kamen (unter den Frauen gab es immer welche, die das leichte Los der Lilien auf dem Felde teilten). Allmählich aber hat sich jetzt der Typus des Mannes in jugendlichen oder kräftigsten Jahren herausgebildet, der, weil seine Mittel es ihm erlauben, wenn auch nicht das ganze Jahr, doch immerhin etwa vier Monate auf Erholungsreisen zubringt, wobei es denn fraglich bleibt, ob die Erholungsbedürftigkeit nicht vielmehr durch die Strapazen der Wintervergnügungen hervorgerufen ist als durch schätzenswerte Arbeit und Anstrengung. Eine Welt der Faulenzer haben wir so doch auch erhalten, und dieses Faulenzen fällt als solches nicht recht ins Auge, man ist immer irgendwie beschäftigt, man scheint immer etwas zu tun zu haben, man bekommt nicht das Gefühl, daß man sich zu schämen brauche. In Wahrheit ist, was man Reisen nennt, großenteils nur ein fortgesponnenes Wohlleben unter periodischer Verlegung der Örtlichkeit.

Manche genießen dabei auch den Aufstieg zu einem vornehmeren Dasein, mitunter schon zu einer halbwegs fürstlichen Situation. Palast-

hotels, Dienerschaft, Livreen, unaufhörliche stumme Verbeugungen und dienstfertiges Entgegenkommen — auf keine Türklinke braucht ein so Hochgestellter selbst die Hand zu drücken! Und wie manche Gasthöfe sind wirklich ehemalige stolze Herrensitze gewesen, ehe sie sich für ihren jetzigen Zweck zurechtmachen ließen! Man muß da mit Wehmut des Wandels der irdischen Gewalten gedenken. Aber seinerseits fühlt sich auch das Personal eines solchen vornehmen Gasthauses ganz ähnlich wie das im Fürstenschloß, und mit allerlei wohl abgestuften Würden baut sich die Hierarchie der Angestellten auf: selbst der simple „Hausknecht" (übrigens meist die sympathischste Figur in diesem wirbelnden Personenkreise) ist zuerst zum „Hausdiener" und in neueren Jahren ausdrücklich zum „Hausmeister" emporgestiegen, der denn natürlich als ein rechter Meister wieder allerlei dienstbare Mannschaft hinter sich hat. Über den Oberkellner (für dessen hochragende Stellung seit einiger Zeit die Mehrzahl der Gäste offenbar ein starkes Gefühl an den Tag legt, indem sie ihn „Herr Ober" anredet) erhebt sich längst der repräsentierende Direktor, oder im besonderen der fashionable „Empfangsdirektor" neben dem geschäftlich gewiegten Geranten, und mancher noch immer bescheiden gebliebene Gast geht mit einer gewissen Scheu an allen diesen Würdenträgern vorüber, zu deren standesgemäßem Unterhalt er immerhin aus seiner Börse mit beizutragen hat.

Aber die meisten der heutigen Hotelgäste fühlen sich unverkennbar auch in dem palastartigen Milieu völlig zu Hause. Und sofern sie als zusammengehörige Gruppen, als Familienganzes oder ähnlich, eingekehrt sind — die allein Reisenden werden nämlich verhältnismäßig immer seltener, sie scheinen den Gastwirten eher unbequem als willkommen zu sein, und gut haben sie es nur, wenn sie sich trotzdem durchzusetzen wissen — jene Gruppen also lassen denn auch ihre ganze Intimität in dieser Art von Öffentlichkeit sich entfalten: man ruft sich durch Zimmertüren oder über Korridors und Treppen zu, scherzt und schreit und lacht oder disputiert so laut wie es aus dem Munde kommen will, um ganz zu schweigen vom Bearbeiten des Klaviers im „Konversationszimmer", auf dem die seelenlosen Spieler sich am unbefangensten hören lassen. Ob nicht dieses Reisen von heute als eine Schule der Rücksichtslosigkeit zu betrachten ist? Oder ob die vorhandene Rücksichtslosigkeit hier nur zu besonders deutlicher Selbstdarstellung kommt? Aber überall, wo die Menschen zu dicht zusammenleben, werden sie ja gegeneinander gleichgültig, kalt, rücksichtslos oder gar (wenn man gewissen feineren Geistern aus etwas zurückliegender Zeit glauben will) bösartig. Menschennähe

wird den Menschen immer wieder eine Versuchung; zwischen Bäumen oder Tieren oder selbst zwischen ihren vier Wänden bleiben sie harmloser. Und da eben von den Türen der Gasthofzimmer die Rede war: ist es nicht eine besondere Tücke der Erbauer, daß fast zwischen allen diesen Zimmern sich verbindende hölzerne, schalldurchlassende Türen finden müssen? Wie viel Ärger und Störung, wie viel unvermeidliche Indiskretion ist davon die Folge! Es scheint, diese Einrichtung gehört zu denen, die sich wie eine ewige Krankheit forterben und bei denen eine mögliche geringe Wohltat eine praktische große Plage wird. Oder sollen sich alle diese zusammengewürfelten Menschen vielleicht als ungeteilte, freundliche Menschheit fühlen?

In Wirklichkeit teilt und trennt man sich ja immer mehr. Im Abteil des Waggons ohne weiteres ein Gespräch mit den Reisegefährten zu beginnen, ist schon geraume Zeit nicht mehr üblich, wirkt öfter verstimmend als gewinnend; mehr und mehr kommt in den „besseren Hotels“ auch das Speisen an gemeinsamer Tafel außer Gebrauch; die Familien, die Gruppen sitzen für sich, und die einzelnen (warum reisen sie auch einzeln!) werden in irgend eine Ecke des Saales loziert. In der Bibel steht freilich: Ein Gericht Kraut mit Liebe ist besser denn ein gemästeter Ochse mit Haß; und wenn man auch nicht gerade unter seinen Nachbarn an der Wirtstafel Liebe zu suchen hat und mit einem Gericht Kraut selbst unter den angenehmsten persönlichen Umständen schwerlich zufrieden sein wird, so entsteht doch leicht etwas dem Hasse nicht ganz Unähnliches, wenn man die Menschen in einen Raum zusammenbringt und dann gegeneinander abschließt. Das also ist schade, wie es schon schade war, als die „table d'hôte“ (das ist nun freilich schon lange her) aufhörte, wirklich Wirtstafel zu sein, erweiterter Familientisch des Wirtes, der als Patriarch obenan saß und seine Gäste (Gast war schon ein schöner Name, mit Gastfreund nahe verwandt) als zeitweilige Glieder seines Haushalts betrachtete, übrigens auch ein gewisses Regiment über die Tischgesellschaft ausübte, einem Schüchternen zusprach und einen Unangenehmen seine Mißbilligung fühlen ließ. Doch wer wird sich noch für patriarchalische Zeiten erwärmen?

Was aber das stumme Zusammenreisen in den Eisenbahnwagen betrifft (auf Dampfschiffen ist es weniger üblich), so muß der Grund dafür nicht just der sein, daß das Schweigen vornehmer macht, auch nicht der, daß man von einer einmal angeknüpften Bekanntschaft sich nicht leicht wieder losmachen kann, da man in das Coupé zusammengesperrt bleibt, sondern der entscheidende Grund wird noch öfter der

sein, daß man sich von einer Unterhaltung mit den zufälligen Fahrtgenossen nichts verspricht! Und es ist wahr: unser Kulturleben mit seinem raschen Austausch, seinen gleichförmigen Reizen, seiner Lahmlegung fast aller tieferen Innerlichkeit hat bewirkt, daß zehntausend Menschen in derselben Situation durchaus das Gleiche fühlen und sagen, und also sehr Uninteressantes für den einzelnen unter diesen Zehntausend. Wer dennoch immer wieder auf etwas wie wertvolle Eigenart in der Unterhaltung hofft und demgemäß anknüpft, wird allzu regelmäßig enttäuscht und lernt denn auch verzichten. Das einzige Gebiet, auf dem die Unterhaltung sich leicht und verhältnismäßig lebendig fortspinnt, ist das Reisen selbst, die Züge, die Abfahrtszeiten, die Mängel der Zugeinrichtung, die Kurorte, die Gasthäuser, die Preise, die Verpflegung, die Trinkgelder, und etwa die kleinen, die meist ganz kleinen Reiseabenteuer — die übrigens allmählich im Munde und in der Erinnerung des Erlebenden etwas Erhöhung und Rundung erfahren, denn etwas erlebt möchte man doch gar zu gern haben. Auch ist das Übertreiben überhaupt für die Kinder unserer Gegenwart selbstverständlich. Wenn ein Ausländer einem deutschen Gespräch zuhört, so ist er erstaunt, daß ihm alle Augenblicke das volltönende Wort „kolossal" ans Ohr schallt; es werden eben meist nur Maßurteile gefällt und das äußerste Maß stellt sich immer sogleich ein: eine Art von Rückkehr der erwachsenen Menschheit zum Stadium der Flegel- und Backfischjahre, wo derartige Wendungen immer im Schwange waren.

Nun aber kommen ja die Menschen auf Reisen nicht bloß mit andern Exemplaren ihres Geschlechts zusammen, sondern doch auch mit einer andern Natur, oder mit der Natur überhaupt, und darauf legen sie doch wohl noch in der Mehrzahl auch den größten Wert, das ist's, was sie zumeist hinauslockt und wovon denn auch wirklich eine belebende Wirkung von einer gewissen Nachhaltigkeit ausgehen kann. Die Schicht derer fehlt darum nicht, die durch Reisen überhaupt nur Abwechselung in ihr Leben bringen, nur Neugierde befriedigen, sich selbst immer wieder wo anders zeigen wollen. Naturgemäß nimmt sie sogar zu, diese Sorte von Kulturmenschen. Was aber jene andern, die Mehrzahl, betrifft, so gibt die Natur doch selbst dem schon mannigfach anregende Eindrücke, der sich vom raschen Eisenbahnzug hindurchtragen läßt, wenn er nicht so stumpf geworden oder geartet ist, daß die Wände seines Coupés oder die Vermischten Nachrichten seiner Zeitung ihm ebenso kurzweilig sind. Wie es mit dem Durchfliegen der Landschaft auf dem Fahrrad oder im Kraftwagen steht, ist eine andere Frage; aber da wirken ja

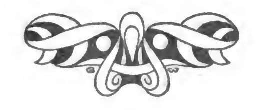
andere Reize: der Zauber der Voranfliegens, der Rausch eines gesteigerten Lebensgefühls sind im Spiele.

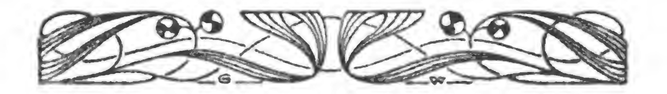
Zum Glück bilden diese geflügelten Vehikel nicht die einzige neuere Errungenschaft auf dem Gebiet des Reisens, wie sie auch nicht die beste heißen können. Diese beste ist vielmehr offenbar die Verbreitung des Wanderns in den Gebirgen, der Bergbesteigungen im größeren Stil, mit Einsetzung der ganzen Kraft und Energie und Ausdauer; und wenn ja auch hierbei die Mode viel mitspricht, das Nichtzurückstehenwollen, das Nacherzählenkönnen, die Eitelkeit und nicht selten die Unreife und Unbesonnenheit, im ganzen bedeutet es doch eine schöne Erweiterung des Gesichtskreises, besser vielleicht des Kreises der Empfindungen, eine Probe der Willenskraft, eine neue Zielsetzung für das Wollen, wie das alles zusammen sicher nicht verächtlich ist. Ein Stück Gesundung, und eine neue Glücksquelle dazu. Noch Tage lang sah ich die Augen eines New-Yorker Großkaufmanns leuchten, der, mit 48 Jahren zum erstenmal in die Region der Hochalpen gelangt, eine der berühmten Höhen erstiegen hatte und mit ruhigstem Ernst erklärte, damit das Schönste erlebt zu haben.

Erfreulich ist übrigens, wie zäh sich die menschliche Konstitution doch erweist, da nun auf einmal Tausende der ehedem in den Stuben der Städte hockenden Männer und Mädchen und wirklich auch alternde Frauen, angehende wie vorgeschrittene Greise doch noch die Elastizität aufweisen, die zu dieser Übung gehört. Ob sie mit schlurfendem oder trippelndem Gang und in lässig gekrümmter Haltung sich drunten herumbewegen, sie lassen sich doch mit hinaufnehmen und leisten Unerwartetes. Auch findet immerhin eine gewisse Annäherung an das lebenslang sich körperlich mühende Volk statt, nicht bloß im Verzicht auf die gewohnte Korrektheit der Kleidung (wobei ja viel bloße Verkleidungsfreude mit unterläuft oder der Wunsch, sich in anderer Rolle zu fühlen): auch in Blick und Miene zeigt sich wohl, wie der Gefährte dem Führer, der Ferienbergsteiger dem echten Bergbewohner sich angleicht oder vielmehr durch die geteilte Strapaze angeglichen wird. Das natürlich reicht ja nicht tief. Aber sicher sind diese ernstlichen Bergwanderungen das echteste Mittel, um — was ja doch durch das Reisen überhaupt mit angestrebt wird — die Werktags- und Arbeits- und Kulturgedanken einmal abreißen zu lassen, von den kleinen Sorgen und großen Interessen der Kulturwelt sich einmal zu lösen; und wie man Gedanken überhaupt am besten verscheucht nicht durch Ablenken der Phantasie, sondern durch eine neue Aufgabe für den Willen, so bewährt sich das auch hier: eine Art von

„Bad der Wiedergeburt“ kann ein solches Eintauchen in die Luft- und Lichtregion der Höhen werden.

Das also ist etwas Schönes und kann wohl trösten über vielen Schatten, den das heutige Reiseleben sonst aufweist. Denn wie vieles ließe sich dem Obigen noch hinzufügen, z. B. von dem Zug unserer Reisenden durch die Kunststädte, vom unfruchtbaren Durcheilen der Museen, von der stumpfen Art des Schauens und Beschauens, von all den armseligen Urteilen der allzu Naiven oder völlig Trivialen, die man sich dort in die Ohren tönen lassen muß! Wie töricht freilich, die Fähigkeit des Betrachtens von Kunstwerken für etwas Simples und Selbstverständliches zu halten, während sie erst durch vieles Vergleichen und Vertiefen allmählich erworben wird! Doch das sei hier nicht weiter verfolgt, zumal es oft genug erörtert worden ist. Hoffen darf man ja, daß das übliche Durchwandern der Kunsträume allmählich doch ein gewisses Verstehen allgemeiner werden lasse, und hoffen, daß überhaupt allmählich vieles besser werde, was jetzt noch schlecht oder mittelmäßig und darum verstimmend ist. Zwischen all den Vielen oder Vielzuvielen, die da reisen, gibt es natürlich auch gegenwärtig eine geweihtere Schar solcher, die wirklich zu reisen verstehen. Und wenn zugleich die nicht fehlen, die inmitten des allgemeinen Reisedranges ohne Groll zu Hause zu bleiben verstehen und dort für ihre Natur ebenso gute Quellen der Anregung und Erinnerung finden und nützen, so ist das erfreulich und günstig. Einen Berg von stolzer Höhe zu besteigen ist schön. Aber ein Buch von edler Tiefe zu durchlesen ist nicht minder schön und wird hoffentlich auch in Zukunft nicht aufhören schön zu sein.





Deutsches Bauernleben im Zarenreich.

Bunte Reisebilder

von

Alexander Faure.

Wir fuhren über die Steppe, durch Staub und Sonnenbrand, an einem blanken Sommermorgen . . .

Die Hochsteppen der alten Krim, — — wie das Meer sind sie, unendlich weit und ewig gleich nach allen Seiten. Schwache Hügellinien am Horizont scheinen Wellen, menschliche Wohnstätten oder Bauerngruppen Inseln darin. Und auch wenn man dorthin kommt, wo nebelzart, wie hingehaucht, die Silhouetten der Berge am Südrand der Krim sichtbar werden — der Tschatyrdag wie eine riesige Sargtruhe, und daran sich schließend in geschwungenem Linienzug Höhe um Höhe, wie Hand in Hand — selbst da ist es doch nicht viel anders, wie wenn man auf dem Meere fahrend von weitem hoch über den Uferrand ragendes Bergland sieht . . . Und jetzt streift sogar eine helle Möve über uns hin, — der Wind hat sie mit den weißen Wolken vom Süden, vom Schwarzen Meer, heraufgeführt. —

Zitternde Luftwellen läßt die Sonnenhitze über die Steppe gehen. Sie täuschen uns spiegelndes, blitzendes Wasser in der Ferne vor, — sehnende Träume der durstigen Steppe. Träumerin ist die Steppe; stets erschien sie mir verträumt und voll großer, unverratener Geheimnisse. Mochte die Sonne des Südens ihr helles, durch den Staub ein wenig abgestumpftes Licht gleichmäßig über das Ganze ausgießen oder aber des Abends satte braunviolette Ackererde den Horizont mit den letzten tiefglänzenden Lichtspuren so nah heranrücken oder endlich nachts Himmel und Erde in weichem Dunkel mit einander verschwimmen bis auf einen kaum merklichen Grenzstreif. — Aber sie hat doch auch ihr Leben, die Steppe: Dort steigt braungezeichnet eine Steppenlerche mit ihrem Morgenlied zum Himmel empor (sie ist größer als die Lerchen daheim und hat eine ausgeprägtere Färbung), da sitzen andere auf dem Weg und fliegen erst hart vor dem Wagen auf. Ein hochbeiniger Geselle — „Hirsevogel“ nennen ihn die deutschen Kolonisten — trippelt über das Feld, Zieselmäuse huschen darüber hin, ein paar Staare hocken am Wegrand. Vielleicht kommt noch trägen Fluges eine Trappe daher; und über dem allen zieht ein Raubvogel seine Kreise. — — Und überall ist die Steppe auch nicht so braudfahl wie jetzt die Weide zu beiden Seiten des Weges, der — nur durch Befahren erhalten — die schwarze Erde bloßlegt. Hier graugrüne Felder, dann frischgepflügter dunkler Acker und dort die Steppenblumen: trotziger

Rittersporn, hellblaue Lachen von wildem Flachs, etwas dunkler die „Pfingschte-blume". — — — Besonders mehr nach den Bergen hin waren Feld und Wiese oft ein bunter Teppich, — als Borte darum zackige Heckenrosen, deren zartblasse Blüten sich wie Schmetterlinge auf den Zweigen schaukelten. Und wenn dann noch Mohn dazwischen stand, in heißem Rot, wie es der Norden nicht kennt, wie Blutstropfen über das Feld gesprengt oder gar wie ein blutiger Strom den Hang herab kommend, — dann meinte man zu wissen, woher die Leute im Orient ihre Farbenmuster haben. — —

Einst hatten hier die Tataren ihre Horde. Sie trieben ihre Herden hin und her und setzten durch ihre Raubüberfälle die nördlichen Nachbarn in Schrecken. Jetzt gibt es nur noch kümmerliche, schmutzige Reste der alten bunten Herrlichkeit; ob auch (in Bachtschissarai) der Palast der alten Khane als eine Art Alhambra mit maurischem Märchenzauber noch steht . . . Fast durchweg sind es arme, jedoch fleißige, ruhige Leute, die in den Lehmhütten mit den kleinen Fenstern und dem struppigen Strohdach wohnen. Es gibt auch einzelne Reichere unter ihnen, — der Adelsmarschall eines Gebiets, das ich berührte, war Tatar und unterhielt in einem besonderen Dorf einen ziemlich stark besetzten Harem. Auch haben sie wohl einzelne Dörfer nach deutscher Art. Aber im ganzen ist es doch ein sterbendes Volk. Die letzten Abkömmlinge vom Geschlecht seiner alten Khane, der Ghireys, sind — ein altes deutsch-evangelisches Fräulein in Feodossia und ihr Bruder, welcher im Kaukasus einen Statthalterposten inne hat . . . Man stößt ab und zu auf freier Steppe auf Stellen, die dicht mit Steinen übersät sind. Wirr liegen sie durcheinander: rohe, bearbeitete, dazwischen eine umgestürzte Säule mit gewunden gerilltem Knauf nach Art der Moscheetürme: ein alter Tatarenfriedhof. — Ebenso findet man strichweise draußen auf der Weide (die übrigens für unser Auge auch in weniger trockenen Jahren so unglaublich dürr und mager scheinen muß mit den spärlichen, wenn auch dafür so viel nahrhafteren Kräuterbüscheln) ein dunkelgrünes Kraut. Kein Tier rührt es an, — höchstens daß die Schafe die Spitzen davon fressen. Tatarenkraut heißt es unter den Kolonisten, besonders üppig wuchert es gerade zwischen jenen Friedhofsteinen. Und die Leute erzählen sich, daß überall da, wo es wächst, einst Tataren gewohnt hätten, wie man denn das totgrüne Kraut auch heute noch viel in den Dörfern der Tataren sieht, welche sich nach der Väter Weise Heilmittel daraus brauen. — — Die Russen kamen und erdrückten das alte Khanat. Und dann dauerte es auch nicht lange, da zogen die ersten Deutschen ins Land. Und sie brachten mehr und mehr davon in ihre fleißigen Hände. Da begannen sie auch hier das eigene deutsche Bauernleben, das ich zuerst in der Krim und dann noch verschiedenerorts kennen lernte, in seiner Arbeit und daheim, — und von dem ich jetzt erzählen will. —

* * *

Der kleine Bahnhof stand so verlassen da in der weiten Steppe und dem vielen Sonnenschein. — Ich kam vom Norden. Eine lange Fahrt hatte es ge-

geben durchs russische Land; durch russische Landschaft, so einförmig und verkommen und traurig, als täte sie sich selbst leid. So wie die russischen Lieder klingen. Die Schwermut scheint in der Luft zu liegen und in den Telegraphendrähten zu stecken, welche am Fenster auf und ab fahrend uns begleiten. Und so, daß man nirgends sich denken kann, man wäre nicht in Rußland. —

Ödland und Morast. Und dann wieder Wälder so dicht und dunkel, daß man nicht zwei Schritte weit hineinsieht, nur mit etwas hellem Grün am Rande. — Birken, Weiden, Sumpf . . ., Sumpf, Weiden, Birken. Dazwischen Felder und Wiesen in riesengroßem Format. Graue Blockhäuser am Waldrand, gut zum Walde passend; selbst ja auch wie Nester aus rohem Waldstoff. Dazwischen auch wohl eine etwas ordentlichere Wirtschaft. Weiße und lila Fliederbüsche lehnen sinnend und neugierig zugleich über den niedrigen Flechtwerkzaun. Graugrüne Weiden sind zum Schutz des Gartenackers aufmarschiert und dort ein paar junge, zartstämmige Birken mitten im Korn, als wären sie — die luftigen Gewänder an weißschimmernden Gliedern hoch geschürzt — hineingewatet . . . Ab und zu ein pflügender Bauer, Schaf- und Rinderherden mit stocksteifen Hirten, einige im Sumpfloch badende Kinder. —

Und dann kam die Steppe und alles wurde leer. Nur daß hier und da braune Pferdeherden weideten oder auch ein russisches Dorf sichtbar wurde mit bunten, kuppeligen Kirchen und Kapellen — wie verkramtes Kinderspielzeug. — Seltsam aber wird uns zu Mute, wenn nun in der Steppe, die in ihrem Schweigen eine uns so fremde Sprache spricht, das erste deutsche Dorf auftaucht mit lebhafteren Farben und die helle rotgedachte Kirche mit dem spitzen Turm. Das war noch nordwärts der Krim, und nachher grüßten sie noch oft freundlich zu uns herüber aus näherer oder weiterer Ferne. „Das ist ein deutsches Dorf, es hat eine Kirka," sagten dann wohl meine russischen Reisegefährten und erzählten dies und das von diesen Deutschen. Eine alte Dame mit gutem Lächeln zwischen den Runzeln war darunter, die lobte sie über die Maßen (und wohl auch über Verdienst); aber etwas wie Verwunderung klang doch selbst durch dieses Lob: „auch wenn sie Hunderttausende haben, arbeiten sie noch wie Schwarzarbeiter; ein Russe würde dann doch keinen Finger mehr rühren," setzte sie offenherzig hinzu. — Das war das Urteil eines ehrlichen russischen Herzens. Öfter freilich schlägt die Stimmung, das Verwundern und Bewundern, um in Neid und Haß und Ungerechtigkeit. Es ist das Gefühl, was überall da Platz greift, wo Fremde herrschen. Und die Deutschen sind die Herren im Lande — und ihre Art ist dem echten Russen noch heute so fremd wie beim Anzug vor hundert Jahren. Da heißt es denn immer, geht von Mund zu Mund und von Blatt zu Blatt, die Deutschen hätten ihre Lehrmeisterrolle schlecht gespielt. Denn als Lehrmeister hätte man sie ins Land gerufen, sie mit Vorrechten beschenkt, sie aber hätten nur an sich gedacht und an ihren Wohlstand . . . Als ob es beim Lehren und Lernen der Völker voneinander herginge wie in einer Kinderschule und als ob da dem zu helfen wäre, der vom andern nicht selbst etwas abzusehen weiß und

mitzunehmen. — Und die Russen haben doch auch von dem fremden deutschen Nachbarn manches gelernt, am meisten dann gerade, wenn sie seine Knechte waren. Denn allerdings hängt der Wohlstand der deutschen Bauern in Südrußland zum großen Teil damit zusammen, daß sie die Herren sind und die Russen ihre Arbeiter. Und stark ist der Herrensinn in ihnen gegenüber den „Rüssele“ oder „Russemensche“. Es war gerade um die Zeit im Frühjahr, in der man dort Arbeiter dingt. Dann strömen die Russen der Umgegend nach den deutschen Dörfern, ja auch aus den weit nordwärts gelegenen Gebieten ziehen sie an, — den Zugvögeln entgegen. Und dann sieht man sie — oft noch blutjunge braune Burschen — in ihren malerisch bunten Hemden die Straße entlang lehnen und liegen an den Mauern und Zäunen. Auch stößt man wohl noch spät abends in dem durch nichts gemilderten Dunkel der dortigen Dorfstraße unter dem Haustor mit Neuankömmlingen zusammen, die gern noch zur Nacht Stelle und Unterkommen hätten und nun von Hof zu Hof gehn mit der Frage: rabotnikow nje nado? — brauchen Sie keine Arbeiter? Sie bleiben dann ein Jahr oder zwei, wohl auch länger bei dem Deutschen, lernen ackern und fahren wie er, essen und wohnen mit ihm. Und sie sind im allgemeinen anstellig und gelehrig, so daß einmal ein deutscher Bauer, der drüben in Amerika Verwandte hatte, sagte: „ich täte wohl auch gern hinübermachen, wenn man ein paar von diesen Kerls mitnehmen könnt . . .“ Hat der Russe dann so und so lang gearbeitet und gespart, so stellt er sich wohl auch auf eigene Füße. Und dann kommt es dazu, daß man zwischen den deutschen Dörfern Russendörfer liegen sieht, die sich nur vielleicht durch einen Grad weniger Akuratesse und Sauberkeit von jenen unterscheiden, jedenfalls aber nichts mehr gemein haben mit den notdürftig zu Häuschen geformten bemalten Lehmklumpen, wie sie die Kleinrussen sonst zu Dörfern nebeneinander stellen — freilich oft viel malerischer und ungezwungener als die Deutschen — und so viel bodenständiger. —

Vor mir steht das Bild einer deutschen Ernte, wie es der Dorfphotograph aufgenommen hat, — so etwas gibt es auch in vielen Dörfern, von einem erwarte ich noch heute eine seinerzeit bestellte Aufnahme. — Auf dem Bilde kann man deutlich sehen, wie die deutschen Herrenbauern das Zufassen kaum gewöhnt sind, — sie stehen ohne Arbeitsgerät an der Maschine und im Vordergrund; ebensowenig wie sie etwa zu Fuß nach dem Acker gehen, und wenn er auch nur einige hundert Schritt entfernt ist. — Charakteristisch erlebte ich es auch einmal mit einem reichen Kolonisten. Er saß neben mir im Wagen, hatte einen jungen Russen als Kutscher auf dem Bock, unterhielt sich mit mir und weihte nebenbei den Knecht in kräftigster Tonart in die Geheimnisse des Fahrens ein, wobei es an knüppelderben Worten nicht fehlte. Und dann hielten wir auf dem Felde, und mit einer Art Königsstolz ließ er die Burschen und Mädchen heran- und wieder davonspringen. Aber derselbe Bauer konnte auch so besorgt sein um seine Arbeiter. „Ich konnte nicht zeitig genug zur Kirche,“ sagte er, „erst mußte ich noch schnell aufs Feld, damit die Leute ihr Essen zur Zeit hätten.“ Ähnlich

hat es ein nach Posen ausgewanderter Kolonist, der auch seiner Sehnsucht nach den russischen Arbeitern Ausdruck gab, mir erzählt: „ja, wisse Sie, die russische Arbeiter, die schaffe gut, besonders am Anfang. Hernach da bekommt ihnen das bessere Essen nicht, und da werden sie träge. Na, dann haben wir sie eben halt etwas geschlage. — Aber mit dem Schlage is es jetzt auch nichts mehr,“ setzte er elegisch hinzu. — —

Wenn die Deutschen aber auf die Russen herabsehen, so tragen diese auch das Ihre noch dazu bei, das Gefühl der höheren Rasse bei jenen zu verstärken. Kamen da mal zu einem Pfarrer im deutschen Dorf in meinem Beisein drei Russen, Altgläubige, hünenhafte Gestalten mit wallenden blonden Bärten, dem Äußeren nach selbst die reinsten Germanen. Er hatte ihnen ein Stück Wald oder Holz verkauft. Nun kamen sie bezahlen. Sie gaben das Geld, aber dann fingen sie mit der dem Russen eigenen liebenswürdigen Geläufigkeit an, längere Reden zu halten. Es sei morgen Pfingsten, meinte der eine. Sie würden da gerne Fleisch essen, sagte der andere. So ging es fort. Und das Ende vom Liede war, daß sie sich einen Teil des bezahlten Geldes glücklich wieder zurückgebettelt hatten, als sie davongingen. — Ein andermal hatten Russen im Dorfe Bauarbeit. Aber in den Mußestunden gingen sie durchs Dorf, beliebig zu ganz unbeteiligten Bauern und bettelten um Eier, Brot, auch Geld . . .

Doch so viel kann ich hier von diesem einen nicht sagen. Bemerken will ich dazu nur noch, daß aber doch nicht überall der Russe der Arbeiter ist. Vereinzelt nimmt man auch Tataren, zur Erntezeit etwa, in Dienst. Und als Wanderarbeiter, nur für den Sommer, wie bei uns die Polen, macht dem Russen der „Wolgakolonist“, der Deutsche von der Wolga, Konkurrenz, infolge von mancherlei Mißverhältnissen öfter in Armut als sein Landsmann im Süden. Aber auch hier in Südrußland gibt es Arme, „Landlose“. Freilich gehn diese nur gar ungern zum reichen Nachbarn auf Arbeit. Und dann sucht er mit allen Mitteln — etwa wenn die Ernte groß ist und der Arbeiter wenige — für kurze Arbeit hohen Lohn zu erzwingen. Alles in allem würden die Erntearbeiter diesmal, sagte man mir in einem Dorf, 53 Rubel erhalten für eine Arbeit von zehn Tagen; das macht mehr als 10 Mark am Tage! Billig wie alles zum äußeren Leben Gehörige und Begehrte dort ist, braucht dann einer nur wenig noch dazuzuschaffen und kann das ganze Jahr sich über Wasser halten. — Im Winter arbeitet ja so wie so niemand in den deutschen Kolonien.

* * *

Aufruhr war im Lande. Das russische Volk war gerade wach geworden und rieb sich die Augen und blickte erstaunt hinaus in die nie geschaute neue Welt, weit jenseits des Horizonts seiner schmutzigen Dörfer. Und da hieb es noch schlaftrunken um sich und zerschlug dabei auch manches wertvolle Stück des alten Hausrats — und manches Menschenleben . . . Aber der Reisende merkte davon lange nicht so viel wie der Zeitungsleser in Deutschland. Es wollte das alles eigentlich gar nicht so recht aussehn wie ein Schlachtfeld, mit dem Kampf

darauf auf Leben und Tod zwischen Alt und Neu, Vornehm und Gering, zwischen Volk und Volk. Nur ein krankhaft lebendiges Interesse für Tagesereignisse und Landesgeschick mußte auffallen und eine heiße Unruhe, die über alles hinzuzucken und hier und da aufzulodern schien. —

Gewiß waren oft die Bahnhöfe auf der Steppe einsam und still, wie hineingetaucht in die Stimmung der Gorkischen Skizze „Aus Langerweile“; vom Stationsbeamten bis zu der schläfrigen Frau hinter dem halbimprovisierten Buffet mit dem großen gelbblanken Samowar, wo man für teures Geld einige trockene Birnen haben konnte und etwas braunen Tee. Und besonders mehr nach Norden hin hatte ich es oft beobachtet: Stumpf und zwecklos hatten sich die Dorfbewohner auf dem Bahnsteig versammelt — zumal am Sonntag. — „Der“ Zug von rechts nach links und der von links nach rechts war ja das einzige Ereignis ihres Tages. Stumpf starren sie dem Zug entgegen, starren sie in die Fenster und dann dem Enteilenden nach. Ist es doch ihr ganzes Stück Draußenwelt. — Aber hier im Süden, wo — auch von den Nicht-Russen abgesehen — ein anderer Schlag Menschen wohnt, die ruthenischen Kleinrussen; mit so viel mehr Beweglichkeit und Intelligenz und auch in gewissem Sinne Kultur; — da schien es doch anders zu sein. Nicht nur daß so viel größere Scharen von Stromern oder auch angereiste Arbeiter mit ihren Mädchen und Frauen es sich im Schatten der Gebäude wohnlich gemacht hatten — sie lagen in langen bunten Reihen auf Mänteln und Decken nebeneinander zwischen ihrem Hausgerät. Oder daß „Pilger“ — jenes für Rußland bezeichnende Mittelding zwischen einem Vagabunden und einem Heiligen —, mit ihren weißen Stäben anzogen, sich die Wagenfenster entlang bettelten und dann wohl — zusammen mit dem einen oder dem andern, der sich aus dem wirren Haufen der übrigen löste — mit so etwas wie einem Anflug von militärischer Haltung vor den Zugführer traten: sie wollten umsonst mitfahren. Das wird ihnen auch fast immer erlaubt — in Südrußland hat ja so wie so auf vielen Strecken der Bakschisch die Fahrkarte fast ganz verdrängt. Da nehmen sie denn auf den Stufen des Trittbretts Platz. So fuhren wir oft mit einer ganzen Dekoration von wilden Gesellen zu unseren Füßen.

Aber nicht nur das. Es gab auch politisches Leben. Wie Pilze über Nacht war eine ganze Industrie von Zeitungsträgern hervorgeschossen und überschwemmte die Bahnzüge. Und zum offenen Fenster des Wartesaals (der in Rußland seinen Namen ja ganz besonders verdient) hinaus konnte man sie oft stehen sehen, die Leute in ihren bunten Lumpen, die wirren Haare noch unter dem Mützenschirm hervor in die Stirne fallend; wie sie sich um einen Mann in der Mitte drängten und stießen. Der aber hielt ein Zeitungsblatt in der Hand und las vor, beim Schein der weißblendenden Mittagssonne, die vom Himmel herab brannte, rückstrahlend von allen Seiten, als hinge sie in einer blauen rundgewölbten Laterne. — Mit gehobener gleichtönender Stimme las er ihnen vor; und man hörte „Duma“ und „Duma“ und dann wieder Fragen und Zwischenrufe, selten ein Lachen. — Es atmete alles zum Zerreißen gespannte leidenschaftliche Aufmerksamkeit . . .

Und dahinter blinkten die braunen Schienen wie sonst und der Mohn blühte am weißen Steinhang wie sonst. — Aber das Lied, das die Vögel vor dem Fenster sangen, mitten in die Versammlung hinein, klang wie ein Lied von Freiheit, und schlug irgendwo ein Eisen an das andere, so klang es nach gesprengten Fesseln. Und die Glut schien so viel schwüler zu brüten, als träumte es in der Luft schwere Träume von Blut und Mord. —

Da, auf dem Lande habe ich sie auch gar aufgeregt gesehen, die russischen Bauern. Agitatoren und Zeitungen hatten große Hoffnungen in ihnen erweckt. Da sagte mir der russische Kutscher auf der Steppe seine politische Meinung und fragte mich nach den Agrar- und Arbeiterverhältnissen in Deutschland aus. Da wollten im Hügelland nordwärts von Odessa die Leute wissen, wie es mit der Duma stehe, ob man denn Land bekomme oder nicht, während man gut alttestamentlich die Pferde nebeneinander die Schnauzen in dieselbe Tränkrinne stecken ließ. — Und weiter alle die politischen Gespräche auf der Bahn! Mit dem stockreaktionären Oberst, der in der Revolutionsbewegung eine Art epidemischen Wahnsinn sah (nicht so ganz mit Unrecht) und mit glühendsten Verteidigern der Freiheit. Da konnte man von den zarten Lippen einer blutjungen blassen Studentenfrau dieselben blutrünstigen Reden hören wie aus dem Munde des schwarzgelockten israelitischen Revolutions-Theoretikers (auf die Theorie beschränkten sich die ja fast immer), der in kühler schlafloser Sommernacht mir gegenüber lag auf der nach russischem System aufgeklappten Lehne der langen Polsterbank, hart unter der Wagendecke . . .

Und die Deutschen? Nun, auf sie hat die Bewegung zunächst so günstig wie möglich gewirkt. Früher hatten sie weltabgeschieden dahingelebt. Wüste und Privilegien hatten eine zweifache Mauer um sie gezogen. Von der Reichspolitik — soweit es eine solche gab — wußten sie nichts, wollten auch nichts davon wissen. Sie bauten ihren Acker und aßen ihr Brot und waren guter Dinge. Und auch, als man die alten Privilegien beschnitt, grollten sie zwar zuerst ein wenig, fanden sich aber doch schnell genug wieder zurecht. Doch nun wurde es anders, in unglaublich kurzer Zeit anders. Das zeitweilige Aufhören jeden Drucks und das allgemeine Aufflammen ließ auch ihr Nationalgefühl sich aufraffen. Sie fühlten sich wieder als Deutsche von einem Stamm, nicht nur als die höher stehende Rasse im Lande. Sie suchten sich wieder ihre Sprache zu sichern und suchten Anschluß einer an den andern. Schulvereine wurden gegründet, Versammlungen abgehalten, in Odessa und sonst hin und her. — Aber auch politisch lernten sie denken und empfinden. Sie mußten ja teilnehmen an der großen Reichspolitik, mußten wählen und Partei ergreifen. Und Deutsche Kolonisten kamen in die Duma. So kam es zu der deutschen südrussischen Gruppe und anderem. —

Aber mußte nicht ihnen gerade schwerer Schaden drohen, sei es von nationaler, sei es von wirtschaftlicher Gleichmacherei, von letzterer, der Landverteilung, zumal? — Gewiß, und diese Gefahr, die Angst davor, hat manchem den Wanderstab in die Hand gedrückt. Aber wo immer deutsche Bauern geschlossen in ihren Dörfern

saßen, da hat ihnen die Revolution bisher kaum irgendwo etwas getan. Man hörte wohl davon sprechen, Leute in Studentenuniformen wären durchs Land gezogen und hätten die russischen Arbeiter unter Versprechung von viel Geld und unter Mitnahme ihrer Pässe zum Streik beredet. Aber nachher tat es denen selbst leid. Und eine kleine Revolte, bei der ein Deutscher unerhebliche Verletzungen erlitt, wurde durch eine gehörige Tracht Prügel unterdrückt. Anders war es freilich auf den „Gütern“ der einzeln wohnenden großen Bauern oder in den Dörfern, wo sie mit Russen zusammen wohnen, oder endlich gar auf den Riesenbesitzungen der deutschen Großgrundbesitzer um Odessa. Hier ist wohl geplündert worden und verbrannt, hier hat man zerstört und unermeßliche Werte — oft dazu in unmenschlicher Grausamkeit gegen Pferde und Vieh — vernichtet. — Im deutschen Dorf hatte man aber vielerorts regelrechten Selbstschutz, auch wohl militärischen Schutz, besonders wenn sich ein Kreischef (Landrat) einmal seine Versetzung aus der öden Gegend verdienen wollte. Und vor den Deutschen in größerer Menge, selbst wenn sie nicht einmal regelrecht bewaffnet waren, hatten die Russen gewaltigen Respekt. „Die Deutschen kommen“ war Schreckensruf für die Revolutionäre ebenso wie für die Helden vom schwarzen Hundert. Und in einem Städtchen, wo bei Lage der sozialen Verhältnisse die Juden während der Zeit der großen „Progrome“ auf alles hätten gefaßt sein müssen, ist ihnen nichts geschehen, weil der schlaue Polizeioberst 150 deutsche Kolonisten aus der Nachbarschaft den Wachtdienst versehen ließ. —

* * *

Die deutschen Steppendörfer zeigen im allgemeinen dasselbe Gesicht. Das erste gab mir den charakteristischen Eindruck auch für alle späteren. Alles ist rechteckig, genau nach der Schnur angelegt mit eigentümlicher Pedanterie. Von einem malerisch einen Berg hinauf gestellten russischen Dorf sagte ein Kolonist mir verächtlich: Da habe sie nicht nach der Schnur gebaut... Schnurgerade ist die Dorfstraße, dazu enorm breit, bis zu 70 Meter; — so können aber die Herden und die Pferde besser ausgetrieben werden, alle miteinander auf die Weide, wie es hier Brauch ist. Fast wie ein nach zwei Seiten offener Platz sieht die Straße aus — auch mittlere Dörfer haben nur eine —; sie wird flankiert von langen weißen oder doch hellen Mauern in Brusthöhe aus Ziegeln oder Muschelkalk aufgeführt. In ununterbrochener Linie schließt sich eine an die andere, meist durchbrochen, in recht gefälliger Form. Ich habe aber auch da, wo es etwas mehr Holz gab, regelrechte gestrichene Zäune gesehen in europäischem Geschmack. Hohe Akazien — für die Steppe der dankbarste Baum — ließen ihre gefiederten Zweige und die schneeigen Blütendolden über die Mauern hängen. Die Häuser dahinter hatten sich diskret zurückgezogen und versteckten ihre Dächer unter den buschigen Kronen. — Es war um die Zeit, da Iris und Tulpen in den Gärten blühen in schwüler Farbenglut. Und die Kolonisten schmückten damit, was es zu schmücken gab: sie wanden schwere Guirlanden und legten sie um Betpult und Altar beim Gottesdienst, um das Katheder zur Schulfeier, sie stellten Riesen-

sträuße in Tonkrügen hin. — Die Häuser selbst sind einstöckige, aber ansehnliche Gebäude, oft mit Vorbau und Veranda versehen. Der Eingang weist nicht nach der Straße hin. — Meist sind sie aus Backsteinen gefertigt und vielfach in lebhaften Farben gestrichen — russische, in der Krim auch tatarische Motive spielen hier ebenso hinein wie an Tor und Mauer —. Mehr für die Wirtschaftsgebäude verwertet fand ich die „Lehmbatzen", aus Lehm und Stroh annähernd noch nach dem Rezept der alten Pharaonen geknetete Luftziegel.

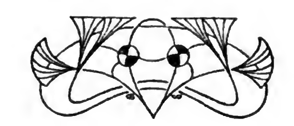
Außer dem Wohnhaus ist auch beim einfachen Bauern noch ein leichtgebautes Häuschen da, die „Sommerküche". Hier wird während der Sommermonate gekocht, gebacken, gewohnt und geschlafen. Die Kolonisten haben sich daran so gewöhnt, daß ich auch bei Rückwanderern in Posen dasselbe System beibehalten fand. Die Wirtschaftsgebäude um den peinlich sauberen Hof (kein Wunder, da es keine Dungstätte gibt) beschränken sich etwa auf die Wagenremise mit dem Kornboden darüber, auch wohl unter einem Dach mit dem Wohnhaus, — und auf den Pferdestall oder einen nur unbedachten Stand für die Pferde. Vielleicht steht noch eine Scheune für landwirtschaftliche Maschinen dabei. Auf dem Hof ist der sorgfältig festgestampfte Dreschplatz, auf dem das Korn noch vielfach mit einer gerillten Steinwalze urältester Konstruktion „ausgeritten" wird. Für das Milchvieh Stallungen mit besonderem Viehhof dazwischen. — So ungefähr sieht es in der Wirtschaft eines Kolonisten aus. Charakteristischer aber als das alles — es fällt das bei der Einfahrt sofort in die Augen — ist der Strohhof, ein verhältnismäßig großer Platz hinter dem Hause, von mächtigen Strohhaufen umschüttet. Hier hält sich wohl auch des Winters das Vieh auf. Das Stroh wird als Futter, aber auch zum Feuern verwendet, etwa bei Lokomobilen. Am meisten brennt man es freilich erst, wenn es mit dem Dung zu sogenanntem „Mistholz" zusammengeknetet ist. Man konnte hier und da zusehen, wie diese Masse gewalzt und in viereckige Stücke geschnitten wurde oder wie diese übereinandergeschichtet an der Luft trockneten. — Sonst weiß man hier ja mit dem Mist nichts anzufangen. Man fährt ihn sogar einfach nach einer Grube oder einem Fluß ab. — Außer dem Hausgarten hinter dem Hause wohl noch der Weingarten usw. Natürlich ist das nicht überall gleich. —

Im Hause ist wenigstens die Paradestube stets blitzsauber gehalten. Der Fußboden ist bei den einigermaßen Bemittelten fein gestrichen, auf dem Tisch liegt eine bunte Decke und im Zimmer steht und hängt allerlei hölzerner, metallener und papierener Zierrat umher, freilich oft mehr Willen zum Schmuck als wirklichen Schmuck darstellend. So ist es auch mit den Farben am Hause. In einem Dorf sah ich ein Mädchen, mit einem besenartig großen Pinsel ausgerüstet, emsig damit beschäftigt, die ganze Treppe knallblau zu streichen. — An den Wänden hängen Bilder: Kaiserbilder, Christusbilder, plumpe Darstellungen aus der heiligen Geschichte; auch Konfirmationssprüche. Hochgetürmt stehen in der guten Stube die Prunkbetten, höchstens dem Gast — etwa dem zum Gottesdienst gekommenen Pastor — als Lagerstätte zugänglich. Kissen mit gehäkelten Ein-

sätzen liegen darauf. Bezogene Bänke — eine Art Übergangsstufe zum Sofa — neben bemalten Truhen. Die Füllung der Eingangstür geht in den Rahmen eines Wandschranks über, in dem Teller und Tassen hinter Glas zur Schau stehen. Auch ein Harmonium habe ich schon im Bauernhaus gefunden. — —

Es ist ein breites und bequemes Leben, das hier geführt wird, wenn auch die körperliche Sauberkeit, zumal bei den Älteren, mitunter manches zu wünschen übrig läßt und in bezug auf Licht und Luft nicht immer nach den Regeln der Hygiene verfahren wird. Aber echtes Bauernprotzentum sagt selber: „hier ist keine Kopekenwirtschaft, sondern eine Rubelwirtschaft." Man denke nur daran, daß auf einem Bauernhof im Herbst 10—12 Schweine geschlachtet werden! Und dann das Essen und Trinken, wie man es bei den Bauern vorgesetzt bekommt. Zum Eingang vielleicht einen Likör mit Süßigkeiten. Dann eine Nudelsuppe mit Zimmt, zwei Fleischgerichte, eine süße Nachspeise und Kaffee; dazu südrussischen, vielfach eigenen Wein. Befremdlich wird es dem Neuling erscheinen, daß die Suppe in einer Waschschüssel aufgetragen wird, — einmal war es bestimmt dieselbe, in welcher ich mir vorher die Hände gewaschen hatte. — Ist ein Gast da, so darf sich die Frau bei Leibe nicht mit an den Tisch setzen. Sie hat dann nur zu bedienen, eine auch sonst noch erhaltene deutsche Bauernsitte. — Dazu die Worte einer alten Bauernfrau an mich: „nun, wie gefällt es Ihnen denn im schmutzigen Rußland? — Aber Brot essen wir halt gut hier." —

(Schluß folgt.)





Der Wandel in der Bewertung der Festung.

Von

H. Frobenius.

„En général, ni les fortifications, ni le nombre des soldats défendent une ville, mais tout depend de la tête plus ou moins forte de celui qui y commande.“ Dieses Wort Friedrichs des Großen ist ohne Zweifel ebenso auf die Kommandierenden der Belagerungsarmeen wie auf die Kommandanten der Festungen anzuwenden, und unter der „tête forte“ nicht nur große Charakterstärke, sondern auch geistige Befähigung und wissenschaftliche Vorbildung für die verantwortungsvolle Leitung zu verstehen, demnach als Vorbedingung für die Leitung im Festungskriege eine gründliche Vorbereitung auf dessen Sonderaufgaben zu verlangen — eigentlich eine ebenso selbstverständliche Forderung, wie die Vorbereitung der Armeeführer auf den Feldkrieg. Wir haben anderes erlebt. Diese Vorbereitung fordert eben eine gründliche Beschäftigung mit den Fragen des Festungskrieges, die wiederum das Interesse für die Festung zur Vorbedingung hat; und dies hängt lediglich von der Wertschätzung ab, welche die Festung in der Armee genießt. Sinkt diese auf den Standpunkt, der die Festung als eine „quantité négligeable“ betrachtet, so hält die Heeresleitung es nicht mehr für notwendig, dies wichtige Kriegsinstrument in gleicher Weise wie die Feldarmee zeitgemäß zu entwickeln und seine wesentlichen Bestandteile zu erhalten, und das Offizierkorps glaubt der Beschäftigung mit den Fragen des Festungskrieges, die ihm wegen der herrschenden Unkenntnis schwieriger erscheinen als sie es sind, entraten zu können. Die Folge ist, daß wir im Bedarfsfalle weder brauchbare Festungen, noch zuverlässige Kommandanten und Führer der Belagerungskorps haben. Und daran wird merkwürdigerweise auch nichts durch das Bewußtsein geändert, daß wir unsere Grenzen gar nicht überschreiten können, ohne auf feindliche Festungen zu stoßen; es ist lediglich die Bewertung der Festung, die für das Studium des Festungskrieges bestimmend ist, und deshalb nicht überflüssig, den Verhältnissen nachzuforschen, die sie beeinflußten.

So hoch auch Friedrich der Große die Festung als Kriegsinstrument geschätzt und so viel Fleiß er auf ihre Ausgestaltung und Verwertung gelegt hatte, nach seinem Tode glaubte die preußische Armee in der Wahn-

vorstellung ihrer eigenen Unüberwindlichkeit dank der friederizianischen Taktik sie entbehren zu können, und die Folge des Tiefstandes der Bewertung der Festung zeigte sich im Jahr 1806. „Nach dem damals bei uns herrschenden Geiste," bemerkte General v. Reiche, „war die Armee allein die eherne Mauer, die den Staat beschützte, und man meinte, sobald diese geschlagen, könne aller fernere Widerstand zu nichts führen, als Menschen ohne Zweck unglücklich machen." Die Festungen waren vernachlässigt und als „der wahre Schild des Landes", die Armee, in ungeschickter Hand unter den wuchtigen Schlägen Napoleons zersplitterte, glaubten die Kommandanten in der Mehrzahl, das Leben ihrer Besatzung für das Wohl des Landes höher einschätzen zu müssen, als die Verteidigung der ihnen anvertrauten Plätze. Ihre schmachvollen Kapitulationen ließen sie als Opfer der in der Armee herrschenden Geringschätzung der Festung fallen, und nicht hoch genug sind die Verdienste der Verteidiger von Neiße (General Steensen), Kosel (General v. Neumann und Oberst v. Puttkammer), Danzig (Leutnant Pullet als Seele der Verteidigung), Kolberg (Major v. Gneisenau) und Graudenz (General v. Courbière) einzuschätzen, die in Pflichttreue und besserer Überzeugung von dem Wert der Festung der allgemeinen Mißachtung trotzten. Nicht weniger ihre „tête forte", die dem Staate einige wertvolle Stützpunkte erhielt, als die hartnäckige Verteidigung der so leichtfertig dem Gegner überlassenen Plätze durch die französischen Besatzungen öffneten die Augen und ließen die frühere Geringschätzung als völlig unberechtigt erkennen: die Bewertung der Festung nahm einen gewaltigen Aufschwung, und nach dem Friedensschluß von 1815 beeilte man sich, die Landesgrenzen durch feste Plätze zu sichern, die durch die Hand genialer Ingenieuroffiziere einen bisher nie erreichten Grad defensorischer Stärke erhielten.

Mit der Herstellung des Achtung gebietenden Instrumentes wurde leider nicht ein allgemeineres Interesse für den Festungskrieg erregt: man war zu sehr gewöhnt, ihn als Sondergebiet der beiden Sonderwaffen, der Ingenieure und der Artillerie, zu betrachten und deshalb ist es sehr erklärlich, daß die in ihrer Reichhaltigkeit an Verteidigungsmitteln angestaunte aber betreffs ihrer Verwendbarkeit und Leistungsfähigkeit nicht verstandene Festung ebenso schnell wieder im Werte sinken konnte, als sie sich Bewunderung und Hochachtung erworben hatte. Die Verschiedenheit und Art der hierbei mitwirkenden Gründe zeigt, wie bereit der Mensch ist, Veranlassungen zu finden, die ihn von einer unbequem empfundenen Pflicht — hier dem Studium des Festungskrieges — zu entbinden geeignet sind.

Natürlich war die Artillerie, die sich von jeher mit Vorliebe als Vertreterin des Angriffs betrachtete, ernstlich bestrebt, durch weitere Entwicklung ihrer Waffe diesem das Übergewicht wieder zu verschaffen, das er durch Vauban erhalten hatte. Sehr richtig sagte Choumara im Jahre 1827: „Vauban hat den Einfluß der Befestigung am meisten beeinträchtigt und es dahin gebracht, daß die meisten Menschen die Festungen als eine Last der Staaten betrachten.“ Als nun der Herzog v. Wellington, „der Stürmer“, nach Besichtigung der ihm uneinnehmbar erscheinenden Festung Koblenz zu Woolwich 1824 Versuche anstellen ließ, mittels indirekten Schusses aus Haubitzen das durch eine Erdmaske dem Blick entzogene Mauerwerk zu zerstören und dies Ziel — allerdings mit dem großen Aufwand von 2100 Schüssen — erreichte, sah die Artillerie den Weg, den sie zu verfolgen habe, um der Festung das erlangte Übergewicht wieder streitig zu machen. Sie wendete sich der Konstruktion schwerer Wurfgeschütze zu, und die mit diesen angestellten Versuche (1856 und 1857) gaben, obgleich sie noch keine glänzenden Ergebnisse erzielten, doch dem Ansehen der Festung den ersten Stoß.

Auffallenderweise war es aber in weit höherem Maße die Belagerung von Sebastopol, die dieses schädigte. Obgleich hier gerade die Anwendung der von den preußischen Ingenieuren aufgestellten Grundsätze für die Verteidigung (Entwicklung starker Geschützmassen auf langen Linien, Festhalten des Vorfeldes durch Stützpunkte der Infanterie und Verzögerung des Nahangriffs durch die Minenverteidigung) den glänzenden Erfolg hatte, daß die notdürftig hergestellte Festung den erstaunlich langen Widerstand von 346 Tagen leistete, zog man fast nur die Tatsache in Betracht, daß es eine improvisierte Befestigung gewesen, die hier mehr leistete als bisher die meisten der permanent ausgebauten Festungen. Man verlor aus den Augen, daß in Sebastopol Verteidigungsmittel von einer beispiellosen Reichhaltigkeit aufgespeichert waren, daß die täglichen Verluste, die sich bis zu der erschreckenden Ziffer von 3000 Köpfen erhoben, durch Abgaben der Feldarmee an die nur auf einer Seite eingeschlossene Stadt immer wieder ersetzt werden konnten, und gab zum ersten Male dem Gedanken Raum, daß die Armee vielleicht gar keine Festungen brauche, sich im Bedarfsfalle solche wohl selbst improvisieren könne. Das Interesse ward dadurch in dem Maße herabgedrückt, daß die Armee, die sonst jedem kriegerischen Vorgang mit gespanntester Aufmerksamkeit zu folgen und aus seinem eingehenden Studium Nutzen zu ziehen sucht, ganz davon Abstand nahm, aus den Kämpfen um Sebastopol Belehrung zu schöpfen; und daraus ergab sich die auffallende Ungeschicklichkeit, mit der

sie im Jahr 1870 die Verwunderung der Franzosen erregte, die ihrerseits nicht versäumten, das vor Sebastopol Gelernte in Metz und Paris zur Anwendung zu bringen.

Nachdem die Belagerungen des nordamerikanischen Freiheitskrieges, Vicksburg und Richmond-Petersburg, die gleichfalls nur improvisierte Befestigungen im Charakter von Armeestellungen zum Gegenstand hatten, nur geeignet waren, der einmal gefaßten Idee Nahrung zu geben, sollte die preußische Armee selbst vor Düppel die Erfahrung machen, daß eine — allerdings von langer Hand vorbereitete, aber doch nur — mit Behelfsmitteln hergestellte Armeestellung sie zum belagerungsmäßigen Vorgehen nötigte, und anstatt daß dies selbst erlebte Beispiel des Festungskrieges das Interesse an diesem angeregt hätte, konnte es nur dazu dienen, die einmal vorgefaßte Meinung zu verstärken. Man vergaß bald, daß man diese Befestigung durch schnellen Entschluß und mit einigen Opfern zu rechter Zeit recht wohl hätte mit stürmender Hand bewältigen können, man übersah, daß die feindliche Armee sie unmöglich in der kurzen Zeit, die ihr auf dem Rückzuge zu Gebote stand, hätte herstellen können, daß sie vielmehr eine beinahe fertige Stellung, die nur zu ihrem Schaden nicht permanent ausgebaut worden war, bezog, und ließ sich durch die der Behelfsbefestigung erwiesene Ehre des „förmlichen Angriffs" zur Geringschätzung der so leicht, wie man meinte, zu ersetzenden permanenten Festung verleiten. Der Beschluß der Landesverteidigungs-Kommission vom 19. April 1869 „Befestigungen, welche für die Landesverteidigung als notwendig anerkannt sind, müssen im permanenten Stil erbaut sein" beweist, wie solche Ansichten schon an Raum gewannen, da man sie in der Kommission in Erwägung ziehen mußte und den Versuch machte, ihnen entgegenzutreten.

Gründete sich bisher die Geringschätzung der Festung nur auf die Überschätzung improvisierter Anlagen und auf irrtümliche Vorstellungen von ihrer schnellen Herstellbarkeit, so wendete sich die Vervollkommnung der Artillerie unmittelbar gegen die Festung, indem sie ihre Widerstandskraft in Frage stellte: mit den gezogenen Hinterladern erreichte man das vom Herzog v. Wellington angestrebte und nur bedingungsweise erlangte Ziel, die Möglichkeit, aus der Ferne die durch Erdmasken gedeckten Mauerbauten zu fassen und zu zerstören. Die bedeutend vergrößerte Schußweite stellte ferner in Aussicht, daß man eine angegriffene Stadt in allen Teilen erreichen und zertrümmern könne, und der von de Blois im Jahre 1865 aufgestellte Satz: „Das Bombardement ist die furchtbarste, entscheidendste aller Angriffsarten" fand bei der preußischen Artillerie

allgemeine Zustimmung. So ging man mit der Ansicht in den Krieg von 1870, daß die übergroße Zahl der veralteten, kleinen Festungen des Gegners der Beachtung kaum wert, daß sie durch ein kurzes Bombardement mit dem neuen Geschütz, und zwar sogar mit dem kleinen Kaliber des Feldgeschützes, zur Übergabe zu zwingen seien. Nur daraus ist es erklärlich, daß die Heeresleitung nicht die geringsten Vorbereitungen für die Aufgaben des Festungskrieges traf, daß sie nur gegen die höher eingeschätzte Festung Straßburg, die als Faustpfand im Elsaß jedenfalls erobert werden mußte, ein Belagerungskorps aufstellte, aber weder Kräfte noch Mittel bereitzustellen für nötig erachtete, um sich die Nutzbarmachung der unbedingt notwendigen Eisenbahnen durch Bewältigung der sie sperrenden Plätze zu sichern. Der Mangel an Mitteln trug nicht unwesentlich dazu bei, daß die deutschen Armeen, nachdem sie vor Metz und Paris festgelegt waren, monatelang in defensiver Untätigkeit ausharren mußten, während dem Gegner Zeit und durch den ihm unbestrittenen Besitz zahlreicher Festungen die Möglichkeit geboten war, ungestört neue Heere zum Entsatz der Hauptstadt aufzustellen. Sehr verspätet erst konnten kleine Belagerungkorps gebildet werden, nachdem die Gefährdung der Verbindungslinien sich in bedenklicher Weise gesteigert und die Öffnung einer einzigen Bahn sich als völlig ungenügend erwiesen hatte, und der Unzulänglichkeit der Kräfte ist in erster Linie der schleppende Verlauf mancher Belagerung, vorzüglich der von Belfort zuzuschreiben, welche wichtige Festung infolgedessen beim Friedensschluß wieder zurückgegeben werden mußte. Es ist sehr bemerkenswert, daß von den wenigen Belagerungen, die einen raschen, glänzenden Verlauf nahmen, die drei wichtigsten, die von Diedenhofen, Montmédy und Mézières, durch einen Ingenieur-General geleitet wurden, daß im übrigen fast durchweg die Leitung ihrer Aufgabe nicht gewachsen war.

Mußte man diese bedauerlichen Verhältnisse als eine natürliche Folge der bisher noch ganz unbegründeten Entwertung der Festung erkennen, so war die Annahme berechtigt, daß die Erfahrungen des Krieges zu einem gründlichen Studium ausgenutzt, daß das Interesse in erhöhtem Maße der Festung und dem Festungskrieg zugewendet werden würde. War doch der Krieg vom September an ein Festungskrieg im großartigsten Maßstabe gewesen, hatten doch selbst vernachlässigte, veraltete und mit wenig Verständnis verteidigte Festungen sich über Erwarten widerstandsfähig erwiesen, und waren doch die Leistungen der deutschen Artillerie weit hinter den auf den Schießplätzen erreichten zurückgeblieben; mußte doch der Armeeleitung im Bewußtsein der überall zu Tage ge-

tretenen ungenügenden Vorbildung und Vorbereitung für den Festungskrieg als eine ihrer ersten Pflichten erscheinen, diesem in Zukunft dasselbe Interesse zuzuwenden, wie dem Feldkrieg. Aber ganz im Gegenteil wurden in dem Generalstabswerk über den Krieg die Belagerungen nebensächlich behandelt, hielt man nicht eine einzige für würdig, durch eingehende kritische Darstellung dem Verständnis der Armee nähergebracht zu werden, und als nach 23 Jahren eine Veröffentlichung des Großen Generalstabes sich mit einer französischen Festung beschäftigte, geschah es, um an dem Beispiel von Langres den — überdies mißglückten — Beweis zu führen, daß die Festung eine Einwirkung auf die Operationen der Feldarmee auszuüben nicht imstande wäre. Bei der einflußreichen Stellung des Generalstabes in der Armee konnte dies Verhalten nur zur weiteren Entwertung der Festung wesentlich beitragen. Da nun anderseits doch die Vervollständigung des Landesverteidigungs-Systems die Um- und Neugestaltung zahlreicher Festungen verlangte, mußten wichtige, sie betreffende Fragen im Schoße der Landesverteidigungs-Kommission zur Beratung und Klärung kommen. Das berührte aber das allgemeine Interesse nicht, da die Verhandlungen selbstverständlich geheim gehalten wurden; es wiederholte sich der Vorgang, den wir nach 1815 beobachten konnten: man sah neue, starke Festungen in mächtigen Abmessungen und in neuer, auf die Leistungsfähigkeit der Angriffsmittel gebührend Rücksicht nehmender Ausstattung entstehen, man bewunderte sie, aber man beschäftigte sich nicht mit ihnen; man wandte die ganze Aufmerksamkeit dem Studium der Schlachten und Gefechte des großen Krieges zu und betrachtete die Belagerungen als zu vernachlässigende, nebensächliche Episoden, wobei man der — allerdings irrtümlichen — Meinung war, daß der nach seinen hohen Verdiensten gewürdigte und als maßgebend erachtete Feldmarschall Graf Moltke diesen Standpunkt teile. Es ist deshalb erklärlich, daß die Kämpfe um Plevna im Jahre 1877, wo wiederum Armee gegen Armee stand und eine mit feldmäßigen Mitteln hergestellte Befestigung den Angreifer zum belagerungsmäßigen Angriff nötigte, vielmehr das Interesse erregte und zum Studium aufforderte, als alle Beispiele des Festungskrieges von 1870/71, und es ist verständlich, daß die Idee der an Stelle der permanenten tretenden improvisierten Festung neue Nahrung erhielt. Hierzu kam, daß die stetig vorschreitende Vervollständigung des Eisenbahnnetzes die Frage anregte, ob es überhaupt noch möglich und angängig sein werde, diese für die Kriegsführung unentbehrlichen Verkehrslinien alle durch Befestigungen zu schützen, und ob die Festungen, deren Wert als Depotplätze ohnedies

durch die Möglichkeit der Zufuhr aus entlegenen Gebieten mittels der Schienenbahnen sehr herabgedrückt worden war, nicht vielleicht ganz entbehrlich würden, zumal wenn die Armee im Bedarfsfall sich selbst sie durch improvisierte Stellungen ersetzen könne. Die Frage darauf zuspitzend: Festungen oder Eisenbahnen?, hatte Moltke schon 1872 sich geäußert: „Ist man durch einen hohen Grad von Kriegsbereitschaft zur Initiative befähigt, so verteidigen Eisenbahnen das Land besser als Festungen", und den Gedanken weiter ausgeführt, daß der beste Schutz der Eisenbahnen bewirkt werde, wenn man den Krieg in Feindes Land trage, daß deshalb eine möglichste Erhöhung der Streiterzahl anzustreben und die Armee nötigenfalls auf Kosten der Verteidigungsmittel zu verstärken, d. h. die Festungsbesatzungen zu vermindern seien, weil der Verteidigung durch die Eisenbahnen größere Vorteile erwüchsen als dem Angriff. Dieser Gedanke beherrschte Jahrzehnte lang die ganze Festungsfrage und hat wesentlich auf die Gestaltung unseres Festungssystems eingewirkt. Schon General v. Kameke machte auf die Gefahren aufmerksam, die mit der unbeschränkten Verfolgung dieses Weges verknüpft seien, da hierbei gar nicht mit der Möglichkeit ungünstiger Verhältnisse gerechnet werde! „Wie wird es, wenn wir durch die Ereignisse der Initiative beraubt werden? Dann erweisen sich die Eisenbahnen als ein zweischneidiges Schwert, dessen Schärfe sich gegen uns wendet (weil der Gegner unsere Bahnen mangels ihrer Sperrung gegen uns ausnutzen kann). Dieser Moment der verlorenen Initiative ist aber der Fall, in welchem wir überhaupt nur Festungen gebrauchen." Neuerdings darf man wohl die Lösung der Frage als die richtige betrachten, daß sich Eisenbahnen und Festungen gar nicht in der Alternative gegenüber zu stellen sind, daß sie sich vielmehr gegenseitig ergänzen und deshalb beide als Verteidigungsmittel unentbehrlich sind, wobei der Schutz sämtlicher Linien gar nicht anzustreben ist, da die Nutzbarkeit vereinzelter Nebenlinien für die Riesenheere wenig Bedeutung mehr hat.

Die erwähnten Ansichten des Feldmarschalls konnten unmöglich die Achtung vor der Festung in der Armee erhöhen, zumal jetzt Schlag auf Schlag gegen sie geführt wurde. Im Jahr 1880 glaubte General v. Scherff mit dem Vorschlag der Bereitstellung aller nötigen Verteidigungsmittel im Frieden, die im Bedarfsfalle der Armee zur schleunigen Herstellung einer „fliegenden Festung" erforderlich wären, die Idee der improvisierten Festung weiter ausgestalten zu müssen, und Major Scheibert, der hauptsächlich für diese eintrat, ermüdete nicht, zu ihren Gunsten die Widerstandsfähigkeit der permanenten Festung in Frage zu

stellen. Während bereits seit Jahren im Ingenieurkorps durch die Initiative des Majors Wagner die Mittel erwogen und vorbereitet wurden, die einen gewaltsamen Angriff — in erster Linie vereinzelter Werke, wie der französischen Sperrforts — überhaupt erst ermöglichen konnten, glaubte Scheibert, mit großen Massen die Zwischenräume des intakten Fortgürtels einer großen Festung durchbrechen und damit dem schwierigen und zeitraubenden belagerungsmäßigen Angriff ausweichen zu können. Dieser Gedanke, so wenig durchgearbeitet und auf seine Ausführbarkeit geprüft er war, hat sich nicht nur in der deutschen Armee eingebürgert und lange Zeit standhaft erhalten, sondern er kam auch vor Port Arthur mit einer Rücksichtslosigkeit zur Ausführung, wie sie bei europäischen Armeen kaum denkbar wäre, und — hat seine volle Erfolglosigkeit einer braven Verteidigung gegenüber dargetan. Aber solange fraß er wie ein schleichendes Gift an dem Ansehen der Festung.

Über allgemeine Andeutungen kam man anderseits mit der „fliegenden Festung“ nicht hinaus und überließ es einem Vorkämpfer der permanenten Festung, Oberstleutnant Wagner, demselben, dem die Konstruktion des Sturmgerätes zu danken ist, eine gründliche Untersuchung der zur Herstellung einer notdürftigen improvisierten Festung erforderlichen Zeit und Mittel anzustellen und nachzuweisen, daß die Verwirklichung dieses Fantasiegebildes auf meist unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen muß, und daß selbst bei Vorrätighalten aller erforderlichen Mittel auf die rechtzeitige Fertigstellung auch nur der Verteidigungsstellung niemals mit Sicherheit zu rechnen ist. Daß aber eine Festung außer dieser die verschiedenartigsten großartigen Anstalten umfassen muß, um ihren Zweck zu erfüllen, und daß diese der Ersatzfestung immer fehlen würden, das hatten deren Fürsprecher vollständig übersehen. Bietet doch sogar trotz des Hilfsmittels der Eisenbahnen schon der Transport der Baustoffe sehr bedenkliche Schwierigkeiten, da jene für andere Zwecke der Armee in Anspruch genommen sein werden, so daß man nicht übersehen kann, wie die Heranschaffung des gewaltigen Parkes schwerer Geschütze und ihrer ein riesiges Gewicht darstellenden Munitionsmassen bewältigt werden soll. Und damit ist nur erst das Unentbehrlichste an Verteidigungsmitteln beschafft, kein Lazarett, keine Unterkunftsräume für die Truppen, den Schießbedarf, die Verpflegungsmittel, keine Bäckereien, Stallungen und eine Unzahl weiterer Baulichkeiten errichtet, deren die Festung bedarf. Und selbst, wenn die Verhältnisse, wenn die Langsamkeit und Schwerfälligkeit des Gegners es gestatten sollten, eine notdürftige Anlage, wie die von Plevna herzustellen, so ist die Armee von nun an an diese

gebunden, und dies widerspricht geradezu dem Zweck, den eine Festung zu erfüllen hat. Sie soll mit Hilfe einer geringen Besatzung einen strategisch wichtigen Punkt, einen Knotenpunkt der Verkehrswege, der Benutzung der Armee, dieser aber, aller Rücksichtnahme ledig, die unbedingte Bewegungsfreiheit sichern; und wenn man nach 1870 aus dem Verfahren Bazaines den falschen Schluß zog, daß die Festung die Feldarmee in Gefahr bringe, mit ihr zugleich vernichtet zu werden, so fiel man jetzt in den Fehler, die Armee an eine selbstgeschaffene Stellung zu fesseln, von der zu lösen um vieles schwieriger ist, ihr also mit der Beraubung der Bewegungsfreiheit die Alternative aufzuzwingen, entweder in der Stellung zu siegen oder mit ihr zu Grunde zu gehen. Es ist unbegreiflich, daß gerade das Beispiel von Plevna hierüber nicht die Augen geöffnet hat, und daß es ausgenutzt werden konnte, um das Ansehen der Festung herabzudrücken.

Dem Festungsbau wuchsen zu dieser Zeit in den Panzerkonstruktionen des Majors Schumann Hilfsmittel zu, die sehr gewichtig den Fortschritten der Artillerie gegenüber in die Wagschale fielen, und man zögerte nicht, deren leichtere Gattungen, von denen eine entgegenkommenderweise sogar zerlegbar hergestellt wurde, für die „fliegende Festung" auszubeuten. Diese allerdings wesentlichen Hilfsmittel sind aber jetzt auch hinfällig geworden, da seit Einführung der Sprengstoff-Granaten die Konstruktion widerstandsfähiger zerlegbarer Panzer unmöglich geworden ist.

In der weiteren Entwicklung der gezogenen Wurfgeschütze und in der Einführung der Visanzgranaten erwuchs der Festung die größte Gefahr. „Nun ist es mit ihr zu Ende," jubelten ihre Gegner, „denn keine Erdmaske kann das Mauerwerk gegen diese gekrümmten Flugbahnen mehr sichern, kein Gewölbe und keine Mauer ihrer vernichtenden Wirkung mehr widerstehen!" Man sah die völlige Entwertung der Festung voraus. Es war die schwerste Krisis, die von ihr zu überwinden war, doppelt schwer, weil damit die von dem Chef des Ingenieurkorps, General v. Brandenstein, verfügte Verminderung des Etats der Festungsbau-Offiziere von 221 auf 177 Köpfe zusammenfiel, an welch letzterer Zahl sogar noch 15 fehlten. Das Korps hat in jenen schweren Jahren einen allerdings der allgemeinen Kenntnis verborgenen, weil innerhalb der Festungswerke allein zum Ausdruck gekommenen, aber deshalb nicht weniger glänzenden Beweis seiner Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit erbracht, denn es hat die Mittel gefunden, um der drohenden Übermacht der Angriffsartillerie in jeder Beziehung zu begegnen und die Festung stärker als je auszugestalten.

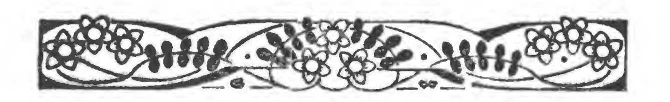
Die Artillerie war selbstverständlich wenig geneigt, dies anzuerkennen und damit das erlangte Übergewicht aufzugeben. Sie konnte zwar nicht leugnen, daß auch ihre schwersten Sprenggranaten nicht imstande seien, die neuen Betondecken zu durchschlagen, und sie mußte zugestehen, daß die Panzer neuster Konstruktion nahezu unverwundbar und nach Ersatz der Hartguß-Vorpanzer durch solche aus Stahlguß auch nicht mehr zu unterschießen seien. Aber was auf mechanischem Wege nicht mehr zu erreichen war, behaupteten sie jetzt, durch Einwirkung auf die Nerven durchzusetzen, nämlich die Besatzung aus den nicht zerstörten Unterkünften durch den nervenerschütternden Lärm zu vertreiben, den die massenhaft aufschlagenden und krepierenden Geschosse notwendigerweise erzeugen müßten, den Aufenthalt in den Panzern aber durch die giftigen Gase unmöglich zu machen, die bei der Explosion des Sprengstoffs entstehen und durch die Ringfuge in den Geschützraum eindringen müßten. Das war zwar schwer zu beweisen und wurde sogar dadurch widerlegt, daß bei einer Belagerungsübung in Österreich eine Anzahl Offiziere anstandslos in den beschossenen Kasematten verweilte, aber das Mißtrauen in die Widerstandsfähigkeit moderner Festungsbauten wurde dadurch dennoch unterhalten und damit die Bewertung der Festung auf einem niedrigen Niveau erhalten. Es bedurfte eines kräftigeren Beweises, um die aufrecht erhaltene Behauptung zu entkräften, daß die heutige Artillerie nur den schwierigen Moment des Aufmarsches zu überwinden brauche, um dann binnen sehr kurz bemessener Zeit nicht nur die Artillerie der Festung lahm zu legen, sondern auch die Besatzungen aus den Werken herauszuschießen und der Infanterie einen fast gefahrlosen Weg zu ihrer Besetzung zu bahnen.

Diesen Beweis zu erbringen, übernahm Port Arthur, und das Verhalten dieser Festung und ihrer Besatzung ist deshalb von unschätzbarem Werte für uns, weil dadurch unseren kostspieligen Festungsbauten die Existenzberechtigung bestätigt, weil dem möglichen, wenn auch unberechtigten Vorwurf begegnet wurde, den man der Heeresverwaltung machen konnte, daß sie bedeutende Summen für ein nicht leistungsfähiges Kriegsinstrument vergeudet habe. Die Artillerie der Japaner hat keinen der mit so viel Zuversicht in Aussicht gestellten Erfolge errungen, weder die russische Artillerie in kurzer Zeit vernichtet, noch die Sturmfreiheit der Werke wesentlich beeinträchtigt, noch der Besatzung den Aufenthalt in ihnen verleidet, noch den Nahangriff zu einem leichten Unternehmen gemacht, sie hat sich als unentbehrliche Hilfswaffe erwiesen, aber ihre Mitwirkung um nichts wichtiger als die der Pioniere dargetan und der

Infanterie den Löwenanteil am Erfolge überlassen müssen. Es verdient kaum Berücksichtigung, daß die Artillerie die Schuld des zu geringen Erfolges ihrer Waffe den ungenügenden Mitteln der Japaner zuzuschieben sucht, denn die der Russen waren um nichts überlegen, und den in der Mehrzahl zu schwachen Kalibern standen Befestigungen gegenüber, die an Widerstandsfähigkeit mindestens ebensoviel hinter den europäischen zurückstanden, als die japanischen Geschütze hinter den unseren. Auch soll man nicht vergessen, daß der Angreifer in seinen 18 28 cm-Haubitzen eine Waffe besaß, wie sie unseren schwersten Wurfgeschützen sogar überlegen ist, und daß er nur mit ihren Geschossen die auffallend schwächlichen Decken der Kasematten durchschlagen konnte.

So hat die Bewertung der Festung durch die Belagerung von Port Arthur endlich wieder den ihr gebührenden hohen Standpunkt erreicht, und dem tut keinen Eintrag, daß die Fußartillerie seitdem das Interesse am Festungskrieg verloren zu haben scheint, indem sie mehr und mehr den Wunsch erkennen läßt, sich zu einer Waffe des Feldheeres und Feldkrieges zu entwickeln. Bestimmend für die Bewertung in der Armee ist die Stellungnahme des Generalstabes, und da ist es bezeichnend, daß schon während der Belagerung das Interesse sich dem Festungskrieg zuwandte und in einer Studie „Die Festung in den Kriegen Napoleons und der Neuzeit" dokumentierte. Dieser folgte neuerdings die Einzelschrift Nr. 37/38, die als erste Unternehmung des russisch-japanischen Krieges die Belagerung von Port Arthur behandelt und damit dieser eine Teilnahme beweist, die keiner der Belagerungen von 1870/71 zuteil geworden ist. Es ist nicht zu bezweifeln, daß damit auch dem regeren Studium der Festung und des Festungskrieges in der Armee die Anregung gegeben ist, und es ist mit größerer Zuversicht zu hoffen, daß dadurch auch eine bessere Vorbereitung der Kommandanten und Kommandierenden in letzterem Platz greifen wird. Sehr zum Besten der Landesverteidigung, denn mehr als je zuvor gilt das Wort Friedrichs des Großen: „Choisir les officiers auxquels on confie la défense, ce qui est plus difficile qu'on ne pense."





Die Kirche Deutschlands im früheren Mittelalter und ihre Beziehungen zur allgemeinen Kirche.

Von

Albert Werminghoff.

Roma caput mundi regit orbis frena rotundi, „Rom das Haupt der Welt des Erdenrundes Zügel hält", — so lautet die Umschrift auf den Siegeln unserer mittelalterlichen Kaiser, seitdem als erster der Salier Konrad II. (1024 bis 1039) sich ihrer bedient hatte. Rund dritthalb Jahrhunderte waren um die Mitte des elften verflossen, seitdem Karl der Große am Weihnachtstage des Jahres 800 zum römischen Kaiser gekrönt worden war; seit drei Generationen waren dank der Erneuerung des römischen Kaisertums deutscher Nation durch Otto den Großen (936—973) die sächsischen und fränkischen Herrscher über die Alpen gezogen, um das Symbol der Universalmonarchie zu erwerben; unter Konrad II. und seinem Sohne Heinrich III. (1039—1056) hatte die Machtentfaltung des deutschen Reiches ihren Höhepunkt erreicht. Jene Siegellegende war das Motto des weltlichen Imperialismus, der die Könige und Kaiser des zehnten und elften Jahrhunderts erfüllte.

Nicht ihm allein aber wollte sie Ausdruck verleihen. Sie deutete zu gleicher Zeit auf ein kirchliches Ziel, auf die Gesamtheit aller Bestrebungen, auch die Kirche dem Träger der Kaiserkrone unterzuordnen. Rom ist gedacht wie als Ursprungsstätte des Imperium so als Mittelpunkt des Sacerdotium. Dem universalen Reich soll die universale Kirche entsprechen, beide sollen die Welt bezwingen, beide sich gegenseitig fördern, beide zusammen ihre Spitze finden in der Person des Nachfolgers der Cäsaren, der für sich das Recht beanspruchte, Statthalter Christi auf Erden zu heißen und zu sein.

Die Forderung der Ottonen und Salier stellt den Historiker vor ein eigenartiges Problem. Das Königtum in Deutschland war der Ausgangspunkt, war die Voraussetzung ihrer imperialen Würde. Wenn aber in dieser die Tendenz lebte nach Herrschaft über die Kirche, so muß sie im deutschen Königtum ihre Wurzel haben. Welcher Art, so wird man demnach fragen, waren die Beziehungen des deutschen Königs zur Kirche in Deutschland? Kann überhaupt von einer deutschen Kirche im früheren Mittelalter gesprochen werden und, wenn solche Frage verneinend beantwortet werden muß, wie verhielten sich die kirchlichen Organisationen auf deutschem Boden zur allgemeinen Kirche, der sie eingegliedert waren? — Wir versuchen den Weg zu einer Beant-

wortung dieser Fragen zu finden, indem wir in kurzem Rückblick der voraufgehenden kirchlichen Verfassungsbildungen gedenken, um alsdann der Betrachtung vornehmlich des zehnten und elften Jahrhunderts uns zuzukehren.

Jener Drang nach allgemeiner Verbreitung, nach ausschließlicher Herrschaft der christlichen Lehre, dem bereits die Worte Jesu bei Aussendung der Apostel Worte verliehen, war befriedigt worden, seit die römischen Kaiser des vierten und fünften Jahrhunderts die Kirche zur Reichskirche erhoben hatten. Ihre Grenzen fielen zusammen mit denen des Imperium Romanum; universal, katholisch und ökumenisch wie dieses sollte auch der Glauben ihrer Angehörigen sein; auf dem Andenken Augustins lastet jenes widerliche Wort: „Coge intrare", da ein Ungläubiger nicht auch Reichsbürger sein sollte. Die Kirche war darum aber nicht frei. Im Gegenteil, sie war dem Kaiser unterstellt, der mit der einen Hand ihre Verfassung schirmte und ihre Diener förderte, um mit der anderen ihr für alle Gebiete ihres Lebens seinen Willen aufzunötigen, um sie zu benutzen gleich einer privilegierten Anstalt für Zwecke, denen die weltlichen Organe des Staates nicht mehr gewachsen schienen. „Nicht der Staat ist in der Kirche", meinte ums Jahr 370 Bischof Optatus von Mileve, „sondern die Kirche ist im Staate, das will sagen im römischen Reich."

Der Zerfall des römischen Weltreichs vernichtete zugleich die Einheit der Kirche. Im Osten Europas, in Vorderasien und Nordafrika stabilierte sich jenes Verhältnis zwischen Staat und Kirche, das die Wissenschaft als Byzantinismus zu bezeichnen pflegt, im Westen unseres Erdteils hinderte, nach vorübergehender Dauer der germanischen Erobererstaaten mit arianischem Bekenntnis, das Aufkommen der fränkischen Monarchie die Entfaltung jenes Primats, jener kirchlichen Oberherrschaft über das Abendland, wie sie der Bischof von Rom für sich und seine Nachfolger auf dem Stuhle Petri beanspruchte. Die Gefahr, daß der Arianismus hätte siegen können, war überwunden; wie groß sie gewesen war, zeigt die eine Tatsache, daß wir noch heute der von Arianern angewandten Bezeichnungen Kirche, Pfaffe, Heide und Taufe uns bedienen, die von den römischen ecclesia, presbyter, paganus und baptizare nicht haben verdrängt werden können.[1]) Das Vorbild aber, das die arianischen Landeskirchen dargeboten hatten, wirkte nach. Wohl bekannte sich Chlodowech (481—511) zum Symbolum Athanasianum, zum Glauben Roms, jedoch wie sein Zeitgenosse, wie der Ostgote Theoderich der Große in Italien, war er allein kraft seiner königlichen Gewalt der Inhaber der staatlichen Hoheit über die Kirche seines Landes, — ganz abgesehen hier von Einzeleinrichtungen wie der Hofkapelle als der Vereinigung der um den König tätigen Geistlichen, die vielleicht das an arianischen Höfen gegebene Beispiel nachahmte. Jedenfalls war die Kirche des Frankenreichs eine Landes-

[1]) Ich weiß natürlich, daß Kirche (κυριακόν), ecclesia, presbyter und baptizare ursprünglich griechische Wörter sind. Vgl. G. Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur (Leipzig und Wien 1904), S. 48.

kirche, das will sagen: ihre Grenzen deckten sich mit denen der terra Francorum; keine außerfränkische, nicht vom König beherrschte Gewalt hatte in ihr und über sie zu bestimmen; die Jurisdiktion des Papsttums war ausgeschaltet durch den fränkischen König. Die Kirche des Frankenreichs war zugleich eine Staatskirche, d. h. sie war eine in sich geschlossene, als rechtliche Einheit organisierte Anstalt, mit deren Hilfe das Königtum auch staatliche Zwecke erfüllte, die es leitete nach seinem Ermessen, für die es Ordnungen gab gleichwie für die weltliche Gliederung des Reiches, deren Erzbischöfe und Bischöfe es ernannte gleichwie die weltlichen Beamten. Und diese Stellung verblieb der Kirche bis hinein in die Zeiten Karls des Großen — sie hatte deshalb in den Niedergang des merowingischen Königtums verwickelt werden können, um dann zu neuem Leben sich zu entfalten mit dem Aufkommen des karolingischen Geschlechts —: Karl war der Herr der Kirche, man möchte sagen seiner Kirche. Er besetzte die Bistümer. Er entschied über die Fragen des Dogma, der Disziplin und der Liturgie. Er war in Wahrheit jener rector ecclesiae, von dem das auf sein Geheiß versammelte Konzil von Mainz im Jahre 813 die Bestätigung, wenn nötig aber auch die Verbesserung der gefaßten Beschlüsse erbat. Noch am Ende des neunten Jahrhunderts nannte der Mönch von St. Gallen ihn den Bischof der Bischöfe, vielleicht im Gegensatz zum Titel des Knechts der Knechte Gottes.

In Unabhängigkeit vom Papsttum waren alle diese Bildungen herangereift. Politisch dem oströmischen Kaisertum untertan, gefährdet von den Langobarden hatte es sie dulden müssen, ohne seine allumfassenden Ansprüche über die kirchliche Organisation, in welchem Lande immer sie sich einbürgerte, behaupten zu können. Erst der Reformeifer des heiligen Bonifatius († 754) leitete die für alle Folgezeit bedeutsame Verbindung der Kirche auf deutschem Boden mit dem römischen Stuhle ein. Sein Wirkungskreis als Legat Petri war terra missionis und hier sollte das vom Papst rezipierte, von ihm gesetzte allgemeine Kirchenrecht gültig sein; die alten und neuen Bistümer östlich des Rheins sollten abhängig sein in Recht und Disziplin, in Kultus und Lehre von Rom, vom „höchsten Pontifex", dem einst der Apostel der Deutschen, gleich einem suburbikarischen Bischof, den Eid des Gehorsams und der Unterwerfung geschworen hatte. Man sieht, die Abkehr von dem rechtlichen Zustand, in den die Merowingerkönige ihre Landes- und Staatskirche gesetzt und in dem die ersten Karolinger sie erhalten hatten, ist deutlich, — vor der Hand freilich vermochte sie die Bindung der gesamtfränkischen Kirche, also auch der Neuschöpfungen östlich des Rheins, an die Hoheit des Königtums noch nicht zu beseitigen; war doch die Tätigkeit des Reformators nur möglich gewesen dank der Unterstützung durch den Hausmeier Karl Martell († 741), unter dessen Söhnen aber nur soweit ausgedehnt worden, als sie es erlaubten. Keinen Augenblick dachte König Pippin († 768) daran, seine Kirchenhoheit durch Rom schmälern zu lassen. Zu allem kamen Ereignisse, welche die Beziehungen der Karolinger zum Papste in neue Bahnen drängten. Hilfeflehend wandte sich der Papst an Pippin. Er bat gegen die Langobarden um Beistand,

den ihm Byzanz, seit dem Ausbruch des Bilderstreits mit ihm verfeindet, nicht gewähren wollte oder nicht einmal gewähren konnte. Karl eroberte im Jahre 774 das Reich der Langobarden und nun ward der Papst, ausgerüstet freilich mit dem Besitz des Kirchenstaates, ein Untertan des Frankenherrschers, im neuen fränkischen Weltreich ein Reichsbischof gleich etwa dem Erzbischof von Reims. Seine Gewalt in der von Karl allein geleiteten Kirche ward geduldet und, was mehr besagen will, umgrenzt und eingegrenzt durch den Willen des Kaisers. Karls Würde kannte zur Handhabung des in ihr beschlossenen geistlich-kirchlichen Regiments nur Mandatare, nicht aber von ihr unabhängige Gewalten, die aus eigener Kraft, aus eigenem Recht den Umfang ihrer Befugnisse hätten abstecken können. In Karl vereinigte sich die Hoheit über den Staat mit der Hoheit über die Kirche. Beide waren Wesensbestandteile seiner Herrschaft. Beide eigneten ihm als dem Träger der Souveränität, nicht auf Grund irgend welcher privatrechtlichen Beziehungen zu dem Boden, auf dem sich die Dome erhoben, über den sich der Geltungsbereich der Metropolitan- oder Episkopalbefugnisse erstreckte. Und eben in dieser Vereinigung von kirchlichem und weltlichem Regiment in einer einzigen Hand schien zugleich jenes Bedürfnis der Kirche nach Einheit sein Genügen zu finden, dem sie als universale Heils- und Rechtsanstalt unterworfen ist. Nicht ohne Grund ward auf einem fränkischen Konzil das Wort des Kirchenvaters Cyprian († 258) wiederholt: „Wer ist so verbrecherisch, wer so alles Glaubens bar, wer derart mit dem Wahn der Zwietracht geschlagen, daß er glaubt, die Einheit mit Gott, die Kirche Christi, könne gespalten werden, daß er es wagt das Gewand des Herrn zu trennen?"

Karls des Großen Persönlichkeit hatte die Wucht des bipolaren Regiments getragen. Sein schwacher Nachfolger bereits war ihr nicht mehr gewachsen, ganz abgesehen davon, daß die imperiale und daher begrifflich unteilbare Würde jener fränkischen Anschauung widersprach von der Teilbarkeit der königlichen Gewalt unter die Söhne des Staatsoberhaupts. Folgerichtig nur war es daher, wenn die kirchlichen Kreise die Einheit des Imperium und demnach die Einheit der Kirche verteidigten, — aber nichts zeigt doch die Bedeutung des Wechsels der Personen deutlicher als die Forderung, daß der Kaiser nach ihren, der Geistlichen, Ratschlägen sich zu verhalten habe; zum ersten Male im Frankenreich ward Ludwig der Fromme († 840) durch das Pariser Konzil vom Jahre 829 erinnert an jene Dekretale des Papstes Gelasius († 496): „Die Welt wird geleitet durch die geheiligte Autorität der Priester und die königliche Gewalt; die erste aber ist die vorzüglichere, da die Priester im Jüngsten Gericht auch für die Könige Rechenschaft ablegen müssen." Sittlich und intellektuell gehoben verlangten die kirchlichen Kreise, deren Selbstgefühl sich umsomehr steigerte, je tiefer Ludwig vor ihnen sich beugte, nun Befreiung der Kirche von der Gewalt des Staatsoberhaupts. In ihnen entstand die größte aller Fälschungen, die Sammlung der pseudoisidorischen Dekretalen, und im Kampfe mit dem Königtum und der ihm ergebenen Metropolitangewalt trugen die Fälscher, wer immer sie waren,

kein Bedenken, eine Interessengemeinschaft des Episkopats mit dem ersten der Reichsbischöfe, dem Bischof von Rom, anzubahnen. Nur auf diesem Wege schien die kirchliche Einheit behauptet und gleichzeitig die kirchliche Freiheit errungen werden zu können. Mit Fug ist gesagt worden, daß im Kirchenrecht die Theorie mehr als anderwärts auch einen praktischen Anspruch bedeute. Jetzt erfuhr die Welt, ohne den Betrug durchschauen zu können, daß die römischen Päpste stets die Gesetzgeber der Kirche gewesen seien, daß ihr Gericht alle übrigen überrage, daß nur durch ihre Billigung die Beschlüsse von Synoden rechtsgültig würden. Wie ein glücklicher Entdecker die Folgen und Wirkungen seines Fundes nicht ahnt, so erging es jenen Fälschern. Ihre Absicht war nicht gewesen, das Papsttum zu kräftigen, — aber ihr Werk führte zu solchem Ausgang. In Nikolaus I. (858—867), den kluge Berechnung, eifernde Strenge und unerschütterliche Siegesgewißheit in die vorderste Reihe der großen mittelalterlichen Päpste stellen, erhob sich der Nachfolger Petri über die Nachfolger Karls, über die Kirche in seinem Reich. Nun konnte verkündet werden, daß den kirchlichen Vorschriften der Vorrang gebühre vor den kaiserlichen Anordnungen, daß die von der Kirche nicht gebilligten Einrichtungen unzulässig seien. Nun klagte der Chronist, daß der Papst durch seine Autorität die Könige beherrsche, als wäre er der Herr des Erdkreises, und nun klagte im Jahre 895 das Konzil zu Tribur, daß man das kaum tragbare Joch des apostolischen Stuhles mit Ruhe und frommer Demut aushalten müsse. An die Stelle der fränkischen Kirche, die räumlich die kirchlichen Organisationen im Gesamtgebiet des fränkischen Reiches umschlossen hatte, trat die allgemeine Kirche. Ihr Haupt aber war der Papst. Sie zerfiel nicht in einzelne, nach Ländern getrennte, für sich zu Recht bestehende Landeskirchen, sondern sie war eine Einheit, derart, daß die kirchliche Einteilung je eines zur staatlichen Geschlossenheit zusammengefaßten Gebiets in Provinzen und Diözesen nicht überwölbt sein sollte durch eine Mittelinstanz voller Widerstandskraft gegen die gleichmachende Tendenz der sichtbaren Gesamtkirche. Jegliche kirchliche Gliederung sollte ihr Wesen gestalten im Hinblick einzig und allein auf den päpstlichen Stuhl; das Wort des Papstes Leo I. († 461): „Durch den Sitz Petri ist Rom das Haupt der Welt“ war ebenso eine Prophezeiung gewesen wie eine Mahnung an seine Nachfolger, es zu verwirklichen und bei ihm auszuharren. Die allgemeine Kirche war die römische, weil Rom den Supremat beanspruchte, und in ihr war die Kirche des Frankenreichs aufgegangen wie mit dieser die Kirche auf deutschem Boden. Von einer deutschen Reichskirche konnte fortan nicht mehr die Rede sein.

Unsere letzte Behauptung bedarf des weit ausholenden Beweises, da ihr Gegenteil vielfach vertreten wird. Man spricht von einer deutschen Reichskirche im zehnten und elften Jahrhundert und stellt sie damit in eine Art von Gegensatz zur allgemeinen Kirche und zu ihrem Oberhaupt, dem Papsttum. In Wirklichkeit waren die Verhältnisse verwickelter; sie bedürfen auch deshalb der Klärung, weil erst sie die Kirchengeschichte Deutschlands im späteren Mittelalter verständlich macht.

Alle die geschilderten Umbildungen hatten sich vollzogen gleichsam ohne Ausruhen; die Kirche der älteren Zeit und des früheren Mittelalters kannte ebensowenig wie der Staat Festlegungen ihrer Ordnungen durch Verfassungsurkunden, deren Erlaß in der Geschichte der modernen Staaten Epoche macht und zwei Perioden der Entwicklung voneinander scheidet. Immerhin kann man aus der umschriebenen Eigenart der fränkischen Kirche die Kennzeichen einer Reichs- oder Landeskirche ableiten und an ihrer Hand die Verfassung der Kirche auf deutschem Boden im zehnten und elften Jahrhundert daraufhin prüfen, ob sie jenem Begriff entspricht oder ob sie wesentlich von ihm abweicht. Zunächst: diejenige Kirche verdient den Namen einer Reichskirche, deren Grenzen mit denen des Reichs — oder, was dasselbe besagt, des zur politischen Einheit zusammengefaßten Landes — sich decken. Die Kirche auf deutschem Boden hat diese erste Bedingung nicht erfüllt. Sie griff hinaus über die Grenzen des Reiches und mußte innerhalb des Reichsgebiets kirchlichen Verbänden Duldung gewähren, deren Schwerpunkt außerhalb des Reiches lag. Wenige Beispiele werden zur Veranschaulichung genügen. Die Kirchenprovinz des Erzbischofs von Hamburg-Bremen umfaßte u. a. die Diözesen Aarhus, Ripen und Schleswig, und diese gehörten nicht zum Reiche; das Bistum Cambrai andererseits gehörte zum deutschen Reiche, aber sein Vorsteher war und blieb Suffraganbischof der Erzdiözese Reims, deren Sitz in Frankreich belegen war. Deutlich wird gerade bei dem letzterwähnten Beispiel der Gegensatz zur fränkischen Landeskirche, denkt man daran, daß einst, im sechsten Jahrhundert, die Diözese Augsburg aus ihrer Verbindung mit dem Patriarchat Aquileja gelöst worden war; sie sollte nicht einer Instanz unterstellt sein, über die der Herrschaftsbereich des fränkischen Königs damals noch nicht sich erstreckte. Der Begriff der Reichs- oder Landeskirche setzt ferner voraus, daß seine Trägerin eine in sich selbst geschlossene, sich selbst repräsentierende Organisation besitze, fähig zur Erzeugung eines für sie allein gültigen Kirchenrechts; mit anderen Worten, sie muß eine rechtliche Einheit innerhalb der Gesamtkirche sein. Gerade solche Eigenschaft aber fehlte der Kirche auf deutschem Boden. In Wirklichkeit war ihr Wesen nicht derart, daß sie, wie vielfach geschieht, als ein auf sich beruhender Organismus angesehen werden könnte, — ihr Wesen zeigte nur Ansätze zu einer Landeskirche, Ansätze, die dem Ansturme der allgemeinen Kirche unterliegen mußten.

Seit Gründung des Erzbistums Magdeburg durch Otto den Großen (936—973) im Jahre 968 zählt man auf deutschem Boden im ganzen sechs Kirchenprovinzen oder Erzbistümer, auf deren Umkreis sich fünfundvierzig Diözesen oder Bistümer verteilten. Erzbistum stand neben Erzbistum, innerhalb jedes Erzbistums Bistum neben Bistum, und doch bildeten nur die Erzbistümer jeweils für sich gesonderte Verwaltungsbezirke kirchlicher Natur. Ihre Häupter waren die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier, Hamburg-Bremen, Magdeburg und Salzburg und ihre Repräsentationen stellten jene Provinzialkonzilien dar, die von den Erzbischöfen veranstaltet und von ihnen selbst sowie von

ihren Suffraganbischöfen — Mainz hatte deren fünfzehn, Trier nur drei — besucht wurden. Eine Vereinigung jener sechs Kirchenprovinzen zu einem sie alle umschließenden Kirchenverband, dem als solchem die Bezeichnung „Deutsche Landeskirche" oder „Deutsche Reichskirche" beigelegt werden dürfte, fehlte ebenso wie Versammlungen, auf denen gleichzeitig alle Erzbischöfe, alle Bischöfe hätten erscheinen müssen. So gebrach es an einem Organ, das für die Kirchenprovinzen insgesamt und durch ihre Vermittlung für alle Diözesen ein gemeinsames Kirchenrecht hätte erzeugen können; es konnte auch nicht ersetzt werden durch die Primatenwürde der Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln, Magdeburg und Salzburg, die ihren Inhabern nur einen Titel ohne irgend welche reale Bedeutung gewährte, keinen von ihnen über alle übrigen erhob, durch ihre gleichzeitige Verteilung endlich auf fünf Erzbischöfe an sich schon jede durch sie zu verbürgende Einheit der deutschen Kirche ausschloß. So hielt von Haus aus kein kirchliches Band jene deutschen Erzbistümer zusammen —, und doch fanden sie ihr Oberhaupt im deutschen Königtum: seine Herrschaft über Erzbistümer und Bistümer gab der Kirche auf deutschem Boden ihr besonderes Gepräge. Wie aber war dies möglich? Erst die überzeugenden Darlegungen von Ulrich Stutz haben gelehrt, diese auf deutsche Rechtsgedanken sich aufbauende Kirchenverfassung richtig zu schildern und richtig nach ihrem Werte abzuschätzen.

Alle Erzbistümer, alle Bistümer auf deutschem Reichsboden waren Eigenkirchen des Reiches, d. h. sie standen in dessen, vom König vertretenen Eigentum gleich etwa den Reichsdomänen und unterlagen daher dem Ausfluß des Reichseigentums, der kirchlichen und weltlichen Herrschaft des Königs. Mit anderen Worten, der König war der Gebieter der Erzbischöfe und Bischöfe; in dieser Hinsicht also war trotz ihres kirchlichen Ranguntersc hiedes ihre Lage dieselbe. Er ernannte sie, soweit er nicht durch Privileg sich selbst Schranken auferlegt hatte. Er verwandte sie je nach Bedürfnis in seinem Dienste als Diplomaten und Feldherren. Er stattete ihre Kirchen aus mit Gütern und Rechten, die damit nicht dem Reichseigentum entfrembet, vielmehr nur den Erzbischöfen oder Bischöfen als Verwaltern von Reichsgut anheimgegeben wurden, dessen Besitz, Nutzung und Genuß um nichts weniger die materielle Grundlage der Amtsführung der einzelnen Bischofs wurde. Der König setzte endlich Erzbischöfe und Bischöfe ab, erfüllten sie nicht ihre Pflicht gegenüber dem Träger der Krone, gegenüber dem Reiche. Man könnte all dies ins Treffen führen, um die These einer deutschen Reichskirche im früheren Mittelalter zu stützen; wer näher zusieht, wird sie nicht aufrechterhalten können. Gewiß, die Herrschaft des Königtums über die Reichskirchen war ein Moment ihrer Verbindung, ihrer Einheit, aber diese Herrschaft eignete der königlichen Gewalt nicht deshalb, weil in ihr sich die Hoheit des Reiches verkörperte, eine Hoheit, die nicht geschmälert werden konnte, da jede Schmälerung das Wesen eben der Hoheit zerstört hätte, sondern die Herrschaft über die Reichskirchen war deshalb in die Hand des Königs gelegt, weil er der Träger war des Eigentums am Boden, auf dem die Kirchen sich erhoben.

So war die Grundlage der Herrschaft eine patrimoniale, eine privatrechtliche, sie selbst daher verwendbar im vermögensrechtlichen Verkehr gleich dem Eigentum eines Allodialherrn an dem zu seinem Eigengut gehörigen Grundstück oder Gebäude. Klar werden diese Abstraktionen durch ein Beispiel aus dem modernen deutschen Staatsrecht. Der deutsche Kaiser könnte nie und nimmer seine Militärhoheit über ein beliebiges Infanterieregiment an einen Dritten verkaufen; Hoheit ist eben für uns ein unteilbares Ganzes, das keinerlei Absplitterungen verträgt, weil sein Wesen eben in der dauernden und untilgbaren Bindung an die Person des jeweiligen Staatsoberhauptes besteht. Anders das Recht des mittelalterlichen deutschen Königs an einem Erzbistum oder Bistum. Der Grund und Boden, auf dem die Kathedrale errichtet war, galt als Reichseigentum. Die daraus sich ergebenden Rechte handhabte der König nach freiem Ermessen. Er konnte auf sie zu Gunsten eines Dritten verzichten, etwa durch dessen Belehnung mit der Herrschaft über die Reichskirche, er konnte diese damit zu einer Mediatkirche machen, eben weil er ihre Reichsunmittelbarkeit, ihre ausschließliche Unterstellung unter das Reichsoberhaupt beseitigte. Er konnte umgekehrt an einer Mediatkirche Eigentum zunächst für sich und folgeweise für das Reich erwerben und hierdurch sie zur reichsunmittelbaren Reichseigenkirche erheben. So betrachtet stellt sich die Herrschaft des Königtums über die Reichskirchen dar nicht als eine Fortbildung jener Hoheit, die einst das merowingische und karolingische Königtum über die Kirche seines Landes und die einzelnen Anstalten in ihr besessen und gehandhabt hatte, sie war vielmehr ein Rückschritt in eine Anschauungswelt, die bei liegender Habe nicht Hoheitsrechte über ihren Gebietsumfang, sondern nur Privatrechte an ihrer Masse kannte, und doch war sie wiederum ein Fortschritt, weil die ältere Zeit nur Eigenkirchen einzelner Grundherren gekannt hatte, jetzt aber das Reich als solches und vertreten durch seinen König kirchliche Anstalten sein Eigen nannte, deren Vorsteher im Stufenbau der Hierarchie die obersten Stellen einnahmen. Alles in allem, das deutsche Reich des früheren Mittelalters kannte Reichskirchen in stattlicher Zahl, nicht eine einzige, sie insgesamt umfassende Reichskirche.

Vorteile und Nachteile waren mit solcher Rechtslage verbunden. Die Herrschaft des Königtums über die Reichskirchen stellte ihm deren Lenker, deren Einkünfte und deren Dienste für die innere wie die äußere Politik zur Verfügung. Erzbischöfe und Bischöfe waren Geschöpfe des Königtums, dem sie ihr Amt in Kirche und Staat verdankten, und dieses Amt war nicht vererblich gleich dem eines Herzogs oder Grafen; die hierarchische Würde und die mit ihr verbundene Amtsausstattung waren das Ziel des Strebens für einen dem König ergebenen Geistlichen, beide auch das Mittel, um bewiesene Treue, anerkannte Tüchtigkeit zu belohnen. Jede Ernennung eines Erzbischofs oder Bischofs, jede Investitur eines solchen mit dem im Eigentum des Reiches bleibenden Kirchengut rief aufs neue die Erinnerung an das Recht des Königs wach, der überdies kein Bedenken trug, die Dienste der Reichskirchen in ausgedehntestem Maße für sich in

Anspruch zu nehmen. Die Heeresfolge der Bischöfe und ihrer Vasallen, die Herbergepflicht der Bischöfe gegenüber dem König und seinem Gefolge, das Spolienrecht des Königs am Nachlaß des verstorbenen Bischofs, sein Regalienrecht am Gut der Kirchen während der Dauer einer Stuhlerledigung — was waren alle diese Beziehungen der Reichskirchen zum König, wenn nicht greifbare Zeugnisse dafür, daß jener Eigentumsbegriff nicht nur in der Anschauungswelt vorhanden war, sondern auch wirklich in Erscheinung trat?

Gleichwohl ist im Recht, wer die Nachteile jener Verbindung zwischen Königtum und Reichskirchen für überwiegend hält. Einmal zogen die deutschen Könige nicht die letzten Folgerungen aus ihrer Herrschaft. Sie unterließen es, sich zu erheben zu den einzigen Gesetzgebern für den Umkreis ihrer Kirchen, wie es einst die Frankenherrscher gewesen waren. Otto der Große glaubte bei der Gründung des Erzbistums Magdeburg nicht der Mitwirkung des Papsttums entraten zu können und ebensowenig Heinrich II. (1002—1024), den das Bistum Bamberg als seinen „heiligen Stifter" verehrt. Die Könige ließen Appellationen vom Spruch der Erzbischöfe oder Bischöfe nach Rom zu, anerkannten ohne weiteres die vom Papst verbrieften Privilegien kirchlicher Natur, machten die Aufnahme päpstlicher Verordnungen, wie z. B. der Heiligsprechungen innerhalb des deutschen Reiches, nicht von ihrer Genehmigung abhängig. Ihre kirchliche Herrschaft war durchlöchert, durchbrochen von Ansprüchen des Knechtes der Knechte Gottes und diese wiederum verdichteten sich, je länger je mehr, zu päpstlichen Rechten. Ihre kirchliche Herrschaft begnügte sich mit der Befugnis zur Übertragung oder Entziehung des einzelnen hierarchischen Amtes, ohne daß sie der jurisdiktionellen und spiritualen Seite der kirchlichen Betätigung die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Wiederum mag das Gegenbild hierzu die Lage verdeutlichen. Karls des Großen Gesetze umspannten die kirchliche Lehre, Zucht und Lebensführung bis hinab in ihre feinsten Verästelungen, die Gesetzgebung der deutschen Könige aber schaltete diese Materien geradezu grundsätzlich aus, um sich nur sprunghaft, wie zufällig mit Einzelfragen kirchlichen Charakters zu befassen. Die fränkischen Kapitularien gerieten in Vergessenheit und nichts Neues trat an ihre Stelle. Die Pflege des Kirchenrechts, die Fürsorge für die Sammlungen des ius canonicum überließ man der Geistlichkeit, und den in ihnen überlieferten päpstlichen Dekretalen wurden nicht wie einst in Ostrom kaiserliche Konstitutionen zur Seite gestellt.

Zu allem das Wichtigste: das deutsche Königtum griff nach der römischen Kaiserkrone; es erhob — man kann nur sagen mit höchstgespanntem Idealismus und doch mit unzureichenden Mitteln — den Anspruch auf die Weltherrschaft eines Augustus, eines Karl des Großen. Ihm als dem Inhaber der universalen Hoheit sollten nicht allein die Staaten Europas gehorchen, sondern auch die abendländische Kirche und ihr Oberhaupt, das Papsttum. Der apostolische Stuhl sollte eine Eigenkirche des deutschen Königs als des römischen Kaisers werden; diejenige kirchliche Instanz, die gewohnt war, ihre Stellung in der Gesamtkirche

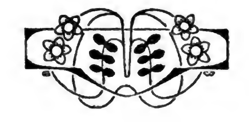
aufzufassen als stammend aus göttlichem Recht, als suprematiale Hoheit über alle kirchliche Anstalten, — sie sollte in ihren Beziehungen zum römischen Kaiser auf gleicher Stufe stehen wie etwa das Erzbistum Mainz oder das Bistum Halberstadt in ihrer Verbindung mit dem deutschen König. Einst war die Beherrschung der Kirche durch den Kaiser möglich gewesen, weil beide einander bedurften, weil die Nachfolger Constantins des Großen (306—337) in bewußter Absicht, in richtiger Abschätzung des Verhältnisses von Staat und Kirche das ius sacrum zu einem Bestandteil des öffentlichen Rechts gemacht, weil sie die alten Befugnisse eines pontifex maximus gegenüber den heidnischen Kulten in Anwendung brachten auf die christliche Kirche. Ihren Nachfolgern deutschen Geblüts fehlte diese Fähigkeit und, auf der anderen Seite, allzusehr hatten sich die Ansprüche des Papsttums gesteigert. Mochten zwar diese zeitweilig nicht in Taten umgesetzt werden können, sie lebten trotzdem fort in einer Tradition, die bei günstiger Gelegenheit Forderungen weckte, die solches Begehren als von vornherein erfüllbar ansah, weil es gewährleistet sei durch göttliche Anordnung, weil das Heute dem Gestern entsprechen, gleich sein sollte; man forderte Reformation der Kirche und der Welt und dachte nicht an die historische Bedingtheit auch der kirchlichen Ordnungen; man lobte „die gute, alte Zeit", ohne um die Zukunft besorgt zu sein, deren Endziel im Heilsplan Gottes festgelegt erschien. Die kirchliche Doktrin sah im Papste den Herrn der allgemeinen Kirche, dessen Rechte unabhängig seien vom Wechsel der Personen, der Politik, der geschichtlichen Umgebung; der Kaiser dagegen konnte für seine Gewalt über den Stuhl Petri nur die stets neu zu erwerbende, vom Papst zu verleihende Kaiserkrone geltend machen. So äußerte sie sich denn allein in der Bestellung des Nachfolgers Petri, in der Namhaftmachung eines ihm genehmen Papstes, auch hierin der königlichen Herrschaft über die deutschen Reichskirchen ähnlich, und gleichzeitig fügte sich der Kaiser den kirchlichen Befehlen Roms, wie er als König seine Kirchen sich ihnen unterordnen ließ. Eben darum war das ganze Verhältnis von Kaisertum und Papsttum im zehnten und elften Jahrhundert auf eine rein persönliche Basis gestellt; dem Zuwachs an augenblicklicher Macht, wie ihn die Berührungen Ottos des Großen und Heinrichs III. mit den Päpsten schufen, entsprach kein dauernder Gewinn an Recht, der dem Imperium die Bürgschaft des Besitzes für alle Zeit eingeräumt hätte. Und individuell verschieden war um nichts weniger die Kirchenpolitik der Herrscher. Gleichgültigen Sinnes dachte Konrad II. (1024—1039) nicht daran, den verrotteten Zuständen in Rom ein Ende zu bereiten; durchdrungen von seinem Beruf als ein Reformator der Gesamtkirche auftreten zu müssen, berief Heinrich III. im Jahre 1046 die Synoden von Sutri und Rom, um drei Päpste abzusetzen; fünf deutsche Päpste hintereinander nahmen auf sein Geheiß den Stuhl Petri ein.

Es war die Peripetie im Verhältnis des römischen Kaisertums zur allgemeinen Kirche, des deutschen Königtums zu den Reichskirchen auf deutschem Boden. Das reformierte Papsttum durchdrang sich jetzt mit den Anschauungen

Pseudoisidors, mit den Tendenzen Clunis. Auf jenen großen Synoden zu Rom unter Gregor VII. (1073—1085) ward eine man möchte sagen klerikale Monroedoktrin festgelegt, die das Geistliche allein durch Geistliche gehandhabt wissen wollte —, bezeichnend genug hatte schon Heinrich III. die Bemerkung eines klerikalen Heißsporns, des Bischofs Wazo von Lüttich, hinnehmen müssen, daß die Salbung des Königs mit dem heiligen Öle von der des Priesters weit verschieden sei, jene weil gespendet, damit ihr Empfänger töten könne, die des Priesters aber erteilt, um nach dem Willen Gottes lebendig zu machen. Die Dekretale des Papstes Gelasius von der vorzüglicheren Wichtigkeit des sacerdotium gegenüber dem imperium feierte jetzt ihre Auferstehung, ward die Richtschnur zur Umkehr, das Programm der kirchlichen, das will sagen der päpstlichen Herrschaft über die allgemeine Kirche und über das Kaisertum. Man weiß, nicht ohne Kampf verzichtete Heinrich IV. (1056—1106) auf die ererbte Stellung. Im Jahre 1076 ließ er durch eine Versammlung von deutschen Bischöfen dem Papst sein „Descende, descende, per secula dampnande“ zurufen —, auch dies ein Beweis dafür, daß es keine deutsche Reichskirche gab, sondern nur eine mit dem Königtum verbundene Zusammenfassung von kirchlichen Verbänden, die zur Unzeit hier als eine Vertretung der allgemeinen Kirche zu handeln glaubte. Man weiß ferner, daß dieser Kampf mit einer Niederlage des Kaisertums und damit des Königtums endigte, ein Kampf, den die Nachwelt den Investiturstreit genannt hat, weil es sich in ihm um die kirchliche Herrschaft des Königtums über die Reichskirchen, um die bei Ausübung ihres Rechts zur Einsetzung von Erzbischöfen und Bischöfen erforderliche Besitzeinweisung in Amt und Amtsgut handelte. Nur nach einer Seite hin war diese Herrschaft ausgebaut gewesen, alle sonstigen Betätigungsformen der Kirche in Kultus, Disziplin und Dogma hatte sie unterlassen sich und ihrem Willen zu unterwerfen, — das Königtum mußte unterliegen, weil es den Episkopat selbst den Befehlen Roms mehr gehorchen sah als seinen eigenen. Der hohe Reichsklerus, vor die Wahl gestellt, ob er seine temporalen Beziehungen zum König für ausschlaggebend ansehen wolle oder seine spiritualen zu Rom, entschied sich für Rom, da er in der Kirche allein jene civitas Dei erblickte, deren Erhabenheit und Ewigkeit einst der Kirchenvater Augustin verkündet hatte.

Doch wir halten inne, um nur mit wenig Worten der Folgen dieses Sieges der allgemeinen Kirche über jene Ansätze einer deutschen Landeskirche zu gedenken, als die sich uns die Unterordnung der deutschen Erzbistümer und Bistümer unter das deutsche Königtum dargestellt haben. Die allgemeine Kirche hatte gesiegt, mit ihr und in ihr das Papsttum, das nun durch keinerlei Rücksichten auf die deutschen Könige behindert war, dessen Recht und Lehre ungehindert Einzug hielten auf deutschem Boden, dessen Legaten seine Macht fühlbar werden ließen, während seit dem dreizehnten Jahrhundert die Klöster der Bettelorden die Standquartiere wurden einer vielköpfigen päpstlichen Armee. In allen kirchlichen Beziehungen wurden jetzt die deutschen Erzbischöfe und Bischöfe Beamte des Papstes,

in dessen Hand ihre Bestellung wie ihre Versetzung und Absetzung lag, und dem König blieb nur die weltliche, immer mehr sich feudalisierende Herrschaft über das Gut, über die Territorien der Reichskirchen. Urbs maior orbi, d. h. Rom beherrscht den Erdkreis, dieses Wort eines Scholastikers wurde Wahrheit, seitdem kein König mehr seine Kirchen schirmte vor den immer neuen Anforderungen des apostolischen Stuhls auch an ihre materielle Leistungsfähigkeit. Es gab keine Landeskirche mehr, seitdem verkündet war, daß die Gewalt des Glaubens zwinge, an einer einzigen, katholischen, von sich aus apostolischen Kirche festzuhalten. Zwei Jahrhunderte noch —, und der Ruf unseres Reformators Martin Luther zersprengte diese Einheit, an der bereits die Reformkonzilien von Konstanz und Basel gerüttelt hatten, die Rom aufrechterhalten hatte, wenigstens Deutschland gegenüber, durch Zugeständnisse an die erstarkende Landesgewalt der Territorialfürsten, in deren Bestrebungen sich die Renaissance der Staatsidee gegenüber der Kirche vorbereitete. Unversöhnt stehen heute die evangelischen Kirchen unseres Vaterlandes und die allgemeine katholische Kirche einander gegenüber; täglich erfahren wir die Wirkungen solchen Zwiespalts, aber auch das kirchliche Leben einer Nation bedarf wie alles Menschenleben der Reibungsflächen, damit es im Streite sich bewähre und entfalte. Diese Gegensätze soll der Historiker kennen und ihren Ausgangspunkten nachspüren, doch er soll bei jeder Betrachtung der Vergangenheit des Wortes von Dante sich erinnern, daß die Wahrheit zu erforschen unser höchstes Ziel ist.





Ethische Probleme.

Von

August Messer.

2. Religion und Sittlichkeit.

Gerade hinsichtlich der Frage, wie die Verpflichtung zum sittlichen Handeln zu begründen sei, wird am entschiedensten die Ansicht verfochten, Religion und Moral seien unauflösbar verknüpft; wer eine religionslose Moral vertrete, der zerstöre die Moral.

Lassen wir einen der Vorkämpfer dieser Anschauung zu Worte kommen. Gott, so hören wir da, hat den Menschen das sittliche Gesetz in seinen Grundzügen ins Herz gepflanzt und sie zu seiner Befolgung verpflichtet. Er hat diesem Gesetz auch die nötige Sanktion, d. h. den erforderlichen Nachdruck gegeben, indem er an seine Befolgung und Nichtbefolgung Lohn und Strafe schon in diesem Leben, aber freilich in vollkommener Weise erst im Jenseits geknüpft hat. Mit der Verpflichtung zur Einhaltung der sittlichen Ordnung hat aber Gott dem Menschen zugleich einen objektiven Zweck gesetzt, der seinem Leben Sinn und Wert gibt, und der von allen subjektiven Belieben, von allen menschlichen Wollen oder Nichtwollen unabhängig ist. „Steht es im Belieben der Menschen, sich einen Zweck zu wählen, so hat er auch das Recht, diesen Zweck beliebig zu ändern, und dann ist es unmöglich, Ordnung in das menschliche Leben zu bringen. Jeder kann dann nach Laune tun, was ihm beliebt. Man kann alsdann auch den Menschen, die nur genießen wollen, nicht sagen, das sei kein würdiger Lebenszweck. Denn wer von einem würdigen und großen Lebenszweck spricht, setzt stillschweigend voraus, daß das Leben einen Zweck habe, der vom Willen der Menschen unabhängig ist, der als ein objektiv gegebener an ihn herantritt und Berücksichtigung von ihm fordert."

Es scheint solchen Bedenken gegenüber zunächst am Platze zu sein, uns einen tiefgreifenden Unterschied in der Auffassung des „Objektiven", des unabhängig von subjektivem Belieben Gültigen, klar zum Bewußtsein zu bringen. Es tritt uns hier nämlich die Auffassung entgegen: wenn nicht außerhalb des Menschen ein göttlicher Geist existiert, der ihm Zweck und Gesetz bestimmt, so gibt es überhaupt nichts Festes, nichts objektiv Gültiges, alles versinkt dann in den Strudel subjektiven Beliebens.

Aber haben unsere früheren Erörterungen nicht das Sittengesetz in seinem Kern dargetan als Einheitsgesetz des Geistes? Sagt nicht der Vertreter der

religiösen Moral an der angeführten Stelle selbst, wenn das Belieben über die Wahl der Zwecke entscheide, so sei es unmöglich, „Ordnung" in das menschliche Leben zu bringen? Ordnung und Herrschaft von Laune und Willkür schließen sich also aus. Sollte sich nun nicht der Erfahrung des Menschen selbst der Wert der Ordnung und inneren Harmonie des Willenslebens aufdrängen? Erscheint dabei dieser Wert nicht als unabhängig vom subjektiven Belieben des Individuums und insofern als objektiv, als überindividuell geltend?

Jeder erkennt doch auch die objektive Gültigkeit der logischen Gesetze an, auch wenn er sie nicht zugleich als von Gott dem Menschen eingepflanzt ansieht; sollte es mit den Gesetzen des Willenslebens anders sein als mit den Gesetzen des Denkens?

Aber, wird man fragen, wer hat denn die logischen und sittlichen Gesetze in den menschlichen Geist gelegt? Die Beantwortung dieser Frage, die übrigens nicht die Geltung, sondern die Entstehung dieser Gesetze betrifft, dürfen wir jedoch in diesem Zusammenhange ablehnen; sie ist nicht ethischer, sondern metaphysischer Natur; sie ist darum auch von all den Schwierigkeiten umgeben, die sich uns entgegentürmen, sobald wir mit unserer Erkenntnis das Gebiet der Erfahrung überschreiten wollen. Ich räume übrigens bereitwillig ein, daß gerade beim Ausgehen vom Geistesleben und seinen Normen sich gewichtige Beweise für die Annahme eines persönlichen Gottes erbringen lassen. Hier glaube ich aber betonen zu müssen: so wenig die Gesetze der Logik für uns ihre objektive Geltung verlieren, wenn wir sie nicht auf Gott zurückführen, so wenig ist zu verkennen, daß sich auch im Willensleben innerhalb des Subjekts überindividuelle Normen von objektivem Charakter aufdrängen, deren Wert und Geltung unabhängig ist vom Belieben des Einzelnen, auch wenn wir die Frage, ob sie einen absoluten göttlichen Geist zum Urquell und Träger haben, vorläufig unentschieden lassen.

Allein mit diesem unserem Begriff des Objektiven wird doch das erwähnte Bedenken gegen die Möglichkeit einer religionslosen Moral noch nicht ganz beschwichtigt sein. Wenn man selbst zugeben mag, daß auch von unserem Standpunkt dem Sittlichen ein objektiver Charakter zuzusprechen sei, so ist doch, wie es scheint, immer noch die Frage nicht beantwortet, ob denn ohne Gott die verpflichtende Kraft des Sittlichen begreiflich gemacht werden könne. Nehmen wir selbst an, ein Mensch erkenne Wesen und Bedeutung der Sittlichkeit und ihren objektiven, in der Natur des Geisteslebens begründeten Wert, steht es da doch nicht immer noch in seinem Belieben zu sagen: Alles gut und schön! Aber ich für meine Person ziehe es dennoch vor, mich jenseits von gut und bös zu stellen und das moralische Gesetz nur soweit zu respektieren, als es mein persönlicher Vorteil erheischt? —

Aber lassen wir uns nur durch diese Möglichkeit nicht verblüffen! Fassen wir sie nur einmal ruhig ins Auge!

Gewiß kann so der Mensch sich entscheiden, und gewiß tut es auch mancher. Wer es aber tut, der wird sich freilich eingestehen müssen, daß er ein unsittlicher

Mensch sei und daß all die scharfen Bezeichnungen, die die Menschen auf solche anzuwenden pflegen, auf ihn passen. Kann er dies Bewußtsein mit Gleichmut ertragen, so wird er eben seinen unmoralischen Lebenswandel fortsetzen. Gar mancher aber wird sich mit dieser Selbstbeurteilung doch nicht so leicht abfinden können; gar mancher wird auch die Erfahrung machen, daß der Wert der Güter, die er sich etwa an Stelle des „Guten“ zum obersten Daseinsziel genommen hat, sei es Genuß oder Ehre, Macht oder Reichtum, doch nicht derart ist, daß sie ihm wirkliche Befriedigung gewähren; er wird wohl zu der Erkenntnis kommen, daß gar manches tiefe Bedürfnis seines Wesens, etwa nach innerer und äußerer Wahrhaftigkeit, nach Vertrauen, Liebe, Hingabe, ganz ungestillt bleibt. Solche Erfahrungen aber mögen doch manchen dazu führen, daß er schließlich das Sittliche als oberste Norm anerkennt.

Steht es denn bei der religiösen Sittlichkeit in dem allem so ganz anders? Zeigt nicht die Erfahrung tausendfach, daß auch fester religiöser Glaube die Übertretung der sittlichen Gebote nicht verhindert?

Ein Unterschied besteht allerdings: solange jemand gläubig ist, wird er, mag er sich auch in seinem Handeln noch so oft von der Versuchung fortreißen lassen, doch die sittliche Ordnung als verpflichtend anerkennen; eine klar bewußte und grundsätzliche Absage an diese dürfte doch mit unserem Gottesglauben sich nicht vereinbaren lassen. Übrigens soll gar nicht bestritten werden, daß auch die religiöse Sittlichkeit in reinster und selbstlosester Gestalt sich verwirklichen kann, und daß ein fester religiöser Glaube überhaupt eine wertvolle Stütze im sittlichen Kampf ist. Er vermag, je mehr er das ganze Fühlen des Menschen durchdringt, das Streben nach eignem Wohlergehn, das so oft mit den sittlichen Geboten in Konflikt gerät, sozusagen herüberzuziehen auf die sittliche Seite, indem er ihm volle Befriedigung im Jenseits in sichere Aussicht stellt. Auch erscheint nunmehr das Sittliche selbst, das jetzt gefaßt wird als Forderung des innersten, allheiligen Wesens Gottes, in seiner Erhabenheit und Würde womöglich noch gesteigert. Der ganze Zauber des Geheimnisvollen und des Unendlichen liegt jetzt über ihm; es ist nicht mehr bloß eine irdische und menschliche Angelegenheit, es bildet vielmehr sozusagen den eigentlichen Inhalt und Sinn des Weltgeschehens. Aus allen diesen Gründen und wegen der engen Verschmelzung des Religiösen mit dem Moralischen in unserer Jugenderziehung ist es in der Tat zu fürchten, daß mancher, der die religiöse Sittlichkeit preisgibt, überhaupt den Weg zum Moralischen nicht wieder zurückfindet.

Aber werden wir behaupten dürfen, daß dies notwendig sei? Wir können doch vor der Tatsache die Augen nicht verschließen, daß viele, wenn sie der Schule entwachsen sind, dauernd oder wenigstens für eine längere Periode ihres Daseins den Glauben an einen persönlichen Gott verlieren. Wird man diesen nun die Möglichkeit absprechen wollen, die Anerkennung des Sittlichen als oberster Norm vor sich zu rechtfertigen? Sollten sie nun gewissermaßen inkonsequenter Weise oder lediglich einer besseren Gewöhnung zufolge sittlich handeln können? —

Aber setzt denn nicht jedes Gesetz einen Gesetzgeber und jede Verpflichtung, einem Gesetze entsprechend zu handeln, einen höheren Willen voraus, der uns diese Verpflichtung auferlegt?

Allerdings dürfte dies für den Ausgangspunkt des Gefühls und des Begriffs der Verpflichtung gelten. „Jemand verpflichtet mich“ zu einem bestimmten Handeln bedeutet doch wohl: er tut mir seinen Willen kund, er befiehlt mir, in bestimmter Weise zu handeln, und er verstärkt vielleicht noch diesen Befehl durch Ankündigung von Lohn und Strafe. „Ich fühle mich verpflichtet“ aber heißt: Die Willensäußerung des anderen übt eine so starke motivierende Kraft auf meinen Willen aus, daß die gebotene Handlungsweise vor jeder anderen den Vorzug zu verdienen scheint. Solange nun der Mensch nicht zu einer Selbständigkeit und Freiheit der Beurteilung gelangt ist, wird in der Regel die einfache Tatsache eines Befehls, zumal wenn er von jemand kommt, der durch Macht, Ansehen etc. hervorragt, genügen, um jenen stark motivierenden Einfluß zu üben, jenes Verpflichtungsgefühl zu erzeugen. Je mehr aber das sittliche Urteilsvermögen sich entwickelt, umsomehr wird dieser sozusagen suggestive Einfluß der an uns herantretenden Gebote nicht mehr ohne weiteres unser Wollen beherrschen; um so klarer wird es uns werden, daß nicht jede Verpflichtung, die uns von außen auferlegt wird, uns wirklich auch innerlich verpflichtet. Die Erkenntnis stellt sich ein, daß das Gebot, etwas Unsittliches zu tun, gegen das eigne Gewissen zu handeln, nicht nur nicht innerlich zum Gehorsam verpflichtet, sondern daß im Gegenteil die Pflicht besteht, ein solches Gebot zu mißachten. So wird also der Mensch, der zu der innerlichen Reife gelangt ist, um die an ihn ergehenden Imperative zum Handeln sittlich beurteilen zu können, nicht mehr in der Tatsache, daß ein anderer ihm befiehlt, sondern in dem sittlichen Charakter des Geforderten das verpflichtende Moment finden. Den Maßstab aber für diesen sittlichen Charakter trägt er in sich, in seinem eignen sittlichen Bewußtsein.

Verhält sich aber die Sache so, so wird auch der Umstand, daß uns ein Gebot als angeblich von Gott herrührend, verkündet wird, an sich noch nicht innerlich verpflichten können; dann würde etwa ein solches Gebot etwas von uns fordern, was unserem sittlichen Bewußtsein widerspricht, so würden wir erklären: es kann unmöglich von Gott herrühren. Andererseits wird aber das Gefühl der Verpflichtung sich auch dann einstellen, wenn uns die Anregung zu irgend einem Handeln (das Gleiche gilt natürlich auch immer für die Unterlassung von Handlungen) nicht durch den Befehl eines anderen gegeben wird, sondern in uns selbst aufsteigt, und zwar so, daß sie die Billigung unseres Gewissens findet, ja von diesem selbst auszugehen scheint.

Diese Erwägungen führen doch wohl zu der Erkenntnis: der Verpflichtungscharakter ist nicht etwas, was zu dem Sittlichen, zu dem als gut oder bös Beurteilten noch hinzutritt, sondern er liegt in diesem selbst. Was uns als sittlich gut erscheint, das ist unmittelbar von dem Bewußtsein begleitet, daß es allen anderen möglichen Handlungen vorzuziehen sei; was als bös sich zu

erkennen gibt, das führt das Gefühl mit sich, daß es unter allen Umständen zu meiden sei.

Wenn man aber immer wieder versichert: ich kann nicht mein eigner Gesetzgeber sein; die Auferlegung einer Pflicht kann immer nur durch einen andern erfolgen, weil ich mich sonst jederzeit von der Pflicht selbst lossprechen kann —, so übersieht man, daß zunächst einmal menschliche Gemeinschaften doch augenscheinlich sich selbst Gesetze geben können und tatsächlich geben; ferner, daß auch im Einzelmenschen in der Tat eine Zweiheit gegeben ist an dem das Leben in seiner Gesamtheit ordnenden „Wollen“ und den einzelnen naturhaften „Begehrungen“. Der Mensch vermag doch offenbar bei ruhiger Erwägung, in Stunden ernster Sammlung den Vorsatz zu fassen, stets so zu handeln, wie er es als sittlich gut, als objektiv richtig erkennt; mit einem solchen Gelöbnis aber verpflichtet er sich doch selbst. Gewiß kann ich jederzeit gegen diese Verpflichtung handeln, sie auch überhaupt abwerfen, aber kann ich nicht auch einem anderen Gesetzgeber die Pflicht aufkündigen?

Lohn und Strafe an sich können zwar die motivierende Kraft eines Befehls steigern, aber nicht die spezifisch *sittliche* Verpflichtung begründen oder auch nur verstärken. Sonst müßte ja auch ein als unsittlich erkannter Befehl, wenn er von jemand ausgeht, der uns ganz in seiner Gewalt hat, eine innere Verpflichtung begründen. Wenn also ein religiös Gläubiger die sittlichen Gebote lediglich mit Rücksicht auf die göttlichen Belohnungen und Strafen beachtete, wenn in ihm gar nicht die reine Achtung vor dem sittlichen Ideal, das für ihn in dem allheiligen Gott personifiziert sich darstellt, wirkte, so wäre eben zu sagen, daß er trotz äußerlich korrekten Tuns innerlich noch unversittlicht sei.

Wir sehen also: den geistig reif und selbständig gewordenen Menschen kann in der Tat kein anderer verpflichten, er muß sich selbst verpflichten; die sittliche Gesetzgebung ist Selbstgesetzgebung, Automie. Gewiß kann der Mensch die Selbstverpflichtung gegenüber dem sittlichen Ideal wieder aufheben; dann verzichtet er darauf, ein sittlicher Mensch zu sein, und es kommt eben darauf an, ob er dieses Bewußtsein der eigenen Immoralität auf die Dauer ertragen kann. Zwingen kann ihm niemand dazu, ein sittlicher Mensch zu sein; niemand kann ihm auch ohne irgend welche zugestandene Voraussetzungen streng logisch beweisen, daß er es sein müsse. Das sittliche Handeln ruht eben im Ganzen wie im Einzelnen auf der *freien* Entscheidung der Menschen.

3. Die Willensfreiheit.

Unsere Erörterung hat uns auf den Begriff der menschlichen Freiheit geführt. Es ist bekannt, daß die Willensfreiheit, die dem naiven Denken des „gesunden Menschenverstandes“ als eine so einfache, eine so selbstverständliche Sache erscheint, dem philosophischen Nachdenken immer wieder zum schweren Problem wird und daß sich eine unermeßliche Literatur über diese Frage aufgehäuft hat. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Einzelfragen, in die sich das Problem im

Verlauf der Jahrtausende langen Diskussion zerlegt hat, und die Ansichten, die über dieselben aufgestellt worden sind, auch nur mit einiger Vollständigkeit zu skizzieren. Es mag genügen, auf dasjenige in Kürze einzugehen, was uns in dem gegenwärtigen Stand der Frage das Wesentlichste zu sein scheint.

Die Hauptrichtungen, die sich gegenüberstehen, bezeichnet man heute gewöhnlich als Determinismus und Indeterminismus. Dabei wird in der Regel nicht eigentlich darum gestritten, ob man dem Menschen Freiheit zuschreiben könne oder nicht — nur wenige Deterministen leugnen das, — sondern in welchem Sinne diese menschliche Freiheit zu fassen sei. Der Determinismus erklärt, nur seine Auffassung des Freiheitsbegriffs sei mit dem beherrschenden Grundsatz des wissenschaftlichen Erkennens, dem Kausalgesetz, in Einklang zu bringen, der indeterministische Freiheitsbegriff beruhe dagegen auf einer sehr naheliegenden, aber psychologisch wohl erklärbaren Illusion des gewöhnlichen Bewußtseins. Die Indeterministen dagegen versichern: der deterministische Freiheitsbegriff hebe in Wahrheit die Freiheit auf; diejenigen Deterministen, die die Freiheit überhaupt leugneten, seien wenigstens konsequent. Freilich seien sie im Irrtum; denn die von unserem Bewußtsein bezeugte Freiheit bestehe in der Tat, und sie widerspreche auch nicht dem richtig verstandenen Kausalbegriff.

Versuchen wir nun noch den eigentlichen Differenzpunkt zwischen Determinismus und Indeterminismus konkreter zu bezeichnen.

Denken wir uns einen Menschen, der vor einer bestimmten Willensentscheidung steht. Nehmen wir an, wir kennen seinen ganzen seelischen und körperlichen Zustand ebenso alle die äußeren und inneren Umstände, die für seine Entscheidung in Betracht kommen: so würde der Determinismus sagen: die Entscheidung ergibt sich aus allen diesen Faktoren mit Notwendigkeit, es kann nur diejenige erfolgen, die tatsächlich eintreten wird, ja wir könnten dieselbe, gesetzt wir besäßen die (uns allerdings stets versagte) Kenntnis aller in Betracht kommenden Bedingungen, vorher berechnen wie den Eintritt einer Mond- und Sonnenfinsternis. Dies ergibt sich einfach aus dem Kausalgesetz, nach welchem alles, was überhaupt geschieht, mit Notwendigkeit aus seinen Ursachen erfolgt.

Der Indeterminismus dagegen würde erklären: wir haben vor einer solchen Entscheidung das Bewußtsein, daß wir so oder anders wählen können, ebenso steht uns nach einer solchen fest, daß wir uns auch anders hätten entscheiden können, als wir es tatsächlich getan haben. Dieses Bewußtsein ist aber keine Illusion, sondern einfacher Ausdruck einer Tatsache. „Die Willens- oder Wahlfreiheit ist," so erklärt ein Vertreter dieser Richtung, „die positive Vollkommenheit des Willens, unter Voraussetzung alles zum Handeln Erforderlichen selbst die Richtung und Art seines Wollens oder Nichtwollens zu bestimmen." Ursachlos ist eine solche freie Entscheidung nicht. „Auch der freie Willensakt hat seine genügende Ursache teils in der Erkenntnis, die vorausgehen muß, teils in der Fähigkeit des Willens, in dem Vermögen desselben, sich unter Voraussetzung aller zum Wollen Erforderlichen zu betätigen oder nicht zu betätigen. Auch die

Entscheidung des Willens hat immer ihre Gründe, aber allerdings keine nötigenden Gründe." Das Kausalitätsprinzip fordert zwar eine ausreichende Ursache, aber keine nötigende, bezw. notwendig wirkende.

So erscheint also in diesem Zusammenhang als der eigentliche Streitpunkt der Sinn des Kausalgesetzes. Enthält er lediglich den Begriff der ausreichenden Ursache oder besagt er auch, daß die Folge notwendig eintritt, wenn alle Bedingungen und damit die vollständige Ursache gegeben ist?

Erwägen wir diese Frage zunächst an physischen Geschehnissen. Sind z. B. alle (durch Erfahrung festgestellte) Bedingungen für das Eintreten eines chemischen Vorgangs gegeben, so muß derselbe offenbar nach unserer Überzeugung eintreten. Wäre das nicht der Fall, so würden wir ohne weiteres annehmen, daß entweder doch tatsächlich nicht alle Bedingungen gegeben waren, oder daß einer der gewöhnlich wirkenden Faktoren durch irgend einen besonderen Umstand in seiner Wirksamkeit aufgehoben oder verändert sei. Die „ausreichende" Ursache fassen wir also bei den Naturvorgängen augenscheinlich zugleich auch als eine „notwendig wirkende". Träte bei genau denselben Bedingungen das eine Mal diese, das andere Mal jene Folge ein, oder bliebe sie ganz aus, so ständen wir vor einem Rätsel; denn Erkenntnis eines Naturvorgangs besteht eben in der Feststellung der Bedingungen, die sein Eintreten notwendig machen.

Es ist bekanntlich das Ziel einer maßgebenden Richtung in der modernen Naturwissenschaft, alle Naturvorgänge, auch die optischen, thermischen, chemischen, magnetischen, elektrischen, und schließlich auch die Lebenserscheinungen, auf Bewegungsvorgänge zurückzuführen. Denken wir uns dieses Ziel erreicht, so würde sich der wissenschaftlichen Erkenntnis das ganze äußere Weltgeschehen als ein gewaltiger Mechanismus darstellen, als das Getriebe eines gigantischen Automaten, das unaufhörlich in Tätigkeit ist und mit der Notwendigkeit abläuft, mit der die Räder einer Maschine sich drehen. In allen Phasen dieses Weltgeschehens, so wird weiter vorausgesetzt, bleibt das Quantum des Stoffes wie der Bewegungsenergie konstant und jede Konstellation der Weltmaschine ließe sich bei vollständiger Kenntnis des Universums aus jeder vorhergehenden berechnen.

Es fragt sich nun: gilt dieser Satz von den notwendigen Erfolgen jedes Vorgangs auch für das ganze psychische Geschehen, also auch für alle Willensentscheidungen? — wie dies der Determinismus behauptet.

Es scheint mir nun nicht zweifelhaft, daß dasjenige, was wir unmittelbar erleben, von dem Indeterminismus zutreffender wiedergegeben wird. Sollen wir nun mit dem Determinismus diese Aussagen des unmittelbaren Bewußtseins für Illusion erklären, so müssen wir doch schwerwiegende Gründe dazu haben. Solche glaubt der Determinismus allerdings auch anführen zu können. Er weist darauf hin, daß die Naturwissenschaft mit ihrer Auffassung des Kausalbegriffes so große Erfolge errungen habe; daß ihre Voraussetzung von dem notwendigen Ablauf alles Geschehens sich in der physischen Welt immer und immer wieder bestätigt habe; es sei deshalb methodisch richtig, daß man den Kausal-

begriff in demselben Sinn auch auf das Innengeschehen übertrage, zumal da dieser mit den physischen Vorgängen im Gehirn und Nervensystem in so naher Beziehung stehe.

Man wird in der Tat zugeben müssen: wenn es möglich sein soll, daß wir von den Innenvorgängen dieselbe Art der Erkenntnis gewinnen wie von den physischen, so können wir nicht umhin, die Voraussetzung zu machen, daß ihr Eintreten notwendig sei; denn sonst bliebe ja immer die Frage offen: wenn mehrere Entscheidungen möglich waren, warum ist denn nun gerade diese eine erfolgt? Solange wir nicht erkennen, daß sie erfolgte, weil sie erfolgen mußte, bleibt für unsere Erkenntnis trotz aller Einsicht in den Motivationsprozeß etwas Undurchdringliches, ein rätselhafter Rest bestehen. Aber man könnte denn doch von indeterministischer Seite die Frage aufwerfen: erweist sich die Voraussetzung haltbar, daß wir von den psychischen Vorgängen eine gleichartige Erkenntnis erlangen können wie von den physischen?

Denken wir uns einmal, die Naturwissenschaft hätte das oben skizzierte ideale Ziel erreicht, sie hätte das gesamte Getriebe des physischen Weltgeschehens in seinem notwendigen Ablauf erfaßt und könnte aus jeder Phase alle vorangehenden wie alle folgenden berechnen: so wäre diese Erkenntnis doch gewissermaßen nur ein *Kennen von außen*; wir würden immer noch zu fragen haben: warum ist gerade dieser Wirklichkeitsbestand, warum sind diese Urelemente mit ihren Wirkungsweisen gegeben? Was hat all dieses Geschehen für einen Sinn und Wert? Wir ständen gewissermaßen vor einer ungeheuren Maschine, deren Zusammensetzung und deren Räderwerk in seinem Ineinandergreifen uns ganz klar wäre, von der wir aber gar nicht wüßten, wozu sie eigentlich diene.

Ganz anders stehen wir doch dem Menschen und ihrem Wollen und Handeln gegenüber. Hier können wir zwar die *Notwendigkeit* des *Verlaufs* tatsächlich nicht erkennen — denn auch der Determinismus behauptet nur, daß diese Erkenntnis *prinzipiell möglich* sei —, wohl aber können wir dem *Sinn* des Geschehens *verstehen*; und zwar verstehen wir speziell die Willensentscheidung eines Menschen, wenn wir die Motive, denen entsprechend er erfolgt ist, in uns nacherzeugen und nacherleben können.

Ist so die Art, wie wir einerseits das physische, andererseits das psychische Geschehen theoretisch erfassen eine verschiedene: dort eine Erkenntnis nur des äußeren Vorgangs, hier ein Verstehen von innen heraus, so besteht auch ein bedeutsamer Unterschied in dem Geschehen selbst. Für das rein physische Geschehen hat sich der Satz von der Erhaltung von Materie und Energie bewährt. Hier haben wir also eine quantitativ festbestimmte und konstante Wirklichkeit. Durch alle die rein physischen Vorgänge wird weder ein Stoffatom nach die kleinste Krafteinheit neu produziert, wir haben es nur zu tun mit Umlagerungen von Atomen und Umsetzungen von Energieformen; auch läßt sich alles Geschehen bei vollständiger Kenntnis der in Betracht kommenden Faktoren prinzipiell vorausberechnen.

Wie anders steht es da mit der seelischen und geistigen Wirklichkeit! In langen Perioden der Entwicklung unserer Erde, auf die aber unsere Erkenntnis mit Sicherheit zurückführt, haben wir Verhältnisse, unter denen überhaupt ein seelisches Leben noch nicht möglich war: und dagegen jetzt, welche Fülle derselben in der Tier- und Menschenwelt! Die Stoffe, aus denen die tierischen und menschlichen Körper bestehen, die waren schon vorhanden als die Erde noch im Glutzustande um die Sonne kreiste, aber war auch das Psychische vorhanden? Und welche Existenzform soll es da gehabt haben? Und dann, wenn wir auf den geistigen Inhalt, die Bedeutung und den Wert des Psychischen blicken: welcher Unterschied zwischen dem dürftigen und einförmigen Seelenleben eines Stammes auf primitivster Kulturstufe und dem individuell differenzierten, durch eine Fülle geistiger Schätze bereicherten Leben eines Kulturvolkes! Im Physischen also ein Gleichbleiben des Wirklichkeitsbestandes, nur Umlagerungen und Umformungen innerhalb derselben, im Psychischen ein wirkliches Werden und Wachsen; dort lediglich berechenbare Kombinationen gegebener Elemente, hier unberechenbare Neuschöpfungen!

Eine Entscheidung über unsere Frage ist freilich mit alledem nicht herbeigeführt. Die schlechthin allgemeine Gültigkeit der Naturkausalität ist kein in sich evidenter Satz und empirisch nachgewiesen ist sie auch nicht — kann es auch in strengem Sinne nie werden. Aber gleichwohl kann der Determinist sagen: ich setze voraus, daß alles Geschehen in notwendiger Verkettung stehe, weil ich nur unter dieser Voraussetzung eine Erkenntnis gewinnen kann, die mir allein als wahrhaft wissenschaftliche Erkenntnis erscheint, und wo es noch nicht gelungen ist, die Gültigkeit dieser Voraussetzung zu erweisen, da erwarte ich von der Zukunft, daß dieser Beweis erbracht werde.

Aber vielleicht könnte es scheinen, als räumten wir dem Indeterminismus zu viel ein. Wir haben doch eine Psychologie, eine „Wissenschaft" von den seelischen Vorgängen! Hat sie denn nicht die Gültigkeit der Naturkausalität für diese auf empirischen Wege wenigstens so wahrscheinlich gemacht, daß die gegenteilige Annahme ernstlich gar nicht mehr in Betracht kommt.

Wer so redete, würde den durchaus unfertigen Zustand unserer Psychologie verkennen und weit mehr von ihr verlangen als sie zur Zeit leisten kann.

Es ist unter den Psychologen noch gar keine Einigung darüber erzielt, wo eigentlich die kausale Beziehung zu suchen ist, ob zwischen den Bewußtseinsinhalten als solchen oder etwa zwischen den realen Prozessen, die gewöhnlich als die Träger dieser Inhalte angenommen werden — wobei dann weiterhin zweifelhaft bleibt, ob diese realen Prozesse als physisch und zwar als Gehirnvorgänge oder als unbewußt psychisch zu denken sind. Ferner ist zu beachten, daß die Selbstwahrnehmung und Selbstbeobachtung gerade der Willensvorgänge ein so schwieriger ist und so dürftige Resultate ergibt, daß man sich noch nicht einmal darüber hat einigen können, ob die sog. Willensakte als eine besondere Klasse von Bewußtseinsvorgängen neben den Gefühlen und Vorstellungen anzusehen sind oder nicht.

Prüfen wir nun insbesondere, wie sich die deterministischen Psychologen mit den Freiheitsbewußtsein des Naiven abfinden. Sie erklären: wenn ich vor einer Willensentscheidung das Bewußtsein habe, ich konnte so oder anders mich entscheiden, so bedeutet das lediglich, daß mir die Vorstellungen verschiedener Handlungsweisen im Bewußtsein gegenwärtig sind; und zwar werden sich mit diesen Vorstellungen gewisse Gefühle und Willensregungen verbinden. So läßt sich der ganze Bewußtseinsinhalt, der einer überlegten Willensentscheidung vorhergeht, auflösen, in zwei oder mehrere motivkräftige Vorstellungen. Hinter diesen steht nicht noch einmal ein besonderer Wille, der diese Motive gegeneinander abwägt und schließlich dem einen sich frei zuwendet, sondern diese verschiedenen Motive machen unser Wollen vollständig aus, das eben aus diesen verschiedenen Willenstendenzen sich zusammensetzt. Welches Motiv nun aber in diesem Widerstreit siegt und die Entscheidung bestimmt, das hängt von deren Intensität ab, und kennten wir diese Intensität ganz genau, so wären wir auch imstande, die zukünftige Entscheidung vorher zu berechnen. Daß wir also meinen, wir könnten uns so oder anders entscheiden, beruht darauf, daß wir die wirkliche Stärke der einzelnen Motive nicht durchschauen; wie denn überhaupt gar manches in uns vorgeht und wirkt, das unbemerkt bleibt. Eben darum besteht dann auch nach erfolgter Willensentscheidung die Meinung, wir hätten uns anders entscheiden können. Verstärkt wird diese Illusion noch dadurch, daß durch die getroffene Entscheidung unser Innenzustand meist in einem diese Täuschung begünstigenden Sinne verändert wird. Die Willensantriebe, die tatsächlich die Enscheidung bestimmten, sind jetzt befriedigt, die motivierende Kraft, die sie vorher hatten, wird darum jetzt nicht mehr so lebhaft gefühlt, dagegen machen sich die bei der Entscheidung überwundenen Willensantriebe, eben weil sie unbefriedigt geblieben sind, jetzt stärker geltend. Das bestärkt uns in der irrigen Vorstellung, wir hätten uns auch anders entscheiden können, ja es sei uns dies vielleicht gar nicht so schwer gewesen. In Wahrheit war aber nur diejenige Entscheidung objektiv möglich, die tatsächlich erfolgt ist, weil sie aus unserem gesamten Zustand heraus damals erfolgen mußte.

Solchen Deutungsversuchen des Freiheitsbewußtseins gegenüber erklärt aber der Indeterminismus: das Ich ist nicht sozusagen nur ein Schauplatz, auf dem sich die Motive drängen und schieben und schließlich die Entscheidung bestimmen, während es passiv zuschaut, sondern es ist Träger und Herr all dieser Willensantriebe; es greift frei von sich aus in diesen Widerstreit ein und beendigt ihn, und falls es sich wirklich von bestimmten Motiven sozusagen passiv fortreißen läßt, so beruht auch dies auf seiner freien Einwilligung.

Die Diskussion über diesen Punkt dürfte deshalb nicht mit dem Siege der einen oder der anderen Seite endigen, weil hier zwei Auffassungen des Innenlebens im Kampfe liegen, die, wie mir scheint, beide nebeneinander möglich sind.

Die Auffassung des Indeterminismus entspricht dem unmittelbaren, naiven Erleben und Erfahren. Das Ich ist danach der einheitliche Träger, das lebendige,

aktive Subjekt der seelischen Vorgänge: ich bin es, der denkt, fühlt und will; nicht denkt, fühlt und will es in mir. Es können zwar ohne mein Zutun Vorstellungen, Regungen des Gefühls und Willens in mir auftauchen, aber ich entscheide frei, welche Beachtung ich ihnen schenke, und wenn sie mich zu einer Handlung fortreißen wollen, so steht es in letzter Linie bei mir, zu bestimmen, welchem der Willensantriebe ich folge, oder ob ich sie vielleicht alle abweise und überhaupt nicht handle.

Von dieser Art des Erlebens unserer Innenvorgänge unterscheidet sich nun eine andere Art sie aufzufassen, die ich mit einem unserer bedeutendsten Psychologen als die „objektivierende" von der eben beschriebenen, der „subjektivierenden" unterscheiden will.

Will ich zu dieser objektivierenden Auffassung gelangen, so versetze ich mich aus dem lebendigen Wollen und Entscheiden künstlich heraus; das ganze Innengetriebe rücke ich jetzt innerlich von mir ab, es wird mir lediglich Bewußtseinsinhalt, Beobachtungsobjekt. Auch das im Mittelpunkt des lebendigen Willensgetriebes wirkende und herrschende einheitliche Ich wird ein solches Objekt, und man sucht es nun in seine inhaltlichen Bestandteile zu zerlegen. Da werden etwa als solche festgestellt: die Wortvorstellung „Ich", die Vorstellung, daß es Träger und beherrschendes Zentrum des übrigen Bewußtseinsinhalts ist; es können noch hinzukommen mehr oder minder klar bewußte Vorstellungen von dem, was ich alles mit einem Ich bezeichne: meine seelischen und körperlichen Eigenschaften, meine soziale Stellung, meine seitherige Entwicklung usw. Ebenso erscheinen nun auch die verschiedenen Motive, als Bewußtseinsinhalte, die neben dieser Ich-Vorstellung vorhanden sind und die in gleicher Weise analysiert werden. Allen diesen Bewußtseinsinhalten steht nun allerdings noch ein Ich, für das sie alle Objekt sind, gegenüber, aber dieses Ich ist nicht das tätige, Stellung nehmende des unmittelbar praktischen Erlebens, es „will" selbst nichts als — alles Innengeschehen, auch alles Wollen in sich vorfinden und beobachten; es ist sozusagen nur ein klares und ruhiges inneres Auge, das aber zugleich die Bewußtseinsinhalte mit der Helle der Bewußtheit übergießt.

Diese objektivierende Betrachtungsweise ist auch der Standpunkt, den im Grunde der Determinismus den Innengeschehnissen gegenüber einnimmt.

Man wird nun von indeterministischer Seite geltend machen können, daß dieser Standpunkt, verglichen mit dem subjektivierenden, dem des unmittelbaren Erlebens, ein künstlicher ist, daß dabei alle seelischen Vorgänge von ihrem unmittelbaren Getragen- und Durchwirktsein durch das lebendige Ich losgelöst und gewissermaßen wie selbständige physische Objekte dem Ich, das sich nunmehr nur noch betrachtend verhält, gegenüber gestellt werden. Wenn aber so diese ganze objektivierende Betrachtungsweise derjenigen der physischen Dinge analog ist, so liegt es auch nahe, die Voraussetzung eines notwendigen Ablaufs von dem physischen Geschehen auf die Innenvorgänge zu übertragen.

Freilich ist diese Voraussetzung niemals evident durch Tatsachen zu widerlegen. Denn da der wirkliche Verlauf auch von Willensvorgängen immer nur einer ist, so kann man nie beweisen, daß er auch anders hätte sein können. Der Determinismus kann bei Willensentscheidungen immer sagen: die Vorstellung des „Anders-Könnens“ ist zwar als Vorstellung vorhanden, aber tatsächlich ist die Entscheidung so erfolgt, wie sie erfolgen mußte, — in der Richtung des stärksten Motivs. Wäre aber das siegende Motiv nicht das stärkste gewesen, so hätte es eben nicht die Entscheidung bestimmt. Daß das Bewußtsein vorliegt: nicht das Motiv hat entschieden, sondern das Ich hat sich spontan für das Motiv entschieden — auch das ist nur ein Bewußtseinsinhalt, der für die Phase des Motivkampfs charakteristisch ist, in dem gerade das stärkste Motiv die Entscheidung herbeiführt.

Es ist schwer abzusehen, wie der hier angedeutete Gegensatz der Standpunkte in überzeugender Weise zu Gunsten des einen entschieden werden kann. Der Vertreter des „objektivierenden“, deterministischen wird sagen, der andere sei lediglich der einer vorwissenschaftlichen Vulgärpsychologie; er sei eben durch den allein wissenschaftlichen, „objektivierenden“ zu ersetzen; freilich sei dies wegen des verwickelten und schwer zu beobachtenden Charakters der Innenvorgänge keine leichte Sache.

Der Indeterminist wird dagegen behaupten, er könne sich nicht davon überzeugen, daß das Bild, das die objektivierende Psychologie von den Innenvorgängen, besonders von den Willensentscheidungen entwerfe, sich wirklich mit seinen unmittelbaren Erlebnissen decke; er halte es auch nicht für möglich, daß diese Deckung je herbeigeführt werden könne. Er finde vielmehr in den vergeblichen Versuchen, das unmittelbare Freiheitsbewußtsein weg zu erklären, nur einen indirekten Beweis dafür, daß der Zusammenhang innerhalb des geistigen Geschehens und damit der Begriff der psychischen Kausalität anders aufzufassen sei wie der Zusammenhang der physischen Geschehnisse und der Begriff der Naturkausalität. In der letzteren hätten wir den Gedanken der notwendig wirkenden Ursache, dort lediglich den Gedanken der zureichenden Ursache; hier herrsche im Geschehen selbst Notwendigkeit, dort Freiheit. Und wenn in der Freiheit für uns etwas Geheimnisvolles bleibe: sei nicht die ganze Wirklichkeit für den, der sie tiefer zu erfassen suche, voller Rätsel? Es könne uns etwas sehr gewiß sein, was uns doch nicht begreiflich sei. Von der Freiheit aber vermöge sich jeder einen Beweis von überzeugender Kraft — wenn auch nur für seine eigene Person überzeugend — zu verschaffen, dadurch nämlich, daß er diese Freiheit gebrauche, um sich für das Gute zu entscheiden. —

Eben dies führt uns dazu, das Freiheitsproblem noch von einem Gesichtspunkt zu betrachten, der in dem bis jetzt Gesagten noch gar nicht zur Geltung kam, dem ethischen.

Auch hier dürfte die naive Auffassung durchaus dem Indeterminismus zuneigen. Daß wir uns und anderen die Willensentscheidungen zurechnen, das

scheint doch vorauszusetzen, daß sie frei waren, daß sie den sittlichen Geboten entsprechend ausfallen konnten, und daß es auf persönlicher Schuld beruhte, wenn dies nicht der Fall war.

Nun versucht aber der Determinismus auch diese Auffassungsweise seinem Prinzip entsprechend zu deuten. Er erklärt: Zurechnung und Verantwortlichmachen setzen gerade den kausalen Zusammenhang und damit das notwendige Erfolgen der Willensentscheidungen aus der Persönlichkeit, dem Charakter des Handelnden voraus. Wäre die betreffende Willensentscheidung nicht notwendig eingetreten, hätte gerade so gut eine andere erfolgen können, so wäre sie etwas Zufälliges; sie wäre darum der Persönlichkeit sozusagen fremd. Dann wäre es allerorts unangebracht, diese dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Darum nehmen wir auch Beschränkung oder Aufhebung der Zurechnungsfähigkeit an, wenn abnorme Einflüsse auf den Motivationsprozeß und die Willensentscheidung gewirkt haben: Berauschtheit, Hypnose, pathologisch erregte Affekte, Irresein usw. Ist dagegen die Entscheidung erfolgt bei ausreichender Kenntnis der Sachlage und bei normalem Verlauf des Motivationsprozesses, so nennen wir sie mit Recht frei, weil in ihr der Charakter der Persönlichkeit frei von allen störenden Einflüssen, frei von dem, was sie nicht ist, sich ausspricht; was natürlich nur unter der Voraussetzung gilt, daß die Entscheidung mit Notwendigkeit aus dem Charakter hervorging.

Dabei wird von den Deterministen besonders betont, daß das eigene frühere Wollen des Handelnden der Hauptfaktor gewesen sei, warum sein Charakter so geworden ist, wie er ist. Darum müsse sich auch die Reue im Grunde nicht sowohl auf die einzelne Handlung beziehen als vielmehr auf den Charakter, darauf daß er durch eigene Schuld die Gestalt angenommen habe, aus der nun so schlimme Taten notwendig folgten.

Aber auch hier dürfte die populäre indeterministische Auffassung eine tiefere Begründung zulassen. Es ist natürlich zuzugeben, daß das Verantwortlichmachen nur dann am Platze ist, wenn die Tat nicht etwas rein Zufälliges ist, wenn sie nicht dem Täter sozusagen von außen angeflogen ist, sondern wenn sie wirklich durch ihn gesetzt, aus seinem Charakter, seiner Persönlichkeit hervorgegangen ist. Aber dieses Hervorgehen, daran wird der Indeterminismus festhalten, darf nicht als ein notwendiges gefaßt werden. Die Entscheidung muß natürlich ihre Gründe, ihre Motive haben, aber trotz aller Wirksamkeit der Motive gibt doch das Ich frei aus sich heraus die letzte Entscheidung; und es vermag bei allen sittlich bedeutsamen Wahlhandlungen sich für das Gute zu entscheiden und ist deshalb verantwortlich, wenn er dies nicht tut.

Wenn man aber sagt, der Mensch habe durch sein eigenes Wollen am meisten zur Bildung seines Charakters beigetragen und sei darum mit Recht verantwortlich für das, was aus diesem Charakter mit Notwendigkeit erfolge, so wird damit, — so kann der Indeterminist erklären — das eigentliche Problem nur zurückgeschoben, ja verhüllt. Denn der Determinismus kann nicht leugnen, daß auch diese früheren Willensentscheidungen jeweils notwendig aus dem Gesamtzustand

der Persönlichkeit erfolgten. So bilden denn (nach ihm) alle Willenshandlungen mit ihren jeweiligen Rückwirkungen auf den Charakter eine Kette, in der kein Glied anders sein kann, als es ist. Diese Kette leitet schließlich zurück auf die angeborenen Charakteranlagen und die daraus erfolgenden ersten Betätigungen des Kindes, von denen doch sicher niemand sagen kann, daß sie frei und zurechenbar seien. Der Indeterminist wird dagegen das freie und damit verantwortliche Handeln da beginnen lassen, wo das Bewußtsein des sittlichen Gebotes und seines verpflichtenden Charakters beginnt.

Es gibt nun allerdings manche Deterministen, die, um den angeführten Bedenken zu entgehen, einen anderen Ausweg einschlagen. Sie behaupten: bei der sittlichen Beurteilung und Zurechnung von Handlungen kann die Frage nach ihrem Entstehen, ob sie nämlich frei oder notwendig aus dem Handelnden hervorgegangen ist, ganz beiseite bleiben. Also ist hieraus nichts gegen den Determinismus zu beweisen. Es handelt sich nämlich hier lediglich um den Wert oder Unwert der Handlung und des Handelnden. Einen Menschen, der gut handelt, den schätzen wir, wie wir einen Baum schätzen, der uns reiche Früchte bringt, oder einen Hund, der uns durch seine Treue, seine Wachsamkeit, seine Geschicklichkeit wertvoll ist.

Diese Auffassung — so wird der Indeterminist entgegnen — ist wenigstens konsequent, sie versucht nicht, die Freiheit doch irgendwie durch eine Hintertüre wieder einzulassen; sie gibt offen zu, daß das Handeln des Menschen — wenn auch seine Bedingungen komplizierter sind — doch genau mit der Notwendigkeit erfolge, wie die Entwicklung einer Pflanze oder die Betätigung eines Tieres. Gewiß haben wir nun auch für solche Menschen Wertschätzung, aber es fragt sich eben, ob nicht die spezifisch sittliche Wertschätzung gerade den Nebengedanken enthält, daß die Willensentscheidungen frei erfolgen und jedenfalls im Sinne des Sittengesetzes erfolgen können.

Ferner kann man gewiß auch vom deterministischen Standpunkt aus manches zur Rechtfertigung des herkömmlichen Verfahrens bei der Erziehung und in der Rechtspflege beibringen. Man führt da aus, alle erziehliche Einwirkung soll eben eine Determination des Wollens in der Richtung auf das sittliche Ideal bewirken; die Bestrafung der Verbrecher ferner ist durchaus am Platze — freilich nicht deshalb, weil sie die Tat auch hätten vermeiden können, sondern damit sie und andere von verbrecherischem Tun abgeschreckt werden, und damit so die menschliche Gesellschaft gesichert wird. Auch erzieherisch wird die Strafe wirken; denn die Erinnerung an die mit ihr verknüpfte Unlust wird ein kräftiges Hemmungsmotiv abgeben, wenn die Versuchung zu ähnlichem Tun wieder aufsteigt; und erweist sich dieses Motiv noch nicht stark genug, so wird man durch Steigerung der Strafe im Wiederholungsfalle ihre Wirkung zu verstärken suchen.

Es ist aber hier nicht zu verkennen, daß der deterministischen Auffassung nur die Strafzwecke sich fügen, die heute lediglich als Nebenzwecke gelten: Abschreckung und Besserung, während das, was von unserem allgemeinen Rechts-

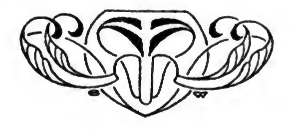
bewußtsein noch als Hauptzweck angesehen wird: die Sühne der aus freiem Wollen entsprungenen Verschuldung, vollständig aufgegeben wird.

Demgegenüber kann der Determinismus erklären, wenn sich die seither herrschende Auffassung des Strafzwecks mit einem geläuterten Freiheitsbegriff nicht vereinbaren läßt, so ist sie eben umzubilden.

Ähnlich wird er sich einem anderen schwerwiegenden Einwande gegenüber verhalten. Wenn nämlich — so kann man von der Gegenseite sagen — unser Wollen aus der jeweiligen Konstellation aller Bedingungen mit Notwendigkeit resultiert, so muß vorausgesetzt werden, daß bei unsittlichen Willensentscheidungen die Kraft der sittlichen Motive eben zu schwach war; sie ist überhaupt nur eine bedingte und damit beschränkte. Wie verträgt sich das mit dem Gedanken einer unbedingten Verpflichtung gegen das Sittliche, mit dem Bewußtsein, daß wir können, weil wir sollen?

Der Determinismus kann erwidern: Den Glauben an die unbedingte Verpflichtungskraft des Guten braucht man nicht aufzugeben; freilich ist er nicht so zu fassen, daß jeder Mensch jederzeit und unter allen Umständen das Gute tun könne. Vielmehr ist diese unbedingte Forderung des Sittengesetzes eine Mahnung für uns, die sittlichen Motive in uns allmählich zu den stärksten zu machen, so daß wir gar nicht mehr gegen sie handeln können. Dazu aber gehört, daß wir keine schlechten Gewohnheiten in uns aufkommen lassen und Lagen vermeiden, die uns erfahrungsgemäß zum Bösen verleiten. Dazu gehört auch, daß wir an einer Besserung der menschlichen Verhältnisse mitarbeiten, um die Quellen des Unsittlichen, die hier fließen, möglichst zu verstopfen. —

Zum Schlusse aber sei darauf hingewiesen, daß die Streitfrage zwischen Determinismus und Indeterminismus, die wir hier also unentschieden lassen, eine theoretische ist. Darin werden jedenfalls die Vertreter beider Richtungen übereinstimmen, daß es verfehlt wäre, wenn jemand über dem Nachgrübeln, ob und in welchem Sinne er sich Freiheit zusprechen dürfe, es versäumen würde, energisch zu wollen und mit aller Kraft nach dem sittlichen Ideal zu streben.





Friedrich Vischer als Dichter.

(Zum 30. Juni 1807—1907.)

Von

Rudolf Krauss.

Der Ästhetiker Vischer! Unter dieser Etikette kennt die gebildete Welt den schwäbischen Denker und Dichter, dessen 100. Geburtstages jetzt allenthalben gedacht wird. Und doch — wie wenig wird mit dem Schlagworte das Wesen des vielseitigen Mannes erschöpft! Wohl ist sein monumentales, auf Grundlage der Hegelschen Philosophie aufgebautes System der Ästhetik der Ausgangspunkt seines Ruhmes gewesen. Aber wie bald ist er über sein eigenes Werk hinausgewachsen! Die Unfruchtbarkeit der Theorie mußte mehr und mehr einer produktiven Kritik von Kunsterscheinungen weichen. Vischers Geist umfaßte das ganze weite Gebiet der Kunst- und Literaturgeschichte. Er, der begeisterte Interpret der Klassiker, zumal Shakespeares, hat für manchen modernen Dichter eine Lanze gebrochen und für mehr als einen — man denke an Eduard Mörike, an Gottfried Keller! — den rechten Maßstab der Wertschätzung bleibend geschaffen. Wie kaum ein zweiter hat er es verstanden, vom Denken und Wissen die Brücke zum Gegenwartsleben zu schlagen. Der Ästhetiker wandelte sich zum Politiker, zum Patrioten, der durch sein flammendes Wort den Deutschen das nationale Gewissen schärfte, und der akademische Lehrer verschmähte es nicht, in Tagesblättern auch zu brennenden Zeitfragen leichteren Kalibers temperamentvoll, wie nun einmal seine Natur war, Stellung zu nehmen.

Vischer gehörte zu den seltenen Glückskindern, denen neben Klarheit und Schärfe des Verstandes, neben der Fähigkeit streng philosophischen Denkens die Gabe üppiger Phantasie verliehen ist. Die beiden Seiten seiner Natur haben sich in seinem Wirken gegenseitig aufs innigste durchdrungen und aufs glücklichste befruchtet. Wir begegnen in seinen prosaischen und poetischen Werken vielfach denselben Stoffen, Vorstellungen und Gedankenreihen. Bald werden seine Dichtungen durch Abhandlungen und Aufsätze erläutert, bald erscheinen jene als künstlerische Illustrationen zu diesen. Stellen aus seinen Reisebriefen bieten Parallelen zu seinen

Gedichten aus Italien, manche Verse (z. B. „Sprache“ in den „Lyrischen Gängen“ oder „Humor“ in den „Allotria“) nehmen sich wie prägnant gefaßte Varianten zu seinen ästhetischen Theorien aus. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß eine Anzahl Motive des Romans „Auch Einer“ sich schon in den Paragraphen der „Ästhetik“ vorgebildet finden. Den größeren Vorteil hat von dieser Verbindung ohne Frage Vischers Prosa gehabt. Sein starker Phantasietrieb kam seiner ästhetisch-prosaischen Tätigkeit ungemein zugute. Umgekehrt hat sich in seine Poesie manchmal ein Übermaß von Reflexion und Dialektik eingeschlichen. Er selbst empfand die Doppelnatur seiner Begabung oft genug als beschwerlich. Den Helden von „Auch Einer“ nennt er einmal einen „unglücklichen, nicht ganz zum heiterfreien Schaffen gediehenen Poeten“. Gewiß hat er dabei auf sich selbst abgezielt. Er rechnete sich unter die Naturen, „welche zwischen Kritik und schaffende Kunst in die Schwebe geworfen sind.“ Am schönsten hat er solchen Stimmungen in dem Gedichte „An das Bild Peter Vischers am Sebaldusgrab in Nürnberg“ Ausdruck verliehen; beanspruchte doch die Familie des Ästhetikers jenen gefeierten Künstler; allerdings kaum mit Recht, als einen Vorfahren.

Doch ein Geteilter bin ich nun geworden,
Ein halbes hier und dort ein halbes Glück.

So sagt er von sich selbst. Zeitweise stellte er den Gelehrten bestimmt in den Vordergrund und gab die allerdings nicht allzu ernst gemeinte Versicherung, daß er sich keines poetischen Talentes rühme. Später warf er solche Verzagtheit ab und bekannte sich mit zunehmenden Jahren immer freimütiger zur Muse.

Als ich so rüstig lief, da liefen
Die Verse nicht so gut wie jetzt,

heißt es in dem Gedichtchen „Trost“. Es ist merkwürdig, wie der poetische Drang, gerade als es in Vischers Leben Abend zu werden begann, mit elementarer Gewalt hervorbrach und sich nicht bändigen ließ. Darin liegt doch wohl der beste Beweis, daß er nicht etwa zu den Auchdichtern gehört hat, in denen intensive Beschäftigung mit der schönen Literatur schließlich die Lust erzeugt, sich nun auch einmal schöpferisch zu betätigen. Nein, der wissenschaftliche und der poetische Trieb in ihm waren zwei Bäumen vergleichbar, die im gemeinsamen Erdreiche wurzeln, von denen sich aber jeder aus eigener Kraft entfaltet. Jener hat üppigere Früchte getragen, ist jedoch durchaus nicht der ursprünglichere gewesen. Die Erstlinge von Vischers Muse reichen in die Knabenzeit zurück; nur wurde die Lust am dichterischen Schaffen gerade in den besten Mannesjahren durch anderweitige Auf-

gaben und Pflichten am stärksten zurückgedrängt. So sieht man seine poetische Jugend- und Altersperiode durch eine tiefe Kluft, fast durch eine gähnende Leere voneinander geschieden.

Nicht ganz vergeblich forscht man dem Ursprunge dieses Talents nach. Daß der Napoleon-Haß des Vaters Vischer sich in leidenschaftlich-patriotischen Versen entladen hat, will ja freilich nichts besagen. Aber seine Mutter, die er selbst als eine Frau „voll lebendigen Interesses für Kunst und Poesie" charakterisiert hat, stammte aus der Dichterfamilie Stäudlin, war eine Schwester jenes Gotthold Stäudlin, der einst mit dem jungen Schiller um den Siegespreis der literarischen Führerschaft über die Schwaben gerungen und nach glänzendem Anfang so traurig geendet hatte. Ludwig Uhland und der Epigrammatiker Haug zählten gleichfalls zur Vischerschen Verwandtschaft. Es fehlte also dem Knaben nicht an Vorbildern in unmittelbarer Nähe, die befeuernd auf seinen Dichtergeist wirken mußten. Und zuletzt war ja damals die ganze schwäbische Umgebung, in der er groß wurde, in einen poetischen Dunstkreis gehüllt, der ansteckend wirken mußte, sobald die natürliche Anlage nur halbwegs der Kulturgewohnheit entgegenkam.

In Ludwigsburg war der sinnige Eduard Mörike Vischers Spielkamerad gewesen. Im Seminar Blaubeuren huldigten mit ihm Friedrich Strauß, Gustav Pfizer, Wilhelm Zimmermann der Muse um die Wette. Im heiteren Zusammenleben mit gleichgestimmten Freunden regten sich ihm dort zuerst die Dichterschwingen. Durch sein munteres Naturell, seine drolligen Einfälle, seine vielseitigen Talente rückte er in den Mittelpunkt eines jugendfrohen Kreises. Neigung zu romantischem Verkleidungswesen und parodistischer Mimik lag im Zuge der Zeit. Man weiß, wie das phantastische Spiel mit frei erfundenen, meist humoristischen Figuren später in Mörikes wundervoller Kunst festes Gepräge erhalten hat. Auch der junge Blaubeurer Poet und Humorist versteckte sich hinter eine solche Phantasiegestalt. Es war der Schulmeister Philipp Ulrich Schartenmayer, dessen Name bald in Schwaben und darüber hinaus populär wurde. Diesem Biedermanne legte Vischer, noch als Seminarist, zunächst eine sogenannte „Moritat" in den Mund: eine Schauerballade im Bänkelsängertone, wie sie namentlich auf dem Cannstatter Volksfeste zu entsprechenden Bildern von krächzenden Stimmen zum Gaudium der schaulustigen Menge zu Gehör gebracht wurden. Die Hinrichtung des Mörders Datpheus im Februar 1825 lieferte den Stoff dazu, und ein Ludwigsburger Buchdrucker gab den Scherz als Flugblatt heraus, ohne den Namen des wirklichen Autors zu erfahren. Demselben Drucker fertigte Scharten-

mayer gleich darauf — im April 1825 — aus Gefälligkeit ein Hochzeitskarmen. Vier Jahre später sandte der Tübinger Student eine dritte Schartenmayeriade als Einzelheft in die Welt: „Leben und Tod des Joseph Brehm, gewesten Helfers zu Reutlingen, am 18. Juli 1829". Der sensationelle Fall, daß ein württembergischer Geistlicher sein uneheliches Kind umbrachte und dafür mit dem Schwerte gerichtet wurde, verlor in dieser drastischen Darstellung alles Tragische; eine Anzahl Knittelverse daraus werden noch heute im Lande gerne zitiert, wie z. B. die Nutzanwendung:

O verehrtes Publikum,
Bring doch keine Kinder um!

Diese drei Vischerschen Erstdrucke sind heute zu begehrten Leckerbissen für Bibliophilen geworden.

Der Aufenthalt im evangelischen Seminar zu Tübingen, dem sog. Stift, gestaltete sich für Vischer nicht so angenehm und behaglich wie die Blaubeurer Epoche. Seine Armut, die Enge der Klausur und die Strenge der halb klösterlichen Gesetze bedrückten ihn, der seiner frischen und kräftigen Veranlagung nach herzlich gerne mitten in den Wogen des flotten Studententreibens geschwommen wäre; die ersten inneren Zweifel stellten sich ein, ob er dem theologischen Berufe, dem man den Unmündigen ohne eigene Wahl überantwortet hatte, treu zu bleiben vermöge. So konnten in diesen, ohnehin psychisch empfindlichen Übergangsjahren melancholische Anwandlungen nicht ausbleiben, die sich bis zu Selbstmordgedanken steigerten. Die ältesten Gedichte, die er in die „Lyrischen Gänge" aufgenommen hat, legen davon Zeugnis ab: das an die Spitze der Sammlung gestellte „Graue Lied", die „Faustischen Stimmen" usw. Aber Vischer hätte ein andrer sein müssen, als er war, wenn er über solche Stimmungen nicht gründlich Herr geworden wäre. Seine lebenstrotzende Natur fand sich zu energievoller Beherrschung des Lebens zurück, sobald ihm nach glänzend bestandenem Examen ein bescheidenes Stück Freiheit und Selbständigkeit winkte. In dem Jahre, da er als Pfarrvikar im Dorfe Horrheim amtete, und in dem folgenden, da er den Maulbronner Seminaristen ein verständnisvoller Lehrer war, bästelte er in den Feierstunden an zwei Novellen, die die beiden, später im „Auch Einer" unlösbar ineinander verschlungenen poetischen Elemente, das tragische und das komische, noch fast völlig getrennt zeigen. In den „Freuden und Leiden des Skribenten Wagner" waltet altfränkisch-zopfiger Humor, während in „Cordelia" rasende Liebesleidenschaft und unheimlicher Irrsinn ihr gefährliches Wesen treiben. Als „Geschöpfe kindlicher Unreife" sind diese Erzählungen dem Dichter

nachmals selbst erschienen, und in der Tat vermögen sie uns nur dadurch zu fesseln, daß sie uns seinen damaligen geistigen Besitzstand — wenig Goethe, weit mehr Tieck, Justinus Kerner und Jean Paul — veranschaulichen und in einzelnen Zügen bereits auf künftige bedeutendere Leistungen hindeuten. Vischer ließ unter dem Namen A. Treuburg beide Novellen in dem „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten" drucken, das Eduard Mörike und Wilhelm Zimmermann 1836 herausgaben. Zu demselben Unternehmen steuerte er auch ein paar Gedichte bei, nachdem er schon im Morgenblatt für gebildete Stände von 1831 und in Chamissos und Schwabschs Deutschem Musenalmanach für das Jahr 1834 von den Erstlingen seiner lyrischen Muse einige mitgeteilt hatte, darunter das Mörikes würdige „Rätzlein", worin sich der echte Ton des slavischen Volkslieds mit Katullischer Grazie zu einem reizenden Kunstgebilde verbindet.

Zog der junge Wladislaw, zu jagen,
Einst von seiner hohen Burg herunter usw.

Unter der wärmeren Sonne Italiens und Griechenlands ist die Blüte von Vischers poetischem Talent besonders üppig aufgegangen. Von seiner großen Reise im Jahre 1839/40 brachte er eine reiche Ernte heim: Stimmungsgedichte, beschreibende, idyllische in buntem Wechsel. Manches davon sandte er mit seinen prächtigen Reisebriefen sofort nach der Entstehung an die Angehörigen und Freunde zu Hause, und Strauß erhielt den Auftrag, die Erzeugnisse, falls sie etwas wert seien, „als Gruß an die entfernteren Freunde" in einem geeigneten Blatte abdrucken zu lassen. Wirklich gelangten eine Anzahl Stücke in das Morgenblatt von 1840 (Nr. 26, 27, 97, 98, 105). Aber das meiste wurde vorderhand doch zurückgehalten, um erst nach einem Menschenalter in den „Lyrischen Gängen" zum Vorschein zu kommen.

Auf die poetische Hochflut folgte eine andauernde Ebbe. Über zwei Jahrzehnte schwieg der Dichter ganz. Was der Gelehrte und ästhetische Schriftsteller, der Redner und Lehrer an Raum übrig ließ, beanspruchte der politische Kämpfer und Publizist. Und doch dürfen wir uns Vischer auch in diesem Zeitraum nicht als völlig von den Musen verlassen vorstellen. Das lehrt schon die ganze Art seiner höchst produktiven Kritik. Ging diese doch so weit, daß er — in den „Kritischen Gängen" von 1844 — den Vorschlag zu einer Oper über das Nibelungenlied machte und das Gerippe der Handlung mit der Szenenfolge festlegte. Und ebenso zeigte er (namentlich im 3. Heft der Neuen Folge der „Kritischen Gänge" von 1861), wie Goethe den zweiten Teil seines „Faust", in dem

ja Vischer trotz vieler Einzelschönheiten nur ein verschnörkeltes und ungenießbares Greisenwerk erblickte, hätte gestalten sollen: der Held nach Gretchens Tod in ein tatenreiches Leben verwickelt, als Vorkämpfer von Humanismus und Reformation, als Führer im Bauernkrieg, wo er fällt.

Dieselbe Goethesche Dichtung war es, die den Ästhetiker endlich wieder in die Arena der künstlerischen Produktion lockte. Zunächst betrat er sie fast schüchtern, noch halb als Kritiker und unter fremder Maske. „Faust. Der Tragödie dritter Teil in drei Akten. Treu im Geiste des zweiten Teils des Goetheschen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky". So lautet der etwas umständliche Titel der zuerst 1862 erschienenen und 1886 zum zweiten Male in sehr veränderter und stark erweiterter Fassung aufgelegten Satire. Sie fand sehr verschiedene Aufnahme. Manche nahmen es dem Ästhetiker grundsätzlich übel, daß er sich der poetischen Form statt der wissenschaftlichen bediene. Grillparzer schmiedete eines seiner bitterbösen Epigramme:

Die Bibel müßte schon die Lehre ein Dir flößen:
Die Scham des Vaters sollst Du nicht entblößen.

Hier war nun wenigstens die Schwäche des angegriffenen Objekts zugegeben. Davon wollten natürlich die Goetheanbeter sans phrase, die in erster Linie die Leidtragenden waren, nichts wissen. Man verstieg sich bis zu dem unsinnigen Vorwurf, Vischer habe die Popularisierung des Faust hintangehalten. Als ob sich für den zweiten Teil des Faust das Volk je gewinnen ließe! Da sind sogar alle szenischen Ausstattungskünste umsonst verschwendet. Der Dichter hat sich selbst in der zweiten Auflage gründlich mit Goethe auseinandergesetzt. In der ersten war diesem nur das kurze Schlußwort zuerteilt:

Mein Lebtag hab ich nicht so froh gelacht,
Noch seit ich hinging zu der Geisterhalle.
Der tolle Kerl, der diesen Spuk erdacht,
Der hat mich lieber als ihr andern alle.

Die Angriffe der Gegner bestimmten ihn zu einer ausführlichen Rechtfertigung. Das lange Nachspiel, das in der Neubearbeitung hinzugekommen ist, dient diesem Zweck, nachdem zuerst die „an Goethes Faust sich zu tot erklärt habenden Erklärer", in Stoffhuber und Sinnhuber geteilt, einen wahren philologisch-ästhetischen Hexensabbat aufgeführt haben. Stolz verteidigt sich Vischer vor Goethes Richterstuhl:

Erkrankte Liebe ist mein ganzer Zorn,

erklärt er und preist in einem schwungvollen Dithyrambus Goethes unvergängliche Meisterwerke aus der Jugend- und Blütezeit.

Und nun die Satire selbst! Sie ist ein Ausbund eigenwilligen Humors, saftiger Laune, derben Witzes, im einzelnen nicht ohne Auswüchse, aber im ganzen voll von kerngesundem aristophanischem Geist. Faust muß zur Sühne alter Schuld drei harte Prüfungen bestehen: er wird auf schmale Kost gesetzt, hat als Präzeptor die unartigen seligen Buben zu unterrichten, die er doch nicht prügeln darf, und muß zuletzt zu den „Müttern" hinabsteigen. In diesem Teil erweitert sich die literarische Farce zur politischen. Vischer benutzt die Gelegenheit, um an dem verhaßten „Croupier" Napoleon III. sein Mütchen zu kühlen. Diese Partie mußte natürlich in der zweiten Ausgabe durch andere Zeitanspielungen ersetzt werden, wobei sich Vischer namentlich als schneidigen Kulturkämpfer zeigt. Das höchste Staunen erregt seine virtuose Behandlung von Sprache und Reim. Zumal in den Chören ergeht er sich in den tollsten Wortspielen und närrischsten Reimgebilden, Fischart und seine anderen altdeutschen Muster noch überbietend. Vischer berauscht sich gewissermaßen an seiner eigenen Kunstfertigkeit, und den Leser befällt ein Schwindel wie bei den verwegensten Seiltänzerstücken. Der Gipfel dieser Sprachequilibristik wird erst in einem weiteren, 1885 im „Humoristischen Deutschland" veröffentlichten Scherze erreicht: „Höchst merkwürdiger Fund aus Goethes Nachlaß: Einfacherer Schluß der Tragödie Faust. Mitgeteilt vom redlichen Finder". Vischer kann sich eben in der Verspottung des Goetheschen Altersstils gar nicht genug tun: vielleicht wäre aber doch weniger mehr gewesen.

Auf die Faust-Parodie von 1862 ließ Vischer fünf Jahre später die anonymen „Epigramme aus Baden-Baden" folgen, Ausbrüche leidenschaftlichen nationalen Zornes über das unwürdige internationale Treiben in jenem deutschen Spielbade. Und dann beschwor er nochmals den Geist des biedern Schartenmayer, aus dessen vorgeblichem Nachlasse er 1873 das Heldengedicht „Der deutsche Krieg 1870—71" preisgab. Vischer hat es vorzüglich verstanden, die großen Ereignisse sich in der Seele eines braven, patriotisch empfindenden Mannes aus dem Volke von gesundem Verstand und Bildungsstreben spiegeln zu lassen. Zugleich läßt aber auch der Dichter an allem, was ihm selbst im Neuen Reiche mißfiel, seinen Strohmann Kritik üben, immer im treuherzigen Schartenmayer-Ton, der folgerichtig festgehalten wird. Kein Wunder, daß diese bei aller Anspruchslosigkeit köstlichen Knittelverse tief ins Volk, zumal ins schwäbische, eingedrungen sind.

Nun warf Vischer die Maske ab, und unter seinem wahren Namen trat er im Oktober 1878 mit seiner bedeutsamsten poetischen Schöpfung

hervor: „Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft". Nur wenige fanden für das Werk, das jeder Klassifizierung spottet, sogleich den rechten Maßstab. Ein gutes Buch, aber kein guter Roman! Diese Losung gab Friedrich Spielhagen aus, der „Auch Einer" in einem Essai (in Westermanns illustrierten deutschen Monatsheften) hauptsächlich unter den Gehwinkel der Romantechnik rückte. Wenn man das Buch in einer der vorhandenen Rubriken unterbringen will, dann gehört es allerdings am ehesten zur Romangattung. Aber man hat sich mit der Zeit daran gewöhnt, es als ein Ding für sich zu betrachten. Und die Leute, die dieser unklassifizierbaren Schöpfung Geschmack abgewinnen, haben sich allmählich stark vermehrt, anfangs langsam, dann rascher, so daß das Buch schon über dreißigmal aufgelegt werden konnte. Das ist ein schöner Triumph des Vischerschen Geistes, zugleich aber auch ein erfreulicher Beweis, daß das deutsche Publikum schließlich doch keine Perlen im Sande verloren gehen läßt.

Jean Paul wird in dem Buche, an dem hauptsächlich er Patenstelle vertreten hat, einmal als „der Kunstform unbarmherziger Vernichter" bezeichnet. Das paßt bis zu einem gewissen Grade auf „Auch Einer" selbst. Nur darf man Formlosigkeit nicht mit Planlosigkeit verwechseln. Vielmehr ist die Komposition bei aller Gewaltsamkeit sehr kunstvoll angelegt und durchgeführt. Der Erzähler lernt den Helden seiner Erzählung, Albert Einhart, auf einer Schweizerreise kennen, und er teilt von dem Charakter dieses wunderlichen Menschen gerade so viel und so mancherlei meist andeutungsweise mit, daß man auf weitere Aufschlüsse höchlich gespannt wird. Statt dessen bekommt man zunächst aber eine von ihm gedichtete, in der Gegend von Zürich spielende Pfahldorfgeschichte vorgesetzt, die streng im Geiste des Sonderlings abgefaßt ist. Dann kommt die kurze Nachricht seines Todes; fragmentarische Mitteilungen dritter über sein Leben und Sterben befriedigen auch noch nicht die Neugier des Lesers. Schließlich wird dieser durch Vermittlung von Albert Einharts Nachlaß immer tiefer in dessen Charakteranlagen und Schicksale eingeführt. Der Abschluß und die Krönung des ganzen Gebäudes ist ein Tagebuch, das in buntem Wechsel die Erlebnisse des Helden und aphoristische Betrachtungen über das Gebiet der menschlichen Kultur im weitesten Umfang bringt. Dieses Gedankengold hat Vischer zum großen Teil schon früher und nicht zu dem bestimmten Zweck gemünzt, für den er es später verwendete; eine Art von Nachtrag zu den Aphorismen des Tagebuchs hat Robert Vischer aus dem Nachlasse seines Vaters in der Neuen Folge von „Altes und Neues" mitgeteilt. Und dennoch passen alle jene Albert

Einhart angedichteten Bemerkungen zu seinem Wesen aufs genaueste. Der wahre Grund hierfür ist, daß Held und Dichter sich eben bis zu einem sehr weitgehenden Maße decken.

Vischer war eine gegen die kleinen Tücken des Zufalls überaus empfindliche Natur. Er glaubte sich von solchen Kobolden in ganz besonders hohem Maße verfolgt und konnte sich über unauffindbare Gebrauchsgegenstände, kratzende Federn, schlechtsitzende Kleider, drückende Stiefel und ähnliches ungebührlich ärgern. Vor allem aber war er viel von Katarrhen geplagt, die ihm häufig im entscheidenden Moment die Stimmung verdarben, Genüsse vergällten oder gar den Erfolg sorgsam vorbereiteter Vorträge zerstörten. Was lag nun näher, als alle diese Mißgeschicke, die er aus Erfahrung kannte, ins Tragikomische zu steigern, bis zum Verrückten zu übertreiben? Für ihn, der sich seit seiner Jugend mit dem Problem des Humoristischen so innig befaßt hatte, mußte diese Aufgabe besonders reizvoll sein. So entschloß er sich denn, den Konflikt, „daß der Geist, der Sohn des Himmels, in den Staubleib, in das rohe Gepuff der Körperwelt gebannt ist," zum erstenmale in den Mittelpunkt einer Dichtung zu rücken. Ursprünglich war es nur auf eine Humoreske, ein Capriccio abgesehen. Aber der Stoff schwoll ihm unversehens immer mehr an, und zugleich verband sich ein zweiter damit: die Pfahldorfgeschichte, zu der ihn die Betrachtung der Züricher Sammlung von Ausgrabungen angeregt hatte. Diese, auf ernsthafte Vorstudien gegründet, hätte ihrer ersten Anlage nach eine unsrer besten archaistischen Novellen werden können. Da ihm aber, wie er selbst sagt, vor dem Geruch des Antiquarischen in der Poesie schauderte, so zog er das Ganze ins Humoristische und Satirische. Er übertrug darauf die Grillen des angeblichen Verfassers Albert Einhart und ersann für die Pfahldorfbewohner eine absonderliche Mythologie, die vollständig auf der Physiologie des Katarrhs fußt.

Das Werk ist aber doch mehr als ein geniales Potpourri. Es wird durch die überragende Persönlichkeit des Helden zusammengehalten. Es bleibt gewiß mißlich, daß man sich die Fabel gar zu mühsam zusammensuchen muß; es ist auch wahr, daß alle übrigen handelnden Personen, zumal die Frauen, nur schemenhaft an uns vorüberhuschen: aber von Albert Einhart durfte Vischer, der sich im dritten Heft von „Altes und Neues" mit seinen Kritikern auseinandergesetzt hat, mit Recht behaupten, daß er ein mögliches Wesen sei. Ja noch mehr: er erregt trotz seiner Sparren und Mucken unser inniges Mitgefühl, wenn es auch dabei bleiben muß, daß der Dichter sich diesmal über die Grenzen des ästhetisch Zulässigen getäuscht und die komischen Wirkungen des Katarrhs, wenigstens

an einem entscheidenden Wendepunkt, bis zum Ekelhaften getrieben hat. Aber im ganzen ist dieser Albert Einhart, bei dem im oberen Stockwerk des Lebens, d. h. im sittlichen Reiche, alles in so tadelloser Ordnung ist, während sich im unteren die schadenfrohen Teufelchen tummeln, ein Kernmensch, dessen ethische Straffheit wohltuend wirkt, wie die seines Schöpfers. „Das Moralische versteht sich immer von selbst", lautet sein Lieblingswort, und er handelt danach. Wer für diesen Adelsmenschen, diese geborene Herrschernatur, die doch den „Tücken des Objekts" hilf- und wehrlos wie ein Kind gegenübersteht, kein Verständnis übrig hat, für den hat auch der Ästhetiker Vischer umsonst gelebt und gewirkt, gelehrt und geschrieben.

Drei Jahre nach „Auch Einer", auf Weihnachten 1881, erschienen die „Lyrischen Gänge", die einen vollständigen Überblick über Vischers poetisches Können gewähren. Der Eindruck einer geistig hochbedeutsamen Persönlichkeit ist hier so stark, daß man darüber fast die Frage vergißt, ob die Wirkung nicht etwa mehr durch Surrogate als durch spezifisch dichterische Vorzüge hervorgebracht wird. Was kommt auch dabei heraus, wenn das Verhältnis von Gemüt und Verstand, Gefühl und Reflexion nach Prozenten ausgerechnet wird. Die eigentlichen Lieder sind in der Sammlung spärlich vertreten, aber ein Prachtstück wie die im echtesten Volkston gehaltene „Nagelschmiedin" mit ihrem melancholischen Schluß gilt reichlich für ein Dutzend.

Was klopfet, was schmiedet das reizende Weib?
Zum Amboß gebeuget den schlanken Leib,
Einen zierlichen Hammer sie schwinget;
    Dunkle und helle,
    Süße und grelle
Lieder zum Takt sie singet.

Mehr als ein halbes Jahrhundert durchmessen wir zusammen mit dem Dichter. Wir haben schon von seinen Jugendgedichten gehört, schon von dem, was ihm unter dem südlichen Himmel gediehen ist. Den Glanzpunkt dieser letzteren Gruppe bildet ein beschreibendes Stück, „Ein Tag in Sorrent": die packende Schilderung des stürmenden und tobenden Meers läuft in eine liebliche Idylle aus. — Rasch geht es über die mittleren Jahre hinweg zum Herbst und Winter des Lebens. Das beschauliche Element beginnt zu überwiegen. Er gedenkt der Jugendtage, zumal der Blaubeurer, und der Jugendfreunde. Er hält mit seiner alten Wanduhr Zwiesprache, die für ihn eine ähnliche Bedeutung hat, wie für Mörike der berühmte Turmhahn. Seine Grundstimmung ist milde Resignation; das Bewußtsein, die Rosenzeit ausgekostet zu haben, läßt keine nutzlosen

Klagen aufkommen. Und der Humor, sein zuverlässiger Weggeselle, ist ihm ja treu geblieben. Er läßt ihn selbst der Schmerzen spotten. Der bösen Ischias hat Vischer ein komisches Heldengedicht „in drei verkehrten Gesängen" gewidmet, worin er schildert, wie er in Bädern und durch die unglaublichsten Mittel vergeblich Heilung von seinen Leiden sucht, bis endlich das Zauberweib Natur eine Radikalkur mit ihm vornimmt. Durch den ethischen Gehalt, den der Dichter dieser Schnurre abzugewinnen gewußt hat, wird sie in eine höhere Sphäre gerückt. Das Didaktische und Satirische, meist in epigrammatischer Fassung, fordert gleichfalls sein Recht. Vischer wandelt auch hier gerne auf Kriegspfaden; nicht umsonst hat er den Titel „Lyrische Gänge" für die Sammlung gewählt. Seine „Ein- und Ausfälle" decken sich vielfach mit seinen früher erwähnten Aphorismen in Prosa, wie überhaupt manche Gedichte Vischers nur Paraphrasen zu seinen in andrer Form behandelten Lieblingsthemen sind. Ein paar Proben mögen beweisen, wie er auch auf dem Gebiet der Spruch- und Denkzettel-Dichtung seine scharf ausgeprägte Individualität nicht verleugnet hat.

Natur.

Natur, du seltsam Ding!
  Am einen Ende gemein,
  Am anderen seelisch fein,
Und doch geschlossner Ring.

Erfolg.

Herr Sensatore,
Ihr Roman
Bricht flott sich Bahn,
Macht viel furore,
Dieweil er so beweglich,
So nerv-aufreglich,
So bunt, so frei
Und auch so leih-
Bibliothecklich.

Derselbe Dichter konnte aber auch, wenn es die Erhabenheit des Gegenstands erforderte, in heller Jugendbegeisterung auflodern. Man lese seine patriotischen Gedichte aus dem Jahre 1870/1! Darunter das schöne dreiteilige auf den Tod der beiden jungen bei Champigny gefallenen Grafen Taube und das „An Uhlands Geist" gerichtete, worin „zugleich ein Sänger und ein Held" besungen wird.

Den Beschluß der „Lyrischen Gänge" macht die Abteilung „Geschichten und Sagen". Sie wird eröffnet durch ein in die Schullesebücher

übergegangenes volksmäßiges Kriegsabenteuer aus dem Jahre 1796, „Ein Fang“ betitelt.

Bei Cannstatt an der Brucken
Da war das Schießen groß,
Als aufeinander stießen
Östreicher und Franzos.

In der ernsthaften Balladenpoesie ist Vischer entfernt nicht so glücklich wie in der humoristischen. Dagegen erheben sich die drei erzählenden Gedichte aus dem alten Griechenland „Marathon“, „Mykene“, „Ödipus“, in denen jene berühmten Mythen aufs würdigste reproduziert und ihrem sittlichen Gehalt nach erläutert werden, in das reine künstlerische Hochland.

Noch mancherlei hat Vischer nach dem Erscheinen der „Lyrischen Gänge“ gedichtet und auch da und dort, sogar in Witzblättern und Tageszeitungen, veröffentlicht. Andres ist in der „Deutschen Dichtung“ und an sonstigen Orten aus dem Nachlaß zugänglich gemacht worden, und im Jahre 1892 hat Robert Vischer weitere lyrische Erzeugnisse mit einer Anzahl selbständiger Schöpfungen aus jüngerer und älterer Zeit zu dem Sammelbande „Allotria“ vereinigt. Wie willkommen den vielen Verehrern Vischers auch die geringfügigste Gabe von dem unvergeßlichen Toten sein muß, so vermag doch dies alles und was etwa noch aus Anlaß des jetzigen Jubiläums hervorgeholt wird, an seiner fest umrissenen poetischen Physiognomie kaum mehr etwas zu ändern. Wohl aber bereichern das Gesamtbild die beiden dramatischen Schöpfungen, mit denen er noch in seinen letzten Lebensjahren unsre Literatur beschenkt hat. In dem schwäbischen Dialektlustspiel „Nicht I a“ sind Erinnerungen an seine Vikariatszeit und an die von ihm miterlebten tragikomischen Wirrnisse des blinden Franzosenlärms vom März 1848 mit einem seiner Lieblingsprobleme, der Kontrastierung süd- und norddeutschen Wesens, zu einem harmlos heiteren Kulturbildchen verschmolzen. Konrad Ferdinand Meyer fand beispielsweise an dem Stück ausnehmendes Gefallen. „Mit scharfen und klaren Zügen,“ schrieb er an Vischer, „und sehr geschickt ist es geführt. Die schwäbischen Typen, an welchen ich immer meine Freude gehabt habe, stellt es unvergänglich und freundlich fest. Das Stück macht einen sehr reinen Eindruck in der Sphäre guter Lustigkeit. Ich stelle es hoch.“ Obgleich technisch mit Geschick durchgeführt, muß „Nicht I a“ doch den großen Bühnen, auch dem württembergischen Hoftheater, fernbleiben, weil die unerläßliche Voraussetzung für die rechte Wirkung, die Beherrschung der schwäbischen Mundart, von keinem

Ensemble erfüllt wird. Aus einer ganz anderen Tonart geht das Festspiel zu Uhlands hundertstem Geburtstag, das bei der Feier im Stuttgarter Hoftheater am 24. April 1887 der Aufführung des Trauerspiels „Ernst, Herzog von Schwaben" vorausging. Der Genius Schwabens, Deutschlands und der Menschheit nimmt der Reihe nach in schwungvollen Versen Uhland für sich in Anspruch, und Vischer erhält so Gelegenheit, noch einmal für seine eigenen Humanitäts-Ideale Zeugnis abzulegen.

Es war sein Schwanengesang. Fünf Monate später, am 14. September 1887, schied er zu Gmunden am Traunsee aus dem Leben, nachdem er am 30. Juni frisch und munter seinen 80. Geburtstag gefeiert hatte. Seine ästhetisch-wissenschaftliche Größe ist zu Lebzeiten der Anerkennung seiner poetischen Leistungen vielfach im Lichte gestanden. Aber nach seinem Tode haben sich diese als Denkmale eines selbständigen und eigenwertigen Talents immer entschiedenere Geltung verschafft, und heute erfreut sich auch der Dichter Vischer seines wohlerworbenen festen Platzes in der Geschichte unsrer Nationalliteratur.



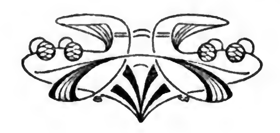
Juni.

Halbverwelkte Akazien
Strömen süßen Duft
Ein verträumtes Rauschen
Zittert in der Luft.

Und ein Märchen wandelt
Durch die Dämmerzeit
Müde weiße Blüten
Schmücken ihm das Kleid.

Eine goldne Harfe
Hält es in der Hand
Und vergangne Tage
Ziehen still durchs Land.

E. Schwachenberg.





Jugendfürsorge und Wehrkraft.

Von

Carl Friesland.

Seitdem wir die Bahnen eines Industriestaates betreten haben, hat Deutschland gewaltige Fortschritte gemacht, um die es von vielen Völkern beneidet wird. Daß dem Licht aber der Schatten nicht fehlt, ist allmählich immer sicherer erkannt worden: von allen Seiten kommen die Vorschläge, wie die sittlichen Schäden innerhalb unserer schulentlassenen Jugend zu bessern seien. Liegt in der Verrohung und vaterlandslosen Gesinnung, die vielfach in ihr herrschen, schon an und für sich eine große Gefahr für unseren ganzen Volksorganismus, so wird die Sachlage dadurch noch ernster, daß vor allem unsere Wehrkraft unter jener Entsittlichung leidet. General von Blume sagt sehr treffend: „Die Armee erhält aus diesen Kreisen alljährlich eine beträchtliche Zahl sittlich verdorbener Elemente, die sich der militärischen Zucht nur widerwillig unterwerfen und durch schlechtes Beispiel nachteilig wirken. Aber auch für Umsturzbewegungen in jeder Form stellen sie alljährlich das Hauptrekrutenelement."

Daß die Schlagfertigkeit unseres Heeres aber auch von einer anderen Seite gefährdet ist, daran sind wir wieder durch eine amtliche Mitteilung erinnert worden; sie besagt, daß die Abnahme der Militärtauglichkeit unserer Wehrpflichtigen auch bei der letzten Musterung angehalten hat. Während 1900 noch 55,6 Prozent dienstfähig waren, ist diese Zahl für 1905 allmählich auf 53,6 Prozent zurückgegangen. Wenn das auch augenblicklich noch für unsere Friedenspräsenzstärke genügt, so haben wir doch allen Anlaß, die Sachlage als bedenklich anzusehen. Nach unserer Stellung in der Welt ist uns eine leistungsfähige Land- und Seemacht durchaus nötig; sie bedeutet einfach unseren Lebensnerv. Die körperliche Tüchtigkeit des deutschen Volkes ist also die Grundlage für seine Macht; die Überlegenheit des Menschenmaterials wirft den Gegner nieder. Daß man auch an amtlicher Stelle die stetige Abnahme der Tauglichkeitsziffer nicht ohne Besorgnis verfolgt, beweist der Umstand, daß am 1. Dezember vergangenen Jahres Erhebungen darüber angestellt sind, inwieweit Herkunft und Beschäftigung die Dienstfähigkeit beeinflussen. Ohne daß wir uns hier in Vermutungen einzulassen brauchen, welches Ergebnis diese Ermittlungen zeitigen werden, genügt es festzustellen, daß bei einem außerordentlichen Prozentsatz unserer Wehrpflichtigen ein körperliches Minus vorhanden ist. Dieses kann aber nur durch andauernde, systematisch betriebene Leibesübungen getilgt werden. So ergibt sich zwingend die ernste Forderung, daß der Staat seine künftigen Ver-

teidiger während der Schulzeit turnerisch besser ausbilde und sie in den Jahren zwischen Schulentlassung und militärischer Dienstzeit zu regelmäßigen körperlichen Übungen verpflichte. Solche Notwendigkeit wird auch in anderen Staaten empfunden. Im Schweizer Nationalrat ist der Antrag eingereicht worden, als Artikel 96 der Militärorganisation zu beschließen: „Die Kantone sorgen dafür, daß die Jugend im schulpflichtigen Alter Turnunterricht erhält und daß den Jünglingen bis zum wehrpflichtigen Alter Gelegenheit zu körperlichen Übungen geboten wird.“ Soll Deutschland, das auf seine Wehrkraft doch noch ganz anders angewiesen ist, sich von der kleinen Schweiz überholen und beschämen lassen? Aber solcher Plan scheint bei uns an finanziellen Bedenken zu scheitern. Ist der viel beanspruchte Staat in der Lage, von den Reichsboten neben dem gewaltigen Militäretat noch neue Millionen für die mittelbare Förderung seiner Landesverteidigung zu verlangen? Ich halte das für nicht möglich. Der Verfasser eines jüngst erschienenen Grenzboten-Artikels ist allerdings optimistischer; auch er wünscht im Interesse der Schlagfertigkeit unserer Armee körperliche und sittliche Förderung der schulentlassenen Jugend von seiten des Staates und meint, daß sich auf dem Wege der Landesgesetzgebung Organisationen schaffen ließen, die zum Beispiel mit einer turnerischen Vorbildung für das Heer in Zusammenhang zu bringen wären und sich an die Fortbildungsschule anschlössen. Die Geldfrage wird hier einfach als gelöst betrachtet, aber sie gerade, glaube ich, bringt den ganzen Plan zu Fall. Aber sollte es nicht einen Ausweg geben, den Staat zu entlasten? Weiß der Verfasser des genannten Artikels nicht, daß die von ihm gewünschte Art der Jugendfürsorge schon an vielen Tausenden junger Leute ohne staatliche Beteiligung ausgeübt wird? Hat er nie von der „Deutschen Turnerschaft“ und ihrer Arbeit gehört? Wenn sie ihm unbekannt ist, wäre das sehr bedauerlich, aber allerdings nichts Seltenes. Wie viele, gerade in den führenden Kreisen unseres Volkes, kennen die Deutsche Turnerschaft nicht oder wollen sie nicht kennen! Das trat kürzlich, als man im Preußischen Abgeordnetenhause über die sittlichen Zustände Berlins sprach, wieder grell zu Tage. Da wurde vom Minister von Bethmann-Hollweg und anderen Rednern der Sport, diese Auslandspflanze, als Allheilmittel gepriesen, unser Eigengut, das deutsche Turnen, dagegen völlig ignoriert.

Solche Unkenntnis hat ihre guten Gründe. Die großen kriegerischen Erfolge der Jahre 1864—71 und das Auswachsen des Deutschen Reiches zum Militärstaate haben vor allem das Entstehen von Vereinigungen gedienter Soldaten, von Kriegervereinen, zur Folge gehabt, und von seiten der Regierungen hat man dann in richtiger Erkenntnis der staatserhaltenden Kraft dieser Organisation ihr Gedeihen auf jede Weise zu fördern gesucht. Nur schade, daß eine einseitige Begünstigung des Kriegervereinswesens andere nationale Verbände so gut wie außer acht ließ. Darunter haben auch die Turnvereine zu leiden gehabt. Aber noch ein zweites Moment hat ihnen bisher den Platz verwehrt, auf den sie nach ihrer nationalen Leistung längst Anspruch hätten: ihre

demokratische Vergangenheit. Die kann mancher nicht vergessen. Für solche Leute ist der Turner eine etwas verblaßte Auflage der freiheitsschwärmenden, weltverbessernden Jünger Jahns von Anno 1848. Daß aber dieselben Turner zu einer Zeit, wo es kaum erst Kriegervereine gab, die geistigen Kämpfe mit ausgefochten haben, aus denen das Reich neu erblüht ist, daß ferner die in der Deutschen Turnerschaft zusammengeschlossenen Vereine seit fast 50 Jahren jeglicher Parteipolitik fernstehen und von ihren Mitgliedern nichts als ein nationales Bekenntnis verlangen, das weiß man nicht. Das haben auch die vielen Gebildeten vergessen, die in ängstlichem Streben nach korrekter politischer Haltung Anschauungen angenommen haben, die bei anderen durch Familien- und Standestradition begreiflich erscheinen. Möge das deutsche Bürgertum bald wieder auf dem Plane anzutreffen sein, auf welchem es einst für die Einheit des Reiches gestritten und gelitten hat. Das würde auch die Gebildeten, deren Vorliebe für den Sport ein einzelnes Zeichen allgemeiner gesellschaftlicher Abschließung ist, dem Turnen wieder näherbringen. Hier soll wenigstens versucht werden, statt des Zerrbildes, das man sich von den Turnvereinen macht, einen kurzen Abriß ihrer Entwicklung und Wirksamkeit zu geben. Wichtige Folgerungen werden sich von selbst daran anschließen.

Schon am Ende des 18. Jahrhunderts hat es in unserem Vaterlande nicht an Bestrebungen gefehlt, die für eine bessere leibliche Erziehung der Jugend eintraten. Wenn wir aber trotzdem Friedrich Ludwig Jahn als den Vater des deutschen Turnens bezeichnen, so geschieht das, weil er es auf nationaler Grundlage aufgebaut hat. Er wollte mit seiner Kunst Männer heranbilden, die das Vaterland aus Not und Erniedrigung zu befreien vermöchten. Als das gelungen, war der nächste Zweck des Turnens erreicht. Aber unter den Jüngern Jahns, deren nationale Hoffnungen durch den schmählichen Ausgang des Wiener Kongresses getäuscht waren, begann sich die Opposition zu regen, und so wurden denn auch die Turnvereine 1819 durch die Reaktion unterdrückt, mitten in Bestrebungen, das Turnen zu einem allgemeinen vaterländischen Erziehungsmittel zu machen. Für die nächsten beiden Jahrzehnte war der volkstümliche Betrieb der jungen Kunst lahmgelegt, aber im stillen wurde sie doch fortgesetzt und ausgebaut. Etwa gleichzeitig mit der 1842 erfolgten Aufhebung der Turnsperre begann Jahns neu erblühendes Erbe sich in verschiedene Anwendungsgebiete zu zergliedern. Wir lassen hier die Militärgymnastik und die Orthopädie beiseite und berücksichtigen allein das Schul- und das Vereinsturnen. Das Verdienst, Jahns Werk so umgeformt zu haben, daß es für pädagogische Zwecke brauchbar wurde, gebührt Adolf Spieß, dem Vater des Schulturnens. Aber weder der befreienden Kabinetsordre Friedrich Wilhelms IV. noch der dadurch angeregten pädagogischen Gymnastik ist es gelungen, das Turnen wahrhaft volkstümlich zu machen. Das sollte dem Vereinsturnen vorbehalten bleiben, dem nationalen Anwendungsgebiete der Jahnschen Kunst. Was an Turnvereinen schon vor 1819 bestand, war, wie gesagt, während der Turnsperre zumeist wieder

eingegangen. Nun schossen von neuem Vereine empor; auch sie zeigten eine stark politische Färbung, in der jedoch das oppositionelle Element allmählich verblaßte, während das nationale mehr und mehr hervortrat. Aber die Teilnahme an der revolutionären Bewegung der Jahre 1848—49 führte einen raschen Verfall herbei. Mit wenigen Ausnahmen wurden die Vereine ein Opfer der Reaktion. Als die aber zu Ende ging und die neue Zeit heraufkam, brach die nationale Kraft der turnerischen Bewegung sich ungestüm Bahn. Im Frühjahr 1860 erging von Georgii und Kallenberg jener „Ruf zur Sammlung“, der im ganzen Vaterlande Widerhall fand und die unvergeßlichen Turnfeste zu Koburg (1860), Berlin (1861) und Leipzig (1863) zur Folge hatte. Zum äußeren Zusammenschluß der Vereine, zur Gründung der „Deutschen Turnerschaft“, kam es erst 1868 in Weimar, aber schon 7 Jahre vorher hatte man sich in Gotha auf den Leitsatz vereinigt, der seitdem das Fundament für die Entwicklung der Turnsache und ihrer Grundsätze geworden ist: „Das Turnen kann nur dann seine reichen Früchte entfalten, wenn es als Mittel betrachtet wird, dem Vaterlande ganze, tüchtige Männer zu erziehen; jedwede politische Parteistellung jedoch muß den Turnvereinen als solchen unbedingt fernbleiben; die Bildung eines klaren politischen Urteils ist Sache und Pflicht des einzelnen Turners.“ Damit befreite sich die Turnsache ein für allemal von der Verquickung mit der Politik. Als die Jahre 1870/71 die Träume der Patrioten erfüllten, wurde jener Fremdkörper vollends ausgemerzt. Seitdem ist die politisch-neutrale, aber nationale Stellung der Deutschen Turnerschaft unverändert geblieben. Ihren vaterländischen Grundsätzen hat sie im zweiten Paragraphen ihrer Satzungen noch einen etwas positiveren Ausdruck gegeben, als das im Gothaer Leitsatz geschehen war. Als ihren Zweck bezeichnet sie dort „die Förderung des deutschen Turnens, als eines Mittels zur körperlichen und sittlichen Kräftigung, sowie die Pflege deutschen Volksbewußtseins und vaterländischer Gesinnung. Alle politischen Parteibestrebungen sind ausgeschlossen.“ Man kam zu dieser in Eßlingen 1895 beschlossenen Formulierung infolge der scharfen Kämpfe, die seit der Aufhebung des Sozialistengesetzes mit den Arbeiterturnvereinen eingesetzt haben. Abwehr galt es gegenüber Versuchen, Vereine der Deutschen Turnerschaft in das sozialdemokratische Lager überzuführen. Viel Erfolge hat der Angriff zwar nicht gehabt, aber die Deutsche Turnerschaft steht fortgesetzt eifrig auf der Wacht, um die nationalen Elemente bei ihrer Fahne zu halten und sie über die wahren Ziele des „Arbeiter-Turnerbundes“ aufzuklären. Was ihre äußere, zahlenmäßige Entwicklung anbelangt, so ist dieselbe nicht gleichmäßig verlaufen. Den Jahren der Begeisterung, die 1863 in dem Leipziger Turnfeste ihren Höhepunkt fanden, folgten Zeiten der Abspannung, in denen außerdem die politische Erregung und die drei großen Kriege das Interesse von der ruhigen Turnarbeit abwandten. Gleich nach den Kämpfen, die uns Kaiser und Reich brachten, begann indes eine stetig fortschreitende Entwicklung, die ohne jeglichen Rückschlag bis heute angehalten hat. Die Deutsche Turnerschaft umfaßt jetzt in ihren 7600 Vereinen etwa 800000 Mitglieder; 130000

schulentlassene junge Leute, 35000 Frauen und Mädchen, 65000 Kinder beiderlei Geschlechts erfahren in ihr die Vorteile geordneter Leibesübungen, und 30000 Rekruten hat sie im letzten Herbst wieder ins deutsche Heer geschickt. Die Deutsche Turnerschaft kann auf solche Zahlen ganz besonders stolz sein: aus dem Volk herausgeboren, ist sie allein durch sich selbst und durch die Trefflichkeit ihrer Sache groß geworden; die Sonne von oben hat ihr nur in sehr bescheidenem Maße geschienen. Auch darin steht sie, mit dem Deutschen Kriegerbunde verglichen, ungünstiger da, daß ihr das außerordentlich wichtige Werbemittel der Unterstützungskassen so gut wie ganz fehlt. Erreicht sie deshalb aber auch die Schwesterorganisation an Zahl der Mitglieder nicht, so wohnt ihr doch die größere geistige Potenz inne; die Individualitäten, die in ihr frei und freudig walten können, sind in den Kriegervereinen durch das Prinzip der Disziplin und Subordination vielfach gebannt.

So ist die Deutsche Turnerschaft ihrer ganzen Entwicklung und Wirksamkeit nach hervorragend befähigt, bei der körperlichen und sittlichen Gesundung unseres Volkes mitzuwirken. Daraus erwächst dem Staat die Pflicht, jene Organisation in den Kreis seines Interesses zu ziehen und auszunutzen. Wer so, wie es geschehen, die Militärvereine unterstützt, muß das erst recht bei den Turnvereinen tun. Erkennt man trotz aller Zeichen der Zeit noch immer nicht, daß es eine Stufe des menschlichen Lebens gibt, die noch ganz anders der Fürsorge bedarf, als der ausgewachsene Mann? Wer die militärische Dienstzeit durchgemacht hat, Familie und einen Spargroschen sein eigen nennt, ist gegen Stürme bedeutend besser gefeit als die schulentlassene Jugend. Und diese jungen Leute, die man noch biegen und bessern kann, sammeln sich in den Turnvereinen. Hier fließt die Quelle jener Kraft, die durch Strapazen und Kampf zum Siege führt. Die gewesenen Soldaten in Kriegervereinen fürsorglich zusammenzuschließen, ist so lange eine halbe Maßregel, wie man die zukünftigen sich selbst überläßt. Die Kriegervereine müßten das ergänzen und vollenden, was die Turnvereine begonnen. So ist es, wie gesagt, eine Pflicht des Staates, der Deutschen Turnerschaft näherzutreten: eine Pflicht der Dankbarkeit für die gewaltige Summe nationaler Arbeit, die Jahns Jünger seit 100 Jahren leisten, vor allem aber eine Pflicht der Selbsterhaltung gegenüber den Gefahren, die unser Volk und seine Wehrkraft zu untergraben drohen. Es muß sich ein Boden finden lassen, auf dem sich Staat und Deutsche Turnerschaft als gleichberechtigte Faktoren zu vaterländischer Arbeit zusammenfinden. Ist auf beiden Seiten der gute Wille vorhanden, werden manche Schwierigkeiten überwunden werden; für die notwendige Annäherung der reformbedürftigen Militärgymnastik an das Jahn-Spießsche Turnen wäre dann vielleicht auch der Zeitpunkt gekommen. Die finanzielle Seite des großen Unternehmens ist damit freilich nicht ganz ausgeschaltet, aber sie kann angesichts der weittragenden Bedeutung jener volkserzieherischen Maßregel keine Schwierigkeiten mehr bereiten. Die aufopfernde Arbeit, welche die Deutsche Turnerschaft schon so lange ohne Goldeslohn übt,

wird sie auch in dem gedachten Bundesverhältnis betätigen, soweit es irgend angängig. Die prophetischen Worte, die Jahn 1844 auf dem Jubelfeste des Gymnasiums zu Salzwedel sprach, sind heute noch mehr als damals in Erfüllung gegangen: „Das Turnen, aus kleiner Quelle entsprungen, wallt jetzt als freudiger Strom durch Deutschlands Gauen.“ Wenn es im Interesse der sittlichen und körperlichen Förderung unserer Jugend erst gelungen ist, den Staat zu einem Bündnisse mit der vorstehend geschilderten großen nationalen Organisation zu veranlassen, wird auch das zur Wahrheit werden, was der Alte im Bart damals noch weiter vom deutschen Turnen gesagt hat: „Es wird künftig ein verbindender See werden, ein gewaltiges Meer, das schirmend die heilige Grenzmark des Vaterlandes umwogt.“



Bücherschau.

Th. Schiemann, Deutschland und die große Politik anno 1906. VI. Bd. 451 S. 6 Mk.

Die Wochen-Übersichten über die auswärtige Politik, die unser verehrter Mitarbeiter Prof. Schiemann nun zum 6. Jahresbande vereinigt, sind während des Jahres fast noch heftiger angegriffen worden, als bisher, — weil in ihnen bewußt der deutsche Interessenstandpunkt vertreten wurde. Unsere Leser wissen, was wir an diesen Übersichten und Sammelbänden haben, daß sich ihnen auf diesem Gebiet schlechterdings nichts an die Seite stellen läßt. Darum genügt es, sie darauf hinzuweisen, daß ein neuer Band erschienen ist, dessen Benutzbarkeit wie gewöhnlich durch ein ausgezeichnetes Register noch erhöht wird. O. H.





Der Monismus.

Von

Karl König.

I.

Der Monismus hat ein aktuelles Interesse dadurch gewonnen, daß sich zu seiner Verkündigung und Ausbreitung ein Bund gebildet hat.

Es scheint aber sehr der Erwägung wert, ob es gut sei, eine Sache, wie die des Monismus, zur Bundessache zu machen. Es handelt sich dabei um Welt- und Selbstanschauung, also um das, was schließlich das Innerlichste und Persönlichste ist, und handelt sich zudem um ewig fließende Fragen; um Fragen, die ihrer Natur nach „wissenschaftlich" gar nie zu erledigen sind und deren endgültige Erledigung die trostloseste Verarmung im Subjektiven und Persönlichen bedeuten würde.

Macht man nun solche schwebenden und letzten Endes der persönlichsten Selbstentscheidung zustehenden Fragen zur Sache eines agitatorisch arbeitenden Bundes, so ist das Schlagwort, das das Leben niederschlägt, das Programm, das es festlegt, das Dogma, das es knebelt, fast die naturnotwendige Folge. Und man braucht nur einen Blick in das Aktionsprogramm des Monistenbundes zu tun, so werden all diese Befürchtungen in einem rege.

Da lesen wir über den Monismus, daß er „die Wesenseinheit alles Seins" lehre. Also die Tapete an der Wand, der Frosch im Teich und der Geist, der sich im „Faust" verewigte — alles eins, und nicht nur eins in irgend einem dritten, nein, eins im Wesen, im innersten Sein! Aber gesetzt es wäre so, was **gibt** mir diese Erkenntnis? Weiß ich nun, was ich bin? Sagt die Formel „alles eins" irgend etwas zur Vertiefung meiner persönlichen Welt- und Selbsterkenntnis? Wir hatten es bisher immer mit dem Arbeitsprinzip gehalten: qui bene distinguit bene noscit, „wer gut unterscheidet, der erkennt gut"! Die Feststellung der Differenzen, die scharfe Herausarbeitung der Unterschiede schien uns das Erkenntnisprinzip in dem selbstverständlich irgendwie Alleinen dieser Schöpfung zu sein. Denn sie hat sich ja differenziert und ist mit rücksichtsloser Energie darauf aus, die Differenzen, die Besonderungen festzuhalten, höherzuzüchten, schärfer zu charakterisieren und aus der Alleinheit in eine charakteristische Mannigfaltigkeit hinaufzutreiben. Komme ich nun diesem ihrem größten Streben dadurch förderlich entgegen, daß ich zur Melodie meiner neuen Lehre mache: es ist alles eins? Ja, wenn das nur die leise Begleitung wäre, die der Einzelstimme erst Halt und Fülle gäbe! Nun aber hört man nichts als die Trompetenstöße „alles eins, alles eins"!

Aber schon Robert Mayer hat darauf hingewiesen, daß die Entwicklung nicht auf dem Einssein, sondern auf dem „Fortbestand der Differenzen" beruht. Und wer wahrhaft entwicklungsgläubig ist, der hat viel weniger Interesse daran, zu hören, daß alles aus einer Wurzel stammt, als vielmehr daran, daß er erfahre, welche Kräfte es waren, die ihn einen besonderen Zweig am Baume der Schöpfung werden ließen. Ihm ist nicht das eine sonderlich ergreifende Weisheit, daß er entwicklungsgeschichtlich von den Moneren und letztlich von irgend einem Affen stamme, sondern dies ist es, was ihn in der Tiefe ergreift, daß die Schöpfung so gütig und sinnvoll war, ihn aus dem Affengeschlecht herauszujagen und auf eine höhere Stufe des Seins zu erheben. Wodurch trieb sie mich herauf? Was unterscheidet mich grundlegend von der übrigen Welt? Wodurch ward ich in der Welt eine besondere, scharf von allem anderen geschiedene Welt? Das sind die Fragen, an denen, wenn nicht die Vergangenheit, aber unter allen Umständen die Zukunft der Menschenseele und Menschenentwicklung hängt. Denn will die Menschheit im Ernst nach vorn, so muß sie ihr Eigenstes kultivieren, also das, was sie allein hat. Nicht Einheitslehre, sondern Differenz- und Unterschiedslehre, das ist der Weg zum Vorwärts; also nicht Monismus, nicht Vereinerleiung, sondern immer reicherer Dualismus, immer reichere Differenzierung.

Wer immer aber das erkannt hat, der wird mit aller Liebe auf das achten, was als ein eigentümliches Kräfteregen der Menschenseele, in ihr allein und sonst nirgend, sich ereignet. Und wenn er da z. B. außer anderem etwas so Großes und Hohes findet, wie den Drang der Seele ins Unendliche und Zeitlose, in die Ewigkeit und Unsterblichkeit hinein, dann wird er mit Goethe und Kant staunend vor diesem göttlichen Wunder seiner Seele stehen und, wie er es für sich auch beantworten mag, dennoch unter keinen Umständen dulden, daß man mit der Keule eines Dogmas dies größte Regen und Sehnen des Geistes niederschlage, und wenn ein Bund das offiziell tut, so wird er diesen Bund als entwicklungsschädlich ablehnen.

Und wenn er im Programm dieses Bundes eingangs den Satz findet: „Der Monismus kennt nur das gesetzmäßige Wirken der Natur, von dem auch die menschliche Kulturtätigkeit einen Teil bildet" und dann ausgangs auf den anderen Satz trifft: „Nach monistischer Anschauung soll der Mensch auf Grund der anerkannten Gesetzmäßigkeit alles Geschehens mitbestimmend in sein Schicksal einwirken" — ja, dann fliegt ihm doch ein heiteres Lächeln durch die Seele. Denn wenn der erste Satz richtig wäre, wäre der zweite eine rechte Überflüssigkeit und ein Widerspruch dazu. Ist nämlich die menschliche Kulturtätigkeit „nur", d. h. nichts anderes als „ein Teil des gesetzmäßigen Wirkens der Natur", was bedarf es dann noch der menschlichen Mitbestimmung? Es geschieht ja alles „gesetzmäßig" und von selbst durch die Natur. Und wenn alles ein Gesetz, ein Zwang und Muß ist, wie ist denn ein „Soll" möglich? Wie kann der an den Willen und die Freiheit appellieren, der den Zwang vergöttert?

Und nicht nur dies. Wenn alles ein gesetzmäßiges und streng einheitliches Naturgeschehen wäre, wenn wirklich, um mit dem Generalsekretär des Bundes,

Dr. Schmidt, zu reden, „die Natur einheitlich ist, dieselbe in allem Geschehen und in allen Gestalten“, — ja in aller Welt, was brauchten wir denn einen Monistenbund, der das, was gesetzmäßig und durch Zwang der Natur sowieso ist, nämlich „die Einheitlichkeit in allem Geschehen und in allen Gestalten“, nun seinerseits erst schaffen zu müssen glaubt? Denn wenn die Natur einheitlich ist in allen Gestalten, und wenn laut ausdrücklicher Erklärung ich selber nichts als ein Naturprodukt bin, also zu eben diesen „einheitlichen Gestalten“ der Natur gehöre, was brauche ich dann noch Erkenntnis oder gar meinen Willen, den ich gar nicht habe, aufzuwenden, um mich einheitlich zu schaffen, was ich doch längst bin? Oder sollte ich es doch nicht sein? Und sollten all diese Worte nur das dogmatisierend verdecken, was aus der Wirklichkeit, zum mindesten unseres eigentümlichen Seins, nicht wegzuschaffen ist: den Dualismus? Den Dualismus zwischen Sein und Sollen, Gesetz und Freiheit?

Denn wenn die Natur allenthalben einheitlich und nichts als reine Gesetzmäßigkeit ist, wie kann sie dann als Mutter von Geist und Moral, von Religion und Kunst, in diesen ihren Kindern so totale Begriffsverwirrungen innerhalb ihrer selbst anrichten? Wie konnten aus der ewig einen Mutter, aus dem Monismus der Natur, all diese Wechselbälge von Dualismus, Selbstentzweiung und dadurch erst möglicher Wahn und Irrtum in Menschengeistern und Menschenseelen geboren werden? Wie kann denn die einheitliche Natur sich, ausgesucht in uns, so in Widerspruch mit sich selbst setzen, daß alle Reformationen unseres Lebens immer wieder eingeläutet werden müssen von dem Rufe: „Zurück zur Natur?“ Wie konnten wir uns nur losreißen von ihr, der einheitlich in uns allen wirkenden, um uns nun voller Sehnsucht wieder zu ihr zurückzuwenden! Wie konnte sie nur so etwas ihr selber Feindliches wie „Geist“ schaffen, das im Moment seines Augenaufschlages sich von ihr selber unweigerlich losreißt, das zu sich selber „Ich“ und zur Natur „Du“ sagt und dadurch den innergeistigen Dualismus gebiert, aus dem weder Haeckel noch sonst ein Monist jemals herauskommt, und der doch zugleich der Vater auch all des außergeistigen, in Gott, Natur und Seele hineingetragenen Dualismus ist?

Solche tiefsten Fragen erledigt man doch wahrlich nicht dadurch, daß man erklärt: „Das alles sind keine wirklichen Gegensätze.“ Ist denn das Geistige nicht wirklich und wirkend? Und wenn ja, dann sind zweifelsohne diese Gegensätze wirklich, weil wirkend. Ja, sie sind die eigentlich wirkenden und bewegenden Kräfte unserer ganzen Geistes- und Kulturgeschichte. Denn sie erzeugten von Urtagen her immer neu die Spannungen in den Menschenseelen und trieben dadurch das Menschengeschlecht zu immer größeren und reicheren Lösungen. Wer aber mit dem Motto: „Es ist alles eins“, diese innergeistigen Spannungen grundsätzlich lahm legt und diese unsere Art bestimmenden Gegensätze als illusionär verflüchtigt und forterklärt, der wirkt kulturlähmend und geisttötend. Die größten Probleme des Geistes werden um irgendwelcher Naturgesetzlichkeiten willen verschmiert und schließlich nicht mehr gesehen. Man zitiert mit Andacht Goethe:

„Nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden,“ aber man vergißt die Fortsetzung: „Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche. Er unterscheidet wählet und richtet; er kann dem Augenblick Dauer verleihen.“ Das Unmögliche vermögen wir, und wir allein, nach Goethe. Und dies ist das Unmögliche: wir brechen „unterscheidend, wählend und richtend“ aus dem Monismus der Natur heraus und hindurch zum Dualismus, zur Selbstentzweiung in gut und böse, Gott und Welt, Leib und Seele. Und so ernst und wirklich nahm Goethe diese Selbstentzweiung, daß er auf die Frage nach der Unsterblichkeit die schlichte und naturgemäße Antwort gab: „Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat ein Recht dazu, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen.“

Und nun stellen wir, ehe wir mehr ins einzelne gehen, auf Grund dieser vorbereitenden Bemerkungen noch einmal die Frage: Ist es wohl im Interesse einer ernst und objektiv arbeitenden Wissenschaft und im Interesse wirklicher und lebendig-persönlicher Weltanschauung, wenn all diese überaus ernsten und wichtigen Fragen, noch ehe sie gestellt sind, schon niedergeschlagen werden durch das Dogma: „Die Natur — und wir mit einbezogen — ist einheitlich, dieselbe in allem Geschehen und allen Gestalten.“?

Uns will es scheinen, als gäbe es für die fruchtbringende Diskussion und wirkliche Förderung aller Erkenntnis und alles Geisteslebens nichts Schlimmeres, als Bünde mit vorgefaßten Meinungen und dogmatisierten Lehren. Und es ist doch ein etwas seltsames Schauspiel, daß in derselben Zeit, in der wir für die Kirche und innerhalb der Kirche volle Lehrfreiheit ohne jeden Bekenntniszwang zu erkämpfen beginnen, ein Bund gegründet wird, der auf naturwissenschaftlicher Grundlage Weltanschauung aufbauen will und zu dem Ende statt auf volle Freiheit und Voraussetzungslosigkeit vielmehr auf eine ganz einseitige und höchst diskutable materialistisch fundamentierte Naturphilosophie sich programmatisch festlegt. Davon können wir uns nur Aufenthalt und Erschwerung der ruhigen und sachlichen Auseinandersetzungen in Wissenschaft, Philosophie und Religion, aber keinen Segen und Fortschritt versprechen.

Indessen wird die Sache doch weniger schlimm, als sie, vom Programm aus gesehen, zunächst sich darstellt, wenn man sie von innen betrachtet, d. h. wenn man sich die Namen und die Meinungsäußerungen der Monisten innerhalb ihres Bundesblattes ansieht. Da konstatiert man schnell und froh, daß ja auch hier soviel Köpfe, soviel Sinne und sovielerlei monistische Weltanschauungen als geistige Individualitäten sind. Wenn der auf Fechnerscher Grundlage philosophierende Idealist Bruno Wille mit dem diese Grundlage verwerfenden Haeckel oder gar mit Dr. Schmidt zusammenarbeitet; wenn Dr. Otto Juliusburger so kräftig gegen den Intellektualismus vorgeht und den Voluntarismus, als allein dem Reichtum des Lebens gerechtwerdend, verficht — nun, wenn wir das sehen und manches andere, so sehen wir daraus zwar nur um so weniger die Notwendigkeit des Monistenbundes ein, sind aber zugleich über die Gefahren beruhigter, die

nach seinen programmatischen Thesen ihm für unser geistiges Leben innewohnen könnten. Denn entweder wirken diese fundamentalen Gegensätze bald sprengend aufs Ganze, oder aber sie bewirken eine reiche Spannung und Auseinandersetzung unter diesen so verschiedenartigen Köpfen, die der Gesamtheit zu Nutzen und Klärung dienen kann.

Trotzdem wird man die Frage nicht los: was ist denn nun eigentlich bei all diesen starken Gegensätzen das wirklich Einende in diesem Bunde? Welches Einheitsgefühl schuf und erhält ihn? Und darauf finden wir nur zwei Antworten: Theoretisch hielt ihn zusammen das ganz allgemeine Sehnen nach einheitlicher Welt- und Lebensanschauung. Und praktisch verbindet ihn 1. das Bestreben, die naturwissenschaftlichen Ergebnisse zu mehr Macht und Anerkennung innerhalb des ganzen Bereiches des geistigen Lebens zu bringen, und 2. der Wille, die Mächte zu bekämpfen, die das heute noch in Staat und Kirche und Schule verhindern. Und in all diesen Punkten werden alle modernen Menschen in dem Monistenbund gern einen Bundesgenossen sehen, sobald er den Kampf wirklich so führt, daß wahrhaft religiöse, moralische, ästhetische und auch intellektuelle Geistesinteressen dabei nicht geschädigt werden. Letzteres ist aber unseres Erachtens nur möglich, wenn die Bahnen Haeckelschen Philosophierens so bald und so gründlich als möglich verlassen und alle Energie darauf verwandt wird, die Probleme zu sehen, statt sie mit Worten zu verschleiern, und das wieder ist u. E. nur möglich, wenn man sich von Kant die Augen öffnen läßt. Vorläufig aber scheint ein guter Teil des monistischen Heerlagers noch in vorkantischem Schlafe zu liegen und daher weder zu wissen, was „Wissen", noch zu wissen, was „Glaube" ist. Und eben dieses Nichtwissen hat zur Folge, daß man einmal alle Andersdenkenden mit souveränem Hochmut behandelt und daß man andrerseits vor lauter Freude an den eigenen Naturerkenntnissen gar nicht sieht, daß auch die andern, z. B. die vielgeschmähten liberalen und modernen Theologen, sich längst diese Erkenntnisse zugeeignet und sogar schon mit den religiös-sittlichen Anschauungen in möglichst lebendige Verbindung zu bringen versucht haben. Statt das zu sehen, schilt man aber lieber auf den kirchlichen Köhlerglauben, bekämpft und tötet mit Siegergefühl Meinungen, die für jeden Denkenden unter uns längst mausetot sind, staffiert à la Haeckel seine Weisheiten mit Seitenhieben auf längst abgetane kirchliche Borniertheiten aus und macht eben dadurch die Lektüre so peinlich, weil sie nirgends eine klare Kenntnis des jetzigen Standes der theologischen und philosophischen Wissenschaft verrät. Und weil man von alledem keine Kenntnis hat, benimmt man sich trotz all seiner reichen naturwissenschaftlichen Kenntnisse so fatal, wie nur möglich, sobald man vom Gebiet der Naturwissenschaft auf das des Geistigen, Religiösen, Moralischen, Philosophischen hinübertritt. Auch hier ist eine Besserung nur möglich, wenn der Naturwissenschaftler, ehe er zu philosophieren beginnt, sich mit den Grundlagen des Philosophierens, die Kant durch die exakte Wissenschaft der Erkenntnistheorie zu legen begonnen hat, allen Ernstes vertraut zu machen sucht. Diese Zeit wird

kommen, und mancherlei Anzeichen deuten schon darauf, daß sie im Anzuge ist. Und wenn sie kommt, dann ade Haeckel, nicht als Naturwissenschaftler, aber als philosophierender Monist!

II.

Nach alledem könnte es scheinen, als sollte am Monismus kaum ein gutes Haar gelassen werden. Doch nicht! Wir sind vielmehr überzeugt, daß die meisten Denkenden dieser Tage in irgend einem Sinne Monisten sind, wenn auch ohne jede Neigung, sich diesen Namen an die Stirne zu heften oder gar sich einem Monistenbunde anzuschließen.

Mit Monismus kann und darf man ja alles auf Einheit gerichtete Denken bezeichnen, ganz abgesehen davon, worin diese letzte Einheit alles Seins gefunden wird, ob in einem lebendigen göttlichen Quellgrunde oder in einem mit den notdürftigsten Attributen ausgestatteten Substanzbegriffe, ob in einem Reiche allgemeiner Ideen oder in einer ihr eigenes unendlich reiches Leben auslebenden und verwirklichenden Gottheit. Es handelt sich nur darum, daß alles Sein innerhalb unseres Denkens irgend einen entwicklungsgeschichtlichen oder sonstigen Zusammenhang und einheitlichen Quellort gewinnt. Ob es aber diesen Zusammenhang und Quellort dann auch in derselben Weise außerhalb unseres Denkens und in Wirklichkeit habe, das freilich ist eine Frage, die ewig Frage ist und bleiben muß. Einfach, weil wir sonst mit unserem Fragen am Ende wären und die Entwicklung des Geistes im Fertigsein verkalkte. Aber ebendies gehört zur ganzen philosophischen Naivität Haeckels, daß er jedesmal, wo er selber eingestehen muß: „hier verläßt mich das Wissen, hier bin ich Gläubiger", sofort hinzufügt: „vorläufig noch!" Worin denn unausgesprochen — oder auch ausgesprochen — die Meinung sich bekundet, daß das alles bald anders wird und daß wir dem Zeitpunkt nahe sind, wo wir das Leben, die Seele und die Substanz des Alls wissenschaftlich erklärt und „bewiesen" haben.

Nein, diese Zeit kommt nicht und kann und darf nicht kommen. Denn die ganze Spannung unseres Lebens in Wissenschaft, Kunst, Religion, Moral, beruht lediglich darauf, daß das Göttliche und Seelische als Gefühltes und Erlebtes dennoch sich verstandesmäßig nie ganz durchhellen und nie so zwingend sich erschließen und beweisen läßt, daß ein Ausweichen unserseits unmöglich wäre.

Es ist auch leicht und von vornherein einzusehen, warum eine Beweisführung für all die letzten Grundtatsachen unseres Lebens nicht zu führen ist. Weder über das All in seiner Totalität, noch über die Seele in ihrer Totalität, noch über das Leben als Ganzes können wir „beweiskräftige" Aussagen machen. Sehen wir uns z. B. den Begriff des „Alls" an, den wir ja denknotwendig als Letzten und Höchsten bilden müssen, so ist es in sich selber klar, daß das All als solches stets die Voraussetzung seiner Teile bleibt, und ein solcher Teil von ihm sind — wir selbst! Was wir nun auch über das All reden und sagen mögen, so redet immer nur der Teil über das Ganze. Im Teil aber steckt immer das

Ganze als des Teiles ewige Voraussetzung. Wir reden also im Für und Wider immer nur über das, was ewig die Voraussetzung nicht nur unseres Seins, sondern vollends auch unsers Redens und Redenkönnens ist. Und so ist es, um mit Kant zu reden, wohl „sehr einleuchtend, daß ich dasjenige, was ich voraussetzen muß, um überhaupt ein Objekt zu erkennen, nicht selbst als Objekt erkennen könne.“[1]) Genau dasselbe gilt von der Seele und dem Leben. Auch diese beiden sind nicht zu „beweisen“, weil der Teil das Ganze nicht beweisen kann; er steckt immer innerhalb des Ganzen, kann nicht über das Ganze und sich selber hinwegspringen. Der Verstand ist immer nur der Sohn der Seele und der Sohn des Lebens. Und deshalb kann er beide nie „erklären“. Wir bleiben hier also immer im Lande des Glaubens und der Selbstgewißheiten, aber ohne jede Möglichkeit des endgültigen zwingenden Beweises. Wir betonen das aber von vornherein so nachdrücklich, weil es so leicht vergessen wird, und weil durch eben dieses Vergessen die Kämpfe hier so leidenschaftlich werden und so ungerecht, wie nur Papismus und Unfehlbarkeitsdünkel die Menschen machen kann.

Wenn aber auf diesem Gebiete zuletzt alles in Glauben ausmündet, so hat doch jeder Glaube Gründe, auf die er sich stützt, und die Güte und Tragfähigkeit dieser Gründe entscheidet über Wert oder Unwert, über die Berechtigung oder Nichtberechtigung des Glaubens.

Ist der Monismus, der Einheitsglaube berechtigt?

III.

Wir antworten darauf: ja, solange er Glaubens-, Gefühls- und Willenssache bleibt, aber nicht versucht, durch gewaltsame Behandlung der seelischen Tatsachen und durch Ignorieren alles dessen, was er nicht brauchen kann, eine sogenannte „wissenschaftliche“ Welteinheit zusammenzuzwingen, durch die das Leben selber im All und Einzelnen seines Reichstums beraubt, seiner Freiheit verlustig, seiner Seele ledig wird. Vermeidet er aber diesen Fehler und hätte er ihn vermieden, so dürfte es schwer sein, in ihm nicht das Ziel der Sehnsucht unser aller zu sehen. Und dies einfach deshalb, weil unser aller Denken, Fühlen und Wollen von einem unablässigen Drange nach Einheit beseelt ist.

Dieser Einheitsdrang entzündet sich an dem wechselnden Geschehen, das uns ringsum bedrängt.[2]) Rings um uns her herrscht der Wechsel. Ebbe wechselt mit Flut, Sonnenblick mit Wolkenschatten, Stille mit Sturm. Es ist ein ewiges Auf und Ab zwischen Geburt und Grab. Geschlechter steigen auf und sinken vom Baum der Menschheit wieder herab wie welke Blätter. Und mit ihnen steigen auf und nieder Gedanken, Anschauungen, Sitten, Kulturen und

---

[1]) Kritik der reinen Vernunft, Reclam S. 336.

[2]) Vergleiche hierfür meinen Aufsatz „Einheit in der Mannigfaltigkeit“, Deutsche Welt 8. Jahrgang Nr. 52.

Religionen. Wie flutet das Meer des Lebens wellauf wellab in der Vergangenheit. Wie flutet es rings um uns her und durch uns selber hindurch! Mitunter faßt es einen wie ein Grausen. Man steht still am Flusse des eigenen Seins, greift mit den Händen in die Wellen, es rinnt und rinnt zwischen den Fingern hindurch — will sich denn da gar nichts fassen und halten lassen?

Diese erlebte Mannigfaltigkeit der Umwelt ist verwirrend und quälend für unsere Innenwelt. Wir können ein regelloses Durcheinander nicht vertragen. Alle Wildnis hat etwas Beängstigendes für uns. Wir fürchten, daß wir uns darin verirren, uns selber darin verlieren. Wir müssen da Helligkeit schaffen, Ordnung! Denn Ordnung ist das halbe Leben, und eine Rumpelkammer ist uns keine Heimat. Es waltet ein ordnendes Prinzip in uns. Kraft dessen schaffen wir uns Ordnung in Haus und Hof, Einteilung der Zeit, der Arbeit, der Freude. Aber was wir hier im Kleinen tun, das müssen wir auch ins Große und Weite hinaus vollziehen. Wir finden keine Ruh, bis wir zum Ganzen des Geschehens, zum All ein geordnetes Denk-, Gefühls- und Willensverhältnis gefunden haben, also eine Art von Monismus.

Sehen wir denkend und betrachtend in die Welt um uns her, so finden wir, daß durch die ganze Schöpfung die Besonderung geht. Peinlichst wird jede Doublette vermieden. Alle Arbeit des Alls geht offenbar darauf hinaus, immer reichere und in sich lebendigere Mannigfaltigkeit zu schaffen und immer mehr Spielraum und Freiheit zu gewähren. Aber wer nur ein wenig in die Tiefe denkt, muß wiederum einsehen, daß diese wunderbar reiche, bis ins Einzelnste gehende Individualisierung der Schöpfung nur denkbar und möglich ist auf dem Grunde einer alles behütenden, das Kleinste und Größte hervorbringenden und zusammenhaltenden Kräfteeinheit. Ohne sie würde alles chaotisch wogen, unterschiedslos, dunkel, unausdenkbar. Helligkeit aber, Klarheit, Formung Charakterisierung entstehen nur da, wo eine organisierende Einheit der Quellgrund der Vielheit ist. Und so suchen wir diese Einheit, müssen sie suchen. Denn da drinnen in unserem Kopfe bohren die Sätze, daß aus nichts nichts werden kann, daß alles seinen zureichenden Grund haben muß, daß jede Wirkung zu ihrer Erklärung eine Ursache fordert. Diese Denkgesetze in uns wenden wir und müssen wir nach außen wenden. Die Welt muß ihnen irgendwie entsprechen, sie muß nach ihnen gerichtet sein. Waltet trotz aller unserer Subjektivität in uns das All mit der Kraft der Gesetzmäßigkeit, so kann es auf keinem Punkte außer uns anders sein. Und so fordern wir denkend die Natur, das All heraus, daß es sich entschleiere und seinen letzten Einheitsgrund offenbare.

Aber nicht nur das Denken, sondern eher als das Denken, drängten den Menschen Gefühl und Wille in ebendiese Richtung auf die Einheit. Die Mannigfaltigkeit, das Durcheinander und Widereinander des Geschehens bedrängt nicht nur unsern nach Ordnung verlangenden Geist, es quält uns auch im Gefühl und Lebenswillen. Der Sinn unseres Lebens kann nicht die Zerstreuung sein, sondern die Sammlung, nicht das Vielerlei, sondern die Einheit. Unser Herz ist unruhig

in uns, solange ihm alles da draußen nur wie ein wahnwitziges Spiel erscheinen will. Es sucht nach einem Halt und einer festen Ordnung, und alle religiöse Sehnsucht mündet schließlich in das Meer des Einen, der da ist und war und sein wird in Ewigkeit.

Und nicht anders auch unser Wille. Er kann seiner selbst nur froh werden, wenn er einen alles umfassenden Sinn und Lebenszweck gefunden hat. Wer aber kann ihm den garantieren? Nur ein vernünftiger das All umfassender und beherrschender Wille. Denn wenn das Ganze sinnlos wäre, müßte vollends das Einzelne sinnlos sein: sinnloser Schöpfungswille — sinnloser Menschenwille! Nicht ein Zufallsbündel von tausenderlei Tätigkeiten wollen wir sein, sondern ein beseeltes Kräftezentrum, eine Persönlichkeit zu werden, das ist unser höchster Wunsch und unser alleiniges Glück. Wie aber könnten wir das je hoffen, zu werden, wenn dieser uns drängende höchste Wille nicht aus dem Weltenwillen selber stammte? Nur der Pol im All garantiert uns zuletzt den Pol in der eigenen Seele, um den alles geordnet und sicher kreist. Und so streckt denn alles, was Mensch heißt, seit Urtagen denkend, fühlend und wollend die Hände voller Sehnsucht aus nach dem Ureinen, nach dem Pol und Grund der Welt und der eigenen Seele. Kein Wunder also, daß aus diesem Einheitsstreben auch die mannigfachsten Einheitslehren in der Menschheit sich entwickelten und in Religion und Philosophie ihren Niederschlag fanden.

IV.

Im Grunde ist man dabei, wie uns scheint, immer auf zwei Hauptwegen gegangen. Entweder auf dem der gedanklichen Abstraktion oder auf dem des persönlichen konkreten Erlebnisses. Man wanderte entweder philosophierend vom Besonderen zum Allgemeinen oder mehr experimentierend vom Vielfachen der Erscheinungen zum Einfachen der Gesetzesformulierungen. Oder aber man ging intuitiv vom inneren Erlebnis des Ganzen ins Einzelne, wobei es noch einen starken Unterschied machte, ob man das Ganze mehr willensmäßig oder mehr gefühlsmäßig erlebte, und ob man es aus dem Unbewußten oder dem Bewußten quellen sah.

Wir persönlich halten nun zwar den letzteren Weg für den einzigen, auf dem man ein Weltbild gewinnt, das dem ganzen Reichtum der Natur und der Seele gerecht wird und für sonnige, starke, quellende Religiosität Raum und Farbe gewährt. Aber ehe wir zuguterletzt diese unsere persönliche Weltschau kurz darstellen, müssen wir zunächst mit wenigen Strichen einige der wichtigsten andersartigen Monismusweisen skizzieren und wegen des Monistenbundes, als einer Gründung Haeckels, uns auch näher mit Haeckel beschäftigen. Darüber fehlt es denn freilich an Raum und Zeit, so interessante und edle Erscheinungen wie Fechner zu würdigen. Aber für ihn kann auf Bruno Willes schöne und kurz orientierende Schrift „Das lebendige All“ [3]) verwiesen werden.

[3]) Verlag von Leopold Voß in Hamburg.

Gequält von der Mannigfaltigkeit und dem Widerspruch der bunten Welt sucht die Seele des Inders nach Befreiung von all diesem Besonderen und findet sie durch die Abstraktion, durch die Entleerung aller Wirklichkeit zum Schein. All diese bunte Welt außer uns ist nur Lug und Trug unserer Sinne, eine Täuschung der Menge, die uns all das als wirklich existierend vorgaukelt, was ja durch seinen ewigen Wechsel sich selbst in seiner Wirklichkeit verneint. Das Wirkliche ist allein das reine Sein, das ein und dasselbe in allen Dingen ist. Wir finden es nur, indem wir es loslösen von aller und jeder näheren Bestimmung. Das reine innerste Sein, das von allem und jedem losgelöste und in allem wesensgleiche Selbst ist das Göttliche und das allein Existierende. Das ist sicher ein radikaler Monismus, aber er läßt auch nichts übrig als eine nichtsbesagende Abstraktion. Die Welt, und der Mensch als Erscheinung selber mit, wird im Brahmanismus als Lug und Trug verneint, um das Göttliche und allein Wirkliche zu fassen.

Ganz ähnlich liegt die Sache im Buddhismus, nur daß hier die Negation noch stärker wird. Dem Buddhisten wird das reine Sein, weil man sich ja doch darunter nichts denken kann, ganz folgerichtig zum reinen Nichts. Und Nichtsein wird das Ideal und die Erlösung. Der absolute Pessimismus ist die Folge.

Aber nicht nur der Geist der Inder, auch der der Hellenen ist seit Sokrates und Plato immer wieder den Weg der Abstraktion gewandelt, wenn auch mit ganz anderer Tendenz und mit ganz anderem Ergebnis. Auch hier ist der leitende Gedanke immer der, daß das Allgemeine das Urbild und Wesen, das Besondere nur Abbild, Abschwächung und Verunreinigung des erhabenen Urbildes sei. Und so erhebt man sich über das Besondere zum Allgemeinen, über das Mannigfaltige zum Gemeinsamen, über das Viele zu dem Einen. Aber indem man von der bunten werdenden Welt zu der ihr übergeordneten und in sich geschlossenen, ruhenden Welt auf dem Wege der logischen Abstraktion und Begriffsbildung emporzusteigen sucht, behält man schließlich ein Reich wesenloser Begriffe und Ideen übrig. Man hat eine Welt reiner Gedankendinge, aus denen dann rückwärts die lebendige wirkliche Welt niemals ableitbar wird. Die wirkliche Welt ist und bleibt im Grunde dabei immer eine Art Sündenfall der Idee. Man sucht zwar die Einheit in der Idee, aber endet dabei schließlich nur in dem unlöslichen Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit, also in einem unüberbrückbaren Dualismus.

Ebenfalls auf dem Wege der Abstraktion ist der große Spinoza gewandelt und hat immer und immer wieder die Geister in seinen Bann geschlagen. Auch der größte Teil der heutigen Monisten lehnt sich an ihn an. Was Plato nicht gelang, gelang ihm, er zwang alles denkend zu einem Monismus zusammen. Aber freilich auch nur so, daß die Einheit selber eine erzwungene ist und daß die Vielheit nicht ungezwungen daraus ableitbar wird. Spinozas Abstraktionen münden ein in der Substanz, d. h. in demjenigen, was zu seiner Existenz keines anderen bedarf. Die Substanz ist ihm das durch sich selber Seiende und

ist als solches notwendig unendlich, nicht bedingt und beschränkt durch anderes. Neben ihr existiert nichts. Durch sie existiert alles. Die Substanz aller Dinge ist nur eine, und diese eine Substanz ist Gott.

Was aber ist nun das Wesen dieser Substanz? Auf diese Frage gibt es so wenig eine wirkliche Antwort bei Spinoza wie bei den anderen Denkern, die Gott auf dem Wege der Abstraktion gesucht haben und suchen und ihn dadurch finden wollen, daß sie sein Wesen von allem befreien und entleeren, was endlicher Natur und unserem endlichen Denken greifbar ist. Da bleiben allemal nur ein paar dürre Begriffe übrig, in denen die Seele weder ihren lebendigen Gott, noch ihre lebensprühende Welt wiedererkennt. Kein Wunder, daß fromme und schauende Geister entweder von diesen Abstraktionen nichts wissen wollen oder sie schnell, wie Goethe den Spinozismus, aus dem eigenen dichterischen Geiste bereichern und beseelen.

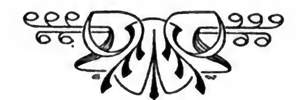
Auch Spinoza hat im Grunde für seinen Substanz-Gott nur verneinende Bestimmungen: die Substanz ist nicht endlich, kann nicht geteilt werden, ist kein Vieles, sie hat keine fremde Ursache. Nur insofern sie uns erscheint und unserem subjektiven Verstande sich darstellt, finden wir, gemäß der Subjektivität unseres Erkenntnisvermögens, zwei Attribute an ihr: Denken und Ausdehnung. Diese beiden Eigenschaften machen für unseren Verstand das Wesen der Substanz, der Gottheit, aus. Aber ihr selber ist das ganz gleichgültig, und wir dürfen ja nicht denken, daß diese unsere Weise, sie zu erkennen, ihr Wesen selbst erschöpfte. Sie selber kann unzählige Eigenschaften haben. Für uns stellt sie sich in diesen beiden dar, weil für uns nun einmal alles, was ist, zugleich ein Ausgedehntes und ein Gedachtes ist und sein muß. Diese beiden Attribute, Ausdehnung und Denken, sind also das Einzige, was wir über die Substanz-Gottheit aussagen können. Diese beiden Attribute sind aber unter keinen Umständen wie Ursache und Wirkung zu verstehen, also nicht so, daß die Substanz, als Ausgedehntes, Ursache der Substanz, als Denken, sei. Nein, es ist ein „sowohl, als auch". Die Substanz ist unendliche Ausdehnung und unendliches Denken, ist beides zugleich in allen und jeden Dingen. Um es ganz deutlich zu machen: wie ich zugleich dick und gut sein kann, aber nicht gut bin, weil ich dick bin, und nicht dick bin, weil ich gut bin, so besteht auch zwischen Ausdehnung und Denken in der Substanz Spinozas keinerlei gegenseitige Abhängigkeit und Einwirkung. Es sind zwei völlig getrennte, nie ineinander übergehende und nie auseinander folgende Eigenschaften, die unser Verstand in der Substanz verkettet schaut. Alles also existiert sowohl unter der idealen Form des Denkens als unter der realen der Ausdehnung. Alles ist sowohl Körper als Geist, sowohl in der Natur als beim Menschen. Geist und Körper sind dasselbe Ding, aber getrennte Attribute in diesem einen und selben Ding. Eine Einwirkung beider aufeinander ist nicht möglich und nicht denkbar. Ein Körperliches kann nur ein Körperliches, ein Geistiges kann nur ein Geistiges zu seiner Ursache haben. Aber vom Begriff der einen Substanz aus sind dennoch die beiden Welten des Geistigen und

Körperlichen nur eine und dieselbe Welt, sie sind eine Paralellerscheinung der Substanz.

So Spinoza. Dabei ist ja im Grunde auch nur unsere eigene Selbsterfahrung, und zwar das Allgemeinste und Ausgeblasenste an ihr, hypostasiert und zur Gottheit gemacht. Wir erleben uns nämlich in jedem Augenblick als ein Ausgedehntes und als ein Denkendes, und beides ist eins in unserm Selbsterlebnis. Es ist beides immer miteinander da, es ist keines ohne das andere denkbar, und dennoch ist keines die Ursache des anderen. Und doch sind beide eins. Das aber können sie nur in einem Dritten sein. Wo ist das Dritte, in dem Körper und Geist sich einen? Tatsächlich müssen wir schließlich alle erfahrbare Wirklichkeit, wie uns selbst, in die beiden letzten Begriffe des Körperlichen und Seelischen, des Materiellen und Ideellen zerlegen. Aber sobald wir sie so zerlegt haben, ist auch die Einheit dahin, und wir suchen umsonst das übergeordnete Dritte, das den Dualismus unserer Begriffe zu einem lebendigen Monismus zusammenschlösse.

Es bleibt also auch Spinoza mit seiner Hypothese über All und Einzelnes in einem Dualismus stecken, und die Substanz, die ihn überwinden soll, ist eben tatsächlich nichts als eine letzte Ausflucht, ein Wunschobjekt, in dem Spinoza, was er getrennt, wieder vereinigen möchte, aber eins, das so wenig faßbar und für uns begreifbar ist, als die Einigungsgrundlage zwischen Geist und Körper in uns selbst.

(Fortsetzung folgt.)





Monatsschau über auswärtige Politik.

Von
Theodor Schiemann.

17. Mai 1907.

Wie weit doch die Welt ist! Da hat es in Zentralamerika Krieg gegeben zwischen San Salvador und Guatemala und Honduras, und beinahe einen Krieg zwischen Guatemala und Mexiko, eine Einmischung der Vereinigten Staaten schien unabwendbar, denn die Leidenschaften unter diesen heißblütigen Halbspaniern loderten in hellsten Flammen — das alles aber ist heute bereits Geschichte und der Hader beigelegt, bis auf die nächste Explosion, die durch ein Ungefähr wieder hervorgerufen werden kann. An der nicht amerikanischen Welt sind diese Dinge fast unbeachtet vorübergezogen. Wurden hier und da kaufmännische Interessen geschädigt, so nahm man das mit Fassung hin. Wer seine Geschäfte drüben betreibt, rechnet mit den Revolutionen wie mit periodisch wiederkehrenden Naturereignissen und hat den wahrscheinlichen Verlust im voraus in Anschlag gebracht. In diesen demokratischen Staatsgebilden pflegen persönliche Rivalitäten zu Revolutionen und Revolutionen zu Konflikten zu führen, um welche die nicht mittelamerikanische Welt sich wenig zu kümmern pflegte. Neuerdings, seit Mexiko unter der staatsmännischen Leitung des Präsidenten Porfirio Diaz so erstaunliche materielle und moralische Fortschritte gemacht hat und seit die Vereinigten Staaten von Nordamerika durch den Bau des Panamakanals daran interessiert sind, daß ihre Kreise nicht zerstört werden, hat die Erhaltung der staatlichen Ordnung in Mittelamerika zwei mächtige Fürsprecher gefunden, die man wohl als die Pädagogen der unruhigen Kleinen bezeichnen könnte. Auch muß man zugestehen, daß sie dieses Amtes — wenn wir es so nennen dürfen — mit Milde und Würde walten. Man darf wohl hoffen, daß die erzieherische Wirkung nicht ausbleiben wird. Haben wir es doch sogar erlebt, daß Venezuela aus freien Stücken seine Schulden abzutragen begonnen hat und daß die Vereinigten Staaten die Finanzen San Domingos in ihre Verwaltung genommen haben. Präsident Roosevelt, dem der Gedanke gehört und dem das Vertrauen der Dominikaner entgegenkam, hat glücklich die Widerstände überwunden, die ihm den Weg zur Ausführung verlegten. Jede derartige Vormundschaft ist Kulturarbeit, deren Früchte die Zukunft zeitigen muß, und zwar wahrscheinlich eine nahe Zukunft. Das gilt auch von Cuba, das zwar wieder eigenes Regiment hat, aber doch ganz unter dem Einfluß der mächtigen Republik des Nordens steht. Im Augenblick wird die ganze Insel von amerikanischen Militärtopographen vermessen, was einen Gewinn für die geographische Wissenschaft in Aussicht stellt, aber gewiß auch nach anderer Richtung hin eine lehrreiche Arbeit sein wird.

Übrigens stehen die Vereinigten Staaten nach wie vor im Zeichen der sich vorbereitenden Präsidentenwahl. Wir wiesen schon vor einem Monat darauf hin, daß eine Wiederwahl Roosevelts keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehöre, obgleich der Präsident selbst für seinen Freund Taft eintritt. Aber klar liegen die Verhältnisse keineswegs. Der Präsident hat Feinde in den Reihen seiner

eigenen Partei, und zwar sehr mächtige, während andrerseits ein Teil der Demokraten mit Begeisterung zu ihm steht. Das könnte zu einer sehr bedeutsamen Wandlung des gesamten Parteilebens der Vereinigten Staaten führen. Aber noch muß über ein Jahr hingehen, ehe die Entscheidung im Juni 1908 fällt, und was alles kann bis dahin geschehen sein?

Der Carnegie-Friedenskongreß hat dem philantropischen Veranstalter der großen Redeschlacht von New York einen Mißerfolg eingetragen. Er mußte an der Unmöglichkeit scheitern, durch Resolutionen praktische Probleme zu lösen, die ihrer Natur nach Machtfragen sind. Auch haben die Vereinigten Staaten durch die Sorgen, die mit der japanischen Schul- und Einwanderungsfrage verbunden waren, einen starken Impuls erhalten, der zu Rüstungen, nicht zu einer Herabsetzung der Defensivkraft drängt. Der Präsident hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß er nach dieser Richtung hin sich durch sein Pflichtgefühl gebunden sieht, mit Möglichkeiten zu rechnen, die vielleicht heute noch Unwahrscheinlichkeiten sind, aber immerhin einmal zu Wirklichkeiten werden könnten. Jedenfalls hat man es für notwendig befunden, an die Befestigung von Havai zu denken, und wenn wir recht unterrichtet sind, sind die Vorbereitungen bereits getroffen, um die wichtigste Insel der Gruppe in Verteidigungszustand zu setzen.

Das liegt an der neuen Lage, die durch die englisch-japanische Allianz geschaffen ist. So sicher es feststeht, daß das offenkundige Ziel dieser Allianz die Erhaltung des Status quo im fernen Osten ist, so wenig läßt sich doch übersehen, daß sie eine Beunruhigung hervorgerufen hat. Wenn der alte Satz wahr ist, daß jede Macht sich nur durch die Mittel behaupten kann, durch welche sie begründet worden ist, so gilt nicht weniger der andere Satz, daß eine neue Weltstellung, die aus kriegerischen Erfolgen entstanden ist, sich als eine friedliche Potenz erst bewährt haben muß, ehe man ihr Vertrauen schenkt. Deutschland hat jetzt volle 36 Jahre Frieden gehalten und muß noch immer das Mißtrauen zurückweisen, das ihm entgegengetragen wird. Wie sollte es mit Japan anders sein? Es kommt hinzu, daß die japanischen Siege so tief auf die Phantasie der asiatischen Völkerschaften eingewirkt haben, daß heute überall im fernen Osten, auch da wo alle Wahrscheinlichkeit dagegen spricht, von einem künftigen Eingreifen Japans geträumt wird. Das gilt von den Philippinen, obgleich die Philippinos gewiß für die japanische Kultur als unverdaulich bezeichnet werden müssen und obgleich das Klima einer japanischen Ansiedlung denkbar ungünstig ist. Aber es gilt auch von China und von Indien, ja darüber hinaus von Neu-Seeland und Australien. Der Professor der Universität Lyon, René Gonnard, widmet in der Revue politique et parlementaire (Mai) diesem neuseeländisch-japanischen Zukunftskonflikte eine höchst interessante Studie. Er geht von dem Satz aus, daß Japan darauf angewiesen sei, ein neues Ansiedlungsgebiet zu suchen, und weist auf die Anomalie hin, daß die 800000 Neuseeländer für sich ein Gebiet in Anspruch nehmen, das 20 Millionen Köpfe ernähren könnte. Die Absperrungsmaßregeln Neuseelands seien aber vornehmlich gegen Japan gerichtet. Was wird nun, so fragt Gonnard, sich in Zukunft zwischen Neuseeländern und Japanern abspielen? „Neuseeland wird ebensowenig wie Californien für sich allein den Japanern die Spitze bieten können, sobald diese ihre Stimme erheben. Ruft es die Angelsachsen aus Australien zu Hilfe, die übrigens den gleichen Gefahren ausgesetzt sind ... so wird es unzulängliche Hilfe erhalten. Es bleibt also England, dem sich Neuseeland während des Burenkrieges so loyal gezeigt hat, was freilich mit mehr Reklame

und Lärm als mit wirksamer Hilfe geschah. Dann ist England genötigt, zwischen seiner Kolonie und Japan die einigermaßen undankbare Rolle zu spielen, die dem Präsidenten Roosevelt im japanisch-west-amerikanischen Konflikt zufiel. Wird es aber so weit gehen wie der Präsident der großen Republik, und um die Freundschaft seines gelben Alliierten intakt zu wahren, die unbotmäßigen Untertanen der Wiedervergeltung der Japaner überlassen? Oder aber, wird es die Sache Neuseelands zu seiner eigenen machen und versuchen, ihnen die Integrität des reichen Erbes zu sichern, das diese 800000 Kolonisten für sich allein behaupten wollen?

Sicher scheint, daß in beiden Fällen die Ausbreitung der Japaner, die geographisch im pazifischen Ozean erfolgen muß und erfolgen wird, den beiden großen angelsächsischen Staaten, die sich leichten Herzens den Verrat an Europa vorwerfen ließen, noch manche Überraschung bringen wird. Nach den Amerikanern werden die Australier und die Engländer selbst von dieser Vergangenheit einen bitteren Nachgeschmack haben. Das britische Reich wird entweder auf die Freundschaft Japans verzichten oder ihm die Tür seiner australischen Kolonien öffnen müssen, die so groß und so dünn bevölkert sind. Diese Gebiete, die man für die weiße Rasse freihalten wollte, die aber eine um sich greifende und ausschließende weiße Nation (nation blanche, envahissante, exclusive) ganz für sich annektiert hat, indem sie nur darauf bedacht war, die europäischen Schwesternationen auszuschließen und ihnen jede kleinste Insel hartnäckig abzustreiten. — Diese Gebiete werden vielleicht eines Tages erst sozial und national, dann sogar politisch sowohl England wie der weißen Rasse verloren gehen.

Wer in der Geschichte eine wenigstens teilweise Verwirklichung der Gerechtigkeit sucht, wird daran die Strafe für den Geist des Ansichreißens, der Gier und der Ausschließung (esprit d'accaparement, d'avidité et d'exclusivisme) erkennen, den England, seine Kolonien und die aus ihnen hervorgegangenen Staaten zeigten und der sich bei der Eroberung der australasiatischen Länder wiederholte. Aus Neuseeland vornehmlich wollten die Angelsachsen alle übrigen Europäer fern halten; auf sich selbst angewiesen, haben sie ihrer Kopfzahl eine Grenze setzen und sie fast stationär machen wollen, um durch ein Syndikat von Aktionären die Reichtümer des weiten und schönen Landes besser ausbeuten zu können. Sie haben auf das alleregoistischste, engherzig individualistisch und utilitarisch, die Verwirklichung einer Politik persönlichen Wohlergehens verfolgt. Es ist Malthusianismus und Genußsucht, sie aber nennen es in sonderbarem Mißbrauch des Wortes Sozialismus. Es werden andere Sozialisten kommen, die gelben Männer, die wirkliche Sozialisten sind, deren Geistesrichtung zu völliger Hingabe an die Gesellschaft führt, zu der sie gehören, die nur einen Minimallohn beanspruchen und ein Minimum an Wohlstand, die nicht darauf ausgehen, durch Beschränkung ihrer Volkszahl das Individuum zu heben, und bei denen der Gedanke, daß das Individuum sich der Nation zu opfern hat, in voller Kraft zu einer Zeit steht, da diese Idee im Abendlande ausstirbt. Von diesen beiden Arten von Sozialismus hat der eine die Entwicklung der weißen Rasse in Australasien gelähmt, der andere wird, wenn er sich behauptet, den Kolonisationsversuchen der gelben Rasse in Australasien den Triumph sichern."

Wer diese Ausführungen durchdenkt, wird in der Hauptsache Herrn Gonnard recht geben müssen, wenn sich auch nicht verkennen läßt, daß er die Farben etwas stark aufgetragen hat und mitunter der avis au lecteur allzudeutlich durchklingt. Es ist allerdings ein egoistischer Größenwahn, der speziell in Neuseeland

großgezogen worden ist, und für uns haben die Kundgebungen dieser neuseeländischen Psyche immer etwas unwiderstehlich Komisches, weil sie so ganz außer Verhältnis mit der faktischen Kraft und Bedeutung dieses Staatswesens stehen. Nur weil England seine schützende Hand über der Kolonie hält, vermag sie etwas, aber in den Fragen ozeanischer Politik läßt sie ihre Stimme am lautesten hören und ebenso auf den englischen Kolonialkonferenzen. Neuseeland ist imperalistischer als die Heißsporne in England, aber zugleich, wie Gonnard treffend nachweist, unter der Maske des altruistischen Sozialismus, wohl das individualistisch-egoistischste Staatswesen der Welt.

Die jetzt auseinander gegangene Londoner Konferenz hat als positives Ergebnis eine weitere Vervollkommung der ohnehin sehr regen Verbindungsmittel zwischen Mutterland und Kolonien gebracht. Neue Kabel, bessere Dampferlinien und dergleichen mehr, sind vereinbart worden. Dagegen ist alles, was zum eigentlich imperialistischen Programm Chamberlains gehörte, zu Fall gekommen. Der Freihandel Englands bleibt aufrecht, obligatorische Militärlasten haben die Kolonien nicht auf sich genommen, eine stärkere Zentralisation der Kolonialverwaltung vom Mutterlande aus abgelehnt. Bei allen trat das Bestreben zu Tage, sich in die eigenen inneren Angelegenheiten nicht darein reden zu lassen. New Foundland soll in schlimmster Laune heimgekehrt sein. Dagegen hat Transvaal viel Entgegenkommen gefunden und geboten. Die männliche Erscheinung Bothas mag daran ihren berechtigten Anteil gehabt haben, das wesentliche aber war doch wohl die politische Notwendigkeit, nichts zu versäumen, um die alten Gegner zu Freunden zu machen. Davon hängt nun einmal die Zukunft Südafrikas ab. In nächster Zukunft wird auch die Oranjekolonie ihre Verfassung erhalten, es bleibt dann nur noch ein Desiderium der Buren zu erfüllen, die Freigebung der von Natal annektierten Gebiete und ihren Wiederanschluß an die alte Gemeinschaft. Aber gerade daran ist wohl nicht zu denken, da England nach wie vor an dem Grundsatz zu halten scheint, die Buren nicht an das Meer gelangen zu lassen.

Auf der Kolonialkonferenz sind auch die indischen Interessen, die speziell in Südafrika in Frage kommen, mit vertreten gewesen. Natürlich durch königliche Beamte, da es eine indische Vertretung nicht gibt. Dagegen haben die Ereignisse der letzten Woche bestätigt, was von Kennern schon lange angekündigt wurde, daß eine erregte öffentliche Meinung in Indien politische Wünsche nährt, die mit den Interessen Englands nicht vereinbar sind.

Der Pundjab und Ostbengalen sind die Mittelpunkte einer revolutionären Bewegung geworden, die einen entschieden „asiatischen" Charakter trägt und in England doch erhebliche Beunruhigung hervorgerufen hat. Die Teilung Bengalens, die Lord Curzon durchführte, gab einen ersten Anlaß. Seither gärte es und neuerdings ist es zu offener Empörung gekommen. So energisch nun dagegen vorgegangen wird und so einmütig die gesamte Nation zur Regierung steht, um sich und ihr diesen tiefsten Quell englischer Reichtümer zu erhalten, obgleich endlich nicht zu bezweifeln ist, daß der Aufstand mit einer völligen Niederlage der Empörer wenden muß, die der Überlegenheit englischer Waffen und englischer Energie nichts Gleichartiges entgegenzusetzen haben, das eine muß trotzdem nachbleiben, jener „Asiatismus", der die Bevormundung durch die weißen Rassen abschütteln möchte und fortfahren wird, an seinen Ketten zu rütteln — in Hoffnung auf eine unklar empfundene Zukunft. Das ist nun einmal die Folge des ungeheuren Eindrucks, den die Niederlagen Rußlands und die Bundesgenossenschaft Englands mit Japan gemacht haben. Man kann darüber die Augen schließen und in einer für ge-

wöhnlich sehr redseligen Presse diese Tatsache totzuschweigen versuchen, sie bleibt trotz allem lebendig und muß mit elementarer Kraft weiter wirken. In Afghanistan, Persien, Egypten treten uns Symptome ähnlicher, leidenschaftlich empfundener Wünsche entgegen. Sie regen sich in China und finden einen Wiederhall in den weiten Gebieten der islamischen Welt. Es sollte uns sehr wundern, wenn England, das mit solchem Nachdruck den Gedanken einer Minderung der Rüstungen vertritt, nicht in naher Zukunft auf eine Verstärkung seiner mobilen Armee über die Haldanesche Reform hinaus hinarbeiten sollte.

Die Idee, daß die Vormundschaft der europäischen Rassen ein Schicksalsspruch sei, dem fremdes Geblüt sich zu unterwerfen habe, ist ohne Zweifel erschüttert, und gewiß tragen die lärmenden Feindseligkeiten, mit der die Presse der „Kulturstaaten" Politik, Wirtschaft und Ideale des europäischen Nachbars verfolgt, wesentlich dazu bei, diese Zuversicht zu steigern. Es liegt ein ungeheures Tatsachenmaterial vor, um diese Sätze zu belegen, sie sind unseren Lesern so oft vorgeführt worden, daß wir darauf verzichten, sie zu wiederholen. Für uns ist das wesentliche, nicht selbst in die Fehler zu verfallen, die wir an anderen erkennen. Die Versuchung liegt nahe, in diesem Zusammenhang auf die marokkanischen Wirren einzugehen, die sich im Laufe des letzten Monats erheblich verschärft haben. Wenn wir es nicht tun, geschieht es, um Mißverständnissen aus dem Wege zu gehen, die geflissentlich aufgesucht werden, um Gegensätze zu schaffen, die wir beseitigt sehen möchten. Die Konsequenzen einmal begangener Fehler werden zum Fatum und müssen getragen werden, wo nicht der moralische Mut zu einem entschlossenen Bruch mit Theorien zu finden ist, welche von der Wirklichkeit ad absurdum geführt worden sind.

Der Kampf des französischen Ministeriums mit der Konföderation der kleinen Beamten und der hinter ihnen stehenden kollektivistischen Arbeiterorganisation hat zwar zu einem Siege des Ministeriums Clemenceau-Briand (so muß man heute sagen!) geführt, aber das eigentliche Problem der Lösung nicht näher geführt. Es handelt sich im letzten Grunde darum, ob dem organisierten Sozialismus und seinen kulturfeindlichen Staatsidealen die Waffen bleiben sollen, mit deren Hilfe er die bestehende Staatsordnung stürzen will. Herr Clemenceau hat sich damit begnügt, einzelne Symptome zu bekämpfen, an denen sich die Gefahren der Zukunft erkennen ließen, und eben deshalb ist es gewiß nicht die letzte Schlacht, die er jüngst mit Herrn Jaurès als dem Wortführer der Freiheit, die zur Zügellosigkeit führt, geschlagen hat. Seine Majorität ist eine Angstmajorität, es ist für ihn kein dauernder Verlaß auf sie.

Im Zusammenhang mit dem Kampf um das Programm der Haager Konferenz ist wieder einmal die Frage der großen Allianzen und Ententen mit Leidenschaft von der Presse und mit bewußtem Optimismus von den leitenden Staatsmännern hüben und drüben behandelt worden. Die Rede, in der Fürst Bülow am 30. April ankündigte, daß Deutschland an den Verhandlungen über die Abrüstungsfrage in Haag direkten Anteil nicht nehmen, aber eventuelle praktisch ausführbare Resultate wohlwollend erwägen werde, hat bei uns große Befriedigung hervorgerufen. Es hat keine irgend in Betracht kommende Stimme sich in Deutschland für die Teilnahme an einer Kundgebung ausgesprochen, von der angenommen wurde, daß ihre Spitze gegen uns gerichtet sei. Auch die vielbesprochene „Einkreisungspolitik" hat ein Gefühl ernster Beunruhigung bei uns

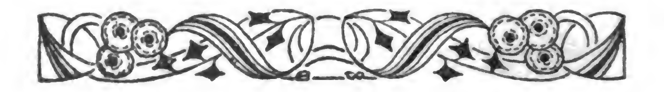
nicht erregt. Sie ist einer „Blockade auf Papier“ gleichzustellen und ihre praktischen Resultate lassen sich in aller Ruhe abwarten. Das wesentliche ist unser gutes politisches Gewissen und die Zuversicht, daß wir nichts versäumen, was an uns liegt, um den Möglichkeiten der Zukunft mit geschlossener nationaler Kraft, unter Ausnutzung aller Hilfsmittel, über welche die deutsche Nation zu verfügen hat, entgegenzutreten. Wir sind der festen Überzeugung, daß die weitere Entwicklung des orbis terrarum für uns, nicht gegen uns arbeitet, und daß, ohne mit Neid und Mißgunst anderen entgegenzutreten, unser „Platz an der Sonne“ uns sicher ist.

Seit dem 3. Mai haben wir endlich ein Reichskolonialamt. Der Herr Staatssekretär Dernburg wird nächstens selbst eine Reise in die Kolonien unternehmen, auf der ihn die guten Wünsche und das Vertrauen ganz Deutschlands begleiten werden. Er geht auf sie, nicht ut aliquid fecisse videatur, sondern um die von ihm mit so außerordentlicher Energie erworbene theoretische Beherrschung unserer kolonialen Lebensfragen durch lebendige Anschauung zu vertiefen und durch die persönliche Bekanntschaft mit den Beamten seines Ressorts und mit den Trägern der praktischen Kulturarbeit an Ort und Stelle Beziehungen zu knüpfen, die als Voraussetzung für eine vertrauensvolle und erfolgreiche Leitung des Kolonialwesens unerläßlich sind.

Die Entwicklung der russischen Verhältnisse ist noch immer wenig erfreulich. Man konnte eine Zeitlang glauben, daß der Höhepunkt der Krisis überwunden sei, denn an dem ehrlichen Bestreben des Ministerpräsidenten Stolypin, die Verfassung zu wahren und die notwendigen Reformen durchzuführen, kann gar kein Zweifel sein. Auch hatte die Gruppe der Kadetten seit einiger Zeit entschieden eine leider nicht dauernde Wendung gemacht, die sie von der revolutionären Linken trennen und den mehr gemäßigten Elementen zuführen mußte. Aber die Extremen von rechts und von links drohen wieder alles zu verderben. Die Sozialdemokraten haben durch einen ihrer Redner, Surabow, in unerhörter Weise die russische Armee beschimpft, als hinter geschlossenen Türen über das Armeekontingent für 1908 beraten wurde. Das hat dann den Extremen von rechts Anlaß zu Ausfällen gegeben, die in der Tat den Fortbestand der Duma gefährden. Eben jetzt ist man genötigt gewesen, drei der Führer der äußersten Rechten für 15 Sitzungen aus der Duma auszuschließen. Aber man wirft dem Präsidenten Golowin, wohl nicht zu Unrecht, Parteilichkeit in Handhabung seines Amtes vor. Herr Surabow nimmt nach wie vor unbehelligt an den Sitzungen der Duma teil! Mittlerweile aber tagt in Moskau ein Kongreß der „wahrhaft russischen Leute“, dessen Resolutionen sich nicht anders als toller Wahnsinn bezeichnen lassen. Was sie wollen ist die Rückkehr zum vorrevolutionären Rußland und die Einführung von Zwangsmaßregeln, von denen sie eine Beseitigung der liberalen wie der radikalen und revolutionären Bestrebungen der Zeit erwarten. Intoleranz, Fanatismus, Fremdenhaß, das klingt aus all ihren Beschlüssen hervor und wir haben aus den Verhandlungen nicht einen Vorschlag herausschälen können, von dem sich sagen ließe, daß er wirklich auf die Bahn zum Besseren leiten könnte. Parallel damit geht der Kongreß der russischen Sozialrevolutionäre, Sozialdemokraten und sonstigen Revolutionäre in London. Der jüdische Bund und die lettischen Mordgesellen haben ebenfalls ein reichliches Kontingent geschickt. Was diese Leute unter dem Schutz der englischen Freiheit beschließen werden, ist in urkundlich zuverlässiger Form nicht bekannt geworden. Aber man weiß, daß sie ebenso entschlossene Feinde der Duma sind wie die

extremen Monarchisten. Ein Generalausstand soll ihr nächstes Ziel sein und dazu alles zusammenwirken, was sich zum Evangelium der Revolution bekennt. Daß Gott erbarm! Inzwischen wirken die anarchistischen Mörder und die Expropriatoren in Rußland weiter. Die Entdeckungen von Bombenwerkstätten wollen nicht aufhören; das Schlimmste aber ist, daß sich die Attentatsversuche gegen die Person des Zaren zu richten beginnen. Man ist einer Organisation auf die Spur gekommen, die bis in den Kreis der den Zaren umgebenden Leibwächter hineinreichte! Verfolgt man die lange Reihe der Morde und „Expropriationen“, d. h. Raubanfälle, so findet man fast immer Studenten oder gar Schüler unter den Tätern. Ein Russe, mit dem wir kürzlich über die ungeheure Gefahr sprachen, welche in dieser Stimmung der Jugend liegt, sagte: „Diese Leute sind alle verloren zu geben. Wenn man sie, wie Moses es mit den Juden tat, 40 Jahre lang durch die Wüste ziehen ließe, dann erst könnte eine neue brauchbare Generation erstehen!“ So liegen die Dinge, und wer möchte behaupten, daß sie sich über Nacht zum Besseren wenden können? Die blutigen Erlebnisse der letzten Jahre lassen sich nicht abstreifen wie ein böser Traum. Aber allerdings, ein tröstliches Moment gibt es! Die ungeheure Mehrzahl der Russen ist der Revolution herzlich überdrüssig geworden. Die lauten Schlagworte ziehen nicht mehr, sie sind abgebraucht und abgestumpft. Ein leidenschaftliches Verlangen nach Ruhe und geordneten Verhältnissen geht durch die Massen. Man möchte wieder mit Sicherheit dem kommenden Morgen entgegensehen, kurz, der natürliche Mensch fordert sein Anrecht an Leben, Arbeit und Genuß. Die verzweifelte Frage ist nur: wie sollen diese selbstverständlichen Voraussetzungen alles Kulturlebens gewonnen werden, so lange die Duma fortfährt zu toben, so lange die Fanatiker von rechts auf Herstellung absolutistischer Staatsformen hinarbeiten und die Fanatiker von links nur dem einen Gedanken leben, wie sie das ganze Staatsgebäude in die Luft sprengen könnten!

Aber eines ist wunderbar; in dieses russische Chaos dringen jetzt von allen Seiten her ausländische Unternehmer. Vor allem Engländer, welche ein russisches Bergwerk nach dem anderen aufkaufen. Die gesamten Platinagruben sind bereits in ihre Hände übergegangen. Man findet sie im Ural, im Donetzkohlengebiet, am Aral und Baikalsee, wie in der Mandschurei. Neben ihnen französische und amerikanische Unternehmer und das internationale Judentum. Es ist eine höchst merkwürdige „pénétration pacifique“, um ein berühmtes Schlagwort zu brauchen. Vielleicht bringt sie die Rettung. Nicht nur reiche Kapitalien, wie Rußland sie braucht, um leben zu können, sondern auch energische Menschen, die zu arbeiten und — zu befehlen verstehen. Ein russisches Blatt sagt: von diesen Leuten wird die zweite oder dritte, spätestens die vierte Generation ganz russisch geworden sein. Dann werden auch ihre Kapitalien dem russischen Nationalvermögen zufallen und die Schätze, die heute in russischem Boden brachliegen, werden zu einer Quelle dauernden Reichtums werden. Gewiß, das ist möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, da die Engländer an ihrer Nationalität festzuhalten pflegen. Aber die Zuversicht, mit der das fremde Kapital in Rußland eindringt, weist sogar darauf hin, daß es seine Rechnung in weniger fernliegenden Zeiträumen zu finden denkt. Mögen sie Recht behalten. Eine Fortdauer der gegenwärtigen Zustände ist eine Kalamität und zwar nicht nur für Rußland.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

18. Mai 1907.

Der erste Tagungsabschnitt des neugewählten Reichstages liegt hinter uns. Die alljährlich nach Ostern auftauchende Frage: Schluß oder Vertagung? — ist im Sinne der Vertagung entschieden worden, und die Volksvertreter werden, wenn sie am 19. November wieder ihren Einzug am Königsplatz halten, alle angefangenen Arbeiten an dem Punkte wieder aufnehmen können, wo sie unterbrochen worden sind. Wenn man sonst die Neigung, die Tagungen über den Sommer hinaus auszudehnen, im allgemeinen bekämpfen muß, so wird sich doch diesmal nichts Wesentliches dagegen einwenden lassen. Erst im März konnte der neue Reichstag zusammentreten, um mit der ganzen Etatsberatung neu zu beginnen. Daß dabei wieder die Klage über Zeitvergeudung erhoben werden mußte, brauche ich hier nicht zu wiederholen. Aber selbst wenn die Etatsberatung knapper zusammengedrängt worden wäre, hätte nicht allzuviel mehr erledigt werden können, und so erscheint es ganz gerechtfertigt, daß man die schon ausgearbeiteten Vorlagen und die Arbeit der Kommissionen nicht unter den Tisch fallen lassen wollte.

Die Kritik an der Arbeit des Reichstages kennt natürlich keinen Unterschied zwischen einem vertagten und einem geschlossenen Parlament; sie schreibt ihre Zensur in dem einen Falle ebenso wie in dem andern. Und diesmal kommt die Meinung überwiegend zum Ausdruck, daß die sechs Monate Ferien, die der Reichstag jetzt angetreten hat, nicht einmal verdient worden sind. Die Stimmung, unter deren Herrschaft der Reichstag zusammentrat, war besonders hoffnungsreich und erwartungsvoll. Nachdem der kühne Entschluß der Regierung durch einen Appell an das deutsche Volk die Herrschaft einer national unzuverlässigen Mehrheit zu brechen, einen großen Erfolg herbeigeführt hatte, hoffte man die Debatten des Reichstages von einem neuen Geiste durchweht zu fühlen. Aber es dauerte gar nicht lange, so hatte man schon wieder den Eindruck, als sei man beim Debattieren wieder in denselben alten Sumpf wie früher zurückgesunken. Dann hat sich der Reichstag mit Mühe und Not so weit aufgeschwungen, um das allernotwendigste Pensum, den Etat, durch ein schnelleres Tempo in den Debatten und mit Hilfe von Schlußanträgen noch gerade fertig zu stellen. Das sieht freilich recht dürftig aus, aber selbst bei größerer Zusammenfassung der Debatten wäre erheblich mehr nicht erreicht worden. Dazu war der Reichstag zu spät zusammengetreten, und die großen kirchlichen Feste fallen in diesem Jahre auf einen frühen Termin. Daß aber nach Pfingsten im Reichstage nichts mehr zu machen ist, hat sich nachgerade zu einer feststehenden Regel entwickelt, deren Berechtigung man anerkennen muß, wenn man die Lebens- und

Berufsverhältnisse der Mehrzahl unsrer Parlamentarier berücksichtigt. Übrigens standen diesmal mit der Etatsberatung wichtige Entscheidungen im Zusammenhang, die dazu beitragen, daß die Arbeitsbilanz sich für den Reichstag günstiger gestaltet, wenn man nicht nur das Quantum der Arbeit oder ganz mechanisch die Zahl der erledigten Vorlagen in Betracht ziehen will.

Die größte Bedeutung hatten diesmal natürlich die Beschlüsse des Reichstags, soweit sie kolonialpolitischer Natur waren. Endlich ist nun das selbständige Reichskolonialamt bewilligt worden, und Wirklicher Geheimer Rat Dernburg ist bereits zum Staatssekretär ernannt worden. Es könnte vielleicht aussehen, als ob darin eine Überschätzung des Werts dieser Organisation liege. Aber hierbei muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß unser herkömmliches und eingebürgertes Verwaltungssystem es keineswegs als gleichgültig erscheinen läßt, ob gewisse Kategorien von Fragen von einer Behörde entschieden werden, die den wichtigen Zentralbehörden koordiniert erscheint, oder von einer solchen, die von einem fremden, wenig dafür interessierten Ressort als Anhängsel mitgeschleppt wird. Die Organisation der Kolonialverwaltung als selbständiges Reichsamt ist jedenfalls die Grundlage und Vorbedingung der notwendigen Reformen. Was sich aber an Bedenken dagegen anführen läßt, das findet seine Korrektur ganz von selbst in der Organisation unsrer Reichsbehörden, die nicht selbständige Zentralorgane wie die Ministerien der Einzelstaaten sind, sondern nur die aus praktischen Gründen getrennten Ressorts der einen verantwortlichen Reichsinstanz, die durch den Reichskanzler dargestellt wird. Die förmliche, staatsrechtliche Verantwortung für alles, was von Reichs wegen geschieht, trägt nach wie vor der Reichskanzler; darin liegt auch die Befugnis des Reichskanzlers eingeschlossen, die Politik der einzelnen Ressorts, wo es notwendig ist, in Einklang zu bringen. Wenn daher als Beweisgrund gegen die Zweckmäßigkeit eines Reichskolonialamts die Gefahr von Konflikten zwischen der Kolonialverwaltung und der auswärtigen Politik des Reichs betont wird, so trifft das nicht zu, da auch nach der Abtrennung der Kolonialverwaltung vom Auswärtigen Amt die Einwirkung des Reichskanzlers auf alle mit der allgemeinen Reichspolitik zusammenhängenden Kolonialangelegenheiten unverändert bleibt.

Außer den Etatsangelegenheiten hat also der Reichstag nur wenig erledigen können. Eine Reihe kleinerer Vorlagen wirtschaftspolitischer und handelspolitischer Art ist noch glücklich durchberaten worden. Unter diesen Vorlagen befindet sich auch das Handelsprovisorium mit den Vereinigten Staaten von Amerika, das von der Mehrheit des Reichstags sicherlich ohne große Freude genehmigt worden ist, — als letzter Versuch, doch vielleicht noch die Grundlage zu einem Handelsvertrag zu gewinnen und den Zollkrieg zu vermeiden. Endlich hat der Reichstag ein neues Beamten-Pensionsgesetz durchberaten und zwei Gesetzentwürfe erledigt, die die Bestimmungen über die Versorgung der Hinterbliebenen von Beamten und Militärpersonen einer Revision unterzogen haben. Unerledigt ist u. a. der Gesetzentwurf über die Verfolgung der Majestätsbeleidigungen geblieben, und das ist insofern zu bedauern, als gerade dieser Entwurf gewissermaßen als Wahrzeichen eines neuen Regimes nach den letzten Wahlen angesehen wurde. Indessen, es hilft nun einmal nichts; die knappe Zeit hat allen Bemühungen, mehr zu leisten, einen Riegel vorgeschoben, und die Linke, in deren Interesse es vor allem gelegen hätte, diesen Tagungsabschnitt so fruchtbar wie möglich zu

gestalten, trägt gerade die Hauptschuld an den unnötigen Verschleppungen, die die Verhandlungen des Reichstags in der Zeit vor Ostern erfahren haben.

Ist also das, was der Reichstag geleistet hat, nicht eben imponierend, so hat doch die Art, wie es geleistet worden ist, unter den gegenwärtigen Umständen ganz besondere Aufmerksamkeit erregt. Die Frage, wie weit sich der nationale Block bewährt hat, wird je nach den Erwartungen, die die Beurteiler gehegt haben, oder auch nach dem Grade der Gegnerschaft recht verschieden beantwortet. Schwere Proben hat der Block im Reichstage noch nicht bestanden, wenn man nicht etwa die Schuldebatten im preußischen Abgeordnetenhause mit in diese Rechnung hineinziehen will. Aber wirklich versagt hat im Reichstag der Block ebensowenig, und das will gewiß etwas bedeuten. Bei Konservativen und Liberalen gibt es natürlich Starrköpfe, die von vornherein dem Gedanken einer Verständigung mit dem Gegner — außer über einen ganz besonderen Fall — völlig unzugänglich sind. Im übrigen aber ist auf beiden Seiten der gute Wille zu erkennen, soweit als möglich zusammenzugehen und dafür zu sorgen, daß, wo Zentrum und Sozialdemokratie sich in der Opposition vereinigen, sie in der Minderheit bleiben. Es ist nicht immer geglückt, Rückfälle in die alte Parteiengherzigkeit zu verhüten, wenn Fragen der Geschäftsordnung zur Sprache kamen, aber gesprengt worden ist der Block dadurch nicht. Damit muß man vorläufig zufrieden sein. Sind erst einmal einige Präcedenzfälle geschaffen worden, so werden sich die Parteien bald daran gewöhnen, daß die großen nationalen Fragen dem kleinlichen Parteikampf entzogen werden. Im übrigen können ja die berechtigten Unterschiede in den Grundanschauungen der Parteien ungestört zur Geltung kommen.

Schon jetzt aber ist zu erkennen, daß der deutsche Liberalismus entschiedener Färbung allmählich die Scheuklappen abzulegen beginnt, die ihm seiner Zeit die Führung Eugen Richters aufgenötigt hat. Wenn an die Stelle der kleinlichen und kurzsichtigen Nörgelei des nur an seinen Geldbeutel und die nächsten Interessen denkenden Philisters die Bereitwilligkeit zur Mitarbeit an allen großen Aufgaben des Staats tritt, so liegt das im eigensten Interesse des Liberalismus. Denn bei der verfassungsrechtlichen Unabhängigkeit der Regierung von der jeweiligen Parlamentsmehrheit ist es gerade vom Standpunkte der prinzipientreuen Opposition ein schwerer Fehler, wenn verabsäumt wird, dieser negativen und unfruchtbaren Seite politischer Tätigkeit ein positives Gegengewicht zu geben durch die Betonung der Punkte, in denen sie auf demselben Boden steht mit der Regierung und dem parteipolitischen Gegner.

Einstweilen klagt die freisinnige Presse, diesmal in Verbindung mit der klerikalen, darüber, daß die angekündigte liberale Schwenkung in der inneren Reichspolitik bisher ausgeblieben sei. Das Berliner Zentrumsorgan, die „Germania“, ruft dem Reichskanzler ein spöttisches „J'y pense“ zu, anknüpfend daran, daß Fürst Bülow bei der Aufzählung der Punkte, in denen er den Wünschen der Liberalen entgegenkommen wollte, sich der Redewendung bedient hatte: „Ich denke an die reichsgesetzliche Regelung des Vereins- und Versammlungsrechts usw.“ Die Ankläger, die den Fürsten Bülow auf diese Versprechungen hin auch zeitlich festlegen wollen, müssen sich damit trösten, daß in dieser kurzen Zeit, wo durch die Etatsberatung ein ganz bestimmtes Arbeitspensum vorlag, an Vorlagen von parteipolitischer Bedeutung überhaupt nicht allzu viel erledigt werden konnte.

Man empfand es aber natürlich, daß der neu zu beschreitende Weg nicht von Anfang an deutlicher markiert wurde. Daß daran vor allem die Liberalen selbst den Hauptteil der Schuld tragen, habe ich schon wiederholt ausgesprochen.

Verstärkt wurden die unbefriedigenden Eindrücke von den Ergebnissen der Reichstagsarbeit dadurch, daß auch die preußische Politik hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist. Die große Vorlage, die zur Polenpolitik angekündigt worden war, ist bis jetzt ausgeblieben, weil man noch immer nicht zu einem festen Entschluß gekommen ist. Anscheinend fürchten sich die Parteien vor einander, und die Regierung vor den Parteien. Nun handelt es sich ja allerdings um besonders folgenschwere Entscheidungen, bei denen keine Partei die volle Verantwortung auf sich nehmen möchte. Die Regierung aber will, wenn sie tiefeinschneidende Maßregeln vorschlägt, eine gewisse Sicherheit haben, daß sie von der Mehrheit der Volksvertretung nicht im Stich gelassen wird. Es sind ja verschiedene Vorschläge gemacht worden, um einerseits zu verhindern, daß deutscher Grund und Boden in polnische Hände gerät, andrerseits der fortwährenden ungesunden Steigerung der Bodenpreise entgegenzuarbeiten. Den Lesern der „Deutschen Monatsschrift" sind die treffenden und sachkundigen Ausführungen bekannt, die der Landtagsabgeordnete Landrat a. D. von Dewitz zu dieser Frage veröffentlicht hat. Aber die Hindernisse, die einer Entscheidung entgegenstehen, sind noch lange nicht überwunden. Im Ostmarkenverein ging die Stimmung überwiegend in der Richtung, der Ansiedlungskommission ihre Aufgabe auf dem Wege der Enteignung zu erleichtern und zu fördern. Aber die Mehrheit der konservativen Parteien hat grundsätzlich die stärksten Bedenken gegen die Enteignung. Sie wollen nichts davon wissen, daß der Staat das Eigentumsrecht so einfach beiseite schiebt. Vielleicht werden die Bedenken und Sorgen der Konservativen beseitigt, wenn man einem Vorschlag näher tritt, den Justizrat Wagner näher ausgeführt hat. Er schlägt die Einführung eines Einspruchsrechts des Staats bei dem Übergang von deutschem Grundbesitz in polnische Hand vor. Auf der Grundlage dieses Vorschlags wird man hoffen dürfen, daß eine Mehrheit im Abgeordnetenhause die Arbeit der Ansiedlungskommission für das Deutschtum in den Ostmarken unterstützen kann, ohne die Interessen der Landwirtschaft im Osten zu schädigen. Aber es sind noch immer viele Hindernisse zu überwinden, und der Entschluß wird der Regierung nicht leicht gemacht.

Eine lange schwebende Frage wird nun in den nächsten Tagen voraussichtlich zur Ruhe kommen, nämlich die Frage der Regentschaft in Braunschweig. Acht Monate sind seit dem Tode des Prinzen Albrecht von Preußen verflossen, und noch immer setzen die Welfen ihre leidenschaftlichen Bemühungen fort, das Land gegen das Fortbestehen einer Regentschaft aufzureizen. Freilich wird das jetzt nichts mehr nützen, denn die Wahl des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg kann als gesichert angesehen werden. Überall in Deutschland wird man sich dieser Entscheidung freuen können, da die kerndeutsche Gesinnung des Herzogs aus seiner Vergangenheit allgemein bekannt ist. Gegen ihn persönlich wird wohl niemand etwas zu sagen wagen, und des allgemeinen Vertrauens ist er sicher. So werden hoffentlich auch die Welfen bald einsehen, daß sie ihre erbitterte Agitation mäßigen müssen. Freilich, aufgeben werden sie sie nicht. Der Bundesratsbeschluß, worin aufs neue die Unmöglichkeit festgestellt wurde, daß ein Mitglied des Hauses Cumberland den Thron von Braunschweig be-

steigen könne, so lange nicht der Verzicht auf Hannover klipp und klar ausgesprochen ist, hat die Welfen und ihre Freunde aufs äußerste gereizt. Ein Zentrumsblatt schrieb sogar, dieser Beschluß habe „die Axt an die Wurzel des Legitimitätsprinzips gelegt". Es ist schwer, gegen solche Prinzipien zu streiten, die bei vielen ehrenwerten Leuten den Charakter heiliger Überzeugungen angenommen haben, aber man kann die Bemerkung kaum unterdrücken, daß, wenn das Legitimitätsprinzip immer und überall so unverbrüchlich geachtet worden wäre, wie die moderne Welfenpartei es will, dann jedenfalls die Rechte, die das jetzige Welfenhaus auf die heutige Provinz Hannover und das Herzogtum Braunschweig geltend macht, vor solcher Legitimität recht schlecht bestehen würden. Die Legitimität des Welfenhauses beruhte schließlich nur darauf, daß der Besitz, den die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg-Celle, späteren Kurfürsten von Hannover, mit geschickter Benutzung geschichtlicher Wechselfälle und zum Teil recht zweifelhafter Erbrechte durch ihr Übergewicht über minder mächtige Vettern und kleinere Reichsstände erworben hatten, durch den Wiener Kongreß bestätigt und garantiert wurde. So lange es eine Menschheitsgeschichte gibt, ist das Legitimitätsprinzip durch völkerrechtliche Verträge korrigiert worden, und unter diesen Verträgen hat es immer solche gegeben, die nicht freiwillig, sondern — sei es durch Eroberungsrecht, sei es durch andere Druckmittel — erzwungen waren. Es könnte auch für die hannoverschen Welfen ein gefährliches Experiment werden, wenn die Ansprüche des Hauses Cumberland etwa nach dem Grundsatz nachgeprüft werden sollten, daß ursprüngliche Besitztitel eines Fürstenhauses niemals verjährten und daß alle Verträge über solche Besitztitel, die unter irgend einem Druck abgeschlossen worden sind, ungültig sein sollen. Ob wohl die rabiaten Welfen z. B. Ostfriesland an Preußen zurückgeben würden, wenn sie die Macht hätten, die Karte von Deutschland nach ihren Prinzipien umzugestalten? Die Überspannung des Legitimitätsprinzips stammt aus der Zeit der Bedrohung der monarchischen Ordnungen durch revolutionäre Stürme und durch die Gefahr eines Mißbrauchs des neuverkündeten Nationalitätsprinzips. Wir sind längst darüber hinaus, und wenn wir heute noch die Legitimität eines Fürstenhauses betonen, so tun wir das nicht um eines mystischen Prinzips willen oder aus historischem Eigensinn, sondern weil die monarchische Ordnung nach zwei Richtungen hin die Legitimität fordert: einmal sehen wir den Hauptvorteil der Monarchie vor jeder anderen Art, über die höchste Stelle im Staat zu verfügen, darin, daß diese Stelle nach einem klaren, unanfechtbaren Recht besetzt wird, das jeden Zweifel über die Befugnis zur Ausübung der höchsten Gewalt ohne jede persönliche Mitwirkung anderer ausschließt; sodann wollen wir die Volksgemeinschaft in einer der deutschen Veranlagung und den deutschen Überlieferungen entsprechenden Weise dadurch zum Ausdruck bringen, daß wir auch in der wichtigsten Staatseinrichtung dem Gemütsbedürfnis Rechnung tragen und ein „angestammtes" Fürstenhaus an der Spitze des Volkes sehen wollen. Daraus ergibt sich, daß wir auch heute noch für die Empfindungen des starren Legitimismus ein weitgehendes Verständnis haben können, aber wir können nicht so weit gehen, daß wir ihn schrankenlos gelten lassen. Wir können ihm die mühsam und ehrenvoll errungene Einheit und staatsrechtliche Ordnung des deutschen Volkes nicht zum Opfer bringen. Nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte ihren „ewigen Bund" geschlossen haben, als dessen Grundlage gilt, daß sie gegenseitig ihr Gebiet anerkennen und schützen, muß diese Grund-

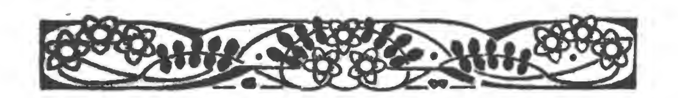
lage der Macht, Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Volkes ebenso als unerschütterliches Recht gehalten werden, wie der völkerrechtliche Vertrag, der im Jahre 1815 dem Könige von Hannover, der zugleich König von Großbritannien war, seinen Besitz als rechtmäßig garantierte, obwohl er es nur zum Teil war. Daß die Vereinigung der deutschen Bundesregierungen im Bundesrat wiederum beschloß, keinen deutschen Fürsten im Reich an der Regierung zu dulden, der sich der Grundlage des Bundesvertrages, der vorbehaltlosen Anerkennung des Gebietsbestandes der Einzelstaaten, seinerseits nicht anschließt, war zwar selbstverständlich, aber doch ein erfreuliches Zeichen für die Klarheit der nationalen Rechtsbegriffe. Aber gerade innerhalb dieses höheren nationalen Rechts achtet die Reichsgewalt das Recht der Legitimität so weit als möglich. Wenn die Braunschweiger sich jetzt so lebhaft darüber beklagen, daß sie durch die Regentschaft ein neues Provisorium erhalten, so ist das nicht ganz logisch. Das ist ja gerade die natürliche Folge der — fast möchte man sagen — übermäßigen Achtung vor dem Legitimitätsprinzip und dem Selbstbestimmungsrecht der Einzelstaaten in Sachen der eigenen Verfassung.

Besondere Aufmerksamkeit hat diesmal die Generalversammlung des Deutschen Flottenvereins erregt, die am 12. Mai in Köln stattfand. Das Zentrum war in die äußerste Wut geraten, daß das Präsidium, dessen eifrigstes und unermüdlichstes Mitglied General Keim war, während des Wahlkampfes unbeirrt im nationalen Sinne gewirkt hatte und seinen Einfluß auf alle Mitglieder des Vereins geltend gemacht hatte, sich bei den Wahlen so zu betätigen, wie es der Bestimmung des Vereins entsprach. Ob der Eifer diesen rührigen Führer vielleicht in einzelnen Punkten nicht zu weit geführt hat, braucht nachträglich nicht untersucht werden. Schließlich war es doch nur ein Erzschurkenstreich, nämlich die Entwendung und widerrechtliche Veröffentlichung von Privatbriefen des Generals Keim, wodurch überhaupt erst diese Frage angeregt werden konnte. Schon aus diesem Grunde wäre es eine Anstandspflicht gewesen, auf vermeintliche Unvorsichtigkeiten nicht einzugehen. Denn mit Veröffentlichungen aus vertraulichen Privatbriefen kann man bekanntlich den ehrlichsten Mann an den Galgen bringen. Aber das Zentrum hatte über seine Beute aus dem Einbruchsdiebstahl gut disponiert; die Briefe waren in einem bayerischen Zentrumsblatt veröffentlicht worden, also an einer Stelle, wo man vermuten konnte, daß die rücksichtslose Brandmarkung der antinationalen Haltung des Zentrums weitere Kreise ziehen würde. Diese Vermutung trog nicht. Auch nationale Kreise Bayerns ließen sich von der Befürchtung tragen, daß der gegen den Flottenverein erregte Haß der Zentrumskreise der Sache großen Schaden zufügen werde. Infolgedessen drohten die von dem bayerischen Landesverband gestellten Anträge einen gefährlichen Zwiespalt in den Verein zu tragen. Aber die patriotische Vernunft hat zuletzt doch bei der Hauptverhandlung in Köln gesiegt, und die Krisis hat mit völliger Einigung und Verständigung geendet, — ein Ergebnis, das als gute Vorbedeutung für die Förderung der großen nationalen Sache unserer Seegeltung mit besonderer Freude begrüßt werden darf.

Ohne übrigens auf diese Krisis und ihre Einzelheiten zurückzukommen, liegt es doch dem politischen Beobachter nahe, auf eine merkwürdige Erscheinung in unserem nationalen Leben hinzuweisen, die künftigen Geschlechtern vielleicht — ich sage: hoffentlich! — ebenso unverständlich sein wird, wie sie schon jetzt andern

politisch reifen Völkern unverständlich ist. Ich meine die Scheu vor der Politik. Wir haben eine ganze Menge nationaler Betätigungen, die jeder Mensch auf der ganzen weiten Gotteswelt mit Ausnahme von Deutschland für politisch erklären wird: die Schaffung einer deutschen Flotte, den Ausbau deutscher Kolonien, die Förderung des deutschen Handels, die Fürsorge für die deutsche Landwirtschaft, die Abwehr des unsere Grenzlande bedrohenden Polentums, und was es sonst noch geben mag. Nun sollte man meinen, es wäre so recht Aufgabe der politischen Parteien, in ihren Programmen dazu Stellung zu nehmen, und wenn sich diese Programme in verschiedenen Punkten begegnen und decken, — nun um so besser! Aber nein! für solche Sachen ist der Durchschnittsdeutsche zu vornehm, mit Politik darf man ihm nicht kommen. Wir fangen die Sache viel sinnreicher an. Wir bilden für sieben politische Programmpunkte sieben verschiedene Vereine, erklären jeden dieser Vereine für durchaus unpolitisch, versichern, alle Parteien ohne Unterschied an unsern Freundschaftsbusen drücken zu wollen, auch die, die uns das Gesicht zerkratzen und uns für gemeingefährlich erklären, und sind dann, wenn wir allen sieben Vereinen angehören, — und welcher gute Deutsche gehört nicht mindestens sieben Vereinen an! — ungeheuer stolz darauf, daß wir mit der vermaledeiten Politik nichts, aber auch rein gar nichts zu tun haben. Wobei es denn freilich vorkommen kann, daß z. B. in einer Zeit, wo es sich um Sein und Nichtsein deutscher Kolonien handelt und das deutsche Volk an der Wahlurne darüber seine Stimme abgibt, die deutsche Kolonialgesellschaft sehr niedliche Vortrags- und Skatabende veranstaltet, anstatt so häßliche Dinge zu betreiben wie die Aufklärung des Volkes über koloniale Fragen. „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!" Der Geist des seligen Studiosus Brander aus Auerbachs Keller geht, wie es scheint, auch im zwanzigsten Jahrhundert noch um, — zur Freude derer, die auf solche Weise hoffen können, jede nationale Bestrebung lahm zu legen, während sie selbst, die Ultramontanen und Sozialdemokraten, durch die Eigenart ihrer Parteiorganisationen genügend gedeckt sind. Es ist der große Irrtum, in den auch ehrliche, gutnationale Leute verfallen, daß sie für eine gute Sache durch Rücksichtnahme auf intransigente Gegenströmungen werben zu können glauben. Gewiß wird man in der Kleinarbeit, im Einzelfalle hier und da so verfahren können, aber im Großen erreicht man doch nur etwas, wenn man mit dem starken Glauben an eine große und gute, vaterländische Sache offen und rückhaltlos dafür eintritt und den heimlichen Gegnern die Maske vom Gesicht reißt. Diese Gegner lernen dann wenigstens, wenn sonst unnötig die konfessionellen Gegensätze erregt oder andere Fehler gemacht werden, die nationale Bewegung fürchten, und das ist besser, als wenn in äußerer Einigkeit scheinbare Erfolge erreicht werden, die Bewegung selbst aber zur Versumpfung gebracht wird. Wenn wir nun einmal für jede nationale Sache einen besonderen Verein haben müssen, denn wollen wir ihn wenigstens so wirksam und kraftvoll wie möglich haben.





Literarische Monatsberichte.

Von

Herm. Anders Krüger.

III.

Adolf Stern, Ausgewählte Werke I—III, Ausgewählte Novellen. — Julius Haarhaus, Unter dem Krummstab. — Wilhelm Speck, Menschen, die den Weg verloren. — Hermann Hesse, Diesseits. — Clara Viebig, Absolvo te. — Alfred Funke, Afrikanischer Lorbeer. — Clara Hohrath, Dan und Lizzie. — Richard Dehmel, Aber die Liebe. — Friedrich Hebbel, Durch Irren zum Glück.

Wieder hat der unerbittliche Tod in der Reihe der älteren Dichtergeneration eine schmerzliche Lücke gerissen: In der Nacht vom 14. auf den 15. April starb plötzlich an einem Herzschlag der um Hebbel und Ludwig so hochverdiente Literarhistoriker Adolf Stern. Als Dichter war Adolf Stern wie Max Eyth erst kürzlich bei Gelegenheit des 70. Geburtstages weiteren Kreisen des deutschen Publikums bekannt geworden; die eigentliche Ernte dieses in unsern Tagen so wichtigen, oft entscheidenden Ehrentages durfte auch Stern nicht mehr heimbringen. Immerhin kam es infolge der Geburtstagsanregungen zu der vorliegenden Ausgabe der „Ausgewählten Werke“ Bd. 1—6 (Ehlers, Dresden) und auch die „Ausgewählten Novellen“ (ebenda) erlebten eine neue, vermehrte und (das ist besonders erfreulich) trotzdem verbilligte Ausgabe, die nun alle Aussicht hat, stark verbreitet zu werden und Adolf Sterns Namen bei der Nation lebendig zu erhalten.

Die Ausgewählten Werke enthalten bis jetzt die Gedichte, das Epos „Johannes Gutenberg“ und die drei Romane „Ohne Ideale“, „Die letzten Humanisten“ und „Camoëns“. Es steht zu hoffen, daß in weiteren Bänden noch die besten Novellen und der völlig vollendet nachgelassene Roman „Die Ausgestoßenen“ hinzugefügt werden. Dann dürfte diese Auswahl ein treffliches Bild von dem reichen Schaffen und dem teilweise ungewöhnlichen Können des Dahingegangenen bieten. Stern war in erster Linie Epiker, aber auch als Lyriker fand er eigene und ergreifende Töne, vor allem in den wundervollen Margretliedern, die er seiner herrlichen, vor ihm ins Grab gesunkenen zweiten Frau, der berühmten Pianistin, gewidmet hatte. Die vorliegende Ausgabe weist drei neue Margretlieder auf, darunter das letzte und nächst „Nachklang“ vielleicht schönste, das jetzt nach des Dichters Tode einen ganz besonders ergreifenden Eindruck wohl auf jeden Leser machen dürfte:

Ein Ton.

Nun frag' ich schon seit Jahren
Den Himmel, Nacht für Nacht,
Auf welchem wunderklaren
Gestirn dein Auge wacht?

Die Rosen, die ich trage,
O Herz, zu deiner Gruft,
Sie schließen meine Frage
In ihren Schein und Duft.

Ich steh' am stummen Grabe,
Und lausche tief und viel,
Ob nicht ein Ton mich labe
Von deinem goldnen Spiel.

Ein Ton der Unvergessnen,
Den hören wird mein Ohr,
Selbst aus dem unermeßnen
Gewalt'gen Weltenchor!

Ich träume, daß er klinge,
Wenn meine Stunde schlägt,
Und mich auf seiner Schwinge
Zu deiner Seele trägt.

Auch die beiden letzten Abteilungen „Zu Festen" und „Epische Dichtungen" weisen einige wertvolle Bereicherungen gegenüber der 4. Auflage der „Gedichte" auf. Die sehr lange und mindestens problematische Dichtung „Der Lebende hat Recht!" ist weggefallen, und unter die „Monologe" ist die stimmungsvolle historische Romanze von Johann Parricida, betitelt „Der Mönch vom Walchensee" aufgenommen worden. Unter den drei neuen Festliedern ist das bedeutsamste das Gedenklied auf Fürst Bismarck. Da wir — die vielen Bismarckfeste zeigen es erschreckend — sehr arm sind an solchen Liedern, zumal singbaren, so finde der formvollendete, allmählich immer machtvoller anschwellende Festdithyrambus Adolf Sterns (nach der herrlichen Weise des altniederländischen Dankgebets von Kremser) hier seinen verdienten Platz:

Entschwebend, doch lebend
Im Weltengedächtnis;
Bewährend, verklärend,
Was durch ihn erstand,
So hüllt keine Wolke
Ihn je seinem Volke;
Sein Name sei gelobt
Der Zukunft ein Pfand.

Die Schauer der Trauer,
Das Herz uns durchschütternd,
Sie weichen, im Zeichen
Des Reichs, das er schuf,
Und ob er entflohen,
Wir schauen den Hohen,
Es mahnet sein Hauch uns
Wir hören den Ruf.

Es klingen die Schwingen
Der mächtigen Tage,
Der hehren, voll Ehren
Weit über die Zeit;
Es gilt zu erhalten,
Trotz dunkler Gewalten,
Sein Erbe, sein Deutschland,
In Frieden und Streit.

Sterns Epos „Johannes Gutenberg" erscheint nunmehr zum dritten Male und wird mit seiner anschaulichen Kulturschilderung aus der Zeit der ersten deutschen Renaissance, mit seiner kraftvollen und doch schönen Diktion, mit seinem feinen poetischen Gehalt auch heute noch zahlreiche Leser und Bewunderer finden. Daß Adolf Stern auf seinem Lieblingsgebiet, dem Versepos, ein seltener Meister war, hat eben erst seine Dichtung „Wolfgangs Römerfahrt" (ebenda) zur Ge-

nüge erwiesen. Die künstlerische Höhe des „Gutenberg“ hat Stern in seinem Alterswerk freilich nicht wieder erreicht.

Von den drei Romanen „Ohne Ideale“, „Die letzten Humanisten“ und „Camoëns“ dürfte der mittlere Renaissanceroman wohl am längsten bei unserer Nation lebendig bleiben. In seiner Verteidigung des Rechts und der Freude am Schönen gegenüber der rücksichtlosen Genußsucht und der Hast zum handgreiflichen Erfolg liegt etwas Unvergängliches; auch ist die Führung der freilich wenig bewegten Handlung zwischen den Verbannten auf der Insel Rügen und ihren Gastfreunden so klar, die Zeichnung der Charaktere wie des Milieus so musterhaft und doch knapp gehalten, daß dieses stille, feine und nachdenkliche Buch wohl noch für lange Jahre, vielleicht Jahrzehnte hinaus, Freunde und Leser finden wird. Farbenprächtiger ist „Camoëns“, spannender der Gegenwartsroman „Ohne Ideale“; aber jene eigentümliche Kühle, die dem Epiker Stern bisweilen verhängnisvoll ward, weht öfters in diesen, mitunter auch zu breit geratenen Romanen.

Das Beste und Bleibendste, was der Dichter Adolf Stern geschaffen hat, ist in dem stattlichen Bande „Ausgewählter Novellen“ vereinigt. Drei oder vier dieser 10 Meisternovellen, z. B. die „Flut des Lebens“, „Vor Leyden“, „Die Wiedertäufer“, „Der Pate des Todes“ dürfen sicherlich zu den besten deutschen Novellen des 19. Jahrhunderts gerechnet werden, und auch in der Entwicklungsgeschichte dieser Dichtungsgattung wird der Name Adolf Sterns (etwa zwischen H. W. Riehl und K. F. Meyer) nicht fehlen dürfen. Die Verdienste des Toten um die Anerkennung der großen realistischen Dichtung, vor allem eines Hebbel, Ludwig, Keller, sind hier nicht näher zu erörtern; aber vereint mit dem Ruhm eines eigenartigen Novellisten werden sie helfen und hoffentlich genügen zur Unsterblichkeit Adolf Sterns.

* * *

Die Kunst der Novelle ist unter den Dichtern der jüngeren Generation ziemlich vernachlässigt worden; an die Stelle der feinziselierten Novelle trat die mehr oder weniger genial hingeworfene Skizze, die im Zeitalter des Naturalismus ihre Triumphe feierte und zugleich auf die Kunstform der sogenannten Kurzerzählung einen sehr verhängnisvollen Einfluß ausübte. Infolgedessen ist die Zahl der jüngeren Dichter, die noch eine wirkliche Novelle zu schaffen verstehen, erschreckend klein geworden.

Julius R. Haarhaus, ein noch ziemlich unbekannter, stiller Poet, gehört jedoch zu den wenigen, die sich auf echte und ganze Novellen verstehen. Seine künstlerische Art steht übrigens der Adolf Sterns nicht gar fern; nur hat der Sachse Stern mehr Feinheit und epische Anschaulichkeit. Der Rheinländer Haarhaus besitzt dagegen jenen launigen Humor, der Stern (wenn auch nicht als Menschen, so doch als Autor) leider völlig abging. Schon in der reizvollen Emigrantengeschichte von dem Kochkünstler „Marquis von Marigny“ zeigte sich dieser Vorzug von Julius Haarhaus zur Genüge. Und in den vorliegenden fünf rheinischen Novellen „Unter dem Krummstab“ (F. W. Grunow, Leipzig) beweisen es insonderheit die ungemein ergötzlichen Geschichten vom „Bopparder Krieg“ und vom „Pankratius Capitolinus“ aufs neue. Ich habe seit langer Zeit kein so echtes und doch liebenswürdig verklärtes Stücklein Kulturgeschichte unter der historischen Erzählungskunst unserer Tage gefunden, wie diese zwei barocken Fehde-

geschichten. Selbst August Sperl und der leider soeben verstorbene Adolf Schmitthenner reichen auf diesem besonderen Gebiet, der kulturhistorischen Humoreske, nicht an Haarhaus heran. Man muß schon bis auf Altmeister Riehl zurückgehen, um ähnliches und dann freilich noch Gelungeneres zu finden.

Der rheinische Novellist versteht jedoch auch die ernsteren und mächtigeren Register zu ziehen. Das beweist vor allem die wuchtige Eingangsnovelle „Der Mönch von Weinfelden", die zur Zeit der Bauernkriege spielt und eine Naturkatastrophe des unheimlichen Eifelgebiets geschickt und wirksam mit der seelischen Entwicklung des eigenartigen Helden, des Mönchsjunkers Gyllis zu Manderscheid und Daun, verknüpft. Die Anschaulichkeit des historischen Zeitbildes gemahnt hier vielleicht am ehesten an Adolf Stern. Gegen die genannten 3 Perlen der Sammlung stechen „Das Georgenhemd", ein schon älteres Werk des Autors, das nicht zu seinem Vorteil an K. F. Meyers „Pagen Leubelfing" erinnert, und die „St. Michaels Kinder" ein wenig ab. Das Bessere ist eben der Feind des Guten, und doch möchte man darum das Gute nicht missen. Die ganze Novellen-Sammlung ist übrigens durchaus zu einer künstlerischen Einheit zusammengearbeitet worden.

Wilhelm Speck hat mit seiner sympathischen, freilich psychologisch wie ästhetisch nicht ganz einwandsfreien Verbrecherstudie „Zwei Seelen" einen starken Erfolg gehabt, der in den humanitätsseligen Tagen des „Hauptmanns von Köpenick" vollends nicht Wunder nehmen kann. In den zwei vorliegenden Novellen, betitelt „Menschen, die den Weg verloren" (Grunow, Leipzig.) schlägt Speck noch einmal denselben Ton an, der sicherlich einem Geistlichen für Sträflinge besonders warm aus dem tiefsten Herzen klingen mag und jedem Menschendarsteller nur Ehre machen kann, aber variatio, non repetitio delectat! Sicherlich war es nicht klug vom Dichter (vielleicht auch nicht vom Verleger) die ältere, wenig glückliche Novelle „Die Flüchtlinge" mit der neuen, feineren „Ursula" vor *einen* Wagen zu spannen und gar das schlechtere Rößlein zum Handpferd zu bestellen. „Die Flüchtlinge" weisen alle Fehler der „zwei Seelen" und nur wenige ihrer Vorzüge (z. B. die feine, fast zu zarte Sprache) auf. Wieder verdirbt ein Schluß ohne wirkliche Lösung den harmonischen Eindruck der recht geschickt eingeleiteten Erzählung.

„Ursula", die zweite Geschichte, ist wohl das Beste und Einheitlichste, was Speck bis jetzt geschrieben hat. Auch hier ist zwar der dunkle Punkt in der Seele der Heldin nicht völlig und nicht mit jener zwingenden Notwendigkeit erhellt, die das Zeichen der großen Seelenkenner ist, aber man kann diese merkwürdige Mädchenseele mit ihren Verirrungen doch verstehen und liebgewinnen, wie es der leider flüchtiger gezeichnete Bräutigam Leonhard tut. Besonders bedeutsam für Wilhelm Speck ist diese Novelle, weil es seine erste eingehende Studie einer Frauenseele ist; denn die Frauengestalten der „Zwei Seelen" sind teils oberflächlich, teils konventionell behandelt und die gut angelegte Lucie der „Flüchtlinge" verliert ihre Klarheit im Dunkel eines künstlerisch nicht bewältigten Konfliktes.

Das „zweite Buch" eines erfolgreichen Autors pflegt ja fast immer zu enttäuschen. Der starke Künstler sucht meist neue Wege, die ihm bisweilen verhängnisvoll werden; der schwächere schreitet auf den alten fort und überrascht darum nicht mehr. Ob man Speck jedoch trotz des Anscheins schon jetzt zu der zweitgenannten Kategorie zählen darf, erscheint mir zum mindesten noch fraglich.

Bedenklicher steht die Sache bei Hermann Hesse, dem Dichter des „Peter Camenzind“, der diesem Hauptwerk erst den sehr ungleichen Knabenroman „Unterm Rad“ und jetzt ein Buch Erzählungen folgen ließ. Hesse sieht immer wie ein echter Künstler, auch seine Sprache ist oft wunderbar schön, aber seine Gestaltungskraft ist nicht groß; es zerfließt ihm zuviel in subjektive Stimmung. Er ist doch wohl mehr Lyriker als Epiker. Von den fünf Erzählungen des vorliegenden Bandes „Diesseits“ (S. Fischer, Berlin) sind nur zwei leidlich komponiert, „Die Marmorsäge“, die leise an eine Episode des „grünen Heinrich“ erinnert, und „Der Lateinschüler“. Beides sind feine und wirkungsvolle Bilder, umweht vom Zauber der Keuschheit und dem Duft der ersten großen Leidenschaft. Die andern drei Stücke sind Skizzen geblieben, breit ausgeführten lyrischen Gedichten vergleichbar. Im ganzen dürfte das Buch mit dem recht gesuchten Titel „Diesseits“ (nach dem Begleitzettel „diesseits der einen großen, erfüllenden, das Leben wendenden und vollendenden Liebe“) nur wenige Leser voll befriedigen. Von dem Dichter des „Peter Camenzind“ darf jedenfalls eine ernste, der Zukunft hoffend zugewandte Kritik sicherlich mehr erwarten. Talent verpflichtet!

Ungefähr dasselbe gilt für das neueste Werk Clara Viebigs, das bereits im Feuilleton der „Berliner Illustrierten Zeitung“ erschienen ist, „Absolvo te“ (Egon Fleischel & Co., Berlin). Freilich an Gestaltungskraft fehlt es Frau Viebig-Cohn nicht; sie sieht und bildet wunderbar anschaulich, und ihre Erzähltechnik bleibt fast immer bewundernswert, obwohl sie der naturalistischen Reportage nie wird entraten können. Auch sonst hält es Clara Viebig konsequent mit dem Naturalismus. Mit Vorliebe wendet sich die Dichterin alltäglichen, ja niederen Stoffgebieten zu und gefällt sich immer wieder in brutalen, oft recht billigen Wirkungen. Der vorliegende Roman, der wieder auf dem deutsch-polnischen Grenzgebiet spielt, und den Kampf einer schönen, sinnlichen und bei aller Verworfenheit bigotten Gutsbesitzersfrau um Freiheit und Liebe in bunten Farben und derben, ja krassen Effekten schildert, erinnert in mannigfachen Beziehungen an das berüchtigte „Weiberdorf“ der Verfasserin. Im Sujet sind beide Romane gleichermaßen unsympathisch, in der Technik das ältere Werk feiner, in der Psychologie das jüngere zwingender und überzeugender. Die Entwicklung dieser unglaublich komplizierten, verbrecherisch durchtriebenen Frau Tiralla, die doch edlerer Regungen, echter leidenschaftlicher Liebe und einer allerdings oberflächlichen katholischen Frömmigkeit nicht bar ist, ist eine sehr interessante Frauenstudie und sicherlich ein dankenswerter Beitrag zur Kenntnis des polnischen Volkscharakters, der auch in verschiedenen, vorzüglich gelungenen Nebenfiguren (wie der Säufer Herr Tiralla, die verschlagene Magd Marianna usw.) zur lebendigsten Verkörperung gelangt. Aber unsympathisch bleibt das Buch trotzdem und dürfte weder im polnischen, noch im deutschen Lager viel ehrliche Freunde finden. Aber Beachtung verdient es und wird es finden, vollends zu einer Zeit, da die Polenfrage so im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses steht wie jetzt.

Aus einem ähnlichen Grunde wird man ein künstlerisch noch viel weniger hervorragendes Werk, den Kolonialroman „Afrikanischer Lorbeer“ von Alfred Funke (Vita, Berlin) in diesen Zeitläufen mit größtem Interesse lesen. Das Buch steht bereits im Zeichen der Dernburgschen Siege und gibt die Taten, Leiden und den schließlichen Erfolg eines viel verleumdeten Schutztruppenhelden, des Hauptmanns Fred von Sassendorff, der durch die Anmaßung und Hinterlist

gewisser katholischer Missionare und ihrer Helfershelfer, vor allem des unlängst noch allmächtigen Zentrums viel erdulden muß, ehe er nach Verdienst mit einem braven Weib und einem Orden belohnt wird. Der Verfasser scheint im kolonialen Kleinkram sehr gut orientiert zu sein, fast zu gut; und so bekämpft er oft den alten Klatsch mit neuem. Aber eine recht anschauliche Darstellung des Lebens und Kämpfens in Ostafrika, packende Natur- und Milieuschilderungen, eine tiefgehende Kenntnis der Eingeborenenverhältnisse geben dem Roman doch einen gewissen Wert, mag auch seine Charakterzeichnung etwas zu sehr nach dem bekannten Kolportageschema: Hie Engel — hie Teufel, ausgeführt sein. Übrigens wird das Buch auch ohne besondere Empfehlung rasch viele Leser finden, da es flott geschrieben und sehr spannend komponiert ist.

Ein sehr anmutiges und feines Büchlein, nicht nur seiner duftigen Ausstattung nach (natürlich Grunow, Leipzig), sondern auch nach seinem Inhalte ist „Dan und Lizzie“, ein Roman von den normannischen Inseln von Clara Hohrath. Über diesem stimmungsvollen Jugendidyll liegt ein Hauch echter Poesie, und eine vornehme Sprache, eine knappe, klare Komposition erhöht den Reiz des Ganzen. Die Fabel ist nicht neu, aber in der Charakterzeichnung zeigt sich eine gewisse Originalität und jedenfalls eine vorzügliche Beobachtungsgabe. Die Gestalten der beiden ungleichen Pflegegeschwister, des derben, schweren, innerlich so unbeholfenen normannischen Fischerknaben Dan und der zarten und doch energisch klugen Lizzie, dem Töchterchen einer entgleisten deutschen Gräfin, sind sehr glücklich entwickelt. Besonders ist die vorübergehende Erblindung Lizzies psychologisch gut ausgenutzt. Auch die zahlreichen Nebenfiguren von dem alten, grotesken „König der Ekrehous“ und der Großmutter Aubert an bis zu der schwindsüchtigen Heilsarmeesoldatin sind plastisch und mit Ausnahme des nicht unwichtigen Philipp Aubert überzeugend durchgeführt. Da auch dieses Buch ein „zweites Werk“ zu sein scheint, kann man der begabten und sich künstlerisch in so straffer Selbstzucht haltenden Verfasserin nur gratulieren und allen Leselustigen getrost versichern, daß sie an dem Buch eine rechte Herzensfreude haben werden.

* * *

Von den „gesammelten Werken“ Richard Dehmels ist nun der zweite Band erschienen „Aber die Liebe“ (S. Fischer, Berlin). Wer sich an die erste Ausgabe der Gedichtsammlung gleichen Titels, die seinerzeit berechtigtes Aufsehen erregte, noch erinnert (übrigens ist diese Ausgabe sehr selten geworden), der wird sich in der neuen Ausgabe kaum noch zurecht finden. Dehmel hatte nicht so Unrecht, wenn er in seinem „Vorwort zur Gesamtausgabe“ verhieß, daß Band II und VII fast in das Gegenteil ihrer ersten Anlage umschlagen würden. Für II ist es schon äußerlich wahrnehmbar. Von der 1. Ausgabe sind nur 22 z. T. stark veränderte Lieder geblieben und 57 neue hinzugekommen und doch der Umfang des Buches von 242 Seiten auf 184 reduziert worden. Die Vergleichung zwischen ehedem und jetzt ist mühevoll (zumal wenn auch die früheren Titel wie bei „Ohnmacht“ II. 32 (vorher „Dann“ I. 117) verändert sind), aber lohnend. Man gewinnt einen starken Eindruck von dem energischen Ernst und der fast übertriebenen Selbstkritik, mit der Richard Dehmel an seinen Werken arbeitet. So weist z. B. das prächtige „Urteil des Paris“ (I. 193, II. 12) allein gegen 100 Änderungen auf, die meistens Verbesserungen genannt werden müssen. Nur ist es im großen und ganzen mehr ein technisches Feilen an der Form als ein Nachprüfen des gesamten Stoffes.

Schon in Band I fiel es mir auf, daß Dehmel einige Gedichte in diese „gesammelten Werke" aufnahm, die weder auf der Höhe seines künstlerischen Durchschnitts stehen, noch für des Dichters persönliche Entwicklung von wirklichem Belang sein dürften, wie z. B. „ein Brandbrief". Auch im zweiten Bande wäre vielleicht weniger doch mehr gewesen; wozu solche Nichtigkeiten wie „Bestürmung", „Gastgeschenk", „Auf den Weg"? Auch das „trübe Lied" von der „Schnuck-Schnecke" wirkt nahezu läppisch, da seiner Originalität der geniale Zug fehlt, wie er etwa dem auch viel verspotteten Tigerschlangenlied „Lebe wohl" (I. 98, II. 48) oder „Meinem Trinklied" (S. 65) mit seinem „djagloni gleia glühlala" eigen ist. Entscheidend für den Charakter der neuen Ausgabe von „Aber die Liebe" war der Entschluß des Dichters, die berüchtigten „Verwandlungen der Venus" aus dem bisherigen Zusammenhange auszuscheiden und mit andern spezifisch erotischen Liedern in einem besonderen Bande (IV) herauszugeben. Auch die nicht sonderlich wichtigen Prosastücke der ersten Ausgabe (dem „köstlichen Hamburger Lästerbrief" wünsche ich zwar „fröhliche Urständ" in einem späteren Bande) sind nicht wieder mit in den Band aufgenommen worden; dagegen ein paar sehr bedeutsame, größere Dichtungen hinzugefügt, darunter das tiefsinnige und doch anschauliche und farbenfrohe Stück „Jesus und Psyche, Phantasie bei Klinger", der prachtvolle „befreite Prometheus", das ergreifende „Gethsemane", die reichliche breite Ballade „die Pesthochzeit" und das kecke „Ein Heine-Denkmal, Standrede eines fürstlichen Träumers". Auch wird man sich nunmehr merken müssen, daß die klassischen Dehmellieder „der Arbeitsmann" (Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind, mein Weib!, die letzte Zeile ist übrigens abgeändert in „so kühn zu sein" statt des bisherigen „so frei zu sein") und das „Erntelied" (Es steht ein goldnes Garbenfeld, das geht bis an den Rand der Welt, Mahle, Mühle mahle!) nunmehr in Band II (S. 170 und 173) stehen, während das berühmte „Wiegenlied für meinen Jungen" aus „Aber die Liebe" (I. 166) in den ersten Band, die „Erlösungen" (II. 97) gerückt ist. Ob diese sozialen Gedichte gerade in „Aber die Liebe" besonders hineinpassen, ist nunmehr eine ebenso offene Frage wie die noch wichtigere, ob dieser alte Titel mit seinem bisherigen Motto „Aber die Liebe ist das Trübe" überhaupt noch für die neue Sammlung recht zuständig ist. Der Dichter selbst hat sich auf diese Frage dem Verfasser gegenüber vorsichtig ausgeschwiegen. Und noch eine andere Frage drängt sich bei der Lektüre dieser ersten beiden Bände schon unwillkürlich auf: Hätte der Dichter, wenn er sich einmal der gewaltigen Arbeit der Sichtung und Neuordnung unterzog, nicht klüger daran getan, wenn er die vielen, z. T. sehr wertvollen Nachdichtungen nach fremden Poeten (z. B. Dante, Pierre Louys, Espronceda, Zorilla, Nizami, Li-Tai-Pe, Verlaine usw.) in einen besonderen Band zusammengeschlossen hätte?

Über Einzelheiten möchte ich mit dem Dichter nicht rechten, obwohl manche Abänderung dazu berechtigten Anlaß gäbe, vor allem bei dem so stark überarbeiteten Hauptstück, dem „Urteil des Paris". Nur ein Lied „Und dennoch" (I. 108, II. 135) möchte ich Dehmel zur nochmaligen gründlichen Umarbeitung dringend empfehlen, da es auch in der neuen Fassung noch recht unklar und formell verunglückt ist (vgl. noch immer die böse zweite Strophe:

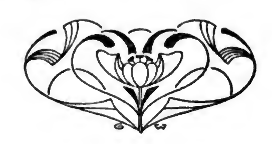
Und träumst von euerm Sinai
Und der nur euren Himmelsnäh
Und stehst wie Mose vor Jahväh
Und stehst und schwörst: ich wanke nie).

Das Lied hat sicherlich einen ziemlich hohen persönlichen und biographischen Wert, aber der künstlerische ist vor der Hand noch recht gering. Doch ist das eine Ausnahme. Im großen und ganzen ist der zweite Band der „gesammelten Werke" überaus reich an Schönheit und auch mächtig und gehaltvoll in bezug auf seinen Gedankeninhalt. Darin ist er sogar dem ersten Bande, den „Erlösungen", überlegen und auch der ersten Ausgabe von „Aber die Liebe". Für das große Publikum sei hier jedoch vor allem betont, daß dieser neuen Sammlung unter dem alten Titel in keiner Weise mehr ein besonders pikanter oder auch nur problematischer Grundcharakter eigen ist, sondern daß nunmehr in „Aber die Liebe" ein auch für ängstliche Gemüter fast einwandsfreier Gedichtband des vielleicht originalsten Lyrikers unserer Tage vorliegt, in dem viele seiner Meisterwerke, wie die erwähnten „das Urteil des Paris", „der befreite Prometheus", „Gethsemane", „der Arbeitsmann", „Erntelied" usw. enthalten sind.

* * *

Und nun gilt es zum Schluß nur noch mit wenigen Worten auf ein Buch hinzuweisen, das nichts eigentlich Neues bringt, aber etwas leider bisher nur Wenigen Bekanntes in so mustergültiger Auswahl (die Wiederholung über die Dankbarkeit S. 1 u. 21 ist wohl absichtlich stehen geblieben), in so würdiger und dabei so verblüffend billiger Ausgabe gibt, daß es nun in alle Kreise dringen muß, vor allem als charakterbildendes Vorbild in die Hand der heranwachsenden Jugend und als stärkendes Trostmittel in die Hand auch des armen, schwer ringenden Mannes. Es ist die Auswahl aus des großen Dichters und Kämpfers Friedrich Hebbels Tagebüchern, die unter dem Titel „Durch Irren zum Glück" soeben erschienen ist (bei B. Behr, Berlin, 2 Mk. für 405, auf bestem Papier groß und schön gedruckte Seiten).

Die ganze Bedeutung des gewaltigen Dithmarschen für unser Volk ist ja noch längst nicht voll erkannt, geschweige denn gewürdigt; aber man beginnt in unserer sich nach dem zerfahrenen fin de siècle innerlich wieder langsam sammelnden Generation doch allenthalben zu erkennen, welche starke erzieherische Wirkung gerade ein so männlich konzentrierter Geist wie Hebbel für die Zukunft unseres Volkes haben könnte. Ich glaube, diese Wirkung wird mit der Zeit eine ähnliche und vielleicht uns und unsern Nachkommen noch heilsamere werden können wie die Schillers. Viele der poetischen Werke Hebbels werden ihrer ganzen Art nach leider nie populär werden können, aber sein Lebenswerk, seine Persönlichkeit kann und muß es werden zum Nutzen unserer Nation. Und dazu werden gerade seine einzigartig ergreifenden „Tagebücher" unendlich viel mit beitragen können. Glückauf darum, wenn sie jetzt zu Tausenden und Zehntausenden unserm Volke nahegebracht werden.





Das Deutschtum im Auslande.

Von

Johannes Zemmrich.

III.

Österreich: Wahlbewegung. Böhmen. Wien. Mähren. Galizien. — Ungarn. Kroatien. — Schweiz. — Rußland.

Das öffentliche Leben in **Österreich** hat in den letzten Wochen ganz im Zeichen der **Wahlbewegung** gestanden. Die Aufstellung von Kandidaturen war für die politischen Parteien, namentlich auf der deutschnationalen Seite, teilweise mit großen Schwierigkeiten verknüpft, denn gerade diese Parteien, die bisher die Mehrzahl ihrer Abgeordneten in den städtischen und ländlichen Kurienwahlkreisen durchbrachten, wo eine durch den Zensus beschränkte Wählerzahl in Betracht kam, mußten nunmehr den Schwerpunkt der Agitation in die großen Volksmassen legen. Wir haben in den früheren Berichten wiederholt darauf hingewiesen, daß die Verallgemeinerung des Wahlrechts in Österreich in erster Linie den Klerikalen und den Sozialdemokraten zustatten kommt, da diese sich vorwiegend auf die untersten Klassen der Bevölkerung stützen, die jetzt durch ihre Mehrzahl den Ausschlag geben. Die neue Wahlkreiseinteilung schuf eine weitere Schwierigkeit. Die Wahlkreise sind durchweg kleiner geworden. Infolgedessen treten die örtlichen Interessen noch vielmehr hervor als bisher. Gerade dieser Umstand hat dazu geführt, daß man in den meisten Fällen Kandidaten aus dem Wahlkreise selbst bevorzugte, die mit den Wählern schon in enger Fühlung stehen und diesen persönlich genau bekannt sind. Daraus hat sich für die Parteiführer eine Schwierigkeit ergeben. Sie haben ihre Wohnsitze vorwiegend in den größeren Städten, wo sie aber meist wenig Aussicht haben, auf Grund ihres Parteiprogramms gewählt zu werden. Sie mußten sich einen neuen möglichst sicheren Wahlkreis suchen. Dabei ist es vorgekommen, daß sich mehrfach Führer verschiedener Parteien in demselben Wahlkreise gegenüberstanden. Auch Doppelkandidaturen sind durch diese Unsicherheit in der Beurteilung der neuen Wählermassen mehrfach zustande gekommen. Selbst Lueger hat eine solche angenommen, da ihm das Wiener Rathausviertel zwar der genehmste Wahlkreis war, aber nicht der sicherste. Sehr stark sind in der Wahlbewegung auch die wirtschaftlichen Gesichtspunkte hervorgetreten. Da in den meisten Fällen ländliche und städtische Wahlkreise getrennt sind, haben die großen politischen Parteien in den ländlichen Wahlkreisen den agrarischen Interessen starke Zugeständnisse machen müssen, ja, in vielen Fällen ist es ihnen überhaupt nicht möglich gewesen, eigene Kandidaten in ländlichen Wahlkreisen aufzustellen. In Böhmen haben die Agrarier auf deutscher wie auf tschechischer Seite in den Landgemeindebezirken von vornherein den Sieg in Händen gehabt. Verschiedene Abgeordnete der deutschradikalen wie

der deutschliberalen Richtung sind aus ihren bisherigen Parteiverbänden ausgeschieden und haben auf das agrarische Programm kandidiert, um einen sicheren Wahlkreis zu gewinnen. Die deutsche Agrarpartei in Böhmen unterscheidet sich nach ihrem politischen Programm fast gar nicht von der deutschen Volkspartei oder der freialldeutschen Partei. Sie verspricht in nationaler Beziehung durchaus zuverlässig zu sein, sodaß ihre Erstarkung vom nationalen Gesichtspunkte nichts Bedenkliches hat. Auch in Steiermark hat man in den ländlichen Bezirken die agrarischen Interessen stark in den Vordergrund gestellt, um nicht den klerikalen bäuerlichen Kandidaten Wasser auf die Mühlen zu leiten. Die deutsche Volkspartei, welche bisher die Führung auf nationalem Gebiete in Steiermark hatte, hat diesmal in den ländlichen Wahlkreisen Steiermarks überhaupt keine eigenen Bewerber aufgestellt, sondern ist für die vom Christlichen Bauernbund unterstützten unabhängigen Agrarier eingetreten. Sie hofft von diesen eine Angliederung an die große deutsche und freiheitliche Partei, die jetzt das Ziel und der allgemeine Wunsch weiter deutsch-nationaler Kreise in Österreich ist.

Mit außerordentlichem Eifer ist die christlich-soziale Partei in den Wahlkampf eingetreten. Sie hatte gegen 190 Kandidaturen aufgestellt, von denen sie die Hälfte als ernsthaft bezeichnete. Sie ist mit ihren Kandidaturen selbst bis in die Bukowina gegangen, und trotz der starken Betonung ihres deutschen Charakters, den sie für den Wahlkampf für günstig erachtete, hat sie sich nicht gescheut, in Kärnten ein direktes Bündnis mit den Slowenen gegen die deutschnationalen Parteien abzuschließen. Einer ihrer Kandidaten hielt in dem Wahlkreise Feldsberg, der auch einige tschechische Gemeinden auf niederösterreichischem Boden umfaßt, sogar tschechische Versammlungsreden und ließ tschechische Maueranschläge anbringen. Des Verhaltens der Christlichsozialen gegenüber den Wiener Tschechen gedenken wir noch an anderer Stelle. In Triest haben die Christlichsozialen sogar italienische Kandidaten aufgestellt und damit den angeblich rein deutschen Charakter ihrer Partei selbst aufgegeben. Die Sozialdemokratie hat selbstverständlich auch die ihr günstige Wahlordnung nach Kräften ausgenutzt und den Kampf gegen die nationalen wie gegen die klerikalen Parteien aufgenommen. Der Wahlkampf hat sich im allgemeinen in verhältnismäßig ruhigen Formen abgespielt. Hierzu hat nicht zum wenigsten beigetragen, daß eine allgemeine Wahlparole fehlte. Auch die Frage des Ausgleichs mit Ungarn konnte hierzu nicht verwendet werden, da alle Parteien sich darüber einig sind, wenigstens der Öffentlichkeit gegenüber, daß Österreich nicht weitere wirtschaftliche Opfer zu Gunsten Ungarns bringen darf. Über den Ausgang der Wahl können wir an dieser Stelle noch nicht des Näheren berichten, da die Hauptwahlschlacht geschlagen wird, während diese Zeilen zum Druck abgehen. Auch die zahlreichen Stichwahlen werden bereits erledigt sein, wenn dieser Bericht unter die Augen des Lesers kommt. Aus den Tageszeitungen wird alsdann das gesamte Wahlergebnis vorliegen. Auf die Bedeutung des Wahlausfalles und die Neugruppierung der Parteien wird im nächsten Berichte näher einzugehen sein.

Verschiedene Landtage haben von ihrem Rechte Gebrauch gemacht, die allgemeine Wahlpflicht einzuführen, sodaß jetzt jeder Wähler in Niederösterreich, Schlesien, Mähren und Vorarlberg verpflichtet ist, seine Stimme abzugeben.

* * *

Eine besondere Bedeutung für die böhmische Frage ist der Reise des Kaisers Franz Josef nach Prag beigelegt worden. Verschiedene Begleiterscheinungen haben auf deutscher wie auf tschechischer Seite großes Aufsehen erregt. Beim Empfange wahrte der Kaiser vollständig die Gleichberechtigung beider Sprachen, indem er seine Begrüßungsrede genau zur Hälfte in tschechischer und deutscher Sprache hielt. Prag gilt amtlich immer noch als zweisprachige Stadt. Der Bürgermeister hatte sich daher verstehen müssen, bei der Begrüßung wenigstens einen Teil seiner Ansprache deutsch zu halten. Er hat sich allerdings darauf beschränkt, nur einen einzigen Satz deutsch zu sprechen, in dem er die Gleichberechtigung der beiden Völkerstämme betonte. Bei der Schlußsteinlegung der Moldaubrücke ließ er die deutsche Sprache ganz aus und auch seitens des Kaisers wurde darauf nur tschechisch geantwortet. Die Deutschen haben sich daraufhin durch ihre Abgeordeten beim Ministerpräsidenten beschwert und Baron Beck suchte den ganzen Vorgang als ein unbeabsichtigtes, wenn auch unliebsames Versehen hinzustellen. Während des Kaiserbesuchs ist seitens der deutschen Abgeordneten und Parteiführer auch wiederholt mit dem Ministerpräsidenten unterhandelt worden, der die Wünsche der Deutschen zur Kenntnis nahm. Einen gewissen Erfolg bedeuten die jüngsten Richterernennungen, bei denen zum erstenmal dem Verlangen, freiwerdende Stellen im deutschen Sprachgebiet mit deutschen Bewerbern zu besetzen, entsprochen wurde. Der Vorsitzende des deutschen Volksrats, Dr. Titta, wurde vom Ministerpräsidenten empfangen und durfte die Wünsche und Beschwerden der Deutschen diesem vortragen. Der Minister interessierte sich besonders dafür, daß auch für genügenden Nachwuchs von deutschen Juristen gesorgt werden soll, da die Tschechen ja immer behaupten, sie müßten deutsche Richterposten bekommen, weil nicht genug deutsche Bewerber da seien. Im übrigen kam während des Kaiserbesuchs der deutsch-tschechische Gegensatz bei verschiedenen Gelegenheiten sehr stark zum Ausdruck. Um so mehr überraschte es, als der Kaiser zum Abschied der Ansicht Ausdruck gab, daß nunmehr der Augenblick zum Friedensschluß zwischen Deutschen und Tschechen gekommen sei. Es ist verständlich, daß der greise Monarch sich danach sehnt, diesen nationalen Kampf, der an den inneren Kräften Österreichs zehrt, beendet zu sehen. Aber seine Hoffnungen, daß das neue allgemeine, gleiche Wahlrecht die Brücke dazu bieten könne, wird sich kaum erfüllen. Die Tschechen werden eben auf Kosten der Deutschen immer mehr haben wollen, während die Deutschen ihrerseits überhaupt nichts mehr herzugeben haben, wenn sie nicht politischen Selbstmord begehen wollen. An einen baldigen Abschluß eines deutsch-tschechischen Ausgleiches ist kaum zu denken, eher werden die in letzter Zeit etwas zurückgetretenen Trennungsmomente um so stärker nach den Wahlen hervortreten.

Mit der von Kaiser Franz Josef erhofften Verständigung der beiden Volksstämme Böhmens stimmt recht wenig das augenblickliche Gebaren der Tschechen überein. Zur Erinnerung an den ersten vor 25 Jahren abgehaltenen großen Sokoltag in Prag soll diesen Sommer in der böhmischen Hauptstadt ein großer panslawistischer Sokoltag stattfinden. Es ist selbstverständlich, daß sich dessen Spitze vor allem gegen die Deutschen kehren soll. Die Tschechen wollen alles, was deutschfeindlich ist, bei dieser Gelegenheit in Prag vereinigen. Sie haben deshalb nicht nur alle möglichen slawischen Turnvereine eingeladen, mit Ausnahme der Ruthenen, sondern auch Franzosen, Belgier, Italiener, Madjaren,

ja selbst in Luxemburg und den Niederlanden hofft man auf gewisse noch vorhandene Abneigungen gegen Deutschland und hat deshalb sogar dortige Turnvereine zum Sokoltag aufgefordert. Polen wollen auch aus Westfalen und selbst aus Amerika kommen. Nur die galizischen und russischen Polen haben bereits einen Absagebrief geschickt, trotz der zarten Rücksichtnahme auf ihre Gegnerschaft zu den Ruthenen. Die galizischen Polen finden, daß in Österreichisch-Schlesien die Tschechen feindselig gegen die Polen auftreten und daß die Ruthenen von tschechischer Seite nicht genügend zurückgewiesen werden. Die russischen Polen sind mit der Russenfreundschaft der Tschechen unzufrieden. Die panslawistische Verbrüderung hat damit bereits eine Lücke bekommen, aber man hofft in Prag, daß 20000 slawische Sokols sich zu der großen Demonstration vereinigen werden. Da nun alles, was deutschfeindlich ist, dazu eingeladen ist, durfte man den König Eduard von England nicht vergessen, der auch zugesagt hat, für einen Nachmittag von Marienbad aus in Prag zu erscheinen und das Fest mit seiner Gegenwart zu beehren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er, der König eines germanischen Landes, von den Slawen begeistert empfangen werden wird.

Wie sich die Tschechen andererseits auch gern mit Erfolgen im Deutschen Reiche brüsten, zeigt die Unverfrorenheit, mit der führende tschechische Zeitungen behauptet haben, der mährische Lehrergesangverein, der ausschließlich aus Tschechen besteht, sei bei seiner Konzertreise im Deutschen Reiche amtlich vom Leipziger Stadtrat begrüßt worden, obgleich hieran nicht ein wahres Wort ist. Die deutschen Sport- und Kunstvereine, die immer noch glauben, auf Grund des internationalen Charakters von Sport und Kunst mit den Tschechen Fühlung halten zu müssen, werden vielleicht endlich eines Bessern belehrt, wenn sie an die Beschimpfung der deutschen Fußballspieler denken, die kürzlich in Prag erfolgt ist, nur weil die tschechische Mannschaft in dem Wettkampfe unterlag. Wie empfindlich gerade auf dem Gebiete des Sports der Tscheche gegenüber deutschen Siegern ist, zeigte sich auch bei einem Ringkampf, der in der deutschböhmischen Stadt Brüx in einem Zirkus veranstaltet wurde. Als der tschechische Ringkämpfer unterlag, stürmte der tschechische Pöbel, der in dem dortigen Bergwerksrevier sehr zahlreich ist, die Arena und wollte mit Gewalt die Proklamierung eines tschechischen Sieges erzwingen. Daß die Tschechen auch im Deutschen Reiche sich fest organisieren, ist schon wiederholt in diesen Berichten erwähnt worden. Jetzt hat in Dresden eine große tschechische Versammlung stattgefunden, in der die straffe Organisation der in Sachsen wohnenden Tschechen beschlossen wurde. Welche Zwecke damit verfolgt werden, erhellt schon daraus, daß sich die sächsischen Tschechen dem tschechischen Nationalrat in Prag unterstellen. Wir Deutschen brauchen darüber übrigens nicht ungehalten zu sein, denn damit entkräftigen die Tschechen selbst eines ihrer beliebtesten Argumente gegen die Unterstützung, die von reichsdeutscher Seite den Deutschen in Böhmen zu teil wird. Jetzt, wo ihre Organisation nach dem Deutschen Reiche übergreift, haben sie auch kein Recht mehr gegen die Unterstützung der Deutschböhmen durch die Reichsdeutschen zu protestieren oder diese zu verdächtigen.

Leider finden die Tschechen in Österreich selbst nicht nur an der Lauheit weiter deutscher Kreise eine unfreiwillige Hilfe, sondern auch mitunter durch die internationale Denkweise des Klerikalismus und der Sozialdemokratie direkte Unterstützung. So hat jetzt in einem nordböhmischen Industrieort, wo in einer

Glasfabrik auch tschechische Arbeiter beschäftigt werden, die dortige deutsche Sozialdemokratie den Antrag gestellt, in der Betriebskrankenkasse der tschechischen Sprache Gleichberechtigung zu gewähren. In demselben Orte wurde ein Gastwirt seitens der Sozialdemokratie boykottiert, nur weil er dem Bund der Deutschen in Böhmen beigetreten ist. Es soll sogar gedroht worden sein, alle „Genossen" auszuschließen, die irgend einem nationalen Schutzverein angehören. Dem gegenüber ist mit Genugtuung das weitere Anwachsen der deutschen Schutzvereine zu begrüßen. Nach den letzten Jahresabschlüssen stehen in Österreich an der Spitze der deutsche Schulverein mit 924 Ortsgruppen und einer Jahreseinnahme von 455000 Kronen, d. i. 65000 Kronen mehr als im Jahre 1905. Es folgen der Bund der Deutschen in Böhmen mit 480, der deutsche Böhmerwaldbund mit 370, der Bund der Deutschen Nordböhmens mit 323, die Südmark mit 264, die Nordmark mit 177 und der Bund der Deutschen Südmährens mit 113 Ortsgruppen.

* * *

Auch auf Niederösterreich greift fortgesetzt die tschechische Begehrlichkeit über. Unter den Staatsangestellten in Wien und Niederösterreich sind gegenwärtig nicht weniger als 4125 nichtdeutsche Angestellte; das sind 14,1 v. H. aller Staatsbediensteten dieser Behörden. Unter den 13549 k. k. Beamten in Niederösterreich sind 1995 = 14,8 v. H., unter den 15802 Unterbeamten und Dienern 2130 = 13,5 v. H. Nichtdeutsche. An der Spitze stehen die Bahnbehörden mit 1054 Nichtdeutschen, dann folgt die Post mit 968, die wenigsten (60) findet man bei den Unterrichtsbehörden. Die christlich-soziale Parteiherrschaft in Wien brüstet sich ja gern damit, daß sie das deutsche Gepräge von Wien aufrechterhalte, und eine dahingehende Verpflichtung sogar in den Wiener Bürgereid aufgenommen hat. Damit steht aber recht wenig im Einklang, daß seitens der christlich-sozialen Machthaber im Wiener Rathaus jetzt zwei Tschechen zu Direktoren städtischer Schulen in Wien ernannt worden sind und noch weniger der Umstand, daß aus Angst vor Mandatsverlusten in der Wahlbewegung den Wiener Tschechen auf das weiteste entgegengekommen wird. Die Parteileitung hat in Wien eine tschechische Wählerversammlung abgehalten, in welcher der Vorsteher der Schuhmachergenossenschaft, der selbst Tscheche ist, eine tschechische Ansprache hielt. Der Redner beleuchtete dabei die tschechenfreundliche Haltung der Christlich-sozialen in Wien — Luegers bekanntes Wort: Laßt's mir meine Böhm' in Ruh'! — und erklärte, die Wiener Tschechen könnten beruhigt die Christlich-sozialen wählen, die den Tschechen stets gegeben hätten, was ihnen gebühre. Beide christlich-soziale Kandidaten, die in dieser Versammlung sich vorstellten, versprachen auch, die Interessen der tschechischen Gewerbetreibenden zu vertreten. Einer hielt es sogar für nötig, zu betonen, daß die Tschechen sich nicht beklagen könnten, da sie genau so wie die Deutschen behandelt würden. Ein anderer christlich-sozialer Redner widerlegte die Behauptungen der radikalen Tschechen, daß die christlich-soziale Partei zu deutschnational wäre, und als ein weiterer Redner die Tschechen, die den Wiener Bürgereid geleistet haben, daran erinnerte, daß sie sich eidlich verpflichtet hätten, den deutschen Charakter von Wien zu wahren, brach unter den anwesenden Tschechen ein lautes Gelächter aus.

In Mähren hat der Landtag in seiner neuen Zusammensetzung (siehe den letzten Bericht S. 854) seine erste Session abgehalten. Ein Versuch der

neuen tschechischen Mehrheit zu Ungunsten der Deutschen die Unterstützungen für Kindergärten festzulegen, wurde durch Obstruktion der Deutschen erfolgreich vereitelt. Der nunmehr tschechischen Mehrheit des Landtages entsprechend ist bei der Neubesetzung des Statthalterpostens ein Tscheche zum obersten Landesbeamten ernannt worden. In der Kammer mährischer Notare haben die Tschechen infolge Lauheit der Deutschen durch Überrumpelung den Vorsitz erobert. Der Erzbischof von Olmütz, trotz seines deutschen Namens Bauer ein Tscheche, führt in seinem Erzbistum die innere tschechische Amtssprache durch. Nur mit Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen ist die entscheidende Verordnung noch nicht veröffentlicht worden. Man wollte die Aussichten der klerikalen Kandidaten in den deutschen Bezirken nicht dadurch vermindern.

* * *

Wiederholt ist in diesen Berichten auch das Deutschtum in Galizien berührt worden. Es ist bekannt, daß die deutschen katholischen Gemeinden Galiziens seit ihrer Gründung am Ende des 18. Jahrhunderts zum großen Teil polonisiert worden sind. Jetzt geht aus einem Berichte eines evangelischen Geistlichen aus Ostgalizien hervor, daß das gleiche Schicksal auch viele evangelische Familien getroffen habe, die dann, wie so häufig, als Renegaten um so eifriger gegen das Deutschtum auftreten. 6000 der Deutschen in Galizien sind bereits in Posen durch die Ansiedlungskommission ansässig gemacht worden und fühlen sich dort wohl. Es ist nur zu wünschen, daß auch die übrigen deutschen Ansiedler in Galizien rechtzeitig auf diese Weise dem deutschen Volkstum erhalten bleiben, denn bei der weiten Verstreuung der deutschen Gemeinden in Galizien inmitten slawischen Gebietes ist es aussichtslos, diese zerstreuten Posten auf die Dauer zu halten. Die von theologischer Seite so gern vertretene Ansicht, daß diese evangelischen Gemeinden in Galizien eine Art von Religionsdünger bilden sollen, muß vom nationalen Standpunkte aus durchaus bekämpft werden, denn dadurch würden nur unsere nationalen Gegner gestärkt werden und es könnte schließlich soweit kommen wie in Russisch-Polen (s. unten).

Wir haben schon früher nachgewiesen, daß von den Personen, die sich noch zur deutschen Umgangssprache in Galizien bei den Volkszählungen bekennen, der größte Teil Juden sind, die dort, wie überall im Osten, noch eine eigene Nationalität bilden. Sie passen sich immer mehr dem Polentum an. So ist jetzt auch das fast nur von Juden besuchte Gymnasium in Brody, einer überwiegend jüdischen Stadt, aus einer Schule mit deutscher Unterrichtssprache in eine solche mit polnischer verwandelt worden. Lebensfähig ist die deutsche Sprachinsel, die sich von Ostschlesien in galizisches Gebiet fortsetzt und die Umgebung der Doppelstadt Bielitz-Biala umfaßt. Für diese ist jetzt ein deutscher Volksrat gegründet worden, der nach dem Vorbilde der Volksräte in den Sudeten und Alpenländern die Schutzmaßregeln für das dortige Deutschtum einheitlich leiten soll. Für die deutsche Sache in Galizien können zurzeit die Ruthenen wertvolle Bundesgenossen werden, die aus Anlaß des jüngsten Universitätsstreiks der ruthenischen Studenten in Lemberg sogar den Antrag gestellt haben, deutsche Vorlesungen an der Universität Lemberg einzuführen.

* * *

In Ungarn sucht die jetzt am Ruder befindliche Koalition die Zeit ihrer Herrschaft auszunutzen, um so schnell als möglich zu majorisieren. Der Reichstag

hat trotz aller Vorstellungen der Nichtmadjaren das neue Schulgesetz in noch schärferer Form beschlossen, als der ursprüngliche Regierungsentwurf lautete. Bedroht werden durch dieses Gesetz auf deutscher Seite vor allem die evangelischen Schulen der siebenbürger Sachsen. Diese haben deshalb auch eine Eingabe an das ungarische Ministerium gerichtet, in der sie auf alle die Ungerechtigkeiten und Widersprüche gegen die Staatsgrundgesetze hinweisen, die durch das neue Gesetz eingeführt werden sollen. Die gefährlichsten Bestimmungen sind, daß auch für konfessionelle Schulen, und das sind die nichtmadjarischen Schulen ja fast durchgängig, schon bei der geringen Staatsunterstützung von 200 Kronen die Wahl oder Ernennung des Lehrers vom Ministerium abhängt. Das Nichterreichen des Unterrichtsziels in fremden Sprachen wird als Disziplinarvergehen angesehen, und wenn der Lehrer verurteilt wird, soll der Minister die Schule aufheben können. Damit ist natürlich bei der Parteilichkeit der madjarischen Schulinspektoren eine vorzügliche Handhabe gegeben, jede beliebige fremde Schule aufzuheben. Ferner soll da, wo einmal das Madjarische als Unterrichtsgegenstand eingeführt ist, dieser Zustand nie wieder abgeändert werden können, eine Bestimmung, die sich namentlich gegen die jetzt nicht seltenen Versuche richtet, die früher ahnungslos angenommene madjarische Unterrichtssprache in den deutschen und anderen nichtmadjarischen Schulen Südungarns wieder aufzuheben. Die Fortbildungsschule soll ganz und gar madjarisch sein, gleichviel, ob die Schüler diese Sprache beherrschen oder nicht. Ganz sonderbar ist die Bestimmung, daß die Lehrmittel keine Beziehung auf fremde Geschichte und Geographie enthalten dürfen. Die Madjaren wollen damit alle deutschen Eigennamen aus den Lehrbüchern und von den Landkarten ausmerzen. Die Bestimmung ist aber im Wortlaut derartig gehalten, daß, streng genommen, überhaupt keine Karten fremder Länder im Unterricht verwendet werden dürften. Voraussichtlich werden ja alle Vorstellungen nichts nützen, und das Gesetz wird mit aller Strenge durchgeführt werden. Nur zäher passiver Widerstand, wie ihn die Rumänen mit so vorzüglichem Erfolge leisten, wird die schlimmsten Folgen abwenden können. Bedauerlich ist, daß sich immer noch im deutschen Reiche Zeitungen finden, die in vollständiger Unkenntnis ungarischer Verhältnisse von madjarischer Seite ausgehende, zur Täuschung des Auslandes berechnete Darstellungen dieser Schulgesetzgebung kritiklos aufnehmen.

Die lebhafte Fortschritte machende deutsche Bewegung in Südungarn ist den Madjaren ein Dorn im Auge. Sie suchen ihr jetzt dadurch zu begegnen, daß sie nach dem Muster gewisser Ofen-Pester Blätter deutsche Zeitungen gründen und für billiges Geld vertreiben, die weiter nichts als deutsch geschriebene Madjarenblätter sind. Gegen die Schriftleiter der deutsch-nationalen Zeitungen wird nach wie vor rücksichtslos vorgegangen. Das deutsch-nationale Blatt in Semlin suchte man in jüngster Zeit durch wiederholte Ausweisung seiner Schriftleiter mundtot zu machen.

Die Gemeindeverwaltung von Arnd, einer der größeren Städte von Südungarn, sucht die deutschen und rumänischen Inschriften durch eine Steuer auf fremdsprachige Tafeln zu verbannen. Daß deutschen Theatervorstellungen die denkbar größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt und sie oft unmöglich gemacht werden, ist eine bekannte Tatsache. Aber die an ihre Stelle tretenden madjarischen Theater sind trotz aller Staatsunterstützung durchaus nicht auf Rosen gebettet. So hat auch jetzt wieder das madjarische Theater in Preßburg seinen Konkurs

anmelden müssen, obgleich es in dieser vorwiegend deutschen, aber sehr madjarenfreundlichen Stadt die gute Spielzeit im Winter und das schöne Stadttheater zur Verfügung hatte, während die deutsche Theatergesellschaft auf die Sommermonate und ein sehr dürftiges Sommertheater angewiesen ist, aber trotzdem bessere Geschäfte macht, als das staatlich und städtisch unterstützte madjarische Theater.

Je stärker der madjarische Druck wird, desto mehr erzeugt er aber auch auf deutscher Seite Gegendruck. In Wien hat sich ein Verein zur Unterstützung des Deutschtums in Ungarn gebildet, und in Südungarn selbst ist jetzt eine „Ungarländische deutsche Volkspartei" ins Leben getreten, deren Hauptaufgabe ist, für die Rechte der deutschen Sprache einzutreten und das so außerordentlich lebensfähige Deutschtum im Banat und dem übrigen Südungarn politisch zu organisieren.

Da auf den Banater Schwaben heutzutage in erster Linie die Zukunft des ungarischen Deutschtums beruht, wird ein politischer Erfolg dieser neuen Partei vielleicht den Ausgangspunkt für eine tatkräftige Zusammenfassung des bodenständigen Deutschtums in Ungarn sein. Schwer genug wird das allerdings werden. Die madjarische Rechtspflege hat bereits einen Deutschen zu 15 Tagen Gefängnis und 200 Kronen Geldstrafe verurteilt, nur weil er das Programm dieser neuen Partei in einem Wirtshaus verlesen wollte.

Auch die Kroaten haben wiederum mehrere deutschfeindliche Demonstrationen veranstaltet. Im kroatischen Landtag wurde der deutschnationale Abgeordnete Rießer auf das schärfste angegriffen. Schon das Hissen einer schwarz-, rot-goldenen Fahne wird dort als Hochverrat bezeichnet. Ebensosehr richtet sich allerdings die Abneigung der Kroaten gegen die Madjaren. In demselben Landtage kam es zu sehr lebhaften Kundgebungen gegen den ungarischen Einheitsstaat. Das politische Ziel der radikalen Kroaten ist ja die Schaffung eines eigenen kroatischen Staates, der auch Bosnien und Dalmatien mit umfassen soll und schließlich auch nach Istrien übergreifen müßte. Dort gehört zum kroatischen Sprachgebiet der bekannte Kurort Abbazia, der ohne die deutschen Kurgäste seine Bedeutung vollständig einbüßen würde. Infolgedessen ist dort die deutsche Sprache die eigentliche Verkehrs- und Geschäftssprache. Aber die wirtschaftliche Abhängigkeit von den deutschen Kurgästen verhindert die ansässigen Kroaten nicht, der deutschen Sprache in jeder Weise entgegenzuarbeiten. Seit Jahren sind schon auffallend angebrachte Straßentafeln in ausschließlich kroatischer Sprache zu sehen. Jüngst demonstrierten die Kroaten von Abbazia gegen einen deutschösterreichischen Gesangverein, der einige deutsche Lieder vortrug, und begannen sogar, die deutschen Gasthöfe und Pensionen mit faulen Eiern und ähnlichen Wurfgeschossen zu bombardieren. Ein Ausbleiben des deutschen Fremdenstromes auf einige Monate würde diese Heißsporne bald von der Unentbehrlichkeit der deutschen Sprache überzeugen.

* * *

In der Schweiz besteht seit zwei Jahren ein deutsch-schweizerischer Sprachverein, der sich zur Aufgabe gemacht hat, in der Öffentlichkeit das Recht der deutschen Sprache gegen Anmaßungen von welscher Seite zu verteidigen. Der Verein hat jetzt seinen 2. Jahresbericht herausgegeben der mit erfreulicher Deutlichkeit die Deutschschweizer darauf hinweist, daß sie nur einfach auf denselben Standpunkt wie ihre welschen Eidgenossen sich zu stellen brauchen, um irgendwelche Benachteiligung der deutschen Sprache zu verhindern. Der Verein hat mit ver-

schiedenen seiner Eingaben bereits Erfolge erzielt, so bei der Telegrahenverwaltung und den Verlegern der verbreitesten Fahrpläne und kaufmännischen Adreßbücher. Auch im Betriebe der Bundesbahnen ist jetzt verfügt worden, daß die überwiegend deutschen Orte mit deutschen Stationsnamen zu bezeichnen sind. Bezeichnend ist, daß dieser unpolitische Sprachverein von welscher Seite sofort auf das heftigste befehdet worden ist, obgleich er für die deutsche Sprache nichts weiter verlangt, als was der französischen Sprache in der Schweiz schon längst zugestanden ist. Der welsch-schweizer Sprachverein, der sich für die französische Sprache dasselbe Ziel gesetzt hat, wird sich einer Vereinigung anschließen, die das gesamte französische Sprachgebiet, selbst das in Kanada, umfaßt, hat also gar keinen Grund, irgendwelche politische Motive dem deutschschweizer Sprachverein auch nur im entferntesten vorzuwerfen. Die Verhältnisse in der Schweiz liegen ja so, daß mit Erfolg nur ein rein schweizer Verein für die deutsche Sprache und die Erhaltung des Deutschtum in der welschen Schweiz arbeiten kann, da ja leider jede Unterstützung und Agitation vom Reiche aus sofort falsch ausgelegt wird, als ob eine spätere Annexion der Schweiz beabsichtigt wäre. Sehr richtig bemerkt der deutschschweizer Sprachverein hierzu, daß eine derartige politische Gefahr für die Schweiz nur dann denkbar wäre, wenn eben die welsche Sprache immer mehr vordränge und die Reichsdeutschen befürchten müßten, von Süden her von dem Franzosentum umfaßt zu werden. Dann könnte für das deutsche Reich die Notwendigkeit eintreten, in der Schweiz politisch einzuschreiten, nie aber, solange das schweizer Deutschtum als neutrales Bollwerk an unserer Südgrenze erhalten bleibt. Der deutsch-schweizerische Sprachverein zählt gegenwärtig erst 77 Mitglieder, das ist noch wenig, immerhin schon die doppelte Zahl gegenüber dem Vorjahre. Wie das Verzeichnis der Mitglieder ausweist, sind es durchweg Männer, die geeignet sind, geistige Führer ihrer deutschen Eidgenossen zu sein. Möge es dem schweizer Sprachverein gelingen, dem Generalstab den er jetzt organisiert hat, auch ein zahlreiches Heer von Mitkämpfern zu gewinnen!

* * *

Das Deutschtum in **Rußland** hat andauernd schwere Zeiten zu bestehen. In der neuen Duma ist es nur durch 3 Abgeordnete vertreten. Gegen die baltischen Deutschen wird von lettischer Seite nach wie vor in rücksichtsloser Weise gehetzt. In Petersburg erscheint jetzt eine eigene Zeitung, in der die Letten ihre Angriffe gegen die Deutschen der Ostseeprovinzen in die schärfste Form kleiden. Der deutsche Rittergutsbesitzer, der Pastor, der Lehrer, der Fabrikant wie der Gewerbetreibende werden in jeder Weise herabgesetzt, um die Deutschen in der russischen Öffentlichkeit zu verdächtigen und die Letten, die eigentlichen Träger der revolutionären Bewegung in den Ostseeprovinzen, den Russen zu empfehlen. Daß den Deutschen dabei Hochverrat gegen den russischen Staat vorgeworfen wird und ihr Selbstschutz, den sie gegen die aufrührerischen Banden eingerichtet haben, als Vorstufe einer militärischen Organisation zum Zwecke des Abfalls von Rußland hingestellt wird, soll die Russen ganz besonders gegen die Deutschen einnehmen. Die Deutschen der Ostseeprovinzen lassen aber trotz der traurigen Erfahrungen in den letzten Jahren den Mut nicht sinken. Seitdem die russische Regierung ihre Russifizierungspolitik eingeschränkt hat, ist es den Deutschen wieder möglich geworden, in umfassenderer Weise selbst für ihre Kulturbedürfnisse zu sorgen. Deutsche Vereine sind überall in den Ostseeprovinzen ge-

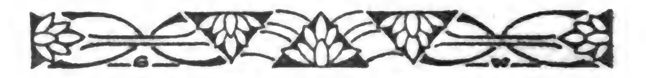
bildet worden, um einen festen Mittelpunkt für die Zusammenfassung des Deutschtums zu geben. Ein ganzes Netz von deutschen Volks- und Bürgerschulen wird in den Landstädten wieder errichtet. In Kurland hat die Ritterschaft auch zwei deutsche Gymnasien in Mitau und Goldingen wieder eröffnet, um den Kindern der oberen Schichten, die ja vorwiegend deutsch sind, eine ihrer Stellung entsprechende Bildung angedeihen zu lassen. Auch in Riga ist ein deutsches Gymnasium mit Realschule neu gegründet worden, da dort die städtischen höheren Schulen russifiziert worden sind. In Esthland hat die Ritterschaft in Reval die Ritter- und Domschule wieder eröffnet, die nach mehr als 600 jährigem Bestehen vor 14 Jahren geschlossen werden mußte, damit sie nicht der russischen Unterrichtsverwaltung in die Hände fiel. Volkstümliche Vorlesungen, Konzerte und Vorstellungen werden namentlich in Riga gepflegt. Noch in diesem Jahre soll auch mit Unterstützung des gesamten Deutschtums der Ostseeprovinzen ein deutsches Lehrerseminar eröffnet werden. Dazu kommen Maßnahmen zur wirtschaftlichen Hebung der deutschen Bevölkerung, namentlich des Handwerkerstandes: Wanderbüchereien, Lesehallen, Kranken- und Sterbekassen usw. Der Erfolg dieser neuen deutschen Vereine scheint sehr erfreulich zu sein. In Riga sind allein in 7 Monaten 10000 Mitglieder der dortigen Ortsgruppe beigetreten, was bei einer Bevölkerung von 65000 Deutschen in der gesamten Stadt ein sehr großer Teil aller dort lebenden Deutschen ist. Auch in Petersburg ist ein deutscher Verein gegründet worden, dem sich ein gleicher in Moskau anschließen soll.

Recht unerfreulich lauten dagegen die Nachrichten aus Polen, wo die letzte Volkszählung noch 407000 Deutsche, darunter fast 56000 Reichsdeutsche ermittelt hat, Ziffern, in denen die Zahl der deutschsprechenden Juden nicht inbegriffen ist. Während sonst inmitten der slawischen Umgebung das evangelische Bekenntnis die Deutschen vor Slawisierung zu schützen pflegte, geht in Polen leider die deutsche evangelische Geistlichkeit direkt auf die Polonisierung des Deutschtums aus. Nach einem ausführlichen Bericht des Petersburger „Herold" über die Lage in Polen sind in Warschau in den evangelischen Volksschulen noch 80 v. H. der Kinder deutsch. Bisher mußte in diesen Schulen russisch unterrichtet werden. Als nunmehr die Wahl der Unterrichtssprache freigegeben wurde, suchte der Vorsteher dieser Schulen, ein evangelischer Pastor, die polnische Unterrichtssprache einzuführen, ein Ansinnen, das aber glücklicherweise der Kurator der Schulen zurückwies. Das evangelische Waisenhaus in Warschau ist von dem evangelischen Generalsuperintendenten völlig entdeutscht worden, dort ist es den deutschen Kindern sogar verboten worden, deutsch zu reden. Der Versuch eines anderen evangelischen Pastors, des Sohnes eines deutschen Lehrers, auch in den Kantoratsschulen die polnische Sprache einzuführen, ist glücklicherweise vereitelt worden. Deutsche Geistliche aus den baltischen Provinzen, die in deutsch-evangelische Gemeinden Polens kommen, werden von ihren dortigen Amtsbrüdern sehr wenig liebenswürdig behandelt. Diese sind ganz in dem Bann der polnischen bürgerlichen Kreise befangen und führen bewußt in ihr Haus das Polnische als Umgangssprache ein. In der Kirche ist dadurch schon unabsehbarer Schaden angerichtet worden. Der amtliche Verkehr der Geistlichen erfolgt in polnischer Sprache, und für die öffentliche Synode hat der Generalsuperintendent die polnische Sprache eingeführt. Ebenso erfolgt die Ordination der Predigamtskandidaten auf polnisch. Selbst in Lodz, das mit 67000 Deutschen nach der

letzten Volkszählung überhaupt die größte Zahl Deutscher unter allen russischen Städten hat, ist seitens des dortigen Pastors einmal monatlich polnischer Gottesdienst eingeführt worden. Die evangelischen Bauerngemeinden wehren sich erfreulicherweise vielfach dagegen. Als der Generalsuperintendent auf einer Visitationsreise in einem deutschen Dorfe auch eine polnische Rede im Nachmittagsgottesdienst hielt, stand plötzlich ein Bauer auf und ging mit den Worten: „Ich bin ein Deutscher" hinaus, worauf in wenigen Minuten alle übrigen Gemeindemitglieder die Kirche verlassen hatten. Hier würde sich für unsere deutschevangelischen Vereine eine sehr dankbare Aufgabe bieten, vermittelnd und helfend einzugreifen, um zu verhindern, daß die deutschen Gemeinden Polens durch ihre eigene Geistlichkeit slawisiert werden.

Die Zahl der Deutschen nach der letzten Volkszählung von 1897 ist im vorigen Jahre an dieser Stelle bereits des Näheren angegeben worden. Jetzt liegen auch Angaben über die soziale Gliederung der Deutschen Rußlands vor. Danach finden von den 1 790 489 Deutschen Rußlands noch 1 033 382, d. i. 57,7 v. H., den Lebensunterhalt durch die Land- und Forstwirtschaft. Für diese kommen vor allem die großen Bauernkolonien an der Wolga, in Südrußland und Wolhynien in Betracht, die zusammen etwa 940 000 Deutsche umfassen, also die Hälfte des gesamten Deutschtums in Rußland. Von der Industrie leben 375 953, d. i. 21 v. H., Bediente und Arbeiter sind 112 453, d. i. 6,3 v. H., Handel und Verkehr beschäftigten 97 796 Deutsche, d. i. 5,5 v. H. Verhältnismäßig sehr groß ist die Zahl der Rentner und Nutznießer (61 898 = 3,5 v. H.). Im Kirchen- und Schuldienst und in den freien Berufen sind 45 722 Deutsche beschäftigt. Als Beamte im Heer und der Flotte finden wir 34 670 Deutsche. In diese Zahlen sind die Familienangehörigen stets eingerechnet. Nach den Gesellschaftsklassen entfällt die große Mehrzahl, nämlich 1 266 102 = 70,7 v. H. auf den Bauernstand, der also unter den Deutschen Rußlands nicht allzuviel schwächer vertreten ist als unter den Russen selbst. Die übrigen gehören zum größten Teil (324 471 = 18,1 v. H.) der Klasse der Stadtbürger an, 24 854 besitzen den erblichen Adel, 17 134 den persönlichen und Amtsadel. Die Kaufleute sind mit 11 768 Köpfen vertreten, worunter hier in der Hauptsache nur die Inhaber größerer Geschäfte zu verstehen sind, 2470 gehören der Geistlichkeit an, 128 857 = 7,3 v. H. sind nichtrussische Staatsbürger und deshalb in diese genannten russischen Gesellschaftsklassen nicht eingereiht. Auch in diesen Ziffern ist überall die Zahl der Angehörigen inbegriffen. Deutsche Reichsangehörige leben insgesamt 158 106 in Rußland, über ⅓ davon entfallen auf Polen, ein noch etwas größerer Teil auf das innere Rußland, 24 278 auf Südrußland, 14 824 auf die Ostseeprovinzen. Unter den einzelnen Großstädten steht, wie erwähnt, nach der absoluten Zahl der deutschen Bevölkerung Lodz obenan (21,4 v. H. Deutsche), nach der relativen Zahl Riga mit 65 332 (= 23,1 v. H.) Deutschen. Die deutschen Reichsangehörigen sind am zahlreichsten in Petersburg mit 11 579 Köpfen vertreten. (Vgl. „Deutsche Erde" 1906, Heft 4, wo sich auch für die übrigen größeren russischen Städte die genaueren Zahlenangaben finden.)





Literaturgeschichtlicher Bericht.

Von

Arthur Sewett.

„Ich habe nicht im Sinne, meine Fehler zu verheimlichen; sie liegen in meinen Werken, werden noch klarer in meinen Briefen und am klarsten in der Geschichte meines Lebens liegen." So schrieb Adalbert Stifter im Jahre 1866 an Heckenast. Eine Sammlung von Briefen Stifters hat K. Dietrich jetzt in Amelongs Verlag, Leipzig herausgegeben, von dem Bestreben geleitet, jeden Ballast zu beseitigen und nur das stehen zu lassen, was für die Züge und dem Charakter des Dichters bestimmend ist. So tun wir in diesen Briefen einen tiefen Einblick in das Innenleben und Schaffen Stifters. Wir lernen den zart und sanft empfindenden Menschen kennen, der aber auch ebenso schonungslos wie intuitiv sicher Kritik zu üben wußte, der vor allem jedoch, wie es zahlreiche Äußerungen über seine eigenen Werke beweisen, in heiligem Ernste die kritische Sonde an seine eigenen Schöpfungen legte. Ja, auch als Politiker tritt uns der oft als weltfremde und weltabgewandte Sonderling gezeichnete Dichter entgegen, der in seinem unerschütterlichen Idealismus und in seinem maßvollen, vornehmen Konservatismus unter dem ihn niederschmetternden Eindruck der Ereignisse von 1848 eine gediegene Bildung als die beste Schutzwehr gegen alle Umsturztendenzen empfahl, der auch in seiner Stellung zur ungarischen Frage bewies, wie sicher er für die Politik und Kultur seines Vaterlandes das Richtige zu treffen wußte. Und wer ihn von einer ganz neuen Seite kennen lernen will, der lese seine von düsterer Glut erfüllten Briefe an seine heißgeliebte, ihm durch die Verständnislosigkeit ihrer Angehörigen entrissenen Fanny. Wenn wir in seinen „Studien" eine Abneigung gegen alles leidenschaftliche Empfinden zu bemerken glaubten, so werden wir um so erstaunter hier den ausbrechenden Vulkan in des Dichters Brust erkennen. Überhaupt bietet der ganze Briefwechsel mehr seelisch-menschliches als literarisch-künstliches Interesse. Als jener schlichte, edele, treue Mensch, dessen Wahlspruch hieß: „Wo ich nicht lieben kann, mag ich nicht leben," offenbart sich uns hier Stifter.

Und als schlichter und treuer Mensch zeigt sich uns ein anderer: Gottfried Keller in Albert Kösters sieben Vorlesungen (2. Aufl., B. G. Teubner, Leipzig). In einfacher Kürze wird der herbe, knorrige und doch so poesievolle Dorfromantiker, der in mehr wie einem Zuge Verwandschaft mit Stifter zeigt, in seinem Wesen und Wirken analysiert. Seine Beziehungen zu Jean Paul, Möricke, Storm und C. F. Meyer werden behandelt. Obwohl diese Vorlesungen nach der Kellerbiographie desselben Verfassers wesentlich nichts Neues bringen, erscheinen sie doch nach des Verfassers Worten „nach Kräften herausgeputzt" und geben manche Anregung. Wie fast alle großen Männer war auch der „Shakespeare der Novelle" kein glücklicher Mensch. Über seinem Leben und jeder Freude, die es spendete, lag jene stille Grundtrauer, die der genialen Natur eigen ist.

Mit Keller befaßt sich in anderer Weise ferner ein mir bisher nicht bekannter Autor Paul Brunner: „Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik" (Zürich, Orell Füßli).

In einer sehr gewissenhaften Ausführlichkeit werden in einer Sammlung aller erreichbaren Varianten jede Änderung, jede Streichung vorgeführt, die Keller im Laufe der Jahre je an seinen Gedichten vorgenommen. Wer sehr viel Zeit und sehr viel Keller-Fanatismus hat, mag sich in dies Buch und in die Technik Kellerscher Lyrik vertiefen.

Und schon wären wir wiederum bei der Modernen! Da ist in erster Reihe erwähnenswert die in zweiter Auflage erschienene Gerhart Hauptmann-Biographie von Adolf Bartels (Emil Felber, Berlin 1906). Nach flüchtigem Lebensabriß läßt sie in klarer Entwicklung die Werke Hauptmanns vor uns entstehen, schält mit hervorragendem Geschick aus allem Mystizismus von Allegorie und Märchen den Kern der Dichtung heraus und sucht in durchaus sachlicher Kritik diesem über alles Maß vergötterten Dichter gerecht zu werden. Gerhart Hauptmann hat sich in letzter Zeit zu oft als wenig glücklicher Dichter und Nachdichter erwiesen, hat in seinem letzten Werk, dem Lustspiel: „Die Jungfern vom Bischofsberg" so ganz und gar nicht den Durchschnitt eines konventionellen Theaterstücks überschritten, daß er seinen Verehrern selbst nicht mehr als die jenseits von Lob und Tadel stehende Größe an sich erscheinen kann und die zweite Auflage des Bartelschen Buches mit seinem besonnen nüchternen Urteil kaum auf den entrüsteten Widerstand stoßen wird, dem die erste in der Hauptmann-Gemeinde ausgesetzt war. Ein wenig pedantisch, auch nicht künstlerisch fein wirkt es, wenn der Verfasser bei jedem Drama Hauptmanns ein sogenanntes „Keim- oder Patenstück" nachweisen will, ja, in diesem Bemühen kommt er auf oft etwas sehr entlegene und unwahrscheinliche Schlüsse.

Halte ich diesem Werke als Ganzem jedoch mit ehrlicher Anerkennung nicht zurück, — was soll ich zu jenem anderen, eben aus Bartels Feder entstandenem sagen, in dem er auf 130 großen Buchseiten alle über seine hier auch ausführlich besprochene Heinrich Heine-Biographie erschienenen Kritiken und Schmähbriefe zusammenstellt, um nun seinerseits nach Goethes Losung: „Wer das Recht auf seiner Seite hat, muß derb auftreten" mehr als derb gegen diese zu Felde zu ziehen? Was soll ich sagen, wenn er diesem Schmähbuche die vornehmen Worte Henrik Ibsens an Georg Brandes an die Spitze stellt: „Was nun die Agitation gegen Sie betrifft, die Lügen, Verleumdungen usw., so will ich Ihnen einen Rat geben, der, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, probat ist: Seien Sie vornehm! Vornehmheit ist die einzige Waffe gegen so etwas. Blicken Sie gerade aus; erwidern Sie nie ein Wort in den Zeitungen." Sollen diese Worte eine Ironie sein? Sollen sie komisch wirken, indem der Verfasser nun just das Gegenteil von dem zu tun unternimmt, was sie fordern? Nein, gar nichts will ich fragen und sagen. Ja, Eines doch, nämlich dies, daß Bartels seiner Sache, seiner literarischen Stellung, seinen Anhängern einen schlechten Dienst mit diesem in jeder Beziehung wertlosen Buche geleistet hat. Bei aller Anerkennung, die Adolf Bartels in dieser Zeitschrift heute und immer zuteil geworden, erfordert kritische Pflicht, kritische Gerechtigkeit dies auszusprechen. („Heine-Genossen". C. A. Kochs Verlag, Dresden und Leipzig.)

Erwähne ich, daß noch ein drittes Buch aus der Feder desselben Verfassers vorliegt, eine eingehende, feinsinnige und interessante ästhetische Würdigung des bedeutenden, so früh und so tragisch gestorbenen plattdeutschen Dichters Fritz Stavenhagen (derselbe Verlag), so tue ich es gleichwohl mit dem ernsten Wunsche,

den rastlos tätigen Mann vor zu hastiger Produktion zu warnen, die für niemand gleich große Gefahren bringt wie für den Literarhistoriker.

* * *

Beiträge zur zeitgenössischen Literaturgeschichte bringt ferner Walter Müller-Waldenburg in seiner Monographie „Joseph Lauff“, die auf eine Glorifizierung des geschickten Epikers und höfischen Dramatikers hinausläuft und auf literarischen Wert keinen Anspruch erheben darf (Stuttgart, Strecker und Schröder). Von größeren, nationalen und ethischen Gesichtspunkten aus, zugleich im organischen Zusammenhang mit der Entwicklung der russischen Geschichte und Literatur behandelt Hans Oswald das Werden und Wirken Maxim Gorkis (Bard, Marquardt und Co., Berlin).

Dem modernen ausländischen Dichter stellt Alfred Kerr in seiner „Schauspielkunst“ („Die Literatur“. Derselbe Verlag) moderne, gleichfalls meist ausländische darstellende Künstler gegenüber, deren Eigenes er fein nachfühlend wiederzugeben weiß.

Neu und eigenartig ist der Versuch des Staatsanwaltes Wulffen in Dresden, der ein klassisches und ein modernes Drama: Schillers „Räuber“ und Ibsens „Nora“ kriminal-psychologisch und psychopathologisch betrachtet (Karl Marhold, Halle a. S.). In beiden Studien unternimmt der Verfasser die Analyse der Hauptcharaktere, hier der „Nora“, dort des Karl und Franz Moor auf psychopathologischer Grundlage nach den Ergebnissen der modernen Wissenschaft. Wie er die Söhne des alten Moor als erblich belastete Sprößlinge der Entartung entwickelt und beider Eigenart, eingeborene Bosheit bei dem einen, politischer Größenwahn bei dem anderen aus dieser erklärt, so werden auch die widerspruchsvollen Charaktereigenschaften Noras aus der ihr angeborenen und angeerbten Hysterie überzeugend nachgewiesen. —

Blieben noch einige sprachwissenschaftliche und philosophische Werke: das kurze, aber feinstilig und inhaltsklar geschriebene: „Unser Deutsch“ von Friedrich Kluge (Queller und Meyer, Leipzig), das in geistvollen Vorträgen und Aufsätzen in die Probleme des Werdens und Wesens unserer Muttersprache einführen will, Kamerers „Philosophie und Naturwissenschaft“, das dem Bedürfnis nach philosophischer Behandlung naturwissenschaftlicher Fragen in anregender Weise entgegenkommt (Kosmos, Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart) und Johannes Schlaf, „Kritik der Taineschen Kunsttheorie“ (Akademischer Verlag, Wien und Leipzig), das, die hohe Bedeutung der Ästhetik Taines anerkennend, dennoch ihre Einseitigkeit und ausschließliche Herrschaft auf dem Gebiete der modernen Kunsttheorie voller Schärfe nachzuweisen sucht und sich mit dem Begriffe und Wesen der Individualität, vor allem der religiösen Individualität auseinandersetzt.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an den Herausgeber **Prof. Dr. Otto Hötzsch in Posen, Mühlenstr. 6,** alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten, insbesondere auch die Sendungen von Besprechungsexemplaren, an den **Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Posen.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

Begründet von Julius Lohmeyer

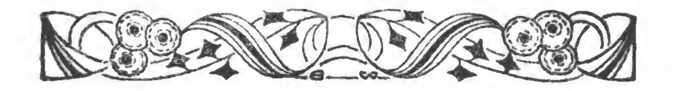
Herausgegeben von Professor Dr. Otto Hötzsch.

Sechster Jahrgang

Juli 1907 Heft 10

M. R.: Der Tag des Lebens. Leitspruch 433
Gustav Falke: Lütt Anna. Novelle 433
Carl Peters: Entnationalisierungssucht bei Deutschen 451
Prof. Dr. Otto Hötzsch in Posen: Amerikanische Eindrücke 460
Börries, Freiherrn von Münchhausen: Königsglaube. Ballade 479
Pfarrer Karl König in Bremen: Der Monismus 480
Ernst Oldwig: Des Knaben Lied. Gedicht 498
Otto Haendler: Giosue Carducci 499
Friedrich Swart: Die bevorstehende Wendung in der preussischen Ostmarkenpolitik 513
Hermann v. Blomberg: Stunden der Stille. Aphorismen . . 525
Pastor Alexander Faure in Witzenhausen: Deutsches Bauernleben im Zarenreich 527
Bücherschau 540
Paul Friedrich in Berlin: Theodor Körner. Eine literarische Revision 541
Professor Dr. Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik 546
Wilhelm von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik 553
F. v. Pritzbuer: Weltwirtschaftliche Umschau 559
Otto Siebert: Neue philosophische Literatur. IV. Rud. Eucken, „Grundlinien einer neuen Lebensanschauung“ (Leipzig, Veit & Comp.); derselbe, „Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart“ (Berlin, Reuther & Reichard); derselbe, „Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt“ (2. Aufl., Leipzig, Veit & Comp.); O. Siebert, „Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel“ (2. Aufl., Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht); derselbe, „Die Religionsphilosophie in Deutschland in ihren gegenwärtigen Hauptvertretern“ (Langensalza, Beyer & Söhne); derselbe, „A. Schopenhauer“ I (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer); W. R. Boyce Gibson, „R. Euckens Philosophy of life“ (London, A. & Ch. Black); O. Kästner, „Sozialpädagogik und Neuidealismus“ (Leipzig, Roth & Schunke); Vitalis Norström, „Das tausendjährige Reich“ (Leipzig, Dieterich); Hermann Siebeck, „Zur Religionsphilosophie“ (Tübingen, Mohr); G. Roß, „Das Gewissen und das sittliche Grundgesetz“ (Stade, A. Pockwitz); Chr. Muff, „Idealismus“ (4. Aufl., Halle a. S., R. Mühlmann); E. L. Fischer, „Überphilosophie“ (Berlin, Paetel); E. Westermarck, „Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe“ (Leipzig, Klinkhardt); W. Rein, „Grundriß der Ethik“ (2. Aufl., Zickfeldt, Osterwieck a. H.); Wilhelm Jerusalem, „Gedanken und Denker“ (Wien und Leipzig, Braumüller) und „Der kritische Idealismus und die reine Logik“ (ebenda); Kuno Fischer, „Kants Leben und die Grundlagen seiner Lehre“ (Heidelberg, Winter) und „Das Verhältnis zwischen Willen und Verstand im Menschen“ (ebenda); W. Kinkel, „Geschichte der Philosophie“ I (Gießen, Töpelmann); A. Hansen, „Haeckels Welträtsel und Herders Weltanschauung“ (ebenda) 567

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Firma Aug. Scherl, G. m. b. H. in Berlin bei, betr. „Internationale Wochenschrift“.



Der Tag des Lebens.

„Du wandelst früh im Morgenrot,
Zum Quell der Weisheit hin.
Des Tags zu wirken ist Gebot
Dem tatendurst'gen Sinn.

Doch wenn dich schmückt des Lorbeers Reis,
Der Abend läd't zur Ruh,
Dann segnest du des Enkels Fleiß
Und sprichst: „Nun baue du!“

M. R.

Lütt Anna.

Novelle
von
Gustav Falke.

Sie war die jüngste „Deern“ auf dem Hof. Sie zählte zu den Meiereimädchen, von denen freilich nur zwei da waren: sie und die schwarze Susanna Czibulka, die „Polsche“, die aber mit ihrem Taufschein gegen diese Bezeichnung protestieren konnte; sie war aus Schlesien, freilich von der Grenze.

„'n Polack büst du doch,“ sagte Paul Reese, der zweite Knecht, wenn er sie ärgern wollte, und alle nannten sie kurz weg die „Polsche“. Es half ihr nichts.

Lütt Anna aber war eine rechte und echte Holsteinerin, auf dem Gute geboren und allmählich in ihre jetzige Stellung hineingewachsen. Sie war nun achtzehn Jahre alt, mit weichen, gewandten Bewegungen, anstellig und sauber, was die Polsche nicht war. Lütt Anna hieß sie von klein auf, und trotzdem sie jetzt ein gutes Mittelmaß hatte, blieb ihr der Name als Ausdruck der allgemeinen Zuneigung.

Seitdem die Milch frisch vom Feld weg verkauft wurde — die immer näher rückende Stadt schickte ihre Aufkäufer —, gab es nicht mehr viel zu meiern. Es blieb nur die Milch zurück, die man in der Wirtschaft brauchte. So hatten denn die beiden Meiereideerns, die ihren Titel nur noch nach altem Herkommen führten, auch allerlei andere Arbeiten zu verrichten, in Haus und Garten, auf Hof und Feld.

Lütt Anna, als die anstelligste, war zugleich Hausmädchen, und wenn sie mittags der Herrschaft das Essen auftrug, sah sie in ihrem hellen Kattunkleid mit den bloßen Armen ganz wie eine Hamburger Köksch aus, was Jochen Söhl, der das wissen mußte — er steht bei den 76gern — bestätigt hat. Niedlich und appetitlich sah Lütt Anna aus, wie jedes Mädchen es sollte, das lecker bereitete Speisen auf ein sauberes Linnen vor uns hinstellt.

Sie hatte helle, freundliche, holsteinische Blauaugen, ein rundes frisches Gesicht, aber mehr zarter Farbe, was zu ihren blonden Haaren gut stand. Ihre Nase war nicht das schönste an ihr, sie war etwas kurz und breit und, wenn Lütt Anna aus der heißen Küche kam, an ihrer rundlichen Spitze gewöhnlich ein wenig gerötet. Aber sie hatte so etwas unschuldiges, kindliches, so etwas rührend unfertiges, daß man auch dieser Nase gut sein mußte, ebenso wie dem kleinen weichen, kindlichen Mund, um dem herum alles, was Lütt Anna an jugendlicher Dummerhaftigkeit in sich beherrbergte, zu nicht weniger rührendem Ausdruck kam.

Wir sagen Dummerhaftigkeit, weil Dummheit zu scharf, zu ungerecht wäre. Wenn wir Lütt Anna anstellig und gewandt genannt haben, so beruht das auf Wahrheit, wie alles, was wir von Lütt Anna berichten. Von den beiden Meiereideerns, und von noch einer Menge anderer Deerns zwischen Seebeck und Sierhagen, war sie durchaus die Klügste. Aber das bißchen Dummerhaftigkeit, was nach des Verwalters Ansicht in jedem Mitglied des schwächeren Geschlechts steckte, war auch in ihr. Und das verrieten nicht, wie es doch gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, die Augen, sondern einzig der Mund, den sie gern ein bißchen offen stehen ließ; nicht viel, aber doch so weit, daß der Verwalter ihr mal zum Spaß seinen kleinen Finger dazwischen schob.

Da wurde Lütt Anna aber böse. Zuerst freilich lachte sie ganz verschämt und drehte sich verlegen ab. Doch als „Er“ weg war, spuckte sie dreimal kräftig aus und wischte sich mit dem Handrücken den Mund.

Es war aber auch in jeder Hinsicht ein unerhörtes Stück vom Verwalter, von ihm, der in der ganzen Gegend als Weiberfeind bekannt war, der ganz lächerliche Reden führte und sie mit lächerlichen Bewegungen seiner großen Hände begleitete, wenn er auf das Weibervolk zu sprechen kam.

„De hebbt dat god uppe Welt,“ pflegte er von den Frauen zu sagen. „Een Dag backt se Brod un'n annern Dag eet se't up“.

Und die Jungen, die Deerns? Er brauchte nur auf seine beiläufige Art „de Deerns“ zu sagen, und man wußte, was er von ihnen hielt.

Und nun ließ er sich auf solche Weise mit Lütt Anna ein.

Wie gesagt, dreimal spuckte sie kräftig aus, und wir können ihr das nicht verdenken. Aber wenn wir gerecht sein wollen, so dürfen wir den Verwalter nicht zu hart verdammen.

Ungehörig war es ja, aber war nicht am Ende Lütt Annas Mund gar zu verlockend zu dieser Ausschreitung? Er war es. Da waren zwei weiche schwellende Lippen, einladend geöffnet, ohne Wächter; im Gegenteil, das bißchen Dummerhaftigkeit, was sich da herumtrieb, verführte noch zu unbedachten Streichen. Überdenkt man die Möglichkeiten, es hätte sich noch ganz etwas anderes ereignen können. Viele werden wissen was.

Jochen Söhl zum Beispiel wußte es. Aber Jochen Söhl war in Hamburg bei den 76gern, und sein Wissen nutzte ihm nicht viel. Aber immerhin hatte er sein Wissen aus der Erfahrung. Und es war bekannt, daß Jochen jede Woche einen liebevollen Brief an Lütt Anna schrieb, den der Postbote mit einem verständnisvollen Augenzwinkern abgab.

„Lieber süßer Schatz, nu bin ich bald wieder bei Dich. Nächstes Jahr um die Rappsaat, weist Du woll noch? Bleib mich treu, ich bleib Dich auch treu. Es ist sehr heiß hier und der Dienst gefällt mich garnich."

Das stand im letzten Brief. Und da die Rappsaaternte gerade wieder an die Tür klopfte, hatte Lütt Anna also noch ein Jahr Zeit, bis Jochen Söhl den Lohn seiner Treue einzufordern kam. Denn das hatte er in seinem unbeholfenen Brief ausdrücken wollen.

Daß ihm der stramme Dienst bei der Hitze gar nicht gefiel, war ihm zu glauben. Heiß war es aber auch auf Seebeck, auf Hof und Feld, und auf strammen Dienst hielt der Verwalter auch. „He föhrt 'n höllsch Regiment, so knickerbeen as he utsüht," sagte die Mamsell und wollte ihm damit ihre Hochachtung ausdrücken.

Aber es mußte doch auszuhalten sein unter seinem Regiment. Wie wäre Hinrich Kröger sonst immer so vergnügt? Ei, wie einer bei der Hitze noch so ein fröhliches, lachendes Gesicht zeigen kann! Der muß eine grundfröhliche Natur haben, und jung muß er sein und keine Sorgen darf er haben, anders als wie er seine Arbeit möglichst beschafft, ohne mit dem Verwalter aneinander zu geraten, und dann die Sorge für seine Pferde.

Das sind Sorgen, an denen ein junges Gemüt nicht allzu schwer trägt. Und Hinrich Kröger tat es auch nicht. Er wusch sein rundes, sonnenverbranntes Gesicht mit den pfiffigen braunen Augen und dem weichen Flachshaar dreimal am Tag über dem Stalleimer, und führte

dann ein blankes, frisches, lachendes Antlitz spazieren, daß es eine Lust war, es anzusehen.

Dann pfiff er gewöhnlich die ersten paar Takte des „Düppelstürmers", gleichsam als Signal, daß er da sei.

Ganz hat ihn nie jemand den Marsch pfeifen hören. Er hat's auch wohl nicht gekonnt. Was er aber von Anfang bis zu Ende konnte, das war:

„Du, du liegst mir am Herzen,
Du, du liegst mir im Sinn,
Du, du machst mir viel Schmerzen,
Weiß nicht wie gut ich dir bin."

Hierbei pfiff er dann immer das „Du, du" mit einem besonderen Stoß heraus, versah es gleichsam mit einem kleinen Vorschlag, wohingegen er den letzten Takt „weißt nicht wie gut ich dir bin" gefühlvoll langsam nahm und seine ganze Seele hineinlegte.

„Din oll dummerhaftiges Pfeifen!" schalt Peter Martens, der Großknecht. Und Peter Buck der Kuhknecht meinte: „Is all dat ganze Fröhjahr nich een Nachtigal wesen. He hett se all schu makt."

Dann ging Hinrich lachend aus dem Stall und schmetterte seinen Marsch, daß man es auf dem ganzen Hof hörte. Er pfiff eben, wenn es ihm beliebte, und hörte auf, wenn er nicht mehr mochte. Aber es war sonderbar und mußte zu denken geben — nie pfiff er den Düppelstürmer, wenn Lütt Anna in der Nähe war, oder auch nur von ferne sich blicken ließ. Hatte er ihn zufällig angestimmt, sofort brach er ab und ging zu seiner zweiten Weise über: „Du, du liegst mir am Herzen."

Sonderbar war es, und es mußte den klügeren unter den Knechten bald auffallen, und die teilten es den dümmeren als schöne Entdeckung mit. Und auch Lütt Annas Dummerhaftigkeit war nicht derart, daß sie gedankenlos diese innige Melodie mit den gefühlvollen Verzierungen auf dem „Du, du" in sich aufgenommen hätte.

Vielmehr trat sie oft, wenn Hinrich sie kaum gewahr geworden, schnell wieder hinter eine schützende Mauer oder einen bergenden Busch zurück, wo sie ungesehen erröten und so lange an ihrer Schürze oder einem Blatt zupfen konnte, bis sie ihre Verlegenheit überwunden hatte.

So warf Hinrich Kröger mit gespitztem Munde sein klingendes Netz nach Lütt Anna aus, und ihr ratloses Hin- und Herfahren gab zu schweren Bedenken Anlaß, ob sie sich nicht vielleicht rettungslos gefangen fühlte, oder noch einen Ausweg finden würde.

Wurde sie auch Hinrichs wegen oft geneckt, so war sie doch den gröbsten Anzapfungen entrückt, weil die beiden Meiereimädchen nicht mit

am Leutetisch aßen, sondern in der Küche, wo sie Mamsell Willers zur Hand gehen mußten. Die Polsche hatte ja freilich bei den Leuten aufzutragen, aber Lütt Anna stieg eine Treppe höher ins Herrschaftliche hinauf.

Mehr bekam Hinrich Kröger über sein „pfiffiges Verhältnis“ zu Lütt Anna zu hören.

„Wat wull du mit de Deern? Jochen Söhl ist di doch öwer, de kann de Trumpet blasen: Die Preußen haben Paris genommen,“ sagte Peter Buck beim Mittagessen, und alles lachte.

„Paris ist wiet aff,“ erwiederte Hinrich ruhig. „Düppel is neger bi.“ „Dor hest recht,“ knurrte Paul Reese, der zweite Knecht, ein kleiner untersetzter, struppiger Kerl. „Holl du di man an't nächste.“

„Dat sünd de Klümp,“ sagte Hinrich und holte sich den größten aus der Brühe.

„Utverschamt lett god,“ schalt Trina Maack. „Dat Klümpfatt is keen Düppler Schanz.“ „Ick nei all ut,“ gab Hinrich zurück. „Wenn so'n Kanonier sick up den Wall stellt, as du, dor löpt ganz Regiment vör weg. Wenn di man ankeekt.“ „Grönschnabel,“ schalt Trina. „Ja, Trina kann'n bang maken,“ sagte der Großknecht. „Aber Lütt Anna is man 'n schwak Festung.“

„Na, na. Schall all erst up ankamen,“ sagte Peter Buck. „Jochen Söhl will er frigen. Un hunnert Daler hett se all uppe Kaff.“

„Wat schall se woll.“

„He hett dat seggt.“

„Seggen kann he veel. Vör hunnert Daler kann he ok noch 'n anner Deern kregen.“

„Dat kann he.“

„Trina nimmt em forts vör föftig,“ sagte Hinrich.

„Eher as di vör dusend,“ war die prompte Antwort.

„Ja, dann holl di man an Lütt Anna,“ riet Paul Reese.

„He schall man von affbliven, dor kümmt nix bi rut. De een blast er wat, un de anner fleut er wat,“ mischte sich auch oll Peemöller, der Gärtner, ins Gespräch.

„Na, de Deern is nich so dumm as se utsüht.“

„Js se ok nich.“

„Un Hoor hett se ok uppe Teen.“

„Hett se ok.“

Peter Buck lachte laut auf. Jhm schien etwas köstliches einzufallen.

„Weet ji, wat se nilig vun em seggt hett? (mit „em“ meinte er den Verwalter). „De oll Teenstocher, sä se, un dorbi spi se so giftig ut, as harr se sick in Gedanken 'n Pris vun oll Weber sin Tobak in'n Mund, statt in de Näs stecken.“ „Datt 's nett vun er. Wat hett he in er Teen rum to stochern,“ sagte Hinrich Kröger, wischte seinen Löffel ab, legte ihn in die Schublade und stand auf.

„Du, du liegst mir am Herzen,
Du, du liegst mir im Sinn,
Du, du machst mir viel Schmerzen,
Weißt nicht wie gut ich dir bin“

sang Paul Reese mit einem ganz netten Tenor ihm nach.

„Weet ji worum de Hahn de Ogen to deit, wenn he kreit?“ fragte Trina Maaß anzüglich. „He will wis'n, dat he sin Lex ut'n Kopp kann.“

„Wat klock büst,“ sagte Paul Reese.

Hinrich Kröger aber ging über den Hof und pfiff den Düppelstürmer.

* * *

Der Verwalter hatte es eilig. Und ärgerlich war er auch. Sie wollten heute Rappsaat dreschen. Die Maschine stand schon seit gestern auf dem Felde. Es sollte zum ersten Male elektrisch gedroschen werden. Auf Sierhagen hatten sie es schon ausprobiert und konnten diese Neuerung nicht genug loben. Die unternehmenden Bauern von Alfdrade hatten die Maschine auf gemeinsame Kosten angeschafft und liehen sie nun an die benachbarten Höfe aus. Die ganze Nacht hatte der alte taube Detlev Pann „bi dat nimodsche Ding“ gewacht, und morgens um fünf Uhr war schon der Monteur zur Stelle gewesen.

Nun sollte es losgehen.

Der Verwalter hatte schlecht geschlafen, so regte ihn die Sache auf. Würde die Maschine sich auch bewähren? Die Sierhägener prahlten immer gern etwas.

Seit um vier Uhr war er schon auf den Beinen. Aber mit dem Tag begann auch der Ärger. Da war Fiken Mähl gestern Abend noch schnell mal über einen Futtereimer gefallen und hatte sich die Hand verstaucht, und Lene Möllersch, die Frau vom Tagelöhner Franz Möller an der Bachkoppel, die Tochter vom alten Detlev Pann, lag im Bett und hatte Fieber. Und es gab obendrein in diesem Jahr keine überzähligen Leute.

Der Verwalter war ärgerlich und schalt auf das Weibervolk. „Wenn's wat dohn schallt, sünd's krank. Un kieken können's alltosamen nich un falln bi helligen Dag öwer't Bodderfatt. Dummeriges Frugensvolk!“

Aber er mußte Leute haben, das half alles nichts. Dann mußten die Meiereideerns mit 'ran.

Susanna sollte im Garten arbeiten.

„Peemöller hett dat gistern Abend seggt," gab sie an.

Peemöller, der seinen Alterspostеn für seine siebzig Jahre noch ganz rüstig versah, hatte ein eingebürgertes Anrecht auf die Arbeitshände von Anna und Susanna. Aber heute hieß es:

„Ach wat, Peemöller möt ok mit to Feld. De ol Gorn het sach Tied."

Und Lütt Anna?

„Wenn't sin möt," sagte Mamsell. „Awer frogen Se Madam." Wenn der Verwalter Lütt Anna brauchte, sagte Madam nicht Nein. Lütt Anna war ihm also schon ausgeliefert.

Die Kranken waren wenigstens ersetzt.

Freilich — so junge dumme Dinger, wenn sie auch schneller und munterer waren als die tasige Fiken Mähl, die über ihre eigenen Füße fallen konnte, so waren sie doch eben junge dumme Dinger.

„Un dann geit das Kalwern und Juchhein an."

Der Verwalter streifte sogar Lütt Anna, statt befriedigt und dankbar zu sein, mit einem Blick, der deutlich sagte: „kann man sick mit so'n Düsseltüg afquälen."

Lütt Anna war es ganz gleich, mit welchen Blicken der Verwalter sie ansah, „de oll Gnitterklas". Sie bekam freundliche Blicke genug. Übrigens hatte sie gestern einen Brief von Jochen Söhl erhalten und trug ihn auf ihrem Busen bei sich. Sie hatte ihn beim Aufstehn noch einmal gelesen, er war zu schön diesmal. Auch einen so schönen Briefbogen hatte Jochen noch nie genommen, ganz mit Goldrand, und oben in der linken Ecke leuchteten zwei rote flammende Herzen von einen blauen Vergißmeinnichtkranz sinnig umgeben.

„Meine liebe Anna, herzlichst geliebter Schatz," schrieb Jochen. „Nu denk ich Tag und Nacht an Dir von wegen die Rappsaat. Du bist da woll mitten mang? Und was der Verwalter woll umgehen tut. Du mußt aber mehr schreiben, weil ich doch von nichts weiß und ich es doch gerne wissen möchte. Was macht Liesch und Bleß und Napoleon und die anderen all, und ist Paul Reese sein Fuchs wieder durchgekommen. Schreib mich doch allens indem ich Dich so herzlich lieb, daß ich es gern wissen möchte. Mein Hauptmann ist sehr nett zu mir und in der ganzen Kompagnie sind sie sehr nett zu mir.

Es grüßt Dich tausendmal

Dein heißgeliebter

Jochen Söhl."

Mit diesem Brief unter ihrer alten blauen Arbeitsbluse lachte sie Hinrich Kröger vergnügt an, als sie mit den anderen Frauen und Mädchen zusammen auf die Koppel kam. Und Hinrich lachte sie wieder an. Sein „Du, du liegst mir am Herzen“ konnte er aber nicht anbringen, denn der Verwalter stand in der Nähe, und der Herr selbst war auch draußen, um sich die erste Arbeit der neuen Maschine mit anzusehen. „Morgen, Anna“ sagte der. Sie stand ihm als Hausmädchen näher als die anderen. Er war gewohnt, sie jeden Morgen beim Kaffee freundlich zu begrüßen.

„Morgen, Herr,“ sagte sie ganz unbefangen.

„Wull di ook'n Daglohn verdenen?“

„Jo, Herr,“ lachte sie.

Das übrige Weibervolk riß die Augen auf und beneidete sie. Und Hinrich Kröger, der mit Paul Reese oben auf der Maschine stand, und das volle Stroh in den Trichter stieß, schielte vergnügt hin und begann den Düppelstürmer zu pfeifen, brach aber gleich ab.

Das war eigentlich eine ganz lustige Arbeit hier draußen. Anna war durchaus nicht böse, daß man sie herangekriegt hatte. Bei Mamsell in der Küche war es oft sehr langweilig, und Susanna war für gewöhnlich auch man maulfaul und schlampte so mürrisch durch den Tag. Heute freilich war auch sie anders.

Da waren zwei „Monarchen“, alte Kerle mit grauen Bärten, die schienen Gefallen an ihr zu finden und machten ihr den Hof.

„Bon jour, ma belle fille,“ sagte der eine. „Sie sprechen wohl kein französisch, mein Fräulein?“

Und der andere kniff sie in den Arm. „Mußt oui seggen, denn so versteit he di.“ Und sie kreischte etwas, was für oui gelten konnte, denn es hatte ihr weh getan.

Es war ein schöner klarer Tag, und mit der höher kommenden Sonne wurde es recht warm. Klapp klapp klapp — klapp klapp klapp, ratter ratter ratter ging die Maschine. Immer im Dreitakt. Das harte, steife Rappsaatstroh rauschte, wenn es oben in den Trichter hineingestoßen und hinten von der Maschine entkornt wieder ausgeworfen wurde. Unten aber rieselten die feinen braunen Körner in die offenen Säcke, die sich schnell füllten und strafften. Die ganze Maschine war in eine Staubwolke gehüllt, aus der die erhitzten Gesichter und die stakenden Arme von Hinrich und Paul dann und wann etwas klarer zum Vorschein kamen in der sie aber für gewöhnlich wie hinter einem durchsichtigen Nebelschleier verschwanden. Klapp klapp klapp, ratter ratter ratter ging es unaufhörlich, begleitet von dem surrenden und sausenden Geräusch der Riemen und Räder.

Liesch und Napoleon, die beiden geduldigen Braunen, wirbelten auch Staub auf, wenn sie das ausgedroschene Stroh hinter sich herharkten, dorthin, wo Detlew Pann und die beiden Monarchen das angefahrene wieder zu großen Diemen zusammenstakten.

So eine Maschine war doch etwas schönes. Halbe Arbeit gegen sonst. In einem Tag konnte man mit der ganzen Koppel fertig werden, wenn man sich ein bißchen tummelte, daß immer das Futter für den unausgesetzt fressenden Trichter bereit war. Anna und Susanna, mit roten Gesichtern und nackten Armen, reichten es hinauf, wo Hinrich Kröger und Paul Reese es in Empfang nahmen.

Das ging immer im gleichen Tempo: ein, zwei, drei, vier, ein, zwei, drei, vier. Auf die Gabel nehmen, hinaufreichen, abnehmen und in den Trichter stoßen. Kaum eine Pause. Immer ein, zwei, drei, vier.

Jeder hatte seine Arbeit. Die braune Saat floß gleich in die offenen Säcke; zugeschnürt und aufgeladen.

Hier sah Peter Martens, der Großknecht nach dem Rechten. Das waren die Geldsäcke. Es war Aussicht auf einen guten Preis in diesem Jahr.

Allerlei Jungvolk lief noch herum, hakte und stakte und drehte die Siebtrommel, in der das vorbeigefallene Korn noch einmal gereinigt wurde. Willi Klüt, der flachshaarige Bengel, stand auf der Harke, und trieb Liesch mit leichtem Schlag der Leine an, und Hans Böse, der gleichfalls flachshaarige Schlingel — das war er, denn er stahl Äpfel — ermunterte den manchmal etwas dusseligen Napoleon gewalttätiger mit Hü und Hott und fiel dabei zweimal von der Harke, auf die er sich breitbeinig hingestellt hatte. Aber Napoleon zog an und warf ihn um. Und die Deerns lachten ihn aus.

Ja, es war allerlei Lust und Kurzweil bei dieser Arbeit, trotz Sonne, Staub und Verwalter.

Ein gnitteriger Verwalter ist nichts angenehmes. Aber wenn er tüchtig ist und alles am besten weiß, darf er auch gnitterig sein. Fritz Bestmann — er trug seinen Namen mit Ehren — durfte es auch sein. Man ertrug ihn, wie die Sonne, der auch jedermann ihre Ehre gönnte, wenn sie einem auch manchmal eklig auf den Pelz schien, wie heute.

Um so willkommener ist dann die Frühstückspause, wenn sich alle im Schatten des hohen Strohdiemens lagern, und Braunbier und Kaffe die staubigen Kehlen wieder reinigen.

Hier am Strohdiemen war es, wo der „Franzos“ seine wunderbaren Geschichten von 1870 erzählte, von Bourbacki, den er Burrrbacki

ausſprach, man könnte es gut mit sechs x schreiben, und von Mars la Tour, was Lütt Anna immer als Marsch retour verstand. Hier war es, wo die beiden alten Stromer „französisch" miteinander sprachen, denn sie waren beide mit dabei gewesen und konnten hier ihre französischen Brocken gut und unbesehen an den Mann bringen.

Hier war es, wo der ältere von ihnen, Andreas Krüger, der Franzos, Trina Maack um ihre breite Taille faßte: „Söte Deern, donnez moi een Söten," und sie ihm mit einem Strohwisch über den Mund fuhr.

Und hier war es, wo dieselbe Trina Maack, die voll Rätsel und Schnurren steckte, Paul Reese fragte „Was ist dat?

Up uns grot Däl
Dor stat twe Pael,
Up de Pael steit en Buktonn
Up de Buktonn steit en Bükton
Up den Büktonn steit en Trechter,
Up den Trechter steit en Smecker,
Up den Smecker steit en Rüker
Up den Rüker stat twe Kiker
Un up de Kikers wast Gras."

„Dat is son Minsch as du büst" sagte Trina, als Paul Reese ihr Rätsel durchaus nicht raten konnte. „Un dat Gras, wat up din Kopp wast, is man all meist Rappsaatstroh." Und da stieß Paul Reese nach ihr, daß sie hinten über fiel und laut aufkreischte.

Das alles war hier. Und es war hier, wo Hinrich Kröger mit Lütt Anna auf seine Weise französisch sprach, indem er sie einfach umfaßte, und ihr einen Kuß gab, wobei Lütt Anna einen quietschenden, gedämpften Kreischer von sich gab und Jochen Söhls, des heißgeliebten, Brief mit dem flammenden Herzen unter der blausen Bluse arg zerknittert wurde.

Gesehen hatte es niemand, denn Hinrich und Anna saßen etwas abseits hinter dem Diemen, und die anderen hörten nur das unterdrückte Kreischen. Aber Paul Reese sang mit einmal ganz laut:

„Die Preußen haben Paris genommen,
Es werden bald bessere Zeiten kommen."

Und da kam Lütt Anna hinter dem Diemen hervor, schlug die Strohhalme von den Röcken und setzte sich neben Trina Maack.

„Na, lütt Deern, deit he di wat? fragte Peter Buck. „Kumm man beten to mi. Ick will di all wat vertellen."

„Will nix weeten," sagte Anna schnippisch. Ihre Backen glühten, aber sie sah gar nicht böse aus und warf dann und wann einen verstohlenen Blick über die Schulter.

Hinrich Kröger aber blieb hinter dem Diemen liegen und pfiff mit ungeheurer Schneidigkeit seinen Düppelstürmer.

Was in Lütt Annas Busen unter dem zerknitterten Brief Jochen Söhls vorging, darüber lassen sich nur Vermutungen aussprechen.

Sichtbare Tat aber war es, und daher mit Gewißheit wieder zu erzählen, womit Lütt Anna nachher den Dingen eine für Hinrich Kröger vorläufig schmerzliche Wendung gab.

Hinrich stand wieder mit Paul Reese oben auf der Maschine vor dem Trichter und stakte hinein, und Lütt Anna und die Polsche standen wieder unten und stakten hinauf. Und da geschah, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn Hinrich Kröger seine Augen mehr auf seine Arbeit als auf Lütt Annas glühendes Gesicht gerichtet, oder wenigstens das lustige Zwinkern dabei unterlassen hätte, wenn er Lütt Anna nun durchaus aus der Vogelschau beäugeln mußte. Aber dieses lustige Zwinkern, was lag nicht alles darin! Ein bißchen Bosheit, ein bißchen Spott, ein bißchen Übermut, ein bißchen Zärtlichkeit. Es war erstaunlich, was Hinrich mit so einem kurzen Zwinkern seiner lustigen Augen alles ausdrücken konnte. Lütt Anna stand dem aber offenbar ebenso ratlos gegenüber, wie Andreas Krügers Französisch, und verstand es falsch. Jedenfalls war sie ärgerlich und fuchtelte etwas heftig mit der Gabel nach oben, und eh Hinrich sich's versah, fuhr ihm das Ding zwischen die Finger, daß er laut aufschrie.

„Gott's Dunner!" rief er und schlenkerte die verwundete Hand hin und her.

„Deern, see di doch vör," schalt Paul Reese von oben herab. „Büst ja woll rein narrsch wurn."

Das half nun nichts, Hinrich mußte herab und sich die Hand verbinden lassen, und Lütt Anna bekam ihre „Ladung" vom Peter Martens. „Wat schall nu warrn? Hebbt so keen Lüe. Nu kann he (damit meinte er den Verwalter) man sülwst ruppkrupen."

„De ward di wat lachen," sagte Peter Buck.

„So'n Takeltüg von Deerns," schalt Peter Martens weiter.

„Wat kann ik davör," verteidigte sich Susanna.

„Holt Mul, Deern!"

Und die Polsche stakte achselzuckend weiter, denn die Arbeit durfte nicht still stehen, die Maschine wollt fressen, und Paul Reese war da oben schon ungeduldig.

„Deit weh?" sagte Lütt Anna mit ängstlichen Augen.

„Schall woll weh dohn," sagte Hinrich kurz. „Wat hantierst ok mit din oll dummerhaftiges Ding dor herum."

„Ik wull di jo nich drapen."

„Gah man erst to Hoff un lat di denn Schiet verbinnen," sagte der Großknecht. „Dat is jo'n orig Loch wurrn."

Lütt Anna standen beinah die Tränen in den Augen. Aber die Polsche rief schnippisch: „Schall ik hier alleen staken?" Und Hinrich Kröger stolperte schon, die verwundete Hand mit der anderen haltend, durch die harten Stoppeln dem Hof zu. Da griff sie wieder zur Forke.

Paul Reese konnte allein die Arbeit nicht bewältigen. Peter Buck mußte mit hinauf.

„Awer'n beten sinnig, jo?" rief er herunter. „Dat's jo rein lebensgefährlich hier baben."

■ ■ ■

Lütt Anna war in so fröhlicher Stimmung an die Arbeit gegangen. Nun hatte ihre Fröhlichkeit von ihrer unseligen Forke einen kräftigen Stoß erlitten. Für sie war die Rappsaaternte wirklich mal eine wohltuende Abwechslung gewesen, ein kleines Fest. Sie hatte hell und laut gelacht, wenn der Franzos einen drolligen Schnack machte, oder Peter Buck und Trina Maack sich neckten. Und hinter dem Strohdiemen mit Hinrich Kröger — nun, schweigen wir lieber darüber. Lütt Anna mag nicht, daß darüber gesprochen wird. Aber wir dürfen uns unser Teil denken, denn das tat sie auch, noch tagelang. Denn da hinterm Strohdiemen nahm seinen Anfang, was nachher einen unglücklichen Ausgang mit der Heugabel nahm.

Ach, der Anfang war so unschuldig, ein geraubter Kuß, 'n lütten Söten, aber das Ende war voller Schuld. Und es war eine blutige Schuld, die Lütt Anna auf sich geladen hatte. Der arme Junge, was mochte er wohl für Schmerzen ausstehen. Und nicht einmal gescholten hatte er sie, so richtig ausgescholten nicht.

Paul Reese war viel „fuchtiger" gewesen. Und nun konnte Hinrich gewiß wochenlang nicht arbeiten. Der Verwalter war auch „höllschen fühnsch" gewesen über diese Störung. Gerade den jüngsten und flinksten Mann lahm zu legen, wo man es so hild hatte.

Lütt Anna kam mit den anderen Frauen und Mädchen im letzten leeren Wagen auf dem Hof gerasselt, arg durcheinander gerüttelt und schwarz von Staub. Aus dem tiefen, innen mit einem groben grauen Linnen ausgeschlagenen Wagen herauszukommen war aber eine Kunst. Es galt über den hohen Rand hinüber zu klettern, was jedoch nur dem jungen

Volk unter vielem Lärm gelang. Trina Maack suchte sich einen Ausweg durch die Spalte, die die beiden Ränder des Linnens hinten am Wagen bildeten. Sie schob vorsichtig die Beine voran, blieb aber mit ihren breiten Hüften stecken und konnte nicht vor und rückwärts. Das gab ein Gelächter und Gekreisch. Hans Böse, der Schlingel, der gefahren hatte, mußte nachschieben, daß Trina nur wieder den Rückzug antreten konnte. Dann wurde ihr vorn ein Ausschlupf bereitet, denn sie weigerte sich beharrlich des Kletterns, und Hans Böse und Lütt Anna hielten umsonst die kurze Leiter.

Das war ein Leben!

Der erste, der Lütt Anna auf dem Hof entgegenkam, wahrhaftig mit einem lachenden Gesicht entgegenkam, war Hinrich Kröger. Er trug die Hand kunstgerecht in einer Binde und rauchte seine kurze Pfeife.

„Dor is jo de gefährliche Deern" sagte er. „De geit di glik mit de Fork to Liw."

„O nee, Hinrich, wo deit noch weh? Dat is mi doch tol leed," sagte Lütt Anna.

„Dat lot man sin, dor starwt wi nich an," beruhigte er sie. „Dat annermol awer sök di Reeß ut oder Buck. An eenmol hew'k noog."

„Jo, jo, Hinrich. Ik wull di jo ok nich drapen."

„Na, na" meinte er. „Dat seggst nu."

Da merkte sie, wie leicht er die Sache nahm, lachte mit ihm und ließ die andern reden. Der Hinrich war doch „'n zu netten Menschen". Ihr war ordentlich weich ums Herz.

Ja, Hinrich war 'n netten Menschen. Das war ihr letzter Gedanke am Tag, mit dem sie in ihre kleine Kammer hinaufstieg, die sich unterm Dach des Herrenhauses neben Mamsells Stube befand.

Als sie mit diesen weichen Gedanken an den leidenden Hinrich auf ihrem Bettrand saß und anfing sich langsam zu entkleiden, fiel ihr Jochen Söhls schöner, jetzt arg zerknitterter Brief vor die Füße. Sie erschrak.

Sie hob ihn auf und strich ihn auf ihren Knieen leidlich glatt.

Der schöne Brief! Daran hatte Hinrich Schuld. Sie errötete und begann immer von neuem zu glätten, bis schließlich das mürbe gewordene Papier auseinander riß.

Sie stieß einen leichten Ruf des Bedauerns aus. Mitten durch den schönen Vergißmeinnichtkranz und die flammenden Herzen ging der Riß.

Lütt Anna hielt die beiden Stücke zusammen. Jochen sein schöner Brief. Das schöne teuere Papier. Jochen hatte gewiß viel Geld dafür

ausgegeben. Es tat ihr so leid. Sie war ganz gerührt in dem Gedanken an Jochen Söhl. Sie trat ans kleine Fenster und versuchte bei dem letzten Licht, das der Abendhimmel hergab, noch einmal den Brief zu lesen. Es gelang ihr mühsam.

„Schreib mich doch allens, indem ich Dich so herzlich lieb, daß ich es gern wissen möchte. . . .

Dein heißgeliebter Jochen Söhl."

Lütt Anna faltete den zerstückelten Brief so gut es gehen wollte zusammen. Er war vollgesogen von dem Schweiß ihrer Feldarbeit, zerknittert unter der räuberischen Umarmung Hinrich Krögers, auseinander gerissen unter den Glättungsversuchen ihrer kleinen weichen, aber festen Hände. Und wie der Brief, so waren ihre Gedanken zerrissen. Ein Teil flatterte Hinrich Kröger zu, der andere dem Briefschreiber. Und beide waren beladen mit viel Gutem, mit Dankbarkeit und Zärtlichkeit und Bedauern.

Als Lütt Anna sich tief über ihre kleine Kiste beugte, um Jochen Söhls Brief dort unten bei seinen Vorfahren der letzten Ruhe zu übergeben, dachte sie an Jochens Bitte: „Schreib mich doch allens." Auch das von Hinrich Kröger?

Lütt Anna hatte den gesunden Schlaf der arbeitenden Jugend. Traumlos ging die Nacht vorüber.

Ob Jochen Söhl auf seinem harten Kasernenbett im fernen Hamburg wohl auch so friedlich und traumlos schlief. Oder schlug sich der Heißgeliebte mit quälenden Traumbildern herum? Ausgeburten eifersüchtiger Furcht?

Vielleicht aber lächelte sein rundes, ehrliches Gesicht, während der offene Mund kräftige Sägelaute ausstieß, und freundliche Bilder umgaukelten ihn. Zum Beispiel das Bild eines Zaunes mit einem großen flachsköpfigen Jungen hüben und einer kleinen freundlichen blonden Deern drüben. Es käme hier der Zaun zwischen dem Kuhstall und dem Himbeerstand des Gartens in Frage, oder der Zaun auf der andern Seite, nach dem Bach zu. Von diesem Zaun wissen wir es sicher, daß Jochen Söhl und Lütt Anna ihn nicht als etwas trennendes, absonderndes, was doch jeder richtige Zaun eigentlich sein soll, sondern als etwas zu größerer Annäherung geradezu einladendes empfanden. So ist es mit mancher Schranke, und sei es eine dicke Mauer — sie reizt zum Hinübersteigen. Eine Leiter findet sich schon irgendwo.

Jochen Söhl hatte seine Leiter gefunden. Er war hinüber gekommen. Offene Arme hatten ihm empfangen und ein weicher Mund ihm Willkommen geboten.

Wollen wir uns mit den Träumen dieser Nacht beschäftigen, so wären da noch die von Hinrich Kröger, die unsere Teilnahme beanspruchen könnten. Aber Hinrich Köger konnte in dieser Nacht den Schlaf nicht finden. Die alte dumme Hand wollte es dazu nicht kommen lassen. Und mit den Schmerzen hielt sich die Erinnerung an deren Ursache wach. Und waren die Gedanken einmal so weit, wurden sie unruhig und ausgelassen, abenteuerlich geradezu.

Über breite Gräben und hohe Zäune sprangen sie mit einem kühnen Satz, über harte Kasernenpritschen, auf denen schnarchende Soldaten aus hellen Träumen kindlich lächelten; über geschriebenes und ungeschriebenes setzten sie sich weg. Keine Satzung, keine Schranke respektierten sie.

Jochen Söhl? Lächerlich! Die Leute? Lächerlich! Die Herrschaft? Lächerlich! Er — ganz groß geschrieben — der großmütige regierende Herr Verwalter — lächerlich! Lütt Anna? — Lä — — cher — lich! Lächerlich! als ob Hinrich Kröger die Deerns nicht kannte, viel besser als der weiberfeindliche Herr Fritz Bestmann, der sich einbildete das ganze Schürzenvolk gründlich zu durchschauen. Ach, gerade umgekehrt war es, sie durchschauten ihn, alle die verachteten Weiber und Mädchen, und fanden ihn lächerlich. Aber Hinrich Kröger durchschauten sie nicht. Vor dem hatten sie, hauptsächlich das Jungvolk, alle eine geheime Furcht, so eine süße schaurige Furcht, die gern einmal dahinter sähe und sich doch nicht getraut; Hinrich Kröger war ihr Meister. Fühlte Lütt Anna das auch? Wir glauben es, nein, wir wissen es ja. Es ist so. Und Hinrich Kröger weiß es ja auch.

Lütt Anna? Lächerl — —

Ja, immer sagt sich das Lächerlich doch nicht so leicht weg. „Verdammte Deern is't doch. Harr mi de ganze Hand to Schann stöten kunnt."

Und nach einer Weile, während der die kranke Hand unruhig eine bequeme Lage auf der Bettdecke gesucht hatte: „Weekmödig is se. Dat is er doch höllsch na gahn. Un de Verwalter hett er eklig utefelt. De oll Bullerjahn! Seggen kunn se keen Word. Se keek man jümmer an er Fork dal." Jetzt warf er den ganzen Körper herum, daß das alte Bett nur so knakte.

„Wenn se will, heirat ik er. Frog 'n Dübel wat na." Und wieder krachte die Bettlade. Hinrich hatte sich auf die andere Seite geworfen.

„Jochen Söhl ist 'n Esel, — 'n dummerhaftigen Klaas is he." Das war der letzte Sprung von Hinrich Krögers wild gewordenen Gedanken. Dann kam auch über ihn der Schlaf. Er schlief unruhig und

fieberhaft und hörte im Traum immer die neue Dreschmaschine arbeiten. Klapp, klapp, klapp — klapp, klapp, klapp. Ratter, ratter, ratter, ratter, ratter, ratter. Immer im Dreitakt.

* * *

Lieber Jochen.

Wir haben das siebte Korn, das wird Dich gewiß freuen, auf Sierhagen haben sie man das fünfte. Ich hab mit geholfen, daß wir allens einkriegten und war es sehr schön. Ich habe Hinrich Kröger mit die Fork in die Hand gestochen, was ihn sehr weh tut. Es tut mich auch leid, aber ich wollte ihn nich weh tun. Jetzt ist es bald wieder heil. Hinrich Kröger is ein sehr netten Menschen und immer gut zu mich. Er kann bald wieder arbeiten. Der Franzos war auch wieder bei uns. Was haben wir gelacht. Saufen tut er auch noch immer. Das is allens was ich zu schreiben hab.

Viele Grüße schickt Dich
Deine Anna.

Liebe Anna.

Das letzte Mal hatten wir auch das siebte Korn. Hinrich soll sich man nich so anstellen, so schlimm wird es woll nich sein. Is Fiken noch immer so dick? Man kann Speck von ihr schneiden. Aber ich möcht es nich. Mein Hauptmann hat sich auch verheiratet. Sie ist ein sehr hübsches Mensch. Der kann woll lachen. Sie stoßen mir immer an bei das Schreiben, somit will ich für heute schließen. Schreib bald wieder.

Dein geliebter Jochen.

Diese Briefe waren in den acht Tagen gewechselt worden, während Hinrich Kröger mit verbundener Hand auf dem Hof herumlungerte, wie es der Verwalter nannte, und zu nichts rechtem zu gebrauchen war. Allerlei kleine Verrichtungen, die sich mit der linken Hand erledigen ließen, gab es freilich im Lauf des Tages zu tun. Aber es war doch viel freie Zeit für ihn da, und freie Zeit vor Feierabend konnte Fritz Bestmann durchaus nicht leiden.

„He argert sik, wenn de Hahn upp 'n Tun sitt un nich kreit", sagte Peter Buck.

Am „Krähen" ließ es nun Hinrich Kröger nicht fehlen. Er pfiff den Düppelstürmer und „Du, du liegst mir am Herzen," noch eifriger als in gesunden Tagen. Aber mit dem auf dem Zaun sitzen war es nichts. Er mußte herunter, auf die Erde herunter und — wahrhaftig, das mußte Hinrich Kröger zum Spott seiner Mitknechte — Unkraut

zupfen mußte er, im Garten, unter dem linden Regiment des alten Peemöller, der mit seinen siebzig Jahren oft helfende Hände brauchte, um sein Reich in Ordnung zu halten.

Also Hinrich Kröger kroch da auf den Knien herum und zupfte Unkraut mit der linken Hand, und Peter Buck und Paul Reese machten ihre Glossen darüber.

„Hest din Korn bald in? Upp disse Kost wülln wi awer danzen! Dunner, schall't hoch hergahn!“

„Bestell man all de Musikanten,“ sagte Hinrich Kröger gleichmütig. „Hoch schall't hergahn.“

Wunderlich war es. Hinrich Kröger ließ sich sonst nicht gern necken. Die kranke Hand hatte ihn wohl sanftmütig gemacht. Ach nein, die Hand war es nicht. Es war etwas anderes. Hätten Peter Buck und Paul Reese gewußt, daß Lütt Anna und die Polsche Nachmittags noch eine Stunde mit im Garten jäteten, sie hätten sich über Hinrichs Sanftmut nicht weiter gewundert.

Hinrich und Lütt Anna krochen auf demselben Flach herum und zupften und rissen und jäteten. Lütt Anna, indem sie die eine kleine Hand fest aufstämmte und mit der anderen umherfuhr, als wollte sie alles Kraut vom Erdboden vertilgen; Hinrich auf den Knien liegend, aufrecht und von oben nach dem „Aaszeug“ hinunterlangend. Nur manchmal brauchte er den Ellbogen des kranken Armes als Stütze. Dann warf Lütt Anna einen besorgten Blick hin. Ob's ihm nicht weh tut?

„Aaszeug“ hatte Hinrich die Quecken und Nesseln und Disteln und was sich da sonst unnütz breit machte, gescholten. Und einen bessern Namen verdienten sie auch wohl nicht vom Standpunkt der Gärtnerei aus, wenn auch manch niedlich Blumengesichtchen darunter war. Aber für so was hatte Hinrich keinen Blick. Sah auch nicht im Eifer des Gesprächs, was er ausraufte, ob es vor den Augen des Kenners und Liebhabers freundlich bestehen konnte oder nicht.

Er hatte nur Augen für Lütt Anna, und die Unterhaltung ging lebhaft hin und her. Sehr geistvoll war sie nicht, aber gemütvoll.

Wenn Hinrich so recht überzeugungsvoll sagte: „Büst woll narsch, Deern.“ Und Lütt Anna ausrief: „Ketteln dörfst nich!“ Oder Hinrich brummte: „Dummerhaftigen Snack!“ Und Lütt Anna lachte: „Nu büst ja woll ganz nich recht richtig,“ — so muß man das mit eigenen Ohren gehört haben, um die goldigen Untertöne des Gemütes nicht zu verkennen.

Oll Peemöller und die Polsche unterbrachen ihre Arbeit und lugten nach Hinrich und Anna hinüber.

Lütt Anna hatte plötzlich laut aufgekreischt. Die Hände im Schooß, halb aufgerichtet, schüttelte sie sich vor Lachen. Hinrich aber lag, so lang er war, vor ihr auf der Erde, mit der Nase nach unten, und bemühte sich, mit Hand und Fuß umherfahrend, wieder eine würdigere Stellung einzunehmen.

Oll Peemöller schüttelte den Kopf und die Polsche setzte ein Gesicht auf: de schamt sik ja woll nich.

„Is dat arbeiten?" fragte oll Peemöller.

„He wull mi griepen — un — dor — is — he — he — henschaten." Lütt Anna konnte vor Lachen kaum sprechen.

„Mak keen Dummheiten, Hinrich," sagte oll Peemöller väterlich.

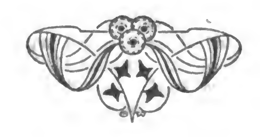
Dummheiten! Waren das Dummheiten? War Hinrich denn verpflichtet, mit dem einen gesunden Arm, der ihm nur zur Verfügung stand, durchaus das Gleichgewicht zu bewahren, wenn er nach Lütt Anna auslangte?

Oder durfte er am Ende nicht die Hand nach Lütt Anna ausstrecken? Darf Liebe nicht die Hand ausstrecken nach dem, was sie gern hat, was sie besitzen möchte?

Ach, der Liebe ist viel erlaubt. Manches mag sich ja recht täppisch und dumm ausnehmen. Was weiß sie davon. Sie lallt, sie stammelt, sie albert und dammelt und treibt tausend törichte Possen — was weiß sie, daß es töricht ist, daß ihr Stammeln nüchternen Ohren komisch klingt, daß der unbefangene Beobachter abseits steht und lächelt. Sie sieht es nicht, sie fühlt es nicht. Ihr Stammeln ist ihre Beredsamkeit, ihr täppisches Wesen ist ihre Höflichkeit, ihr kindliches Scherzen das Kleingeld, daß sie aus dem reichen Schatz ihres Gemütes zu jeder Stunde verstreut.

Was weiß oll Peemöller von der Liebe.

Mak keen Dummheiten, Hinrich. Das konnte er leicht sagen. Er war siebzig und wußte nicht mehr von der Jugend und von der Liebe. Mak keen Dummheiten, Hinrich. (Schluß folgt.)





Entnationalisierungssucht bei Deutschen.

Von

Carl Peters.

Ein Schiff mit 2—3000 deutschen Passagieren strandet im Stillen Ozean. Unter den Gescheiterten befinden sich 2 Engländer und 3 Engländerinnen. Alle retten sich auf eine bis dahin unbekannte und entlegene Insel, wo es ihnen gelingt, fernab vom Geräusch der großen Welt sich zu erhalten und als moderne Robinson Crusoës ein primitives Gemeinwesen zu gründen. Nach etwa einem Jahrhundert entdeckt man dieses Gemeinwesen und findet eine englisch sprechende Kolonie. Die fünf Angelsachsen mit ihren Nachkommen haben nach und nach die ganze Gesellschaft anglisiert.

Ich glaube nicht, daß dieser Vorgang beim gegenwärtigen Weltverkehr noch irgendwo auf unserm Planeten sich wirklich vollziehen kann; aber ich bin überzeugt, daß, mutatis mutandis, das der kleinen Fabel zu Grunde liegende rassenagitatorische Verhältnis heute an vielen Punkten der Erde immerfort statthat.

Zwar ist es unverkennbar, daß unsere deutschen Landsleute in der Fremde im letzten Menschenalter erheblich an nationaler Haltung gewonnen haben, wenngleich der Übertritt zu fremden Staatsverbänden unverändert fortgeht. Dies hängt mit der Notwendigkeit für so viele Tausende zusammen, sich unter ausländischer Flagge ihr Brot suchen zu müssen. Man kann von Jemandem, der gezwungen ist, seinen Unterhalt im Ausland zu finden und dort seine Familie zu gründen, billigerweise nicht verlangen, daß er aus Pflichtgefühl dauernd ein Fremdkörper im Staatsorganismus bleibe und seine Kinder haltlos zwischen zwei Staatswesen hin und her pendeln lasse. Für das Fortkommen der Kinder vornehmlich ist es sicherlich nützlicher, wenn sie klar und unzweideutig dem Staat angehören, in welchem sie geboren sind. Infolgedessen darf man in Deutschland auch nicht in Verwünschungen ausbrechen, wenn jährlich Tausende von Volksangehörigen, die in der Heimat kein Unterkommen mehr finden, sich als Briten, Nordamerikaner, Franzosen usw. naturalisieren lassen. Um so weniger, als sie nur durch solche Naturalisierung politische Rechte in der neuen Heimat erlangen und hierdurch davor bewahrt bleiben, als staatsbürgerliche Parias durch dieses Dasein zu schreiten.

Aber insofern hat sich die Weltlage verändert, daß die deutsche Abstammung nicht mehr als ein Makel, als etwas, dessen man sich schämen müsse, empfunden wird. Es ist mehr nationale Würde in unsere Auswanderung gekommen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie im Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Individuen geradezu grob wurden, wenn man sie als Landsleute hier in England in deutscher Sprache anredete. Oder aber, wenn man einen dieser armen Teufel unter Engländern traf, dann kam es wohl vor, daß er einem verstohlen, damit nur keiner es höre, zuraunte: „Ich will es nur gestehen, ich bin auch Deutscher" — so wie einer vielleicht zugeben würde: „Ich habe schon einmal im Gefängnis gesessen". Solche direkt verächtlichen Symptome sind mir in den letzten Jahren nicht mehr aufgestoßen. Ich bin überzeugt, daß der deutsche Heeresverband mit seinem Reserveoffiziertum überall auch in der Fremde zur Schaffung eines anständigeren Nationalgefühls wesentlich beiträgt. Die Reserveoffiziere bilden überall einen kräftigen Nukleus, um den sich der Patriotismus gruppiert.

Immerhin besteht die vorhin illustrierte Tatsache der Entnationalisierung unserer Landsleute in der Fremde, trotz dieses Fortschrittes aus dem Rohesten heraus, immer fort. Kein anderes, mir bekanntes, europäisches Volk hat eine so schwache nationale Widerstandskraft in der Durchmischung mit Fremden, als das unsrige. Ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen Engländer gefunden, dem erst das Pflichtgefühl es hätte nötig erscheinen lassen, sich zu seinem Volkstum zu bekennen. Das ist so selbstverständlich wie das Atmen und das Schlafen. Ebenso ist es bei den Franzosen. Beide Völker glauben durch die Betonung ihrer Nationalität gewissermaßen eine Referenz Dritten gegenüber herbeizubringen. In bezug auf ihren Nationalstolz gilt im Grunde noch immer die alte Anekdote, welche hier noch einmal erzählt werden möge, obwohl sie manchem meiner Leser bekannt sein wird. Ein Engländer, Franzose und Deutscher sitzen zusammen im Rauchzimmer eines Ozeandampfers; die Unterhaltung kommt auf ihre Nationalität, und man fragt, was jeder von den Dreien sich wählen würde, wenn er nicht schon die seinige habe. Der Franzose sagt: „Wenn ich nicht Franzose wäre, so möchte ich Engländer sein". Der Engländer: „Wenn ich nicht Engländer wäre, so möchte ich Engländer sein". Der Deutsche: „Wenn ich kein Deutscher wäre, so möchte ich auch kein Deutscher sein".

Genau wie bei den beiden alten Kulturvölkern in Westeuropa ist der Nationalstolz bei so festgefugten Rassen, wie bei den Italienern, Spaniern und Portugiesen entwickelt. Dies beweist, daß das National-

gefühl keineswegs abhängig ist von der geschichtlichen Vergangenheit eines Volkes, wie man bei uns häufig hört. Die italienische Geschichte ist viel armseliger gewesen als die deutsche. Tatsächlich ist dieses Land durch viele Jahrhunderte nichts als eine deutsche Dependenz gewesen. Nichtsdestoweniger erleben wir es, daß die italienische Sprachgrenze in den Alpentälern der Schweiz und Tirols immerfort gegen die deutsche vordringt. Wenn schon dies die ganze historische Theorie über den Haufen wirft, was sollen wir dann erst dazu sagen, daß selbst das Polentum sich national dem Deutschtum im Rassenkampf überlegen zeigt? Um Posen und Thorn weicht nicht etwa die polnische Sprache der des politisch herrschenden Volkes, nein umgekehrt, die deutsche steht in Gefahr, von jener zurückgedrängt zu werden. Und, viel toller, aus Westfalen wird mir die geradezu horrende Tatsache gemeldet, daß die kleinen polnischen Arbeiterenklaven, welche bei Bochum usw. seit kurzem angesiedelt sind, ganz kleine Sprachinseln, nicht von der deutschen Flut weggespült werden, sondern vielmehr ihrerseits absorbierend auf die umliegenden deutschen Dörfer zu wirken beginnen. Im allgemeinen kann ich als meine Beobachtung über ein Menschenalter hin, mit einzelnen Ausnahmen, feststellen, daß eine Deutsche, die einen Ausländer heiratet, mit Pauken und Trompeten in dessen nationales Lager übergeht; eine Ausländerin, die einen Deutschen heiratet, aber eher diesen in ihr Lager zieht. Man darf sagen, daß bei nationalen Mischehen die Kinder durchweg die Tendenz haben, dem nichtdeutschen Teil zu folgen.

Diese Tatsache bleibt mir im wesentlichen bis auf den heutigen Tag ein Problem. Es konnte erklärlich scheinen zu einer Zeit, da Deutschland „ein geographischer Begriff" war, da unser Volk in sich zerrissen und in kleinlicher Ärmlichkeit lebte. Aber die waffenstärkste Nation der Erde, in einem unerhörten wirtschaftlichen Aufschwung, mit einer Vergangenheit, so stolz wie die irgend eines anderen Volkes, mit einer Kulturgeschichte, wie sie glänzender kein anderes gehabt hat, sollte doch, so müßte man denken, die innere Kraft haben, jedes einzelne ihrer Mitglieder mit dem selbstverständlichen Instinkt unzersetzbaren Rassenstolzes zu erfüllen. Daß dies keineswegs der Fall ist, dafür bringt mir fast jeder Tag in der Fremde unwiderlegliche Beweise. Immerfort stoße ich auf Landsleute, welche nach kurzer Anwesenheit hier mit anglisierten Vornamen herumlaufen, oder welche zögern, mir zu antworten, wenn ich sie deutsch anrede — 36 Jahre nach der Begründung des deutschen Reiches. Anstatt sich zu freuen und stolz darauf zu sein, sofort als Deutscher erkannt zu werden, wie das der Engländer immer und überall tut, scheint er pikiert zu sein, daß ihm die fremdländische Maske ohne

weiteres abgenommen wird. Zuweilen passiert es mir bei meinen Reisen über Vlissingen nach Deutschland, daß Landsleute erst nach Überschreiten der Reichsgrenze bei Goch anfangen, sich untereinander englisch zu unterhalten, augenscheinlich, weil sie meinen, damit in der Heimat einen größeren Eindruck zu machen.

Wenn ich diese für uns traurige Tatsache hier noch einmal zum Gegenstand einer Untersuchung mache, so will ich vorweg bekennen, daß ich eine restlose Lösung auch jetzt noch nicht zu liefern imstande bin. Aber ich glaube einige neue Gesichtspunkte herbeibringen zu können, welche die Deutschen im Ausland selbst bis zu einem gewissen Grade exkulpieren. Daß ich hierbei mich im wesentlichen auf Beobachtungen in der angelsächsischen Welt stütze, liegt daran, daß ich diese am besten durch Anschauung kenne — ich lebe jetzt mehr als 13 Jahre direkt in England und habe seit etwa 25 Jahren immerfort mit Briten zu tun gehabt.

Zunächst ist es ein ungeheurer Irrtum, zu meinen, daß die Deutschen, welche ins Ausland gehn, von Haus aus ein besonders unpatriotischer Teil der Nation seien. „Ohne Wahl verteilt die Gaben“ usw. Das hängt in der Regel ganz vom Zufall und von äußeren Umständen ab. Auswanderer wird, wer in der Heimat sein Fortkommen nicht mehr findet oder keine Gelegenheit sieht zu einem seiner Fähigkeiten entsprechenden Emporkommen. Mit Patriotismus oder Mangel an solchem hat das in der Regel gar nichts zu tun. Es ist vielmehr der Hang der Deutschen in der Fremde, dem Ausländertum sich einzugliedern, etwas, was sie schon aus der Heimat mitbringen. In der Tat ist es genau derselbe Zug, der im Vaterlande zu der famosen Phrase geführt hat: „Er (sie, es) ist nicht weit her“, als Kennzeichnung für etwas Minderwertiges, und zu der lächerlichen Wertschätzung alles von draußen Kommenden. Trotz aller patriotischen Volksreden hat der typische Normaldeutsche noch heute einen instinktiven Respekt für das Ausländertum als solches.

Hierfür bietet mir jeder Besuch in der Heimat Dutzende von Beweisen. Der deutsche Herr findet die „Ausländerin“ anziehend; dem deutschen Mädchen ist der „Ausländer“ interessant. Die Französin, Engländerin, Amerikanerin, ja die Italienerin, Portugiesin und Rumänin wird gesucht; der Brasilianer, Mexikaner usw. imponiert dem harmlosen Backfisch. Während in England der Fremde um so weniger Eindruck machen wird, je mehr er vom britisch-nationalen Typus abweicht, heißt es in Berlin: „Das wird wohl auch so eine Portugiesin von der Panke sein,“ als Kennzeichnung einer gewissen Geringschätzung. Der oder die Deutsche, welche von ihrem Luxusbad zurückkommt, spricht von dem

„internationalen Getriebe" daselbst als Ausdruck dafür, daß es etwas ganz Vornehmes gewesen sei. Dem Briten scheucht die Mitteilung, ein Londoner Hotel sei international, von dannen; es erscheint ihm damit als unvornehm, und das höchste Lob für eine Sache bleibt stets, daß sie „genuine english" sei. „Ausländer" für den Deutschen, wenigstens auf dem Gebiete der Geschlechtsbeziehungen ist etwas Empfehlendes; Foreigners für die Briten beiderlei Geschlechts etwas Herabwürdigendes, ja Abstoßendes.

Ich bemerkte vor kurzem einmal zu einer jungen englischen Dame, die ihrer Geringschätzung über Foreigners im allgemeinen Ausdruck gab: „Well, if you go to Germany, you will be the foreigner". Daraufhin, ganz entsetzt: „I foreigner! No, I shall always be english". Bevor ich diesen britischen Nationalzug kannte, beleidigte ich einmal sehr ernstlich eine junge, sehr niedliche Dame meiner Bekanntschaft, indem ich ihr sagte, ich habe sie nicht für eine Engländerin, sondern für eine Französin gehalten. Sie war ganz entrüstet. Man vergleiche, wie die Normaldeutsche eine derartige Bemerkung auffassen wird.

Ähnlich so, wie auf dem Gebiet der sexuellen Neigungen, ist es auf dem Felde der Moden und Lebensformen. In Norddeutschland überwiegt die Anglomanie; in Süddeutschland schielt man noch immer nach Paris. Den abgeschmackten Jargon unserer Rennplätze will ich nur erwähnen; aber, was bedeuten die immer üppiger in der Reichshauptstadt emporschießenden englischen Firmenschilder? Was soll es heißen, wenn die Berliner Gesellschaft zu einem „Five o'clock tea", zu einem „Rout" einladet? Wenn zwei deutsche Gesellschaftsdamen in Berlin bei einer Tischgesellschaft, bei der ich selbst zugegen war, plötzlich anfangen, in — einem nebenbei abscheulichen — Englisch zu radebrechen. Englische Freunde, die in Deutschland reisen, beschwerten sich bei mir, daß sie gar nicht dazu kämen, deutsch zu lernen, weil alle Welt sich zu ihnen dränge, um englisch zu sprechen. Wer kann es demgegenüber einem deutschen Schneidergesellen oder Barbier übel nehmen, der vielleicht ein Menschenalter in London gewohnt hat, wenn er bei einem Besuch in der Heimat in der dort selbst scheinbar für vornehmer gehaltenen Sprache sich verständlich macht? Wer will es einem in der Fremde geborenen deutschen Mädchen verdenken, wenn sie in Deutschland als Mademoiselle, Miß oder Signorina erscheint, als welche sie eine ganz andere Anziehungskraft ausübt, wie als „einfaches" (sic!) Fräulein? Dem Kommis oder Farmer aus Brasilien, wenn er als Enrico, Ricardo usw. seinen Geburtsort wieder besucht?

Die Entnationalisierungssucht des einzelnen in der Fremde hat ihre letzte Ursache in der instinktiven Überschätzung des Ausländertums

in der Heimat; in der Tat ist sie nichts als die Kehrseite dieser alten michelhaften Krankheit. Die Landsleute daheim haben also nicht den allergeringsten Grund, mit Entrüstung auf ihre entnationalisierten Landsleute in der Fremde zu blicken. „Mutato nomine de te fabula narratur.“ Wenn sie den nationalen Mißstand bessern wollen, müssen sie bei sich selbst anfangen. Tatsächlich haben sie das seit einem Menschenalter getan; aber entsprechend und im gleichen Verhältnis damit hat sich auch das Nationalbewußtsein bei den Deutschen im Ausland gehoben. Beides ist die Äußerung eines und desselben Charakterzuges, und kann nur Hand in Hand gehoben werden.

Ich habe bereits im Jahre 1905 in der „Deutschen Monatsschrift“ dargelegt, daß ich in der rassenmäßigen Befestigung des Deutschtums die eigentliche Grundlage für eine mehr zentripetale Entwicklung unserer Art erkenne. Tatsächlich gibt es für das neue Preußen-Deutschland noch keine einheitliche Kultur, welche jedes einzelne dazu gehörige Individium bis ins Mark durchdränge und wie eine feste Klammer an die Gesamtheit fesselte. Was wir besitzen, sind im wesentlichen nur provinzielle Reste der alten deutschen Kultur, welche als ganzes in den Wirbeln und Strudeln des dreißigjährigen Krieges zu Grunde gegangen ist. Das neue Deutschland des letzten Menschenalters besitzt als Keimansatz typischer Eigenart, die sie abhebt von allen andern, eigentlich nur die militaristische Eigentümlichkeit in Lebensformen und Sitten, und es ist nicht zufällig, daß der Heeresverband, auch in der Fremde, den festesten Wall bildet gegen die zentrifugalen Tendenzen in unserer Art.

Nun ist eine ausgeprägte Nationalkultur überall das feste Band, das den einzelnen mit seinem Volk verbindet und immer wieder dahin zurückzieht. Bestimmte unverkennbare Sitten und Gebräuche, Lebensformen und Grundanschauungen machen in kulturell befestigten Staaten für jeden einzelnen die Zugehörigkeit zum Bedürfnis; das Exil zur Strafe. So war es im antiken Griechenland und Rom, so ist es heute in England und Frankreich. Ganz dasselbe trifft zu auf das moderne China und Japan, auf Spanien und Portugal, ja auf Bulgarien und Rumänien. Dagegen dürfen wir bei kosmopolitisch vorherrschenden Neigungen in Völkern immer und überall auf ein gewisses Vakuum der zu Grunde liegenden rassemäßigen Kultur schließen: bei den Griechen von heute, bei den Juden, so auch bei den Deutschen.

Diese Anschauung, welche mich seit einer Reihe von Jahren beherrscht, hat eine wesentliche Vertiefung und Erweiterung gefunden durch die Lektüre eines epochemachenden Werkes aus dem Ende des vorigen

Jahres, welches, wie mir scheint, in Deutschland noch nicht die genügende Beachtung gefunden hat. Georg Fuchs, in seinem Buch: Deutsche Form, Betrachtungen über die Berliner Jahrhundert-Ausstellung und die Münchener Retrospektive (München-Leipzig 1907), kommt, von wesentlich anderen Ausgangspunkten aus, zu ähnlichen Schlußfolgerungen wie ich. Fuchs hat, glaube ich, der Popularisierung seiner glänzenden Grundgedanken etwas geschadet durch die Hereinziehung von zu viel Detail; z. B. wendet sich das Kapitel: Aus der guten alten Zeit wesentlich an Fachleute. Aber trotzdem wird niemand, welcher sich für das interressiert, was in den Tiefen unserer Volksseele heute ringt, diese tiefsinnige Arbeit umgehen können, welche gleichzeitig selbst ein Markstein für die neue deutsche Form auf stilistischem Gebiet ist.

Georg Fuchs ist erkenntnistheoretisch durchaus ein Schüler Kants, obwohl er sich gegen dessen „Schönheitstheorie" auflehnt. Eine „Schönheitstheorie" gibt es nach Fuchs überhaupt nicht; alles kann schön sein, oder nichtig, oder häßlich, je nachdem es aufs anschauende Subjekt einwirkt, für dieses „zum Erlebnis" wird. Ich habe ganz ähnliche Empfindungen gehabt gegenüber der Verschiedenartigkeit von Landschaften, welche alle und jede schön sind, wenn ich imstande bin, sie objektiv auf mich wirken zu lassen: die Haide, die Wüste, das Meer, das Schneefeld, das Gebirge, der Wald usw. Es kann da also keine Merkmale für den Begriff Schönheit im Objektiven geben, wenn das Verschiedenartigste mir gleich intensiv schön erscheinen kann. Für mich lag die Erklärung immer im Schopenhauerschen „Ruhenden Weltenauge", welches aus uns allen herausblickt und sich selbst betrachtet: „Ein Wesen ist es im Grunde, welches sich selbst anschaut und von sich selbst angeschaut wird." Die ästhetische Schönheit der Dinge würde also letzten Endes auf dasselbe Phänomen hinauslaufen, wie, daß ein jeder sein eignes Bild im Spiegel, wenn nicht schön, doch immerhin „interessant" findet.

Aber ich will hier keine Kritik vom Fuchsschen Buch geben; und auch nicht selbst in ästhetische Betrachtungen abschweifen. Es war für mich von Interesse, daß dieser Vorkämpfer für „das Recht, das mit uns geboren ist", für die lebendige Herausprägung einer neugeborenen, rassemäßigen deutschen Kultur von heute, selbst durchaus von Kant-Schopenhauerschen Gedanken erfüllt ist. Er proklamiert den Goethischen Pantheismus, welcher aus demselben Boden erwachsen ist. Hier ist der tiefe Nährboden gegeben für die neue deutsche Art, aus ihr heraus wird die Kultur der Zukunft erstehen. Kant-Goethe haben die spezifisch „deutsche" Weltanschauung geschaffen, und, wenn sie unser Volkstum in allen seinen

Poren durchsetzt, so wird es sich zu einer geschlossenen Einheit auswachsen auf allen seinen kulturellen Betätigungen, durch welche auch die versprengten Elemente unserer Art über die ganze Erde hin unlösbar mit den Heimatswurzeln verbunden bleiben. Die deutsche heraufziehende Nationalkultur wird zurücklenken auf das Naturempfinden und die daraus entstandene Weltanschauung der Urgermanen, welche pantheistisch war und in ihrer tiefsten Sehnsucht durch das von Fuchs angeführte Goethesche Wort gekennzeichnet wird: „Weltseele, komm, uns zu durchdringen".

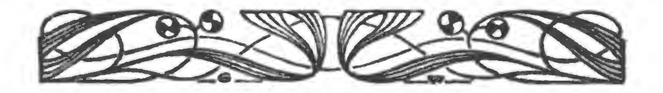
Das zweite Moment für die Schaffung eines siegreichen deutschen Nationalstolzes liegt auf einem ganz andern Gebiet. Wir müssen darauf hinarbeiten, daß die Zugehörigkeit zur deutschen Welt für den einzelnen zum Vorteil werde, so daß wir aufhören können, sie als eine Pflicht zu predigen. Ich habe dies den Leitern deutscher Parteien, sowohl in Amerika, wie in Südafrika wiederholt seit Jahren gesagt. Macht die deutsche Partei zu einem ausschlaggebenden Faktor, die ihren Anteil an den politischen Kämpfen in Rang und bezahlten Stellungen erzwingen kann, so werden die einzelnen schon von selbst Deutsche bleiben wollen! Wenn man dagegen dies immer nur als eine Art Ehrenpflicht fordert, wird man nur einen kleinen Prozentsatz von Auserwählten an der Fahne festhalten können. Denn die Mehrheit wird sich stets fragen, warum sie denn immer nur Opfer für eine Nation in der Ferne bringen solle, die ihrerseits ihr keine Vorteile biete.

Für den alten Römer war der Nationalstolz selbstverständlich; denn zum populus Romanus zu gehören, war ein Privileg. „Civis Romanus sum" bot dem Individuum in der gesamten damaligen Kulturwelt ohne weiteres unbestreitbare Vorteile. Ebenso ist kein Pflichtgefühl nötig, heute Engländer zu bleiben. Der Brite ist in der überseeischen Welt tonangebend, genau wie der Römer vor etwa 1600—2000 Jahren in Europa. Der Union Jack beherrscht die Weltmeere und $^1/_4$ der Oberfläche des Festlandes. Der britische Auswanderer fühlt sich als Angehöriger der vorherrschenden Rasse, wohin er auch kommt. Da ist nirgends eine Veranlassung, sein Britentum aufzugeben, sondern die Frage, die sich hier und da erhebt, ist immer nur, ob ein Individuum berechtigt sei, sich Brite zu nennen. Dies nun ist die allersicherste Grundlage für einen echten Nationalstolz.

Demgegenüber muß der deutsche Auswanderer für seine nationale Zugehörigkeit fast überall in der Ferne Opfer bringen. Nirgendwo ist er willkommen, weil er Deutscher; höchstens duldet man ihn, obwohl er Deutscher ist. Ist es ein Wunder, wenn er sich von Zeit zu Zeit

fragt: Was tut denn schließlich mein Volk für mich, um mich zu veranlassen, ihm mein ganzes Leben hindurch mich zu opfern? Was tut ihr in Mitteleuropa denn für mich? Ich will hier noch einmal bemerken, daß es vornehmlich diese Betrachtung war, welche den Ausgangspunkt für meine eigene kolonialpolitische Tätigkeit gebildet hat. Denn es liegt auf der Hand, daß nur eine weltumspannende kolonialpolitische Expansion uns in den Stand setzen kann, den Römern und Briten wenigstens nachzueifern. Freilich ist mein persönliches Schicksal nicht gerade geeignet gewesen, andere zur Nachfolge auf demselben Felde anzuspornen. Wenn die Deutschen es nicht fertig bringen, ihren alten Nationalfehler des Neides gegen die eigenen Landsleute abzustreifen, werden sie es den einzelnen Landesgenossen nicht gerade schmackhaft erscheinen lassen, dauernd mit ihnen zusammen zu arbeiten. Dann bleibt es stets Pflicht, Pflicht! Die Pflicht, bei ihnen zu bleiben, weil man zufällig unter ihnen geboren ist, gleichviel, ob sie selbst einen mit Fäusten und Fußtritten regalieren? Mit dieser „Pflicht" aber wird man keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken im Kampf gegen billiger denkende Rassen.

Ich hoffe, ich habe meinen Lesern deutlich gemacht, was ich hier darlegen wollte. Die Tatsache, daß die Aufrichtung des Deutschen Reiches mit einem wirtschaftlich-materiellen Aufschwung unserer Nation seit mehr als einem Menschenalter (sondergleichen) nicht genügt hat, die Entnationalisierungssucht bei unsern Landsleuten mit Stumpf und Stiel auszurotten, beweist, daß die Ursache für die zentrifugale Tendenz bei unserm Volkstum tiefer liegt, als in seinen politischen Verhältnissen, und sicherlich nichts mit unserer früheren nationalen Zersplitterung zu tun hat. Sie liegt vielmehr im Rassencharakter unserer Art selbst, und ist demnach nur durch die harmonische Fortentwicklung dieses Nationalcharakters zu überwinden. Der Heilungsprozeß muß im Vaterlande selbst angeregt werden, die deutsche Diaspora wird dann nur zu gern folgen. Eine vornehme deutsche Kulturentwicklung wird das stärkste Band schaffen für die dauernde Erhaltung der versprengten Teile. Die Politik aber kann in diese Entwicklung sehr entscheidend eingreifen, indem sie Weltverhältnisse schafft, welche es zum Privileg für jeden machen, Deutscher zu sein. Dann werden wir aufhören können, an das Pflichtgefühl für die Erhaltung der nationalen Zugehörigkeit zu appellieren, was schließlich stets nur einen schwachen Damm gegenüber den materiellen Interessen des einzelnen abgibt.



Amerikanische Eindrücke.

Von

Otto Hötzsch.

Vorbemerkung. Ich bin im März und April dieses Jahres einer Einladung der „Germanistic Society of America“ nach den Vereinigten Staaten gefolgt und habe dort an einer Reihe von Universitäten des Ostens und mittleren Westens englische und deutsche Vorlesungen gehalten; daneben habe ich auch vor deutschen Vereinen gesprochen. Vielleicht finden neben der Fülle der allgemeinen Amerika-Literatur diese von besonderem Standpunkt und in Verfolgung eines besonderen Zweckes gewonnenen Beobachtungen Interesse. Sie treten in gewissem Sinne neben die Aufsätze Prof. Brandls: „Persönliche Eindrücke von amerikanischen Universitäten“ (im Aprilheft der „Deutschen Rundschau“) und Prof. Kühnemanns: „Nebenwirkungen des Professorenaustausches“ (in der „Internationalen Wochenschrift“ vom 4. und 11. Mai). Beide Aufsätze habe ich indes erst nach Abschluß dieser auf dem Dampfer niedergeschriebenen und hier unverändert wiedergegebenen Skizzen kennen gelernt, wie ich auch das Buch Ludwig Fuldas, den gleichfalls die „Germanistic Society“ im Jahre vorher nach Amerika berufen hatte, bisher nur dem Titel nach kenne.

I.

Ein paar allgemeine Bemerkungen.

(Der kontinentale Charakter Amerikas. — Vom Reisen in Amerika. — Ein Trip nach dem Süden.)

Auf die berühmte Frage, die dem Fremden immer sofort wie ein Dolch vor die Brust gesetzt wird: „How do you like America?“ (oder in der schönen deutsch-amerikanischen Übersetzung, die ich auch gehört habe: „Wie gleichen Sie Amerika?“) hatte ich immer die manchmal zuerst verblüffende Antwort: „Your country's not a country, but a continent“, woraus sich dann die weitere Unterhaltung ohne weiteres ergab. Ich glaubte damit weder eine besonders geistreiche Pointe noch eine wissenschaftliche Neuigkeit auszusprechen. Ich wiederholte nur, was der verstorbene Friedrich Ratzel, dessen Buch mir bis heute noch als das weitaus beste in deutscher Sprache über die Vereinigten Staaten gilt, immer betonte, was aber vielfach der neueren Amerika-Publizistik, die mit europäischen Maßstäben mißt, leicht verloren geht. Denn m. E. tritt erst unter diesem Gesichtspunkt vielerlei dem Europäer unter den

richtigen Maßstab, bewahrt er ihn vor manchem zu raschen und allgemeinen Urteil. Z. B. wird sich mancher wie ich mit Recht über die Zugverspätungen ärgern, die vielfach, besonders im Süden, geradezu Regel sind; ich glaube, daß kaum 2 oder 3 der vielen von mir benutzten Züge zur fahrplanmäßigen Zeit ankamen, obwohl nirgends Überfüllung an Passagieren herrschte. Sicher ist dabei auch direkte Unordnung mit schuld, wenn auch diese an sich mit dem Privatbetriebe im Eisenbahnwesen nicht verbunden zu sein brauchte. Aber man muß sich zugleich auch immer die ungeheuren Entfernungen vorhalten, die zu überwinden sind, und noch mehr, welche Unsummen es kostete, das Haupthindernis für einen pünktlichen Betrieb, die Eingleisigkeit auf den meisten Strecken zu beseitigen. Und andererseits stellt wieder das Erwerbsleben, das gegenwärtig ja außerordentlich floriert, derartige Anforderungen an das Eisenbahnwesen, daß in diesem augenblicklich tatsächlich alles „overworked" ist.

Mit derartigen Maßstäben, die weder blind gegen wirkliche Schäden noch ungerecht machen, muß man an die amerikanischen Zustände, die doch vielfach spezifisch anders sind als die europäischen, herangehen. So ist im Eisenbahnwesen tatsächlich vieles ideal und vieles nicht. Der Pullmanwagen ist tatsächlich bequem und schön, aber der europäische Reisende wird angesichts der Fortschritte im Wagenbau in Europa doch auch meinen, als sei man in Amerika etwas zu sehr bei dieser Erfindung des Pullman Cars in seiner ersten Form stehen geblieben. Die Kritik erscheint um so berechtigter, als die Fahrpreise nicht unerheblich höher sind als in Europa. Wenn im Eisenbahnwesen der Zonentarif überhaupt berechtigt ist, dann wäre er es in den Vereinigten Staaten. Statt dessen werden unbarmherzig Meilensätze zu Grunde gelegt, die höher sind als unsere Raten. Und während man den geringen Platz für Handgepäck und den Mangel an Trägern beklagt, empfindet man den hohen Satz des Freigepäcks und vor allem das ausgezeichnete Transfer- und Checksystem höchst angenehm. Doch ich will hier nicht Betrachtungen eines in Amerika reisenden Deutschen anstellen und spare mir darum auch solche über die Hotels, die mit der soliden Geschäftsmäßigkeit und Großartigkeit des Betriebs und doch dabei über europäische Begriffe weit hinausgehenden Bequemlichkeiten aller Art den angenehmsten Eindruck hinterlassen — bei relativ die europäischen nicht allzusehr übersteigenden Preisen (was alles allerdings nur für die Häuser ersten Ranges gilt).

Daß das Mißverhältnis zwischen dem kontinentalen Raum und der darauf sitzenden Menschenzahl zu weitgehendster Ersetzung menschlicher durch maschinelle Arbeit überall führt, ist eine alte Beobachtung. Dem

Fremden, der durch Werke wie die Carnegieschen in Pittsburg, die Schlachthäuser in Chicago, die Getreidemühlen in Minneapolis geht, fällt das ja zuerst und am stärksten auf. Wunderbarer aber ist, daß sich doch trotz dieses großen Raumes und der heterogenen Elemente, die ihn bewohnen, über alles hin dieselbe Art der Zivilisation zieht. Der genaue Landeskenner wird natürlich den Kalifornier vom Bostoner, und den Virginier vom Dakota Man unterscheiden können. Aber ich denke mir, daß einem Amerikaner, der mit einem entsprechenden Status der Kenntnisse von Land und Sprache, wie ich in Amerika, in Deutschland reist, der Unterschied zwischen Nord und Süd bei uns stärker erscheinen muß als einem Deutschen solche Gegensätze drüben. Wie die Eigenart der englischen Sprache mithilft, diesen gleichen Anstrich — die Amerikaner sehen ja auch einer wie der andere aus, fast alle „beardless as all selfrespecting men should be“, wie ich einmal in einem Romane las — allem überzuziehen, ist oft genug festgestellt worden. Das Problem ist nur: Wieviel ist es mehr als lediglich Anstrich? Die Antwort gäbe zugleich die Antwort auf die Frage: Was ist Amerikanische Kultur? —

Noch einen durchgehenden Zug möchte ich hervorheben, ich glaube auch damit nicht unberechtigt zu verallgemeinern. Das ist die knappe Sachlichkeit und die Zuverlässigkeit in geschäftlichen Dingen. Im Bädeker steht: „Man ist im Eisenbahnwesen ganz auf sich angewiesen, kaum daß die Beamten Auskunft erteilen“. Das erweckt falsche Vorstellungen. Es wird viel weniger geredet und gar nicht „geschnauzt“ wie gelegentlich im deutschen Eisenbahnbetrieb. Aber fragt man, so erhält man knappste, doch prompte Auskunft in der Form, an die man sich gewöhnen muß, aber beim Weißen rasch gewöhnt; vom Neger habe ich sie nicht vertragen gelernt. Dann aber ist man eine Art Spezialschützling des Mannes, mag das ein Schaffner, Portier usw. sein; der Mann vergißt nichts und besorgt alles ohne überflüssige Worte. Vielleicht ist es ein zufälliges Urteil, aber mir kam es vor, als sei man in allen diesen Dingen in Deutschland trotz aller Bevormundung schließlich doch mehr auf sich angewiesen als in Amerika, wo man eher wie ein Frachtstück, das zufällig auch menschlichen Verstand hat, befördert wird. Und ebenso die Reellität und das Vertrauen auf die des andern. Ich gebe nicht nur meinen Eindruck wieder mit der Bemerkung, daß man in den kleinen Dingen des täglichen Lebens nicht, auch vom kleinsten Newsboy nicht, übers Ohr gehauen wird. Das ganze Checkwesen in seiner ungeheuren Ausdehnung ist doch auch die reinste Vertrauenssache. Infolgedessen kann ich nur sagen: es reist sich im höchsten Grade angenehm in diesem Lande, vorausgesetzt, daß der

Zug nicht entgleist oder sonst Schaden nimmt (auf den Unterbau der Bahnen blickt man besser nicht!) oder der Koffer nicht infolge der rücksichtslosen Behandlung kaput geht. Der Zug zum „Management“ feiert in diesen Dingen, die hier noch bedeutungsvoller sind, weil ein großer Teil des Volks fortwährend in Bewegung ist, seine Triumphe, und die erstaunliche Geduld in diesem Volke hilft die Schwierigkeiten überwinden. (Man sagt oft, der Amerikaner widerstrebt allem was Disziplin heißt. Darf ich ein allgemeines Urteil wagen, so möchte ich das so formulieren: er beugt sich der Disziplin der Sitte und der freiwilligen Organisation, dagegen nicht der des Kommandos und des Gesetzes.)

Noch einen nicht unwesentlichen Punkt für ein vergleichendes Urteil: es ist sehr schwer festzustellen die Relation des Dollars zur Mark in bezug auf die Kaufkraft. Dieser Umstand erschwert das Reisen doch wiederum etwas. Im ganzen ist für den, der zu reisen versteht, in England der Schilling, in Frankreich der Franc, in Rußland der Rubel soviel wie eine Mark. Der Dollar jedoch ist jedenfalls nicht vier Mark, ist aber auch nicht etwa durchaus nur eine Mark wert. Vielleicht entspricht er an Kaufkraft im ganzen, aber mit Schwankungen, heute etwa 2 M., gilt aber eher weniger als mehr. Jedenfalls ist ein Gehalt von 1000 $ drüben nicht das was 4000 M. in Deutschland sind. Diese Feststellung macht heute in Amerika für den Millionär und den Arbeiter nichts aus, wohl aber sehr viel für die Mittelklassen, insonderheit die liberalen Berufe. —

Von der amerikanischen Landschaft wage ich nichts zu sagen; was ich mir davon notiert habe, kann denen, die sie gesehen, nichts sagen und denen noch weniger, die sie nicht gesehen. Ich kann nur immer wieder auf Ratzels prachtvolle Landschaftsschilderungen in seinem Amerikabuch hinweisen und auf die vielen anziehenden Naturschilderungen, die die poetische Literatur Nordamerikas bietet. Das freilich sieht jeder, daß wo der Mensch hingekommen ist in die Landschaft, er dort gründlich gewüstet hat und daß was er in sie hereingesetzt hat, vielfach vorläufig noch nur einen recht provisorischen Eindruck macht. Also noch koloniales Land!

Ich bin für die kurze Dauer meiner Reise ziemlich weit nach dem Süden gekommen, für den ich von je ein besonderes Interesse hatte. Er liegt noch etwas ab vom Strom des amerikanischen Lebens — vorläufig! Die meisten Amerikafahrer kommen nicht viel südlich über Washington hinaus; auch Lamprecht ist von Kalifornien über Ogden zurückgegangen und hat die „Sunset“-Route nach New Orleans verschmäht. Und wieviel Wichtiges und Anziehendes bietet dieser Süden! Aus dem Süden kamen die ersten politischen Köpfe, die die Union schufen, aus dem Süden

das Problem, das ihren Bestand bedrohte, im Süden, in Virginien besonders, sollen noch heute die schönsten Frauen Nordamerikas wohnen. Heute ist der Riß verteilt, der zu dem großen Kriege führte, doch reibt sich immer noch gern der Yankee am Southerner und umgekehrt. „Ja, vor dem Kriege war alles viel besser", sagt mit Vorliebe der Südländer, und wenn einer den Zauber einer Vollmondnacht im Süden preist, dann heißt es auch — so spottet der Yankee —: „Ja, vor dem Kriege, da schien der Mond noch schöner!"

Erst hatte ich gelacht über die sentimentale Ankündigung der Schiffsfahrtsgesellschaft: „Moonlight on the Chesapeakebay". Aber dann habe ich den Zauber einer solchen Mondnacht in Richmond tief empfunden. Es war am Abend des Karfreitags; freilich merkt man vom „good friday" in dem sonst so kirchlichen Lande nichts. Die letzten der vielen zahmen grauen Eichhörnchen, die die öffentlichen Plätze in Amerika so nett beleben, huschen vorbei. Ruhig liegt der Platz, den das Kapitol und die Gouverneurswohnung, die völlig im Stil des altvirginischen Edelsitzes, schmücken. Der Mond steigt hinter der City Hall auf an einem südlich blauen Himmel — ist's doch, denke ich, die Breite etwa von Sizilien. Und er beleuchtet zauberisch das Standbild Washingtons, das, umgeben von anderen Großen der Revolution, sich unmittelbar vor mir erhebt. Da steigen die Erinnerungen der amerikanischen Geschichte auf. Nach Richmond soll einer gehen, der behauptet, die Amerikaner hätten keine Geschichte und keine großen Erinnerungen. Da ist St. John's Church, wo Patrick Henry, einer der Sturmvögel der Revolution, seine berühmte Rede hielt. Dort St. Paul's, wo Lee Jefferson Davis die Nachricht brachte, daß Richmond geräumt werden müsse und das Schicksal der Konföderation besiegelt sei. Und ein paar Straßen weiter das Haus, in dem Jefferson Davis gewohnt und die „Feuerfresser"-Regierung geführt hat — mit einem wundervollen Blick auf das Tal des James River. Vom Dach des Kapitols sieht man ringsum die Felder der mörderischen Schlachten des Sezessionskrieges, ich glaubte fast zu sehen bis hin nach Hampton Roads, wo sich eben die Kriegsschiffe der Nationen sammeln für die Eröffnung der Ausstellung in Jamestown. Und draußen der Friedhof von Hollywood, wo die Generale und Tausende von Soldaten der Konföderiertenarmee schlummern; ich habe nie einen eindrucksvolleren, poetischeren Friedhof gesehen. „Fate denied them victory, but gave them a glorious immortality", lese ich an einem der Grabmonumente; pietätvoll wird die Erinnerung an diese in allem Unglück große Zeit des Südens wacherhalten durch die „Daughters of the confederacy",

eine Damenvereinigung, der für ein anderes Feld amerikanischer Geschichte die „Daughters of the Revolution“ entsprechen. Es weht eine wahrhaft historische Atmosphäre in dieser Stadt, und wenn in den Erinnerungen des Sezessionskrieges alte Gegensätze leise nachklingen, sie löst und verbindet die Verehrung für George Washington, hier besonders stark, er war ja ein Sohn Virginias. Man kann die Formen belächeln, die die Vergötterung des Nationalhelden manchmal annimmt, blind machend gegen jede historische Kritik. Aber ist das ein schlechtes Zeichen für das amerikanische Volk? Noch immer haben Völker, die „Helden und Heldenverehrung“ kannten, etwas bedeutet in der Geschichte.

Und nun New Orleans! Ist das nicht ein verlorenes Stück von Paris oder Südfrankreich; Jacksonsquare mit den „Pontalbaschen“ Häusern, je drei Fenster nach vorn in den beiden Stockwerken, jede Wohnung mit Balkon, der dem Haus entlang läuft und durch Gitter in Teile getrennt ist, und die Fenster so tief heruntergehend mit den großen Läden, wie man sie schon in Straßburg überall hat. Und dort die weiße Kirche des heiligen Ludwigs, spanisch-kreolischer Stil, sagt der Bädeker, mag sein, aber französisch ist dieser entzückende Kirchplatz, in vollem südlichen Blumenflor, die Vögel zwitschern in den Zweigen, die Frauen mit großen weißen Hauben und romanischem Wesen, die Häuser bis vor der Kirche, alles guckt so anders drein als die Wolkenkratzer oder das Cottage. An einem lese ich: „Madame ...., sage femme“ —, ja, bin ich denn in Frankreich, biegt da nicht Tartarin de Tarascon um die Ecke, in eine der schmalen Straßen hinein, die im Abenddämmer liegen, alle französische Namen tragen?

Einen überraschenden Eindruck macht im amerikanischen Land dies Stück französisch-spanischen Lebens, dem die Neger mit ihren von Mauleseln gezogenen Wagen noch einen besonderen kolonialen Anstrich geben. Hinter diesem Quartier verschwindet an Interesse alles, was die Stadt sonst noch bietet: das Monument Lees, das lebhafte Handelstreiben, der Mississippi, der, obwohl dem Ende seines Laufes sich nähernd, so gar nicht imposant aussieht. Durchaus tropisch schon ist die Vegetation des Landes, durch das ich hierher gefahren bin, an Mobile vorbei, dem man den gewaltigen Stapel- und Handelsplatz ansieht, und der Golf von Mexiko war's, der im Mittagssonnenlichte glitzerte, als der Zug durch die Savannen, das sumpfige Flußdickicht und schließlich scheinbar mitten durchs Wasser hindurchfuhr.

Aber der Süden bietet nicht nur dieses landschaftliche und historische Interesse. Es ist heute wieder Leben in ihm. Das zeigen die Handelsstädte Mobile und New Orleans, das zeigen die ungeheuer

langen Einfahrten in die Bahnhöfe mit den Güterzügen rechts und links. Eine enorme bodenständige Industrie ist hier im Werden, ein großes Industriezentrum folgt dem andern. Ist in Richmond eine wahrhaft historische Atmosphäre, so ist dieselbe Luft zugleich geschwängert mit dem süßlichen Zigarettentabaksduft — es ist Mittelpunkt dieser Industrie, der wohl auch keinen Abbruch tut, daß manche Staaten (Wisconsin, Indiana) in wohlwollender Fürsorge das Zigarettenrauchen verboten haben! (Man sollte lieber das Eiswassertrinken verbieten.) Aber das eigentliche „Herz des Südens" ist etwa das Viereck: Atlanta-Montgomery-Birmingham-Chattanooga, die Staaten Südkarolina, Georgia, Alabama. Hier sind noch die besten Beispiele lebendig des Lebens „vor dem Krieg", die stolzen Herrenhäuser der Pflanzer und die Neger-Cabins. Aber es ist zugleich auch der „neue Süden". Riesige Cotton Mills sieht man, gewaltige viereckige Gebäude und Reihen von Arbeiterhäusern dabei; ein Zeichen, daß man immermehr die Baumwolle in den Staaten ihrer Erzeugung verarbeitet. Und in Birmingham (Alabama), wo man am Red Mountain Roteisenstein und Kohle zusammenfindet, entsteht ein neues Pittsburg. Wie wird auf die ganze neue Entwicklung die Vollendung des Panamakanals wirken! In New Orleans las ich von gemeinsamen Fahrten von da und von Mobile aus nach dem Panamakanal, 75 Dollar pro Mann, nicht „pleasure-trips", sondern Fahrten von Geschäftsleuten, die die Handelskammern anregten. Hoffentlich wird uns der Abschluß des ausgezeichneten Werkes von Ernst von Halle: „Baumwollproduktion usw. in den amerikanischen Südstaaten", die dringend notwendige Monographie über diese auch für uns wichtige Entwicklung bringen. Geht sie so immer weiter, so muß sie den bisher immer noch etwas beiseite liegenden Süden, die stolzen Staaten der Sklavenzeit, wieder enger mit dem Ganzen der Union verknüpfen. Ich konnte nur einen flüchtigen Blick über sie hin werfen, aber ich hatte doch eine Vorstellung davon gewonnen, von den geschichtlichen Traditionen, die da aufsteigen, und dem neuen Leben, das über sie hin überall aufsprießt. Mit vielen und starken Eindrücken davon fuhr ich nach Washington zurück, um von da in der eigentlichen Aufgabe meines Aufenthalts im Lande, die die Osterpause unterbrochen hatte, fortzufahren: den Vorträgen an den Universitäten.

II.

Vom amerikanischen Universitätswesen.

Wie so vieles noch im amerikanischen Leben, ist auch der Begriff der Universität im Fließen und Werden; es wird eine Masse sehr hete-

rogener Institutionen mit diesem Namen bezeichnet. Und nicht nur das Universitäts-, sondern das ganze Erziehungs- und Bildungswesen ist so verwickelt, daß dem Fremden die Orientierung zunächst sehr erschwert ist. Naturgemäß hat der ungeheure Raum, in dem das amerikanische Leben sich abspielt, Verschiedenheiten auch im Bildungswesen hervorgebracht, wie sie zwischen einzelnen Staaten Europas bestehen. Doch ist es damit nicht so schlimm, denn man wundert sich, wie auch hier trotzdem über das ganze gewaltige Land eine Einheitlichkeit, eine gemeinsame und gleiche Art, auch auf diesem Gebiete das Leben zu fassen, geht.

Verwickelt werden die Dinge durch das Durcheinander von Staats- und Privatiniative und die Abwesenheit einer Behörde, die im ganzen Lande für Uniformität sorgt. Von Staatsinitiative — denn davon ist keine Rede, daß der Staat (womit ich wie im folgenden immer den Einzelstaat der Union meine) seine Erziehungsaufgaben hier vernachlässigt habe, trotz der geringeren Stellung, die in Amerika der Staat gegenüber der Gesellschaft einnimmt. Die amerikanische Geschichte zeigt vielmehr, daß der Staat diese Aufgabe sehr entschieden in die Hand genommen hat. Das eigentliche Schulwesen ist ja staatlich oder städtisch: die sog. public schools und die high schools, was nicht Hochschule im deutschen Sinne bedeutet, sondern die Schule zwischen public school und college, im deutschen System etwa — doch sehr mutatis mutandis — den beiden Tertien und Sekunden entsprechend. Und es gibt auch Staats-Universitäten, solche, die vom Staat ins Leben gerufen sind und unterhalten werden, besonders im Westen, wo zunächst noch nicht so große Vermögen vorhanden waren, um zu Stiftungszwecken verwendet werden zu können. In den alten Nordwestterritorien wies der Kongreß Land an für Errichtung und Unterhaltung einer Universität, und trug der Staat, als diese Territorien Staaten wurden, dazu bei; daher die Bezeichnung: state university. Ich habe die der Staaten Ohio, Minnesota, Wisconsin kennen gelernt. In diesem Falle hängt die Universität von der Staatslegislatur, deren besonderen Wünschen und Bewilligungen ab. Eine besondere Erinnerung an diese Entstehung einer Universität aus einem „land grant" des Staates erhält sich noch in der Verpflichtung der Studenten zu militärischen Übungen in bestimmter Zeit; an der Staatsuniversität von Ohio in Columbus waren Hunderte solcher sich militärisch übender Studenten in ihren schmucken Uniformen Hörer meiner Vorlesung.

Das Bestehen einer Staatsuniversität schließt aber die Errichtung einer Privatgründung nicht aus. So haben manche Staaten mehrere solcher Anstalten, wie Illinois, wo die Staatsuniversität in Urbana —

Champaign ist (eine unter ihrem rührigen Präsidenten, Mr. James, sich lebhaft entwickelnde Anstalt) und neben ihr die „University of Chicago“, die bekannte fürstliche Stiftung Mr. Rockefellers. Jedoch ist die auf Privat-„endowment“ beruhende Universität der Haupttypus im amerikanischen Hochschulwesen und im Osten ausschließlich. Ich weiß nicht, inwieweit Urteile, die die Staats- unter diese Privatuniversitäten stellten, allgemein berechtigt sind. Vielmehr hatte ich den Eindruck des gleichen lebhaften Strebens, nur daß selbstverständlich in allen Dingen (Organisation, Methode usw.) die Universität des alten Ostens weiter sein muß, als eine noch in voller Entwicklung stehende des Westens oder Südens. Man wird sich schon a priori vorstellen können, daß heute die Staatsuniversität von Texas nicht auf derselben Höhe stehen kann, wie die Harvard-Universität auf dem alten — wenigstens für Amerika alten — Kulturboden Neu-Englands.

Während also die Staatsuniversität von ihrer Staatslegislatur abhängig ist, steht die Privatuniversität administrativ unter dem „Board of Trustees“ und dem „President“. Der erstere ist ein Kuratorium von Geschäftsmännern, die die manchmal sehr große Vermögensverwaltung unter sich haben — hat doch z. B. die „Columbia-Universität“ in New York ein Vermögen von über 20 Millionen Dollars. Dieser „Board of Trustees“ handelt natürlich unter dem Gesichtspunkt des Geschäftsmanns. Daß dieser zu Unzuträglichkeiten führen kann und geführt hat, ist bekannt. Am meisten Gewicht schien mir das oft gehörte Bedenken zu haben, daß die „Trustees“ leicht geneigt sind, die technischen und praktischen Wissenschaften allzu sehr zu bevorzugen. Wenn ich Herren vom „Board of Trustees“ einer Anstalt kennen lernte, fiel mir eine oft rührende Anhänglichkeit an die ihnen anvertraute Anstalt, die sie wohl auch regelmäßig selbst besucht hatten, auf, und ich weiß eigentlich nicht, warum ein Verwaltungsrat aus weitblickenden Geschäftsmännern mit akademischer Bildung dem Universitätswesen an sich von Unsegen sein soll. Viel kommt dabei freilich auf die Persönlichkeit des Präsidenten an. Dieser ist das ausführende Organ des Verwaltungsrates und zugleich das geistige Haupt der ganzen Anstalt. Da nun auch an den ältesten Hochschulen alles noch im Werden ist, ist erklärlich, daß die Verwaltungs- und Organisationsarbeit eine solche Persönlichkeit völlig ausfüllt. Der „Rektor“ einer amerikanischen Universität, der ein ehemaliger Professor ist, liest also in den meisten Fällen nicht und ist auch durch seine Arbeit in der wissenschaftlichen Weiterarbeit sehr behindert. Da aber nur ein bedeutender Gelehrter in eine solche Stellung kommt, so erklärt sich die große Be-

deutung, die ein amerikanischer Universitätspräsident nicht nur für seine Hochschule, sondern für das öffentliche Leben seines Volkes hat. Männer wie der Präsident von Harvard, Elliott, oder von Columbia, Butler, werden weithin gehört, wenn sie ihre Stimme erheben. Halb im Scherz sagt man, daß ein solcher Mann eigentlich an Sicherheit der Stellung und des Einflusses den Präsidenten der Union noch überträfe; er rangiert darin neben den Mitgliedern des „High supreme court“, des obersten Gerichtshofes, den Amerika hat. Hieraus erklärt sich auch, daß eine solche Stellung noch einen Mann locken kann, der so auf der Höhe des Lebens gestanden hatte, wie etwa Andrew D. White, der bekannte frühere Botschafter am Berliner Hof, wenn ich nicht irre, heute Präsident der Cornell-Universität in Ithaca (New York). Sie bietet eben ein unvergleichliches Feld der Beeinflussung der Nation im höchsten Sinne des Wortes, wie es unsere älteren und fester gewordenen Verhältnisse dem Rektor einer Universität nicht bieten können. Wenn man dann Klagen hört über die autokratische Stellung des Präsidenten und eine mögliche Gefährdung der Freiheit der Wissenschaft durch ihn und durch die Rücksicht auf den Verwaltungsrat — es sind ja mancherlei derartige Fälle öffentlich erörtert worden —, dann wird sich der Fremde sagen: die Freiheit und Autonomie unserer Universitäten in dieser Beziehung erscheint zwar als das höhere, aber diese ist noch nicht möglich in einem Lande, dessen Hochschulwesen sich in einem so rapiden Entwicklungsprozeß befindet wie das amerikanische. Ist es doch in dieser heutigen Art nicht mehr als Jahrzehnte alt, spürt man doch das Wachsen und Sichändern überall; man braucht nur auf das Modell zu blicken, das in der Columbia-Universität zeigt, wie man sich die Zukunft denkt. Ich habe eine ganze Reihe von Präsidenten von Universitäten kennen zu lernen die Ehre gehabt und hatte bei ihnen allen den Eindruck, mit bedeutenden Männern, mit Charakterköpfen allerersten Ranges zu sprechen. Und daß sie zugleich auch alle liebenswürdige Gentlemen waren, konnte ich mit Dank an der Aufnahme merken, die ich überall fand.

Neben dem Präsidenten steht ein Secretary und ein Treasurer; das Verwaltungsgebäude erreicht wie z. B. in Harvard oft einen beträchtlichen Umfang. Den wissenschaftlichen Verwaltungsrat gewissermaßen bilden die „Deans“ (Dekane) oder „Heads of departments“. Ihnen folgen dann die akademischen Lehrer in einer der unsrigen ähnlichen Hierarchie: Professor — assistant oder adjunct professor — Instruktor, Assistent. Das Institut des Privatdozenten in unserm Sinne kennt man nicht. Umsonst tut man nichts in Amerika, wo man ja auch den Begriff des Volontärs nicht

kennt; man hat demgegenüber das Gefühl, daß es mit jemand nicht weither sein kann, der seine Arbeit umsonst anbietet. Da nun auch das was der Student für den Unterricht zahlt, verschwindend gering ist, sind also die akademischen Lehrer Amerikas auf Gehalt gestellt. Diese Gehälter scheinen, wenn ich aus vielerlei gleichlautenden Äußerungen einen Schluß ziehen darf, zwar im allgemeinen ausreichend, aber nicht glänzend zu sein, wenigstens nicht nach amerikanischem Maßstabe und nicht nach der relativen Kaufkraft, die der Dollar heute hat.

Mit derartigen Äußerungen stand mit geradezu komischer Regelmäßigkeit eine andere Klage im Zusammenhang, die auch andere Besucher amerikanischer Hochschulen, wie Lamprecht, ebenso regelmäßig gehört haben: die Stiftungen, die den Universitäten zufließen, sind ja großartig, aber es wird davon zuviel auf Gebäude und zu wenig auf die lebendige Pflege der Wissenschaft verwendet, insonderheit auf die bessere Ausstattung der bestehenden Professuren. Die Erklärung ist man geneigt z. T. der menschlichen Eitelkeit zu entnehmen: ein Gebäude, das den Namen des Stifters an seiner Stirn trägt, erhält seinen Ruhm lebendiger, als eine „Professorship", die diesen Namen höchstens im Katalog zeigt. Man kann auch bei einem Gebäude leichter der allgemeinen, oft komisch berührenden Neigung des Amerikaners entgegenkommen, den Wert zu messen nach der Frage: wieviel Dollar hat es gekostet? Ich wage kein allgemeines Urteil darüber, ob tatsächlich Luxus in der Anlage neuer Gebäude getrieben wird oder ob diese nicht dem Wachstum der Bedürfnisse parallel geht. Jedenfalls fällt dem fremden Beschauer überall eine große Menge von einzelnen Gebäuden, die die Hochschule bilden, auf.

Das charakteristische bei der deutschen Universität ist doch, daß sie ein Hauptgebäude hat; sage ich: die Universität Berlin und meine den Bau, so denkt jeder an das alte Palais des Prinzen Heinrich unter den Linden, und so überall. Sage ich aber: Harvard oder Yale oder Staatsuniversität von Wisconsin, so erweckt das die Vorstellung eines großen Gebäudekomplexes, der eigentlich als Mittelpunkt hat nicht ein Gebäude, sondern den Campus, eine oft sehr große Wiese mit Bäumen bepflanzt, die gewöhnlich auch zu Spielen zur Verfügung steht. Die Universität besteht dann aus einer Reihe von Gebäuden für die einzelnen Departments, unter denen naturgemäß die für die exakten und technischen Wissenschaften besonders gern gezeigt werden. Fällt doch hier das, worauf eine Universität stolz sein kann, und ihr unmittelbarer praktischer Nutzen am ehesten ins Auge. Niemals fehlt unter den Gebäuden eine Bibliothek; Bibliotheken mit Hunderttausenden von Bänden sind auch bei kleineren Universitäten

nicht selten und erwecken mit ihrem Reichtum an Bänden, ihren behaglichen Leseräumen, der Schnelligkeit, mit der verlangte Bücher herbeigeschafft werden (1/2, 1, 3 Minuten dauert es auf den Band), den Neid des deutschen Betrachters. Freilich fehlt es an den Kostbarkeiten, an denen das Herz des Bibliothekars hängt: Cimelien, alten Ausgaben, Handschriften. Wo sollen die auch in dem Lande herkommen? Allerdings habe ich auch in der Bibliothek der Universität Madison eine Sammlung von Dokumenten zur Geschichte des Westens gesehen, vor der dem Historiker das Herz im Leibe lachte; Roosevelt hat da seine Studien für sein Geschichtswerk: „The winning of the west" gemacht. Aber davon abgesehen, wird Reichhaltigkeit und Vollständigkeit in diesen Büchereien mit Erfolg angestrebt, es ist ja auch schon manche Bibliothek eines verstorbenen deutschen Gelehrten über den Ozean gewandert. Daß die bibliothekarische Technik, Katalog, Magazinraum, Belichtung usw. überall auf der Höhe der Zeit stehen, versteht sich in diesem praktischen Lande von selbst.

Neben der Bibliothek fehlt nun weiter niemals die Turnhalle, das „Gymnasium", mit Schwimmbad, regelmäßig in der Ausstattung ersten Ranges, manchmal, wie in Princeton in der Vorhalle, von großem Geschmack. Da hängen dann die Trophäen, die die Universität in diesem „team", in jener „race" gegen eine andere erfochten hat, vor allem die farbigen Bänder, die auch den Schmuck der Studentenbuden bilden. Drinnen üben die Studenten dafür in ganz leichtem Sportkostüm. Das Betreiben körperlicher Übungen, der Nachweis einer „physical education" während der Collegezeit ist obligatorisch, aber die Studenten treiben das gern, manchmal zu gern; doch davon nachher. Unter den Spielen, die ich sah, war Base-Ball gerade an der Jahreszeit; daneben viel Basket-Ball. Gegen den Fußball hat sich wegen der Roheit, zu der er führt, eine Reaktion erhoben, Präsident Butler hat ihn an der Columbia-Universität ganz verboten. Rudern, Schwimmen, Wettlaufen u. dergl. ist selbstverständlich; vom Fechten wird nur das bei uns wenig mehr gebräuchliche Stoßfechten mit dem Florett geübt. An manchen Universitäten — ich habe es an Harvard und der University of Pennsylvania in Philadelphia gesehen — tritt zu diesen Einrichtungen noch ein Stadion genau nach Art der griechischen Anlage, das 30 000 und mehr Menschen fassen kann, für die großen Wettspiele. Besonders gewaltig ist das an Harvard in Cambridge, und hier hat man den Raum benutzt, um noch eine andere Seite des klassischen Altertums wieder aufleben zu lassen. Dort hat man ein griechisches Stück — irre ich nicht, den Ödipus — aufgeführt, genau wie es die Alten taten, und der tiefblaue Himmel, der sich über amerikanischem

Boden wölben kann, das Stadion, Fluß und Hain, und die griechischen Verse, all dies vermochte wohl ernsthaft die Vorstellung aufleben zu lassen, als sei Kolonos und die athenische Welt des Sophokles wieder erstanden. So geschehen im Land, wo angeblich „king dollar“ allein herrscht!

Noch ist das äußere Bild einer Universität nicht vollständig. Es kommen noch hinzu die „Dormitories“ und die Einrichtungen für „soziale“ Zwecke, wie man in Amerika sagt.[1]) Die Dormitories sind, wie der Name sagt, Schlafhäuser, d. h. Häuser zum Wohnen für die Studenten. Meist haben zwei je ein Zimmer und einen „bed room“ zusammen; niemals fehlt das in Amerika weit stärker und regelmäßiger als in Deutschland in Anspruch genommene Bad. Die Einrichtung — ich habe viele gesehen dank der freundlichen und entgegenkommenden Art des amerikanischen Studenten — fand ich überall behaglich, manchmal luxuriös. Sportembleme, kleine Fahnen mit den Universitätsfarben u. dergl. ersetzen die gewöhnliche Zier deutscher Studentenbuden. Da diese Dormitories zum Zweck der behaglichen Unterbringung der Studenten erbaut sind und man dabei nicht auf das Geld sieht, so ist klar, daß sie eine menschenwürdigere Wohngelegenheit bieten, als die durchschnittliche Studentenbude etwa in Berlin N. Um eine Vorstellung von dem Preis zu geben: in einem Dormitory der University of Pennsylvania zahlt der Student 125 Dollar (Heizung und Licht inbegriffen) für das akademische Jahr, das, wenn auch anders eingeteilt, in seiner Länge dem unsrigen entspricht, vielleicht etwas länger ist, so daß also der amerikanische Student in unserem Beispiel für rund 60 Mk. monatlich wohnte. Auch wo es keine eigentlichen Dormitories von seiten der Universität gibt, wie in Harvard, wohnen die Studenten in solchen Häusern zusammen, oft in einem außerordentlichen Luxus der Einrichtung. Die Studentenbude in unserem Sinne ist also in Amerika so gut wie an den englischen Universitäten unbekannt. Doch spielt natürlich auch das Dormitory-Zimmer, wie die Studentengeschichten auch jener Länder zeigen, dieselbe Rolle im Leben des Studenten dort, wie die Bude in dem des deutschen Studenten. Die Mahlzeiten nimmt der amerikanische Student in besonderen Speiseräumen, über die ich nachher im Zusammenhang der „sozialen“ Einrichtungen spreche, wohl gelegentlich auch in Boarding-Häusern; dagegen ist er in der Regel damit **nicht** auf das Wirtshaus angewiesen, wie auch Alkoholausschank auf Universitätsgrund regelmäßig verboten ist.

[1]) „Sozial“ bedeutet in Amerika „gesellig“; man hört wohl sagen, die deutschen transatlantischen Dampfer seien „more social“ als die englischen.

Alle diese verschiedenartigen Einrichtungen, unter denen auch eine university-chapel[1]) niemals fehlt, — trotz des meist a-kirchlichen oder wenigstens „undenominational" Charakters der Universitäten —, bilden zusammen eine amerikanische Universität. Sie kehren typisch überall wieder, und finden sich auch da, wo die Entwicklung beim College stehen geblieben ist. Alle die hunderte von Colleges zeigen dieselben äußeren Züge, ebenso wie die ganz entsprechenden Einrichtungen für das Mädchenstudium: Bryn Mawr bei Philadelphia, die erste Frauenuniversität in den Vereinigten Staaten, Radcliff College, ein Annex von Harvard für junge Mädchen, Vassar College bei New York und wie diese sonst heißen. Was nun äußerlich an ihnen so sehr anzieht, sind nicht so sehr die durchgängig aufs höchste praktischen und komfortablen Einrichtungen, die Aufzüge, die hohen Fenster, die bequemen Subsellien (keine Tintenfässer!, da in Amerika ja alles die „fountain pen", die Füllfeder benutzt), Post und Telephon usw., sondern vor allem zieht an die Lage.

Auch wo die Natur dies nicht weiter begünstigte, wie in Harvard oder bei der Rockefeller-Universität in Chicago, ist die ganze Anlage, die vielen gern in englischer Gotik gebauten Häuser im Grün, ungemein reizvoll. In Harvard wird der Mangel natürlich günstiger Lage ersetzt durch die alte Kultur, die es repräsentiert, in der University of Chicago wo es, auf dem Prärieboden, 100 Dollar kostet, einen Baum anzupflanzen, durch die außerordentliche Munifizenz in allem und den einheitlichen Stil, den man in bewußter Anlehnung an Oxford überall gewählt hat. Aber wo die Gunst der Natur hinzukommt, entstehen unvergleichlich schöne Bilder. Wie entzückend liegt die Universität in Madison hoch auf einem Hügel inmitten mehrerer großer Seen! Wie anheimelnd ist der Campus in Yale, wie lieblich das Bild eines College, wie Williamscollege in der Hügellandschaft des nördlichen Massachusetts! Welch ein Bild bietet im Abendsonnenglanz Princeton mit seinen gotischen Gebäuden, an denen der Efeu hinaufzieht, und seinem Blick nach dem Tal des Delaware! Wie malerisch ist das Bild der beiden Hauptgebäude in Bryn Mawr mit dem grünen Campus und den Bäumen dazwischen, von denen sich die hellen Kleider der Studentinnen so hübsch abheben! Wie majestätisch — ich weiß kein anderes Wort — liegt die großräumige Anlage von Columbia da, oben auf dem Hügel, mit dem Blick auf den Hudson mit seinen hügeligen Ufern, so fern dem Lärm und Rauch der Stadt und doch groß-

[1]) Meist finden tägliche kurze „Services" darin statt; das Erscheinen dazu ist an manchen Universitäten, wie Yale, Zwang, Versäumnis wird geahndet.

städtisch in jedem Zug; etwas Stolzes und Freies liegt auf der Hauptfassade, das sich mir unvergeßlich eingeprägt hat. Und dabei habe ich nur einen Teil dieser Hochschulen gesehen, nicht die, die die schönste darin sein soll, Leland Stanford bei San Francisco. Ich glaube gern, daß sich an diese Stätten das Herz jedes Studenten hängt, zumal er ja stets nur diese eine, eben seine alma mater zu sehen bekommt. Und so liegt in diesem Charakterzug amerikanischer Universitäten noch etwas mehr, als die Erinnerung an ein schönes Stück Land, die dann Empfindungen auslöst, wie im alten Bonner und Heidelberger Studenten, und an den Zauber einer herrlichen Studentenzeit, den auch das amerikanische Studentenleben in sich trägt. Wer nicht das Treiben der Studenten an solch einer Stätte, ganz entrückt dem Lärm und Business-life des Tages — auch in Chicago liegt die Universität weit davon ab —, gesehen hat, der glaubt nicht, daß es dergleichen im amerikanischen Leben gibt. Ich bin besonders dankbar dafür, daß ich an verschiedenen Stellen auch in ein den großen Mittelpunkten ferngerücktes Collegeleben habe hereinsehen können. Ich habe von da die Empfindung mitgenommen, daß darin ein Kraftreservoir für die Nation liegt, wie es sich eine Nation nicht besser wünschen kann und wie es diese Nation allerdings auch ganz besonders braucht. Das muß ich noch etwas deutlicher machen.

* * *

Ich habe bisher die Ausdrücke: College und Universität ohne Unterschied gebraucht, was bisher auch anging. Worin liegt der Unterschied? Das College ist das ältere, Columbia hieß Kings College, nach einem der englischen George, nach einem Geistlichen Harvard wurde Harvard College genannt, wie die ihm im Süden entsprechende, aber niemals nur annähernd zu gleicher Bedeutung gekommene Anstalt in Richmond, Va., nach dem Herrscherpaar William and Mary's College. Damit ist das Ursprungsland des amerikanischen Universitätswesens gekennzeichnet: England. Aber Amerika hat sich von diesem Vorbild entfernt und entfernt sich immermehr davon, und alle Übergangserscheinungen, Unklarheiten und Unstimmigkeiten erklären sich mit dem einen Satze, den ich auszusprechen wage: **das amerikanische Universitätswesen steht in einem Umbildungsprozeß, der vom englischen Vorbilde weg nach dem deutschen hinführt.** Dies ausführlich zu bewegen, würde ein Buch füllen, das einer einmal schreiben sollte, doch nicht jetzt, vielleicht in 20—30 Jahren. Die Dinge liegen heute so:

Auf die public und die high school (zusammen 12 Jahre) folgt das College mit vierjährigem Kursus, und dann das eigentliche Fach-

studium (Graduate work). Daraus ergibt sich: 1. — was sich der Deutsche meist anders denkt — die Vorbereitungszeit für einen akademischen Beruf (Arzt, Richter usw.) dauert in Amerika, wenn sie voll durchlaufen wird, mindestens eben solange wie in Deutschland. 2. Der wichtigste Einschnitt im Leben des Jünglings, der Übergang vom Gymnasium zur Universität, liegt in Deutschland — reguläre Verhältnisse betrachtet — im 18. oder 19. Jahre, in Amerika 2 Jahre früher; das College erfüllt die Zeit der Prima und der ersten 4. Semester.

Das College dient dazu, in 4 Jahren und in Form des Universitätsunterrichts, allgemeine Bildung nach Wahl des Studenten zur Vorbereitung für den späteren Beruf zu übermitteln. Man schließt es ab, indem man einen Grad erwirbt („Master" einer Wissenschaft wird), und beginnt als Graduate das Fakultätsstudium, das regulär mit dem Doktorgrad abgeschlossen wird. Nun sind die heutigen Universitäten historisch aus dem College entstanden, und die Verbindung beider Einrichtungen (College und eigentliches University work) ist noch nicht gelöst, sie gehen noch ineinander über, sind ineinander eingeschoben, bilden ein Ganzes, vor allem: dieselben Lehrkräfte werden für beide in Anspruch genommen. Dieser Zustand erscheint dem fremden Beobachter ohne weiteres als unorganisch und wird auch als solcher empfunden. Denn:

Der junge Mann, der von der high school ins College übergeht, ist eben noch nicht Student in unserm Sinne. Tatsächlich ist das College auch vielmehr Schule als Universität, obwohl es Teil der Universität ist. Der Lehrplan ist viel enger und systematischer, vielmehr ins einzelne vorgeschrieben, als bei unseren ersten Semestern. Der Lehrer spricht von „Klassen", die er hat, und die 4 Klassen sind streng voneinander geschieden in: freshmen (Füxe), sophomores, juniors, seniors. Dabei ist wieder die Wahl der Fächer z. T. universitätsmäßig frei; der Student, namentlich der, der wie viele nur das College besuchen und nicht weiter gehen will, kann seiner Liebhaberei nachgehen. Und so ist für diese College-Zeit das bittere Wort geprägt worden: four years of aemulus discontinuity. Ob das zutrifft, und über den Wert der Collegebildung überhaupt kann ich nicht urteilen, weil ich nicht weiß, wie die Vorbildung eines jungen Mannes ist, der in das College eintritt. Nur soviel wage ich zu sagen: für die Vermittlung nur allgemeiner Bildung ist die Zeit von 4 Jahren vor allem bei dem Tempo des amerikanischen Lebens reichlich lang, und tatsächlich gibt man, wie ja schon die Einrichtungen für den Unterrichtsbetrieb eines College zeigen, auch schon mehr als allgemeine Bildung. Dann nimmt man aber der folgenden eigentlichen

Universitätsarbeit etwas weg, was dahin gehört. Vielleicht erscheint mein Urteil dem Amerikaner als von deutschen Zuständen voreingenommen; ich bin aber bei der Betrachtung dieser Dinge das Gefühl nicht los geworden, daß bei diesem System der Übergang vom schulmäßig gebundenen zum akademisch freien Studium an der falschen Stelle liegt. Jedenfalls aber erscheint die Verbindung von beiden in der amerikanischen Universität von heute, um es nochmals zu sagen, als unorganisch. Das Problem scheint zu sein, an Stelle der Vertikalgliederung: letters and science, Law, Engineering, Economics u. dergl., die Undergraduate work, Undergraduate und Graduate work umfassen, die horizontale zu setzen, die das Undergraduate work völlig trennt und möglicherweise vereinfacht. Mag sein, daß ich mir damit schon zuviel Urteil anmaße, das scheint mir zweifellos, daß die beiden Typen des Studiums, die heute eine amerikanische Universität zusammen umfaßt, nicht auf und zueinander passen und ihrer Lösung voneinander zustreben. Die allgemeinen, vor allem auf dem Gebiete der Charakterbildung liegenden Vorteile des Collegewesens, gingen ja mit solcher Trennung verloren. Ein anderer aber würde damit gewonnen.

Das heutige System macht nämlich dem amerikanischen Professor dasjenige ungemein schwer, wovon doch die Stellung des Universitätswesens in einem Volke überhaupt abhängt: die wissenschaftliche Forschung. Der amerikanische Professor ist seiner Berufspflicht nach in stärkerem Maße Lehrer als der deutsche. Fast regelmäßig fand ich, daß die Stundenzahl, die wöchentlich von einem Professor gelesen wurde, höher ist als die des deutschen, und aus der Art des Publikums ergibt sich, daß die Vorlesungen auch für verschiedenartigere Kreise angepaßt sein müssen, als bei uns. Der Professor ist viel mehr für die Studenten da als in Deutschland und als wünschenswert ist, und wird von ihnen auch mehr in Anspruch genommen. Infolgedessen verbringt der amerikanische Professor einen größeren Teil des Tages in der Universität, wo er ein meist sehr komfortabel eingerichtetes „office“ (dieser Ausdruck wird auch dafür gebraucht) hat, als es der deutsche zu tun braucht. Obwohl nun die Zahl der akademischen Lehrer im Verhältnis zur Studentenzahl regelmäßig erheblich höher ist als in Deutschland, so führt dies ganze System doch zu einer Belastung, die nicht im Interesse der Universitäten selbst liegend erscheint. Auch das hilft nicht viel, daß eine gewisse Arbeitsteilung wohl besteht, indem die ordentlichen Professoren mehr die Graduate-Vorlesungen, die außerordentlichen mehr die für die Undergraduates lesen. Darin liegt ja gerade in Deutschland der Vorteil des Privat-

dozentenwesens und auch z. T. der außerordentlichen Professuren, daß diese jüngeren akademischen Lehrer von Vorlesungen und Prüfungen nicht so stark beansprucht sind und darum Zeit und Kraft zu wissenschaftlicher Konzentration und Weiterarbeit haben. Die Kraft dazu muß doch gerade in den besten Arbeitsjahren außerordentlich durch die Belastung mit Collegevorlesungen, die z. T. Gymnasiallehrerarbeit sind, absorbiert werden. Und es ist angesichts dieses Systems doppelt zu bewundern, daß die wissenschaftliche Arbeit und Produktion der amerikanischen Professoren so groß ist, wie sie tatsächlich ist; zu arbeiten versteht man in diesen Kreisen wahrhaftig. Die Lösung des ganzen hier angedeuteten Systems erscheint, wenn ich richtig sehe, überwiegend als eine Geldfrage, und damit als wahrscheinlich, sobald der Bedarf an Gebäuden und äußerer Ausstattung etwas gedeckt ist.

Wenigstens lose damit verbunden ist eine andere Frage, die sehr bezeichnend von privater Seite in Angriff genommen ist durch die Rockefellersche Stiftung eines „General Education Board" in New York. Also eine Art privater Generalkultusministerium, das mit 42 Millionen Dollar fundiert ist, neben der Chamberlainschen Tarifkommission in England wohl das größte Beispiel einer derartigen, und so nur in angelsächsischen Ländern möglichen Privatinitiative. Der Zweck dieser Stiftung ist, das Durcheinander im System der höheren Bildung, das natürlich auch zu einer wenig kaufmännischen Zersplitterung führt, wenigstens etwas zu beseitigen. Man greift das von der Seite an, daß man die Unzuträglichkeiten beseitigt, die durch die Zufälligkeit der privaten Begründung von Colleges entstehen. Während manchmal große, rasch aufgeblühte Städte keine haben, existieren auf dem Lande eine Menge Colleges, die häufig nicht leben und nicht sterben können. Wenn ich die Zwecke dieser großartigen Stiftung recht verstanden habe, liegen sie darin, diese Mißstände durch Konzentration zu beseitigen und die Colleges zu Universitäten fortzubilden; das Hauptarbeitsfeld liegt wohl im Süden, der unter den Nachwehen des Sezessionskrieges und trotz des beginnenden industriellen Aufschwungs auf dem Gebiet der höheren Bildung noch erheblich zurück ist. Meines Wissens ist auch noch kein deutscher „Austauschprofessor" bisher als Vortragender in einen der Südstaaten gekommen, während wir alle in die Staaten des mittleren Westens gerufen wurden. In der Rockefellerschen Stiftung liegt nun auch die Möglichkeit, das bezeichnete allgemeine Problem der Universitäten, wenn es allseitig als solches erkannt wird, praktisch zur Lösung in Angriff zu nehmen. Das ist ja auch der Weg, der der ganzen Anschauung des Amerikaners am meisten entspricht.

Ich sagte, daß die amerikanische Universität im Übergang steht vom englischen zum deutschen Vorbild. Das will sagen: man strebt, den schulmäßigen Betrieb zu verwandeln in den frei und doch methodisch wissenschaftlichen. Deshalb dringt die Methode des deutschen Universitätsunterrichts immer stärker ein, d. h. gegenwärtig besonders neben der großen Vorlesung das Seminar. Ich konnte mich naturgemäß nur bemühen, ein Urteil mir zu bilden über das „Department of Germanic Languages and Literatures" und das was meinem Interesse besonders nahe lag, was die Amerikaner: Faculty of Political Science nennen; darin ist beschlossen: Geschichte, Staatswissenschaften, Soziologie und öffentliches Recht. Hier war nun überall das deutsche Vorbild zu erkennen; überall Seminare mit Handbibliotheken und Arbeitsräumen und genau der gleichen Arbeitsweise wie bei uns. Und die Lehrer, z. T. in den deutschen Abteilungen geborene Deutsche, aber überhaupt regelmäßig, wenigstens die jüngeren, auf deutschen Universitäten vorgebildet und graduiert. Da traf ich einen, mit dem ich vor Jahren im Schmollerschen Seminar zusammengesessen, dort einen, mit dem ich in Leipzig manche Collegien zusammen gehört — wie ich überhaupt auffällig viel alte Leipziger und natürlich Berliner Studenten fand; der Besuch von Göttingen, der in früheren Zeiten bekanntlich sehr beliebt war,[8]) scheint nachgelassen zu haben. Da lernte ich einen Professor kennen, der Gneist und Cuny als seine Lehrer verehrte und mit Treitschke am „Treitschke-Abend" zusammengesessen, dort andere, die in Deutschland geradezu ihr geistiges Vaterland liebten, Anglo-Amerikaner von reinstem Geblüt, die so gut deutsch sprachen wie ich selber. Das alles waren nicht Zufälligkeiten, dazu habe ich zuviel derart gesehen, und ich denke heute mit warmer Dankbarkeit und Freude der Stunden, die ich in diesen amerikanischen Gelehrtenkreisen zubringen durfte. Überall fand ich die gleiche herzliche Aufnahme und überall stellte sich sofort der geistige Zusammenhang her, wie er eben natürlich ist für solche, die gleichen geistigen Quellen ihre Nahrung verdanken. Und wenn mich etwas froh gemacht hat auf dieser Reise, dann war's der überall bestätigte Eindruck, wie in einem starken Strome durch diese Männer und durch diese Methoden deutsche Wissenschaft eindringt ins amerikanische Leben und wie die Achtung vor und das Interesse für deutsche Sprache und Kultur — trotz mancher gegenteiligen Eindrücke, die nicht fehlten — doch überall im Steigen ist. Das muß

---

[8]) Noch heute gibt's in Philadelphia eine Vereinigung alter Göttinger Studenten, die aus Anglo-Amerikanern besteht.

ja die beiden Völker einander immer näher bringen, und ich wünschte nur, daß nicht nur die Professoren miteinander die Wirkungskreise tauschen und nicht nur die jungen Amerikaner auf Deutschlands hohe Schulen ziehen. Nein, daß auch deutsche Studenten zum Studieren auf Zeit über den Ozean zögen. An den Mitteln würde es dazu im heutigen Deutschland nicht fehlen und an der Lust dazu in der deutschen akademischen Jugend auch nicht. Das Haupthindernis ist wohl heut eben noch jenes System des Universitätsunterrichts überhaupt, das dem deutschen Studenten zu wenig bietet, für ihn nicht recht paßt. (Schluß folgt.)



Königsglaube.

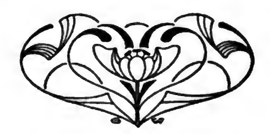
Ballade von

Börries, Freiherrn von Münchhausen.

Im Schneesturm verklammte des Königs Zügelhand,
Doch auch die erstarrte trieb zum Galopp das Pferd,
Im Wind herwölkte stäubender Schnee und Sand,
Doch König William hat nicht den Kopf gekehrt.

Hinter William Rotkopf der Feind auf jagendem Tier,
Vor William Rotkopf schäumt im Schneesturm die See,
„Fischer, das Boot ins Wasser, ich dank es dir,
Fahr mich nach Frankreich über zum Kap Grinez!“

„Und wenn ihr auch König seid, — Tod hieß euer Dank!“
Des Königs Lippe sträubt sich in Stolz und Scham:
„Ich habe noch nie gehört, daß ein König ertrank!“
Da fuhr der Schiffer, und König William entkam.





Der Monismus.

Von

Karl König.

V.

Da macht sich Haeckel, als, wie er meint, „geläuterter" Spinozist, die Sache entschieden leichter. Auf der Klaviatur seines Geistes sind nur zwei Melodien, die eine heißt: „Es ist alles eins", und die andere lautet: „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt". Haeckel ist durchaus Diktator und Gesetzgeber. Die Substanz Spinozas erweitert er zur Allgültigkeit eines Gesetzes, des „Substanzgesetzes". Als „Gesetz" sieht ja die Sache sofort wie „bewiesen" und wie „Tatsache" aus, wo sie doch nichts ist als eine Abstraktion und Spekulation, eine Glaubensangelegenheit.

Aber Haeckel kennt sogar diese Substanz, von der Spinoza gar nichts wußte und nur Negatives auszusagen wagte. Diese letzte und höchste Einheit alles Seins, das ist — der Weltenäther, der die Unendlichkeit füllt. In seiner 1905 wieder aufgelegten Schrift „Der Monismus" schreibt Haeckel S. 19: „Eine lückenlose Reihe von gesetzmäßig verlaufenden natürlichen Entwicklungs-Vorgängen führt jetzt den denkenden Menschengeist durch Äonen von einem chaotischen Urzustande des Kosmos zu seiner heutigen Weltordnung". Daß der Übergang aus einem Chaos zu einem Kosmos ein absolutes Wunder und ein „chaotischer Kosmos" ein Begriffsungeheuer wie „ungeordnete Ordnung" wäre, solche Kleinigkeiten genieren Haeckel nicht. Er fährt fort: „Da haben wir zuerst nichts weiter im unendlichen Weltraum als den beweglichen elastischen Äther und unzählige gleichartige diskrete Teilchen staubförmig in demselben verteilt, die Uratome; vielleicht sind diese letzteren selbst ursprünglich „Verdichtungspunkte" der schwingenden „Substanz", deren Rest den Äther bildet."

Also Atome + Äther sind die Substanz. Und da die Atome nur Kinder des Äthers sind, und da der Äther selber mithin das Urprinzip ist, so kann man, sagt S. 37 Haeckel, „den Weltäther als allumfassende Gottheit betrachten und darauf den Satz gründen: Der Gottesglaube ist mit der Naturwissenschaft vereinbar". Ist das nicht erheiternd?

Merkwürdig ist es übrigens, daß Haeckel 1905 noch im Äther „die bewegliche, schwingende oder aktive Substanz" sieht, offenbar um die Bewegung „erklärt" zu haben, daß dagegen ein Physiker wie Gustav Mie schon 1903 zu dem Resultat gekommen ist, daß der Äther „absolut unbeweglich, unveränderlich, inkompressibel und reibungslos", ja „das absolut Ruhende ist, in dem die

Körper sich bewegen".[1]) Haeckel dagegen schreibt auch noch in seinen „Lebenswundern" 1906: „Als bewegte Substanz stellen wir uns alle Teile des unendlichen Weltraumes in ewiger und ununterbrochener Bewegung vor." Wir wollen gar nicht davon reden, daß „Bewegung" ohne den Gegenbegriff „Ruhe" undenkbar für uns ist. Wie aber, wenn die Physik recht hätte und der in und durch alles seiende Äther wirklich das absolut Ruhende wäre, und wenn er dann auch noch nach Haeckel trotz seiner absoluten Ruhe der Vater der sich aus ihm verdichtenden und ewig bewegten Atome wäre, wie könnte dann die absolute Ruhe die absolute Bewegung gebären? Das wäre wieder ein — Wunder! und wieder — ein Dualismus. Aber ist es nicht schon ein Dualismus, wenn man dem Äther als dem Imponderablen die Materie als das Ponderable gegenüberstellen muß? auch wenn man dann mit Haeckel hinzufügt: „ganz unwägbar ist der Äther freilich nicht", was übrigens doch wohl falsch sein müßte, wenn Mie's Ansichten richtig sind.

Wir erwähnen aber das alles nur, um zu zeigen, auf was für schwankendem Boden Haeckel seine Art von Monismus baut. Vielleicht hat er selber deshalb in den „Lebenswundern" die veränderte „Gottheit" des Weltäthers nur beiläufig erwähnt. Dafür hat er aber hier aus der früheren „Zweieinigkeit" seines „Substanzgesetzes" eine „Dreieinigkeit" gemacht. Wir spotten nicht, sondern er selber wählt in seiner geschmackvollen Weise diesen Namen. Also es ist ein Gott, nämlich die bewegte Substanz, und diese Gottheit hat drei Attribute: 1. die Kraft, 2. den Stoff, 3. die unbewußte Empfindung. Keines ohne das andere, jedes mit dem anderen — neuaufgelegter und erweiterter Spinozismus! Das dritte Attribut der unbewußten Empfindung scheint Haeckel als Verlegenheitsauskunft zuletzt noch schnell dazu erfunden zu haben, weil der Übergang von mechanischer Kraft oder Bewegung in Empfindung und Bewußtsein zwar Haeckel früher die einleuchtendste Sache war, aber trotzdem den anderen Gehirnen nicht einleuchten wollte. Nun so hilft man sich und schreibt den Uratomen, diesen logischen Abstraktionen, schon „Empfindung", wenn auch „unbewußte", zu und schlägt ihr dann den wissenschaftlichen Mantel eines griechischen Namens um die Lenden, das Psychoma! Und für das Ganze nimmt man sich Spinoza und Goethe zu Gevattern.

Wir glauben, sie würden sich auf das Entschiedenste für diese Gevatterschaft bedanken. Und zwar deshalb, weil Haeckel, trotz aller Gegenrede, dennoch in einem groben Materialismus hängen bleibt. Wer den Spinozistischen Begriff „Denken" einfach mit „Energie" und „Kraft" gleichsetzt; wer zwar die Atome beseelt, aber beim Menschen dann die Seele zu einer „Funktion des Gehirns" entwertet; also die bei Spinoza absolut gleichwertigen Attribute Körper und Geist so ungleich wertet, daß ausgesucht im Menschenhirn aus physischer Energie das Wunder der psychischen Energie, aus Nervenschwingungen der bewußte Geist

[1]) G. Mie, Moleküle, Atome, Weltäther S. 121 und 133.

entspringt, der hat weder Spinoza noch Goethe begriffen und hat überhaupt kein Gefühl für die Schwierigkeit der vorhandenen Probleme. Er ist und bleibt Materialist trotz alles idealistischen Aufgusses.

VI.

Weil aber Haeckel und sein Kreis immer und immer Goethe im Munde führen, so müssen wir betonen, daß dieser selber es mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ablehnt, die Gottheit in der Welt aufgehen zu lassen. Die Welt ist ihm die Erscheinungsweise der Gottheit. Aber wie schon ein jeder von uns mehr ist als seine Erscheinung, so ist vollends Gott für Goethe mehr als die Welt. Gott hegt die Natur in sich und sich in der Natur. Er selber ist also der Hegende, der Schaffende. Albert Lang hat mit Recht bemerkt, daß weder Goethe noch irgend einer der großen Deutschen Spinozist im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen ist. Sie vertraten einen wirklich „geläuterten" Spinozismus, und „Goethe verwahrt sich dagegen, daß man den Gott Spinozas als einen abstrakten Begriff —, das heißt als eine Null auffasse, während er doch vielmehr das allerreellste tätige Eins sei, das zu sich spricht: Ich bin, der ich bin, und werde in allen Veränderungen meiner Erscheinung sein, was ich sein werde".[2])

Und was dieser Geist des Alls, der so bewußt zu sich selber spricht, in erster Linie nach Goethes Ansicht im Innersten war, das hat er, dächten wir, deutlich genug an vielen Stellen und auch durch die Worte dokumentiert, die Haeckel seinem „Monismus" zwar als Motto gibt, doch ohne sie dann irgendwie in ihm selber zur Geltung bringen zu können:

Im Namen dessen, der sich selbst erschuf,
Von Ewigkeit in schaffendem Beruf;
In seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Tätigkeit und Kraft — —

Hier quellen lauter warme Seelenkräfte aus der schaffenden Gottheit Seele auf. Was Goethe im eigenen Innersten als die schaffenden Kräfte fand, von dem aus schaute er das Wesen der Gottheit. Er verflüchtigte die Gottheit weder zu einer Unsumme von unbewußten Atomseelen, und noch viel weniger hätte er einem Weltäther den Namen der allumfassenden Gottheit geliehen. Und hätte er Sätze, wie den gelesen, daß „der Kohlenstoff der Schöpfer des Lebens" sei, oder gar den: „jetzt wissen wir, daß die Seele eine Summe von Plasma-Bewegungen in den Ganglienzellen ist" —, so hätte er dem, der solches zu „wissen" behauptet, nur schweigend den Rücken zugedreht.

Denn wer mit Haeckel seine Seele zu einer Bewegungssumme materieller Art entwertet, der kann selbstverständlich auch dem Göttlichen gegenüber nur in einer der Goetheschen Denkweise völlig widersprechenden Außenschau verharren.

---

[2]) Lang, Geschichte des Materialismus, Reclam I, 528 f.

Er bleibt an der Weltseite der Gottheit kleben, und zwar am Alleräußerlichsten dieser Weltseite. Und von Religion kann dann im tieferen Sinne gar keine Rede sein.

Wenn Haeckel trotzdem zu seinem allumfassenden Äthergotte in religiöse Beziehungen treten will, dann zeigt sich nur, daß die Begriffsunklarheit sich bei ihm soweit ausgebildet hat, daß er entweder die Bewunderungsgefühle, die er für seine Welthypothese hat, mit Religion verwechselt oder die allgemeinsten ästhetischen und moralischen Empfindungen mit ihr gleichsetzt. Und daß er ebendies tut, zeigt sich am deutlichsten darin, daß er schon den Tieren religiöse Empfindungen zuspricht, von moralischen ganz zu schweigen. Nun hat es aber nur dann Sinn, von Religiosität zu reden, wenn man darunter als allermindestes einen Akt der Erhebung des Geistes über die Natur zu irgend einer höheren Macht versteht, und wenn in ebendieser Erhebung sich die Sehnsucht ausspricht, herauszukommen aus dem Drucke der Dinge zu einer irgendwie gedachten Freiheit. Es ist also Religion nur möglich unter der Voraussetzung, daß die innergeistige Entzweiung zwischen Ich- und Weltbewußtsein erfolgt ist und daß der damit sich auftuende Abgrund gefüllt werden soll durch das Erfassen und sich Erheben zu einer über Mensch und Natur erhabenen und beide beherrschenden höheren göttlichen Einheit. Und ebendies für die Religiosität konstitutive Element, durch das sich zugleich der Mensch am schärfsten von der übrigen Welt besondert, das streicht Haeckel oder sieht es gar nicht. In seinem Streben, alles eins zu machen, verwischt er auch hier die Differenz zwischen Mensch und Tier zu Gunsten des Tieres. Und was dann übrig bleibt, sind irgendwelche Lust- und Leidgefühle allgemeinster Art, die dann für Religion ausgegeben werden.

Merkt man denn gar nicht, daß dieses Fortwischen der Differenzen, dieses Verschwimmenlassen des Besonderten im allgemeinsten, kraft dessen man die Entwicklung noch plausibler machen will, als sie es so schon ist, uns alle gesunde Weiterentwicklung zerstört? Man stürzt uns von der Höhe charakteristischer Selbstschau und Selbstgestaltung zurück in das Leerste und Verschwommenste der vagsten Allgemeinheiten. Man rührt alle glücklich erreichten Besonderungen des menschlichen Seelenwesens wieder zusammen, und statt bei den höchsten Exemplaren der menschlichen Gattung sich zu erkundigen, was Religion sei, fragt man bei Hund und Katze und sonstwo an. Dadurch wird die Seele zu einem Brei, nicht zu einem immer feiner und reicher sich gliedernden Organismus. Auch Monismus, aber was für Monismus!

Aber freilich die Losreißung und Erhebung des Geistes von und über die Natur kann man nicht brauchen. So darf sie auch nicht das charakteristische Urdatum der Religion und der Menschwerdung bedeuten. Wie einem der Geist zuletzt doch nur ein Produkt der materiellen Natur ist, so ist auch das Göttliche hier nur ein äußerster Hauch, der kosend die Materie umschwebt, die ihn gebar. Man redet zwar vom göttlichen Geiste der Natur, aber zuletzt doch nur so, wie man den Duft den Geist der Blume nennt. Man möchte, wie ich es einmal

ausgedrückt habe, den Stoff ins Geistige und Seelische erheben, aber an den Geist als schaffende Kraft und aus dem Innersten schaffenden Willen nicht glauben. Der Materialismus ist einem zwar zu öd, aber zum Idealismus fehlt noch der Mut. So bleibt man doch trotz aller gegenteiligen Sehnsucht des Herzens in einem religiös und geistig dekorierten Materialismus hängen. Wahrhafte Religion ist sich aber stets zu gut dazu, lediglich dekoratives Bedürfnis zu sein. Schaffende Urkraft will sie sein, gestaltender innerster Wille.

VII.

Aber wir sind der Meinung, daß dieser Haeckelsche Monismus nicht nur dadurch, daß er die Religion im tieferen Sinne ausschließt, sich untauglich zur Welterklärung beweist, er liefert überhaupt keine Welterklärung, weil ihm ein produktives Prinzip, ein schöpferischer Urgrund völlig fehlt. Wir hören da von der „gespannten Substanz“ oder dem Äther. Wer löst denn die Spannungen? Und ist es sinnvoll oder sinnlos, aus nichts als diesem Äthergrund all den unendlichen Reichtum der Natur und des Geisteslebens so mir nichts dir nichts herauszuentwickeln? Entwicklung ist doch nur da, wo ein Zusammengewickeltes, aller Zukünfte Schwangeres sich selbst entwickelt, sein Leben darlebt, um sich selber zu verwirklichen und seinem inneren Drange Frieden zu geben. Wo soll in dem Äther der Drang nach Menschengeistern, nach dem Werden dieser Schöpfung mit all ihrer Not und all ihrer Seligkeit liegen? Wo liegt die Notwendigkeit zu dem Allen? Das ist ja alles nichts als ein furchtbarer Unsinn, der guter Sinn sein mag, soweit er die mechanische Seite an der Weltbewegung erklärt; aber an das Seelische dieses Alls rührt er auch mit keinem Finger!

Aber es erklärt sich vielleicht das Wunder der Welt, wenn nicht aus dem Äther, so doch aus den beiden Untergöttern, aus dem Gesetz von der „Erhaltung des Stoffes“ und aus dem von der „Erhaltung der Kraft“? Zu diesen beiden Gesetzen, die Haeckel auf das Innigste verehrt und in deren „Entdeckung“ durch Lavoisier und Robert Mayer er die größte Leistung der Naturwissenschaft sieht, müssen wir um Kants und der Gerechtigkeit willen ein paar Anmerkungen machen. Diese beiden Gesetze waren nämlich erkenntnistheoretisch schon erschlossen und entdeckt, ehe sie als Naturgesetze experimentell bekräftigt wurden. Kein anderer als Kant ist der Entdecker, und er hat, was er bei seinen Entdeckerfahrten im Reiche der Vernunft auf diesem Punkte gefunden hat, im Jahre 1787 in seiner 2. Auflage der „Kritik der reinen Vernunft“, Reclam S. 175, also formuliert: „Bei allem Wechsel der Erscheinungen beharrt die Substanz, und das Quantum derselben wird in der Natur weder vermehrt noch vermindert.“ Und schon in der 1. Auflage sagt er S. 176f.: „Bei allen Veränderungen in der Welt bleibt die Substanz, und nur die Accidenzen wechseln,“ und dann setzt er kopfschüttelnd hinzu: „Ich treffe aber von diesem so synthetischen Satze nirgends auch nur den Versuch von einem Beweise, ja er steht auch nur

selten, wie es ihm doch gebührt, an der Spitze der reinen und völlig a priori bestehenden Gesetze der Natur."

Damit ist aber für jeden, der sehen kann, erwiesen, daß die „ewigen, ehernen, großen Gesetze der Natur", diese einzigen neuen Gottheiten einer innerlich verarmten Welt, erst und eher in unserem Kopfe, als in der Retorte und auf der Wage des Naturforschers sind. Und wenn man das gesehen und durchdacht hätte, dann würde man vielleicht erst einmal willig zu dem Manne in die Schule gegangen sein, der zwar nicht die graue Hirnrinde und die Ganglienzellen, wohl aber den Menschenkopf auf seine Vernunft und Denkgesetze hin untersucht und dabei beiläufig so „große, ewige Naturgesetze" entdeckt hat. Und wenn man sich mit der Kantschen Formulierung des Substanzsatzes noch näher befreundet hätte, dann würde man vielleicht davor bewahrt geblieben sein, Spinoza noch zu verschlechtern und das Substanzgesetz in zwei gleichwertige und von einander unüberbrückbar geschiedene Einzelgesetze der absoluten Stoff- und absoluten Krafterhaltung zu zerlegen, wie Haeckel das dualistisch getan hat. Man hätte vielmehr nur die Substanz selber das eine Beharrende sein lassen, während man in Kraft und Stoff nur die wechselnden Erscheinungsweisen des Einen und Letzten gesehen hätte. Es wäre von vornherein offen gelassen worden, daß Kraft sich in Stoff, Stoff sich in Kraft verwandeln könne, ganz unbeschadet der Substanzgleichheit unter allen diesen Verwandlungen.

Und dann wäre man davor bewahrt geblieben, das Konstanzgesetz der Materie so zu übertreiben, daß man jetzt bereits von diesem „ewigen" und „allgültigen" Gesetze schon wieder Abzüge machen muß. Zwar Haeckel betrachtet auch noch in seiner letzten Schrift über „Monismus und Naturgesetz", 1906, das Gesetz von der „Erhaltung des Stoffes" als ein „unantastbares Grundgesetz" und beruft sich gerade da gegenüber den kräftigen und zum Teil sehr beachtenswerten Angriffen des russischen Physikers Chwolson auf seinen geehrten Jenaer Kollegen, Professor Felix Auerbach. Merkwürdigerweise aber desavouiert gerade dieser geehrte Kollege gleichfalls die Haeckelsche Verabsolutierung des Konstanzgesetzes des Stoffes. Er schreibt darüber in seiner Schrift über „Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre", 2. Auflage 1906, S. 101: „Trotzdem würde man zu weit gehen, wollte man unser Prinzip als bindend für alle Zukunft wissenschaftlicher Entwicklung erklären. Denn es könnte sich zeigen, daß Materie nichts ist als eine besondere Form von etwas Allgemeinerem, als einer Art von ... Energie. Es würde dann vorkommen können, daß Energie von der Art, die wir Materie nennen, sich in Energie, die nicht Materie ist, verwandelt, und die Konstanz der Masse wäre dann durchbrochen." Und in seiner ebenso klaren wie interessanten Schrift „Die Weltherrin und ihre Schatten", 1902, meint er: „Man muß es, vom Standpunkte dieser fortgeschrittenen Erkenntnis aus, sogar für möglich erklären, daß Stoff verschwindet, indem er sich in eine andere Energieform, die nicht als Stoff erscheint, verwandelt, und daß ebenso umgekehrt Stoff entsteht. Das Prinzip von der Erhaltung des Stoffes würde dann also hinfällig werden," S. 50f.

So Auerbach in offenbarer Zuneigung zu dem energetischen Monismus, den Ostwald heute vertritt und dessen interessante These lautet: „Was wir von der Materie wissen, ist schon im Begriff der Energie enthalten, — die Materie ist nichts als eine räumlich zusammengeordnete Gruppe von Energien". Ob dieser energetische Einheitsgedanke richtig ist, lassen wir dahingestellt. Gesetzt, er wäre es, dann besagte er nichts anderes, als daß die für die naturwissenschaftliche Betrachtung sich ergebenden zwei allgemeinsten Erscheinungsweisen der Natur, nämlich Stoff und Kraft, nicht nur jede in unendlichen Besonderungen und Wandlungen auftreten kann, sondern daß sie auch selber miteinander wechseln und in einander übergehen können. Aber mitten in ihrem gegenseitigen Wechsel und mitten in all ihren eigenen Wandlungen beharrt dennoch denknotwendig das, was ihnen gemeinsam zu Grunde liegt, die Substanz. Um die kommen wir nicht herum, und gerade das, scheint uns, hat auch Ostwald bei seinem energetischen Monismus nicht scharf beachtet. Zu aller Veränderung brauchen wir denknotwendig den Gegenbegriff der Beharrung. Das liegt letztlich an nichts anderem als an der Dualität unserer Begriffsbildungen, an die wir nun einmal gekettet sind und gekettet bleiben. Und eben diese Dualität hat Kant auf das exakteste formuliert mit dem Satze: „Bei allen Veränderungen in der Welt bleibt die Substanz, und nur die Accidenzen wechseln."

Aber wenn Haeckel den von ihm für sich in Anspruch genommenen Auerbach gründlich gelesen hätte, dann hätte er ferner gesehen, daß dieser, genau wie Chwolson, es sich gar nicht beikommen läßt, zu behaupten, daß das Gesetz von der Konstanz des Stoffes und der Energie „bewiesen" sei für das Unendliche und Grenzenlose des Weltenraums. Im Gegenteil, es ist „bewiesen" nur für ein in sich fest abgeschlossenes System. Selbstverständlich! Denn der Chemiker und Physiker kann ja nur *in einem abgeschlossenen Raume* diese seine Versuche mit Wechsel und Beharren von Stoff und Kraft anstellen und beweiskräftig machen. Was aber im abgeschlossenen Raum „bewiesen" ist, darf logisch auch nur auf abgeschlossene Räume und Systeme erweitert werden. Und deshalb betont das Auerbach mit Nachdruck und sagt: „Konstant ist, um es nochmals zu betonen, nur die Gesamtsumme aller Energie in einem abgeschlossenen Systeme." Wenn sich trotzdem bei Auerbach auch der Satz findet: „Die Summe der in Erg gemessenen Energie im Weltall ist unveränderlich"[3]) — so bedeutet dieser Satz, wie Kant sagen würde, nur eine Tautologie, d. h. er sagt etwas, was in dem Begriff des Weltalls von vornherein liegt. Denn das All ist eben das All. Da kann denn freilich, ohne einen logischen Unfug, weder etwas dazugetan noch davongenommen werden. Aber daneben bleibt der andere Satz in seinem Recht bestehen, daß nur für ein geschlossenes System die Konstanz der Energie „bewiesen" ist. Daraus würde man nun entweder folgern müssen, daß wir auch das „All" uns als räumlich geschlossenes System zu denken haben. Aber das wäre ein

[3]) Beide Sätze auf S. 22 von „Die Weltherrin und ihre Schatten".

logischer Unsinn, weil wir uns nur an die Grenzen dieses räumlichen Alls im Geiste zu versetzen brauchten, um einzusehen, daß wir von da aus wieder zum mindesten leeren Raum denken müßten, ringsum und in die Unendlichkeit hinaus. Ist es aber so, dann scheint nur noch ein zweites übrig zu bleiben, nämlich dies, daß wir uns im unendlichen von nichts als vom schaffenden Geiste der Gottheit erfüllten, „naturwissenschaftlich" also leeren Raume ein abgeschlossenes Kräftesystem schwebend zu denken hätten, durch Gravitation und Schwere sich selbst zusammenhaltend, das System der Welten, dem unsere Erde mitangehört. Freilich könnte man dann im leeren Raume der Unendlichkeit noch eine Unzahl solcher in sich abgeschlossener Weltsysteme dazudenken; und dann wäre das Rätsel wieder da, wie sie so abgeschlossen sein könnten, daß sie sich durch nichts beeinflußten. Aber ich sage, man könnte sie sich dazudenken. Ein Denkzwang dafür ist nicht vorhanden. Doch wie dem sei, jedenfalls sehen wir auch hier: das Weltenrätsel wird nur um so größer, je weniger man leichtfertig das wirklich „Bewiesene" verallgemeinert.

VIII.

Schließlich aber hätte Haeckel noch eins von Auerbach lernen können, nämlich dies, daß er mit seinen beiden zum Substanzgesetz verbundenen Erhaltungsgesetzen des Stoffes und der Kraft alles andere, nur keine Formel zur Welterklärung in der Hand habe. Und zwar aus dem schon oben betonten Grunde, weil sie alles andere als Produktivität bedeuten.

Es gehört kein Übermaß von begrifflicher Klarheit dazu, um sich zu sagen, daß Erhaltungsgesetze an sich selber nichts Schöpferisches haben, so groß auch innerhalb eines irgendwie entstandenen und vorhandenen Schöpfungsprozesses ihre Bedeutung ist. Am besten erhalten und bewahrt vor jedem Verluste bleiben Stoffe und Kräfte äußerer Art ohne alle Frage dadurch, daß überhaupt nichts mit ihnen geschieht. Doch hören wir Auerbach. Er sagt: „Es ist ein eigentümlicher Verlauf, den die Geschichte so mancher hervorragenden Entdeckung und Erfindung genommen hat, und man ist versucht, darin beinahe eine Art von Gesetz zu erblicken. Die Entdeckung taucht auf, findet bei der ihrem Urheber geistig nicht ebenbürtigen Mitwelt kein oder mangelhaftes Verständnis und bedarf vielleicht einer ganzen Generation, eines Zeitraumes von Jahrzehnten, um die verdiente Wertschätzung zu finden; dann aber tritt der Umschlag ein und ihre Bedeutung wird überschätzt; schließlich ist es zuweilen gar nicht die leichteste Aufgabe, diesen Überschwang einzudämmen und die richtigen Grenzen festzusetzen ... So sehen wir auch hier, daß, nachdem es fast ein Menschenalter gedauert hatte, bis das Energieprinzip sich völlig durchgerungen hatte, nun eine Ära seiner Überschätzung anhub. Man glaubte vielfach, in ihm das Allheilmittel für Defekte in der Naturerkenntnis zu besitzen, man erklärte es für das Grundgesetz alles Geschehens im Weltall ... Ist nun das Erhaltungsgesetz wirklich das Grundgesetz alles Naturgeschehens? Diese Frage kann man in einem gewissen Sinne

mit ja, muß sie aber in einem tieferen und schließlich entscheidenden Sinne mit nein beantworten; und es genügt eine etwas präzisere Fragestellung, um das mit Leichtigkeit einzusehen, ja, um sich zu wundern, daß man überhaupt versuchen konnte, sich mit dem Erhaltungsprinzip zu gute zu geben. Was ist denn Naturgeschehen? Was ist denn das Gemeinsame aller Ereignisse, aller Vorgänge im Weltall? Offenbar Veränderung . . . Alle diese Veränderungen erfolgen . . . unter Wahrung des Erhaltungsprinzips. Erfolgen sie aber auch aus Anlaß des Erhaltungsprinzips? Sicherlich nicht; denn die Forderung desselben wird doch am einfachsten dadurch erfüllt, daß überhaupt nichts geschieht . . . Und damit zeigt sich uns das Prinzip in seinem wahren Lichte: es ist, bei all seiner großartigen Bedeutung, doch im Grunde von negativem Charakter, indem es aussagt: Bei allen Veränderungen in der Natur bleiben Stoff- und Energiemenge ungeändert. Es ist also eigentlich recht sonderbar, wenn man auf die Frage nach dem Grundgesetz aller Veränderungen in der Natur antwortet: Stoff- und Energiemenge ändern sich nicht; es ist das etwa so, wie wenn ich auf die Frage nach den Wandlungen, die Robert Mayer in seinem Leben durchgemacht habe, antwortete: er hieß immer unverändert Robert Mayer". So Auerbach.

Ist das nicht eine sehr scharfe Arznei gegen die Haeckelsche Weise, seinen Monismus zusammenzuphilosophieren? Auerbach schließt diese Betrachtung mit dem logisch unanfechtbaren Satze: „Das Erhaltungsgesetz hat lediglich die Bedeutung, daß nichts gegen sein Gebot geschehen darf; es hat nicht die Bedeutung, daß aus ihm heraus, auf seine Initiative wirklich etwas geschähe. Es ist Aufsichtsbehörde, nicht Unternehmerin. Es ist von regulativem, nicht von produktivem Charakter."[4])

Ist das aber richtig, dann sind wir mit Auerbach gezwungen, die weitere Frage zu stellen: „Gibt es neben dem Erhaltungsprinzip nicht auch ein Veränderungsprinzip?" Es muß ein solches geben, und Auerbach findet es in der Tendenz alles Geschehens nach einem mit unerbittlicher Gewalt erfolgenden Ausgleich aller Gegensätze. „Ist der nach den Umständen überhaupt mögliche Ausgleich schon vorhanden, so geschieht überhaupt nichts, es herrscht Gleichgewicht; wenn nicht, denn geschieht etwas, und die Tendenz dieses Geschehens ist der fortschreitende Ausgleich", S. 30. Ist aber dieses von Rudolf Clausius festgestellte und von ihm Entropiegesetz genannte Ausgleichsgesetz nicht wegzubeweisen, dann ist es Tatsache, daß der Weltprozeß, in dem wir leben, kein konservativer, d. h. sich selbst erhaltender, sondern ein finitiver, d. h. einem Ausgleich und Ende zueilender Prozeß ist. Die Drehung der Erde um ihre Achse und um die Sonne muß ebenso unerbittlich zu Ende kommen wie die Schwingungen eines Pendels, der Ton einer Stimmgabel oder das Schlagen des Herzens. „Daß ein perpetuum mobile ohne Speisung nicht bestehen kann, ist eine Konsequenz des Erhaltungsprinzips, jetzt aber handelt

[4]) Die Weltherrin und ihre Schatten S. 25—27.

es sich darum, daß auch sorgfältigste Speisung einer Maschine ihr kein ewiges Dasein verleihen kann, und das ist keine Konsequenz des Erhaltungsprinzips." „Es handelt sich nicht darum, daß der Mensch zu Grunde geht, wenn er dauernd fastet, sondern darum, daß seinem Leben auch bei normaler Ernährung ein Ziel gesetzt ist." „Jedes Ding hat seine Lebensdauer, die Glühlampe und die Dampfmaschine, die Pflanze und das Tier; sollte einzig und allein die Welt als Ganzes kein Ende haben?" S. 31.

Wie Auerbach diese seine These im Einzelnen physikalisch belegt, wie er den Nachweis liefert, daß der Weltprozeß fortwährend mit Verlust an aktueller Energie arbeitet, weil die Zerstreuung der Energie von selbst eintritt, während die Sammlung erzwungen und vergütet werden muß durch Herbeiziehung fremder Energie, die sich wiederum zerstreut — das alles kann hier nicht näher dargelegt werden. Aber das Ende vom Liede, das er diesem unseren Weltsystem singt, lautet so: „Betrachtet man das uns zunächst interessierende Sonnensystem und bedenkt man, daß der bei weitem größte Teil seiner Masse auf die kolossal heiße Sonne entfällt, so sieht man ein, daß, wenn einmal infolge von Erschöpfung ihrer Bewegungsenergie die Planeten usw. wieder in die Sonne aufgehen, dieser Endzustand ein solcher von großer Hitze und nebenbei von äußerst geringer Massendichte sein wird. Dieser Zustand wird sich von dem Kant-Laplaceschen Anfangszustand des Sonnensystems nur durch das Fehlen der Rotation des heißen Gasmeeres unterscheiden, und es bedürfte nur eines neuen Drehimpulses, um die Weltgeschichte von neuem beginnen zu lassen. Dieser Impuls aber, der „prähistorische" sowohl wie der etwaige „posthistorische", bleibt als dem Weltganzen von außen Erteiltes durchaus metaphysisch und bezeichnet die äußersten Grenzen der Naturerkenntnis," S. 54. Aber das Trostlose dieser seiner Perspektive mildert Auerbach doch durch folgende Erwägungen: „Ausgleichsprozesse," sagt er, „können nur stattfinden, wo Gegensätze vorhanden sind; und je stärker die Gegensätze, desto heftiger, je schwächer die Gegensätze, desto sanfter wird der Ausgleich sein. Aber durch den Ausgleichsprozeß selbst werden ja die Gegensätze fortwährend gemildert. So sehen wir ein, daß jener Weltprozeß, dessen Tendenz so traurige Perspektiven eröffnet, sich allmählich immer mehr verlangsamt, daß er gegenwärtig jedenfalls schon viel ruhiger geworden ist, als in der Sturm- und Drangperiode der Natur —

„erst groß und mächtig,
nun aber geht es weise, geht bedächtig";

immer weiter wird sich das Tempo dieses Prozesses verlangsamen, und sein Ende liegt in unabsehbarer Ferne. Und für unabsehbare Zeit können auch wir uns, unbeirrt durch ihre länger werdenden Schatten, der Segnungen der Weltherrin (d. i. des Ausgleichsgesetzes) erfreuen," S. 41 f.

Wer das gelesen hat, wird es wohl mit uns als unbegreiflich ansehen, daß Haeckel sich auf diesen Vortrag Auerbachs noch beruft, als sage der ihm zu Gunsten etwas aus, und daß er gegen diese ganze, auch von dem russischen Physiker

Chwolson vertretene Ansicht nichts zu sagen weiß, als dies: „Diesem Ende der Welt müßte auch ein ursprünglicher „Anfang der Welt“ entsprechen. Damit wären wir glücklich an einem „Wunder“ angelangt, an der „Schöpfung der Welt aus nichts.““[*])

Wer hat denn davon gesprochen, daß die Welt „zu nichts“ werden soll? Und wer, daß sie „aus nichts“ entstanden sei? Dies „Wunder“ konstruiert Haeckel nur schnell, um seine Gegner damit totzuschlagen. Das Problem, um das es sich vielmehr dreht, ist das Uralte der ersten Bewegung, des gewaltigen Urimpulses, der die lodernden Gegensätze schuf, um durch jahrmillionenlangen allmählichen Ausgleich die wunderbar reiche Gestaltung und Entfaltung dieses unseres Weltwesens zu ermöglichen. Dies große Urproblem schob Haeckel erst einfach in den Äther ab, der „das Bewegliche“ sei. Da schien es ihm zunächst gut aufgehoben, dann aber, weil er wohl auch erfahren, daß nach neuerer Ansicht gerade der Äther „das absolut Unbewegliche“ sei, schob er es „auf alle Teile des unendlichen Weltenraumes“, die von Ewigkeit her in Bewegung sind. Das war ja selbstverständlich wiederum keine Lösung der Frage, sondern besagte nur: Die Bewegung ist, eben weil sie ist. Aber wir gestehen bereitwillig zu, daß man sich dabei beruhigen kann, wenn man will. Denn man braucht nun einmal einen Ruhepunkt seines Denkens. Und findet ihn entweder im Allgeist, als in dem, der alle Möglichkeiten umfaßt und alles aus seinen Schöpfertiefen zu Leben und Bewegung ruft; oder aber man bettet seinen nach Frieden verlangenden, grübelnden Kopf in einen sich selbst bewegenden Äther. Jeder nach seinem Geschmack! Nur soll dann keiner tun, als wäre da etwas „bewiesen“!

Nachdem aber einmal das „Gesetz der Ausgleichung“ wissenschaftlich genau so erwiesen zu sein scheint, wie das der „Erhaltung“, und nachdem dadurch die Entwicklung dieses unseres Weltsystems aus einer Infinitesimalrechnung zu einer Finitesimalrechnung werden zu müssen scheint, ja, dann verstehen wir es doch nicht, wie Haeckel so leichten Kaufes loszukommen meint. Denn logisch widerspricht das „Gesetz der Ausgleichung“ dem der „Erhaltung“ in keiner Weise. Es wird kein Etwas zu einem Nichts, kein Nichts zu einem Etwas, von einem „Wunder“ in diesem albernen Sinne ist gar keine Rede. Es handelt sich nur darum, daß alle aktuell werdende Kraft in nicht zurückverwandelbare potentielle Kraft übergeht, oder darum, daß unser Weltsystem kein perpetuum mobile ist. Es eilt schließlich dem Ende der Bewegung zu. Und zu dem also erschlossenen Bewegungsende müssen wir freilich einen Bewegungsanfang als Gegenbegriff notwendig hinzudenken. Das ist die Situation. Ob sie naturwissenschaftliche Unerbittlichkeit besitzt, vermögen wir nicht zu entscheiden; wir können nur sagen: Das kann nicht durch Geschelte über dabei gar nicht existierende Wunder geleugnet, sondern muß physikalisch widerlegt werden, wenn es widerlegt werden kann.

[*]) Monismus und Naturgesetz S. 23.

Gegen Auerbach aber bemerken wir von seiten der Logik, daß ein Ausgleichsgesetz nur in relativem Sinne ein produktiveres Gesetz ist, als das der Erhaltung. Auch es selber setzt, ehe es in Tätigkeit treten kann, schon all das voraus, was ausgeglichen werden soll, alle Spannungen und alle daraus geborenen Gegensätze. Wo sind sie her? Nach dem Gesetz der „Erhaltung“ müßten alle Spannungen in sich selbst verharren, ein Dornröschen, dem kein Erlöser naht. Nach dem Gesetz der „Ausgleichung“ müßten alle Spannungen sich selbst lösen, das ist der Weltentod. Das große ewige Rätsel lautet: Aus welchem ewigen Jungbrunnen der Kraft strömen Spannung und Erlösung?

IX.

Ehe wir uns aber mit dem Urrätsel der Produktivität befassen, müssen wir zu der Auerbachschen Ansicht vom Weltende noch religiös Stellung nehmen. Sollte sie sich wissenschaftlich unausweichbar machen lassen, dann bemerken wir religiös dazu, daß das Christentum sich auch diesem Gedanken schon wiederholt, und nicht nur zu Jesu Zeiten, gegenüber befunden und gerade dann seinen ganzen kühnen Glaubensstandpunkt ohne jede Sentimentalität bewährt hat: „Vater, dein Wille geschehe“ und „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde“.

Tatsächlich ist das für die, die in einem Reiche des Geistes und in einer alle Sonne und alle Nacht umfassenden ewigen Liebe wurzeln auch die einzige reinliche Konsequenz. Für sie könnte „Weltende“ nie und nimmer etwas anderes bedeuten als dies, daß die Zwecke des Vaters im All mit diesem Weltsystem erreicht sind. Der ewig Schaffende nähme diese Welt zurück in sich, um aus ihrem geläuterten Material ein neues und höheres Weltsystem zu bilden. „Weltende“ im persönlichen Sinne ist sowieso uns allen nah. Wie dann jedesmal das stoffliche Material unseres Seins zurückgenommen wird in dieses Weltsystem, während wir das Geistige heimkehrend denken zum Vater des Geistes, um in neuen und reicheren Dienst von ihm gestellt zu werden, so würde es auch im Großen sein mit diesem ganzen Weltsystem: Alles ein ewiges Aus- und Einatmen der schaffenden Gottheit, auf der einen Seite ein ewiges Herausgehen der Gottheit aus sich selbst in die Welt der lodernden Gegensätze, schaffend und erscheinend und unter allmählichem Ausgleich hervorbringend die unendliche Vielgestaltigkeit der bunten Welten, und auf der anderen Seite ein ewiges Zurücknehmen alles Erschienenen ins Herz des Schöpfers selbst, auf daß es geläutert hervorbringe zu neuem Kreislauf des Werdens.

Es wäre das nur eine grandiose Anschauung, wie sie ähnlich schon die deutschen Mystiker entwickelt haben, und wie sie irgendwie in den Seelen der größten Religiosen sich geltend gemacht hat, die, weil sie das „Stirb und Werde“ im eigenen Busen trugen, es auch als den Rhythmus des Weltprozesses selbst empfanden und in einem heroischen Optimismus dennoch das Leben, den Geist, die Liebe als das Siegende und Triumphierende bejahten. Es brauchte also,

bei aller Größe und Tragik, diese lebendige Anschauung des Alls keineswegs in religiösen Pessimismus zu versinken, wie ihn nach Schopenhauers Vorgang E. v. Hartmann vertreten hat und wie ihn heute dessen Schüler Arthur Drews in geistvoller Weise vertritt.

Arthur Drews nennt seinen tiefen und ernsten religiösen Monismus im Gegensatz zu all dem dürftigen Abstraktionsmonismus alter und neuer Tage mit Recht einen konkreten Monismus.[6]) Aber weil er aus einer unbewußten göttlichen Lebensfülle alles ableitet, erschöpft er wohl die Tragik der Welt, aber nicht ihre Güte und Schönheit und helle Sonne, und zuletzt bleibt die ganze herrliche Schöpfung auch bei ihm nur ein faux pas, ein absolut zufälliger Akt eines sinnlos sich regenden, unvernünftigen Willens innerhalb der ruhenden, in selige Unbewußtheit eingetauchten Gottheit. Aus ihrem leiblosen Weben in sich selbst wird sie nun aufgescheucht zum Wollen. Aber alles Wollen ist Leiden, und den Willen vernichten, das allein ist auch hier der Weg zur Welt- und Gotteslösung. Aber wenn nun die Gottheit wieder nach dem langen und komplizierten Umwege über unser Bewußtsein zur Leid- und Willenlosigkeit des Unbewußten, als zu ihrer Seligkeit, zurückgekehrt ist — wer garantiert ihr denn dafür, daß aus dunklen Zufallsgründen sich nicht wieder ein neuer unvernünftiger Wille regt und sie damit zwingt, die alte Tragödie, nun Tragikomödie, nochmals zu spielen? Und überdem ist im Punkte des rätselhaft sich aufbäumenden unvernünftigen Willens auch dieser „konkrete" Monismus ein verschleierter Dualismus. Denn es ist schließlich doch ein böses Prinzip, das in dem unbewußten Gott sich regt, und dessen Überwindung allein zur Erlösung führt. Hier haben wir nicht, wie in Hellas, den Sündenfall der Idee, sondern — und das ist deutsch — den Sündenfall des Willens als Weltschöpfer. Aber hier sind doch Größe und Tiefe, bei Haeckel dagegen nur Banalität und Seichtigkeit.

Zuletzt freilich können wir auch gegenüber dem Drewsschen Versuche nur dieses betonen: Es rächt sich auch hier der schwere Fehler, daß das göttliche Wesen nicht in der höchsten Form des Lebens, das wir als Göttliches in uns empfinden, nicht in bewußtem Geiste, zweckvollem Willen, allumfassender Liebe, sondern in dem minderwertigen des unbewußten leiblosen Seins gefunden wird. Wir dagegen meinen, daß wir uns nur aus dem Höchsten, dessen unsere Seele inne wird, das Bild des Göttlichen formen dürfen, und stellen uns damit auf den Standort, von dem aus nicht nur unsere größten deutschen Genien, sondern auch Jesus von Nazareth den Blick in die Tiefen der Gottheit tat.

Es gibt nach unserer Ansicht nur einen wahrhaft befriedigenden religiösen Monismus, nämlich den: Die ganze Schöpfung zu begreifen als die ewige Selbstverwirklichung des bewußten göttlichen Wesens aus aller Fülle seines Geistes, seiner Liebe, seiner Kraft. Denn nur von hier aus begreift sich der Weltreichtum und die Weltnotwendigkeit oder Produktivität.

[6]) Arthur Drews, Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes. Jena, Eugen Diederichs.

X.

Die Probe auf jede Weltanschauung liegt in der persönlichen Kraftzufuhr, die sie zu gewähren vermag. Sobald sie aber den Weltreichtum vermindert oder durch ein Übermaß der Schattentöne verdunkelt, und sobald sie die Weltnotwendigkeit in Frage, Zufall und Sinnlosigkeit verwandelt, dann bedeutet sie unter allen Umständen eine Schwächung der Seele, der nur durch komplizierteste Räsonnements der Schein des Vornehmeren und Edleren verliehen werden kann. Und eben daran krankt und stirbt auch m. E. der in vieler Hinsicht so wertvolle Drewssche Versuch. Was wir von einer Weltanschauung verlangen, das leistet uns weder der abstrakte Monismus noch der konkrete des „Unbewußten".

Alle Abstraktionswege alter und neuester Tage, ob dabei nun rein logisch-begrifflich oder naturwissenschaftlich abstrahiert wird, geben uns anstatt der wunderbaren Fülle der seelisch erlebten Welt ein paar allgemeine Begriffe und Formeln. Nun sind wir selbstverständlich auch unserer Vernunft und Logik verpflichtet, die allgemeinsten Denkformeln und Gesetze, die in ihr ruhen, aus ihr herausholen und in sie das Naturgeschehen möglichst einzufangen, es berechenbar und technisch verwendbar zu machen. Aber wenn uns dann einer aufreden will, daß die paar dürftigen Formeln, die dabei resultieren, das innerste Wesen des Geschehens wären, und daß der ganze Weltreichtum aus ihnen ableitbar sei, weil sie ihn enthielten: dann wird er uns lächerlich.

Daß man sich das doch recht deutlich mache! Denke man sich eine Wiese im Frühling und sich selber an einem Hang unter einem Wildrosenbusch. Vor unseren Augen dehnt sich das Grün, in leichten Wellen bewegen sich die jungen Halme, schimmernd und froh, die Blumen nicken mit den Köpfchen, die Bienen summen, es gaukelt ein Falter wie liebetrunken über den Blüten, und über dem allen spannt sich der Himmel so blau, so weltentief, und unsere Seele steigt dankend und seligen Schauens voll von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde — — — Und nun denke man sich, daß ein bebrillter Herr sich zu uns setzt und beginnt: „Chemische Zusammensetzung des Grases Formel so und so, Boden Diluvialschlamm, Luft darüber Formel so und so, Licht Ätherschwingungen, Geschwindigkeit der Sonnenstrahlen 300 000 Meilen pro Sekunde, usw. usw." Und wenn der bebrillte Herr dann sagte: „Sehen Sie, das ist die Wiese mit all ihrem Drum und Dran" — nicht wahr, wir würden ihn sachte zum Teufel wünschen und ihm dann freundlich sagen: „ja, ja, darüber wollen wir aber lieber einmal im Naturunterricht miteinander reden. Jetzt aber ist's zu schade um Wiesengrün und Himmelsblau, um Bienengesumme und um all das, was es als Seele und Schönheit und Gottesfülle zu unserer Seele sprechen will. Da können die toten Formeln nicht helfen. Die fassen ja nur das Mechanische, also das Notdürftigste an der Außenseite."

Wenn es aber so steht, dann meinen wir, es müsse um der Seele, um der Welt und um des Lebensreichtums beider willen energisch gegen den Unfug protestiert werden, der uns Gott nur noch gelten lassen will als „die Summe der

Weltgesetze". Denn wenn die Seele des Alls erst in ein paar dürftigen Verstandesformeln restlos aufgegangen ist, dann wird ja wohl von der Seele des Menschen noch weniger übriggeblieben sein. Aber wir spielen die Tragikomödie der Selbst- und Gottesentwertung und kommen uns dabei noch wunder wie vor!

Gewiß sind die Formeln der Gesetze und ihre Erkenntnis äußerst wichtig, auch für die ganze Außenseite des Technischen und Kulturellen. Aber schon für die schöpferische Innenseite der Kultur sind sie nichts als untergeordnete Diener. Man muß einmal etwa in das Leben Leonardos[7]) einen tieferen Blick getan haben, um an einem Musterbeispiel das Für- und Widereinander der abstrahierenden und schöpferischen Kräfte erlebt zu haben. Allein durch die schöpferischen Kräfte, die in uns sind, können wir die Schöpferkraft des Alls empfinden, und nur von dem reichsten und tiefsten Erlebnis der Seele, von der Totalität unseres Seelenlebens aus läßt sich die Seele des Alls einigermaßen würdig erfassen und verstehen. Einzig und allein von da aus wird der unendliche Reichtum des Weltlebens verständlich und bewahrt vor Verhutzelung und Entleerung. Wir reden damit durchaus keiner trunkenen Romantik das Wort, wenn wir auch jeder Seele dieser Tage eine kleine Dosis von der Wunderkraft Bettinens[8]) wünschen, die wie Kinderseelen aus dem Kleinsten das Größte, aus dem Kiesel den Diamanten und aus dem Häufchen Sand den Königspalast erstehen zu lassen vermag. Uns aber hat man an die kopfmäßige Verarmung gewöhnt statt an die Bereicherung der Schöpfung aus den Tiefen der Schöpfung selber her, die entweder in uns oder nirgends für uns zu finden sind. „Wir sind," um mit Hermann Büttners vortrefflichen Worten zu reden, „gewohnt, unter dem Sein ein Allerallgemeinstes und Notdürftigstes vorzustellen, eben noch hinreichend, ein Ding vor dem Versinken ins Nichts zu bewahren".[9]) Ein Allerleerstes und Armseligstes, wie den Äther, will man uns als den Kräfteurgrund der ewigen Lebens-

---

[7]) Es ist das jetzt sehr erleichtert durch die mit trefflicher Einleitung versehene Herausgabe des Wichtigsten, was wir aus Leonardos Feder besitzen: Marie Herzfeld, Leonardo da Vinci, Der Denker, Forscher und Poet, 2. Aufl. 1906 bei Eugen Diederichs, Jena.

[8]) Bettina von Arnim, Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. 3 Bände. 1906. Jena, Eugen Diederichs.

[9]) H. Büttner, Das Büchlein vom vollkommenen Leben. Einl. S. XXXI. Solche Bücher, die uns Deutsche uns selber finden lehren, tun dringend not. Ich selber war auf das tiefste überrascht, wie verwandt die innerste Schau der Welt dieses deutschen Mystikers meiner eigenen ist, die ich im 4. und 5. Kapitel von „Im Kampf um Gott" ehedem, wenn auch noch unfertig, zum Ausdruck zu bringen versucht habe. Aber man hüte sich, über dem Gefühlsmäßigen dieser tiefen Mystik das Willensmäßige Luthers und Kategorische Kants zu vergessen oder gar es darüber zu erheben. Wir dürfen nicht hinter Luther und Goethe und Kant zurückfallen. Aber zu Selbstbesinnung und Vertiefung kann uns die Theologie des Deutschherrn, wie kaum ein anderes Stück Leben, führen. — Das Büttnersche Buch ist 1907 bei Eugen Diederichs in Jena erschienen.

fülle aufreden, statt daß man von unserer seelischen Erfahrung und Selbstgewißheit ausginge und alles Höchste und Reichste, das überhaupt in der Seele der Menschheit sich gebar, zur Norm und Quelle des Seins erhöbe. Aber dann würden die Genien, Propheten, Künstler und Dichter ersten und die nichts als Wissenschaftler zweiten Ranges sein, und ebendas widerspricht noch immer der intellektualistischen Richtung und Wertschätzung dieses Säkulums.

Aber nur wenn wir uns dazu entschließen und in den schaffenden Urgrund der Welt alle Fülle des Bewußtseins und der Kraft versenken, können wir auch aus ihm heraus die ganze Lebensfülle quellend schauen. Es hilft nichts, wenn wir zwar alle Fülle der Kräfte einbetten in die Gottheit, aber sie selber dann ins Unbewußte sinken lassen. Wir dürfen nicht von unseren Schwächezuständen, sondern müssen von unseren Kraftzuständen aus die Seele des Alls zu erfassen versuchen. Wenn aber die Seele schon ihr eigenes Licht nicht mehr zu ertragen und nicht mehr darin zu jauchzen vermag, wenn sie aus dem Bewußtsein ins Unbewußte mit schmerzenden Augen sich zurückwenden möchte, wie soll sie dann dem freudig und stark ins Auge schauen, der die Sonne aller Sonnen ist? Und wenn man seine Schwäche dann auch als „heroischen Pessimismus" vor sich selbst verschleiert, so will auch das uns nicht als die Kraft der Seele erscheinen, der die Kraft des Alls zur Gegengabe und Offenbarung wird. Sobald wir den göttlichen Urgrund der Welt ins völlig Unbewußte tauchen, ist auch keine Spur von Notwendigkeit mehr da, daß er in Bewegung und Tätigkeit übergehe. Nur wo die Kraft sich selber fühlt, wird sie durch dieses Selbstgefühl zur Probe und zur Tat gedrängt, und die Produktivität ist erklärt. Alles unbewußte Sein dagegen kann leidlos ewig in sich selber ruhen. Keinerlei Notwendigkeit, lediglich ein Zufallswunder, ruft es aus seinem Schlafe.

XI.

Sobald wir uns dagegen den Grund der Schöpfung als bewußte Geistigkeit vorstellen und gefüllt mit all dem, was wir selber je als höchstes Leben, Weben und Schaffen geistiger Kräftebewegungen empfunden haben, also voll alles gestaltenden Willens, aller schauenden Phantasie, aller quellenden Liebe und erhabensten Vernunft: dann und dann allein ist nicht nur der Reichtum des Weltlebens begreiflich, sondern auch das ewige Schaffen selber in seiner Notwendigkeit mitgesetzt.

Es sei dafür nur schnell noch einiges herausgehoben. Der Genialität und Seelengröße Jesu war es vorbehalten, in der tiefsten aller schaffenden Kräfte, die in uns sind, den Herzschlag der Schöpfung selber zu verspüren. Er nannte ihn: Liebe, Vater! Das Wesen aller Liebe ist aber ebendieses, daß sie nicht in sich selber bleiben kann, daß sie sich hingeben muß, daß sie suchend geht und keinen Frieden ihrem eigenen Sehnen findet, als bis sie zu dem Ich das Du gefunden hat. Alle Liebe ist also quellend und schöpferisch in sich selbst.

Wie aber soll die ewige Liebe ihrem Drange Frieden geben? Noch ist sie ja allein in sich, umgähnt und in sich hegend endlos sich dehnende Einsamkeiten. So muß die Einsamkeit zerrissen werden. Die Liebe drängt die Gottheit, daß sie sich sebst besondere und aus dem Gottes-Ich das Welten-Du gebäre. Sie kann ja zu dem ewig suchenden Ich das ewige Du nur finden, indem sie es aus sich selber schafft. So schuf die ewige Liebe durch Selbstentäußerung ihr Anderssein zum Zwecke ihrer Selbstverwirklichung, zum Zwecke ihrer Selbsterlösung. Sie schuf es nicht aus nichts; sie schuf es aus der Fülle ihrer Gottheit! Denn wenn uns zugemutet wird, zu denken, daß aus dem unwägbaren Äther die wägbaren Atome sich zu unendlichen Welten ballen und Geister daraus quellen sollen wie Jesus, Luther, Leonardo, Goethe, Kant, so will es uns doch scheinen, als setze es geringere Gläubigkeit voraus, wenn aus den schöpferischen Tiefen der Gottheit alles, und unsertwegen auch der Äther an erster Stelle, sich verdichtet und besondert habe.

Für uns ist diese ganze Schöpfung nichts anderes, als eine Verdichtung, Versinnlichung, Materialisation, oder wie mans nennen mag, des bewußten göttlichen Lebens selbst. Und wie die ewige Liebe sich nur verwirklichen kann durch Setzung eines ewigen Du, so kann es auch der ewige Wille, der ewige Geist, die ewige Künstlerkraft, auf keinem anderen Wege. Wollen sie schaffend ihrem innersten Drange Frieden geben und sich selbst verwirklichen in einem Anderssein, so ist es nur möglich durch Versinnlichung, durch Verstofflichung, durch Weltschöpfung. Sie brauchen dies Anderssein als das Material, an das sie sich selber schaffend verlieren, um sich selber gegenüber zu kommen und im Werke sich neu und lebensvoller zu gewinnen.

Und eben weil sie das und nichts anderes an und mit dem Weltmaterial wollen und tun, so erscheint auch dieses selber uns überall als geprägt vom Geiste, durchpulst vom Willen, durchhaucht von Seele und Schönheit. Und wenn diese Schöpfung nicht die ewige Tat des Geistes wäre, dann könnte sie in uns überhaupt nicht zu Geist werden und nie in unserem Geiste Wohnung nehmen, weder als Gegenstand der Erkenntnis noch als ästhetisches Phänomen. Was Ungeist an der Schöpfung ist oder wäre, könnte nie zu einem Geistigen in uns werden, weder zu einer mathematischen Formel, noch zu einem sogenannten Gesetz, noch zu einer Schönheitsempfindung, noch zu Religion. Daß wir all das „Draußen“ zu einem „Drinnen“ machen und die materielle Welt überhaupt in uns hineinnehmen und damit in eine Geisteswelt verwandeln können, das ist dadurch allein begreiflich, daß die ganze Schöpfung selber nichts ist als verdichteter Geist.

Indem wir die Schöpfung aber so auffassen und verstehen, wird es uns zugleich begreiflich, warum sie, die im Göttlichen Eine, doch nur auf dem Wege ewig neuer Selbstentzweiungen und ständig reicherer Wiedervereinigungen ihre Fülle an Geist, Liebe und Kraft betätigen und verwirklichen kann. Hier erst wird der alles durchwaltende Dualismus nicht durch dogmatische Behauptungen

aus der Welt hinausexpediert, sondern als der einzig mögliche Weg der göttlichen Welt- und menschlichen Selbstentwicklung begriffen. Der Weltengeist besondert sich, um sich selber zu erfassen; er geht aus seiner Einheit heraus in die Entzweiung von Subjekt und Objekt, und alle immer reichere göttliche Objektivation ist zugleich immer reichere Verwirklichung im göttlich Subjektiven.

Aber in aller und jeder Objektivation lebt auch ein Widerspruch auf zum schaffenden Subjekt selbst: das Werk verlangt nach eigenem Leben. Und die ewige Liebe muß es ihm geben und gewähren, trotz alles Leides, aller Schuld und Sünde, trotz alles Dualismus, der mit dieser Loslösung zum Eigenleben gesetzt und geboren wird. Denn das wäre keine Liebe, die ihre Kinder nicht frei gäbe, wenn die Zeit dafür gekommen ist. Sie muß sie freigeben um der Kinder, und auch um ihrer selber willen. Daher die Tendenz zur Freiheit die Tendenz der Schöpfung ist. Die göttliche Liebe sucht Gegenliebe, sucht endlich auf der Höhe ihrer Schöpfung Geister, deren freieste, höchste Tat es ist, durch alles Dunkel und alle Tragik der Welt hindurch doch den Atem und Pulsschlag der ewigen Liebe zu fühlen, und nun Herz an Herz und Seele an Seele mit der Gottheit selbst die ewige Liebe in der zeitlichen, die zeitliche in der ewigen zu erlösen: der Mensch sich erlösend in Gott, die Gottheit sich erlösend im Menschen. Und diese ewige Erlösung vollzieht sich jedesmal da, wo ein Menschenherz sich entschließt, sein Schicksal, so dunkel es sei, dennoch in hingebendstem Vertrauen als aus Vaterhänden zu empfangen und mit einem „Vater, dein Wille geschehe" lieber die ganze Welt als die Reinheit, die Liebe und das Vertrauen des Herzens zu opfern.

Dies ist, mit ein paar andeutenden Strichen gezeichnet, eine genuin religiöse Weltanschauung auf christlicher Basis, wie ich sie eingehender in meinen Schriften[10]) vertreten habe. Mit aller wirklichen Wissenschaft neuer und neuester Tage kann sie niemals in unüberwindbaren Gegensatz kommen, und dennoch ist sie weder aus Physik noch Chemie und auch nicht aus Abstraktion geboren, sondern gewonnen auf dem Wege der Versenkung in das Reich der Menschenseele. Denn wenn wir da das Göttliche nicht finden, finden wir es nirgends. Das Universum wohnt in uns selbst. Oder mit Goethe: „Der Kern der Natur wohnt Menschen im Herzen". Aber dieser Kern wird und kann nicht mit Hebeln und Schrauben und Retorten gefunden werden. Man kann ihn nur finden, indem man Einkehr in sich selber hält und in sich selbst die Stätte findet, wo die Gottheit als Geist zum Geiste, als Seele zur Seele spricht. Man hat uns lange genug draußen herumgejagt. Es wird Zeit, daß wir wieder im Innern suchen, ob wir ihn wohl finden, der uns alle sucht.

Will man nun eine derartige Weltanschauung eine monistische nennen, so hätten wir nichts Sonderliches dagegen. Zwar würden wir, wenn wir überhaupt

[10]) Im Kampf um Gott. 2. Aufl. 1902. Gott, warum wir bei ihm bleiben müssen, 1901. Beide bei Waetzel in Freiburg i. B. Zwischen Kopf und Seele, 1906, Eugen Diederichs, Jena.

einen zusammenfassenden Begriff dafür wählen wollten, am liebsten den wenig gehörten des „Panentheismus“ wählen, der besagt, daß alles in Gott eingebettet, aber doch noch nicht alles gleich Gott selber sei. Es wird dadurch jene Distanze zwischen Gott und Welt, All und Einzelnem inne gehalten, ohne die so leicht ein trunkenes Durcheinander oft unangenehmster Art entsteht. Aber wir halten von „Ismen“ und solchen Begriffsplakaten nicht viel und vermeiden sie lieber. Einfach deshalb, weil all diese Begriffe die Sache notwendigerweise nur nach der einen Seite hin bezeichnen, und daher, sobald sie Schlagworte und Parteiworte werden, fast immer zu Einseitigkeiten und Oberflächlichkeiten führen. Wir können ja Monismus nur deshalb sagen, weil uns der Dualismus in der Seele sitzt. Wir können uns nach Einheit mit Gott und mit uns selber nur deshalb so tief sehnen, weil wir intellektuell, ästhetisch, moralisch, religiös der ständig wiederkehrenden Selbstentzweiung unterliegen. Aber eben dieser Lebenskampf ist zugleich unsere Lebenserhöhung. Es soll der innergeistige Dualismus unter allen Umständen nur die Reibfläche sein, an der unser Einheitsdrang sich immer neu entzündet. Der Dualismus also der Weg, der zu immer neuen und höheren Wiedervereinigungen, zu einem, wenn man will, ständig neu erlebten Monismus führt.



Des Knaben Lied.

Von dunklen Wogen
Fortgezogen
Die nebelnde Ferne, sie lockt mich aufs Meer,
Daß kühn ich erringe
Und tapfer bezwinge
Mich selber und käm es wie Sturmwind daher!

Was andere meiden,
Mir schafft es nur Freuden.
Mit Jubelton grüß ich die brechende Flut!
Was andere hassen,
Ich kann es nicht lassen.
Wie Feuer so fließt in den Adern mein Blut!

Ich möcht unsern Fahnen,
Ich will meinen Ahnen
Die herrlichsten Blüten winden und weih'n!
Ich möcht, was vergangen
Wiedererlangen.
Ein Held möcht' ich werden, ein Mann will ich sein!

Ernst Oldwig.



Giosue Carducci.

(Geb. 27. Juli 1835 zu Valdicastello, gest. 16. Febr. 1907 zu Bologna.)

Von

Otto Haendler.

Drei Dinge haben während der letzten drei Jahre die Augen der ganzen Welt auf den siechen Greis gelenkt: am 27. Juli 1905 hat er das 70. Lebensjahr vollendet, 1906 den internationalen Nobel-Preis für Literatur gewonnen, am 16. Februar d. J. den letzten Atemzug getan. Laut betrauert von allen seinen Landsleuten — auch den vielen, die er als rücksichtsloser Gegner sachlich oder persönlich angegriffen und verletzt — ist Giosue Carducci dann zwei Tage später bestattet worden, auf Staatskosten, mit großem Gepränge — genau wie 22 Jahre früher sein französisches Vorbild, Victor Hugo.

So hohe Ehrung — wodurch edle Nationen zugleich sich selbst ehren — galt in beiden Fällen wohl nicht nur dem großen Dichter als solchem, sondern auch und vielleicht noch mehr, dem großen Patrioten, der, unangekränkelt von bodenloser Weltbürgerei, mit klarer Bewußtheit seine Kunst ganz in den Dienst des Vaterlandes gestellt hatte. Es war dasselbe gesunde Gefühl, das uns Deutschen das Andenken Theodor Körners so teuer macht.

Während der Franzose in Vers und Prosa zugleich den großen Napoleon vergötterte und Napoleon den Kleinen züchtigte, hat der Italiener unermüdet mit denselben Waffen gekämpft für die Befreiung seiner scheuen Heimat von der Herrschaft der Fremden und der auf fremde Bajonette gestützten, der Einigung Italiens im Wege stehenden italienischen Kleinfürsten — einschließlich des Papstkönigs; diesen aber auch, nachdem er die weltliche Herrschaft verloren, mit unverminderter Leidenschaft weiter bekämpft als den geschworenen Feind aller Geistesfreiheit.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hatten auf der Apenninenhalbinsel gute Katholiken, wie Gioberti, noch die Widerherstellung der Größe und Macht, der inneren Freiheit und Unabhängigkeit Italiens gerade vom Oberhaupt ihrer Kirche erhofft und dessen durch Italiener

geleitete geistliche Weltherrschaft als willkommene Mitgift für ihre nicht mehr waffengewaltige Nation begrüßt. Durch die bittern Erfahrungen von 1849 aber war dieser holde Traum von einem national und liberal gesinnten Papst dann so gründlich widerlegt worden, daß klare Köpfe sich nicht länger damit einschläfern ließen. Man begriff endlich, daß Papsttum und weltlicher Staat sich so wenig vertragen können wie Samuel und Saul — und die italienische Jugend entschied sich für Saul.

So auch der junge Carducci. Sein Vater, ein wackrer kleiner toskanischer Landarzt, hatte noch gewähnt, zugleich Revolutionär und Reaktionär sein, in der Politik Mazzini, in der Religion Manzoni folgen zu dürfen. Des letzteren „Katholische Moral" dem störrischen Sohn als Medizin gewaltsam eingetränkt, erfüllte diesen nur mit unauslöschlichem Widerwillen gegen alles, was katholisch, ja christlich roch — wie später besonders der weiter unten mitgeteilte berühmte Hymnus „An Satanas" laut genug bezeugen sollte. Dem stillen alten Herrn in Mailand, der seinen Landsleuten die machtvolle Ode auf den Tod des korsischen Übermenschen „Der fünfte Mai" und dann ihren ersten Roman „Die Verlobten" geschenkt hatte, ist auch der reifere Carducci nie ganz gerecht geworden — so wenig wie seine Jünger heute dem noch lebenden andern großen katholischen Dichter Italiens, Antonio Fogazzaro, mag dieser auch wegen seiner reformfreundlichen Haltung gleichzeitig von den Klerikalen angefeindet werden. In dem heißen Ringen um den langentbehrten Nationalstaat ist eben jenseits der Alpen mehr als bei uns die Politik maßgebend geworden für die Stellung des einzelnen zu Religion und Poesie. Der heutige Italiener ist kirchenfeindlich im Grunde nur, weil seine Kirche noch immer seinen Staat nicht anerkennt, und verargt es dem vornehmen Vicentiner Poeten, daß er zugleich der treue Sohn beider Eltern sein will. Carducci, von robusten Bauern abstammend, auf dem Lande aufgewachsen, in engen Verhältnissen unter Not und Sorge, wie die Masse des Volkes, stand dieser viel näher und wurde mit ihr von denselben hart einseitigen Instinkten beherrscht und sicher geleitet. Innere Kämpfe hat er wohl kaum gekannt, aber die vom Vater ererbte Kampflust wurde gerade durch den von diesem geübten Druck schon früh kräftig entwickelt, und so ist er denn zeitlebens ein Kämpfer geblieben. Als er, vierzehnjährig, nach Florenz kam in eine geistliche Schule, war sein Charakter schon fertig und dessen Grundzüge waren — wie sein trefflicher Biograph und treuster Freund Giuseppe Chiarini (Memoria della vita di Giosue Carducci, Firenze, G. Barbèra 1903) schreibt — „ein starkes Selbstgefühl, das ihn unduldsam gegen

jeden Zügel machte, eine überquellende Lebensfülle, die ihn die abtötenden Lehren des Katholizismus verabscheuen ließ, eine unbesiegliche Aufrichtigkeit, ein grimmiger Haß gegen jede Unterdrückung, ein instinktives Bedürfnis zu kämpfen, ein zügelloser Drang nach Wissen, der Stolz von einem einst großen und ruhmreichen Volk abzustammen, die Scham ein moderner Italiener zu sein.“ Das war im Mai 1849, nachdem im März bei Novara das piemontesische Heer durch Radetzky vernichtet und Karl Albert zur Abdankung gezwungen worden war. Seitdem herrschten wieder in Italien Österreich und der Papst. Dort wie bei uns schien in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts die Sehnsucht der Nation nach Einheit und Freiheit ferner denn je von der Erfüllung zu sein — während im Stillen doch schon die edelsten Kräfte am Werke waren, um eine bessere Zeit vorzubereiten. Brennender hat damals wohl keiner die Schmach Italiens empfunden, stolzer aber auch keiner der späteren nationalen Erhebung zugejubelt als der junge Carducci: das bezeugen seine 1850—1860 entstandenen Gedichte, die jetzt unter der verschämten Bezeichnung „Juvenilia“ den ersten Teil der von Zanichelli in Bologna verlegten, 1060 Seiten umfassenden Sammlung „Poesie die Giosue Carducci 1850—1900“ bilden. Diese „Juvenilia“, trecentisierende oder cinquezentisierende Sonette, antikisierende (aber noch gereimte) Oden, Satiren in der Form des sonetto con coda (Schwanz, Anhang), erotischen, patriotischen, literarischen Inhalts und mit wenigen Ausnahmen in der Tat Jugendgedichte mit allen Fehlern, solcher wie: Überschwenglichkeit, Unklarheit, Unselbständigkeit. Naiver hat wohl kaum jemand die älteren Dichter geplündert als dieser selbstbewußte Florentiner Gymnasiast (1849—1853), Pisaner Student der Philologie (1853—1856) und Probekandidat am Gymnasium zu S. Miniato al Tedesco (1857 bis 1858), der von letztgenanntem lieblichen toskanischen Landstädtchen keck seine „Rime“ in die Welt flattern ließ, aber dann gerade in seiner engern Heimat mehr „faule Äpfel“ als Lorbeeren auf sich herniederregnen sah. Immerhin hatte er damit, wohl hauptsächlich durch die maßlosen Angriffe gegen die „Manzonianer“, Aufsehen erregt — ein nicht zu unterschätzender Erfolg in der Literatur wie im Geschäftsleben! —, und ein wohlwollender Kritiker wie der Dichter Guerrazzi tadelte zwar gleichfalls scharf seine sklavische Nachahmung der griechischen, römischen und italienischen Klassiker sowie seine unwissende Verachtung der nordischen Poesie, verkannte aber doch nicht sein großes Talent und ermutigte ihn durch die Versicherung „che le ale ei le ha; solo che sappia volare“ (die Flügel hat er, nur daß er damit fliegen lerne). Zu diesen „Rime“ kamen

dann noch als 6. Buch der „Juvenilia“, die wegen ihres patriotischen Schwunges sehr beifällig aufgenommenen, zum Teil aber sehr weitschweifigen Gedichte, mit denen Carducci, der damals ohne Amt in Florenz durch die Herausgabe älterer italienischer Dichter für die Diamant-Sammlung des Verlegers Barbera kümmerlich sein und der Seinigen Leben fristete, als an den Schreibtisch gebannter Tyrtäos jeden Erfolg der italienischen Waffen im Jahre 1859 und 1860 feierte. Mit dem Schwerte für sein Land zu kämpfen, mußte er sich versagen, denn nach dem Tode des Vaters (1858) hatte er auch seine Mutter und seinen 6 Jahre jüngeren Bruder Valfredo sowie sein am 7. März 1859 ihm angetrautes junges Weib Elvira Menicucci zu ernähren. Der neue italienische Nationalstaat nahm sich bald seines Sängers an, indem er ihn im Januar 1860 als Lehrer an das Gymnasium zu Pistoja und schon im August desselben Jahres als Professor für italienische Literatur an die altberühmte Universität Bologna berief, wo Carducci dann bis wenige Jahre vor seinem Tode als ganz hervorragender akademischer Lehrer mit voller Hingebung gewirkt, und viele Generationen dankbar ergebener Schüler, die seitdem als Gelehrte oder Dichter sich ausgezeichnet haben, erzogen hat. Auf diese fruchtbare Lehrtätigkeit und die Hand in Hand mit ihr gehende umfangreiche Fachschriftstellerei kann hier leider aus Mangel an Raum nicht weiter eingegangen, doch muß noch kurz erwähnt werden, daß Carducci seinen Landsleuten auch als ein Prosaiker allerersten Ranges gilt, dessen Fachschriften auch Laien mit Interesse lesen — wie wir die von Lessing, Goethe, Schiller. Eine gute Auswahl dieser „Prose“ von Carducci selbst noch 1904 mit Hilfe seines Freundes Alberto dall'Olio getroffen, ist gleichfalls im Zanichellischen Verlag erschienen, der auch die auf 20 Bände veranlagte Gesamtausgabe seiner Werke bringt.

Als Dichter, das sei hier auch gleich vorweg bemerkt, hat Carducci nur Verse geschrieben, eben die bereits erwähnten 1060 Seiten „Poesie“, Verse teils rein lyrischen, teils episch-lyrischen Inhalts, auch ein rein episches Bruchstück: die „Canzone di Legnano“ (Lied von der Legnano-Schlacht), die er in seinem letzten siechen Lebensjahre vollenden wollte, aber leider nicht mehr konnte.

Auf die „Juvenilia“ ließ er 1868 unter dem Decknamen Enotrio Romano die viel kleinere Sammlung „Levia Gravia“ (Leichteres-Schwereres) folgen, ungefähr die poetische Ernte der Jahre 1861—1867. Der junge Bologneser Universitätsprofessor war in den ersten Jahren durch sein Amt, das er, wie schon angedeutet, sehr ernst nahm, und die

seine mündliche Lehrtätigkeit ergänzende Fachschriftstellerei, die zugleich sein immer noch karges Diensteinkommen etwas aufbesserte, vollauf beschäftigt, auch hatte er schon damals die Mängel seiner Jugendgedichte — von denen er zwanzig Jahre später schrieb: „Wenn ich mich heute vor die Frage gestellt sähe, meine „Juvenilia“ zum ersten mal zu veröffentlichen, so würde nichts daraus werden“ — selbst sehr klar erkannt und aus beiden Gründen sich entschlossen, „die Verse beiseite zu lassen, um mich ganz den philologischen Studien und der Literaturgeschichte zu widmen.“ Ein Entschluß, den er freilich nicht strenge festhalten konnte, denn — wie er in dem Einleitungsgedicht Congedo (Abschied, nämlich von der Jugendlyrik) in herrlichen Bildern ausführt — der Naturtrieb war doch zu stark in ihm, und auch „die Welt fordert nun von meiner Brust Herzklopfen und Gesang.“ Obwohl in Form und Inhalt viel vollendeter als die „Juvenilia“, ließen die „Levia Gravia“ doch das italienische Publikum viel kälter, da sie im allgemeinen weniger sensationell waren und auch das stoffliche Neue in etlichen, der Grimm über die sozialen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten, damals in Italien noch nicht tiefer interessierte.

Der heißersehnte Ruhm dagegen fiel ihm endlich in den Schoß durch einen einzigen wuchtigen Keulenschlag ins Gesicht der katholischen Kirche, den Hymnus „An Satanas“, der, geschrieben schon in einer Septembernacht des Jahres 1863, gedruckt (aber nur in wenigen Exemplaren an Freunde verteilt) 1864, erst eigentlich veröffentlicht wurde im „Popolo“ von Bologna am 8. Dezember 1869 — unmittelbar nach der Eröffnung des ökumenischen Konzils, das die Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma erheben sollte und dies dann auch wirklich getan hat. Da dies längere Gedicht, das bei seinem Erscheinen Italien geradezu in zwei Lager spaltete, besser als irgend ein anderes den ganzen Carducci zeigt, so sei es weiter unten in meiner Verdeutschung — die einzige andere von Julius Schanz in Hildebrands „Italia“, Bd. II S. 358 ff., befriedigt mich nicht — vollständig mitgeteilt und braucht deshalb hier nicht besprochen zu werden.

Und weiter entlud sich die vulkanische Natur des Dichters in den „Giambi ed Epodi“, deren älterer Teil 1867—1870 unter dem später fallen gelassenen Titel „Decennali“ zusammen mit den Juvenilia und den „Levia Gravia“ zuerst als ein Band „Poesie“ erschienen war. In diesen Jamben und Epoden, von denen die jüngeren 1871—1879 entstanden sind, brandmarkt der Dichter mit dem glühenden Griffel eines Archilochos, eines Juvenal die blutige Tyrannei des Papstkönigs bis 1870, die

schwächliche Haltung der italienischen Regierung ihr gegenüber, die Ruhmlosigkeit der italienischen Waffen 1866, die Feigheit und Feilheit, die er bei der großen Masse seiner Landsleute zu finden glaubte, während er zugleich Mazzini, Garibaldi und die „Märtyrer" der italienischen Befreiungskämpfe verherrlicht.

Diese bittern Satiren und Invektiven, die vielfach an die Dante's in der „Hölle" erinnern, sind ohne genauste Kenntnis der italienischen Geschichte ihrer Zeit schwer zu verstehn und auch aus formellen Gründen kaum übersetzbar. Höchste Poesie aber ist das eingeschobene Gedicht „Avanti! Avanti!", wo wir mit dem auf wildem Flügelroß dahinsausenden Dichter eine Reihe der herrlichsten Geschichts- und Landschaftsbilder sich vor uns entrollen sehen. Einen volleren und reineren Genuß als diese scharfgepfefferten Zeitgedichte gewähren jedenfalls dem nicht italienischen Leser die zum größten Teil ganz unpolitischen „Rime Nuove", die im Jahre 1873 als „Poesie Nuove" erschienen, sofort in Italien ungeteilten Beifall fanden. Nachdem er noch in dem den Übergang von den „Giambi ed Epodi" bildenden „Intermezzo" einige scharfe Pfeile auf die Tränenseligkeit der Manzonianer abgeschnellt, legt der „nun müde Archilochos Italiens" den Bogen nieder und ergreift die Leier, um nur die zarteren Empfindungen seines männlichen Herzens ausklingen zu lassen. Hier kann auch dieser Eiserne weinen, wenn er des früh entrissenen Söhnchens gedenkt oder jenes älteren Dante Carducci, der sein geliebter Bruder war und, erblicher Belastung erliegend, als Zwanzigjähriger in den Tod gegangen ist. Hier regt sich das Heimweh nach der unwirtlichen toskanischen Maremme und die Stätten seiner Kindheit erscheinen ihm zum Paradies verklärt. Das gesunde Naturgefühl des unter Bauern Aufgewachsenen, wie es auch sein geliebter Virgil besessen, und das sehr verschieden ist von der krankhaften Natursehnsucht des Stadtkindes, schwelgt in Bildern des Landlebens von antiker Einfalt und Großheit. (S. bes. das Sonett „Der Zugochs".) In diesem Rahmen entwickelt sich auch die Liebe zum Weibe — die übrigens im Leben und Dichten dieses rauhen Kämpfers nie eine große Rolle gespielt hat — mehr klassisch als romantisch, im Sinne Goethes, den der Kenner der deutschen Sprache und Dichtung immer sehr hoch geschätzt und von dem sowie auch von Klopstock, Hoelderlin, Platen, Uhland, Heine er einzelne Lieder trefflich übersetzt hat. Das eifrige Studium der früher so verachteten „barbarischen" Literaturen führte den stolzen Sohn der lateinischen Rasse dann auch dazu, einige Balladen in unserem Sinn — die altitalische „ballata", d. h. Tanzlied ist etwas ganz anderes — zu schreiben und so die Poesie

seines Volkes um neue Formen und Stoffe zu bereichern. Rein episch sind die 12 Ça ira — Sonette, in denen der Bewunderer der französischen Revolution die Großsprechereien und Greuel der Septembertage des Jahres 1792 mit brennenden Farben malt —, Gedichte übrigens, deren wilder Jakobinismus auch in Italien die Maßvolleren arg verstimmt hat. Von ihnen abgesehn sind die Rime Nuove ziemlich unpolitisch und man hat hier das Gefühl, daß der wilde Gebirgsstrom der Carducci'schen Poesie nun durch breite fruchtbare Ebenen in ruhigem Flusse dem Meere zustrebt.

Politischer und leidenschaftlicher — beides deckt sich fast immer bei diesem Volksredner in Versen — sind die hierauf in drei Folgen, 1878, 1882 und 1889 veröffentlichten „Odi barbare", denn „als solche" (nämlich barbarische Oden) „würden sie vor den Augen und dem Urteil der Griechen und Römer erscheinen" — ein Urteil des Dichters selber, das vielleicht ein wenig zu hart ist. Mit diesen sapphischen, asklepiadeischen und andern antiken Strophen hat Carducci — der hierbei in Italien nur wenige und erfolglose Vorgänger und Nachahmer hat — die letzte Folgerung seines entschiedenen „Klassizismus" gezogen wie bei uns besonders Platen, dessen Beispiel ihn verführt und dessen Verse:

„Schlechten gestümperten Versen genügt ein geringer Gehalt schon,
Während die edlere Form tiefer Gedanken bedarf.
Wollte man euer Geschwätz ausprägen zur sapphischen Ode,
Würde die Welt einsehn, daß es ein leeres Geschwätz."

er deutsch vorangesetzt hat.

Mir ist nicht zweifelhaft, daß Carducci damit geradeso wie sein deutsches Vorbild auf ein totes Geleise geraten ist, das nicht zum Herzen des Volkes führt, und er scheint dies auch selbst bald gefühlt zu haben, denn in der herrlichen Ode „An den Reim" — die früher am Ende der ersten Folge der „Barbarischen" stand und jetzt unverständlicherweise die diesen in der Gesamtausgabe vorangehenden „Rime Nuove" einleitet — huldigt er wieder in überquellender Reimfülle der „felice del latin metro reina" und auch in den letzten Gedichten, den 1889 bis 1900 entstandenen „Rime e Ritme" finden sich noch viele andere schöne gereimte Verse.

Nicht die antike Form, sondern nur der moderne oder richtiger: zeitlos poetische Inhalt dieser Lieblingskinder der Muse Cardinis hat die Herzen des Gebildeten unter seinen Landsleuten ergriffen und wird sie vielleicht vor der Vergessenheit bewahren. Denn wer nicht die griechischen und römischen Dichter studiert hat, kann sie einfach nicht lesen, nicht als

Verse empfinden, und es gehört auch zum Verständnis all der vielen mythologischen und geschichtlichen Anspielungen eine recht gediegene Gymnasialbildung. Wer die besitzt, für den sind sie allerdings ein wahrer Hochgenuß, für jeden anderen — Philologenpoesie.

Nie vielleicht hat Carducci's Dichterseele einen höheren Aufschwung genommen als in der sapphischen Ode „An den Quellen des Clitumnus", die uns gewissermaßen im Fluge durch die ganze Geschichte seines schönen und ruhmreichen Landes führt, nie vielleicht ein ganz modernes Stück Leben kühner gepackt als in den alkäischen Strophen „Auf dem Bahnhof, an einem Herbstmorgen." Und wie viele andere herrliche Gedichte in antiker Form wären da noch zu nennen oder besser in Bruchstücken mitzuteilen — wenn hier Raum genug dafür wäre! Dafür wie für so vieles andere, was über diesen letzten Klassiker (im engeren Sinn) zu sagen wäre!

Der Klassizismus ist heute tot, tot wie Carducci selbst. Er war die Frucht des humanistischen Gymnasiums — das auch zum Aussterben verurteilt ist. Er schien ein besonderes Bürgerrecht zu haben auf dem „klassischen" Boden Italiens. Aber wie neben den ehrwürdigen Ruinen des alten Roms die — oft freilich recht unschönen! — modernen Bauten als die Forderungen des modernen Lebens emporwachsen, wie trotz aller Notschreie gegen die „Vernichtung Roms" die heutigen Italiener ihr gutes Recht, ihre heißersehnte Hauptstadt wohnlich einzurichten, sich nicht nehmen lassen: so schreitet auch über den alten Löwen die neue Zeit rücksichtslos hinweg, und selbst seine treusten Jünger können sich dem nicht ganz entziehen — und Er, der im Leben immer so trotzig seinen eigenen Weg gewandelt ist, dürfte es ihnen am wenigsten verdenken.

Schön ist es, wenn in Italien die politischen und persönlichen Gegner über die Leiche des großen und treuen Sohnes ihrer Nation sich die Hände reichen mit seinen Vergötterern. Aber noch schöner und hochherziger ist es vielleicht, wenn wir verwünschten „Tedeschi", denen der Tote trotz gelegentlicher Anerkennung unserer großen Dichter und Denker im Grunde seines Herzens doch wenig hold war, wir, die Sieger von Königgrätz und Sedan, denen Italien Venetien und Rom verdankt, gegen die er aber doch 1870/71 mit seinem Garibaldi Partei nahm, die er, berauscht von dem ganzen Adelsstolz lateinischen Blutes, immer noch als „Barbaren" mehr oder minder verachtete, so naiven Anachronismus lächelnd verzeihn und auf sein frisches Grab unseren bescheideneren Kranz legen.

* * *

Aus Giosue Carducci.

(Ausgewählte Gedichte übertragen von Otto Haendler, Dresden, Carl Reißner, 1905.)

An Satanas.

Der alles Seins du
Quell und Beginn bist,
Geist und Materie,
Vernunft und Sinn bist,

Während im Glase
Der Wein uns glühet,
Wie durch das Auge
Die Seele sprühet,

Während es lenzt und
Himmel und Erde
Lechzen in stummer
Liebesgeberde

Und ein geheimes
Hochzeitverlangen
Hält alle Schöpfung
Bräutlich umfangen,

Steigt meiner Lieder
Kühnstes und bestes:
Dich sing' ich, Satanas,
König des Festes!

Spar' den Weihwedel,
Pfaff, und dein Plärren,
Nicht läßt sich Satanas
Die Wege sperren.

Siehe, der Rost frißt am
Mystischen Schwerte
Des heiligen Michael,
Der unbewehrte

Erzengel flüchtet sich,
Übel zerzaust nun,
Kalt ist der Blitz in
Jehova's Faust nun.

Gleich Meteoren,
Erloschnen Sternen,
Regnen die Engel
Aus Himmelsfernen.

In der Materie,
Der jung' und alten,
Herr der Erscheinungen,
Herr der Gestalten,

Lebt allein Satanas.
Vom Herrscherfitze
Des schwarzen Auges
Schleudert er Blitze,

Sei's, daß es sonnig
Lachend verführe
Oder durch Tränen
Schimmernd uns rühre.

Er glänzt im frohen
Blute der Traube,
Das unsre Seele
Läutert vom Staube,

Das uns das flüchtige
Leben erneuert,
Sorgen besänftigt,
Liebe anfeuert.

Du atmest, Satanas,
In meinem Singen
Wenn's aus der Brust mir braust,
Mit Ihm zu ringen,

Den Päpst' und Kaiser
Ihren Gott nennen,
Daß wie vom Blitzstrahl
Die Herzen brennen.

Dir, finstrer Ariman,
Fürst der Verdammten,
Lobsangen Magier,
Altäre flammten,

Als durch die jonischen
Lüfte gezogen
Kam Aphrodite
Auf blauen Wogen.

Dich als Adonis in
 Rauschenden Hainen
Mußte die hehre
 Kypris beweinen.

Für dich erglühten
 Reine Jungfrauen
In Tanz und Reigen
 Auf grünen Auen.

Unter den Palmen an
 Edoms Gestaden,
Die sich im kyprischen
 Wellenschaum baden.

Wenn auch, berauscht von der
 Raserei jener
Mystischen Mahle,
 Die Nazarener

Mit heil'ger Fackel
 Den Tempeln nahten,
Griechischer Bildner
 Träume zertraten:

Treu birgt dich Flüchtling noch
 Unter den Laren
Der biedre Bauer vor
 Frommen Barbaren.

Dann, einen weiblichen
 Busen erwählend
Und mit der Hexe
 Dich Gott vermählend,

Treibst du die blassen
 Gehetzten Frauen,
Heilende Säfte
 Kranken zu brauen.

Des Alchymisten
 Fieberndem Starren,
Des einsamen Zauberers
 Harmvollem Harren

Läßt du des Klosters
 Wölbungen schwinden,
Strahlende neue
 Himmel sie finden.

In der thebaischen
 Wüste verborgen,
Floh dich des Mönches
 Trauriges Sorgen.

O ihr Verstoßenen
 Aus Paradiesen,
Gütig ist Satanas:
 Seht Heloïsen.

Während in härenen
 Säcken ihr büßet,
Er mit horazischen
 Versen versüßet

Euch die davidischen
 Trauergesänge;
Delphischer Formen
 Frohem Gedränge

Glyceras Rosen,
 Müssen die bleichen
Wangen verbitterter
 Schwarzröcke weichen.

Andere Bilder
 Schönerer Zeiten
In die schlaflosen
 Zellen euch gleiten.

Er läßt aus Livius
 Im nächt'gen Schweigen
Tribunen, Konsuln,
 Quiriten steigen.

Träumend von römischer
 Macht, auf den Hügel
Des Capitols, Mönch,
 Heben dich Flügel.

Die ihr den Flammen
 Trotztet, den grimmen,
Wiclef und Huß, ihr
 Prophetenstimmen,

Jauchzt in die Lüfte
 Die frohe Kunde:
Nun wird es Frühling,
 Schon schlug die Stunde!

Ja, schon erbeben
  Mitren und Kronen,
Aus Klöstern murren
  Rebellionen,

Kämpfen und predigen
  Unter der Stola
Von Fra Girolamo
  Savonarola.

Ab warf die Kutte
  Luther. Dich kränken
Fesseln? Zerbrich sie,
  Menschliches Denken!

Schimmre und blitze,
  Eherner Krieger,
Auf, o Materie,
  Satan ist Sieger.

Ein schön' und schreckliches
  Ungeheuer
Reißt sich los, rast über
  Land und Meer; Feuer!

Schnaubend und rauchend
  Gleich den Vulkanen,
Erstürmt's die Berge
  Wie ebne Bahnen,

Fliegt über schwindelnd
  Tiefe Abgründe,
Donnert durch düstere
  Höhlen und Schlünde,

Schießt heraus, ungezähmt,
  Durchsaust Felsklüfte,
Gleich wie ein Wirbelwind
  Pfeift's durch die Lüfte.

Gleich wie ein Wirbelwind
  Atmet es mächtig:
Vorbei fährt Satanas
  Furchtbar und prächtig!

Er fährt, von Ort zu Ort
  Wohltat zu tragen,
Auf unaufhaltsamem
  Feurigen Wagen.

Heil dir, o Satanas,
  Kettenzerbrecher,
Gefangnen Denkers
  Befreier, Rächer!

Dir laß uns opfern,
  Zu dir uns beten:
Du hast den Jehova der
  Priester zertreten



In Santa Croce.

Ihr Großen aus beglücktern Blütetagen
  Italiens, das nun starrt in Winternacht,
Vom holden Hauch der Himmlischen getragen,
  Habt ihr geliebt, gezürnt im Glanz der Macht.

In Sklaverei, die ihre Schmach belacht,
  Leb' ich, in Zeiten, da die Tapfern zagen,
Stumm gleiten sie in des Vergessens Schacht,
  Nur euch, die tot und taub, darf ich es klagen.

Den Enkeln heut' ist Müßiggang das Leben,
Die Tugend Spott: in eurer Grüfte Schatten
Lebt Altitalien noch, hier ganz allein:

Da steh' ich, fluchend, dieses satten matten
Geschlechts Verächter ... weh! es wach zu schrein,
Ist meiner schwachen Stimme nicht gegeben!

Funere mersit acerbo.

Der du in Tuskererde schlummerst, neben
Dem Vater, fern von mir und all den Meinen,
Hörst du's in deinem Grabe nicht jetzt eben
Wie einer holden Stimme leises Weinen?

Bruder, mein Kleiner ist es, der mit Beben
An deine Tür klopft: denn gleichwie er deinen
Namen erneut hat, flieht auch er das Leben,
Wo dir, ach! nie die Sonne sollte scheinen.

Ihm wollt' es seine schönsten Blumen spenden ...
Da, mitten aus der Luft, die sie ihm schufen,
Wird er gerissen, wie von Schattenhänden,

Zu euch hinab. O auf den düstern Stufen
Empfange du ihn: sieh, zum Licht rückwenden
Will er das Köpfchen und die Mutter rufen.

Klassizismus und Romantizismus.

Der Sonne danken wir, der menschenholden,
Der Arme frohes Regen:
Sie schafft, daß unsrer Ernte Fülle golden
Der Sichel rauscht entgegen.

Dem Pfluge lacht sie, der durch braune Schollen
In feuchtem Glanze gleitet,
Indem des Ackers Hang mit ruhevollen
Augen der Stier hinschreitet.

Sie küßt und weckt zu heißem Knospendrange
Im Lenz das Blut der Traube
Und lächelt matt zu trunknem Herbstgesange
In blätterloser Laube.

Ein Strahl von ihr, in die Dachkammer lugend,
Haucht armen Näherinnen,
Die, hart arbeitend, ihrer süßen Jugend
Sich kaum entsinnen,

Ein Liedchen ein von Frühlingsluft und Liebe,
Da fängt es an zu klingen
In ihrer Brust, und die befreiten Triebe
Wie Lerchen steigend singen.

Doch du, Mond, willst nach Nachtgespensterweise
Nur um Ruinen schweifen,
Nicht kannst du auf der wunderlichen Reise
Blumen und Früchte reifen.

Wo Hunger sich im Dunkeln streckt zum Schlummer,
Vergessend seiner Sorgen,
Weckt ihn dein bleicher Blick, daß Kält' und Kummer
Er spürt und denkt ans morgen.

Nun nebelst du um gothische Turmhelme;
Poet'sche Tagediebe
Seufzen hinauf zu dir, die armen Schelme,
Und unfruchtbare Liebe.

Dann schleicht zum Totenhaus dein müdes Scheinen,
Auf Gräbern dort zu rasten,
Wetteifernd mit den Schädeln und Gebeinen
In kaltem, bleichem Glasten.

Ich hasse deine dumme runde Fratze
Am Himmel dort, du schlimmer,
Verbuhlter, fauler Mönch, und deiner Glatze
Scheinheil'gen Schimmer!



Schneefall.

Langsam flocket der Schnee von dem aschigen Himmel und keine
Stimme des Lebens mehr sendet herauf mir die Stadt,
Keiner Gemüsefrau Ruf, kein Rasseln hinrollender Wagen
Und kein Liedchen, das froh Jugend und Liebe sich singt.

Heiser vom Marktturm hallt's durch die Lüfte: die Stunden
Ächzen, als jammerte fern, fern von dem Tag eine Welt.
Klopfen nicht Vögel, verirrt, an die glanzlosen Scheiben? Die Freunde
Sind es, den Gräbern entschwebt, blicken und rufen nach mir:
Bald, o ihr Teuren, ja bald — sei still, unbändiges Herze —
Steig' ich zum Schweigen hinab, find' in dem Schatten ich Ruh.

Mittag in den Alpen.

Im hehren Alpenrund auf düstergrauem
Granit, auf Gletschern, die weißleuchtend glühen,
Tront heiter, stark, umwallt von himmelblauem
Mantel, des Mittags Macht und schweigt und sinnt.

Kein Lüftchen regt sich, auf durchsonnten Flächen
Träumen die Tannen still von Adlerschwingen,
Es schwatzt allein, mit leisem Zitherklingen,
Das Wasser rings, das um die Steine rinnt.

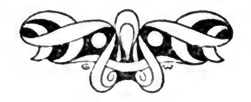
Bei einer Kartause.

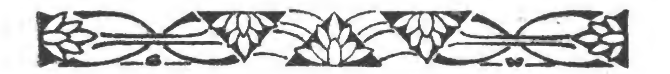
Langsam schwebt vorüber an der Trauer immergrünen Bäumen
Ein Akazienblatt, ein gelbes, durch der Lüfte stilles Träumen,
Und mit leisem Flügelwehen
Zieht's wie eine Seele hin.

Durch der Nebel Silberschleier, die den Murmelbach umwogen,
Gleitet's nieder, in der Wellen raschen Tanz hinabgezogen.
Ach was will des Friedhofs Klagen,
Das durch die Cypressen rauscht?

Doch da bricht siegreich die Sonne durch das feuchte Morgengrauen,
Schiffend durch die weißen Wolken auf dem Himmelsmeer, dem blauen,
Und es lacht der ernste, fahle
Hain, der schon den Winter ahnt.

Eh' der Frost auch meine Seele löst vom Baum des Lebens, strahle
Mir dein Sonnenblick, o Göttin Poesie, zum letzten Male!
Dein Gesang, Homer, o Vater,
Ehe mich die Nacht umhüllt!





Die bevorstehende Wendung in der preussischen Ostmarkenpolitik.

Von

Friedrich Swart.

Die Ostmarkenfrage ist eine Frage der Bevölkerung. Die Zahl der preußischen Polen ist an und für sich nicht groß genug, um den nationalen Charakter des Staates zu gefährden. Sie wird aber dadurch bedrohlich, daß die polnische Bevölkerung in geschlossenen Massen an der Grenze sitzt, in geographischem Zusammenhang mit den Polen Österreichs und des Zartums, bereit, einen Augenblick politischer Schwäche Deutschlands zu ergreifen, um sich mit den Volksgenossen zu vereinigen, sei es zu einem ganz selbständigen Staat, sei es zu einem Gemeinwesen unter fremder (russischer) Oberhoheit. Und eine solche Lostrennung würde Ostpreußen aufs neue vom Reiche scheiden. So ist die Lösung der Polenfrage eine Lebensfrage des preußischen Staats.

In einer Zeit des erwachten Nationalbewußtseins ist es nicht möglich, einen solchen Kampf mit Maßnahmen der Sprachen- und Schulpolitik durchzufechten. Die Durchbrechung des geographischen Zusammenhanges des Polentums, die Ausbreitung der deutschen Bevölkerung in den Grenzmarken ist das Kampfziel. Die seßhafte Bevölkerung muß schließlich den Ausschlag geben. Ist so die ländliche Bevölkerung schon von Haus aus entscheidend, so ist sie es vollends in Posen und Westpreußen, wo eine selbständige Entwicklung der Städte fehlt und ihr nationaler Charakter auf die Dauer von ihrer ländlichen Umgebung abhängt. Die Landfrage tritt damit in den Mittelpunkt der Ostmarkenpolitik.

Nicht die ganze Bevölkerung des platten Landes kann zur seßhaften gerechnet werden. Nur der Bauer sitzt im Ansiedlungsgebiet fest auf seiner Scholle und auch er nur da, wo er in dichteren Massen sitzt, und wo sein wirtschaftliches Gedeihen gesichert ist; die Arbeiterbevölkerung ist in ständiger Bewegung. Die Landfrage fällt nicht zusammen mit der der Frage nach dem Eigentum des Bodens, sondern mit der nach der Nationalität seiner Bebauer. Heute ist daher im Ansiedlungsgebiet der Großgrundbesitz polnisch bestimmt, wo er überwiegend auf polnische Arbeiter angewiesen ist und zu den vorhandenen Polen noch neue als

Wanderarbeiter aus dem Zartum herbeizieht. Aber sein Charakter ist nicht endgültig bestimmt; nur die Bauerngebiete beider Nationalitäten sind ihr gesicherter Besitz, der sich nur langsam verändert.

Soweit nicht die Erhaltung dieses Besitzstandes in Frage steht, dreht sich der Kampf darum, wer das weite Gebiet des Großgrundbesitzes, fast die Hälfte des Ansiedlungsgebiets, schließlich behaupten wird. Heute ist es der polnische Arbeiter, der ihm den Stempel aufdrückt; die Innenkolonisation kann das ändern. Zwei Wege sind denkbar: der Ersatz des polnischen Arbeiters durch den deutschen Arbeiter oder durch den deutschen Bauern.

Der Versuch, deutsche Landarbeiter im Osten seßhaft zu machen, ist bereits in Einzelfällen geglückt; tüchtige Gutsherrn, die sich der Sache mit Eifer und Geduld annahmen, gelang es, sich einen deutschen Arbeiterstamm zu schaffen. Aber als Mittel eines umfassenden nationalen Kampfes kommt die Ansiedlung landwirtschaftlicher Arbeiter nicht in Frage. Es fehlt die Bevölkerung, der sie in Masse entnommen werden könnten, und wenn auch Arbeiter in den Osten kommen, so wollen sie sich nicht mit dem begnügen, was sie in der Heimat waren; sie wollen aufsteigen, Bauern werden. Diese Verhältnisse werden sich voraussichtlich nicht zu Gunsten des Großgrundbesitzes ändern; alles spricht vielmehr dafür, daß sich seine wirtschaftliche Bedrängnis noch vermehren, und daß die Jagd nach Arbeitern immer heftiger werden wird. Der Staat sollte gewiß alles tun, um die Bestrebungen der Gutsherren zu unterstützen, die sich seßhafte Arbeiter schaffen wollen; aber es ist zu viel Optimismus, davon eine ausreichende Wirkung im Nationalitätenstreit zu erwarten. Man darf auch nicht vergessen, daß die Frist, in der eine Lösung der Ostmarkenfrage in deutschem Sinne noch möglich ist, kurz bemessen ist; Stillstand oder langsames Vorgehen auf deutscher Seite muß den Polen den Sieg geben, die den großen Vorsprung der Zahl haben.

Kürzlich hat Herr von Dewitz, einer der wichtigsten Vorkämpfer für eine durchgreifende Polenpolitik, in der „Täglichen Rundschau" Vorschläge gebracht, die von den hier entwickelten Gedanken beträchtlich abweichen. Er meint, die Ansiedlung von deutschen Arbeitern in großem Maßstabe sei viel billiger durchzuführen als Bauernkolonisation, und führe rascher zum Ziel. Dabei wird darauf hingewiesen, daß die Ansiedlungskommission fast 3000 deutsche Arbeiter und Handwerker beschäftigt und daß weitere 2000 deutsche Arbeiter in den Ansiedlungen zur Miete wohnen. Aber er übersieht, daß die Ansiedlungskommission tüchtige

deutsche Arbeiter nur erhält, weil sie ihnen die sichere Aussicht gibt, Bauern zu werden, wenn sie fleißig und nüchtern sind. Und die übrigen deutschen Arbeiter sind fast ohne Ausnahme keine Landarbeiter, gehen vielmehr als Streckenarbeiter, Maurer, Zimmerleute usw. gewerblicher Arbeit nach, meist in den benachbarten Städten. Ist darin sicherlich ein Fingerzeig zu erblicken, daß die Ansetzung solcher Arbeiter, ergänzt durch die Bevorzugung von Deutschen in den staatlichen, kommunalen und privaten Betrieben, für die Verdeutschung der Städte von großer Wichtigkeit werden kann, so ist sie für die Möglichkeit einer Landarbeiterkolonisation in großem Maßstabe nicht ins Feld zu führen. Eher beweist sie das Gegenteil, denn die von der Ansiedlungskommission als Landarbeiterstellen geplanten Gründungen sind größtenteils zu gewerblichen Stellen geworden, die Ausschaltung des polnischen Arbeiters ist trotz aller Bemühungen noch nicht einmal in den Ansiedlungen voll geglückt. Hier fühlen sich deutsche Arbeiter aber noch eher heimisch als auf den Gütern, wo ihnen die Anlehnung an die kleinen und mittleren Bauern fehlt.

Diese Ausführungen erschienen hier notwendig, weil immer wieder Vorschläge auftauchen, die eigentliche Siedlungstätigkeit des Staats zu beschränken, da sie den Großgrundbesitz und vor allem den deutschen Großgrundbesitz im Ansiedlungsgebiet auflöst. Sicher ist es notwendig, den polnischen Großgrundbesitz mehr als bisher für die Siedlung zu gewinnen; aber eine Notwendigkeit, den deutschen Großgrundbesitz im bisherigen Umfange zu erhalten, kann nicht anerkannt werden. Oft wird als Ideal hingestellt, daß überall eine Mischung aller Größenklassen vorhanden sein müsse, um den wirtschaftlichen Fortschritt zu sichern; es ist daraus namentlich die Folgerung gezogen, bei der Aufteilung von Gütern Restgüter zu lassen. Diese Mischung ist tatsächlich fast nirgends vorhanden; gegendenweise herrscht die eine oder die andere Betriebsform vor, und die vorherrschende Form strebt nach Alleinherrschaft. Wie sich ein einzelner Gutsbesitzer in rein bäuerlicher Umgebung nicht wohl fühlt, weil ihm der Verkehr mit Standesgenossen Lebensbedürfnis ist, so läßt sich auch beobachten, daß vereinzelte größere Bauernhöfe und kleine Gruppen von ihnen in einer Umgebung von Großgrundbesitz und Kleinbauern schließlich aufgesogen oder zerschlagen werden. Daß betriebstechnische Fortschritte vielfach vom Großbetrieb ausgegangen und vom Bauern erst nachgeahmt sind, ist bekannt; man braucht nur an die ostpreußische Pferdezucht zu erinnern. Ob aber diese Wirkung heute noch ebenso notwendig und möglich ist, wie vor fünfzig oder hundert Jahren, muß billig bezweifelt werden, da die reinen Bauerngebiete des Westens dem Groß-

betrieb technisch überlegen sind und nach jeder Richtung voranstehen. Die vorbildliche Wirkung der Fortschritte im Großbetriebe wird leicht überschätzt, in dem man nicht genügend berücksichtigt, daß die bäuerliche Wirtschaftsweise wesentlich andere Bedingungen hat. Der Bauer muß überwiegend vom besser wirtschaftenden Bauern lernen; für den Fortschritt des östlichen Bauern ist das Vorbild niedersächsischer Ansiedler wichtiger als das der Großgrundbesitzer. Die politischen Erwägungen, die für eine Erhaltung der Bodenständigkeit des preußischen Offizier- und Beamtentums gewiß schwer ins Gewicht fallen, können für das Siedlungsgebiet nicht in Betracht kommen; alteingesessener deutscher Großgrundbesitz ist fast gar nicht vorhanden; die Latifundien haben gerade in Posen die größte Ausdehnung im preußischen Staate und die kleineren Güter sind von jeher in raschem Besitzwechsel begriffen, der sich im letzten Jahrfünft vielleicht noch beschleunigt hat.

Wäre nun aber auch die Ansicht richtig, daß aus volkswirtschaftlichen Gründen die Erhaltung des Großgrundbesitzes im heutigen Bestande zu wünschen wäre, so müßte diese Rücksicht im Gebiet des nationalen Kampfes zurücktreten. An Führern fehlt es im Osten nicht, es fehlen die Massen; was sind aber Führer ohne Heer? Jeder Fuß breit Landes, der der Siedlung entzogen wird, verbleibt dem polnischen Volkstum; selbst auf den Restgütern der Ansiedlungskommission dominiert der polnische Arbeiter durchaus, mit jedem neuen schafft sie ein polnisches Zentrum in ihrer Gemeinde, das zu groß ist, um aufgesogen zu werden. Zudem verbietet sich eine solche Aufteilung schon aus siedlungstechnischen Gründen; die Güter sind zu klein, um nach Ausscheidung eines Restgutes noch Raum für eine leistungsfähige Bauerngemeinde zu lassen. Eine solche braucht nach den Jahresberichten der Ansiedlungskommission 400—500 ha, die Durchschnittsgröße der angekauften Güter war aber 1906 bereits auf 350 ha gefallen. Dazu verliert die Ansiedlung mit der Hoflage, die dem Restgut verbleibt, ihren natürlichen Mittelpunkt. Das Restgut selbst aber ist regelmäßig zu klein für einen rationellen Betrieb; es gehört einer Größenklasse an, die bei den heutigen Arbeiterverhältnissen die geringste Lebenskraft hat. Gegen die Fortsetzung der Siedlung ist namentlich geltend gemacht, daß sie durch Auflösung des deutschen Großgrundbesitzes die deutschen Majoritäten auf den Kreistagen gefährdet. Es sollte freilich der Ankauf aus polnischer Hand die Regel werden; aber eine erhebliche Bedeutung kann diesem Argument nicht beigemessen werden. Die Lösung der Ostmarkenfrage besteht wahrlich nicht in der Erhaltung deutscher Majoritäten auf den Kreistagen; sie ist

sogar national höchst unerfreulich, wenn die Ansetzung einer seßhaften deutschen Bevölkerung dahinter zurücktreten muß.

Selbst wenn das Unmögliche gelänge, wenn man deutsche Landarbeiter in Massen in den Osten ziehen könnte, würde der Bauer die entscheidende Waffe im nationalen Kampfe sein. Auf gleicher Fläche sitzt bei bäuerlicher Betriebsweise fast die doppelte Bevölkerung wie bei der Betriebsform des Großgrundbesitzes; das würde genügen, um die Politik zu bestimmen: wo es der Boden zuläßt, müssen in Posen und Westpreußen deutsche Bauern angesiedelt werden.

Der Staat würde eine Danaidenarbeit leisten, wenn für jeden Ansiedler, den er ansetzt, ein altes deutsches Bauerngut an den Polen übergeht. Die Verlockung zum Verkauf ist aber für den Bauern groß, weil die Nachfrage der polnischen Sachsengänger die Parzellierung gerade von Bauernhöfen sehr lohnend macht und den Preis noch höher treibt als bei den größeren Gütern. Zeitweilig war das Polentum hier im Vordringen und ist es vielleicht noch heute. Das einzige sichere Mittel dagegen ist die Ummwandlung der deutschen Bauernhöfe in Ansiedlungsgüter. Das konnte geschehen durch Ankauf von seiten des Staates, aber die Ansiedlungskommission machte bald die Erfahrung, daß hierdurch die Sache nur schlimmer wurde; wo ein Bauer ausgekauft wurde, wollten gleich alle verkaufen. So wählte man einen andern Weg: man wandelte die Bauern in Ansiedler um. Indem man ihnen bei Regulierung ihrer Schulden den billigen Kredit der Landschaft und des Staates zukommen ließ, bot man ihnen solche Vorteile, daß sie bereit waren, sich dafür die Möglichkeit eines Verkaufs an den Polen abschneiden zu lassen. Der Staat hat dabei keinen Nachteil, da das Risiko durch die genossenschaftlichen Kreditverbände getragen wird. Durch die Minderung der Zinsenlast, durch die Sorge für eine gehörige Amortisation und durch die Festigung des Grundbesitzes in der Familie ist zugleich ein volkswirtschaftlicher und ein nationaler Vorteil erreicht. Die erfolgreiche Arbeit, die bereits von den hierzu gegründeten Instituten, der Mittelstandskasse in Posen und der Bauernbank in Danzig, geleistet ist, zeigt, daß man den richtigen Weg beschritten hat.

Die wichtigste Aufgabe bleibt aber die Vermehrung des deutschen Bauernstandes durch die Aufteilung von Grundbesitz. Der rechte Kolonist ist der Bauer, der Arbeiter nicht zu beschäftigen braucht, weil die Arbeiter polnisch sein würden; er ist dem Großbauern heute auch wirtschaftlich überlegen. Die Ansetzung einer mäßigen Zahl von Großbauern ergibt sich daneben von selbst, da man kapitalkräftigere Bewerber nicht

abweisen will, und da der Boden diese Betriebsform an manchen Stellen erfordert. Das volkswirtschaftlich wichtigste ist es, die eigentliche Betriebsgröße der Kolonisation so zu bemessen, daß alle Kräfte der Bauernfamilie voll beschäftigt sind; das ist im Osten eine Wirtschaft von 50 bis 70 Morgen je nach der Bodenbeschaffenheit. Daneben sind kleinere Bauernstellen notwendig, um auch kapitalschwächere Ansiedler unterzubringen. Die Vermehrung ihrer Zahl kann aus nationalen Gründen wünschenswert erscheinen, weil sich dadurch auf gleicher Fläche eine größere Zahl von Familien ansetzen läßt. Solange aber noch fast die Hälfte des ganzen Gebiets für die Besiedlung offen steht, wird die Rücksicht überwiegen, die volkswirtschaftlich leistungsfähigste Betriebsform zu schaffen.

Bei der Beurteilung der Erfolge der staatlichen Siedlung darf zweierlei nicht übersehen werden. Die ersten fünfzehn Jahre hindurch ist nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Stellen begründet, einige Hundert in jedem Jahr. Ein schnelleres Vorgehen verbot sich, solange die siedlungstechnischen Erfahrungen fehlten und solange der Zustrom der Bewerber gering blieb. Auch wäre eine Verstärkung der staatlichen Aufwendungen zur Zeit der polenfreundlichen Haltung der Regierung seit Anfang der 90er Jahre nicht zu erwarten gewesen. Erst seit 1898 wird die Zahl der Stellen größer, und seit 1902 ist die Siedlung mit mehr als 1000 Familien jährlich so beschleunigt, daß fühlbare Erfolge erzielt werden konnten. Obwohl sie naturgemäß nicht sofort in vollem Umfange zur Geltung kommen, da die Ansiedlungen Zeit brauchen, um zur ganzen Kraft auszureifen, zeigte bereits die Volkszählung von 1905 endlich wieder ein dem Deutschtum günstiges Bild; es ist freilich nur ein Anfang.

Das zweite, was beachtet werden muß, ist die bereits oben betonte Tatsache, daß im Ansiedlungsgebiet der Nationalität des Grundeigentümers nur eine nebensächliche Bedeutung zukommt. Entscheidend ist nicht, ob ein paar Tausend Hektar mehr oder weniger in der Nationalität gewechselt haben, sondern wieviel dem festen Besitzstande der Nationalitäten hinzugefügt sind. So betrachtet fällt der Gewinn durch die Siedlung schwer in die Wagschale.

Bevor die Siedlungstätigkeit beschleunigt wurde, war die Bevölkerungsbilanz für das Deutschtum zunehmend ungünstig, weil der industrielle Aufschwung des Westens die Deutschen anzog, den Polen als Sachsengänger in die Heimat zurückkehren ließ; nie war die Bewegung der Nationalitäten ungünstiger als 1895 bis 1900 in der Zeit der Hoch-

konjunktur. Natürlich ist es töricht, darin einen Mißerfolg der Ansiedlungskommission zu erblicken, denn ohne sie wäre das deutsche Element noch mehr zusammengeschmolzen. Wohl aber gibt ein Vergleich der Nationalitätenbewegung in den Jahrfünften 1895/1900 und 1900/1905 die eindringliche Lehre, daß ein Erfolg nur zu erwarten ist, wenn in großem Stile gesiedelt wird; jede Einschränkung muß uns wieder in die hoffnungslose Stellung des Verlierenden zurückwerfen. Die Möglichkeit, die Siedlung im bisherigen Umfange fortzusetzen, ist vorhanden. Die Zahl der Bewerber steigt von Jahr zu Jahr und würde bereits erlauben, jährlich mehr als 2000 Familien anzusetzen, und Land ist ebenfalls für Jahrzehnte hinaus vorhanden; der Großgrundbesitz nimmt in dem eigentlichen Ansiedlungsgebiet, den Regierungsbezirken Posen, Bromberg und Marienwerder noch fast die Hälfte der landwirtschaftlichen Fläche ein, in den Provinzen Westpreußen und Posen zusammen rund 2 Millionen Hektar, während der Jahresbedarf der Ansiedlungskommission etwa 30000 Hektar beträgt.

Trotzdem genügt es zur Fortführung der Ansiedlungspolitik nicht, wenn die Mittel des erschöpften Ansiedlungsfonds neu aufgefüllt werden. Die Ankaufstätigkeit des Staates ist bisher auf den freien Markt angewiesen, das ist mit Nachteilen verbunden, die den Erfolg ganz wesentlich beeinträchtigen, und die zu einer Änderung des Systems zwingen.

Das erste ist, daß dem Besitz des Staates die Abrundung fehlt. Um national widerstands- und angriffsfähige Gebilde zu schaffen, hätte man große geschlossene Komplexe besiedeln müssen. So gut es ging ist das auch versucht, aber beim Ankauf auf dem freien Markt konnten befriedigende Ergebnisse nicht erzielt werden, da vieles Land nicht auf den Markt kommt, bei andern mit Rücksicht auf die Lage zum Interessengebiet der Ansiedlungskommission der Preis ins Ungemessene geschraubt wird. Dazu kommt, daß anfänglich nur von Polen gekauft werden sollte, und daß späterhin unter dem Druck des drohenden Verkaufs an den Polen zerstreute Besitzungen in fast allen Gegenden gekauft werden mußten. Die Siedlung in geschlossenen Komplexen ist aber noch von besonderem Wert wegen ihrer Wirkung auf die Landstädte. Diese schienen einer unentrinnbaren Polonisierung verfallen zu sein, da die Deutschen immer mehr abwanderten, gleichgültig, ob sie in der Majorität oder in der Minorität waren. Die letzten Volkszählungen zeigen, daß dies auch jetzt noch der Fall ist, wo keine Ansiedlungen liegen. Wo diese aber begründet werden, blüht mit der Vermehrung der Bevölkerung und Kaufkraft auf dem umliegenden Lande das Wirtschaftsleben der Städte auf, und dadurch

wird gerade das Deutschtum gestärkt. Natürlich kommt es oft vor, daß ein Ansiedler beim Polen kauft, und es gibt keine Möglichkeit, das zu verhindern. Es liegt das daran, daß der deutsche Handwerker und kleine Kaufmann im Osten vielfach nachlässiger und weniger entgegenkommend ist als der Pole. Wenn der Druck, der durch den Wettbewerb der Polen gegeben ist, nicht zu stark ist, so kann er ganz heilsam sein, um den Deutschen zu besseren Geschäftsgewohnheiten zu erziehen. Im ganzen aber ist bereits heute der Ansiedler der Rückhalt des deutschen Bürgers; er hält ihn nicht nur von der Auswanderung ab, sondern zieht neue herbei. Dem Ansiedler selbst wird durch die Nähe der Stadt ein guter Absatzmarkt geschaffen. Auch hier ist also ein doppelter Erfolg, in nationaler und in volkswirtschaftlicher Hinsicht, erreicht. Das muß in Zukunft noch günstiger werden; denn die Bevölkerung der kleinen Städte ergänzt sich aus ihrer näheren Umgebung. Die Kinder und Enkel der Ansiedler werden die Städte verdeutschen. Das ist aber nur möglich, wenn der Zuzug der Polen möglichst zurückgedrängt wird, d. h. wenn ein breiter, geschlossener Ring von deutschen Bauerngemeinden die Stadt umgibt. Unter den bestehenden Ankaufsverhältnissen sind bereits beachtenswerte Einzelerfolge erzielt; es ist aber, gar nicht daran zu denken, daß sie allgemein werden, solange der Staat nicht die Möglichkeit hat, das Land durch Zwang für die Besiedlung zu gewinnen.

Die Abrundung und die Einkreisung der Städte wird vor allem dadurch unmöglich, daß polnisches Land nur noch wenig für den Staat käuflich ist, durch die Drohung mit nationaler Ächtung haben die Polen das durchgesetzt. Eine weitere unerfreuliche Folge ist die Minderung überwiegend des deutschen Großgrundbesitzes; der polnische wartet auf günstigere Zeiten, wo ihm die Parzellierung an Polen wieder gestattet sein wird, bis dahin sucht er nach Möglichkeit die Parzellierungsbeschränkung von 1904 zu umgehen. Inzwischen gewinnt er allmählich die Majoritäten auf den Kreistagen, was zwar nicht von entscheidender Wichtigkeit, aber immerhin für die Verwaltung sehr hinderlich ist.

Lagen diese Nachteile von vornherein im System des Ankaufs begründet, so haben die staatlichen Käufe noch weitere gezeitigt, die sich nicht vorhersehen ließen, und die vielleicht noch bedenklicher sind. Sie hängen zusammen mit der übertriebenen Preissteigerung des Grund und Bodens, die zwar auf vielfache Ursachen (Verbesserung des Betriebes, Nachfrage der Sachsengänger) zurückgeht, ganz wesentlich aber dadurch befördert ist, daß der Boden zum Gegenstand des nationalen Kampfes wurde. Die Frage ist von solcher Wichtigkeit, daß Herr v. Dewitz in

dieser Zeitschrift die These aufstellen konnte, die Landfrage sei zu einer Preisfrage geworden.

Für den Staat war die nächste Folge der Preistreiberei ein Herabgehen der Rentabilität der Kolonisation; er suchte einen Ausgleich in einer Erhöhung der Ansiedlerrenten, ist aber damit heute an der zulässigen Grenze angelangt. Immerhin würde die Tatsache mangelnder Rentabilität noch kein Grund zu einschneidenden Eingriffen in das Wirtschaftsleben sein, wie sie gefordert werden. Denn das Ansiedlungswerk ist gewissermaßen eine kriegerische Rüstung, die zur Sicherheit des Staates auch mit Opfern getragen werden muß. Es ist aber unbillig, daß dem Verkäufer auf Kosten der andern Staatsbürger der Grundbesitz überzahlt wird.

Durch das Anziehen der Preise wurde unmittelbar die Kreditfähigkeit des Grundbesitzes gestärkt. Die Aufnahme von Meliorationsschulden wurde möglich, ohne Zweifel eine günstige Wirkung. Im ganzen aber war diese Erhöhung der Beleihungsfähigkeit ein Danaergeschenk. In beträchtlichem Umfange wurde Komsumtivkredit genommen, und im übrigen sorgte der von jeher in Posen besonders rasche Besitzwechsel des Großgrundbesitzers dafür, daß fast nur die ungünstigen Wirkungen eintraten, der glückliche Besitzer realisierte den unverhofften Gewinn und ließ dem Nachfolger ein überschuldetes Gut. Je mehr sich der Kaufwert vom Ertragswert entfernte, desto gefährlicher wurde diese Überschuldung; viele Besitzer halten sich nur dadurch, daß die Preissteigerung schnell genug ist, um ihnen eine immer neue Kreditaufnahme zu gestatten, bis sie an den Staat oder an den Polen mit Gewinn verkaufen. Die Güterspekulation ist zu einem Geschäft geworden, zu dem nicht einmal landwirtschaftliche Betriebskenntnis und größere Geldmittel mehr notwendig sind.

Nach der preußischen Erhebung von 1902 waren von den Besitzern mit 1500—3000 Mark Grundsteuerreinertrag, d. h. den kleineren und mittleren Gütern, in der Provinz Westpreußen 36,2 % mit über 75 % des Vermögens verschuldet; im Reg.-Bez. Posen waren es 38,5 %, im Reg.-Bez. Bromberg 43,2 %; nirgends war die Verschuldung schlimmer. Bei den Besitzungen über 3000 Mark waren die Zahlen geringer, indessen ist das nur dem Umstande zuzuschreiben, daß die zahlreichen Fideikommisse das Bild beeinflussen. Seitdem hat aber erst die Preishausse recht eingesetzt und mit ihr ist die Verschuldung weiter gestiegen. Bei der außerordentlichen Bedeutung, die der Bodenkredit in einer ländlichen Provinz hat, liegt darin eine Gefahr für das ganze Wirtschaftsleben des Ansiedlungsgebiets.

Dazu kommt eine weitere vielleicht mit der Preisbewegung zusammenhängende Erscheinung, die die Zukunft des Ansiedlungswerts in Frage stellt. Trotz der außerordentlichen Ausdehnung des Großgrundbesitzes und trotz seiner alten Neigung zum raschen Besitzwechsel ist das Landangebot an den Staat ganz auffällig zurückgegangen. Nach den Jahresberichten der Ansiedlungskommission betrug die angebotene Güterfläche im Jahre 1902: 226 487 ha, 1903: 229 822 ha, 1904: 197 612 ha, 1905: 115 053 ha, 1906: 102 464 ha. Es wäre ja denkbar, daß die Ansiedlungskommission tatsächlich durch ihre Käufe den Markt etwas geleert hätte. Viel wahrscheinlicher aber ist es, daß wir eine mittelbare Wirkung der Preisbewegung vor uns haben. Wie bei städtischem Boden, ist es heute lohnend geworden, den Boden zurückzuhalten; der Zinsverlust wird durch den jährlichen Wertzuwachs überwogen. Die Verminderung des Angebots muß den Preis noch weiter treiben, also ein vollkommener Zirkel.

Dabei werden gerade die größeren Güter dem Markt entzogen, die für die Begründung einer leistungsfähigen Gemeinde am besten geeignet sind; das Angebot hat sich auch qualitativ verschlechtert. Die Durchschnittsgröße der angebotenen Güter fiel von

	478	Hektar	im	Jahre	1902
auf	452	„	„	„	1903
„	442	„	„	„	1904
„	354	„	„	„	1905
„	278	„	„	„	1906,

die Durchschnittsgröße der angekauften Güter ging gleichlaufend auf rund 350 ha im Jahre 1906 zurück und steht damit bereits um etwa 100 ha unter der Grenze einer nach den Berichten der Ansiedlungskommission normalen Gemeinde.

Aus dem allen ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit, einer Änderung in der Landbeschaffung für die Siedlung und einer Einwirkung auf die Preisgestaltung. Zwei Mittel sind es, die hierfür in Frage kommen: die Einführung einer Verfügungsbeschränkung, die neuerdings von Herrn von Dewitz als Einspruchsrecht der Regierung gegen Verkäufe formuliert wird, und die Enteignung. Möglich ist eine Kombination beider Mittel. Daß ihre Anwendung bezw. Einführung durch Landesgesetz zulässig ist, ist ohne Zweifel Ansicht der Parlamentsmehrheit, wenn sie auch bestritten ist.[1]) Vorläufig steht also das Gesetz nicht im Wege, endgültig müssen die Gerichte nach dem ersten praktischen Fall entscheiden.

[1]) Über die Zulässigkeit auch der Veräußerungsbeschränkung neuerdings Geh. Reg.-Rat Dr. Holtz im Preuß. Verwaltungsblatt Nr. 34 (25. Mai 1907).

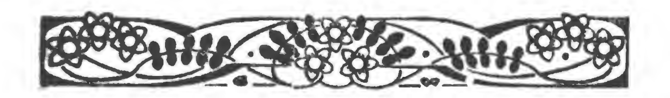
Als das nächstliegende und wichtigere Mittel erscheint die Anwendung der Enteignung. Sie ist unentbehrlich, um den Ansiedlungen die notwendige Abrundung zu geben, und ebenso, um die Siedlungspolitik gegenüber den Städten durchzuführen. Es handelt sich hierbei nicht um einzelne Parzellen; zur Abrundung ist vielmehr ein Gebiet erforderlich, das die Siedlungstätigkeit des Staates auf Jahre hinaus in Anspruch nehmen würde. Bei den Bedenken, die gegen diesen Eingriff in das Eigentumsrecht geltend gemacht werden — so wenig sie einer nationalen Gefahr gegenüber maßgebend sein sollten —, kann der Staat wohl darin willigen, daß die Enteignung nur zu den genannten Zwecken zulässig sein soll. Denn bei dem Umfange des auch dann noch zur Verfügung stehenden Landes würde er in der Hauptsache nicht mehr auf den freien Markt angewiesen sein. Je weniger dies der Fall ist — und auch aus diesem Grunde sollte das Parlament in Gewährung der Enteignung möglichst weit gehen —, desto mehr ist eine Einwirkung auf die Bodenpreise möglich. Wenn der Staat als Käufer auf dem freien Markt zurücktritt, so muß die Preistreiberei aufhören, weil die Spekulation ihre sicherste Chance verliert. Im Enteignungsverfahren muß der Staat zwar weiter hohe Preise bezahlen, aber diese verlieren die Einwirkung auf den ganzen Grundstücksmarkt der beiden Provinzen, die sie heute haben. Die Nachfrage wird stark genug bleiben, um einen Preissturz zu hindern, der für den ganzen Kredit gefährlich wäre und darum nicht zu wünschen ist.

Das staatliche Einspruchsrecht gegen einen Verkauf kann nicht alle diese Forderungen erfüllen. Die wichtige Abrundung, überhaupt die Gewinnung des bisher nicht käuflichen Bodens wird dadurch nicht geleistet. Der Staat würde wie bisher auf den freien Markt angewiesen sein. Es kann also für die Enteignung keinen Ersatz bieten. Seine Einführung wird von Herrn v. Dewitz auch damit empfohlen, daß es kein so scharfer Eingriff sei wie die Enteignung; dies erscheint aber zweifelhaft, wenn man das Einspruchsrecht so wirkungsvoll gestaltet wie er es wünscht, und das Argument entfällt, wenn man die Notwendigkeit der Enteignung neben dem Einspruchsrecht anerkennt. Als Korrelat zur Enteignung ist das Einspruchsrecht durchaus erwünscht, wenn es wirksam ausgestaltet wird. Es kann die ungünstige Verschiebung des Nationalitätenverhältnisses auf dem freien Grundstücksmarkt verhindern. Vor allem ist aber eine Einwirkung auf die Preise möglich, da der Kreis der Käufer weiter eingeschränkt wird. Um einen Preissturz zu vermeiden, und aus Billigkeitsgründen wünscht Herr v. Dewitz die Festlegung der Pflicht für den Staat,

das Gut seinerseits zu übernehmen. Dadurch wurde allerdings betrügerischen Verkäufen Tür und Tor geöffnet, wenn der Staat den Vertragspreis oder den Preis wie im Enteignungsverfahren bezahlen sollte. Aus diesem Grunde schlägt Herr v. Dewitz neuerdings vor, für diesen Fall den Ertragswert mit einem 10prozentigen Zuschlag entsprechend dem stets höheren Kaufwert als Übernahmepreis zu bestimmen. Wenn es gelingt für eine solche Maßnahme das Parlament zu gewinnen, so wäre das gewiß erfreulich; denn hiervon wäre allerdings eine einschneidende Wirkung in der Preisfrage zu erwarten. Eine unnatürliche Steigerung wäre ganz unterbunden, ebenso aber auch ein verderblicher Preissturz. Der Erfolg bliebe im übrigen abzuwarten. Man sollte sich aber nicht darüber täuschen, daß man auch so auf keine Weise um die Enteignung herumkommt, die das nächstliegende und unentbehrliche ist, die schlimmstenfalls vielleicht genügen würde, um auch die Preisfrage zu lösen.

Wir stehen an einem Wendepunkt unserer Ostmarkenpolitik. Das bisherige System war bereits ein Erfolg, reichte aber nicht aus, und seine Fortsetzung ist in Frage gestellt. Gibt der Staat seine Siedlungspolitik auf, so ist das Spiel für das Deutschtum verloren, und nach einem Menschenalter wird schon keine Möglichkeit mehr sein, ein solches Unternehmen noch einmal zu beginnen, der Boden wird dann endgültig vergeben sein. Alles hängt davon ab, daß man den Mut findet, für das Deutschtum zu fordern, was notwendig ist und sich nicht mit halben Maßregeln zu begnügen. Je länger man wartet, desto schwieriger wird eine Umkehr, desto schmerzlicher muß der Eingriff in das Wirtschaftsleben der Ostprovinzen werden. Der Augenblick ist günstig, die Geister sind aus ihrer sicheren Ruhe aufgestört und ahnen etwas von der Größe der Gefahr im Osten; läßt man ihn ungenützt verstreichen, so werden sie um so fester schlafen. Geradezu gefährlich müßte es sein, wenn man aufs neue Mittel zur Ansiedlung bewilligte, ohne das System, die gesetzlichen Grundlagen der Ankaufspolitik zu ändern, es würde ein Schlafpulver sein, mit dem das nationale Gewissen sich wieder zur Ruhe legte.





Stunden der Stille.

Aphorismen
von
H. Hermann v. Blomberg.

Die menschliche Liebeskraft trägt das Vermögen zu idealer Objektivität, aber auch die Tendenz zu engherzigstem Egoismus in sich; jenes edle Vermögen zu stärken, diese engherzige Tendenz nach Möglichkeit zu überwinden, die Aufgabe begreift den vernünftigen Inhalt eines Menschenlebens in sich.

* * *

Der Mensch, der keinen Freund hat, der ist sich selber ein gar gefährlicher Feind.

* * *

Was die Gesamtheit am Menschen sündigt, das soll der Einzelne an ihm in Liebe wieder gutmachen.

* * *

Es gibt keine Menschenliebe, die, um des Ganzen willen, schonungslos am Einzelnen vorübergehen dürfte.

* * *

Liebe wird dem Menschen immer zurückgegeben — und wäre es auch nur im flüchtig seligen Aufleuchten eines verkümmerten Menschenblickes.

* * *

Was wir Objektivität heißen, ist so oft weiter nichts, als der Mangel eines liebevoll beseelten Verhältnisses zu Menschen und Dingen.

* * *

Ein Wissen vom Schönen kann es so wenig geben, als es ein Wissen von den letzten Gründen des Lebens gibt; beides läßt sich nur mit glücklich gewählten Worten im Bilde andeuten.

* * *

Die Wissenschaft zieht notwendige Grenzlinien, die Kunst hebt sie leise wieder auf.

* * *

Die Kunst gibt dem empfänglichen Einzelnen zurück, was sie der tiefsten Seele des Menschheitsganzen entnimmt; so teilt sich das Sein des Ganzen im Kunstwerke beseeligend dem Vereinzelten mit.

* * *

Im Reiche der Geister gibt es keinen Konkurrenzkampf, kein Vernichten des Einen um der Existenz des Andern willen; die Geisteswerke erkennen und huldigen einander in ihrer Eigenart über Zeit und Raum hinweg.

* * *

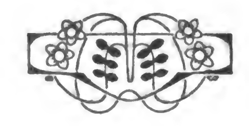
Auch die Geschichtsauffassung verändert sich dem seelisch reifen, gebildeten Menschen; er wendet sich vom lauten, ruhmredig Vergänglichen, immer mehr zum leisen, geistig unvergänglich Wirkenden.

* * *

Was der Mensch Willensfreiheit nennt, das ist nur eine leise Ahnung von den tausend inneren Entwicklungsmöglichkeiten des eigenen Wesens, die, bei entsprechend energischem Willensaufwande, nacheinander notwendig zu voller seelischer Entfaltung gelangen müssen.

* * *

Der Körper ist das Zeit-anzeigende, die Seele das ins Ewige-weisende.



Deutsches Bauernleben im Zarenreich.

Bunte Reisebilder

von

Alexander Faure.

Wieder ist es in der Krim. Gegen Süden, da wo das Land zu schwellen beginnt, aus der Taurischen Steppe empor, liegt am Fuße der Berge das Dorf Zürichtal. . . . .

Hier ist noch echtes Tatarenland, und reinster Orient, mit Rosenhängen und grauen Olivenbäumen. Dazwischen wohnen die braunen Gesellen mit den blanken schwarzen Schlitzaugen und den schwarzwolligen Schaffellmützen, — nur der Mekkapilger trägt seinen Turban. — Den roten Fez auf den Kopf springen die Jungen mit den großen Hunden um die Wette an den grauen Häuschen hin und her; und es steckt so viel Leben und Feuer schon in den kleinen Mädchen auf den Gassen; — — sie gehen in langen Höschen und roten Käppchen und auch ihre Haare haben sie rot gefärbt. Später werden dann die Frauen daraus mit den farbenglänzenden Gewändern, von den noch weiteren Beinkleidern bis zum weißen Shawl überm Gesicht, . . die Glut ihrer Augen dem gläubigen Muselmann zu dämpfen; — von denen nur die Allerärmsten nicht hinter die vergitterten Fenster kommen. — — Es ist wie im Märchen. Man möchte sich zu den Leuten setzen, mit untergeschlagenen Beinen, sich eine Wasserpfeife anzünden und zu erzählen anfangen: „in der Krim lebte im Dorfe Elei-Weli, vor langer, langer Zeit, als noch die Khane dort herrschten, ein armer Mann. Er hatte nur e i n e n Weinberg und nur e i n e Frau usw. usw." — Und sich dann irgendwo an einer langen weißen Mauer unter den Baum legen und der Sonne zusehn, bis sie in ihr goldenes Bett steigt.

Also mitten darin liegt Zürichtal. Fast wie ein Städtchen sieht es aus, — und so freundlich im Grün, das hier die kahle Steppe abzulösen anfängt. Gebäude aus neuester Zeit tun das ihrige dazu. Alles überragend die stattliche „Zentralschule" — so heißen die Bildungsstätten der angehenden Volksschullehrer. — Es ist das Dorf — wie schon der Name zeigt — von Deutsch-Schweizern gegründet. Zwar fanden sie den Boden hier ärmer als drunten auf der Steppe. Aber doch wählten sie der Heimat zur Liebe die Berghänge . . . Früher hat es auch noch Häuser da gegeben im Schweizer Geschmack, mit winzigen Fenstern und mit Steinen auf dem Dach. Aber hundert Jahre sind bereits darüber hingegangen. Die haben vieles weggewischt, Sprache und Sitte, zuletzt auch die Häuser. Es ist eine der ältesten Siedelungen. Von damals her, als auch die anderen Kolonien sich bildeten, weiter die Berge hinauf, mit der zum Teil so bunt

gemischten Einwohnerschaft, — — vom Danziger bis zum Elsässer war da alles vertreten, — freilich heute wohl nur noch an den Namen im Dorf zu erkennen.

Am reinsten erhalten haben sich im ganzen Süden Rußlands die Württemberger. Diese zogen großenteils aus Gründen ihrer Frömmigkeit — auf der Suche nach dem 1000jährigen Reich oder aber auch nur auf der Flucht vor einer unliebsamen Agende — nach dem Osten. Sie stehen als Schwaben den übrigen, insgesamt „Preußen“ genannt, recht steif gegenüber; selbst Heiraten zwischen hüben und drüben sind nicht beliebt. Und sie haben auch in der Sprache Nasal- und sonstige Schwabenlaute ebenso treu bewahrt wie manche Schwabensitte. —

Nach jenen ersten kamen andere. Und sie zogen auch noch weiter, bis nach den Kaukasusländern. Vierzig Jahre früher schon waren Züge von Deutschen nach der Wolga gegangen. Andere kamen später und blieben in den Grenzgebieten nach Europa hin sitzen. So schloß sich allmählich der Gürtel von (jetzt weit über eine Million zählenden) deutschen Bauern, der sich am Rand des europäischen Rußlands hinlegt, im Westen, Süden und Südosten. —

Aber auch im Lande litt es manchen nicht lange auf der alten Scholle. Man zog von Norden nach Süden und von Süden nach Norden. Und auch im kleinen gibt es ein immerwährendes Wandern. Am zielbewußtesten ist das da, wo es sich um den jungen Nachwuchs handelt . . . Am Rand des Dorfes findet man mitunter Stücke abgeteilt und eingezäunt — neuangekauftes Land. „Das ist für unsere Kinder“, sagten sie dann. Aber es tun sich doch auch wohl junge Leute zusammen und ziehen „im heiligen Frühling“ weiter hinaus auf die Steppe, — ein neues Dorf zu gründen. So wächst das deutsche Bauerntum. Freilich hört man dann wohl auch die Alten nach dem Wegzug klagen: „was wird nun werden, die Jungen sind fort“.

Daß es auch rückläufig wellt, daß Wandertrieb und Angst und Not je länger je mehr forttreiben in noch weitere und leider oft noch undeutschere Fernen, — das ist ein anderes Kapitel.

* * *

Die Eigentumsverhältnisse sind ziemlich verwickelt und nicht überall gleich.

Zu ihrem Glück sind diese Kolonien im Süden von dem agraren Kommunismus des eigentlichen Seelenlandsystems verschont geblieben. In älteren Kolonien ist das Land beim Anzug wohl zu gleichen Teilen als Erbpachtgüter vergeben worden. — Dann kann freilich der Vater unter seine Kinder weiter verteilen und so das Ganze schädigen. — Die neueren Dörfer aber wurden so angelegt, daß jeder seinen Anteil an Land erhielt, je nach dem Beitrag, den er zu Pachtung oder Kauf des Landes liefert, wobei dann von Zeit zu Zeit auch umgeteilt werden kann. — Nicht selten wirtschaften aber doch auch die erwachsenen, verheirateten Söhne noch weiter mit dem Vater. Bei einem alten Bauern war ich einmal, einem prächtigen, helläugigen, wetterharten Menschen aus uraltem Holz. Der hatte seine drei Söhne mit deren Familien bei sich in der Wirtschaft und ließ sie sogar alle zusammen in einer — wenn auch überaus geräumigen Stube wohnen . . .

Die Viehweide bleibt stets Gemeindeland. Aber auch über die Bestellung des Ackers faßt wohl die Gemeinde bindende Beschlüsse: hier soll dies Jahr Mais gebaut werden und dort Weizen. — Ein paar Worte über das Ackern. Ein Drittel des Landes bleibt brach liegen, von einer Herbstbestellung bis zur anderen. Aber in dieser Zwischenzeit wird es doch immer wieder umgepflügt und beeggt. Und diese sog. „Schwarzbrache" er hält mit der stets lockeren oberen Schicht das Ganze feucht. — Das übrige wird mit zwei Getreidearten besät, in der Regel sind es Gerste und Weizen. —

Es hat eine Zeit gegeben, wo die Wirtschaft mehr Abwechslung bot als heute; damals, als noch wirkliche bunte Wiesen mit tiefem Gras sich über das Land breiteten und Baumalleen die Wege säumten.[1]) Jetzt wird immer mehr der einträgliche Weizenbau zur Hauptsache, mögen daneben auch noch Mais, Melonen und Arbusen usw. ihre Rolle haben.

Bei der primitiven Wirtschaft — vom Düngen und ähnlichen Künsten weiß man hier noch fast nichts,[2]) obgleich andererseits landwirtschaftliche Maschinen bereits in ziemlichem Umfange zur Verwendung kommen — ist man auf Gnade und Ungnade von der Witterung abhängig. — Das letzte Jahr war dort im Süden, besonders um Odessa, ein gutes Jahr. Das Korn stand gut und voll. Bedächtig und feierlich wiegten sich die Ähren hin und her: seht, wie schwer wir sind! nehmt, nehmt! — „Das gibt eine Ernte, an manchen Stellen bis 300 Pud auf die Deßjätine (etwa 100 Zentner auf den Hektar)", sagte der alte Kolonist neben mir. — Freilich hatte es das Jahr vorher nur ein paar Pud gegeben, und es kann im letzten Augenblick noch irgend etwas die schönsten Aussichten zu nichte machen — — ein Hagel, ein Käfer, eine Krankheit. —

Wein wird in Weingärten und Weinbergen viel gebaut. Man schickt roten und weißen Wein aus der Krim und der Odessaer Gegend wie aus Beßarabien und dem Kaukasus über ganz Rußland; er soll sogar zwecks Verwandlung in Burgunder u. dgl. nach Frankreich gehn. Um die Zeit der Weinlese und des neuen Weins sind Rauscherscheinungen bei Menschen und Tier, bis hinab zum Federvieh, an der Tagesordnung. — Es gibt einen etwas herben, aber gar trinkbaren Wein von eigenem Geschmack. Der Kolonist hält ihn bei sich im Hause —

[1]) Nach dem Urteil Sachverständiger ist der Rückgang mit der Aufhebung der besonderen Verwaltungsbehörde, des „Fürsorgekomitees", in Zusammenhang zu bringen; vgl besonders J. Stach in seinem sehr lesenswerten Buch „die deutschen Kolonien in Südrußland" (bisher 1. Teil bei Staad in Prischib). Seinen persönlichen Mitteilungen verdanke ich viel wesentlichen Aufschluß.

[2]) Natürlich wirtschaftet man in den größeren Betrieben, schon bei den größeren Einzelbauern, anders. Da gibt es dann auch eingeführtes Zuchtvieh u. a. m.

Als Fruchtfolge in solchen Betrieben wurde mir einmal angegeben: 1. Jahr: Schwarzbrache, 2. Jahr: Winterweizen, 3. Jahr: Gerste oder Hafer (bezw. Kartoffeln), 4. Jahr: Roggen, 5. Jahr (als Zwischenfrucht): Gerste oder Hafer, 6. Jahr: Mais (Kukuruz), 7. Jahr: Sommerweizen, 8. Jahr: Schwarzbrache usw.

denn Schänken gibt es fast nirgends im Dorf —, wenn er ihn auch nicht mehr in der früheren, urwüchsigen Weise mit Traubentreten usw. bereitet. — Auch den Weinbau hat man in der letzten Zeit vernächlässigt: manchen jetzt kahlen Hang deckten vor Zeiten Weinberge. —

Bei dem fast durchweg noch vorzüglichen Boden macht allein das Klima dem Kolonisten Schwierigkeiten, ist die Regen- und Wasserfrage das einzige Problem seiner Wirtschaft. Das hörte man freilich so oft diskutieren und stieß darauf auf Schritt und Tritt, daß mir immer der Gedanke kam an Deutsch-Südwestafrika, und ob denn diese Leute — an Wüste und an Wassernöte gewöhnt — nicht dorthin einmal gar nicht so übel passen würden. — Artesische Brunnen gibt es so gut wie gar keine. Der große Ziehbrunnen mitten auf der Dorfstraße enthält oft auch nur wenig brauchbares Wasser. Und es ist ein seltener Vorzug, wenn einmal im Dorf jede Wirtschaft ihren eigenen Brunnen hat. Zisternen aber — ganz primitiv oder aber auch mit allerlei Eisenwerk versehen — schaffen auch nicht genügend Abhilfe. — Für Waldanpflanzungen endlich sind die Kolonisten kaum zu haben. Sie schützen gar religiöse Gründe vor: Gott wisse selbst, wann es Zeit zum Regnen sei. — Unglückliche Resultate schüchterner Anpflanzungsversuche sahen wir an einer Stelle. Da hatte man den Leuten dazu Land umsonst gegeben. Einige hatten sich auch daran gemacht. Aber bald blieb doch wieder alles liegen, und nun standen die verdorrten Stämmchen traurig beieinander. Die Meisten aber hatten gar nicht einmal angefangen, sondern das Land einfach beackert oder aber es als Viehweide benutzt. —

Mittlere Niederschläge sind in jenen Strichen selten (am schlimmsten soll es damit um Odessa stehn). Im Sommer gibt es entweder wochenlang die ärgste, trockenste Hitze oder aber Wolkenbrüche, im Winter Schneestürme. — Einmal geriet ich auf der Steppe in ein gewaltiges Wetter. Die schwerhangenden am Saum gezackten dunklen Wolken schleppten fast am Boden. Dann aber blieb buchstäblich, trotz des zeltartigen Kolonistenschirms, kein Faden auf dem Leibe trocken, und die walnußgroßen Hagelschlossen spürte man empfindlich. Die Pferde waren wie zerpeitscht und, obgleich das Ganze keine Viertelstunde dauerte, war nachher doch der Weg nur schwer passierbar.

In diesem Zusammenhang noch ein Gespräch auf dem Wege mit einem alten Bauern. An einem Roggenfeld kamen wir vorüber — dort eine seltene Erscheinung —, dazu, obgleich noch grün, bereits geschnitten. „Das war nur für das Vieh gesät", erklärte er. Und dann war er am Erzählen. Wie man früher die schönen Wiesen gehabt hätte und weniger, aber viel besseres Vieh. Jetzt sei alles das umgebrochen und die Tiere füttere man mit Stroh, so daß die wundgeriebenen Gaumen sie krank machten oder aber gar sie Hunger sterben müßten. — Dann wuchs auf den weniger befahrenen Stellen des Weges etwas Gras und Gerste, das war zum Teil abgemäht. „Das hat er getan, dem der Roggen gehört", sagte er, „er hat das mitgenommen. Wenn es ein Armer tut, so ist ja nicht viel dabei, aber so." Er seufzte in sich hinein: „ja, es ist

schlimm mit der Christenheit". — Die Menoniten seien in ihrer Wirtschaft christlicher und auch besser... Und da hätten sie wieder einen Grenzstreif übersät. „Aber der Herrgott hat selbst eine Scheide gemacht, er läßt nichts wachsen" (natürlich war auf dem schlecht bearbeiteten Strich der Kornwuchs spärlich). Und dann hätten sie wieder überall vom Wege Stücke abgepflügt. — So etwas täten doch nicht einmal die Tataren, die Mohammedaner. —

Soweit dieser Cato. Aber Recht hatte er offenbar in vielem.

* * *

Als echte Kinder der Steppe sieht man die Kolonisten selten ohne ihre Pferde. Wenn auch nicht hoch zu Roß, wie ihre Nachbarn, die Kosaken, aber doch auf ihren Wagen, die ärmeren auf dem einfachen „Kaschtewage", die reicheren mehr und mehr im Federwagen. Beides aber sind festgefügte Gefährte auf hohen, schmalen Rädern (so sollen sie bei Regenwegen besser durch den Schmutz schneiden)... Ihr metallisches Klappern glaube ich noch heute ab und zu zu hören, wenn es still um mich ist, wie damals auf der Steppe... Die zwei Pferde davor sind meist große dunkelbraune Tiere, ein Stück Kosakenrasse ist dabei. —

Man ist ja mit dem allen viel mehr zusammengelebt, viel mehr darauf angewiesen, als in den Ländern des Westens, wo die Kultur nicht nur hier und da ein Fleckchen sich erobert hat, sondern tausend Arme ausstreckt nach allen Seiten... In der ganzen Krim z. B. gibt es zwei Bahnstrecken, eine Haupt- und eine Nebenlinie. Aber auch sonst ist das Eisenbahnnetz Rußlands weitmaschig genug, so daß es mitunter ziemlich viel auf sich hat, das „nächste Dorf" zu besuchen. Da müssen Wagen und Pferde herhalten, oft viele Stunden ohne Aufenthalt; — freilich auch der das nicht gewohnte Insasse spürt es. Und wenn dann ein Regen oder Wetter niedergeht, so sind im Nu die Wege keine Wege mehr. Der deutsche Kolonist hat eine ganze Stufenleiter von Bezeichnungen für die Aggregatzustände seiner Wege. Von dem mildesten, der „Radwäsche", bis zu „es wickelt" und dann noch weiter bis zum „Mühlsteinweg", wo die Räder, zu Mühlsteingestalt verbacken, stecken bleiben. Einmal habe ich nach zwei Regentagen bloß eine Radwäsche durchgemacht mit einem kleinen Stich ins „Wickeln", aber ich hatte schon genug davon. Und das war auf der großen Heerstraße, die von Odessa ins Beßarabische führt, — damals zu beiden Seiten bis weit in die russischen Dörfer hinein mit Ruinen der im großen Pogrom zerschlagenen und verbrannten Judenhäuser besetzt... Nicht einmal der Weg erfreute sich einer einigermaßen stabilen Konsistenz. In der Mitte war eine tiefe Rinne ausgewaschen. Da hinein durfte man bei Leibe nicht geraten, sollte das Wasser nicht über die Trittbretter in den Wagen strömen. Und das floß und stand in allerlei Bächen und Seen von unbekannter Tiefe. Den alten Weg hatte es so längst verschlungen, so daß ein neuer eingefahren werden mußte, ganz hart am Rande des Ackers, der durch allerlei Steine und Gräben seine Grenzen schützte. — — Wie sich mit alledem die Hirten auf dem Felde abfanden, an denen wir vorüber kamen, ist mir unerfindlich. Aber sie standen ganz vergnügt

mitten im Dickflüssigen, das Schaffell mit dem Kopf der Tiere daran — nach uralter Mode — um die Schultern gehängt. —

So fliegt das alles hier dahin — als eine Art Steppen-Gegenstück zum Leben in der Weltstadt an der Newa mit seinem rastlosen Gefahre die Straße auf und ab: der russische Fuhrmann in Hemd und Hose, beständig den Pferden zurufend und mit ihnen sprechend, der bedächtigere Deutsche mit allerlei Decken im Wagen und Wegzehrung auch bei kürzeren Strecken, . . . und auch der Tatar mit seinen Zeltwagen. Der hat dann aber wohl auch seine grauen Ochsen davor, — in Erinnerung an Zeiten, da Stunden und Tage den Menschen noch weniger bedeuteten als jetzt dort zu Lande. —

Wer etwas ahnen läßt von offiziellem oder geistlichem Anstrich, der erhält die „Fuhre", die Fahrgelegenheit wohl von einem Dorf — der Schulze bestimmt dann ohne Widerrede einen Bauern — zum anderen. Und ist es ein höherer geistlicher Würdenträger oder ein neuer Pastor, so wird er auch feierlich mit vielen Pferden „eingeholt". —

Die Pferde können aber auch etwas aushalten. Jener Kolonist, der wegen seiner Knechte den Kirchanfang versäumte, fuhr mich nachher 30 oder 40 km weit und erzählte mir, die Pferde könnten nicht so laufen wie sonst, denn am Vormittag hätten sie in einer halben Stunde etwa 20 Werst schon abgelaufen. — Freilich gibt es auch vielfach eine etwas spartanerhafte Pferdezucht. Stuten und Fohlen bringt man den Winter nicht in den Stall. Höchstens werden sie bei allerstrengster Kälte in den Strohhof getrieben. So kommen nur die stärksten Exemplare durch. Die können dann solche Strapazen überstehen und können auch die Strohfütterung vertragen, auf welche Pferde und Rinder im Winter oft beschränkt sind. Besonders bei den Ärmeren, die sich das Stroh womöglich dann noch kaufen müssen. —

Auf den Feldern sah man pflügen. Drei bis vier Paar Ochsen, geführt von einem Gespann Pferde, waren vor dem Pfluge. Es ist schwerer Acker, diese Schwarzerde. In der Ferne — und doch, wie alles in dieser Luft, so klar und zum Greifen nah erscheinend — zeichneten sich eine Reihe von Tieren scharf und schwarz vom Himmel ab, mit den lang gewundenen spitzigen Hörnern der südrussischen Rasse. — Dem Kolonisten ist das Rind (weiter ist hierin, wie in vielem andern, höchstens der Menonit) in erster Reihe Zugtier. Nachdem er seine Wiesen verpflügte, wäre es ihm auch schwer, mehr damit anzufangen. Die Kühe werden vornehmlich zur Nachzucht verwendet. Milch geben sie nur für den eigenen Bedarf, der freilich — als Rahm zum Kaffee vor allem — enorm ist. Höchstens verkauft man Butter . . . Das Milchvieh machte, wo ich es sah, im allgemeinen doch einen recht verkommenen Eindruck. Kein Wunder nach dem über die Fütterung Gesagten. — Höchstens, daß reichere Bauern noch Kleie dazu haben und Arbusen (Wassermelonen).

— — Am Ausgang des Dorfes, da wo der Müller wohnt im kleinen einzelnen Häuschen neben der Mühle, standen im letzten Abendlicht die Pferde, in braunem

Gewühl sich drängend und einander zuwiehernd, eng in dem Pferch. Nun kommen auch die Rinder dazu, mit mächtiger Staubwolke die breite Straße herauf, mit Glocken und Schellen. Und sie lagern sich rings um die Pferde. Und dann dauert es noch ein Weilchen. Dann ist der Hirt fertig, und es geht hinaus nach dem „Tabun“, nach der gemeinsamen „Weide“ draußen auf der Steppe (Kleinvieh und Schweine haben besondere Stellen darauf). Dort bleiben sie — das ist in vielen Gegenden so — die ganze Nacht, bis zum Morgen. Dann treibt sie der Hirt wieder zurück ins Dorf und jedes findet nach dem Hof und Stall. Dort nimmt sie der Bauer in Empfang und zieht mit ihnen auf das Feld zum Ackern, das Gerät und das Wasserfaß auf dem Wagen. Um Mittag wieder stellt sich dann alles zusammen um den Wagen — um die Zeit, wenn die Sonne am heißesten brennt . . .

* * *

Pfingsten! Alle wollten sie zeigen, daß sie es wußten. Die Russen im Nachbardorf hatten noch spät abends grüne Laubzweige über die Fenster und Türen gesteckt und (auch dazu brauchten sie nicht hoch hinaufzulangen) an die Dächer ihrer Häuschen. Die sahen mit den unbestimmten Umrissen und den spärlichen, bis zu den gekreuzten Pferdeköpfen am Giebelfirst primitiven Holzzierrat und mit dem grellen Blau und Rot und Weiß des Anstrichs (ein Werk der Hausfrau) aus wie Zuckerfestgebäck. Und sie sind ja auch geknetet und gebacken, an der Sonne, aus Lehm, hingestrichen eine Schicht über die andere, bis etwas Ähnliches daraus wird wie ein Haus und ein Zaun und ein paar Torpfosten. — Die Russen steckten grüne Eichenzweige an ihre Häuser. Die Deutschen aber hatten mitten im Dorf, da wo die kürzere Seitenstraße in die Hauptstraße mündet und wo die Kirche steht, ein oder zwei Maien aufgepflanzt, viele Ellen hoch mit flatternden Bändern und grünem Besenkopf. Und dann gingen sie zur Kirche, am Sonntag, Montag und Dienstag . . . Und dazwischen böllerten helle Schüsse in die Luft.

Es war das Pfarrdorf mit größerer Kirche und regelrechten Gottesdiensten. Sonst, draußen in den Dörfern und Weilern, da kann der Pfarrer vielleicht nur wenig mal im Jahre hin. Die Kirche ist ein „stattlicher Bau“, bloß der Turm neigt sich allmählich seinem Ende entgegen. Und der Pfarrer meint, die Leute würden so keinen neuen mehr daraufsetzen. Denn das junge Geschlecht ist nicht so gebefreudig mehr wie das alte, das dann allerdings eifersüchtig über seinen Oberrechten wachte, wie z. B. darüber, daß nicht amende statt des grünen Dachs ein graues auf die Kirche käme. —

Die Kirche ist immer gut besetzt, außer wenn gerade Überfromme in großer Zahl im Dorfe sind, „Brüder“, die den Pfarrer zu weltlich finden oder sonst etwas gegen ihn haben. — Der Zuschnitt des Gottesdienstes ist der unter den Evangelischen Rußlands allgemein übliche. Aus kleinen Abweichungen oder auch lokalen Sitten macht man sich da wenig, am allerwenigsten in den Kolonien.

Auch aus der Tracht und ähnlichem nicht. Kann auch mal ein fremder Prediger ohne Talar auf die Kanzel. Und auch Vorträge darf man von da aus halten...

Das Lied am Anfang klingt vielleicht mehr laut als schön. Auch sind die charakteristischen Stellen in der Melodie abgeschliffen oder durch wenig passende Schnörkel ausgeglichen. Aber sie singen alle mit, in kleinen Gemeinden — da versammelt man sich im Schul- und Bethaus — auch wohl ohne Gesangbuch. — An Predigten in den Kolonien habe ich mitunter meine helle Freude gehabt. So steppenfrisch klangen sie und auch freimütig und natürlich. Auch der Bauer liebt es da, wenn der Prediger „ohne Geist", d. i. ohne Salbung spricht. Und mag auch die „Anregung" des großen Weltgetriebes fehlen und seiner Gedanken, halten sie auch schwerlich Schritt mit „ihrer Zeit", so ist es doch mit ihnen vielfach, mit den Predigern dort, wie mit jemandem, der langsam geht durch Feld und Wald, abseits der Bahn. Da sieht er viel, was die Anderen nicht sehn, und er kann lange, tiefe Blicke tun in die eigene Seele . . . Und doch oft auch wieder war ich überrascht, wie auch das Wehen modernen Geisteslebens bis dahin seinen Weg gefunden hatte . . . Und haben doch auch Leute von da her dem Westen etwas zu geben gehabt, sich hier in Deutschland einen Namen gemacht unter den Glaubenden und Suchenden (Samuel Keller, Lhotzky).

Sie haben aber auch mehr Aufgaben und schwereres Wirken wie Geistliche bei uns. Und sie fühlen sich nötiger. Das erhält frisch und stark, auch wenn man als Mann mit grauem Haar sagen muß: mein Haus ist nur mein Absteigequartier [1]) — und mein Wagen meine Studierstube . . .

Mehr Aufgaben auch gegenüber der Kultur und gegenüber der deutschen Kultur. Vielleicht besser: der deutschen Geisteskultur. Denn auch die Kultur auf Bauernart, die — wie in Steppenstaub konserviert — überall da doch noch im Grunde deutsch bleibt, wo der Deutsche Bauer bleibt, dürfen wir nicht verachten. — Aber wer jemals abends von der Dorfstraße her das hell erleuchtete Haus betrat mit den Vorhängen vor den Fenstern, durch welche vielleicht Klavierspiel sich den Weg hinaus fand, jemals am Tische saß inmitten der Familie nach fromm-deutscher Art oder auch dem Pfarrer gegenüber im Studierzimmer, der

[1]) Im Verzeichnis eines evangelischen Geistlichen gibt es Wochen wie: 29. Oktober: Simferopol (Stadtgemeinde), 31. Oktober: Kambar, 1. November: Awell-Teschi, 2. November: Elkeri-Ablam, 3. November: Tali-Iljak, 4. November: Tottmann, 5. November: Saman-Jschun, 6. November: Djanlak-Burtschi. — Daraus kann man sich ein Bild davon machen, was für eine Arbeit die Versorgung der vielen, oft weit von einander entfernten Gemeinden bedeutet. — Zu obigen Namen noch die Bemerkung: Es gibt in der Krim für deutsche Dörfer und Weiler vielfach tatarische Namen. Sie führen dann wohl daneben noch einen deutschen: Naiman und Hochheim. Unter den deutschen Dorfnamen in anderen Gebieten finden wir Städtenamen wie Karlsruhe, Worms, Berlin, New-York, daneben solche, die aus der Stimmung der Neueingewanderten heraus zu verstehen sind (Glückstal, Freudental, Gnadenfeld, Eigenheim, Heimtal).

weiß, daß das Pfarrhaus auch hier in der Steppe steht zum Schutze idealer Lebensauffassung und als Hüterin deutschen Wesens und deutscher Bildung. Und war es auch sonst noch so verschieden, entsprechend der Eigenart des Alten und des Jungen, des baltischen Deutschen und des Württembergers und wieder des draußen auf dem Seminar geschulten Kolonistensohns. —

Und die Frömmigkeit der Bauern? Nun, es ist ja hier ein Boden, auf dem es ein Wunder wäre, wollte da der Sinn für das Transzendente nicht gedeihen. So konnte die Frömmigkeit des Kolonisten auch wohl das Feuer der Stundistenbewegung entfachen unter ihren russischen Nachbarn. Die Schauer des Lebens und seine verschleierten Tiefen sind dabei fast wie Alltägliches geworden. Man hat Träume, die Zukunft anzuzeigen, man sieht die Toten wiederkommen und spricht mit ihnen. Man hat Visionen und Gesichte und steht mit dem Teufel auf du und du. Wenn jemand krank ist, geht man zur heilkundigen Frau oder zum Wundermann, zum Arzte viel weniger gern. Und wird es schlimmer mit ihm, so versammelt sich wohl das halbe Dorf im Krankenzimmer, um ihn sterben zu sehn. An der Kirche hat man auch in den Kirchdörfern nicht genug, sondern hat häufig noch des Abends Versammlungen der Brüder mit allen Vorzügen und Schattenseiten dieser Gottesdienste auf eigene Hand. Und auch christliche Sitte hat ihre Stelle, vor und nach der Mahlzeit das Tischgebet. Und wenn die Abendglocke ertönt, nimmt der Bauer auf dem Felde den Hut vom Kopf . . .

Trotzdem aber scheint's fast, als wäre alles das doch bloß wie die Paradestuben in den Häusern mit den hohen Betten, in denen niemand schläft, oder als wären es die geputzten Doppelgänger der wirklichen Leute, die dort in den Kirchen sitzen. Kommt's darauf an, so streckt sich doch der ganze nüchterne Egoismus und Materialismus des Bauern hervor und die verschlagene Bauernmoral, die keine andere Fragen kennt als: „was habe ich davon?“ und „was hat er davon?“

Und auch die Zweifler fehlen nicht, störrisch und langsam grübelnde Bauernzweifler.

An der Sonntagstafel nach der Kirche, während jeder von uns in seiner Suppe löffelte und mit der Gabel in den gemeinsamen Salattopf fuhr, hatten wir einmal ein langes Gespräch darüber, ob nicht amende doch die Natur den Regen schaffe und den Wald wachsen ließe und nicht der liebe Gott. — — —

Am Pfingstnachmittag ging's zum Tanz. Von den Alten mögen und sehen das viele nicht gern. Tanzen ist Sünde. Es ist „arg von der Welt“: So steht's im pietistischen Lexikon . . . Aber gerade so geschehen dann wohl allerlei Dinge, die das Licht scheuen. Und es leidet Zucht und gute Art beim heimlichen oder aufsichtslosen Tanzen. —

Als ich vom Dorf zurück nach der Bahn fuhr, kamen einige Burschen und Mädchen auf dem Weg zum Tanzboden mir entgegen, über die Wiese mit dem Laubwald darauf. Ich sah mich dann noch einmal nach ihnen um und da

gerade schien man sich seine Tänzerin auszuwählen; jedoch geschah das doch in etwas allzu dringender Weise. — —

Noch ein Beispiel dafür, wie wenig Gemütsleben und die sittlichen Begriffe an Überfeinerung leiden, besonders wo es mitempfinden hieße. Fuhr ich da wieder einmal mit einem alten Bauern zwischen den Feldern hin, einen langen Weg. Da sehe ich gar nicht weit von uns auf einem Seitenweg einen Russen fahren mit seiner Familie. Plötzlich verliert ein Mädchen, das vorn im Wagen steht, das Gleichgewicht und stürzt kopfüber hinab. Der Wagen hält, und der Vater zieht das Mädchen bewußtlos, vielleicht tot zwischen den Rädern hervor. Ich rufe dem Alten zu, er solle doch zur Hilfe hinfahren. Der aber wendet kaum den Kopf, sieht einen Augenblick hin und sagt: „die haben's nicht weit bis zu ihrem Dorf". Dabei hieb er auf die Pferde ein und fuhr im Sturm weiter. — Aber auch im engsten Kreise: die Witwe verteilt ihre Kinder, um desto schneller wieder heiraten zu können u. dgl. m.

■ ■ ■

Taubstummenfest! Unter riesigem Zeltdach rechts vom Redner die Frauen, links die Männer, wie in der Kirche. Die Frauen je nach Alter und Geschmack in helleren oder dunkleren Röcken und Kopftüchern — in deren Menge macht sich hier und da ein blumen- und bänderbesteckter Hut aristokratisch breit, — die Männer meist in dunkelfarbigen Mützen und ebensolchen Anzügen von der Art solcher, über die sich weiter nichts sagen läßt. — Einige behäbigere Leute mit breiten Uhrketten über feineren Kleidern verraten sich als Gutsbesitzer. — Etwas sah die Sonne von unten herein und die Steppe ringsum und ein Stück blauer Himmel, und dort noch ein paar Zaungäste in Gestalt von russischen Knechten und braunen Tataren.

Als rechte deutsche Bauern vom alten Schlag verfügt man hier über einen geistlichen Appetit, der uns Menschen von heute mit Staunen erfüllt. Rede auf Rede, Lied auf Lied, so geht es Stunde um Stunde. Die Leute haben nie genug. Freilich ist bei ihnen ja die geistliche zugleich auch die geistige Nahrung. Und das Putzen, Fahren und Zusammensein ist dabei Inbegriff alles geselligen Vergnügens. — Dazwischen wird auch der Sache etwas Rechnung getragen. Der Taubstummenlehrer führt die wirklich recht respektablen Leistungen seiner Schützlinge vor, und zum Schluß gibt es eine Kollekte oder — lieber — eine Versteigerung zum Besten der Taubstummenanstalt . . . Dazu wurde vielleicht schon Monate zuvor gehäkelt und gestrickt, genäht und gestickt. Aber das Schicksal oder auch die Laune des Auktionators — der leider, wenn er seine besten Witze macht, russisch spricht — wollen es amende, daß andere Dinge, arbeitslos gekauft, wie tatarische Tabaksbeutel u. dgl., besser abschneiden als die Produkte häuslicher Mühe. Und das gibt dann Ärger und Bitterkeit ohne Ende . . .

Im Dorfe gibt es keinen Gasthof. Da ist die Unterbringung der vielen Gäste, zumal der Honoratioren — Pfarrer und Lehrer — eine sehr wichtige und schwierige Frage. Unsere Wirtin beteuerte uns immer wieder, offenbar in der

Meinung, uns damit etwas sehr Angenehmes zu sagen, es hätte uns Pastoren niemand aufnehmen wollen, da habe sie sich schließlich dazu entschlossen, obgleich es ihr eigentlich gar nicht recht war. —

Und in den Häusern wird lange und umständlich gegessen und getrunken, des Mittags, des Nachmittags und Abends, bis dann alle die Wagen, oft überladen genug — durch die dunkle Nacht heimwärts rollen . . .

So war es alter Brauch und erbt sich weiter von Geschlecht zu Geschlecht. Und nun noch ein paar Hochzeitsgebräuche.

Der junge Bursch fährt umher, um sich unter den Töchtern des Landes umzusehn. Hat er die Richtige gefunden, so kommt er eine Zeit danach zu den Eltern ins Haus. Die wissen dann schon Bescheid, ohne daß er weiter viel sagt, und kündigen ihm an, sie würden demnächst kommen und — das ist bezeichnend — sich die Wirtschaft ansehn. — Dann die Hochzeitsfeier — Sitten im Chersonschen sind es. An der Tür steht ein Bursche, ein buntes Band um die Schultern, eine Flasche und ein Glas — gleichfalls mit Bändern geschmückt — in der Hand. Er schenkt jedem Gast zum Willkommen einen Schnaps ein. Beim Festessen — die Leute sitzen unmöglich dicht gedrängt — gibt es gleich nach der obligaten zimtgewürzten Nudelsuppe Wein. Dabei ist es Pflicht des Gastgebers, die Gläser immer bis zum Überlaufen voll zu halten. Das gibt dann natürlich bald hier und da einen roten Kopf. Wird nun ein solcher zu laut oder gar fängt er Händel an mit seinem Nachbarn, so schlägt der Hausherr auf den Tisch und stimmt mitten in den Trubel hinein ein geistlich Lied an zur Beruhigung der Gemüter . . .

* * *

Im Schulhaus ist der etwas niedrige, aber für seine Zwecke ausreichende Raum sorgsam geschmückt. Bunte Blumen grüßen überall her, aus den Vasen und Gläsern auf dem Katheder und von den Rahmen der Bilder an den Wänden, sogar von dem großen Rechenbrett neben der Tafel. Und gut passen da mitten hinein die jungen Buben und Mädchen hinter den Tischen: frisch blühende, mit roten Wangen, aber auch blasse, zarte. Auf der Bank beim Ofen an der Wand sitzen steif aufgereiht einige Dorf-Honoratioren, oder auch Väter vielleicht. — Es ist keine der Prachtbauten, wie sie die größten Dörfer — z. B. Groß-Liebental mit seinen reichen Mitteln — aufzuweisen haben, sondern ein schlichtes langes Haus auf dem Hof, in einem kleinen Dörfchen. Vielleicht im ganzen 15—20 Schüler sind es und Schülerinnen, die hier in vier Abteilungen zusammen unterrichtet werden. Leider durften sie nur die deutschen und die Religionsstunden in der Muttersprache haben. Sonst war alles russisch. Freilich so, daß bei einer Schulzeit von 7—8 Jahren auf der ersten Anfangsstufe doch rein deutsch unterrichtet wird und dann das Russische immer mehr eingeführt . . . Es waren schon Verhandlungen wegen Wiedergenehmigung rein deutscher Schulen im Gange. Aber fürs erste stand die Entscheidung noch aus.

So hatte denn der Pfarrer — früher war ihm die Schule ganz unterstellt — nur in jenen beiden Fächern zu prüfen, das übrige besorgte der Inspektor. Aber als eigentliche Prüfung betrachtete man doch die geistliche Schulvisitation, zu der man sich hier so feierlich festlich zusammenfand . . .

Katechismus, schon an sich eine harte Nuß. Aber hier gingen die Fragen — viel zu hoch und abstrakt — bestimmt auch über den Kopf der Vierzehnjährigen, der einzigen Repräsentantin der obersten Stufe, hinweg. Doch die unverstanden auswendig gelernten Antworten wurden prompt gegeben und in ganzen Sätzen. Seine helle Freude aber hatte man, als eine — bis auf den leichten russischen Akzent des Lehrers — musterhafte Analyse und Besprechung eines kleinen Geschichtchens vorgeführt wurde, aus dem gleichfalls in Südrußland abgefaßten Lesebuch mit dem Motto: „Muttersprache, Mutterlaut" usw. Alle Achtung vor einer derartigen wildgewachsenen Pädagogik, die sich mit manchem korrekt seminaristisch geschulten Lehrer bei uns dreist messen könnte . . . Freilich ist das nicht die Regel. Und in einer der 13 Zentralschulen Südrußlands kann man das nicht lernen. Die sind ganz russisch, der Lehrplan entspricht etwa den 4 untersten Klassen der Realschule: Und auch die gleichfalls in russischer Sprache abgehaltenen pädagogischen Kurse könnten das niemandem beibringen. Da muß geborenes Talent sein und Liebe zur Sache und zu den Kindern. Und dann bildet sich so einer in stillem Selbststudium weiter, geht auf eigene Hand seinen Weg durch all das, was Deutschland seinen Schülern bietet und seinen Lehrern. Ja dieser Weg führte dann manchen noch weiter, bis zum Abiturium und zur Universität oder hinaus auf's Predigerseminar . . .

Das Hochdeutsche war den Kindern doch eine fremde Sprache. Es war mehr ein eintönig schleppendes Singen, wenn sie lasen und aufsagten. Aber sie wußten doch eine ganze Menge von Gedichten herzusagen, und dann klang es so frisch aus ihren Kehlen, das frischeste Lied aus unserem Schatz: der Mai ist gekommen; wenn auch im allgemeinen die Kolonisten lange nicht so sangesfreudig sind wie ihre russischen Nachbarn, auch das deutsche Volkslied leider immer mehr bei sich verkümmern lassen. — Die Leistungen mit der Feder — Diktate usw. — kamen doch zum Teil unter gar zu souveräner Verachtung aller Gesetze der Recht- und Schönschreibung zustande. Jedoch ist mir diese Schreibweise von der Auswanderer-Beratung [4]) her ziemlich geläufig. Und es waren doch auch wieder auffallend gute Schreibereien darunter. — Zum Schluß noch die Kaiserhymne (leider russisch) und die Prüfung ist zu Ende. —

[4]) Der Verfasser ist Geschäftsführer des „Evangelischen Hauptvereins für deutsche Ansiedler und Auswanderer" in Witzenhausen a. d. Werra, welcher sich Auswandererfürsorge auf nationaler Grundlage zur Aufgabe gemacht hat. In diesem Zusammenhang wurde auch die Reise nach Rußland unternommen. Aufsätze mit Bildern über die südrussischen deutschen Kolonien und über die an der Wolga finden sich in der letzten Nummer des Vereinsblatts „der Deutsche Auswanderer", ebenso näheres über die Tätigkeit des Vereins in Rußland.

Wir sitzen noch eine Zeit lang beim Lehrer zu Tisch, auf dem Hausflur, und werfen einen Blick in seine schlichte, aber doch in ihre Art schmucke Häuslichkeit. — Es geht hier ja nichts ab ohne Essen und Trinken, wäre auch bei den weiten Entfernungen nicht gut anders möglich. —

* * *

Viel zu wenig erkennt man vielfach in Kolonistenkreisen die Bedeutung von Schule und Lehrern; sieht nicht ein, warum die Kinder mehr lernen sollen als man selbst, der man doch dabei reich geworden ist. Und doch ist das Schicksal der Deutschen und des Deutschtums eins mit dem Schicksal der deutschen Volksschule. Mit Recht hat darum auch die jüngste deutsch-nationale Bewegung mit ihren erfreulich vielen Vereinen sich als Schulreformbewegung zu erkennen gegeben. — Aber der Kolonist muß es sich doch von seinem Pfarrer sagen lassen: „Euch sind Eure Kälber lieber als Eure Kinder". — Und das soll leider auch gelten von der Erziehung daheim. Und wie wird es da sein? Wird der Schatz, wie ihn Kirche und Schule hüten, nicht doch verloren gehn, wenn nicht das Haus dazukommt und ihn sorgsam weitergibt von Geschlecht zu Geschlecht, der Vater dem Sohne, die Mutter den Kindern? . . .

Es war ja nicht lange Zeit, daß ich unter ihnen war, nur einige Sommerwochen. Aber ich habe doch von vielem gehört und mit manchem geredet. Über Wetter, Ernte, Wirtschaft. Mit den Alten von vergangenen Tagen, auch von ihren Wanderzügen in alter Zeit, mit den Jungen von ihren Hoffnungen — und das war oft eine Hoffnung von der Scholle weg, mit dem Blick in weite Ferne. Ich habe an ihren Tischen gesessen und unter ihren Kanzeln und habe auch selbst auf ihren Kanzeln gestanden. —

Und da schien es mir so. Es geht dem deutschen Kolonisten mit all dem Fremden, was seine Eigenart bedroht, genau so wie mit der Revolution. Wo immer er Bauer bleibt unter deutschen Bauern, — man braucht nur seine Sprache zu hören und seinem Leben zu folgen und weiß, zunächst droht hier noch wenig Gefahr. Wo aber er hinaustritt aus dem Rahmen von Stand und Beruf, zum Gutsbesitzer wird oder etwa nach den Städten kommt auf die russischen Schulen, oder wo er — wie in manchen von den kleinen Weilern, den Chutors — zusammenwohnt mit Russen, ist es um sein Deutschtum bald geschehn. —

* * *

Ich stand einmal um Mittag auf einem Dorffriedhof, einem der wenigen gut gehaltenen in der Krim, in Okretsch, da wo es aus der Steppe nach den Bergen geht. Saubere Wege führten hin und her zwischen den Grabhügeln. Diese aber waren überdeckt mit frischem Grün und mit glühend bunter Blumenpracht. — In Okretsch war das auch eher möglich als sonst irgendwo. Da gab es viel Wasser, jeder Wirt hatte seinen Brunnen. — Aber so soll es auch das ganze Jahr sein. Ist die Iris- und Tulpenzeit vorbei, dann kommen bald die Rosen, und so geht es fort bis zu den Astern im Herbst. Und die Lebensbäume hören

nicht auf zu grünen. — Blendend in der Sonne leuchteten die weißen Mauern in der Steppe hinaus, wetteifernd mit den Blumen und dem blauen Himmel.

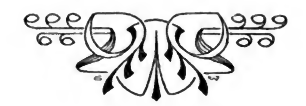
Da kam mir der Gedanke: was sind hier diese Deutschen in fremdem Lande? Sind es nur abgebrochene Reiser, die man in die Erde steckt, damit sie eine Zeit lang grünen und dann verdorren? Oder aber sind es Setzlinge, die weiter wachsen werden und weiter, daß sie ein Baum werden mit Stamm und Ästen und Zweigen? . . . Wird hier einst ein Friedhof deutscher Art sein oder aber eine Stätte frohen, frischen Blühens? . . . Und der Steppenwind trug ein Lied von kühner Hoffnung zu mir herüber: Wohl ist es vulkanischer Boden, auf dem diese Häuser stehen — und verhaltene Glut will sich allenthalben Bahn brechen und alles scheint zu schwanken. Aber vielleicht — bisher wenig berührt von dem allen — werden sie auch weiterhin feststehn und man wird arbeiten nach der Väter Weise, auf dem Acker . . . und an sich selbst. — —



Bücherschau.

Hans Plehn. Nach dem englisch-japanischen Bündnis. Berlin, Karl Curtius, 1907. 213 S. 3,50 Mark.

Dieses ausgezeichnete Buch Dr. Plehns, dessen Schreibart und Auffassung politischer Dinge unsern Lesern ja wohlbekannt ist, gibt eine Anleitung zum Verständnis der heutigen weltpolitischen Situation, so vortrefflich wie wir deren gleichen in unserer politischen Literatur noch nicht haben. Teil I und III stellen die auswärtige Politik Englands, Japans, Amerikas und Rußlands und die Beziehungen dieser Staaten untereinander dar. Teil II gibt als „Grundlagen der auswärtigen Politik Englands“ ein mit größter Sachkenntnis und objektiver Ruhe ausgeführtes Bild der Elemente, die die auswärtige Politik Englands bestimmen: der Gesellschaft, des Parlaments, der Presse, der öffentlichen Meinung usw. Die Richtigkeit des Bildes in dem Plehnschen Buche ist von ruhigen englischen Stimmen, wie der der „Morning Post“, durchaus zugegeben worden. Ich empfehle dies auch stilistisch sehr hochstehende Buch dringend allen an der auswärtigen Politik interessierten und ganz besonders denen, die in irgend einer Weise berufen sind, auf die Beziehungen Deutschlands und Englands zueinander einzuwirken. O. H.





Theodor Körner.

Eine literarische Revision

von

Paul Friedrich.

Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein Lied, so scharf wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein, sturmgewaltig, donnergleich!

So rief der edle Ludwig Uhland am 18. Oktober 1816 in Wehmut und Zorn zur Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht. In Zorn vor allem über die klägliche Ernte der vom ganzen Volke heiß erkämpften und durch Wunder der Tapferkeit und des Heroismus erstrittenen Befreiung. Die Jahre der Reaktion brachen an, jene schreckliche Epoche deutscher Gewissensknebelung, feiler Spionage und Demagogenriecherei, die den Arndt und Jahn und vielen andern ehrenvoll ergrauten Volkshelden ihr Alter trüben sollte. Wie oft werden die so Bedrängten in ihrer Not gedacht haben: „Wen die Götter lieben, der stirbt jung," und sicher ist es, daß der große Fichte und der Tyrtäos Theodor Körner ein schöneres Los gehabt haben. Ihre selbstlosen, idealen Bestrebungen waren dem Neid und der Mißgunst entrückt. Sie ruhten frei in freier, deutscher Erde. —

Das stereotype Urteil über Theodor Körner, das auch noch die moderne Literaturgeschichte ohne viel Kritik übernommen hat, ist von Menschen seiner Zeit geprägt. Sie deckten die Schwächen des Dichters mit den Lorbeeren des Helden zu, der für eine große Sache groß zu sterben mußte, entschuldigten die Abhängigkeit seiner Versuche von „Schiller" und nannten ihn den „Sänger und Helden". Ist das nicht zu billig? Da kann man es einer späteren Generation, die in anderen Kämpfen aufwuchs, kaum verübeln, daß sie sich von ihm wandte, umso feindlicher, je romantischer sie war. Denn, was schon an Schiller die Gebrüder Schlegel haßten, daß er die Kunst mit der Notwendigkeit des Lebens zu harmonischer Übereinstimmung zu bringen suchte, statt nur der „inneren

Erfahrung“ in weltabgewandter Stimmung zu lauschen, das mußte den späteren Romantikern an Körner erst recht „unkünstlerisch“ erscheinen.

Aber nicht ihnen allein ist eine Welt wie die Körners fremd geworden. Auch die Ultrarealisten, denen der praktische Verstand alle Phantasie und alle Begeisterung als „ideologisch“ verdächtig macht, finden keine Wege mehr in die erregte Stimmung jener großen und schweren Frühlingszeit des neuen Deutschland.

Ihr auf den kommenden Tag gerichteter Sinn fragt nicht mehr, woher wir kamen. Er hat die Zusammenhänge alles historischen Geworden-seins verlernt und vergessen, daß wir auf den Schultern derer stehen, die uns vorgebaut haben, wie sich eine Generation Korallen über der andern organisch ihre Wohnstätte errichtet.

Theodor Körner lebt heut nur noch wie ein halbvergessener Schatten in unserer lebendigen Erinnerung fort. Man entsinnt sich seiner an einigen patriotischen Gedenktagen und dann kommen wohl dem und jenen ein paar Strophen, die er in der Schule gelernt hatte, wieder ins Gedächtnis. So erscheint es dem, der besser von diesem frühgestorbenen Jüngling denkt, als eine Ehrenpflicht, das Urteil über Körner einer Revision zu unterziehen.

Was den Dramatiker Theodor Körner betrifft, so hat man bisher viel zu wenig betont, daß Körner sich auf eigne Füße zu stellen suchte. Wird man auch in seinen zahlreichen erhaltnen Versuchen, die das ganze Gebiet von der Posse und dem Singspiel bis zur Oper und Tragödie umfassen, keinerlei bedeutungsvolle Eigenart entdecken, so ist doch, abgesehen von der erstaunlich leichten und graziösen Handhabung der Verse und einer ebenso theatralisch sicheren Durchführung der Fabel, anzuerkennen, daß Körner nach einer Form gesucht hat, die seiner Zeit entsprechend gewesen wäre. Ist auch in den heiteren Jugendstücken Kotzebues Einfluß unverkennbar und gerät auch die Diktion seiner Jambenstücke von Zeit zu Zeit immer wieder unter den übermächtigen Einfluß des erst kurz zuvor dahingegangenen Schiller, so beweisen doch schon „Rosamunde“ und „Toni“, daß Körner in Shakespeare und Heinrich von Kleist ein Gegengewicht gegen Schillers Einfluß suchte, während das Drama „Hedwig“ bereits die Hinwendung zum bürgerlichen Schauspiel darstellt, das in der 1812 entstandenen einaktigen „Sühne“ zu einem der knappsten der damals Mode gewordenen Schicksalsstücke sich verdichtet. Künstlerisch bedeutet gegenüber diesem mutigen Vorschreiten nach neuen Formen der „Zriny“ einen Rückschritt, während er rein poetisch die weitaus wirksamste und abgerundetste von Körners dramatischen Arbeiten ist. Zwar ist sie ohne Schillers vorhergegangenes Wirken nicht zu denken, aber sie

bildet eine schöne, jugendliche Ergänzung zu den reifen Gebilden des hohen Meisters. Das, was Schiller in Max Piccolominis unvergänglicher Gestalt vorahnend, aber doch nur episodisch im cyklopischen Bau seines Wallenstein behandelt hatte, das wird ganz naturgemäß bei Körners Jugend zur Hauptsache. Sein „Zriny" personifiziert mehr den „Geist der guten Idee", während Juranitsch das Piccolominimotiv breit aufnimmt und die ganze ungestüme Tatenlust des erregten Körner in sich wiederspiegelt.

So konnte er das, was Max Piccolomini, der zu Körner in dem proportionalen Verhältnis gedacht werden darf wie Goethes Euphorion zu Lord Byron, nur andeutete, voll und subjektiv aussprechen:

Daß ich dem Tod mich weihte, gilt nicht viel,
Mein Leben schlug ich oft schon in die Schanze,
Doch, daß ich's tat, mit diesem Recht an Glück,
An Seligkeit und höchste Erdenwonne,
Das war des Kampfs, das war des Preises wert;
Mein Vaterland, sei stolz auf dieses Opfer!

Dasselbe redliche Bemühen, fremde Einflüsse abzuschütteln und selbständig zu werden, zeigt ebenfalls seine Lyrik.

Daß er in ihr anfänglich überstark von Schiller beeinflußt war, sollte nicht mehr als derart belastend gegen sie ins Feld geführt werden. Wie unoriginell hat mancher größere Künstler begonnen, ich brauche nur an die nahezu talentlosen lyrischen Erstlinge Lord Byrons zu erinnern. Und was lag bei Körners enger Beziehung zu dem intimsten Freunde seines Vaters und bei seiner an sich idealen Veranlagung wohl näher als Schiller? Und dennoch zeigt sich schon in den „Knospen", diesen allzufrüh herausgegebenen Primitien, daß der junge Dichter mit eigenen Augen die Dinge sieht. Mannigfache naive Züge deuten tiefer auf Körners eigentliche Anlagen, die nicht im geringsten an Weite und Höhe denen Schillers ähneln, sondern vielmehr auf einen gesunden, idealisierten Realismus hinweisen. Jenes mächtige Pathos, das Schillers Kämpferseele organisch wie eine Schutzhülle um sich geschlossen hatte, wurde für Körners Empfindungen ein zu schwerer Harnisch, in dem sie zu ersticken drohten.

In seiner großen Liebe zur Schönheit der heimatlichen Natur und Landschaft und einer anfangs anakreontisch tändelnden Minnepoesie ohne besonderen Wert zeigt sich sein Wesen der Goetheschen Richtung im kleinen viel verwandter als der reflexionsübervollen Schwere Schillers. Schon Titel wie „Leichter Sinn", „Jugendlust", „Im Frühling" deuten das aus. Und doch mußte in Körners Wesen eine Saite ruhn, die an die

Schillersche Welt besonders stark anklang. Das war das „Ritterliche", das „Männliche", das Körners Lyrik zu der wahren Dichtung der deutschen Befreiung prädestinierte.

Schon aus seiner Frühzeit stammt das dafür so charakteristische, volkstümliche Lied: „Der Ritter muß zum blutgen Kampf hinaus" mit dem markigen Refrain „Dem Vaterland und meiner Liebe".

So für alles Hohe und Edle empfänglich, auf der Höhe einer guten und vielseitigen Bildung, seiner jugendlichen Kraft und seines Glückes als Mensch und Dichter, fand die große Stunde der Erhebung in ihm ihren Herold und Tyrtäos.

Das Ideal, das er früher in den Sternen über dem Leben unerreichbar wähnte, lockte mit einem Schlag in greifbarer Wirklichkeit. Er zögerte nicht. „Leyer und Schwert" vereinte er im Dienst der zu realisierenden Idee. So wurde sein Leben wie sein Dichten zum harmonischen Ausdruck einer innersten Einheit. Bei einem 22jährigen wohl ein einzigartiges Phänomen!

Auf „Leyer und Schwert" beruht Körners Dichterruhm. Die Sammlung zeigt das allmähliche Herauswachsen seiner in wenigen, aber unverlierbaren Gedichten errungenen Eigenart. Das anfänglich noch sehr stark zutage tretende unanschauliche Pathos, das schon keineswegs störend mehr in der prachtvollen Elegie „Vor Rauchs Büste der Königin Luise" gemildert erscheint, weicht im Verlauf der dargestellten Ereignisse mehr und mehr volkstümlicher, dabei aber nie oder nur selten trivial anmutender, sangbarer Einfachheit. An die Stelle der blutlosen Idee tritt der von Brust zu Brust wirksam werdende Gemeingeist der Nation, wie ihn der prophetische Schiller im „Tell" dramatisch gestaltet hatte. So gelingt Körner erst nach mehrfachen Ansätzen der richtige Ton des Jägerliedes in „Lützows wilder verwegener Jagd". Und machtvoll, ebenfalls durch treffliche Singweisen unterstützt, stellen sich neben dieses schönste Zeitlied das tieffromme, die Schauer der Schlacht atmende „Vater, ich rufe Dich", in dem noch hier und da Anklänge an Schillers Pathos begreiflicherweise herauszuhören sind, ferner das mannhaft-volkstümliche, an Arndt gemahnende: „Männer und Buben" („Das Volk steht auf, der Sturm bricht los"), das in der scharfakzentuierten Darstellung des Kontrasts von Feigling und Mann unübertrefflich ist und so frisch wirkt wie ein heller Wintermorgen. Auch das markige Schwanenlied „Du Schwert an meiner Linken" kann von einigen bei der Eile der Entstehung selbstverständlichen Schwächen abgesehen, zu den vollendeten Leistungen auf diesem Gebiet gezählt werden.

In diesen 4—5 Liedern spürt man unmittelbar den gewaltig brausenden, welterneuenden Mannesgeist jener wundervollen Auferstehungszeit. Aus dem Empfinden des Volks geboren, sind sie wieder zum Eigentum der Volksseele geworden, in der sie, wenn auch zeitweilig verschüttet, fortdauern werden, so lange sie lebt. Aber auch noch ein persönliches Gedicht steht in dieser Sammlung, das zu den tiefstempfundenen und idealsten in deutscher Sprache zu zählen ist: „Abschied vom Leben“:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben,
Ich fühl's an meines Herzens matter'm Schlage,
Hier steh ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie Du willst! Dir hab ich mich ergeben. —
Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Totenklage —
Mut, Mut! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —
Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:
Als lichten Seraph seh ich's vor mir stehen; —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen.

So erscheint Theodor Körner als das heilige Opfer und als die verklärte Seele der Befreiungskämpfe; weder der allzu bärbeißige Arndt, noch der verträumte Max von Schenkendorf, weder der korybantisch-zügellose Karl Ludwig Follen, noch der als patriotischer Lyriker nahezu talentlose Friedrich Rückert können sich auch nur in einzelnen Liedern mit Körners Bestem vergleichen.

So ist es uns erlaubt, das durch besonnene Versenkung in des Dichters Wesen gewonnene Endurteil etwa so zu formulieren: Körner war ein ritterlicher, männlicher Dichter. Keiner von den der Anlage nach tiefsten, keins von jenen allzu früh gebrochenen jugendlichen Genies wie Novalis oder Hölderlin. Aber auch keineswegs nur ein Nachtreter Schillers. Er hat sich bestrebt, in Lyrik und Drama Eignes seiner Zeit zu sagen. Ob es ihm ohne das große äußere Ereignis, das alle in ihm schlummernden Kräfte zu rascher Blüte brachte, vergönnt gewesen wäre, erscheint fraglich. So wurde er der intensivste Ausdruck jener Zeit in Waffen. Sein Heldentod kam hinzu, um ihn als ein nationales Vorbild erscheinen zu lassen. So wird, so soll er fortleben in unserer Seele als der stärkste lyrische Herold der deutschen Freiheitskämpfe.



Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

17. Juni 1907.

Als Proudhon im September 1849 mit der „Voix du Peuple“ sich ein Organ begründete, um seine Gedanken in das politische Leben der französischen Nation einzuführen, faßte er sein Programm dahin zusammen, daß es darauf ankomme, zunächst Bourgeoisie und Proletariat zu versöhnen, um schließlich zu dem fest ersehnten Endziel, der wahren sozialen Revolution zu gelangen. Fast könnte man glauben, daß, was sich während des dritten Kaiserreichs und in den ersten dreißig Jahren der dritten Republik als undurchführbar erwies, mit dem neuen Jahrhundert in der Tat Wirklichkeit zu werden bestimmt war. Wenigstens führt, von vorbereitenden Stadien abgesehen, eine Analyse der inneren Politik Frankreichs, wie sie seit den Tagen des Ministeriums Combes (Juni 1902) sich gestaltet hat, mit Notwendigkeit zu diesem Schluß. Die Allianz der Radikalen und Sozialisten beherrscht seither Frankreich, ein Ostrazismus, wie er in der Geschichte der europäischen Nationen beispiellos dasteht, hat die konservativen Elemente, speziell den gesamten französischen Adel und den gesamten Klerus von der praktischen und direkten Mitarbeit an der Regierung des Staates ausgeschieden und, wie nunmehr nicht anders möglich war, das Staatsschiff immer weiter in den Strudel der sozialistischen Begehrlichkeit und der gefährlichen sozialistischen Utopien hineingetrieben. Die beunruhigende Zunahme der Ausstände und ihre Ausdehnung auf Kreise, die berufen sind, die Autorität des Staates aufrecht zu erhalten, der Hervéismus, das offenkundige Streben, durch einen Generalstreik den Willen der Volksvertretung und der Regierung zum dienstbaren Werkzeug derer zu machen, die den Anspruch erheben, die Wortführer des „eigentlichen Volkes“ zu sein, das Bemühen, Armee und Kriegsmarine zu depravieren, endlich neuerdings die bisher noch passive Rebellion ganzer Departements, das gibt in seiner Summe doch ein höchst beunruhigendes Gesamtbild der sozialen Zustände Frankreichs. Es ist zwar bisher immer gelungen, das äußerste abzuwenden, aber die Kompromisse, die geschlossen wurden, haben nicht die Regierung gestärkt und ihr Ansehen gefördert, sondern stets eine gestärkte sozialistische Organisation als Niederschlag zurückgelassen. Nun hat das Ministerium Clemenceau ja allerdings in den letzten Monaten eine festere Haltung gezeigt. Die Herren Bosquet und Levy, welche die französische Lehrerschaft der confédération générale du travail zuführten, sind zu Gefängnisstrafen verurteilt worden, und es scheint auch, daß die Rebellion der Winzer in Südfrankreich, die am 11. Juni in ein Versagen aller staatlichen Leistungen ausmündete, ebenso zusammenbrechen wird wie

der Ausstand der sog. eingeschriebenen Seeleute; diese Leute aber bilden die Reserve der französischen Kriegsmarine und man hat sich doch genötigt gesehen, ihre Pensionsraten erheblich zu erhöhen, um sie zur Ruhe zu bringen. Wer bürgt dafür, daß dieser Erfolg — denn das ist es trotz allem — nicht zur Nacheiferung führt. Im Augenblick aber ist die Krisis im Süden die brennendste aller Sorgen, zumal Zweifel an die Zuverlässigkeit der in den Weingebieten stehenden Truppen nicht mit Unrecht gehegt werden. Der Courrier Européen, eine ganz links stehende aber vorzüglich redigierte Wochenschrift, meint, die Bewegung sei so „formidable", daß sich nicht absehen lasse, wie die Regierung ihrer Herr werden könne. Überall haben die Stadt- und Gemeindebeamten ihre Funktionen niedergelegt und es bilden sich „comités du salut public", um, unabhängig von der Regierung, aus eigener Machtvollkommenheit, den Kommunaldienst zu verrichten. Wie es scheint, wird kein Ersatzmann, der von Paris aus geschickt wird, Aufnahme finden.

Nun hat Clemenceau allerdings erklärt, daß er den Rücktritt der Maires als nicht zu Recht bestehend betrachte und sie nach wie vor als verantwortliche Träger des Zivildienstes betrachte (für Geburts-, Todes- und Heiratsbescheinigungen); aber das wird einfach ignoriert und an einzelnen Orten sind die Amtsräume sogar zugemauert worden. Die Tragik der Lage liegt darin, daß die Forderungen der Winzer überhaupt unerfüllbar sind. Sie verlangen sofortige Beseitigung der wirtschaftlichen Nöte, die durch eine jahrelange Mißwirtschaft, durch Raubkultur, Fälschungen, Konkurrenz und Lage des Weinmarktes geschaffen sind, und sind, ihrem Führer Marcellin Albert, den sie den Erlöser (le Rédempteur) nennen, blindlings folgend, überhaupt unbelehrbar und unbekehrbar. Es ist nicht abzusehen, wie eine Wendung herbeigeführt werden kann!

Gewiß nicht auf dem Wege, den der Sozialistenhäuptling Jaurès in Vorschlag bringt. Er verlangt, daß die gesamte Weinkultur „nationalisiert" werden soll und zwar bis 1. Juli. Davon erwartet er das plötzliche Schwinden aller Not, denn wie Proudhon ist er des Glaubens, daß der Staat nur zu wollen brauche, um jedes denkbare Wohlsein zu schaffen und daß er zu dieser heilsamen Tätigkeit durch die soziale Revolution gezwungen werden könne. Das Journal des Débats weist sehr nachdrücklich und überzeugend darauf hin, daß die jetzt in Frankreich herrschenden Zustände die notwendigen Früchte der sozialistischen Agitation seien. „Wer hat", so fragen die Débats, „den Klassenkampf gepredigt, wer hat den Bundschuh der Beamten organisiert, wer den Respekt erschüttert, der den Gesetzen gebührt? Die Partei der Sozialisten hat es getan. Seit sieben Jahren namentlich hat sie keine Gelegenheit vorüberziehen lassen, um ihre Energie zu zeigen, wo es etwas niederzureißen gab, stets hat sie die radikalen und radikal-sozialistischen Parteien gestützt, wenn sie die Gesetze nach ihrem Gefallen und nach ihrem Interesse beugten, wenn sie — und das gilt ganz besonders vom Süden — anarchistische Zustände begründeten und eine Art umgekehrter Feudalität schufen, in welcher der große Fälscher, über den Gesetzen thronend, oft auch der grand électeur, das Haupt der Freimaurerloge war." Das aber ist der eigentliche Kern dieser Winzerfrage, daß vier ganze Departements: l'Hérault,

Gard, Aude und Pyrénées Orientales die Gesetze nicht mehr anerkennen und es für ihr gutes Recht halten, durch eine Insurrektion das übrige Frankreich zu zwingen, die ökonomische Krisis, unter der sie leiden, wie durch ein Zauberwort zu beseitigen.

So läßt sich zunächst nicht vorhersehen, wie diese unheilvolle Bewegung zum Stehen gebracht werden kann. Das wahrscheinlichste ist noch, das der Taumel schließlich einer ruhigeren Überlegung Platz macht, zumal die französische Kammer mit aller Energie an die Abfassung von Gesetzen gegangen ist, die das Übel mildern und seiner weiteren Ausbreitung Schranken setzen sollen. Auch wird das reiche Frankreich sich wohl bereit finden, dem tatsächlichen Notstand im Süden durch pekuniäre Beihilfe zu steuern. Aber man darf keine Wunder von der Regierung erwarten und ebenso wenig von ihr eine Anerkennung der Kampfesmethoden des Südens verlangen. Täte sie das, so dankt der Staatsgedanke zu Gunsten der sozialistischen Doktrin ab.

Frankreich hat neuerdings das System seiner Verträge wieder weiterentwickelt. Erst war ein Vertrag mit Siam, der alte Mißhelligkeiten und Grenzstreitigkeiten zu beiderseitiger Zufriedenheit beseitigte, dann folgte der Vertrag, durch den Japan und Frankreich sich gegenseitig ihren Besitzstand in Ostasien, die Pfandschaften mit eingeschlossen und zugleich die Integrität Chinas garantierten. Eine japanische Anleihe in Frankreich, an deren Zulassung politische Bedingungen geknüpft wurden, scheint das Vorstadium im Prinzip gewesen und das Nachspiel in der Praxis werden zu wollen. Da die Territorialgarantie auch die auf Kosten Rußlands von Japan gemachten Eroberungen, speziell Port Arthur, umfaßt, sind beide Mächte über diesen Vertrag mit Rußland in Beziehung getreten. Herr von Iswolski hat, wie es anders nicht möglich war, sich voll einverstanden gezeigt. Daß es ihm leicht geworden ist, glauben wir nicht. Es ist ein gewiß unvorhergesehener Ausläufer der alliance franco-russe. Eben jetzt aber ist ein kombiniert französisch-spanischer und spanisch-englischer Vertrag ins Leben getreten, zum Schutz der gegenseitigen Interessen im Mittelmeer und an den atlantischen Küsten. Man fragt erstaunt: zum Schutz gegen wen? In Marokko hat die Lage sich auch im Lauf des letzten Monats nicht erheblich geklärt. Wie es scheint hat der Sultan Aussicht, der Unruhen in Marokko Herr zu werden. Zwischen den Vertretern der Vertragsmächte in Tanger herrscht, wie allseitig berichtet wird, gutes Einvernehmen.

In England hat der Besuch der englischen Journalisten in Deutschland und speziell ihr Aufenthalt in Berlin einen freundlichen Nachklang gefunden. Die Offenheit, mit der der Unterstaatssekretär von Mühlberg über die deutsch-englischen Beziehungen sprach, hat den besten Eindruck gemacht und es läßt sich nur wünschen, daß es dabei bleibt. Auch hat der Lord Mayor, dessen Gegenbesuch in Berlin eben zu Ende ging, gleiche Gastfreundschaft und gleichfreundliche Gesinnung gefunden. Die größte Handelsstadt der Welt, als deren Vertreter er bei uns erschien, ist ein Friedensfaktor von Gewicht, wenn auch nicht der entscheidende Faktor in der politischen Arbeit Englands, aber gewiß ein Faktor, der sich nicht ungestraft übersehen läßt.

Die letzten sieben Wochen haben den Engländern ernste politische Sorgen gemacht. Daß die Bill Birrel, welche den Iren statt des Homerule, das sie verlangten, eine Abschlagszahlung bot, von dem irischen Nationalkonvent abgelehnt

wurde, und deshalb auch, trotz der Majorität im Unterhause, deren das Ministerium sicher ist, zurückgezogen werden mußte, zeigt klärlich, wie bedeutsam dieses irische Element im englischen Staatskörper ist. Es zeigt auch, daß die bestimmende Kraft in dem politischen Verhalten der Iren nicht auf der grünen Insel selbst, sondern in Amerika bei der Organisation der Sin fein (d. h. wir selbst) liegt, welche das volle Homerule ohne jede Beschränkung für Irland verlangt, während die irischen Parlamentarier, die von Redmond geführt wurden, mit den Zugeständnissen der Bill Birrel sich gern zufrieden gegeben hätten. Aber Mr. Redmond hat sich dem stärkeren Willen beugen müssen. Als das offizielle Komitee des Sin fein am 13. Mai in Dublin zusammentrat, faßte es die folgende Resolution: „Die von der Regierung eingebrachte und von dem Konvent in erster Lesung angenommene Bill ist eine Beschimpfung der irischen Nation. Der Nationalrat fordert die Iren auf, die seit 21 Jahren im englischen Parlament gesessen und das liberale Kabinett unterstützt haben, das Parlament zu verlassen und nach Irland zurückzukehren, um in Dublin mit dem Generalrat der Grafschaften und den anderen Vertretern irischer Interessen über Maßnahmen zu beraten, durch welche die materielle Lage Irlands gebessert werden soll. Der Rat fordert sie auf zu erwägen, wie Irlands Anspruch auf politische Rechte von den anderen Nationen anerkannt werden kann.

In erster Linie scheint uns, daß eine solche Nationalversammlung eine Vertretung auf dem Haager Kongreß fordern sollte, um den internationalen Konflikt zwischen England und Irland einem internationalen Schiedsspruch zu unterstellen."

Der Sekretär dieser Nationalversammlung, Aindrias O'Broin, hat dem Courrier Européen eine Betrachtung zugeschickt, die von der Entschlossenheit der Iren, von ihrem Programm nicht abzustehen, ein drastisches Zeugnis ablegt.

Es fragt sich nun, was weiter geschehen wird? Mr. Balfour hat im Namen der Konservativen sich gegen jedes Zugeständnis ausgesprochen, aber auch kein Hehl aus seiner Befürchtung gemacht, daß die Regierung trotz allem zu vollem Homerule sich bereit finden könnte. „Dann" — sagte er — „wird wie 1886 und 1893 die Partei der konservativen Unionisten die Einheit Englands retten." Für Campbell Bannermann ist die Lage nicht ohne Schwierigkeiten. Trotz der großen Majorität, über die er gebietet, kann ihm das Abrücken der Iren nur höchst unbequem sein. Im Augenblick aber wird er an der irischen Frage gewiß nicht rühren. Er hat in einer Rede am 7. Juni den Kampf gegen das Oberhaus angekündigt. Am 24. wird er beginnen und es ist nicht undenkbar, daß im Verlauf desselben er sich zu einer Auflösung des Parlaments entschließt, um durch die Neuwahlen, deren Erfolg ihm sicher ist, seiner Politik eine frische Autorität zu verleihen. Daß aber dann die Gladstoneschen Ideen von ihm alles Ernstes aufgenommen werden könnten, halten wir keineswegs für ausgeschlossen. Denn vom Standpunkt eines liberalen Kabinetts läßt sich ein stichhaltiger Grund gegen das Homerule nicht aufführen. Will man die Iren versöhnen und gewinnen, so gibt es kein anderes Mittel, und was man Transvaal und neuerdings auch der Oranje-Kolonie gewährt hat, läßt sich den Iren doch nicht versagen. Aber zwischen theoretischem und praktischem Liberalismus hat alle Zeit eine klaffende

Kluft bestanden und nur wenig spricht dafür, daß es diesmal anders sein sollte, denn im letzten Grunde fürchtet England die Iren.

Von dem Aufstande in Indien ist Neues nicht zu sagen. Die Regierung fährt fort, sich der Führer zu bemächtigen, die die Erregung ins Volk getragen haben, aber im Grunde bekämpft sie damit nur Symptome. Es sind, wie wir schon neulich ausführten, die Nachwirkungen der japanischen Siege, die sich hier fühlbar machen, und die Tendenz der Entwicklung geht dahin, diese Wirkung zu stärken, nicht abzuschwächen.

Auch in China macht diese Wirkung sich fühlbar. Wir legen dabei nicht den Nachdruck auf die zum Teil fremdenfeindlichen Bewegungen in Tseschuan und Kwantung, sondern vielmehr auf die energischen Bemühungen der Chinesen, sich für künftige Kämpfe auszubilden und zu rüsten. Sie sind keineswegs geneigt, sich einer japanischen Vormundschaft wie einem Fatum zu unterwerfen. China den Chinesen ist dort die Parole, zunächst wirtschaftlich, aber gewiß mit weiteren Ansprüchen für die Zukunft. Auch die Frage der Gleichberechtigung der Rassen spielt mit, denn ebensowenig wie die Japaner sind die Chinesen geneigt, sich als inferiore Menschen behandeln zu lassen. Die jetzt beschlossene Ausweisung der chinesischen Kulis aus Transvaal dürfte kaum minder lebhaft empfunden werden als die Geringschätzung, welche die Japaner im Westen der Vereinigten Staaten sich nicht gefallen lassen wollen. Die stärkste der Oppositionsparteien im japanischen Parlament, die „Shimpo-to“ hat sich diese amerikanischen Gegensätze zu eigen gemacht und führt eine überaus lebhafte Kampagne gegen das Ministerium, dem es vorwirft, die Würde der Nation nicht energisch genug zu vertreten. In Amerika verstimmt zudem die Energie, mit der die japanische Einwanderung sich neuerdings auf Südamerika, speziell auf Brasilien wirft, wo man sie keineswegs ungern sieht. In dem menschenarmen Lande weiß man die fleißigen Einwanderer zu schätzen und die Romanen des Südens haben an dem Rassengefühl des Nordens keinerlei Anteil. Nun sind sowohl Präsident Roosevelt wie die japanische Regierung zwar eifrig bemüht, auszugleichen und die Gegensätze abzustumpfen, ganz zu beseitigen sind sie nicht, eben weil es Fragen des Gefühls sind, einer von beiden wird zurückweichen müssen, und zunächst spricht kein Anzeichen dafür, daß hier oder dort der Rückzug sich vorbereitet. So kann es nicht wundernehmen, daß man in New York die japanischen Rüstungen mit besorgter Aufmerksamkeit verfolgt. Ein Artikel des New York Herald vom 29. Mai legt dafür beredtes Zeugnis ab, und daß die Vereinigten Staaten ihrerseits bemüht sind, ihre Kriegsmarine auf möglichste Höhe zu bringen, ist ebenfalls notorisch. Nun tritt ja allerdings die Haager Konferenz mit ihren Abrüstungs- oder, wie man wohl richtiger sagen muß, mit ihren Plänen, die Rüstungen zu limitieren, in diesen Tagen zusammen. Es ist vorher in den Kabinetten eifrig gearbeitet und wohl auch von Kabinett zu Kabinett verhandelt worden, je nach den Gruppen, in denen die Mächte zusammenstehen. Aber gerade in den beiden wichtigsten Fragen, Limitierung der Rüstungen zu Wasser und zu Lande und Regelung des Seerechts, ist die Aussicht auf eine Verständigung gering. Herr Pichon hat

der französischen Kammer gesagt, was er sagen durfte, und das war nicht tröstlich in Hinblick auf diese beiden Probleme. Aber es liegen noch zahlreiche andere Fragen von praktischer Bedeutung vor: die Verteidigung der Häfen, die Frage der Seeminen, Bombardierung, die Umwandlung von Handelsschiffen in Kriegsschiffe, Privateigentum zur See, Neutrale auf hoher See, Kriegskonterbande, Recht der Neutralen, Dauer des Aufenthalts der Fahrzeuge kriegführender Mächte in neutralen Häfen, Schiedsgerichte, Milderung des Kriegsbrauchs usw. Es ist ein ungeheurer Arbeitsstoff, der bewältigt werden muß, und wir sind der festen Zuversicht, daß in mehr als einer der zu erwägenden Fragen ein wesentlicher Fortschritt sich wird erreichen lassen.

Was aus Österreich-Ungarn herüberklingt, ist wenig erfreulich. Die Wahlen in Österreich geben ein klerikal-polnisches Regiment als wahrscheinliches Ergebnis, wenn nicht noch in letzter Stunde die Mahnung eines Patrioten wie Alexander von Peez Gehör findet und die Deutschen sich zusammenschließen, um die Herrenrolle, die ihnen gebührt, zu übernehmen. Zunächst ist wenig Aussicht dafür vorhanden. In Ungarn aber hat der madjarische Chauvinismus sich in seiner brutalen Intoleranz dem rumänischen Abgeordneten Vaida gegenüber in einer Weise geltend gemacht, wie sie eben nur in Ungarn möglich ist.

Noch weit ungünstiger liegen die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. Es ist im Grunde ein Krieg aller gegen alle, aber ein inoffizieller Krieg, geführt von Banden, die allseitig verleugnet werden und an deren Förderung durch die betreffenden Regierungen im Grunde doch alles glaubt. Denken wir uns die türkischen Truppen fort, die schließlich noch einen Schein von Ordnung aufrecht erhalten, so würde das umstrittene arme Makedonien das Schlachtfeld werden, auf welchem Griechen, Serben und Bulgaren auf Leben und Tod ringen. In Serbien spielt sich außerdem eine innere Krisis ab, die in der Demission und danach in der Rekonstruktion des Ministeriums Paschitsch ihren Ausdruck fand, hinter der aber noch weit schwerer wiegende Konfliktsmomente, kaum verschleiert, liegen.

In Italien hat die Anklage des Sozialisten Magari gegen den Deputierten Romano, der beschuldigt wurde, ein Haupt der Kamorra zu sein, und danach die Rückkehr des früheren Ministers Nasi dunkle Seiten des politischen Lebens der Nation an die Öffentlichkeit gezogen. Es kann nur nützlich sein, wenn hier gründlich aufgeräumt wird.

Was endlich Rußland betrifft, so hat die weitere Entwicklung des revolutionären Wahnsinns und der revolutionären Unfähigkeit endlich zu der Krisis geführt, der die Duma zum Opfer fallen muß. Die Charakterlosigkeit und der Doktrinarismus der Kadetten, das Ungestüm der Heißsporne von Rechts, die geringe Kraft, welche die korrekten Konstitutionalisten, die sogenannten Oktobristen, entfalteten, der nationale Egoismus der Polen, endlich das offenkundig revolutionäre Treiben der weiter links stehenden Parteien: Arbeitler (trudowki), Sozialrevolutionäre und Sozialdemokraten, das alles zusammengenommen machte eine Katastrophe unvermeidlich. Sie hätte schon eintreten können, als die letzt-

genannten Gruppen ostentativ vermieden, im Saal zu sein, als über den Glückwunsch beraten wurde, der dem Zaren in Anlaß seiner Errettung vor Todesgefahr (durch ein Attentat) gesandt ward. Die Amnestiefrage bot einen zweiten Anlaß, die Agrarfrage, in der eine Verständigung zwischen der Regierung und der Duma als ausgeschlossen betrachtet werden kann, schwebte zudem wie ein Damoklesschwert über der Versammlung. Man wagte nicht, sie zur Abstimmung zu führen, sondern vertagte die Entscheidung. Dasselbe galt vom Budget, dessen Annahme jedoch bessere Aussichten bot.

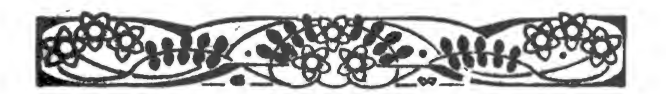
Was schließlich die Entscheidung herbeiführen mußte, war die Mitschuld von Mitgliedern der Duma an einer weitverzweigten, mit dem letzten Attentatsversuch in Zusammenhang stehenden Verschwörung, deren Haupt der lettische Abgeordnete Ohsol, der unwürdige Vertreter der ehrwürdigen Hansastadt Riga, gewesen zu sein scheint. Wie weit die Kenntnis von den Beschlüssen der Londoner Konferenz russischer Revolutionäre mitgewirkt hat, mag dahingestellt bleiben. Tatsache ist, daß auf dieser Konferenz die Maximalisten, d. h. diejenigen, die das Maximum revolutionären Terrors für notwendig halten (russisch bolschewiki), in der Majorität blieben und ihre Anträge durchsetzten. Es war also eine weitere Steigerung der anarchistischen Attentate zu erwarten. Und doch sollte man meinen, daß, was Tag für Tag an Raub, Mord und barbarischer Mißhandlung geschieht, übergenug war, um das unglückliche Land zur Verzweiflung zu bringen und der langatmigen Geduld der Regierung ein Ziel zu setzen.

Der Ministerpräsident Stolypin hat diese ganze furchtbar schwere Zeit hindurch wie ein Held getragen, was ihm an Pflichten zufiel. Was hat er nicht alles seit dem Attentat vom 25. August vorigen Jahres durchleben müssen: sein Haus in die Luft gesprengt, eine blühende Tochter und ein hoffnungsvoller Sohn schwer verwundet, er selbst in steter Lebensgefahr; um ihn Intriguen von rechts und links, eine ungeheure Verantwortung nach oben wie der öffentlichen Meinung gegenüber, und endlich jene Duma, die entschlossen war, ihn erst zu knechten und dann zu beseitigen: avilir puis démolir!

Das alles ist nun schmählich gescheitert. In der Nacht vom 15. auf den 16. ist die Duma aufgelöst worden, nachdem sie sich geweigert hat, wie die Regierung verlangte, die der Teilnahme an einer Verschwörung zum Umsturz des Staates verdächtigen Abgeordneten, den Gerichten zu überweisen.

Zum zweitenmal ist damit der Versuch gescheitert, in Rußland mit Beihilfe einer Volksvertretung zu regieren. Wir glauben, daß die Regierung es noch zum drittenmal versuchen wird, aber wohl gewiß nicht auf Grund des bisher geltenden Wahlrechts.

Die Schuld an der Auflösung aber trifft die Duma, nicht die Regierung. Die Unmöglichkeit, mit den drei revolutionären Parteien zu regieren und die politische Charakterlosigkeit der Kadetten mußten dazu führen. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach treten wir in ein neues Stadium der russischen Revolution.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

17. Juni 1907.

Vor kurzem ist auch der preußische Landtag in die Sommerferien gegangen, und damit sind wir wieder an dem Zeitabschnitt angelangt, in dem die innere Politik zu ruhen scheint. Freilich läßt sich dagegen sagen, daß es seit geraumer Zeit solche Perioden der Ruhe kaum noch gibt; die öffentliche Meinung wird beständig mit irgend einer Frage in Atem gehalten. Aber das gilt doch mehr von der auswärtigen Politik. In inneren Fragen ist tatsächlich jetzt eine gewisse Beruhigung eingetreten, und dessen kann man sich nur freuen.

Eine Unterbrechung der politischen Windstille haben noch die bayerischen Landtagswahlen gebracht. Sie sind unerfreulich genug ausgefallen, aber leider ist das keine Überraschung. Die Wahlen haben das Übergewicht der schwarzroten Mehrheit, die schon durch die letzten Wahlen geschaffen wurde und auch in den Kämpfen bei den Reichstagswahlen ihre deutlich erkennbare Rolle spielte, bestätigt und verstärkt. Einträchtiglich geht in Bayern die streitende Kirche mit den geschworenen Feinden der bestehenden Staatsordnung Hand in Hand, wenn sie es nur erreichen kann, daß der bürgerliche Liberalismus an die Wand gedrückt wird. Das erscheint dem Außenstehenden fast unbegreiflich; er findet nicht die Brücke zwischen der Macht, die doch auf Gottesfurcht und gute Sitte halten sollte, und der atheistischen, religionslosen, ja religionsfeindlichen Sozialdemokratie. Die Wahrheit ist, daß der auf weltliche Machtzwecke ausgehende Klerikalismus, wie er der bayerischen Zentrumspartei zu Grunde liegt, den Staat eigentlich genau so wenig braucht und achtet, wie der entschiedenste Sozialismus. Er ist sich selbst Staat genug und fragt verzweifelt wenig danach, ob es der weltlichen Obrigkeit gut oder schlecht geht. Er weidet seine Schafe unabhängig davon, so wie es seinen Interessen entspricht. Die natürliche Anhänglichkeit des Volkes an die Dynastie akzeptiert der Klerikalismus allerdings in seinem Sinne als Befolgung eines göttlichen Gebots, aber die Überwachung dieser Pflicht gegen die weltliche Obrigkeit verursacht ihm nicht viel Unkosten und stört im übrigen nicht seine Zirkel, wenn er den Organen des Staats energisch den Fuß auf den Nacken setzt oder sie durch das Joch marschieren läßt. Es verschlägt daher diesem Klerikalismus nichts, einem notorischen Staats- und Religionsfeinde die Hand zum brüderlichen Bunde zu reichen, wenn er dadurch seinen nächsten und gefährlichsten Gegner, das selbst-

bewußte, freiheitlich gesinnte, tatkräftige und nationalempfindende Bürgertum, sich vom Hasse schaffen kann.

Und die Sozialdemokratie ihrerseits? Sie weiß in Bayern ganz genau, daß sie in das unbestrittene Herrschaftsgebiet des Zentrums doch nicht eindringen kann. Aber gegen den Liberalismus muß sie den Kampf aufnehmen, wenn sie sich nicht ganz und gar selbst aufgeben soll. In diesem Kampf ist ihr jeder Bundesgenosse willkommen, vor allem das Zentrum, gegen das sie als Gegner doch nicht viel ausrichten kann. So macht sich bei der gemeinsamen Feindschaft gegen das liberale Bürgertum das Zusammengehen der schwarzen und der roten Genossen ganz natürlich, weil beiden die Staatsidee in gleichem Maße, wenn auch aus verschiedenen Motiven, gleichgültig ist.

Man darf hierbei übrigens nicht außer acht lassen, daß das Verhältnis des Bürgers zum Staate und zur Staatsidee in Süddeutschland und besonders in Bayern überhaupt ein anderes ist, als im Norden. Man nimmt diese Dinge nicht so ernst, da Temperament und Empfinden des Volks lebhafter und eindrucksfähiger ist und man weiß, daß, wenn Not am Mann ist, doch alles seinen regelrechten Gang geht. Die Derbheit der Volksart begünstigt das Lärmende und Demagogische des Parteitreibens, ohne daß man sich deshalb um das Schicksal des Staats Sorge macht. Und es ist gewiß richtig, daß eine wirkliche Gefahr für das Land und Volk Bayerns und weiterhin für die Erfüllung der nationalen Pflichten Bayerns als eines Gliedes des Deutschen Reichs daraus nicht entsteht. Überall im Reich, besonders im Norden, bedeutet die zielbewußte Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie eine ernste Feindschaft gegen den Staat; in Bayern dagegen spricht man scherzhaft, aber doch mit ernstem Hintergrund, von einer „königlich bayerischen Sozialdemokratie“, und der Oberhäuptling dieser Staatsfeinde läßt über seiner Villa an nationalen Festtagen gemütlich die weißblaue Fahne wehen.

Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß diese schwarz-rote Herrschaft in Bayern unschädlich und unbedenklich sei. Es bleibt trotzdem tief beklagenswert, daß viel Gutes und mancher wichtige Fortschritt im Staate durch das Übergewicht dieser im Grunde nicht entwicklungsfähigen, unfruchtbaren und kulturfeindlichen Parteien verhindert wird, daß das tüchtige, tatkräftige, vorwärtsstrebende Bürgertum nicht die Stelle einnimmt, die ihm gebührt. Leider wird wohl sobald keine Änderung in diesem Zustand eintreten. Die eifersüchtige Besorgtheit des bayerischen Volkes um die Erhaltung seiner Eigenart und Sonderstellung innerhalb der deutschen Stämme und Staaten läßt ihm den weiteren Horizont des liberalen Bürgertums, sein natürliches Hinausstreben aus der gewohnten Enge zu gemeinsamer Arbeit mit andern deutschen Volksgenossen stets verdächtig erscheinen. Die Schwerpunkte der städtischen Gewerbetätigkeit liegen außerhalb des altbayerischen Gebiets in Franken, Schwaben und der Pfalz. Dagegen schließt sich die Masse des altbayerischen Landvolks instinktiv ab und sieht in der Führung seiner Geistlichkeit das Palladium gegen den fremden, neumodischen Geist, der gar wohl mit der Zeit den „Preuß“ in das Land bringt. Wo aber das städtische Leben einen

kräftigeren Aufschwung nimmt, da stellt sich auch als natürliche Folgeerscheinung die Sozialdemokratie ein, hier vielleicht noch unterstützt durch die größere Lebhaftigkeit und stärkere Kritiksucht des süddeutschen Charakters. Das liberale Bürgertum wird unter solchen Umständen in Bayern in absehbarer Zeit nicht so leicht ein besonderes Übergewicht erlangen können.

In die bayerische Kammer der Abgeordneten hat als liberales Mitglied jetzt auch der Pfarrer Grandinger Einzug gehalten, dessen Kandidatur viel Staub aufgewirbelt hat. Es schien den Zentrumsleuten unerhört, daß ein Geistlicher sich als Kandidat der Liberalen aufstellen ließ, und es wurden alle Hebel angesetzt, um den widerspenstigen Pfarrer zum Verzicht zu bewegen. Der treffliche Erzbischof von Bamberg, Dr. v. Abert, der während der Reichstagswahlen durch sein mutiges Auftreten gegen die Unterstützung der Sozialdemokratie durch katholische Wähler die Anfeindungen des fanatischen niederen Klerus und seiner politischen Gefolgschaft auf sich gezogen hatte, konnte diesmal nicht länger gegen den Strom schwimmen. Er richtete ein Abmahnungsschreiben an Pfarrer Grandinger, das dieser zwar ehrfurchtsvoll aufnahm, aber seinem Rechte gemäß nicht als Verbot ansah, sondern mit höflicher und ehrerbietiger Festigkeit dahin beantwortete, daß er an seiner Kandidatur festhalte. Bezeichnend war, wie die Klerikalen ihm aus diesem Verhalten gegen die Mahnung des Erzbischofs einen Strick drehen wollten. Und doch ließ sich kein stichhaltiger Einwand dagegen erheben. Als am 10. Mai im preußischen Herrenhause von dem Verhältnis der Polen zum Zentrum in Schlesien die Rede war und Fürst Radziwill den Versuch machte, die Autorität des Kardinals Kopp zur Rechtfertigung der Polen ins Feld zu führen, antwortete ihm Graf Ballestrem, der frühere Reichstagspräsident, der gewiß über den Verdacht erhaben ist, „unkatholische" Ansichten zu vertreten, folgendes:

„Wenn nun Fürst Radziwill auch noch den Herrn Kardinal Kopp in Breslau als Eideshelfer zitiert hat, daß derselbe den Herren nicht verboten hat, in die polnische Fraktion einzutreten, so hat der Herr Kardinal dies gar nicht tun können, denn der Eintritt in eine Fraktion ist keine religiöse Handlung, und der Herr Kardinal hat nur Einfluß auf seine Geistlichen in Bezug auf religiöse Handlungen."

Pfarrer Grandinger ist ein bescheidener Mann, und es entspricht durchaus nicht seinem Geschmack, in einen sensationellen Fall verwickelt zu werden; auch wird er schwerlich in der Kammer besonders hervortreten. Aber der Fall hat doch eine gewisse grundsätzliche Bedeutung, und man wird sich die dabei obwaltenden Umstände merken müssen.

Wenn die Parlamente nach Hause gegangen sind, blüht die Zeit der sommerlichen Generalversammlungen und Tagungen politischer und unpolitischer Organisationen. Besonders die Pfingstwoche gibt reichlich Gelegenheit zu solchen Vereinigungen. Aber es ist unmöglich, auf die Einzelheiten hier einzugehen; die Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Worms wird vielleicht

an anderer Stelle behandelt werden können. Es ist nur aus der Häufung aller dieser Veranstaltungen zu ersehen, wie stark auch in dieser scheinbar stillen Zeit das öffentliche Leben pulsiert.

Leider ist diese Zeit auch vorzugsweise die des politischen Klatsches und der sensationellen Fälle, und einer dieser Fälle hat so sehr die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen und so sehr zu allgemeinen Betrachtungen Anlaß gegeben, daß eine Schilderung der politischen Verhältnisse in den jüngst verflossenen Wochen nicht ganz daran vorbeigehen kann. Es handelt sich um die Angelegenheit des Fürsten Philipp zu Eulenburg und seiner Freunde. Aber es kann natürlich nicht die Aufgabe einer Besprechung an dieser Stelle sein, die Sache selbst, die noch recht wenig aufgeklärt ist, zu zergliedern und aufzuhellen. Von politischem Interesse können nur die Reflexe sein, die der leidige Fall in der öffentlichen Meinung gefunden hat. Die einzige feststehende und unbestreitbare Tatsache, die bis jetzt behauptet werden kann, besteht darin, daß der Kaiser eine Reihe von Persönlichkeiten, die bei ihm bis dahin in hoher Gunst standen, aus seiner Nähe entfernt hat. Die Maßregel betraf den Freundeskreis, der sich um den Fürsten Eulenburg sammelte. Dieser selbst, der im diplomatischen Dienst bisher noch zur Verfügung stand, hat diesen Dienst endgültig verlassen müssen; mehrere hohe Offiziere sind veranlaßt worden, sofort ihren Abschied zu erbitten, jedenfalls, wenn auch in möglichst rücksichtsvoller Form, doch plötzlich in Ungnaden entlassen worden. Neben diese einzige authentische Tatsache kann man allenfalls die von allen Unterrichteten behauptete, nirgends bestrittene oder abgeleugnete weitere Erzählung stellen, daß dieses Einschreiten des Kaisers die Folge eines Berichts des Kronprinzen gewesen sei, der es für seine Pflicht hielt, seinem kaiserlichen Vater von skandalösen Beschuldigungen und Gerüchten, die längst in der Berliner Gesellschaft umgingen und bereits die Öffentlichkeit zu beschäftigen begannen, in Kenntnis zu setzen. Das ist zunächst eigentlich alles, was sich über den leidigen Fall feststellen läßt. Gegen einzelne der Gestürzten werden schwere Beschuldigungen wegen sittlicher Verfehlungen erhoben, und es scheint, daß dieses Moment wohl beim Kaiser den Ausschlag gegeben hat, um sich sofort schroff von jenem Kreise abzuwenden. Aber es ist durchaus unglaubhaft, daß diese Beschuldigungen auf alle die in Ungnade gefallenen Herren Anwendung finden sollten. Es ist nur zu beklagen, daß, wenn solche Tatsachen oder Verdachtsmomente vorliegen, auch die davon nicht betroffenen Mitglieder der „Liebenberger Tafelrunde“ in diesen Schmutz mit hineingezogen werden. Nebenher gehen die Behauptungen von einem politischen Intrigenspiel des erwähnten Kreises. Eine Artikelreihe in Maximilian Hardens „Zukunft“ beschäftigte sich schon seit dem November vorigen Jahres in dunkeln, nur den Eingeweihten verständlichen Anspielungen und Andeutungen mit diesen Dingen und legte den Gedanken nahe, daß dieses Gerede und Geraune wahrscheinlich auf der Kenntnis eines umfangreichen Materials beruhen müsse, daher wohl über kurz oder lang zu einem öffentlichen Skandal führen werde. Vielleicht

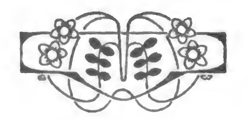
hat dies den Kronprinzen zu seinem Vorgehen bewogen, nachdem niemand sonst gewagt hatte, den Kaiser darauf aufmerksam zu machen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die häßliche Geschichte die ausgiebigsten Kommentare hervorrief und nach allen Richtungen hin politisch ausgenutzt wurde. Insbesondere wollte man darin eine Bestätigung früher oft aufgestellter Behauptungen von einer bestehenden Kamarilla oder Nebenregierung sehen. Das ist aber in dem Sinne, wie es in der Regel verstanden wird, jedenfalls unrichtig. Es ist natürlich völlig unausführbar und niemals und nirgends dagewesen, daß alle Meinungen und Mitteilungen an einen Monarchen ganz ausschließlich auf dem Wege der „verantwortlichen Ratgeber“ herantreten. Das zu verlangen, hieße dem Herrscher das einfachste und natürlichste Menschenrecht verkürzen. Es mag eine bittere Wahrheit sein, daß ein Fürst keinen Freund in dem gewöhnlichen, menschlichen Sinne haben könne. Aber es wäre unmöglich und unsinnig, von einem Fürsten zu erwarten, daß er niemals Mensch sein solle, niemals in einen Meinungsaustausch mit Personen, die ihm angenehm sind und Vertrauen einflößen, treten solle. Allerdings bedeutet ein solches Vertrauen des Herrschers für die, die dessen gewürdigt werden, eine starke Klippe, wenn sie ehrgeizig und nicht ganz reinen und uneigennützigen Charakters sind. Und da das Leben in der nächsten Umgebung des Herrschers alle Instinkte des Ehrgeizes und der Eifersucht stark anspornt, so mag es wohl nur wenige Naturen geben, die dieser Versuchung nicht erliegen. Wenn das die berufenen und verantwortlichen Ratgeber des Herrschers oft genug erfahren müssen, so bemächtigt sich ihrer wohl leicht Verdruß und Bitterkeit gegen solche unkontrollierbaren Meinungen, die an den Monarchen herantreten, und so entstehen die berechtigten Klagen über die Erschwerungen der politischen Geschäfte durch unberufene Einflüsse. Bismarcks Aufzeichnungen sind voll von solchen Beschwerden über unverantwortliche Ratgeber, und doch hat es vielleicht niemals einen Herrscher gegeben, der ungehörigen Beeinflussungen weniger zugänglich und von einem stärkeren Vertrauen für seinen großen Minister erfüllt gewesen wäre, als Kaiser Wilhelm I. Man wird sich also sagen müssen, daß die Fernhaltung unverantwortlicher Persönlichkeiten von jeder Möglichkeit, mit dem Herrscher in einem Meinungsaustausch zu treten, eine unmögliche Forderung ist. In verstärktem Maße gilt das, wenn es sich um eine Herrscherpersönlichkeit von so starkem Bedürfnis, sich überall zu unterrichten und aus sich herauszutreten, handelt wie Kaiser Wilhelm II. Gerade darin liegt aber auch das Gegengewicht gegen die Gefahr, daß ein dem Monarchen persönlich nahestehender Kreis die Stellung einer sogenannten „Kamarilla“ einnehmen könnte.

Versuche, das persönliche Wohlwollen des Kaisers zur Erfüllung ehrgeiziger Wünsche auf persönlichem und politischem Gebiet auszunutzen, mögen hier ebensowenig gefehlt haben, wie sie anderswo unter gleichen Verhältnissen fehlen oder jemals irgendwo fehlen werden, wo Glanz und Ehren von einer mächtigen Hand zu verteilen sind. Lächerlich ist es nur, darin ein Symptom außergewöhnlicher

Mißstände zu sehen. Um so lächerlicher, als die behaupteten Intrigen gar nicht einmal zum Ziel geführt haben. Weder ist es dem Fürsten Eulenburg gelungen, den Fürsten Bülow zu stürzen, noch ist sonst etwas Wesentliches zum Schaden der offiziellen Staats- und Reichspolitik ins Werk gesetzt worden. Und ein gewisses Maß von Medisance und Ränkesucht darf man in diesen Kreisen nicht zu tragisch nehmen. Schlimmer wäre es, wenn sich der Vorwurf sittlicher Vergehen bewahrheiten sollte. Denn wenn wir auch bei den heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen mit ihrer eigentümlichen Mischung der Verkehrskreise, mit ihren gesteigerten Ansprüchen und ihrem Raffinement in diesem Milieu nicht durchweg Musterbeispiele sittlicher Lebensführung erwarten dürfen, so hatten wir doch bisher ein Recht darauf, zu erwarten, und setzten einen gewissen Stolz in diese Erwartung, daß in den höchsten Kreisen unseres Offizierkorps, unseres Beamtentums und der alten Aristokratie ein gewisser Fonds von gesunder Männlichkeit und von Feingefühl für gute Sitte vorläufig noch unzerstörbar sei. Sollte dieser Glaube schon jetzt erschüttert werden? Wir werden aber dabei nicht unterlassen dürfen, hervorzuheben, wie das schnelle, rücksichtslose Durchgreifen des Kaisers bei der ersten Kunde von diesen häßlichen Dingen eine starke Gewähr dafür gibt, daß in dem Hause, auf das alle Blicke des Volkes in erster Linie gerichtet sind, alles klar und reinlich bleiben wird, wie es bisher gewesen ist.

Der braunschweigischen Frage haben wir schon in der letzten Monatsschau gedacht. Inzwischen ist die Regentenwahl mit dem erwarteten Ergebnis erfolgt, und schon hat der neue Regent, Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, mit seiner Gemahlin seinen Einzug in die Residenz gehalten. Die allgemein hochgeachtete und verehrte Persönlichkeit des Herzogs wird hoffentlich dazu beitragen, daß jetzt die erwünschte Beruhigung der Gemüter eintritt und die durch allerlei unglückliche Umstände erzeugte Verbitterung der Parteien aufhört. Den Welfen wird der Übergang zu einer ruhigeren Haltung dadurch erleichtert werden, daß es ein nichtpreußischer, mit dem Hause Cumberland verschwägerter Fürst ist, der die Regentschaft führt. Andrerseits wird Herzog Johann Albrecht allen gut deutsch gesinnten Elementen im Lande einen festen Rückhalt geben und die Regierung zweifellos in gutem Einvernehmen mit Preußen führen, dessen Herrscherhause er gleichfalls nahe verwandt und treu ergeben ist. So ist das Schicksal Braunschweigs in guter Hand.





Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

F. v. Pritzbuer.

Schon in meinem letzten Bericht an dieser Stelle mußte ich auf die Zweifel hinweisen, die allmählich sich weiterer Kreise wegen des Fortbestandes der großen weltwirtschaftlichen Konjunktur, in der wir uns seit etwa vier Jahren befinden, bemächtigten. Allerdings stellen die eigentlichen Träger des wirtschaftlichen Aufschwungs, die großen Magnaten auf dem Gebiet des Hüttenwesens und des Kohlenbergbaues, eine Abschwächung in der Beschäftigung noch in Abrede, und auch die führende deutsche Elektrizitätsgesellschaft glaubte noch vor kurzem durchaus zuversichtlich in die Zukunft sehen zu können, was um so mehr in das Gewicht fällt, wenn man sich erinnert, eine wie große Rolle gerade auch die Blüte der elektrischen Industrie in der gegenwärtigen Konjunktur spielt. Erst in der allerletzten Zeit sind auch Stimmen in der Eisenindustrie laut geworden, die von einem langsamen Eingang von neuen Aufträgen zu berichten wissen, und die von einer stärkeren Zurückhaltung der Konsumenten und von einem immer mehr um sich greifenden Mißtrauen für die nächste Zukunft sprechen. Allerdings bleibt noch zweifelhaft, ob es sich nur um eine vorübergehende Erscheinung handelt, und selbst genaue Kenner mögen, was Deutschland angeht, noch keineswegs zugeben, daß wirklich bereits die Höhe erreicht sei, und der Abstieg begonnen habe. Ja ein genauer Kenner und Beobachter aller dieser Dinge, der bekannte wirtschaftsstatistische Schriftsteller Calwer, äußert sich in seinen so dankenswerten monatlichen Wirtschaftsberichten, die naturgemäß allerdings nachhinken, über die Erscheinungen im Monat April, die so viel Mißtrauen einflößten, folgendermaßen: „So präsentiert sich der Monat April 1907 als ein Zeitabschnitt, der noch die Symptome des vollen wirtschaftlichen Aufschwunges an sich trägt. Die wirtschaftsstatistische Diagnose muß allen subjektiven Befürchtungen und Beunruhigungen gegenüber erklären, daß die vielen dunklen Punkte, die am Horizont beobachtet wurden, sich noch keineswegs zu einem gefahrdrohenden Wetter zusammenzuziehen vermocht haben, sondern daß die wirtschaftliche Lage nach wie vor als äußerst befriedigend zu bezeichnen ist.“ Calwer belegt dieses zusammenfassende Urteil mit einer großen Reihe von Einzelheiten, vor allem macht er darauf aufmerksam, daß sich die Zahl der beschäftigten Arbeiter im April wieder um 3,1 % gehoben hat gegen 2,3 % im Vorjahr. Wenn vielfach über Arbeitermangel geklagt werde, so hätten diese Klagen in der Lage des Arbeitsmarktes ihre Berechtigung: noch immer bleibe im Durchschnitt des ganzen Wirtschaftsgebiets das Angebot hinter der Nachfrage zurück. Indessen sei aller-

dings im Vergleich zu den offenen Stellen die Zahl der Arbeitsuchenden in wenigen Großstädten besonders stark, aber diese Erscheinung lasse einmal auf einen lebhaften Zuzug vom platten Lande schließen, und sei wahrscheinlich eine Folge von Konflikten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Calwer macht ferner auf die starke Förderung im Kohlenbergbau, und auf die günstige Lage der Roheisenindustrie sowie auf die bemerkenswerte Lebhaftigkeit in der Versorgung mit Rohstoffen seitens der Textilindustrie aufmerksam, die darauf schließen lasse, daß man in den Kreisen des Textilgewerbes mit einer Fortdauer des guten Beschäftigungsgrades rechne. Hiermit stimme auch die wachsende Aufnahmefähigkeit des Marktes überein, die nicht nur eine Abschwächung der ungewöhnlichen Steigerung des Preisniveaus verhindere, sondern im April im Vergleich zum März das Niveau der Warenpreise weiter um 4,2 % gesteigert habe. Die größte Aufmerksamkeit haben freilich die starken Steigerungen der Getreidepreise erregt, die aber, wie auch Calver wieder unter Beibringung eines umfassenden statistischen Materials nachweist, in der tatsächlichen Lage der Dinge keine Unterstützung finden.

Aber wie dem auch sei, gerade die starken Preissteigerungen in Getreide haben ganz besonders dazu beigetragen, die Befürchtungen der Spekulation wegen einer Abschwächung der Konjunktur zu nähren, zumal auch gerade aus den Vereinigten Staaten recht trübe Nachrichten über die bevorstehende Ernte über den Ozean kommen. Nun erinnerte man sich allerdings in ernsthaften Kreisen, daß derartige Nachrichten gerade in Amerika sehr häufig zu spekulativen Zwecken in die Welt gesetzt werden, und daß selbst, wenn sie tatsächlich begründet wären, sie bei den großen Vorräten Amerikas aus der enormen vorjährigen und den guten Ernten der Vorjahre nicht eine derartig preissteigernde Wirkung haben könnten. Aber andererseits sah man doch die scharfe Steigerung der Getreidepreise vor sich, man erinnert sich, einen wie erheblichen Einfluß eine gute Ernte auf die gesamte Wirtschaftslage der Vereinigten Staaten hat, und wie sehr gerade die weltwirtschaftliche Konjunktur von den guten Ernten in der Union abhängig gewesen ist. Dazu kam endlich noch, daß sich die schlechten Erntenachrichten nicht auf Amerika beschränkten, daß auch andere getreideexportierende Länder gleichfalls wenig zuversichtlich über die bevorstehende Ernte urteilten, und daß, was Deutschland anlangt, ein Ausfall deshalb auch in das Gewicht fällt, weil bei den gegenwärtigen Verhältnissen auf Rußland kaum zu rechnen ist. So war denn die Aufregung einigermaßen begreiflich, und der Einfluß dieser Nachrichten auf die Stimmung der wirtschaftlichen Kreise ein recht unerfreulicher.

Immerhin darf behauptet werden, daß das Mißtrauen nicht derartig angewachsen wäre, wenn nicht seit geraumer Zeit eine starke Unsicherheit überhaupt Platz gegriffen hätte, die nur teilweise ihre Ursache in den heimischen Verhältnissen hat, deren Gründe vielmehr in der oft erörterten Lage des internationalen Geldmarkts und in der prekären Lage der großen Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten liegen. Allerdings ist ja wieder diese prekäre Situation der großen Verkehrsunternehmungen eine Folge der Geldkalamitäten, die in

New York sich am schärfsten zuspitzten. In den letzten Wochen hat nun in New York die Spannung insofern etwas nachgelassen, als der neue Schatzsekretär einen Teil der völlig für den Verkehr brach liegenden Bestände des Schatzamts dem Wirtschaftsleben zur Verfügung stellte. Solche Maßregeln zu treffen, ist ihm bekanntlich wesentlich erleichtert durch die im Frühjahr ins Leben getretene Aldrich-Bill, die bestimmt, daß auch die Einnahmen aus den Zollämtern, die bei dem herrschenden, strengen Schutzzollsystem in den Vereinigten Staaten außerordentlich groß sind, bei den Nationalbanken deponiert und als Unterlage für die Ausgabe von Noten benutzt werden dürfen. Von dieser Erlaubnis ist ausgiebig von seiten des Schatzsekretärs Gebrauch gemacht worden, so daß der Geldpreis ein relativ niedriges Niveau erreichte, der englische Wechselkurs sich zu Ungunsten New Yorks wandte, einige Quantitäten Gold von Amerika nach Europa ausgeführt werden konnten, und Amerika anfangen konnte, einen Teil seiner im vorigen Jahr in Europa aufgehäuften Schuldenlast abzutragen.

Das wichtigste Ereignis in der hinter uns liegenden Berichtsperiode war aber, was den internationalen Geldmarkt anlangt, unzweifelhaft die Erhöhung des Diskonts der Bank von Frankreich, die wie kein zweites Ereignis anzeigte, wie zugespitzt die Verhältnisse in der Gegenwart sind. Jedermann weiß, wie ungern sich die Verwaltung der französischen Notenbank zu einer Änderung ihrer Zinsrate entschließt, wie sehr sie bestrebt ist, dem Lande die Vorteile eines möglichst beständigen Zinsfußes zu erhalten, und wie sie deshalb alle anderen Mittel, die geeignet sind, ihren Goldschatz zu schützen, durchprobiert, bevor sie sich zu der letzten entscheidenden Maßregel entschließt. Meiner Erinnerung nach hat sie zuletzt unter dem Einfluß der Wirkungen des Burenkrieges in dem für die damalige Konjunktur so kritischen Herbst 1899, zu der Maßregel einer Diskonterhöhung gegriffen, im Mai 1900 war sie dann zum 3% Zinsfuß zurückgekehrt, so daß es ihr gelungen war, diese Rate rund sieben Jahre in Kraft zu halten, während in der gleichen Zeit die deutsche Reichsbank ihren Diskont etwa drei Dutzend Mal gewechselt hat. So darf eine Zinsfußveränderung bei der Bank von Frankreich ein ganz besonderes Ereignis genannt werden, die im Augenblick auch deshalb ins Gewicht fiel, weil nach den Erfahrungen des letzten Herbstes die internationale Spekulation geneigt gewesen war anzunehmen, daß die französische Zentralbank von neuem dem ebenfalls wenig flüssigen englischen Geldmarkt zu Hilfe eilen und zu seiner Erleichterung beitragen wolle. Durch die Diskonterhöhung wurde diese Hoffnung zu Schanden, die französische Bankwelt zeigte dadurch an, daß sie ihrer Mittel im eigenen Lande benötige, und sie ließ auch sogleich ihrer Anzeige die Taten folgen. Die im letzten Herbst in Pension genommenen englischen Wechsel wurden nach London zurückgeschickt und dort zur Einlösung präsentiert, was Woche für Woche größere Goldsendungen von London nach Paris nötig machte. Aber auch von den anderen Märkten wurden die französischen Guthaben zurückgezogen, was namentlich auch wieder Berlin betraf; die französische haute finance hat von neuem angefangen, ungeheure

Mengen Goldes in Paris aufzustapeln, zu welchem Zweck dies geschieht, ist eigentlich nicht recht ersichtlich. An eine neue russische Anleihe, die vorbereitet werden müßte, ist bei der augenblicklichen Situation nicht zu denken, und auch die Version, man halte den hohen Zinsfuß in Paris aufrecht, um die Auswanderung des französischen Kapitals, das sich vor dem Einkommensteuergesetzentwurf des Finanzministers Caillaux fürchtet, zu verhindern, klingt nicht sehr wahrscheinlich. Näher kommt man vielleicht der Wahrheit, wenn man an die großen Verluste denkt, die die französische Spekulation in den letzen Monaten bei ihrem Spiel in Kupferwerten erlitten hat. So manche Lücke, die auf diese Weise entstanden, soll jetzt wieder ausgefüllt werden.

Die anhaltende Geldverteuerung hat nun abgesehen davon, daß sie bei ihrer gegenwärtigen langen Dauer hemmend auf die Fortschritte in der Industrie einwirken muß, daß sie überhaupt eine starke Belastung der gesamten Volkswirtschaft bedeutet, ganz besonders einen Nachteil gehabt, der wieder am meisten in England und Deutschland zu Tage tritt und dort den solidesten Teil des Kapital besitzenden Publikums trifft, nämlich den starken Rückgang aller festverzinslichen Werte, besonders der heimischen Staatsfonds. Die Sache hat sich direkt zu einer öffentlichen Kalamität ausgewachsen, sie beunruhigt täglich neue Kreise und die Erörterung ihrer Gründe schwindet eigentlich überhaupt nicht mehr aus der öffentlichen Diskussion. Die Frage hat in Deutschland einen, ich möchte sagen, akuten Charakter angenommen, als im vorigen Jahre das sogenannte Preußenkonsortium einen Betrag von 560 Millionen Mark 3½ prozentiger deutscher Reichsanleihe bezw. Konsols zur Subskription stellte und mit einem ansehnlichen Betrage sitzen blieb, der nun seinerseits wieder die großen Bankinstitute schwer belastete, und zu dem ungünstigen Ergebnis des Effektenkontos der großen Berliner Aktienbanken im Jahre 1906 so wesentlich beitrug. In England ist inzwischen der Kurs des englischen Konsols auf ein Niveau gefallen, das seit 1848 nicht dagewesen ist, und selbst in sehr kritischen Zeiten nicht beobachtet wurde.

Erörterungen über die tieferen Ursachen dieses unerfreulichen Zustandes sind, wie erwähnt, seit Jahr und Tag an der Tagesordnung, und überaus mannigfaltig sind die Vorschläge, die eine Besserung herbeiführen sollen. Vor kurzem sind diese Vorschläge noch durch Lord Rothschild vermehrt worden, der dem immer weiter vordringenden Sozialismus die Schuld gibt, daß das Publikum sich beunruhigt von den festverzinslichen Staatsfonds abwende. Lord Rothschild rubriziert unter den Begriff des verdammungswürdigen Sozialismus gewisse sozialpolitische Maßregeln der gegenwärtigen liberalen englischen Regierung, aber auch den sehr zahmen Einkommensteuergesetzentwurf des französischen Finanzministers. Er scheint das Bismarcksche Wort nicht zu kennen, daß jeder das sozialistisch nennt, was ihm unbequem ist. Viel näher hätte ihm die Erklärung gelegen, daß Englands Kapital durch den überaus kostspieligen Burenkrieg scharf in Anspruch genommen wurde, daß die Folgen des Krieges erst überwunden werden mußten, daß fast unmittelbar nach Beendigung des Krieges die weltwirtschaftliche Kon-

junktur einsetzte, die so große Mittel in Anspruch nahm, und daß endlich ebenso wie in Deutschland die zahlreichen höher verzinslichen fremden Anleihen den englischen Staatspapieren eine sehr empfindliche Konkurrenz bereiteten. Wie stark alle diese Momente gewirkt haben, ergibt sich am besten aus einer Vergleichung der verschiedenen Emissionen der Londoner Stadtanleihe. Ende April dieses Jahres wurde dem englischen Publikum eine 3½ prozentige Londoner Stadtanleihe angeboten zum Kurse von 97 Prozent, nachdem London 1897 eine 2½ prozentige Anleihe zum Preise von 100,50 Prozent hatte begeben können, und 1899 eine 3 prozentige Anleihe aufgenommen hatte, bei der der Emissionskurs noch 100 Prozent betragen hatte. Die Kosten also, zu denen eine Kommune vom Range Londons seine Geldbedürfnisse befriedigen muß, sind im Laufe der letzten Jahre sehr erheblich gestiegen, während im Jahre 1897 die Verzinsung noch nicht ganz 2½ Prozent betrug, muß sie jetzt etwa 3¾ Prozent aufwenden. Und die Unterbringung bei dieser für englische Verhältnisse hohen Verzinsung begegnet ebenfalls bereits Schwierigkeiten, denn die Konkurrenz war in der Lage, zu gleicher Zeit noch eine erheblich höhere Verzinsung bewilligen zu können. Ziemlich unmittelbar an die Zeichnung auf die Londoner Anleihe schloß sich die Subskription auf eine 4 prozentige Anleihe der Kronkolonie Streets Settlement an, auf diese folgte eine 5 prozentige chinesische Eisenbahnanleihe, auf diese wieder eine Anleihe der Kapkolonie und endlich eine Transvaalanleihe, für die die englische Regierung die Garantie übernommen hat. Man sieht, die Speisenkarte ist recht groß und ist im stande, jeden Geschmack zu befriedigen. Wenn man nun die Kapitalmengen berücksichtigt, die durch diese Anleihen absorbiert werden und das zu einer Zeit, wo der Geldmarkt schon eine für die Jahreszeit erhebliche Steifheit zeigt, so kann man sich nicht wundern, wenn das Publikum keine große Neigung zeigt, seine flüssigen Mittel in niedrig verzinslichen englischen Konsols anzulegen.

Auch in Deutschland ist man sehr geneigt, der allzu bereitwilligen Befriedigung ausländischer Kreditansprüche, zu der sich unsere haute banque im Jahre 1905 bereit finden ließ, einen großen Teil der Schuld an den jetzigen Zuständen zuzuschreiben. Dieser Vorwurf ist nicht ganz grundlos. Es ist zweifellos im Jahre 1905 übersehen worden, worauf hier wiederholt aufmerksam gemacht wurde, daß die damalige Geldflüssigkeit nur vorübergehend sein konnte, weil sie auf zufälligen Ursachen beruhte, nämlich auf den großen Anleihetransaktionen der beiden kriegführenden Mächte, Rußland und Japan. Andererseits ist es mit dem Beiseitestehen bei großen ausländischen Geschäften seitens einer Volkswirtschaft vom Range und Umfang der deutschen eine heikle Sache. Ganz abgesehen davon, daß der heimischen Industrie und dem heimischen Handel in der Regel aus diesen Geschäften große Vorteile erwachsen und regelmäßig erwachsen sollten, da von dem Erlös derartiger Anleihen größere Bestellungen an Schiffen, Kriegsmaterial und ähnlichen Ausrüstungsgegenständen gemacht zu werden pflegen, die dem Lande zu gute kommen, das die fremde Anleihe negoziiert, so bedarf auch ein Industrieland wie Deutschland eines umfangreichen Besitzes

fremder Werte. Es bedarf ihrer, um seine maßgebende Stellung auf den fremden Märkten zu behaupten, es bedarf ihrer aber besonders für Aufrechterhaltung seiner Zahlungsbilanz, um den Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr zu bezahlen. Seinem großen Besitz an Forderungen ausländischen Ursprungs verdankt beispielsweise England einem großen Teil seiner wirtschaftlichen Machtstellung. Und naturgemäß muß der Erwerb solcher Wertpapiere vorgenommen werden, wenn sie unter günstigen Bedingungen erhältlich sind, und da andererseits jedes einzelne Unternehmen für sich und unter privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten handelt, so können und werden in vielen Fällen Verhältnisse entstehen, die in ihrer Zuspitzung den volkswirtschaftlichen Interessen der Allgemeinheit im Augenblick entgegen sind. Die Folge ist dann, daß gegen die großen Banken ähnliche Vorwürfe erhoben werden, wie beispielsweise gegen die großen Verbände, wenn sie trotz der starken Aufnahmefähigkeit des inneren Markts große Mengen in das Ausland exportieren. Und durchaus mit Recht, denn die ausländischen Verbindungen müssen für die Zeiten der Stockung im Inland aufrecht erhalten werden, es muß verhütet werden, daß sich auf den ausländischen Märkten die fremde Konkurrenz festsetzt, weil das Ausland sonst für uns verloren ist, wenn wir seiner dringend bedürfen, um unseren inländischen Überschuß zu verwerten.

Immerhin erklärt sich die Situation auf den europäischen Geldmärkten nicht vollständig aus den oben erörterten Ursachen, sie bleibt unverständlich, wenn man nicht die Vorgänge in den Vereinigten Staaten in Erwägung zieht, wo die Lage noch zugespitzter ist, als in der alten Welt, und die Gefahr eines Zusammenbruchs anscheinend noch drohender ist, als bei uns. Auch in der Union hat, um dies eine Moment sogleich zu betonen, die Unsicherheit in betreff der bevorstehenden Ernte viel zu dem Mißtrauen in die nächste Zukunft beigetragen, und die schon herrschende Unsicherheit zweifellos noch erheblich verstärkt. Aber daneben ist die Aufmerksamkeit des gesamten Volkes, so zu sagen, auf die Wirren auf dem Markt der amerikanischen Eisenbahnen, auf die Differenzen zwischen dem Präsidenten Roosevelt und den großen Eisenbahnmagnaten gerichtet. Diese wollen das Publikum glauben machen, daß allein das Vorgehen des Präsidenten gegen die großen Trusts und Verkehrsunternehmungen die Schuld an den gegenwärtigen Zuständen trage, während die Untersuchung der Interstate Commerce Commission, die mit der Oberaufsicht über das Eisenbahnwesen betraut ist, so unerfreuliche Dinge zu Tage gefördert hat, daß diese Untersuchungsresultate allein genügen, um die Besitzer von Werten der amerikanischen Eisenbahngesellschaften in lebhafte Aufregung zu versetzen. Besonders die Machenschaften Harrimans, der das große System der Union-Pacific- und der Southern-Pacific-Bahn beherrscht, sein willkürliches Schalten mit den von den Aktionären bewilligten Geldern, die statt zu Verbesserungen der Bahn zum Ankauf von Aktien von Konkurrenzlinien benützt wurden, um auch diese „kontrollieren" zu können, haben wochenlang das Thema der öffentlichen Diskussion in Amerika abgegeben. Dazu kommen dann die Abmachungen mit den großen Trusts, speziell mit dem

großen Petroleum-Trust, dessen Güter zu Vorzugstarifen befördert wurden, die Millionengewinne Harrimans, die ins Große gehenden Bestechungen von Beamten verschiedener Einzelstaaten usw. Die Erbitterung in weiten Volkskreisen ist eine ungeheure, und der Präsident Roosevelt hat nur zum deutlichen Ausdruck gebracht, was viele Tausende empfanden und dachten. Es ist bezeichnend für die Situation, daß in Amerika, dem Lande des schrankenlosesten Individualismus, die Idee der Verstaatlichung der Eisenbahnen auftauchen konnte. Dazu ist nun allerdings die amerikanische Volkswirtschaft noch nicht reif, und so hat sich denn Roosevelt in seiner großen Rede in Indianapolis damit begnügt, Vorschläge zu machen, die sich den jetzt bestehenden Verhältnissen sehr günstig anpassen und deshalb sogleich in die Praxis umgesetzt werden können. Roosevelt ging davon aus, daß die großen Verkehrsunternehmungen das Vertrauen des Publikums wieder gewinnen müßten, weil sie nur dann imstande seien, sich die nötigen Mittel für die notwendigen Neuanlagen zu beschaffen, die bei allen großen Eisenbahngesellschaften nötig sind. Damit aber das Vertrauen des Publikums nach den aufgedeckten Vorkommnissen wiederkehre, soll der Staat in Zukunft das Recht der Kontrolle bei Kapitalserhöhungen erhalten, damit die neu bewilligten Gelder für die vorgesehenen Zwecke verwendet und Überkapitalisierungen verhindert werden. Im allgemeinen glaubt der Präsident nicht, daß die Mehrzahl der amerikanischen Bahnen überkapitalisiert ist, immerhin soll die schon oben erwähnte Interstate Commerce Commission das Recht erhalten, einzelne Bahnen durch Fachleute abschätzen zu lassen, auch soll die Kommission den Bahnen die Verpflichtung auferlegen, ihre Bücher nach einheitlichen Gesichtspunkten zu führen, damit eine wirksamere Kontrolle möglich ist. Sehr wichtig ist, daß Roosevelt die jetzt bestehende Bestimmung aufheben will, die verbietet, daß Bahnen untereinander Vereinbarungen treffen. Diese Bestimmung hat ganz besonders dazu geführt, daß die großen Eisenbahnmagnaten, um in den einzelnen Bezirken die Tarife einheitlich gestalten zu können, die Aktien der Konkurrenzlinien aufkauften, um so indirekt Einfluß auf die Verwaltung zu gewinnen. Dies war dann die Quelle der vielen Ausschreitungen an der Börse und der merkwürdigen Transaktionen, die das Publikum so schwer beunruhigen mußten. Aber das Recht, mit einander in Verbindung zu treten, sollen die Bahnen nur unter Aufsicht des Staates ausüben dürfen, damit nicht neue Übelstände entstehen. Daneben will Roosevelt dem korrumpierendem Einfluß der Eisenbahnmagnaten in den Einzelstaaten dadurch begegnen, daß er wünscht, die Eisenbahnen möchten in Zukunft ihre Korporationsrechte nicht vom Einzelstaat, sondern von der Bundesverwaltung erhalten.

Man sieht, die Ausdehnung des staatlichen Einflusses wird, wenn Roosevelt seine Pläne durchsetzt, ein recht erheblicher sein, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Vorschläge des Präsidenten Gesetzeskraft erhalten. Die Situation der großen Eisenbahnen ist eine zu prekäre, sie benötigen gewaltiger Mittel, um ihre Anlagen zeitgemäß umzugestalten und sie den gesteigerten Verkehrsbedürfnissen

anzupassen, und diese Mittel, die ohnehin bei der schwierigen Lage des Geldmarktes schwer zu beschaffen sind, werden den Bahnen nur zufließen, wenn die bisherigen Mißstände auf finanziellem Gebiet beseitigt werden. Um welche Summen es sich bei der Eisenbahnpolitik der nächsten Jahre handelt, geht wohl am besten aus einem Schreiben hervor, das der bekannte Eisenbahnmagnat Hill vor einiger Zeit veröffentlichte, und das den Nachweis führte, daß für Eisenbahnzwecke in den Vereinigten Staaten in den nächsten fünf Jahren jährlich eine Milliarde Dollars aufgewendet werden müßte. Daß diese Summe, die eine starke Unruhe in allen Finanzkreisen Amerikas hervorrief, nicht zu hoch gegriffen ist, beweist am besten der Umstand, daß in den ersten fünf Monaten des laufenden Jahres trotz aller Schwierigkeiten, die sich der Geldbeschaffung entgegenstellten, fast 800 Millionen Dollars nur für dringende Bedürfnisse der großen Eisenbahnen neu aufgenommen werden mußten. Die Summe, die Hill in Aussicht nahm, ist also für das laufende Jahr fast erreicht, und läßt bei der gegenwärtigen Situation einen Schluß auf die Erfordernisse der nächsten Zeit zu.

Zum Schluß darf ich wohl noch eines Ereignisses gedenken, das allerdings in erster Linie Deutschland angeht, aber doch auch eine hervorragende weltwirtschaftliche Bedeutung hat, das ist die Erneuerung des Deutschen Stahlwerksverbandes, die nach großen Schwierigkeiten am letzten Tage des Aprils zu Stande kam. Ich habe bereits früher darauf hingewiesen, eine wie große Bedeutung diese Organisation für den Weltmarkt hat, ich will deshalb heute nur kurz darauf hinweisen, daß der Stahlwerksverband im Gegensatz zu anderen deutschen Syndikaten sich eine besondere Auslandsorganisation geschaffen hat, daß er mit der außerdeutschen Eisenindustrie in enge Fühlung getreten ist, und dem Auslandsgeschäft seine besondere Pflege angedeihen läßt. Bezeichnend für den Einfluß, den der Stahlwerksverband auf dem Weltmarkt hat, ist die Tatsache, daß das zwischen der Gesamtheit der großen Eisenindustrien bestehende internationale Schienenkartell, das die Absatzgebiete der einzelnen nationalen Produktionsstätten für Schienen abgrenzt, und dessen Fortbestand infolge der Unsicherheit wegen der Erneuerung des deutschen Stahlwerksverbandes zweifelhaft war, unmittelbar nach Abschluß der Verhandlungen ebenfalls erneuert werden konnte. Auch das Zustandekommen des belgischen Stahlwerksverbandes war von der Fortsetzung des deutschen Verbandes abhängig. Man darf sich von der Verlängerung dieser gewaltigen Organisation der deutschen Eisenindustrie sowohl für den inneren Markt wie für das Auslandsgeschäft die günstigsten Folgen versprechen, die wechselnden Nachrichten über die Verhandlungen in Düsseldorf, die zur Verlängerung des Verbandes führten, sind denn auch im Ausland und Inland mit dem gespanntesten Interesse verfolgt worden, handelte es sich doch um diejenige Eisenindustrie, die jetzt nach der amerikanischen die größte Eisenindustrie der Welt ist.





Neue philosophische Literatur.

Von

Otto Siebert.

IV.

Rud. Eucken, „Grundlinien einer neuen Lebensanschauung“ (Leipzig, Veit & Comp.); derselbe, „Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart“ (Berlin, Reuther & Reichard); derselbe, „Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt (2. Aufl., Leipzig, Veit & Comp.); O. Siebert, „Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel“ (2. Aufl., Göttingen, Vandenhöck & Ruprecht); derselbe, „Die Religionsphilosophie in Deutschland in ihren gegenwärtigen Hauptvertretern“ (Langensalza, Beyer & Söhne); derselbe, „A. Schopenhauer“ I (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer); W. R. Boyce Gibson, „R. Euckens Philosophy of life“ (London, A. & Ch. Black); O. Kästner, „Sozialpädagogik und Neuidealismus“ (Leipzig, Roth & Schunke); Vitalis Norström, „Das tausendjährige Reich“ (Leipzig, Dieterich); Hermann Siebeck, „Zur Religionsphilosophie“ (Tübingen, Mohr); G. Rost: „Das Gewissen und das sittliche Grundgesetz“ (Stade, A. Pockwitz); Chr. Muff: „Idealismus“ (4. Aufl., Halle a. S., R. Mühlmann); E. L. Fischer, „Überphilosophie“ (Berlin, Paetel); E. Westermarck, „Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe“ (Leipzig, Klinghardt); W. Rein, „Grundriß der Ethik“ (2. Aufl., Zickfeldt, Osterwieck a. H.); Wilhelm Jerusalem, „Gedanken und Denker“ (Wien und Leipzig, Braumüller) und „Der kritische Idealismus und die reine Logik“ (ebenda); Kuno Fischer, „Kants Leben und die Grundlagen seiner Lehre“ (Heidelberg, Winter) und „Das Verhältnis zwischen Willen und Verstand im Menschen“ (ebenda); W. Kinkel, „Geschichte der Philosophie“ I (Gießen, Töpelmann); A. Hansen, „Haeckels Welträtsel und Herders Weltanschauung“ (ebenda).

Daß dem heutigen Kulturleben eine alles durchdringende und zusammenhaltende Hauptüberzeugung, ein gemeinsames Ideal fehlt, das kommt heute immer deutlicher zur Empfindung, zugleich aber auch dieses, daß wir damit einer geistigen Substanz entbehren, ja überhaupt einen Lebensinhalt, der diesen Namen verdient, einzubüßen drohen. So haben wir um ein geistiges Leben überhaupt wie um etwas Neues zu kämpfen. Ist aber ein solches Problem einmal wach geworden, so kann es nicht wieder einschlummern, so läßt es sich auch nicht als eine Nebensache behandeln. Vielmehr wird es die Gemüter immer mächtiger bewegen und immer mehr den Vordergrund des Lebens einnehmen. Die Zeit dürstet nach einem fester begründeten und zugleich größeren und freieren Leben, nach mehr Verwandlung der Wirklichkeit in innere Erfahrung der Menschheit; sie bedarf dafür einer größeren Aktivität des Geistes, sie bedarf einer kräftigen Urerzeugung und Neubewährung geistigen Lebens. Zur Lösung dieses Problems hat naturgemäß vor allem die Philosophie mitzuarbeiten. Will sie das aber, so muß sie neben den Spezialuntersuchungen, deren Wert in vollen Ehren bleibt, wieder mehr eine Wendung ins Prinzipielle und Ganze vollziehen.

In dieser Hinsicht ist auch im letzten Jahre der bekannte Idealist von Jena, **Rudolf Eucken** vor vielen anderen vorbildlich gewesen. Mir liegen drei neue Bücher Euckens vor: „**Grundlinien einer neuen Lebensanschauung**“, „**Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart**“ und „**Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt**“. Zwei Fragen sind es, die Eucken in diesen Büchern beschäftigen: einmal, ob eine den Gegensätzen des Lebens überlegene Einheit in uns angelegt ist und durch unsere Selbsttätigkeit belebt werden kann, und andererseits, ob der Mensch die überlegene Stellung, welche er sich von altersher zusprach, auch heute noch behalten kann, ob also eine innere Erhöhung möglich ist, die ihn den neuen Aufgaben und Lagen gewachsen macht. Beide Fragen sind nach Eucken zu bejahen. Er gibt dafür einen eingehenden Nachweis in dem ersten Werke, das seine bisher in vielen besonderen Schriften entwickelten systematischen Grundgedanken zusammenhängend darstellt. Eucken bezeichnet hier sein System selbst als das dem Naturalismus, Intellektualismus und künstlerischen Subjektivismus entgegentretende System der Personalwelt oder des Aktivismus. Dieses System begründet die Geistigkeit in letzter Hinsicht in einer alles menschliche Dasein überragenden geistigen Welt, die ihm als jene überlegene Macht erscheint, welche alle Wirklichkeit trägt, alle Mannigfaltigkeit zusammenhält und die beständig tätige Wurzel alles menschlichen Lebens bildet. Die verschiedenen Lebensordnungen erscheinen hier als eine Auseinanderlegung der Geisteswelt für die Wirklichkeit des Menschen, d. h. als verschiedene Stufen, die gegeneinander eine selbständige Bedeutung haben, sich aber fortwährend ergänzen müssen, und zwar unter beständiger Beziehung auf die begründende Geisteswelt, um ihr Recht und ihre Bedeutung behaupten zu können. Zu solchem Gesamtbild vom menschlichen Leben gelangen wir, wenn wir vom äußeren Gesamteindruck beginnen, ermitteln, was dabei an Problemen erwächst, und an der Hand dieser Probleme bis dahin vorzudringen suchen, wo sich die Notwendigkeit einer neuen Weltordnung ergibt. Diese ergibt sich durch das Zusammenstoßen der Stufen Natur und Geist im menschlichen Lebenskreise, die beide in Konflikt geraten, da sich das geistige Leben als das überlegene und zur Herrschaft berufene gibt und zugleich doch an die Natur gebunden bleibt. Der Widerspruch löst sich durch den Aufweis einer neuen Wirklichkeit. Wir sehen, wie Eucken unter Nachweis der sich in der Moral sowie im ganzen geistigen Leben, in Kunst und Wissenschaft, in politischem und sozialem Wirken vollziehenden Befreiung und Erweiterung des Lebens, unter weiterem Nachweis der Auseinandersetzung dieses neuen Lebens mit dem alten durch Arbeit und Schaffen und der Verkörperung beider Mächte im Werk zur notwendigen Voraussetzung eines der Natur gegenüber selbständigen Geisteslebens gelangt, das übermenschlichen und überweltlichen Charakter besitzt, deshalb aber auch nicht denkbar ist ohne die Voraussetzung einer tragenden, allem menschlichen Vermögen überlegenen Macht. Bei der Entwicklung dieser Hauptgedanken in den „Grundlinien“ bringt der erste Hauptteil eine Darstellung und Kritik der vorhandenen Lebensanschauungen, wobei der Abschnitt „Die Lebensordnung des künstlerischen Subjektivismus“ im vorigen Jahre bereits als selbständiger Aufsatz in der Deutschen Monatsschrift veröffentlicht ist, der zweite grundlegende Teil entwirft das Euckensche System selbst, während der dritte Teil mit seiner Wendung zur Gegenwart Folgerungen und Forderungen für die einzelnen Lebensgebiete zieht und erhebt. Die „Hauptprobleme

der Religionsphilosophie der Gegenwart" sind aus Vorlesungen erwachsen, die Eucken auf einem theologischen Ferienkursus zu Jena im Oktober 1906 gehalten hat. Diese Vorlesungen griffen Probleme heraus, bei denen das Leben der Gegenwart unter schroffen Gegensätzen steht, wo daher eine Klärung besonders erwünscht scheint; sie suchten diese Gegensätze mit möglichster Klarheit herauszuarbeiten und einen Weg über sie hinaus zu finden. Das Buch hebt die Hauptgedanken des vor zwei Jahren in 2. Auflage erschienenen größeren Werkes „Der Wahrheitsgehalt der Religion" heraus und tritt mit Schärfe und Energie für eine Religion des Geisteslebens ein, die mit der Substanz der christlichen Religion im ganzen zusammenfällt, wenn auch die kirchliche Form derselben für Eucken mancherlei zu wünschen übrig läßt. Der „Kampf um einen geistigen Lebensinhalt", der hier in zweiter neugestalteter Auflage vorliegt, bildet sozusagen eine eingehende Grundlegung der Euckenschen Philosophie. In der Eucken eigenen interessanten und genialen Weise wird hier gezeigt, wie sich im Leben der Gegenwart die „Konzentration der Expansion bei weitem nicht gewachsen" zeigt; durchgängig geraten wir bei allem äußeren Gewinn in die Gefahr eines inneren Sinkens, mehr und mehr zerfallen wir in einzelne Stücke und haben dem Zustrom der Umgebung kein Ganzes entgegenzusetzen. Es ist eine Frage unserer geistigen Selbsterhaltung, ein genügendes Gegengewicht gegen jene drohende Zerstreuung und Verflachung zu finden. Dazu aber verhilft uns nicht schon eine Steigerung des bloßen Subjekts, ein Hegen und Pflegen von Stimmung und Reflexion, wir können es nur bei Voraussetzung einer Tiefe der Wirklichkeit suchen. Aber diese Tiefe gilt es für uns erst herauszuarbeiten, und dafür bedarf es einer kräftigen Fassung des Lebens ins Ganze und eines mutigen Aufnehmens eines Kampfes um ein geistiges Sein. Wie schon oben gezeigt, findet Eucken diese Tiefe in der Tatsache eines selbständigen Geisteslebens.

Wie ich schon vielfach ausgesprochen habe, ist eine fruchtbare Entwicklung der Philosophie nur auf dem von Eucken eingeschlagenen Wege zu erwarten. Es ist daher kein Wunder, wenn seine Philosophie nicht bloß in Deutschland, sondern auch über Deutschlands Grenzen hinaus heute mehr und mehr durch dringt, und wenn die Zahl der Schüler Euckens mit jedem Jahre wächst und zunimmt. Ein Beweis für das erstere ist, abgesehen davon, daß augenblicklich bereits zwölf Übersetzungen von Euckens Werken im Gange sind, die Tatsache, daß im Ausland verschiedentlich Darstellungen der Euckenschen Philosophie gegeben werden. Eine der neuesten Darstellungen dieser Art ist das Buch „Rud. Euckens Philosophy of life" von W. R. Boyce Gibson, Dozenten der Philosophie in London, das innerhalb eines halben Jahres in zweiter Auflage erschienen ist. Ich kann natürlich hier nicht näher auf das Buch eingehen, will aber bemerken, daß der Verfasser sich mit Hingebung und Liebe in Euckens System versenkt und die Gedankengänge desselben licht dargestellt und richtig gewürdigt hat. Ebenso verweise ich nur kurz auf meine eigenen letzthin erschienenen neueren Schriften „Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel" (2. Aufl.), die als Handbuch zur Einführung in das philosophische Studium der neuesten Zeit zum erstenmal 1898 erschienen war und teilweise genetisch, teilweise in konkreten Einzelbildern einen Überblick über die philosophische Lage der neuesten Zeit zu geben sucht, „Die Religionsphilosophie in Deutschland in ihren gegenwärtigen Hauptvertretern", Rudolf Eucken als Festgabe zu seinem

60. Geburtstage überreicht, und „Arthur Schopenhauer; sein philosophisches System nach dem Hauptwerk vorgeführt", erschienen in Grotthuß' bekannter Sammlung „Bücher der Weisheit und Schönheit". Die „Religionsphilosophie" ist eine Illustration der Worte Euckens: „Die Zeiten liegen hinter uns, wo die Verneinung aller und jeder Religion zunächst als etwas Großes, dann aber als selbstverständlich galt, und wo der armseligste Witz geistvoll zu werden schien, wenn er sich nur gegen die Religion richtete; unsere Zeit bedarf anderes, und im Grunde will sie auch anderes; alles läßt vermuten, daß im Geistesleben der folgenden Epoche die Religion weit mehr bedeuten wird, als in der spezifisch modernen Welt." Daß wir heute in einer gottsuchenden Zeit leben, die deutlich zeigt, daß in allen Verwirrungen und Gärungen bessere Keime verborgen liegen, die nach Entfaltung und Gestaltung streben, das eingehend nachzuweisen hat meine Religionsphilosophie versucht.

Ein bedeutender Schüler ist Eucken neuerdings in O. Kästner, Direktor der höheren Mädchenschule in Landsberg a. d. W., erwachsen. Sein ebenso interessantes wie lehrreiches Buch „Sozialpädagogik und Neuidealismus" ist eine glänzend geschriebene Umsetzung Euckenscher Gedanken in die Praxis. Es will Grundlagen und Grundzüge einer echten Volksbildung geben „mit besonderer Berücksichtigung der Philosophie Rud. Euckens". Das lehrreiche, drei Hauptteile enthaltende Werk behandelt im ersten Hauptteil die prinzipielle Frage, d. h. die Bewertung des Menschen. Gegenüber dem Sozialismus und Naturalismus weiß Kästner hier nachzuweisen, daß der Mensch eine Tiefe hinter sich hat, so dunkel sie auch zunächst hervortreten mag, und daß er von innen her einer Ordnung angehört, die das gerade Gegenteil der natürlichen ist. Der Mensch lebt in Welten, deren Aufeinanderstoßen des Lebens Arbeit ausfüllt, und der Preis des damit den Menschen zufallenden Ringens ist zugleich die Entfaltung einer Geisteswelt mit eigentümlichen Gütern und Methoden. Infolgedessen ist es, so zeigt der zweite Teil, schlechterdings unmöglich, ausschließlich „sozialpädagogisch" zu denken. Den Menschen der Gesellschaftskultur in die Arme werfen, bedeutet nichts anderes, als ihn zum Glied eines Naturgewebes machen, wo der Durchschnitt mit seiner Flachheit thront und statt des Individuums das Sammelwesen allein brauchbar ist, wo „der Mechanismus anziehender und abstoßender Kräfte alles Beisichselbstleben zermörsert und der Schein über das Sein triumphiert". Die Aufgabe des Lebens kann daher nur heißen: Pflege des Geisteslebens als des absoluten Wirklichkeitsmaßes! Wie das geschehen soll, zeigt Kästner im dritten Teil, in welchem er das Geistesleben zum Staat, zur Gesellschaft zur Kirche und zu Haus und Schule in Beziehung setzt, und wo er zeigt, daß alles hier auf die Erziehung der Menschen zu charakterfesten, selbständigen Persönlichkeiten ankommt. — Möchte das hochinteressante Buch in weite Kreise dringen und viele dankbare Leser finden!

Diesen Wunsch habe ich auch bezüglich vier weiterer Bücher, die Euckens Gedanken sehr nahe stehen. Sie sind betitelt W. Norström, „Das tausendjährige Reich", Hermann Siebeck, „Zur Religionsphilosophie", G. Rost, „Das Gewissen und das sittliche Grundgesetz" und Chr. Muff, „Idealismus".

Norströms Buch hat den bezeichnenden Nebentitel „Eine Streitschrift gegen Ellen Key und den radikalen Utopismus". Das soll allerdings nicht heißen, daß Norström sich gegen die an sich edle Persönlichkeit Ellen Keys mit seinem

Buche richten will, sondern gegen die Gedankenströmung, als deren Vorkämpferin sie neuerdings besonders hervorgetreten ist, gegen die ästhetische Welt- und Lebensanschauung, von der er mit Recht eine verflachende und zerstörende Wirkung befürchtet. Wir wissen alle: unsere Zeit ist voll innerer Unruhe und Unsicherheit, alte Grundlagen des Lebens sind erschüttert, neue noch nicht genügend gesichert, zwischen entgegengesetzten Antrieben schwankt unser Streben hin und her; um so mehr bedarf da das Leben heute einer energischen Konzentration in sich selbst und einer Aufbietung alles geistigen Vermögens, um so gefährlicher wird alles, was die Spannung abschwächt und über den Ernst der Lage mit schönen Worten und Wendungen hinwegtäuscht. Das aber tut der Ästhetizismus. Er kennt keine inneren Aufgaben und inneren Verwicklungen des Menschen, kein Problem des Bösen und kein Beisichselbstsein des Geisteslebens. So erwartet er alles Heil von einem Freiwerden gegenüber der Umgebung, die Religion wird ihm zur Phrase, die Moral verliert alle aufrüttelnde und erhöhende Kraft, ja das ganze Leben verwandelt sich hier schließlich in Spiel und Genuß. Gerät eine edle Persönlichkeit in den Bannkreis dieser Weltanschauung, so wird sie sich wie Ellen Key dieselbe in ihrer Weise zurechtlegen, sie wird ihre Größen idealisieren, ihre Lücken und Leeren mit der Wärme ihrer subjektiven Gesinnung ausfüllen; aber das verändert die Sache nicht an sich, es gibt ihr nur einen bessern Schein, und dieser macht sie erst recht gefährlich, namentlich für solche, die mehr aus verworrenen Stimmungen als in klaren Begriffen denken. Bei solchem Stande der Dinge ist es ein entschiedenes Verdienst, wenn Norström das Problem zum Gegenstand einer eindringenden Erörterung gemacht hat. Ich schließe mich dem ganz an, was Eucken, dem Norström sein Werk widmete, und der eine kurze Einführung zu ihm geschrieben hat, hier sagt: „Uns fesselte diese Erörterung besonders durch die Verbindung eines tiefen Ernstes der Gesinnung mit einer großen Frische und Flüssigkeit der Darstellung; niemand kann hier über eine Enge des Gesichtskreises, niemand über eine Geringschätzung der Kunst klagen; es ist eine weite und freie Art, es ist ein Schöpfen aus dem Vollen und Ganzen, es ist ein redliches Streben, inmitten aller Schärfe des Kampfes auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wodurch diese Untersuchung sich auszeichnet."

Hermann Siebecks Buch „Zur Religionsphilosophie" enthält drei tiefsinnige, zugleich glänzend geschriebene Betrachtungen, die zu getrennten Zeiten und bei verschiedenen Veranlassungen entstanden sind, dabei aber eine gemeinsame Beziehung zur Religionsphilosophie haben. Sie liegt hauptsächlich darin, daß in allen teils unmittelbar, teils indirekt Bezug genommen wird zum Begriff der Entwicklung und in Verbindung damit der Bestimmung des Menschen, sowie außerdem zu dem Bestande von letzten Fragen, die mit dem sogenannten Problem der Theodicee im Zusammenhang stehen. Der erste Aufsatz, überschrieben „Der Fortschritt der Menschheit", zeigt, daß dieser Fortschritt sich nicht in der Form eines willenlosen und unausweichlichen physischen und seelischen Naturprozesses vollzieht, sondern sich dem Menschen auf der Stufe der Kultur und Gesittung als eine Aufgabe darstellt, woran mitzuarbeiten jeder einzelne zu seinem Teile berufen ist. Das wirkliche Vorhandensein von Fortschritt innerhalb eines Kulturganzen hängt davon ab, ob und inwieweit diese Aufgabe im Bewußtsein der Mitglieder desselben wirklich lebendig ist. In Anknüpfung daran zeigt der zweite Aufsatz, betitelt „Religion und Entwicklung", daß die Entwicklung nicht

als ein indifferenter Prozeß der Veränderung oder einer lediglich durch Naturfaktoren bedingten allmählichen Vervollkommnung erscheint, sondern als ein Prozeß mit der Eigenschaft der Zielstrebigkeit, und zwar in dem Sinne, daß das Ziel im Geistigen und im Erfassen und Erleben eines Überweltlichen liegt. Damit ist aber im Weltprozeß, sofern dieser eben als Entwicklung auftritt, schon von vornherein der durchgehende Zusammenhalt durch ein einheitliches und zwar überweltliches Moment aufgewiesen, dessen wesentliche erfahrungsmäßige Eigentümlichkeit sich darin an den Tag legt, daß es die Herausbildung von Persönlichkeit als Spitze und Krönung des im Naturbereich sich anbahnenden und aufsteigenden Lebensprozesses bedingt. Das Dasein des Übels gründet sich in diesem Zusammenhang in letzter Hinsicht darauf, daß es unzertrennlich vom Dasein des Wertes ist und dem Bestehen der auf seine Verwirklichung gerichteten Aufgabe, während das Böse seine Erklärung insofern findet, daß die Bekundung und Bewährung des geistigen Lebens als Entwicklung (im Sinne der Verwirklichung oberster Werte) auf dem Dasein von Freiheit beruht. Wo das neue Leben, das als geistiges Ziel und Ideal hervortritt, als das Nichtseinsollende behandelt und mit Bewußtsein das sich emporbildende Neue zu Gunsten der alten Weltbedingtheit niedergehalten und an seiner Bewährung behindert wird, ist das Böse vorhanden. Der dritte Aufsatz „Naturmacht und Menschenwille" zeigt, daß beide sehr wohl miteinander zu kombinieren sind. Sobald wir festhalten, daß die Gesetzmäßigkeit der Natur im Dienste der obersten Werte oder des Guten steht, werden wir nicht umhin können, sie in ihrem Charakter auch da anzuerkennen, wo sie anscheinend Wertvolles oder zum Wertvollen sich Aufringendes vernichtet, und ebenso da, wo sie anscheinend nicht bloß das Übel, sondern selbst das Böse begünstigt. — Die interessanten Siebeckschen Erörterungen finden ihre Vertiefung in Siebecks Lehrbuch der Religionsphilosophie. Eine neue gemeinverständliche Erklärung des Gewissens und damit eine neue Begründung des Wahrheitsgehalts der Religion, speziell der christlichen, bietet uns G. Rost in dem obengenannten Buche „Das Gewissen". Rost weist hier zuerst die bekannten Gewissenserscheinungen, für welche eine Erklärung zu suchen ist, kurz auf; er gibt sodann eine Übersicht über die wichtigsten bisherigen Erklärungen des Gewissens nebst einer Beurteilung derselben. Darauf folgt die Entwicklung der eigenen Erklärung mit dem Ergebnis, daß das Gewissen der Trieb zum geistigen Leben und das darin gegebene allgemein menschliche Sittengesetz, das Gesetz der Gerechtigkeit ist. Ein kurzer Nachweis, wie die Tatsache des Gewissens in Wirklichkeit den Materialismus widerlegt, der Sittenlehre feste Grundlagen gibt und dazu dient, den Wert, die Notwendigkeit und die Wahrheit der christlichen Religion zu erkennen, schließt das Buch. — So kurz das Buch ist, bedeutet es doch eine treffliche und glänzende Widerlegung des Naturalismus, so daß es zur Vertiefung des Lebens und Überwindung aller oberflächlichen Lebensanschauungen das Seinige beitragen wird.

Chr. Muffs Buch „Idealismus" bedarf keiner Empfehlung; es hat seinen Leserkreis gefunden und wird ihn auch in der vorliegenden vierten Auflage weiterfinden. Es gibt heute kein Gebiet, auf dem nicht der Hang zum Irdischen und Materiellen, auf dem nicht das einseitig gerichtete Nützlichkeitsprinzip Schaden angerichtet hätte. Dennoch braucht man nicht zu verzagen oder zu verzweifeln. Unsere Zeit ist gewiß eine Zeit des materiellen Fortschritts; aber ist nicht ge-

rade dieser Fortschritt zugleich ein kultureller, in dem sich die Geisteskraft der Menschheit zu ihrem Besten wunderbar betätigt? Trotz alles Materialismus geht durch unsere Zeit ein Idealismus hindurch, als eine Lebenskraft, die die erscheinende Welt zu einer Stätte der Vernunft und des göttlichen Willens macht, überall die Bedingungen für ein vernunfterfülltes und gottgefälliges Leben herstellt und das, was dem entgegensteht, wegräumt, die darum von den Männern der Theorie und Praxis auch ausgesprochen wird. Muff hat das im einzelnen meisterhaft geschildert, sowohl im Gebiete der Religion wie der Wissenschaft, der Kunst wie des Lebens. Wer ein kerngesundes, belehrendes nnd zugleich erbauendes Buch lesen möchte, greife zu Muffs Buch, er wird in ihm finden, was er sucht!

Es ist bekannt, daß der Philosophie nicht selten der Vorwurf der Unverständlichkeit gemacht wird, und er hat seine Berechtigung. Wenn sich die Sprache auch den Problemen, die zu behandeln sind, anpassen muß, so darf sie doch, wie es gerade auch in der Philosophie nicht selten geschieht, nicht so sein, daß sie der Schreibende vielleicht selbst nicht versteht. Ein lehrreiches Buch, das diesen Fehler in jeder Hinsicht zu vermeiden wußte, ist E. L. Fischers „Überphilosophie“. Fischer bietet in diesem Werk in einer durchaus klaren, allen Gebildeten verständlichen Sprache eine auf Erfahrung und Vernunft gegründete, Geist und Gemüt befriedigende Weltanschauung, die sich über die bisherigen einseitigen philosophischen Theorien stellt und zugleich deren Wahrheitsmomente harmonisch zu vereinigen sucht, weshalb er ihr auch den Titel „Überphilosophie“ gegeben hat. In Fischers Buche werden die Hauptprobleme der Philosophie historisch-kritisch, systematisch und bündig behandelt, indem bei jeder Frage gezeigt wird, daß bisher zwei entgegengestellte Antworten darauf gegeben wurden, die auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft und durch eine übergreifende Theorie ersetzt werden. Nach einer Einleitung über Begriff, Aufgabe und Zweck der Philosophie gelangen im 1. Teil die erkenntnistheoretischen Probleme zur Erörterung, der 2. Teil ist den kosmologischen Fragen gewidmet, während der 3. Teil das Menschenproblem behandelt. Einzelne Abschnitte sind hier, wie die über die Abstammung des Menschen und das Freiheitsproblem, wahre Glanzleistungen. Fischers Philosophie läuft in einen wohltuenden Theismus aus. Frei von jeder konfessionellen Voreingenommenheit — Fischer ist katholischer Prälat in Würzburg — und Polemik, ist das Ganze vom Geiste der Versöhnung der einander widerstreitenden wissenschaftlichen Parteien durchdrungen.

Eine hohe Bereicherung der Anthropologie und Soziologie bildet ein Werk Ed. Westermarcks, Professors in London, das von Leopold Katscher in die deutsche Sprache übertragen ist: „Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe“ Bd. I. Das Werk enthält eine solche Fülle geistreicher und tiefer Gedanken, daß sich sein Inhalt nicht einmal skizzieren läßt. Der vorliegende Band gibt eine Studie der sittlichen Vorstellungen wie Recht, Unrecht, Pflicht, Gerechtigkeit, Tugend, Verdienst usw. Eine solche Arbeit erforderte die Erforschung der sittlichen Gefühle, ihres Ursprungs und ihrer Beschaffenheit, ferner die Prüfung des Zusammenhanges zwischen diesen Gefühlen und den verschiedenen Moralbegriffen; sodann erfolgt eine Erörterung der Erscheinung, auf welche solche Begriffe angewendet werden: die Gegenstände sittlicher Urteile; die allgemeine Natur dieser Erscheinungen wird untersucht, um eine Antwort auf die Frage zu finden, warum Tatsachen einer gewissen Gattung Gegenstände sittlicher Fürsorge

sind und andere nicht. Schließlich wird eine Einteilung der wichtigsten unter diesen Erscheinungen und eine Feststellung der zu jeder Klasse gehörigen Moralbegriffe gegeben. Es leuchtet ein, daß sich eine solche Untersuchung nicht auf die in einer bestimmten Gesellschaft oder auf einer bestimmten Kulturstufe vorherrschenden Gefühle und Vorstellungen beschränken kann; sie muß sich vielmehr auf das sittliche Bewußtsein der Menschheit überhaupt erstrecken; sie erfordert daher die Bearbeitung eines ungewöhnlich reichen und abwechslungsvollen Forschungsgebietes wie Psychologie, Ethnographie, Geschichte, Rechtswissenschaft und Theologie. Trotz des vielen Problematischen, das Westermarcks Buch enthält, zu dem m. E. selbst der Grundgedanke des Buches gehört, daß unsere sittlichen Ansichten in der Gefühlsseite unserer Natur wurzeln und dabei doch im hohen Grade der Vernunft zugänglich sein sollen, ist das Werk von höchstem wissenschaftlichen, zumal soziologischen Wert. Vielleicht ist es berufen, eine neue Zeit des Studiums der allgemeinen Soziologie einzuleiten.

Ein Werk, in welches der Verfasser sozusagen seine ganze Persönlichkeit hineingelegt hat, ist W. Reins „Grundriß der Ethik“. Eine wie große Rolle die Ethik in der Entwicklung eines Volkes spielt, tritt namentlich in Übergangszeiten klar hervor, wie sie sicherlich auch die Zeit ist, in der wir leben. In solchen Zeiten ist es aber auch besonders wichtig, mit aller Schärfe ihren normativen Charakter hervorzuheben, da er, weil selbst zeitlos, allein die Zeiten zu bezwingen vermag. Kants Worte: „Wir sind kultiviert durch Kunst und Wissenschaft im hohen Grade, wir sind zivilisiert bis zum Überlästigen zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit, aber uns schon für moralisiert zu halten, daran fehlt noch sehr viel“ — gelten auch heute noch. Unklare Köpfe, sagt Rein mit Recht, mit libertinistischen Anwandlungen erwarten das Heil von einer „neuen“ Ethik. Als ob sich überhaupt eine neue Ethik schaffen ließe! Wer es dennoch erstrebt, sollte sich zuvor an die Schaffung einer neuen Welt machen; gelingt ihm das, dann kann er auch an eine neue Ethik gehen. Wir bleiben unterdessen bei der alten Ethik und verfolgen nur dies, neue Wege für ihre Anwendung zu finden, um zu zeigen, wie der Umkreis ihrer Kraft und ihrer Betätigung immer mehr verbreitet und vertieft werden kann. Nicht das kann die Aufgabe der Ethik sein, den Menschen in der Umklammerung der Naturgesetze zu zeigen, sondern das Phänomen des auf Zwecke gerichteten Willens darzulegen, die großen Richtung gebenden Ziele auszusondern, das ewig Gleiche in der Erscheinungen Flucht und damit die Kraft des Absoluten in unserer Seele zu stärken. Das ist das Ziel, das sich auch Reins Ethik gesteckt hat; sie gibt ein einheitliches Bild von den Zusammenhängen des Einzel- und Gemeinschaftslebens in einfacher Form und geht den inneren Kräften nach, die die Entwicklung des Gesellschaftsbaues befördern. Die Grundstimmung, auf die hier alles ankommt, äußert sich in den Ansprüchen des Gewissens; „das ist und bleibt der Brunnquell des Sittlichen“. Reins Ethik, die in kurzer Zeit die 2. Auflage erlebt hat, ist eines eingehenden Studiums wert; die vielen Anerkennungen, die sie im philosophischen wie außerphilosophischen Lager gefunden hat, sind in jeder Hinsicht gerechtfertigt.

Ein Denker, der neuerdings immer mehr an Einfluß zu gewinnen scheint, ist Wilhelm Jerusalem. Ich hatte schon früher Gelegenheit, in der Deutschen Monatsschrift seine „Einleitung in die Philosophie“ — sie ist kürzlich in dritter

Auflage erschienen — warm zu empfehlen. Mir liegen zwei weitere neuere Werke von ihm vor: „Der kritische Idealismus und die reine Logik“ und „Gedanken und Denker“. „Gedanken und Denker“ ist eine Sammlung von Aufsätzen, die zwar zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Anlässen entstanden, dabei aber doch durch ein gemeinsames Band miteinander verknüpft sind. Dieses Band besteht in einer Reihe von wissenschaftlichen Grundanschauungen, die in dem Buche in verschiedenen Formen zu tage treten. Auf diese Grundüberzeugungen bezieht sich das Wort „Gedanken“, während die „Denker“, die hier charakterisiert sind, vor allem solche sind, denen sich Jerusalem für die Anregungen verpflichtet fühlt, die er durch sie bekommen hat. Es sind dies vor anderen Grillparzer, Hamerling, Theodor Meynert, Wundt, Mach und Steinthal. Die alle Aufsätze, von denen die interessantesten „Wahrheit und Lüge“, „Der Naturalismus in der modernen Literatur“, „Wilh. Wundts Philosophie“, „Die Volksseele“ und „Philosophische Begabung der Frauen“ sind, durchziehende philosophische Gesamtanschauung ist ein Idealismus, dessen Recht dem Materialismus gegenüber energisch verfochten wird. Die „Gedanken und Denker“ wenden sich nicht bloß an die philosophischen Fachgenossen, sondern in weit höherem Grade an die gebildeten Laien. Jeder Aufsatz ist für sich allein verständlich, und es kann somit jeder nach eigenem Geschmack das herausgreifen, was seinem Interessenkreise am nächsten liegt. Das erstgenannte Werk Jerusalems: „Der kritische Idealismus usw.“ tritt als Ganzes einer in der Philosophie der Gegenwart verbreiteten Richtung entgegen, welche dazu führen muß, die Philosophie in noch höherem Maße, als dies bereits der Fall ist, der Wissenschaft und dem Leben zu entfremden: dem sogenannten kritischen Idealismus und der reinen Logik. Der kritische Idealismus ist die Lehre, daß wir über eine vom Subjekt unabhängige extramentale Existenz oder Beschaffenheit der Welt schlechterdings nichts aussagen können, die reine Logik die Lehre, daß nur das Denken erzeugen kann, was als Sein gelten darf. An ihre Stelle setzt Jerusalem einen gesunden kritischen Realismus, nach dem das Sein der Außenwelt die Voraussetzung ihres Wahrgenommenwerdens bildet, und eine Denklehre, die auf Erfahrung gegründet ist. Die Erkenntniskritik hat ihre Aufgabe erfüllt, indem sie auf den subjektiven Faktor in unseren Erkenntnisinhalten hinweist und dadurch eine psychologische Erkenntnistheorie möglich und notwendig macht. Wenn die Erkenntniskritik aber so weit geht, den objektiven Faktor aus unsern Erkenntnisinhalten zu eliminieren, dann führt sie zur Vereinsamung des Denkens und entfremdet die Philosophie der Wissenschaft ebenso wie dem Leben. Damit aber nimmt sie der Philosophie das Beste, was sie zu bieten hat, und entzieht sie ihrer wahren Bestimmung, die darin besteht, Wissenschaft und Leben zu befruchten und zu vertiefen.

Die drei Vorträge, die in Kuno Fischers „Kants Leben und die Grundlagen seiner Lehre“ (2. Aufl.) verbunden erscheinen, haben in ihrer Materie einen gleichartigen Charakter, nach ihrer Form aber sind sie ungleichartig. Der erste bildet ein biographisches Gemälde, die beiden andern sind philosophische Abhandlungen. Die Vorträge behandeln den Charakter des Philosophen, das Problem der Erkenntnis und die Lehre von Raum und Zeit. Da in diesen Problemen die Kantischen Hauptgedanken beschlossen sind, kann Fischers Broschüre als kurze Kantmonographie bezeichnet werden. Der Name des Verfassers bürgt für die Güte seines Buches. Das gilt auch von Fischers Büchlein

„Das Verhältnis zwischen Willen und Verstand im Menschen“, das einen Vortrag enthält, den Fischer in Gegenwart der „Höchsten Herrschaften“ im Residenzschlosse zu Karlsruhe 1896 hielt; es liegt in dritter Auflage vor. Da Wille und Verstand zwei Grundvermögen der menschlichen Natur ausmachen, so ist die Frage nach ihrem Verhältnis eine Grund- und Fundamentalfrage aller in die Tiefe gerichteten Menschenkenntnis. Fischer sieht im Willen das Wesen des Menschen, der Verstand ist seine Begabung. Der Wille ist man, Verstand und Genie hat man.

Wir schließen unsern heutigen Bericht mit einem Hinweis auf eine neuere „Geschichte der Philosophie“ von W. Kinkel, von der aber erst der erste Teil vorliegt: „Von Thales bis auf die Sophisten“, und mit einer Streitschrift gegen E. Haeckel: „Haeckels Welträtsel und Herders Weltanschauung“ von A. Hansen, Professor der Botanik in Gießen. Kinkels Absicht geht bei seinem Buche dahin, durch eine geschichtliche Betrachtung in die Probleme der theoretischen und praktischen Philosophie einzuführen; er hat demnach besonders auch die Quellen und wichtigsten Bearbeitungen und Studien zur Geschichte der Philosophie zu Rate gezogen. Ich behalte mir vor, auf das Buch nach Vollendung des Werkes zurückzukommen. Hansens Broschüre ist ein rechtes Buch zur rechten Zeit. Haeckels Welträtsel haben noch immer nicht ihre Ruhe gefunden; die Monisten unserer Tage gönnen sie ihnen noch nicht. Es ist daher verständlich, wenn sie auch heute noch immer von neuem Gegenschriften erzeugen, und es ist besonders beachtenswert, wenn diese von Haeckels Kollegen stammen, die die „Welträtsel“ bisher zum größten Teil als Phantasiegespinnst ignorierten. Wir sehen bei Hansen, wie Haeckels Gedanken schon lange vorher bei Herder zu finden waren, nur daß Herder weit bescheidener als Haeckel und seine Monisten auftrat. Herder denkt nicht daran, mit seinem Monismus das Weltall erklären zu wollen, sondern will vielmehr auf die Probleme und auf den Weg richtiger Überlegung hinweisen. In der Frage nach dem Zusammenhang von Körper- und Geisteswelt haben für Hansen diejenigen die meiste Aussicht auf Erfolg, die an Stelle unbeugsamer Theorien mit ihrem Entweder—Oder vorläufig den betrachtenden Standpunkt Herders einnehmen, der die Hoffnung auf volle Erkenntnis zunächst als besseren Wanderstab ansieht, als den Glauben an die schon nahe volle Beherrschung aller Dinge. „Aber Herder ist es trotzdem, der lange vor Haeckel in seinen „Ideen“ den richtigen Weg zum eigentlichen Ziel eingeschlagen, absehend vom bloß anthropistischen Standpunkt, den Weg, die Kenntnis der gesamten wirklichen Welt zu erweitern.



Alle auf den redaktionellen Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an den Herausgeber Prof. Dr. Otto Hötzsch in Posen, Mühlenstr. 6, alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten, insbesondere auch die Sendungen von Besprechungsexemplaren, an den Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Posen.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Deutsche Monatsschri

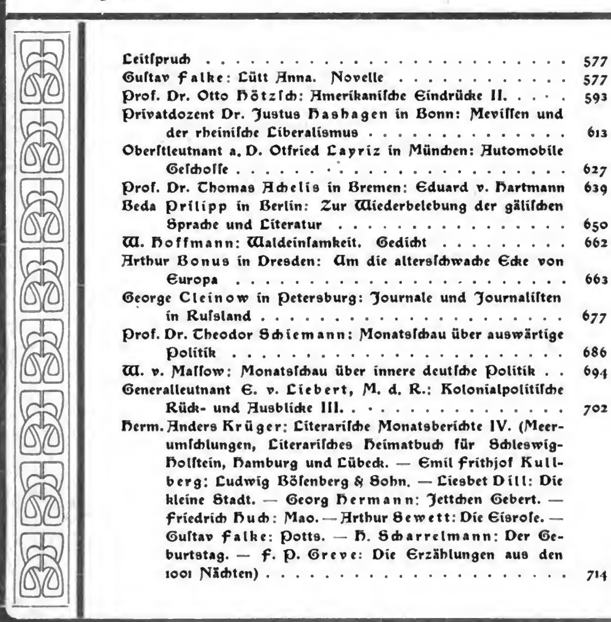
für das gesamte Leben der Gegenw

Begründet von Julius Lohmeyer

Herausgegeben von Professor Dr. Otto Hötzsch.

Sechster Jahrgang

August 1907 Heft 1



Leitspruch 577
Gustav Falke: Lütt Anna. Novelle 577
Prof. Dr. Otto Hötzsch: Amerikanische Eindrücke II. 593
Privatdozent Dr. Justus Hashagen in Bonn: Mevissen und der rheinische Liberalismus 613
Oberstleutnant a. D. Otfried Layriz in München: Automobile Geschosse 627
Prof. Dr. Thomas Achelis in Bremen: Eduard v. Hartmann 639
Beda Prilipp in Berlin: Zur Wiederbelebung der gälischen Sprache und Literatur 650
W. Hoffmann: Waldeinsamkeit. Gedicht 662
Arthur Bonus in Dresden: Um die altersschwache Ecke von Europa 663
George Cleinow in Petersburg: Journale und Journalisten in Russland 677
Prof. Dr. Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik 686
W. v. Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik . . 694
Generalleutnant E. v. Liebert, M. d. R.: Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke III. 702
Herm. Anders Krüger: Literarische Monatsberichte IV. (Meerumschlungen, Literarisches Heimatbuch für Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. — Emil Frithjof Kullberg: Ludwig Bösenberg & Sohn. — Liesbet Dill: Die kleine Stadt. — Georg Hermann: Jettchen Gebert. — Friedrich Huch: Mao. — Arthur Sewett: Die Eisrose. — Gustav Falke: Potts. — H. Scharrelmann: Der Geburtstag. — F. P. Greve: Die Erzählungen aus den 1001 Nächten) 714

ALEXANDER DUNCKER — VERLAG — BERLIN W. 35, Lützowst

Preis des einzelnen Heftes M. 2.00. vierteljährlich (3 Hefte) M. 5.00



„Unter Patriotismus wird häufig nur die Aufgelegtheit zu außerordentlichen Aufopferungen und Handlungen verstanden. Wesentlich aber ist er die Gesinnung, welche in dem gewöhnlichen Zustande und Lebensverhältnisse das Gemeinwesen für die substantielle Grundlage und Zweck zu wissen gewohnt ist. Dieses bei dem gewöhnlichen Lebensgange sich in allen Verhältnissen bewährende Bewußtsein ist es dann, aus dem sich auch die Aufgelegtheit zu außergewöhnlicher Anstrengung begründet. Wie aber die Menschen häufig lieber großmütig als rechtlich sind, so überreden sie sich leicht jenen außerordentlichen Patriotismus zu besitzen, um sich diese wahrhafte Gesinnung zu ersparen oder ihren Mangel zu entschuldigen."

Hegel. (Aus: Hegel, Ein Überblick über seine Gedankenwelt in Auszügen aus seinen Werken. Bd. 4 der von L. Brieger-Wasservogel herausgegebenen neuen Sammlung: Aus der Gedankenwelt großer Geister. Stuttgart, R. Lutz.)

Lütt Anna.

Novelle
von
Gustav Falke.

(Schluß.)

Jochen Söhl war als Musikant noch in aller Erinnerung. Er war kein Virtuose auf der Trompete, aber für den Tanzboden reichte seine Kunst aus. Wenn Karl Kleesack, der Berufsmusiker, einmal verhindert war — er trank gern und oft reichlich — dann mußte Jochen Söhl wohl mal aushelfen. Man brauchte ihn nicht lange zu bitten. Es war ein Fest für ihn. Und geduldig ertrug er alle Neckereien am anderen Tage, wenn seiner Trompete mal etwas menschliches passierte, und sie andere Töne herausgab als wie er hineingeblasen hatte. Jochen Söhls Absichten waren, was die Richtigkeit anlangte, immer die besten, und sein Können wenigstens über seine eigenen Zweifel erhaben.

„Tein Johr hev'k nu all blast, awer so'n Instrument hett ok sin Nucken. Dor kannst nix bi maken."

Auch Hinrich Kröger war als Virtuose anerkannt. Der Ruf seines Düppelstürmers erfüllte die Gegend zwischen Seeberg, Sierhagen und

Alfrade, wenn auch sein bestes, sein „Du, du liegst mir am Herzen", nicht weit über das Weichbild des Hofes hinausgedrungen war.

Es war ja auch eigentlich nur für Lütt Anna bestimmt, die es mit ganzem Gemüt und mit ganzer Seele genoß, seitdem sie sich als die Auserkorene erkannt hatte.

Aber daß nun auch Lütt Anna nicht ohne Musik war — wer nicht Musik hat in sich selbst, sagt Shakespeare, von dem Lütt Anna freilich nichts wußte — ja wer hätte das bisher geglaubt.

Aber jetzt fing sie auf einmal an, mit Hinrich Kröger um die Wette zu „tralahn", wie die Mamsell es nannte. Zwar pfiff sie nicht, sie brachte keinen Ton heraus, wenn sie die roten weichen Lippen spitzte. Nichts als ein windiges Geräusch entstand, wie die letzten Seufzer einer Handharmonika. Aber Lütt Anna fing mit einmal an zu singen, zu jeder Tageszeit, wie ein vergnügtes Vögelchen. Und es war auch mehr ein Zwitschern als ein Singen. Lieder ohne Worte und Melodien ohne Takt und Rhythmus. Aber es war Klang, reiner frischer Klang in ihrer jungen Stimme, und der Herr selbst blieb einmal auf der Treppe stehen und hörte einen Augenblick nach diesen ungewohnten hellen Tönen hin.

Was mochte das für eine Freude sein, die sich mit einmal bei Lütt Anna in diesen Tönen Luft machte? Eine Freude war es, ein Glücksgefühl, das hörte auch ein Unmusikalischer aus dem hellen, weichen Gezwitscher heraus. Mamsell ärgerte sich zwar über dieses ewige „Tralahn" und die Polsche schlug in dieselbe Kerbe. Ihr war es doppelt ärgerlich, denn sie ahnte mit der Schlauheit der Neider die Ursache zu dieser Lustigkeit. „Du, du liegst mir am Herzen" pfiff sie mit einem höhnischen Giftblick der schwarzen Augen, denn sie konnte gut pfeifen, nur etwas scharf und schrill klang es.

Lütt Anna setzte dann „ihre Nase auf", was sie prachtvoll verstand und ließ die „Schlampe" links liegen. Was lag ihr an der Meinung der Polschen. Sie waren ihr alle gleich, die Mamsell, Trina Maack, Lene Möllersch und wie sie hießen. Hinrich Kröger hatte sie hinterm Kuhstall in die Arme genommen, und sie hatte wirklich an seinem Herzen gelegen, ach so lange, eine ganze Zeitlang, und sie wußte nun, wie gut er ihr war. Ach so gut. Denn er hatte sie geküßt und gestrakt. „Min söt lütt Anna," „Min Hinrich".

Ganz so war es damals mit Jochen Söhl gewesen. Nur war es nicht hinterm Kuhstall gewesen, sondern auf der Bachkoppel hinterm Knick. Und heiraten wollte Hinrich sie auch, ganz wie Jochen Söhl. Sie hatte nun zwei, die sie heiraten wollten. Und dann sollte so'n lütt Meiereideern

nicht vergnügt sein? Die Polsche hatte nicht einen, und Mamsell soll man bloß mal einen gehabt haben, den sie beinah auch gekriegt, wenn er nur gewollt hätte. Aber er hatte nicht gewollt und war abgereist, und sie hatte ihm „einen Kranz auf ewig“ gebunden und mit auf den Wagen gelegt. Man erzählte, es sei der frühere Inspektor auf Seebeck gewesen, der zufällig auch Kröger geheißen, aber Timm.

Lütt Anna ihrer aber hieß Hinrich und wollte sie heiraten. Daß sie Jochen auch das Jawort gegeben, bedrückte sie nicht sehr. Einen konnt sie doch nur heiraten. Der andere mußte sich darein finden. Was sollte sie dabei machen?

Es war nur gut, daß Jochen Söhl in Hamburg war. Da konnte sie ihm doch schreiben, was Hinrich Kröger für Absichten hatte. So was sagt sich lange nicht so gut. Und sie schrieb nach Hamburg.

Lieber Jochen!

Wir sind hier zufrieden mit der Ernte, was Dich gewiß auch freuen wird. Der Verwalter geht auf seinen krummen Beinen ganz vergnügt umher und was sein Hund ist, sein neuer, den Du noch nicht kennst, Hektor heißt er, den hat Lisch, die schwarze mit 'n Bleß gestern gestoßen. Sonst geht es uns recht gut hier. Schreiben muß ich Dir noch, daß Hinrich Kröger mich jetzt heiraten will. Seine Hand ist jetzt wieder ganz besser und er sagt, das wäre das beste so, daß wir uns heiraten. Ich hab dir immer heißgeliebt mein guten Jochen aber wenn Hinrich es nun doch mal gerne will und ich mag ihn auch ganz schrecklich gerne leiden. Deine Anna.

Jochen schrieb darauf, er hätte zwei Tage Urlaub genommen und käme „morgen Abend“. Weiter schrieb er gar nichts.

Das war ein unheimlich kurzer Brief, und es war nicht einmal ein Brief, sondern eine bunte Ansichtskarte mit einer feschen Vierländerin darauf.

Lütt Anna las die Karte dreimal und drehte sie hin und her. Es war nichts weiter darauf. Nichts von Hinrich, nichts von Heiraten. Nur, daß er kommen würde. Morgen Abend schon. Vielleicht hatte er ihren Brief noch gar nicht erhalten und hatte zufällig Urlaub genommen, nur aus Sehnsucht nach ihr und Seebeck.

Morgen Abend schon.

Ob sie es Hinrich noch vorher sagte? Ja, das wollte sie doch. Er wußte nicht, daß sie an Jochen geschrieben hatte. Ja, er wußte nicht einmal, daß sie nötig gehabt hatte, an Jochen zu schreiben, daß Jochen Söhl ältere, am Zaun mit Kuß und Handschlag, wie es sich gehört, besiegelte Vertragsrechte auf sie hatte. Sie hatte geglaubt, diese Angelegenheit so ganz allein mit einem netten Brief an Jochen erledigen zu können.

Was sollte sie nun tun? Sie ging hin zu Hinrich und sagte ihm, daß Jochen Söhl morgen käme. „So? Jochen kümmt? Wat will he denn?"

„Ach Hinrich, min söten Hinrich."

„Wat is denn?"

„He will — he will mi heiraten," schluchzte Lütt Anna.

„He will di heiraten?" fragte Hinrich ganz verdutzt. „Wo will he di heiraten?"

Lütt Anna schluchzte nur hinter der vorgehaltenen Schürze. „He kann di doch gor nich heiraten," fuhr Hinrich fort. „He is woll nich klok."

„Ach Hinrich," raffte sich Lütt Anna auf.

Über Hinrichs Gesicht fuhr es mit einmal wie ein Blitz des Verstehens. „Deern", rief er. „Hest di mit em inlaten?"

„Nee, nee, Hinrich! Nee, wahrhaftigen Gott nich."

„Wat will he di denn heiraten?"

Das bedurfte in der Tat einer Aufklärung, und Lütt Anna gab sie denn auch unter Schlucken und Schnucken.

Hinrich hörte ihr, an die Wand gelehnt, mit großen Augen zu. Sie standen wieder in der stillen heimlichen Ecke hinterm Kuhstall. Als sie schwieg, sah er mit einem verlorenen Blick über sie hin. Plötzlich spitzte er die Lippen und begann ganz leise, wie abwesend den Düppelstürmer zu pfeifen.

Lütt Anna sah ihn ängstlich an. Aber er tat, als ob sie gar nicht da wäre und pfiff weiter. Und mit einmal pfiff er ganz laut und heftig, brach kurz ab und sagte mit Nachdruck: „Jochen is 'n Döskopp. Dor quäl di man nich üm."

* * *

Lütt Anna hatte eine ruhige Nacht gehabt. Hinrich hatte das erlösende Wort gesprochen: „Jochen is 'n Döskopp!"

Jochen verlor dadurch wirklich etwas in ihren Augen, daß man so despektierlich von ihm sprach. Er war ihr bisher ganz begehrenswert erschienen, aber nun Hinrich das Urteil über ihn gefällt hatte, war sein Glanz im Erlöschen. Ach, sie würde schon mit Jochen fertig werden. Hinrich hatte so überlegen den Doppelstürmer gepfiffen, und dann war es so forsch und sicher herausgekommen: „Jochen is 'n Döskopp! Dor quäl di man nich üm."

Nein, sie wollte sich nicht weiter darum quälen. Hinrich würde schon alles machen. Und doch — heute schon sollte Jochen vor ihr stehen.

Hinrich hatte gut sagen, dor quäl di man nich üm. Jochen hatte so eine fatale Manier, einem dicht auf den Leib zu rücken, wenn er einem was zu sagen hatte. Und sein ehrliches, breites Gesicht konnte so rot werden, wenn er erregt war. Und dann hatte er ein Lieblingswort,

eine Redensart, die ihr wunderlicherweise heute immer im Ohr lag: „Ick beer di vun Himmel un to Eer." Er brauchte das als Ausdruck des Bittens sowohl wie des Verwunderns. Manchmal wurde es zu einer Beschwörungsformel in seinem Munde, oder wurde gekürzt, zu einem Ausruf jähen Schreckens: „Himmel und de Eer!" Und als er ihr damals das Jawort abgerungen, hatte es gar so beweglich geklungen: „Ick beer di vun Himmel un de Eer, vun Himmel un de Eer beer ick di Anna, vun Himmel un de Eer." Und da hatte sie ja gesagt.

Nein, so leicht würde Hinrich nicht mit Jochen fertig werden.

Ach, daß sie nicht noch mit dem Brief gewartet hatte. Aber wie konnte sie auch denken, daß er sich sogleich aufsetzen und kommen würde.

Das „Tralahn" verging Lütt Anna natürlich bei solchen Gedanken. Mamsell, die sich um nichts kümmerte, was nicht in ihren Pflichtenkreis fiel, machte sich nichtsdestoweniger Gedanken: „Wat hett de Deern?" Und de Polsche sah sie mißtrauisch an; sie wußte nicht, was sie daraus machen sollte.

Am Leutetisch aber neckte man mittags Hinrich Kröger mit Lütt Anna, und Paul Reese meinte: „He fleit so lang um er rum, bit de Schanz stürmt is."

„Ja, din Mulspitzen helpt di jo nich veel," sagte Hinrich und hatte die Lacher auf seiner Seite. Paul Reese bemühte sich in letzter Zeit vergeblich um ein Mädchen aus Sierhagen.

Hinrich hatte empfindlicher geantwortet, als sonst seine Art war. Jochen Söhls Kommen lag ihm doch im Kopf, schwerer als er sich eingestehen wollte.

Wenn Jochen nun nicht ablassen wollte? Was dann? Lütt Anna hatte ja freilich das letzte Wort, und wie das ausfiel, dessen glaubte er ja sicher sein zu dürfen.

Aber Jochen könnte Streit anfangen, Jochen könnte Lärm machen, Jochen könnte — ja er kannte Jochen ja gar nicht, er konnte ja „'n ganzen asigen Kerl sein," mit dem man seine schwere Not hatte.

So energisch er gestern erklärt hatte, daß Jochen „'n Döskopp sei" — der Gedanke an Jochen war ihm doch unbehaglich. Und man hörte an diesem Tage weder Tralahn noch Pfeifen auf Seebeck.

* * *

Es war sieben Uhr abends, als der Milchwagen auf den Hof gefahren kam, im schlanken Trab, daß es auf der kurzen gepflasterten Auffahrt ordentlich prasselte, und die Milcheimer mit blechenen Klang aneinander schlugen. Des Haushalters Spitz sprang mit lautem

Gekläff neben her. Ihm gesellte sich Hektor, des Verwalters Hühnerhund, mit lebhaftem Blaff, blaff. Die drei Enten, die sich da ordnungswidrig herumtrieben, bekamen einen Riesenschrecken, und die Fetteste von ihnen fiel bei der eiligen Flucht zweimal auf den Bauch.

Auf dem Bock beim Haushalter saß Jochen Söhl. Er sah gerade vor sich hin, nicht links und nicht rechts, wie auf dem Exerzierplatz.

Der Schmied, der Stellmacher, die Leute auf dem Felde, überall wo sie vorbei gekommen waren, hatten große Augen gemacht.

Jochens Uniform fiel gleich auf.

Jochen? Jochen Söhl? um diese Tied? Wat hett dat to bedüden?

Und kaum war Jochen vom Wagen herunter, da kam auch der „Franzos", der irgendwo im Graben gelegen haben mochte, von der Uniform gelockt auf den Hof, und bat scheinshalber um ein Glas Buttermilch. Er hätte den ganzen Tag noch nichts getrunken.

„Boddermilk woll nich," sagte der Stadthalter, „aber Köhm".

„c'est la vie," sagte der Held von Sedan und seine Augen folgten Jochen Söhl, der stracks in den Pferdestall zu den Knechten ging. Die hatten gerade abgeschirrt und besorgten ihre Pferde.

Obgleich sie alle verwundert waren, Jochen Söhl zu sehen, ließen sie sich doch nicht weiter stören. Peter Buck knurrte aus der Futterkammer heraus: „Du Jochen?" und Paul Reese, der gerade mit seinem Braunen schalt, mengte Schelte und Begrüßung durcheinander: „Dammi, Lise, pedd mi nich up 'n Foot." — Büst du dat, Jochen Söhl? — Dummerhaftige Kreatur!"

Hinrich, der gleichfalls noch mit dem Großknecht in der Futterkammer war, hörte Jochens Namen nennen, und sein Ärger, daß Paul Reese ihm mit seinem Futtersack zuvorgekommen war, verwandelte sich in Zufriedenheit. Nun, endlich an der Reihe, zögerte er absichtlich hin und hielt seinen Sack möglichst ungeschickt, so daß Peter Martens böse ward und laut losschalt. „Wenn eten wullt, mußt Mul uppmaken!"

Hinrich, mit seinem vollen Sack, pfiff und tat, als ob er Jochen Söhl nicht sah. Sie kannten sich ja auch beide noch nicht. Aber Jochen hatte gleich eine Ahnung, das könne wohl der Hinrich Kröger sein, der seine Anna heiraten wolle.

„Is das der Neue?" fragte er, als Hinrich an ihn vorbei aus dem Stall ging. „Ja", sagte der Großknecht.

Der Franzos schob sich etwas scheu in den Stall. Aber Peter Martens fuhr ihn gleich an. „Hier hest niks to söken. Wat wullt du?"

„Des Kaisers Rock sehen. Je suis un vieux soldat."

„Dat weet wi all, Franzos. Ga man vun Hoff."

„Herr Kamerad", sagte der Stromer und hielt Jochen Söhl seine Mütze hin.

Jochen, dem der Franzos kein Unbekannter war, gab ihm ein Zehnpfennigstück. „Merci, mon brave camerad. Votre santé!" sagte der Beschenkte und trollte sich, von Peter Martens ermuntert, langsam vom Hof, seinem Nachtquartier hinter irgend einem Knick entgegen.

Jochen Söhl aber ging mit an den Leutetisch zum Abendbrot, das war selbstverständlich.

Und da sah er Lütt Anna zum ersten Male, als sie in der Ausübung ihrer Hausmädchenpflichten mit den Herrschaftsschüsseln an der offenen Tür der Gesindestube vorbeihastete, mit einem roten Kopf.

Sie wußte schon, daß Jochen da war und sah auch im Vorübereilen die roten Aufschläge seines Waffenrockes leuchten.

Jochen saß so, daß er nicht allzuviel von der kleinen flinken Deern sehen konnte, aber er hörte dann und wann in der Küche ihren Namen rufen und hörte auch mal ein unverständliches Wort aus ihrem Munde.

Ihm schräg gegenüber hatte Hinrich seinen Platz. Er schien sich für acht Tage satt essen zu wollen, so wenig sah er von seinem Teller auf. Er beteiligte sich kaum an der Unterhaltung. Jochen Söhl aber kam fast gar nicht zum Essen, so viel mußte er von Hamburg und vom Soldatendienst erzählen. Er hatte viel auszukramen, und sie nahmen ihn alle so wichtig, daß er zeitweilig Lütt Anna und den Zweck seines Kommens vergaß. „Eet doch, Jochen," ermunterte ihn Trina Maack. Ihre blanken Augen ruhten mit außerordentlichem Wohlgefallen auf Jochens Uniform.

„Wo is he doch smuck worn," dachte sie. „Is dat Jochen Söhl?"

In der Tat hob sich Jochen in seiner Uniform, die ihm stramm auf dem Leib saß, recht vorteilhaft von den hemdsärmeligen Knechten ab. Sein breites frisches Gesicht, sauber rasiert, trug die Überlegenheit des welt- und lebenskundigen Städters zur Schau. Aus der allgemeinen stillen Bewunderung, die er wohltuend empfand, erwuchs ihm ein Gefühl der Sicherheit, und wenn seine Gedanken zwischendurch zu Lütt Anna eilten, waren es tapfere Gedanken voll Vertrauen auf seine Sonntags-Uniform und sein schmuckes Aussehen, das ihm Trinas blanke Augen wiederspiegelten.

Auf Hinrich Kröger richtete er nur verstohlene Blicke. Wußte der von Annas Brief, und weshalb er, Jochen, gekommen war? Aus seinem Gebaren konnte er nichts entnehmen. Er erschien völlig gleichmütig und unberührt, nur auf die Stillung seines Hungers bedacht. Daß er ein hübscher Kerl war, sah Jochen, ohne daß er ihn erst mit dem neben ihm sitzenden kleinen struppigen Peter Buck verglichen hätte.

Der wollte also Lütt Anna heiraten. Aber grade, wenn bei diesem Gedanken ein heißes Gefühl in ihm aufstieg, wollte Trima Maack wissen, ob er auch viel auf St. Pauli getanzt hätte, und Peter Buck erschien es wünschenswert, zu erfahren, wie viel Mann sie auf der Stube wären, und der alte Peemöller beteuerte mit seiner blechernen lahmen Sprache, sein Hauptmann hätte auch Fritsche geheißen und „disse is denn woll all de Söhn dorvun“.

Und mit einmal ging es: Klatsch, kladderadatsch, knatter, ratter, klirr kling — — und eine helle Stimme stieß einen Schreckensschrei aus, und in der Küche rief einer „Huch“, das war die Mamsell, und die Polsche schoß aus der Küche heraus, mit der Gabel in der Hand, und aus der Gesindestube drängte sich alles an die Tür, um zu sehen, was es gab. Lütt Anna aber stand mit feuerrotem Kopf und Tränen in den Augen auf der Treppe und sah fassungslos und mit einem Ausdruck rührender Dummerhaftigkeit um den offenen Mund auf die Scherben von sechs Tellern, die am Fuß der Treppe lagen.

„Dor kann sach noch mehr liggen,“ sagte die Polsche schadensfroh. Mamsell aber schalt: „Deern, du schallst di doch man vörsehn.“

Gewiß, das sollte jeder, der Porzellan die Treppe hinunterträgt, auch wenn es nur simples Steingut ist, wie wir in diesen Fall vermuten. Aber das ist leicht gesagt. Namentlich von Mamsell Lübbers. Waren da vielleicht zwei junge unternehmende Leute, die Mamsell Lübbers heiraten wollten? Hatte Mamsell Lübbers vielleicht ihr Jawort gegeben? In überfließender Gutmütigkeit gleich nach beiden Seiten hin gegeben?

Vorsicht ist recht gut und erhält viel zerbrechliche Ware. Aber wenn ein kleines Mädchenherz in solchen Ängsten schwebt, wie heute Lütt Anna ihrs, ach, das kann viel Porzellan kosten, und man kann noch von Glück sagen, wenn es nur sechs Teller sind und mutmaßlich Steinzeug ist.

„Himmel un de Eer!“ hatte Jochen Söhl ausgerufen, als das Geklirr der zerschellenden Teller alles erschreckte, und draußen, angesichts der vielen Scherben, nochmal: „Himmel un de Eer!“ Der alte Peemöller jedoch war als Tröster aufgestanden: „Dat bedüt Glück, Lütt Anna. Dat lat man god sin.“

Hinrich Kröger aber kratzte sich hinter die Ohren und pfiff leise: „Du, du liegst mir am Herzen“.

Das war ironisch gemeint, mit bezug auf die zerbrochenen Teller, „De Fru hett sik mit er Pött, as anner Lüe mit er Kinner,“ hatte Mamsell mal im Ärger gesagt.

Aber Lütt Anna, kaum daß sie die ersten leisen Töne dieser Herzens- und Schmerzensmelodie gehört hatte, gewann eine schöne Beruhigung

daraus. Verlaß dich auf mich, lütt Deern, du liegst mir am Herzen; sie sollen dir alle nichts anhaben.

War das nicht Trost und Halt genug für Lütt Anna? Ja Scherben bedeuten Glück. Oll Peemüller hat ganz Recht. Und wenn Hinrich Kröger pfeift, dann meint er es auch so. Entweder Düppelstürmer oder „Du, du“: man kann sich darauf verlassen. Es ist immer etwas reelles, was er damit zum Ausdruck bringt.

Wenn man sieht, wie Hinrich Kröger nun, den Düppelstürmer pfeifend, ganz Gelassenheit, ganz gesammeltes Selbstvertrauen, den Hof durchquert, soll dann nicht ein sicheres Gefühl der Geborgenheit von einem Besitz nehmen?

Ja, das soll es. Und dreimal ja, wenn man Jochen Söhl nicht anders in seine Rechnung stellt, als wie Hinrich Kröger ihn bewertete: „Jochen Söhl is 'n Döskopp, dor quäl di man nich üm.“

* * *

Ob Hinrich Kröger Jochen Söhl richtig gewertet hatte? Dem Gesicht nach, was Jochen machte, als er nun endlich im Schummern des Feierabends Lütt Anna begrüßen konnte, wäre man geneigt, das zu bejahen. Es war ein ängstliches, verlegenes, wirklich etwas dösiges Gesicht, das Jochen zeigte, als er Lütt Annas Hand in der seinen hielt, und Lütt Anna, ebenso ängstlich und verlegen, nichts weiter sagte als: „Na, Jochen büst dor?“ „Ja Anna,“ antwortete Jochen „dat wullk' doch man.“

„Jo, du hest mir dat jo schrewen,“ sagte Anna.

Ihre Augen gingen schnell über Jochens Uniform hin und blieben an den roten Ärmelaufschlägen mit den blanken Knöpfen hängen.

Das entging Jochen nicht.

„Dat is min Sündagsrock,“ sagte er. Lütt Anna fuhr mal mit der Hand sachte über das blaue Tuch.

Jochen hielt still wie beim Zeugappell auf dem Kasernenhof.

Und dann gingen sie Hand in Hand wie früher, und Lütt Anna zog Jochen unwillkürlich nach dem dunkelsten und heimlichsten Winkel auf dem ganzen Hof.

Das war der Versteck hinterm Kuhstall, wo Lütt Anna gestern vor Hinrich Kröger geschluchzt hatte. Ob sie nicht nebenbei noch — wir vermuten es sehr stark — die geheime Hoffnung leitete, dort irgendwo Hinrich Kröger in der Nähe zu wissen? Denn Lütt Anna war nicht ohne Furcht und Herzklopfen und nicht ohne das Gefühl der Schuld. Warum war Jochen Söhl gekommen? Zu strafen oder zu vergeben?

Es war ganz still und dunkel in dem heimlichen Winkel. Altes Fliedergebüsch, dessen Beerendolden schon anfingen sich zu färben, hing tief herab und bildete mit dem weit vorspringenden Strohdach des Stalles einen geschützten Versteck. Brennessel und Huflattig hatten sich am Boden angesammelt und machten sich da recht breit. Ein paar dicke Spinnen hatten an diesem ungestörten Platz ihre Webstühle aufgestellt und waren fleißig gewesen. Überall zwischen Dach und Mauer und den Zweigen des Flieders spannte sich ihr feines Gespinst in zierlichen und gleichförmigen Mustern aus.

Unten durch den kleinen Unkrautwald schoben sich schwerfällig ein paar Kröten, die bis zur Annäherung des störenden Menschenpaares wahrscheinlich träumerisch auf einem Fleck gehockt hatten. Auf dem Dach der Nebenscheune aber hoben sich die dunklen Silhouetten des Storchenpaares fast regungslos gegen den blassen Abendhimmel ab.

Den beiden Menschenkindern war beklommen zu Mute in dieser Abgeschiedenheit. Alle Zuversicht auf Sprichwörterweisheit und zugepfiffene Trostmelodien war schon wieder aus Lütt Annas Herzen gewichen; sie atmete schwer, und ihre Stimme klang gepreßt, wie die Jochens. Sie sprachen im Flüsterton und standen dicht voreinander, so daß sich ihre Nasen beinahe berührten.

„Ik schall di doch heiraten Anna," sagte Jochen. „Du kannst em doch nich heiraten."

„He will dat aber doch."

„Wenn Du nich wullt, kann he di doch nich heiraten."

Lütt Anna schwieg.

„Deern! Ick beer di von Himmel und de Eer!"

Er suchte im Dunkeln nach ihrer Hand, die sie hinter sich hielt.

„Vun Himmel un de Eer beer ik di, von Himmel un de Eer, Anna. Von Himmel un de Eer!"

Seine Stimme zitterte, und es lag ein echtes Herzweh drin. „Du, du liegst mir am Herzen" klang es ganz leise durch den Abend. Es schien vom Pferdestall herzukommen, oder hinter der Scheune her. Jochens Beschwörung hatte gerade Lütt Annas weiches Gemüt so weit aufgewühlt, daß das erste Schluchzen in ihr aufquoll, als diese leisen Töne Öl auf diese Empfindsamkeitswelle träufelte.

„Hinrich hett mi nu doch mal so geern," sagte sie.

„Hev ik di denn nich veel veelmals mehr leev, Lütt Anna-Deern? Un hest du mi denn nich mehr leev?"

Seine Stimme hatte jetzt etwas weinerliches, was Lütt Anna wieder ans Herz griff.

„Ik beer di, vun Himmel und de Eer beer ik di. Vun Himmel un de Eer, Anna!“

Und bei jedem „Himmel un de Eer“ wurde Lütt Anna weicher, und jetzt konnte sie sich nicht länger halten.

„Wat schall ik denn dorbi dohn?“ schluchzte sie.

„Min leev Lütt Anna.“

Er tastete nach ihrer dunklen Gestalt, erwischte sie, die hinter den vorgehaltenen Händen nichts sah, und zog die Weinende sachte an sich.

Sie ließ es geschehen, wie sie sich gestern an dieser selben Stelle von Hinrich hatte in die Arme nehmen und küssen lassen.

Jochen strakte und eite sie mit seiner großen breiten Hand, und sie fühlte einen der kühlen Metallknöpfe seiner Uniform fast wohltuend an ihrer brennenden Backe.

„Wenn du em heiratest, kumm ik nich wedder, nie nich,“ sagte er bestimmt.

„Nee, Jochen, nee,“ schluchzte sie.

„Denn bliw ik bi de Suldaten, denn könnt se mi dor man dotscheeten. Dat schall mi denn ok allens einerlei sin.“

„Nee, Jochen, nee,“ schluchzte Lütt Anna noch heftiger. „Starwen schallst du mintwegen nich, Jochen.“

Jochen wußte sehr gut, daß es mit dem Totschießen nichts auf sich hatte. Er hatte das nur so im Affekt herausgestoßen. Nun er sah, wie tiefen Eindruck das auf sie machte, hätte er seinen Vorteil ausnutzen können. Aber dazu war er zu gutmütig.

„Ik segg dat ja man so. Dotscheeten dohn se mi all nich. Dor ween man nich üm.“

„Wat schüllt se ok woll,“ sagte Lütt Anna schnell beruhigt. „Wenn wi nu to Fröhjohr heiraten, hew 'k so dacht,“ fuhr Jochen fort. — Von irgendwo her klangen gedämpft ein paar Takte des Düppelstürmers. —

„De oll Kat bi de Kattenkoppel kriegt wie sach. De hett de Herr mi all verledden Johr toseggt. Un denn hefft wie dat beste Tüftenland von alltosamen. Chrischan Möller seggt dat ok.“

Lütt Anna dachte an die Kattenkoppel, die sich in leichtem Anstieg hinter der kleinen Kate erhob. An die weißen Rosen, die die Südseite des Häuschens überrankten, bis aufs Dach hinauf. Und an das gute Tüftenland. An dieses besonders.

Der Düppelstürmer ließ sich wieder hören, diesmal näher, aber das Tüftenland behielt augenblicklich die Oberhand.

Und nun zog Jochen wieder das Gefühlsregister: „Ik beer di, Anna, vun Himmel un de Eer beer 'k di. Wat hev 'k di nich jümmers leev hatt. Vun Himmel un de Eer, Anna. Wat schall he di? Wat will he di? Wat kann he di?"

Und Jochen zog Lütt Anna wieder fest an sich und küßte sie.

Der Düppelstürmer klang schon wieder entfernter. Lütt Anna hörte ihn diesmal gar nicht, so fest hatte Jochen seine großen Hände um ihren Kopf gelegt und seine Lippen abwechselnd auf ihre überträ̈nte Backe und ihren halb offenen Mund gepreßt.

Es tat ihr ordentlich weh. So packte Hinrich nicht zu. „Un nu seggst du em, dat du em nich wullt. Wull du dat?"

„Ach jo, Jochen, ach Gott nee, Jochen."

„Dat kann 'k verlangt sin vun di."

„Wenn 't denn sin möt!"

„Dor verlat di up."

„Ach Gott nee, Jochen."

„Si man nich bang, Deern."

„Ach Gott, ach Gott."

„Ik beer di vun Himmel."

„Jo, jo, ik will 't em seggen," fiel ihm Lütt Anna ins Wort, die sich vor Jochens wiederholter Beschwörungsformel fürchten mochte.

* * *

Am anderen Morgen mußte Jochen Söhl den Weg zu Fuß antreten, wollte er den Zug rechtzeitig erreichen, der ihn wieder nach Hamburg bringen sollte zu seinem Hauptmann, der so nett zu ihm war, und zu seiner Kompagnie, die auch so nett zu ihm war..

Es war eine Stunde Weges, und er war früh aufgebrochen, ohne Lütt Anna noch mal gesehen zu haben. Die trug der Herrschaft jetzt den Morgenkaffee auf, während Jochen rüstig auf dem knickumsäumten Landweg dahinschritt. Er war glücklich, daß er den guten Einfall gehabt hatte, sich Urlaub zu erbitten. Nun war die Sache mit Lütt Anna gleich ins Reine gekommen. Man muß nur ein vernünftiges Wort mit so 'n lütt unvernünftige Deern schnacken. Sie ist ja noch so jung und braucht zuredendes Wort.

Die Morgensonne lag auf Feld und Wiesen, spiegelte sich im Tau und hatte ihren goldenen Schleier über den Knick gehängt. Wie das glitzerte, wenn der leichte Wind, der Jochen Söhl von der Seite sanft anblies, die Brombeeren- und Haselnußzweige schaukelte. Mal ein Hundegebell, mal ein Peitschenknall, das Brüllen der Rinder auf den Koppeln,

das waren die Stimmen des erwachenden Lebens, die Jochen begrüßten und mit seinen sicheren, getrösteten Gedanken gut harmonierten.

„Bon jour“, mischte sich plötzlich aus dem Gebüsch heraus eine neue Stimme da hinein, und keine sehr melodische; sie klang stark heiser und verriet ihre Herkunft aus einer rechten und echten Branntweinkehle.

Es war der Franzos, der da im Graben bei seiner Morgentoilette saß. Er kämmte mit dem natürlichen Kamm seiner zehn Finger das immer noch üppige, aber stark angegraute Kraushaar, rieb sich die geröteten Augen mit dem Handrücken und nahm statt der äußerlichen eine innerliche Waschung vor aus der noch halbgefüllten Flasche.

Nach seinem „Bon jour“ sprang er auf und bot Jochen Söhl einen Schluck seines Frühtrunkes an. Aber Jochen dankte, er hätte schon gefrühstückt. Der Monarch, den er aus mancher Erntezeit her kannte, war ihm zuwider und heute doppelt.

„Bißchen den Schatz besucht?“ fragte der Franzos vertraulich, indem er sich an Jochens Seite hielt. Jochen wurde rot. Er glaubte etwas wie Spott in der Frage zu hören. Sollte dieser Kerl etwas wissen von Lütt Annas Verhältnis zu Hinrich Kröger? Die Deerns und Knechte wissen immer alles und beklatschen alles.

„Wo meenst dat?“ fragte er gereizt.

„Lütt söte Deern“, redete der Franzos unbekümmert weiter. „Très jollie. La beauté du village.“

„Lat din französch man unnerwegs“, sagte Jochen giftig. „Köp di man een in din Buddel. Wieder wullt du jo doch man nix.“ Er blieb stehen und zog sein Portemonnaie.

„Jochen, du büst de beste Mann, dat schall wohr sin,“ sagte der Stromer mit einem Anflug von Treuherzigkeit. „Immer noch der verfluchte Durst aus Frankreich! Auch ein Opfer fürs Vaterland. Sacre bleu! Vun hüt an drink ik Boddermelk. Wahrhaftigen Gott, Jochen. De verfluchte Branntwin.“

Jochen war froh, als er den Stromer los war. Und doch — als er ihn durch die Felder schwanken sah, war's ihm ein Stück Erinnerung, was ihn nach dem Hof und nach Lütt Anna zurückzog. Drei Jahre, oder waren es mehr, hatte Andreas Krüger, der Franzos, um die Erntezeit sich auf Seebeck eingestellt und auch meistens bei der Arbeit seinen Mann gestanden. Unter strenger Zucht, wie sie Fritz Bestmann übte, konnte er sich eine Zeit lang tüchtig halten. War aber die Arbeit getan, trieb er sich in der Gegend umher und erschien immer wieder bettelnd auf den Höfen. Er würde auch auf Seebeck noch oft erscheinen, Lütt

Anna mit seinem französisch zum Lachen bringen und ein Glas Buttermilch von ihr bekommen.

Und Jochen blieb wirklich einen Augenblick stehen und sah der schwankenden Gestalt aufmerksam nach. „Nee, he hölt sick rechts, Sierhagen to," sagte er laut.

* * *

Während Jochen Söhl solcherweise der Eisenbahn zustrebte, stürmte über den Hof von Seebeck Hinrich Krögers Marsch, als gelte es nun wirklich, das letzte Dänenbollwerk mit ungeheuerer Bravour zu nehmen. Es war keineswegs immer ein Ausfluß vergnügter Stimmung, wenn Hinrich Kröger den Düppelstürmer pfiff. Der diente ihm zum Ausdruck der verschiedensten Gemütsverfassungen, ganz wie Jochen Söhl sein „vun Himmel un de Eer". Heute Morgen war etwas heftiges, gereiztes in seinem Pfeifen.

Er hatte sich vergeblich bemüht, Lütt Anna gestern Abend noch zu sehen, und auch heute Morgen hielt sie sich zurück. Und er war doch so neugierig, wie die Sache mit Jochen Söhl abgelaufen war. Auch diesen hatte er nicht wieder gesehen. Jochen hatte beim Schmied übernachtet und war in aller Frühe wieder auf und davon gegangen. Da war Hinrich Kröger nun ganz ins Ungewisse gestellt.

„Wenn de Deern sik wedder hett rumkregen laten." — Einen Nachsatz bildete er nicht. Es war ihm eben höchst unklar, was dann geschehen sollte. Er pfiff statt dessen ärgerlich seinen Marsch. „Hütt krigst woll betolt vör din Gefleit?" fragte Peter Buck beim Anschirren, „is jo nich ton Uthollen mehr."

Nach dem Mittagessen konnte Hinrich Zeitmaß und Tonstärke seiner musikalischen Kundgebung etwas mildern, so daß es wieder zum Aushalten war. Er hatte einen Blick von Lütt Anna aus der Küche erwischt, einen verständnisvollen, verheißungsvollen Blick: Wart man, hüt Abend segg ik di allens.

Und wirklich pfiff er auf der Rappsaatkoppel, wohin ihn der Verwalter mit Paul Reese geschickt hatte, hinterm Pflug einmal leise, wie tastend: „Du, du liegst mir am Herzen". Aber es wollte nicht recht ausklingen, es blieb Stückwerk und kam nie ganz zu Ende. Um so ein Lied von Anfang bis zum Schluß schön und innig zu pfeifen, muß die Seele in einer ruhigen, vollen, einheitlichen Stimmung sein, ganz Glück, oder ganz Leid.

Aber woher sollte diese Stimmung kommen, so lange Hinrich nicht von Lütt Anna gehört hatte, wie es mit Jochen Söhl abgelaufen war.

„Hü Lisch, Gott Dammi noch mal, wullt mi woll argern."

Und Lisch bekam die Peitsche um die Ohren,

Sie schüttelte den Kopf. Sie verstand Hinrich Kröger nicht. Warum schlug er sie? Was hatte sie getan? Sie war sich keines Unrechts bewußt. Sie schüttelte nochmal mit dem Kopf.

* * *

O Jochen Söhl, der du auf dem harten Bett in der kahlen, gefühllosen Kasernenstube liegst und nach dem anstrengenden Tag der Rückreise in den stärkenden Schlummer hinüber schnarchst — o Jochen Söhl, wir bitten dich von Himmel und zur Erde, von Himmel und zur Erde bitten wir dich, sei eingedenk, daß du des Kaisers Rock trägst, der dich verpflichtet, ein Mann und ein Held zu sein. Denn was sich heute Abend hinterm Kuhstall des herrschaftlichen Gutes Seebeck, Kreis M., Reg.-Bezirk N., zuträgt, wie eine feindliche Kugel wird es dich treffen, gerade ins Herz. Ob sie dich töten wird, diese Kugel? Nein, solche Kugeln töten nicht immer, auch wenn sie ins Herz treffen. Aber umwerfen können sie den Getroffenen, umwerfen und verwunden auf Lebenszeit. Steh fest, Jochen Söhl, laß dich nicht umwerfen, ein Mann und ein Held. Du trägst des Kaisers Rock.

Hinrich Kröger sagte nur „na?", als Lütt Anna unter dem hängenden Fliederbusch zu ihm ins Dunkel schlüpfte.

„Min Hinrich, nee, min Hinrich, wo wer'k doch bange," flüsterte sie hastig.

„Wat hett he di seggt?"

„Nix hett he mi seggt. He wull mi heiraten."

„Un wat hest du em seggt?"

„Dat du mi ok heiraten wullt."

„Un wat hett he dor seggt?"

„Nee, hett he seggt, dat schall ik doch jo nicht dohn."

„Un wat hest du dor seggt?"

„Ja, wat schull ik em seggen? He lött mi jo gornich to Word kamen."

„Jo, awer wi is dat denn nu?"

„Jo, dat wet ik ok nich. He will mi jo jümmer noch heiraten."

„De Kerl de, dat will 'k em wisen. Dat lat ik mi nich gefallen. De Döskopp! Ik hau di dod, wenn em nimmst."

„Awer dat doh ik jo doch nich. He kann jo mintwegen Soldat blieben."

„Dat wull 'k man weeten."

„De oll Kat kriegt wi sach ok," sagte Lütt Anna aus einem helleren Ton.

„Wat förn Kat?"

„An de Kattenkoppel."

„Wat is mit de Kat?"

„Jo, he schüll se jo hebben, hett he seggt."

„Wat will he mit de Kat? Wenn he keen Fru hett? Erst kümmt wi. Du büst jo doch 'm ganz dwatsche Deern. Löttst em so weller afgahn. Wat wullt denn nu?"

„Ik hew mi dacht, ik wull em dat schriewen."

„Schriewen, schriewen, denn kümmt he noch mol anföhrt."

„Nee, Hinrich, nee. Ik schrew em dat so, dat he nich weller kümmt."

„He schall man kamen, dann will ik ok 'n Word mit em reden. Dor kannst di up verlaten."

„Büst bös, Hinrich?"

„Bös? Vun wat schall ik woll bös wesen? Awer argern doh 'k mi."

„Dat mußt nich, Hinrich."

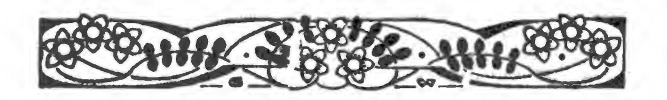
Das Gespräch, das sich zwischen einem leisen Flüstern und erregterem, gehobenerem Ton auf und abbewegt hatte, erstarb jetzt in heimlichem Getuschel. Einen Augenblick war es ganz still. Dann ließ sich ein Geräusch vernehmen, das von einem Kuß herstammen konnte. Und dann ging ein leises Rauschen durch die hängenden Fliederzweige. Zwei dunkle Gestalten, fest umschlungen, traten ins dämmerige Licht des Spätsommerabends, und eine leise, weiche Mädchenstimme ließ sich undeutlich vernehmen. Nur einige Worte wurden hörbarer, wie „Küstenland", „Swin fett maken" und einmal ein ganz energisches „dat is doch so, Hinrich", bis das ganze Geflüster wieder in einem leisen, schnellen Geräusch von Küssen und Wiederküssen unterging.

„Datt is doch so," hatte Lütt Anna behauptet.

Was sie damit meinte, haben wir nicht erfahren. Vielleicht stand etwas davon in dem Brief, den Lütt Anna am nächsten Tag an Jochen Söhl nach Hamburg schrieb. Aber wir haben auch Jochen Söhl nicht wieder gesehen und haben also auch von ihm nichts erfahren können. Wir wissen nur, daß die Kugel, die hinter dem Kuhstall von Seebeck auf sein treues Herz abgefeuert wurde, ihn zwar verwundete, aber nicht umgeworfen, geschweige denn getötet hat, auch wissen wir, daß er nach Seebeck nicht wieder zurückgekehrt ist und des Kaisers Rock nicht wieder ausgezogen hat.

So hat der Kaiser Lütt Anna einen braven Berufssoldaten zu verdanken, und das mag ihre Schuld in den Augen patriotischer Leute etwas mildern.

Wir wollen sie deshalb nicht loben.



Amerikanische Eindrücke.

Von

Otto Hötzsch.

II.

Von amerikanischen Universitäten.

Die Anlage des Hochschulstudiums, die ich schilderte, hat nun noch eine Folge: man kennt das Wandern von Universität zu Universität nicht. Der Amerikaner besucht in der Regel nur eine Universität und ist daher ausschließlich und für das ganze Leben Harvardstudent oder Yalestudent usw. Dies erzeugt einen außerordentlich starken Korpsgeist, den besondere, gleich zu schildernde Institutionen noch fördern, und eine rührende, manchmal fast sentimentale Anhänglichkeit an die alma mater. Das führt aber auch zu einer starken Exklusivität der Universitäten gegeneinander, die durch die Verbindung mit dem Sport noch verschärft wird. Eine kleine Geschichte: in Harvard war ein alter Apfelsinenverkäufer, so eins der alten Universitätsoriginale, wie wir sie in Deutschland auch haben, John the Orangeman. Den fragte man einmal, was wohl das Motto Veritas auf dem Universitätssiegel bedeute, und er antwortet: I guess, to hell with Yale! (Ich meine, in die Hölle mit Yale!) So hatte die Universitätsstimmung abgefärbt auf den Alten. Ich kann mir nun wohl denken, daß diese Rivalität und Exklusivität, die es wo anders auch gibt, durch den Sport einen unangenehmen Beigeschmack erhält. Es spielt ja Universität gegen Universität, natürlich meist die einander nahegelegenen: Harvard gegen Yale, Yale gegen Columbia, Columbia gegen Cornell, Cornell gegen Princeton; doch reisen auch ganze Fußball- und andere Mannschaften im ganzen Land herum. Und dabei scheint bei der Lust des Amerikaners an der „Race" und am „Rekord" der Sport gelegentlich seine Harmlosigkeit zu verlieren, Selbstzweck zu werden. Wer einmal ein richtiges Fußballwettspiel in England oder Amerika gesehen hat, weiß, was ich meine. Ich habe regelmäßig die Klage gehört, daß zu viel auf die „Athletics" gegeben würde und die Wissenschaft darunter leide. Ich kann darüber nicht urteilen und dachte nur, wenn ich die Spiele und

die Turnhallen sah: wenn wir auf den deutschen Universitäten das an „Athletics" hätten, was man, wie behauptet wird, hier zu viel hat, wir haben unter allen Umständen zu wenig. Das einzige, was sich mit solchen Einrichtungen in Deutschland messen kann, ist die „Palaestra Albertina" in Königsberg, deren verdienten Stifter Dr. Lange ich in New York zu meiner Freude kennen lernte. Es wäre auch eine gute Folge des besseren Kennenlernens beider Länder, wenn diese Seite des amerikanischen Lebens bei uns Nachahmung fände. Was sie an Übertreibung und Schädlichkeit an sich hat, brauchen wir ja nicht nachzumachen. Und in Amerika läßt sich das, soweit ich sehe, abstreifen, ohne daß der ungeheure Wert dieser Sitten für das ganze Volk darunter leidet. Nach den Gedanken, die mir darüber entwickelt worden sind, liegt auch dafür in der Trennung des Colleges von der Universität ein Vorteil, d. h. im Ausschluß der Graduates nicht von den körperlichen Übungen, aber von den Zeit, Kraft und Interesse absorbierenden großen Wettkämpfen. Und um die manchmal geradezu in Erbitterung umschlagende Abneigung der Universitäten gegeneinander zu überwinden, schlägt Prof. Rudolf Tombo jun. von der Columbia University den ich als einen der einsichtsvollsten und fähigsten Vermittler zwischen deutscher und amerikanischer Kultur kennen und schätzen gelernt habe, vor: das Mittel des Austausches auch auf die amerikanischen Universitäten unter sich anzuwenden, zwischen ihnen Professoren und Studenten auszutauschen.

Man glaubte mir manchmal von deutscher Seite etwas besonders Neues zu sagen mit dem Hinweis, daß die amerikanische Universität sehr viel mehr Schule sei, als wissenschaftliche Anstalt, daß sie deshalb nicht überschätzt und den deutschen Universitäten nicht ohne weiteres gleichgestellt werden dürfe. Das wußte ich wohl und sah ich auch, aber ebensogut sah ich, daß hier so wenig wie sonst im amerikanischen Leben, das eben dazu zu weit ist, Verallgemeinerungen erlaubt sind. Wie es sicherlich Universitäten gibt, die wenig mehr als erweiterte Gymnasien sind, so gibt es ebensogut solche, die sich als wissenschaftliche Anstalten durchaus mit den deutschen messen können. Und immer hielt ich mir die verhältnismäßige Jugend der meisten Anstalten vor Augen, den Übergangszustand, in dem sie leben, und sah das mächtige Streben und Arbeiten, vorwärts und in die Bahnen strenger europäischer Methodik zu kommen. Ich weiß nicht, ob der Besuch von zehn Universitäten und zwei Colleges zu einem allgemeinen Urteil berechtigt. Ich habe mich bemüht, vorurteilslos und objektiv zu sehen und bin mit hoher Achtung vor diesem amerikanischen Universitätswesen und -streben geschieden. —

Noch habe ich es nicht ganz erschöpft. Sehen wir uns die einzelnen Teile z. B. der Columbia-Universität an; da finden wir:

I. Columbia College, für Studenten
Barnard College, „ Mädchen } das eigentliche College.

II. Political science (s. o.)
Philosophy
Pure Science (Sprachen, Naturwissenschaften) } sog. „non professional" (nicht für bestimmten Beruf vorbereitende) Kurse für Graduates, das eigentliche University work, = philosophische Fakultät.

III. School of Law = juristische Fakultät.
College of Physicians and Surgeons = medizinische Fakultät.

IV. School of Mines = Bergakademie.

V. School of Chemistry and Engineering = Technische Hochschule.

VI. Schools of Architecture, Music and Design = Akademie der Künste, Konservatorium usw.

VII. Teachers' College: Lehrerseminar.

VIII. College of Pharmacy = Apothekerschule.

IX. Summer Session und Extension Teaching.

Diese Einteilung trägt den Stempel ihrer Entstehung an der Stirn; daß sie kein organisches Ganze darstellt, liegt auf der Hand. Sie zeigt weiter, daß die amerikanische Universität[1]) ihren Kreis noch weiter zieht als die deutsche Universitas Literarum. Unter diesen Gesichtspunkt treten die Studentenzahlen in ein noch anderes Licht:[2]) sie zeigen, daß in diesem Lande doch noch erst ein relativ geringer Prozentsatz den höheren und höchsten Studien obliegt; zu stark sind noch die Anforderungen des „Business life" an das amerikanische Volk. Wahrscheinlich aber wird auch hier die Entwicklung den Weg der Differenzierung gehen, und werden Zweige des Hochschulstudiums, die selbständig geworden sind, auch selbständige Anstalten fordern. Vorerst ist das noch nicht der Fall, und die Übersicht gibt eine Vorstellung, welche Fülle von Gebieten in der Hand des Universitätspräsidenten vereinigt ist und welche Summe der Unterhalt einer Anstalt verschlingen muß, für die wir 6—7 verschiedene Anstalten haben.

---

[1]) Natürlich sind nicht alle gleich reich ausgestattet; die mining school ist geradezu eine Ausnahme. Madison hat folgende Colleges: Letters and Science, Engineering, Law, Agriculture, Graduate School, Course in Commerce, Course in Pharmacy, school of music.

[2]) Außerdem ist nicht zu vergessen, daß sie einen erheblichen Prozentsatz weiblicher Hörer einschließen.

Dazu kommt weiter die breitere Basis, auf die die amerikanische Universität von vornherein gestellt ist. Sie dient nicht nur den Studenten, sondern auch dem weiteren Publikum; dafür sind für Columbia die unter IX genannten Einrichtungen da. Der Begriff der University extension, die seit mehreren Jahren auch in Deutschland Platz gefunden, ist ja in den angelsächsischen Ländern entstanden. Sie findet ihren Ausdruck nicht nur in der ungeheuren Menge von „Lectures", öffentlichen Vorträgen, die sich während der Saison über das Publikum ergießt und von dem Bildungshunger des Amerikaners aufgenommen wird. Sondern auch in systematischen Unternehmungen der Universitäten selbst. Unter ihnen verdient eine besondere Erwähnung, die mir in Madison entgegentrat, dort besonders gepflegt wird, aber wohl auch anderswo ihre Stelle hat: das sogenannte correspondence work, das meines Wissens in Deutschland unbekannt ist. Auch eine Folge des ungeheuren Raums, in dem sich das amerikanische Leben abspielt: für viele ist die Entfernung für Kurse an der Universität zu weit, — da tritt der Brief an die Stelle des mündlichen Unterrichts. Das correspondence work ist also eine Art Unterricht à la Toussaint-Langenscheidt, ohne daß der Lehrer ganz ausgeschaltet ist. Der sitzt, sagen wir, in Madison, der Zögling meilenweit davon. Dergleichen Zöglinge (subscribers) sind nun tausende, und so bildet sich natürlich für diesen schriftlichen Unterricht auch eine besondere Methode und Pädagogik. Ob die Erfolge, die bis zur Erlangung eines Grades führen können, groß sind, weiß ich nicht; jedenfalls ein beachtenswerter Versuch, Raumschwierigkeiten zu überwinden, und ein Zeichen für das gewaltige Streben nach weiterer Bildung im Volke.

* * *

Natürlich habe ich bei weitem nicht die ganze bunte Fülle amerikanischer Bildungsgelegenheiten erschöpfen können, auch nicht die großen Verschiedenheiten, die zwischen den Universitäten bestehen. Doch möchte ich noch zwei technische Bildungsanstalten erwähnen, die in ihrer Art auch charakteristisch für das Land sind. Einmal die manual training schools; als ich zuerst auf sie aufmerksam gemacht wurde, in Chicago, wußte ich keinen anderen deutschen Namen dafür als „Handfertigkeitsschulen". Das trifft nicht ganz den Sinn, denn der Zweck dieser Schulen erscheint mir doch ernsthafter, mehr direkt praktisch als der der genannten Einrichtungen. Wenigstens sah ich in Indianapolis eine „Manual training high school", die genau unserem Technikum entspricht. Nur war zugleich eine Haushaltungsschule für Mädchen organisch damit verbunden und schien mir der Lehrplan insofern breiter, als er auch zur Universität, also zum College

of Engineering vorbereitet. Er umfaßt z. B. Latein, viel Geschichte, aber auch Stenographie und Buchhaltung, von modernen Fremdsprachen nur Deutsch. Und er verkörperte einen Grundsatz, den ich auch sonst oft gefunden habe, den der Amerikaner anscheinend für praktisch hält: große Wahlfreiheit in den Fächern und möglichst frühe Spezialisierung. Die praktischen Einrichtungen waren ersten Ranges, was als Schülerarbeit zu sehen und zwar — auch bezeichnend — nicht ausgestellt, sondern im praktischen Gebrauch war, war wunderhübsch. Der verdiente Schöpfer der Anstalt, der als Direktor über 65 Lehrkräften waltet, ist ein ehemaliger preußischer Artillerieoffizier, Mr. Emmerich.

Der genannte Grundsatz liegt nun als Organisationsprinzip zu Grunde den neuen „Technical Schools“, die Andrew Carnegie in Verbindung mit seinem eben gefeierten Institut in Pittsburg ins Leben gerufen hat. Hier will man — die Schule besteht noch nicht lange — in drei Jahren das leisten, was in Deutschland Technikum und technische Hochschule zusammen leisten, durch weitestgehende Spezialisierung von vornherein. Mit mindestens 16 Jahren tritt ein rein realistisch Vorgebildeter ein, um dann eine rein praktische Schulung in einer Art freieren Schulzwangs, wie er etwa der Sitte auf einem deutschen Technikum entspricht, zu erhalten. Er kann über drei Jahre bleiben, wenn er noch weiter studieren will, aber der Kurs ist auf drei Jahre berechnet. Die Schule kann noch keine Grade erteilen, hofft aber, Korporationsrechte zu erhalten. Ihre Erfolge stehen ja dahin, bei dem eminent praktischen Sinn und der großen manuellen Geschicklichkeit des Amerikaners werden sie sicherlich groß sein. Ich konnte mich freilich des Zweifels nicht erwehren, ob nicht diese Methode — auch auf alle allgemeinen Fächer wird bewußt verzichtet — mehr äußerst geschickte „foremen“ als wirklich wissenschaftlich gebildete Ingenieure vom Range der deutschen erziehen wird. In den Carnegie Steel Works ist mir dann auf solche Äußerung bestätigt worden, wie oft dort die ausschließlich der technischen Bildung zu Grunde gelegte Empirie versagt.

* * *

Und nun noch ein Wort über die gesellige Seite des amerikanischen Universitätslebens. Zwischen Wissenschaft und Geselligkeit liegt der Sport, der natürlich seine Klubs und Vereinigungen hat, und noch etwas anderes: die Ausbildung im Gebrauch der Sprache in Wort und Schrift. Das erstere geschieht in debating circles oder clubs, die zur Übung in der freien Rede für ihre Mitglieder da sind; oft kommt es

vor, daß Universität gegen Universität „redet“, Redeturniere mit Preisen finden unter den Auspizien der Universität statt — sicherlich Einrichtungen, die die Neigung zu Wortgeklingel und Breitspurigkeit — man blicke in eine beliebige Zeitung! — fördern, aber doch außerordentlich nützlich sind. Es ist nicht Zufall, daß kein Volk eine solche Fülle von rhetorischen Talenten ersten Ranges hatte und hat wie die Amerikaner, und die Technik der Beredsamkeit — man höre einen beliebigen Kanzelredner — so hoch steht. Wie wenige unserer öffentlichen Redner wissen mit ihrer Stimme umzugehen! Ich meine, in diesen amerikanischen Einrichtungen läge mancherlei Vorbildliches für uns, die wir in unserem demokratischen Zeitalter doch schließlich auch wissen, daß der Inhalt oft nicht alles und die Form auch etwas ist. In Philadelphia sah ich in der Pennsylvania University sogar einen „Gerichtssaal“, wo einzelne juristische Fälle in absoluter Nachahmung der Praxis behandelt werden, ein Student als Staatsanwalt, der andere als Verteidiger usw. auftritt, auch im Äußeren völlig ein Abbild des Gerichtssaales. Also eine unmittelbare Verbindung der Theorie des juristischen Seminars mit der Praxis des Gerichtssaales, die sicherlich glänzende forensische Redner erziehen muß.

Die Übung im Gebrauch des geschriebenen Wortes ferner geschieht dadurch, daß jeder, der sich dafür interessiert, wie der Ausdruck heißt, „connected with newspaper work“ wird. Man hat Kurse für künftige Journalisten, die manchmal gleich „training courses“ heißen, an denen auch praktische Zeitungsmänner als Lehrer beteiligt werden. Noch mehr, jede Universität hat ihre Zeitungen und Zeitschriften, von Studenten geschrieben, redigiert, „gemanagt“, Monats-, Wochen-, Tagesblätter! Wohl jede Universität hat ihr „Daily paper“, auch die Mädchencolleges haben ihre Organe, die die jungen Damen selbst schreiben, redigieren, die sie auch durch Annoncensammeln geschäftlich fundieren. An Columbia gibt es sogar ein Studenten-Witzblatt. Ich darf sagen, daß alle diese Organe, die ich gesehen habe, ohne Ausnahme nicht die geistige Höhe der akademischen Publizistik in Deutschland erreichten; aber wie stark ist doch an dieser der Anteil der „alten Herren“, während die amerikanischen Studentenorgane ausschließlich von Studenten „gemacht“ werden. Gemacht — dieser Ausdruck erscheint mir passend, denn ich hatte den Eindruck, daß in diesen Blättern weniger die Lust an literarischer Betätigung zum Ausdruck kommt, als der dem jungen Amerikaner so eigentümliche Zug zum „Management“, zum Organisieren. Dieser wird, namentlich mit etwas geschäftlichem Anstrich, vielleicht abstoßen, aber schließlich ist doch das Wesentliche, das Imponierende am amerikanischen Erwerbsleben

nicht das „money making“, sondern eben dies Management, diese Fähigkeit für Organisation. Und die wird geübt durch dies Zeitungswesen, so sehr es mir wenigstens in der Übung und Schätzung der Form stecken zu bleiben scheint. Freilich Zeit mag mit diesen Dingen eine Menge hingehen!

Was nun schließlich die eigentliche Geselligkeit angeht, so ist sicherlich dem amerikanischen Studentenleben der Alkohol nicht fremd. Aber es steht nicht so im Zeichen des Alkohols, wie das deutsche. Eine Art Geselligkeit ergibt sich schon durch die Dormitories mit ihren „Smoking rooms“. Dann durch die gemeinsamen Mahlzeiten. In Harvard ist eine wundervolle „Memorial Hall“ zur Erinnerung an die im Bürgerkrieg gefallenen Kommilitonen errichtet, die z. T. als Speisesaal dient; wer da vier Jahre lang an bestimmtem Platz und in bestimmtem Kreise seine drei Mahlzeiten eingenommen hat, in dem muß ja ein besonderer Korpsgeist und ein besonderer Ton erwachsen. Dann gibt es Klubs und Verbindungen. In Harvard hat man einen Klub, zu dem jedem Studenten gegen niedrigen Beitrag der Zutritt offen steht; ähnliches sah ich in Chicago und Philadelphia. (Auch die Damencolleges haben natürlich dergleichen.) Diese allgemeinen Klubs halten etwas die Wage jenen Verbindungen, die vielfach einen stark luxuriösen Anstrich haben und die Stellung unserer Korps einnehmen, die sogenannten Greek Letter Societies, deren Namen aus je zwei oder drei griechischen Buchstaben bestehen, die einen geheimen Spruch andeuten. Ob ihr Ursprung im Freimaurerwesen liegt? Ich weiß es nicht. Jedenfalls sind sie heute die einzigen Veranstaltungen, die über die Schranken der einzelnen Universität hinausgreifen; sie haben Zweige auf verschiedenen Universitäten, so daß man sich das Ganze am besten vorstellt wie die einzelnen „Ringe“ bei den Korps ohne den alle zusammenfassenden Ring des Kösener S. C. Die Mitglieder tragen auch Bänder; wenigstens habe ich das bei einer Studentenaufführung in Harvard gesehen. Aber diese Ähnlichkeiten mit dem deutschen Studentenleben erscheinen äußerlich.[3]) Im Wesen verwandt sind diese Vereinigungen mehr als unseren Verbindungen den englischen Klubs. Ihr Mittelpunkt ist nicht die Kneipe, sondern das Klubhaus; was ich von solchen gesehen habe, übertraf an Behaglichkeit, Komfort und Luxus alles, was es an deutschen Verbindungshäusern gibt. Eine Seite wird in diesem, von dem unsrigen also doch stark abweichenden

[3]) In den „Deutschen Vereinen“, die es an manchen Universitäten gibt — ich war Gast bei denen an Columbia und in Princeton — herrscht aber deutsche Studentensitte durchaus, und sie bestehen nicht etwa nur aus Deutschamerikanern.

Studentenleben besonders gepflegt: Theateraufführungen. Ich hatte die Gelegenheit, in Harvard in einer der Greek Letter Societies eine solche anzusehen. Sie entsprach einer deutschen „Fuxenmimik" und entsprach ihr doch wieder nicht. Es fehlte ganz das unserem Studentenleben so charakteristische parodistische Element; ein paar Ansätze dazu blieben schwach. Dagegen war das Spiel von einer lustigen Frische, die geradezu ansteckend wirkte, von einer naiven Ursprünglichkeit in Geste, Musik und Tanz, die außerordentlich amüsant und anziehend war. Namentlich im Tanz aller Art — alle Damenrollen wurden von Studenten gegeben — wurde Hervorragendes geleistet. Dabei das ganze Spiel ausgelassenster studentischer Laune durchaus in den Grenzen des guten Tons. Es ist bezeichnend für den hohen gesellschaftlichen Standard des studentischen Lebens in Harvard, daß derartige Aufführungen unter dem Patronat der ersten Damen der Gesellschaft vor sich gehen; der Theaterzettel nennt regelmäßig die „Lady Patronesses" aus Cambridge und Boston, deren Namen für die absolute Gesellschaftsfähigkeit des Gebotenen bürgen. Ich bin für diesen Abend und seine Eindrücke meinem Führer in Harvard, dem verdienstvollen Mittelmann zwischen deutscher und amerikanischer Kultur, Prof. Hugo Münsterberg und seiner liebenswürdigen Familie zu besonderem Dank verpflichtet.

Verläßt der amerikanische Student seine Universität und seine Verbindung, dann schließt er sich in Klubs von „alten Herren" der Hochschule oder auch der besonderen Verbindung zusammen, die es daher zu Dutzenden über das ganze Land hin gibt. Wichtiger als diese Klubs waren mir die „University Clubs", die ich vielfach sah, weil sie eine Einrichtung darstellen, die mir für Deutschland schlechterdings nachahmenswert erscheint. Ich fasse darunter Verschiedenerlei zusammen. Manchmal ist's ein „Faculty Club" für die Mitglieder der Fakultät, manchmal ein „Graduates' Club" für die Graduierten, da ein Klub für alle, die eine Universität besucht haben, dort einer für wissenschaftlich Interessierte. Aber wenn ich an den „Cosmos' Club" in Washington, an die „University Clubs" in Indianapolis und Philadelphia, an den „Quadrangle Club" in Chicago und den „Graduates' Club" in New Haven und den „Faculty Club" in Columbia denke, in denen allen ich zu Gast war, dann frage ich mich, warum wir dergleichen Einrichtungen nicht auch haben: Mittelpunkte einer zwanglosen Geselligkeit, die mehr oder weniger Komfort bieten je nach den Mitteln, die Gleichgestimmte in so großer Zahl zusammenführen, daß sie nicht von vornherein einen Stammtisch oder eine Clique bilden und doch nicht so zahlreich, daß sie wie in unseren Vereinen oder den großen

politischen Klubs zerfließen. Vor allem machen sie die in ihnen zusammengeführten Kreise vom Wirtshaus frei, gewähren vielerlei Bequemlichkeit, die dies nicht gewährt, und legen nicht den Zwang auf, den dies auferlegt. Auch in Deutschland führt die Entwicklung dahin, daß eine zunehmende Zahl in den führenden Schichten in Wissenschaft, Kunst, Politik, Journalismus unverheiratet bleibt. Für diese scheint mir der Typus des amerikanischen „University Club“ geradezu das Ideal und Muster einer würdigen Form der Vereinigung zu sein. Was wir davon in Deutschland haben, ist, wie die Offizierkasinos, zu sehr Speiseanstalt, und, wie manche andere Veranstaltungen, zu sehr Spielgelegenheit. Die pekuniären Opfer, Klubs dieser Art zu erhalten, sind, wie mir gesagt wurde, nicht allzugroß; selbst ein Jahresbeitrag von 60 Dollars erscheint im Hinblick auf das, was man davon hat, nicht zu hoch. Daß solche Klubs geeignet sind, auch gesellschaftliche und namentlich Berufsgegensätze auszugleichen, sei nur nebenbei bemerkt.

* * *

Vielerlei habe ich in diesen Eindrücken berührt, und bin doch, um das nochmals hervorzuheben, der Fülle des Lebens, das im amerikanischen Universitätswesen sprudelt, und seiner Mannigfaltigkeit nicht gerecht geworden. Denn die feste Überzeugung habe ich mitgenommen, daß Leben in diesen Formen, die ich schilderte, pulsiert, Werden und Wollen, und darauf soll der europäische Beschauer in seinem Urteil stärkeres Gewicht legen als auf mancherlei Unfertiges und Unzureichendes im jetzigen Zustand. Denn jenes verspricht Zukunft! Und wie man drüben auf Schritt und Tritt spürt, daß das amerikanische Universitätswesen von dem unseren lernt, so sehe ich nicht ein, warum nicht auch wir an unseren Universitäten von dem lernen könnten, was uns an dem mit europäischen Überlieferungen auf Neuland neu erwachsenen Hochschulwesen der Vereinigten Staaten vorbildlich und nachahmenswert erscheint. —

III.

Vom Professorenaustausch.

Im Anschluß daran möchte ich vom Professorenaustausch hier noch ein Wort sagen, obwohl meine Berufung, die von der „Germanistic Society“ in New York an mich erging, nicht unmittelbar damit zusammenhing. Aber im weiteren Zusammenhang gehört sie, wie die Professor Krägers nach Chicago, auch hierher, da eben auch unsere Vorträge dem Austausch der Kulturen beider Völker zu dienen hatten.

Der Professorenaustausch ist eine Frucht der, wie wir nach und nach merken, so außerordentlich ertrag- und segensreichen Reise des Prinzen Heinrich nach und in Amerika. Der Gedanke ist von Anfang lebhaft kritisiert, vielfach kühl aufgenommen, jedenfalls zunächst nicht als ernst aufgefaßt worden. Er war ja zunächst nur Idee, die erst jetzt, da erste Erfahrungen vorliegen, festere und klarere Gestalt gewonnen hat. Und da kann ich zunächst feststellen, daß diese Idee — naturgemäß kam das Gespräch häufig darauf und konnte auch mit und von mir freier geführt werden, als es ein unmittelbar am Austausch selbst Beteiligter hätte tun können — überall mit lebhafter Zustimmung besprochen wurde. Mit einer kritischen Ausnahme habe ich sowohl bei Deutsch- wie bei Angloamerikanern Verständnis und entschiedene Zustimmung gefunden. Und jedenfalls werden angesichts der Tätigkeit von Professor Burgeß von Columbia in Berlin und an anderen Stellen auch in Deutschland die Urteile nun etwas weniger reserviert lauten als bisher. Es lag an der Parallelität der Themen (Geschichte und System der Verfassung), wenn in den in Amerika üblichen „Einführungen“ des Redners meine Tätigkeit häufig in Parallele mit der von Professor Burgeß gesetzt wurde.

Die Aufgabe des Austauschprofessors ist, dem Publikum des anderen Landes eine genauere Kenntnis der Geschichte, Einrichtungen und Kultur seines Vaterlandes zu vermitteln, demnächst hervorragenden Gelehrten, deren Fach einen internationalen Charakter trägt, Gelegenheit zu unmittelbarer und persönlicher Lehrwirkung zu geben. So betrachtet, kann weder von Konkurrenz gegen die am Ort befindlichen Lehrer die Rede sein, noch kann es an Themen fehlen. Prof. Kühnemann hat in Harvard deutsche Literatur, Prof. Schumacher deutsche Volkswirtschaft vorgetragen, Prof. Burgeß amerikanische Verfassung, sein Nachfolger im nächsten Winter, der Präsident der Yale-Universität Prof. Hadley, ein Fachmann auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens, wird darüber und über amerikanische Volkswirtschaft vortragen. Das sind alles Dinge, deren unmittelbarer Vorteil auf der Hand liegt. Es ist hier nicht der Ort, Einzelheiten und Einzelvorschläge zu erörtern; das ist Sache der beteiligten Institutionen und Behörden. Worauf es mir ankommt, ist als Ergebnis eingehender Orientierung und eigener Erfahrung zu sagen, daß dies ganze Unternehmen nicht eine Spielerei ist und eine effekthaschende, aber verfliegende Rederei hüben und drüben. Sondern daß sie dauernde Wirkungen haben kann, daß sie wissenschaftlichen Ernst und Bedeutung hat, daß sie auch wissenschaftlich unmittelbar fruchtbringend ist und

gemacht werden kann. Von der erfreulichen Nebenfolge, den Dozenten, namentlich denen, die sich direkt mit amerikanischen und deutschen Dingen befassen, die höchst erwünschte eigene Anschauung zu ermöglichen, noch abgesehen. Nur wird man sich beiderseits dazu verstehen müssen, daß, von Vorträgen über Literatur und Kunst vielleicht abgesehen, der Dozent unbedingt in der Sprache des anderen Volkes vorträgt, trotz aller Schwierigkeiten und Bedenken, die dagegen sprechen. Ein englisches Colleg in Berlin, ein deutsches an einer amerikanischen Universität, — ich wiederhole: von Themen der Literatur und Kunst vielleicht abgesehen, — bringt sich selbst um den besten Teil der Wirkung — auch das ist das Ergebnis eingehender Erörterung mit den besten Kennern der Dinge und eigener Vortragserfahrung, die ich machen konnte, weil ich nach Wunsch der Hochschulen deutsch oder englisch vorzutragen hatte.

Der deutsche Professor, der in Amerika vorträgt, hat dann noch die weitere Aufgabe, den Amerikanern seiner Nationalität näher zu treten und ihren Wünschen nach Vorträgen zu entsprechen. Welch herrliches Feld sich da bietet, darüber spreche ich im ganzen Zusammenhang der Frage des Deutschtums in den Vereinigten Staaten. Es ist ein besonderes Verdienst der „Germanistic Society“, an deren Spitze hervorragende Deutsch- wie Angloamerikaner (Andrew White, Seth Low, Carpenter usw.) stehen, daß sie ihre Tätigkeit nach beiden Seiten richtet, nach der deutsch- wie der angloamerikanischen Seite. Es würde m. E. die Wirkung und auch die innere Berechtigung der ganzen Idee gefährden, wenn der deutsche Professor gewissermaßen als ausschließlicher Apostel des Deutschtums für die Deutschen erschiene. Wie der amerikanische Professor sich an die ganze deutsche Welt wendet, so soll dem deutschen eine Wirkung auf alle amerikanische Kreise ermöglicht sein, nur daß sie nach deren verschiedener Zusammensetzung auch verschieden anzulegen ist.

Wie man von amerikanischer Seite diese Einrichtung auffaßt, zeige folgende Stelle über meinen Besuch aus einem Brief eines amerikanischen Professors an einen anderen, die mir zur Verfügung gestellt wurde, ohne daß sie für mein Auge bestimmt war: „Such a mission is one that the people will appreciate more and more, as time goes on. Every additional personal tie that links us with Germany, is a link in the golden chain of international friendship. Every prejudice dispelled is an additional light cost upon our mutual understanding of our another as enlightened nations.“ Das gilt Wort für Wort ebenso von uns aus gegenüber den Vereinigten Staaten und ihrem Volk!

IV.

Vom Deutschtum in Amerika.

Vom Deutschtum in den Vereinigten Staaten zu sprechen, ist schwer, und doch ist es so natürlich, daß der deutsche Professor, der in Amerika auch vor den Vereinen seiner deutschen Landsleute spricht, darauf sein Auge besonders mit richtet. Immer wird ihm die Frage auftauchen, wenn er die ungeheure Bedeutung des deutschen Elements für die Entwicklung der Vereinigten Staaten auf Schritt und Tritt stärker spürt: warum ist dies deutsche Element doch im ganzen so einflußlos geblieben und was wird wohl die nationale Zukunft dieser Millionen und aber Millionen Deutscher in diesem „Schmelztiegel der Nationen", wie W. T. Stead sich einmal ausdrückt, sein? Einflußlos!? Ja, in den großen Krisen der Union hat das deutsche Votum immer stark eingegriffen. Noch heute ist auch in den angloamerikanischen Kreisen der Dank an die Deutschen nicht vergessen, die in der Krise des Sezessionskrieges überall, auch in den bedrohtesten Punkten des Südens, sofort und einhellig die Fahne des Nordens entfalteten, mit ihrer militärischen und turnerischen Schulung vielfach den Kern von Nordstaatenregimentern bildeten. Wenn man jetzt die Erinnerungen von Karl Schurz, die eben in Mac Clures Magazine erscheinen, liest, spürt man als Deutscher mit besonderer Freude den starken deutschen Anteil an dem großen Kampf des Krieges und des Emanzipationswerkes. Und niemals wird es den Deutschamerikanern vergessen werden dürfen, daß in der ganz unnütz heraufbeschworenen Trübung der Beziehungen beider Länder von 1898 ihre Stimme erfolgreich Halt gebot auf dem Wege, der in den Krieg hineinzuführen drohte. Aber trotzdem ist das Wort einflußlos zutreffend. Wieviel Abgeordnete vertreten besondere deutsche Interessen im Kongreß? Ich glaube, einer ist dort, den man als eigentlich deutschen Vertreter in diesem Sinne ansprechen kann. Überläßt man nicht vielfach die Stadtverwaltungen den „Eirischen", wo man durch eigene Kraft im stande wäre, Ordnung zu schaffen und zu halten? Welcher Staat ist deutscher als Pennsylvania, wo es noch Dörfer gibt, da die Bauern nicht einmal englisch sprechen können? Und hat dieser Staat mit all seinem Reichtum — Pittsburg und Philadelphia gehören zu ihm! — je in der politischen Geschichte der Union Einfluß geübt? Die Tatsache also, daß die Deutschen als solche politisch nichts bedeuten, ist kaum zu bestreiten.

Aber da verfalle ich selbst in den Fehler, den ich vielen anderen vorwerfe, die über dies Thema sprachen: der unerlaubten Verallgemeinerung. Da spricht einer vom Deutschamerikaner und hat seine Kenntnis und sein

Urteil von dem Deutschtum in New York, das aus den verschiedensten Schichten besteht, dem in diesem „Weltkehrichtfaß" auch wohl Elemente zugeschrieben werden, die ihm gar nicht zugehören. Der andere spricht vom Deutschtum und meint die pennsylvanischen Bauern, der dritte hat als Grundlage des Urteils die Verhältnisse der Deutschen in Wisconsin oder Minnesota, überhaupt im mittleren Westen usw. Es ist klar, daß da die widersprechendsten Urteile über die Zukunft der Deutschen zu Tage kommen müssen. Natürlich ist diese gefährdeter, wo der Deutsche mitten im Strudel des Geschäftslebens steht und seine Kinder in die amerikanische public school gehen, als da, wo er seine Scholle bebaut und den starken Rückhalt an der eigenen Kirche und Schule hat. Trotz aller Verschiedenheiten aber meine ich, zwei durchgehende Züge überall feststellen zu dürfen. Vorerst aber noch eins.

Wenn man das rasche Aufgehen der Deutschen im amerikanischen Wesen sieht, ist man immer gern bei der Hand mit Vorwürfen. Auch in einer Rede von Karl Schurz finde ich die starken Worte: „Wenn ich sehe, wie deutschamerikanische Eltern aus bloßer Bequemlichkeit es versäumen, ihren Kindern den Besitz der Muttersprache zu sichern, wie sie das kostbare Gut, das sie haben, leichtsinnig wegwerfen, so empört sich mein deutsches Herz wie mein amerikanischer Verstand. Diese Eltern tun nicht, was sie ihren Kindern schuldig sind. Sie begehen an ihnen eine Pflichtverletzung, einen Raub, eine Sünde." Wort für Wort zutreffend und wahr — und doch sagt es nicht alles und zu viel. Ich habe in zu viele deutschamerikanische Familien hereinsehen können, um das Urteil mitnehmen zu können, daß man mit Worten wie Vorwurf und Schuld nicht auskommt. Viele treffen diese Worte mit Recht, viele aber nicht, weil der Druck der Verhältnisse stärker ist als das ehrlichste Wollen.

Es erscheint mir als erster durchgehender Zug, soweit eine solche Verallgemeinerung überhaupt erlaubt ist, der verzweifelte und häufig hoffnungslose Kampf der Eltern um die deutsche Muttersprache ihrer Kinder. Wie oft habe ich gehört: bis zum 6. Jahre sprach das Kind nur deutsch, seitdem es zur Schule geht, beginnt das gräßliche Kauderwelsch, das auch in der Form des Pennsylvania dutch wahrhaftig nicht zum Lachen ist, die Kinder sprechen unter sich englisch, müssen hundertmal am Tag ermahnt werden: deutsch, deutsch! Man stelle sich den Kampf vor, den das kostet, in einem bescheidenen Haushalt für eine Mutter, die doch auch müde wird und den Kopf voll hat, und man empfindet die Tragik in diesem Ringen, das typisch ist für unendlich viele Familien. Dabei bedenke man: die Eltern haben oft sehr

wenig von sich aus dem breiten Strom englisch-amerikanischer Zivilisation, der nun mit ihren Kindern ins Haus dringt, entgegenzustellen. Man sagt, die deutsche Kultur ist doch sehr viel höher, sie muß doch in diesem Ringen siegen. Sehr richtig, aber dazu muß man sie in sich tragen, muß den Zusammenhang mit ihr bewahren. Wie soll das der deutsche Mann, die deutsche Frau, die vielleicht mit recht bescheidener Bildung herüberkamen, die jahrzehntelang nichts Deutsches lasen als die oft sehr niedrig stehende deutschamerikanische Zeitung, denen die Mittel fehlen, wieder einmal Atem zu schöpfen in der alten deutschen Heimat? Was sollen sie denn — und sie bilden die Mehrzahl unter den Deutschen — ihren Kindern sachlich entgegenhalten, wenn die ihnen auf die Mahnung, deutsch zu sprechen, verächtlich antworten: „Dutch, Judensprache!?" Strecken nun die Eltern in diesem Kampf die Waffen, dann werden sie — Fremde in der eigenen Familie. Ich hatte diese Empfindung öfter gehabt und war doch ergriffen, als es mir einmal schlicht und traurig mit derselben Formulierung von deutschen Eltern gesagt wurde. Ich wünschte denen, die mit dem Worte: nationale Schlappheit u. dgl. die ganze Frage abmachen, die Empfindung, die ich bei diesem Wort *hatte*. Und dann muß ein schreckliches Gefühl der Heimatlosigkeit und Wurzellosigkeit über die Eltern kommen. Wenn der Vater zum Gast sagt: „Auf unser altes gutes Vaterland!", dann lächeln die Kinder, bestenfalls empfinden sie nichts dabei, denn ihr Vaterland ist: „My country t'is of Thee, the land of liberty" — was man ja auch nach der Melodie von „Heil dir im Siegerkranz" singt.

Ich glaube, man empfindet alles dies jetzt so viel schärfer, seit die deutsche Einwanderung nahezu versiegt ist. Früher kam immer frisches Blut; wenn da eine deutsche Familie im amerikanischen Wesen aufging, so kam hier eine frische dafür übers Meer. Heute muß man mit einem Bestande rechnen, der sich nicht ändert, höchstens abbröckelt. Ich freute mich, daß ich dieser ganz klaren Auffassung in führenden Kreisen des Deutschtums begegnete, und freute mich noch mehr, daß regelmäßig hinzugesetzt wurde: „Das verhüte Gott, daß Deutschland wieder in eine solche Lage käme, wiederum zehn- und hunderttausende seiner Söhne über den Ozean senden zu müssen als Dünger für die Kultur der andern!?"

Nun erhebt sich für diesen Bestand an deutschem Element eine weitere bange Frage: tun wir denn unserm Kind einen Gefallen damit, wenn wir es zwingen, das Deutsch nicht zu vergessen, tragen wir nicht denselben Zwiespalt in die Kinderseele, an dem wir leiden? In Amerika ist es geboren, Amerikaner soll es werden, dann ist es doch besser, es

im englischen heimisch werden zu lassen!? An dieser Zweifelsfrage krankt alles deutschamerikanische Schulwesen im alten Sinne. Trotz aller Weltwirtschaft und trotz allem, was die Völker einander näher bringt, oder vielleicht gerade deshalb prägen sich die Völkercharaktere eben immer schärfer aus, wird ein wirkliches Kulturleben in der Zweisprachigkeit immer schwieriger. Kein Deutschamerikaner hat nach allgemeinem Urteil das Englische je so beherrscht, wie Karl Schurz, und trotzdem finde ich in den zu seinem Gedächtnis gehaltenen Reden (am 21. November 1906) den Passus: „In his essays and speeches one may find occasionally a word which a native would hardly use in the sense in which he uses it, but the most attentive critic will fail to find ungrammatical phrases or misused idioms. Now and then a sentence will recall by its length the German style; but its order, inflection, and rhythm will be English.“ Liegt in dieser selbst Schurz gegenüber nur bedingungsweise ausgesprochenen Anerkennung des Angloamerikaners nicht ein Hinweis dafür, daß ein mit Gewalt im Deutschen erhaltenes Kind deutscher Eltern in Amerika weder ordentlich deutsch noch ordentlich englisch sprechen und schreiben lernt? Ich sagte einmal zu einer deutschamerikanischen Dame, ob sie ihren Sohn, der nach Harvard gehen sollte, nicht danach auch auf eine deutsche Universität schicken wolle, und erhielt die Antwort: „Gewiß, ich fürchte nur, er kommt mir dann zu deutsch wieder.“ Liegt darin nicht etwas Wahres?

Es blickt die Frage so gestellt weiter in die Verhältnisse hinein, wie sie liegen, als die kurze Forderung: seid deutsch und bleibt deutsch! Aber sie blickt m. E. wieder nicht weit genug. Stünde der Deutschamerikaner dem amerikanischen Wesen gegenüber wie etwa ein Deutscher unter gleichen Verhältnissen in England dem englischen, dann bliebe allerdings kaum etwas anderes übrig als zu sagen: geht so rasch und vorbehaltlos wie möglich auf in dem fremden Wesen, wenn ihr nicht wollt, daß auch eure Kinder Fremdlinge in diesem bleiben und so in ihrem Fortkommen behindert sind. Aber so liegen die Dinge heute in Nordamerika nicht, noch nicht.

Immer fragt man sich: worin besteht denn eigentlich der Amerikanisierungsprozeß? In der Annahme der englischen Sprache und Zivilisation in ihrer amerikanischen Abwandlung. Auch in der Annahme der amerikanischen Kultur? Nein, denn man kann nur annehmen, was da ist; eine spezifisch amerikanische Kultur, amerikanische Wertmaßstäbe und Ideale sind aber zweifellos erst in den Ansätzen vorhanden. Wer sich höhere Kultur zu eigen machen und seinen Kindern vermitteln will, greift doch zur europäischen, und ich habe darauf hingewiesen, wie stark da durch die Universitäten neben der englischen die Stellung der deutschen

ist. Dann wird der Deutschamerikaner natürlich zur deutschen eher greifen als zur englischen. Darin sehe ich ja einen Hauptgrund für die jetzige Lage des Deutschtums in Amerika, daß es gerade das, aus eigener und ohne eigene Schuld, in vielen Fällen nicht kann. Ist es richtig — und ich bin der Ansicht —, daß es eine der Hauptaufgaben der Deutschamerikaner ist, in den Schmelztiegel, in dem die amerikanische Kultur entsteht, möglichst viel echtes deutsches Kulturmetall einzuführen, dann muß der Zusammenhang eben dieser Deutschamerikaner mit der großen deutschen Kultur sehr viel enger und tiefer werden als bisher, wovon nachher noch ein Wort. Dazu aber braucht er unbedingt die gute Kenntnis der deutschen Sprache. Das englische wird ihm und seinen Kindern immer mehr die Sprache des täglichen Lebens und des Geschäfts werden, aber er wird sich das Deutsche wahren als den Schlüssel zu einem köstlichen und auch für ihn wertvollen Schatz und wird für dessen Erhaltung und Ausbreitung kämpfen. Ich habe bisher immer die Forderung des deutschamerikanischen Nationalbundes: Aufnahme des Deutschen in die public schools für verkehrt gehalten, weil damit die völlig deutschen Schulen, die es bisher gab, bedroht wurden. Aber sie erscheint mir heute unter den obigen Erwägungen doch in einem anderen Licht, zumal sie natürlich doch auch nur da erhoben werden kann, wo die Verhältnisse für sie sprechen.

Der zweite durch das Deutschtum durchgehende Zug ist: es hat keine oder zu wenig Führer. Es gibt genug Leute — ich habe deren kennen gelernt —, von denen ich mir sagte: das wären doch die geborenen Führer einer deutschen Bewegung, Söhne gebildeter deutscher Eltern, in Amerika geboren, dort und in Deutschland auf Universitäten gebildet, des Englischen und Deutschen in Wort und Schrift gleich mächtig. Was werden sie? Amerikaner, denen ihr Deutsch lieb ist aus den bezeichneten Gründen und von Vorteil ist für ihren Beruf: nicht Führer des Deutschtums werden diese jungen Männer, sondern amerikanische Professoren der deutschen Sprache, amerikanische Anwälte und Ärzte für das deutsche Element, amerikanische Industrielle mit besonderer Pflege der Beziehungen zum deutschen Markt. Soll man sie darum schelten? Nein, denn sie sind das Ergebnis einer naturnotwendigen Entwicklung, die zwingend zeigt, daß von einer spezifisch deutschen Bewegung in Amerika nicht die Rede sein kann und darf. Denn die würde naturnotwendig mit besonderen politischen Aspirationen und Forderungen für diesen Volksteil enden; auf der Bahn also liegt die Entwicklung des Deutschtums nicht. Über den nationalen Charakter dieses Kontinents,

soweit er in der Sprache zum Ausdruck kommt, ist entschieden. Der Deutschamerikaner will auch sein und ist ein treuer Bürger seines amerikanischen Vaterlandes, und so bleibt ihm allein die Pflege seiner Sprache in der oben bezeichneten Art und zu dem bezeichneten Zweck. Vielleicht ist damit seine Aufgabe heute schärfer und klarer bezeichnet, als es Karl Schurz in der zitierten herrlichen Rede: „Die deutsche Muttersprache" tat und tun konnte; denn auch diese endet doch, wenn man ihre Gedanken zu Ende denkt, in dem Zwiespalte, den ich schilderte.

Mit dem, was ich hier also als Wesen, Aufgabe und Zukunft des Deutschamerikanertums auffasse, steht nun nicht im Widerspruch, daß mir die bisher geübte Gewohnheit der Deutschen, sich der Politik fernzuhalten, als überlebt erscheint. Auf einem Kommers in New York, dem ich beiwohnte, richtete ein hoher Beamter der New Yorker Stadtverwaltung (mit einem deutschen Namen, aber in englischer Sprache) an die Deutschen die Aufforderung, sich mehr an der Politik zu beteiligen. Darauf wurde ihm die Antwort: das tue man nicht, weil dies Geschäft dem Deutschen nicht reinlich genug sei. Dieser Standpunkt erscheint nun zwar als sehr ehrenwert, ist aber dem politischen Deutschen im Reiche, offen gesagt, geradezu unverständlich. Wir haben gelernt, daß man in einem demokratischen Staate, um etwas zu erreichen, die in diesem Staate dazu vorhandenen Mittel mit aller Energie benutzt. Was hätte z. B. der Bund der Landwirte in Deutschland erreicht, wenn er seine Leute um sich gesammelt, mit ihnen über die Lage der Landwirtschaft geklagt und ihnen gesagt hätte: aber keine Politik, die verdirbt vielleicht den Charakter? Wie soll eine korrumpierte Stadtverwaltung in Amerika besser werden, wenn eins der Elemente, die zur Reform berufen wären, die Hände in den Schoß legt, weil ihm die Politik nicht reinlich genug ist? Solche plötzlichen Stöße wie bei der Mayorwahl in New York besagen allgemein gar nichts. Es ist doch verwunderlich, daß, während Anglo- und Kelto-Amerikaner den Wert der Organisation in diesem ungeheuren Raume von Anfang an verstanden haben, die Deutschen dies nicht begriffen haben. Aber darüber wundere ich mich nicht mehr, daß jene unter diesen Umständen die bei Wahlen manchmal sehr wertvollen und poussierten Deutschen nur als Stimmvieh benutzen und verlachen. Mit dem oben Gesagten steht dies hier deshalb nicht im Widerspruch, weil die Deutschen nicht als Deutsche, sondern als amerikanische Bürger an den Wahlkämpfen teilnehmen und in ihnen nur die besondere deutsche Note mit zum Klingen bringen sollen. Italiener, Polen usw. gehen ja bereits diesen selben Weg. Und ich glaube, daß an vielen Stellen ein frischerer

Zug auch in das deutsche Vereinswesen käme, daß manche alte und treu konservierte deutsche Unart abfiele, wenn man sich mehr entschlösse, in diesem Sinne zu wollen.

Amerikanische Bürger, die tätig das Geschick der Vereinigten Staaten mitbestimmen, aber eingedenk des deutschen Blutes die Schätze deutscher Kultur ins neue Vaterland führen, dessen entstehender Kultur zum Segen und zu Nutz zunehmend freundlicher Beziehungen beider Länder — das scheint mir die Aufgabe des deutschen Bestandteils im amerikanischen Volke, von dem wir die in ihm liegende Tragik nicht wegpinseln wollen, dem aber auf diesem Wege auch ein gewaltiger Ruhm winkt. Was erscheint dem reichsdeutschen Beobachter dazu vonnöten? Die Organisation zuerst ist selbstverständlich; ich hörte, daß der deutsch-amerikanische Nationalbund unter seinem Präsidenten Dr. Hexamer, den ich zu meiner Freude in Philadelphia sah, heute schon 1½ Millionen Mitglieder hat, und hörte auch mancherlei über seine Absichten. Er sollte aber die deutsche Presse mehr auf dem laufenden über sich halten; wir haben alle viel zu wenig Vorstellung davon, ob und was er im amerikanischen Leben bedeutet. Sonst sind wohl die stärksten Organisationen die verschiedenen deutschen lutherischen Synoden und die Turnvereine, deren Mittelpunkt Indianapolis mit seinem wunderschönen „Deutschen Hause" ist. Daß der Gegensatz zwischen „Grauen" und „Grünen", der in früheren Jahrzehnten deutschamerikanischer Geschichte so verhängnisvoll gewirkt hat, der Gegensatz zwischen kirchlichem und freidenkerischem Deutschtum immer noch nicht tot ist, habe ich ohne Freude wahrgenommen.

Was nun aber den Zusammenhang mit der deutschen Kultur betrifft, so ist ein alter Wunsch, daß sich zunächst einmal das Deutschtum in den Vereinigten Staaten mehr auf sich selbst besinnt. Ich habe es in Philadelphia im Kreise der Deutschen dort offen ausgesprochen, was auch Friedrich Ratzel immer betonte, wie wir zusammenfassende Werke über die Geschichte des Deutschtums, seinen Anteil am Bürgerkrieg, an der Erschließung des mittleren Westens usw. vermissen. Die Masse von Einzelliteratur, die ja vorhanden ist, ist dem europäischen Historiker unzugänglich, schlechterdings nicht zu übersehen und vielfach wertlos. Vor einiger Zeit ist von Chicago aus ein Preisausschreiben für die beste Arbeit über das deutsche Element in den Vereinigten Staaten ergangen; hoffentlich kommt etwas Gutes dabei heraus. Bei der eigentümlichen Schwierigkeit der historiographischen Aufgabe scheint mir aber ein Plan besonders glücklich, der, wie ich höre, schon öfter angeregt wurde: eine allgemeine deutschamerikanische Biographie

nach dem Vorbilde unserer A. D. B. zu schaffen.[4]) Da wäre also das Vorbild da, Material und Kräfte, es zu bearbeiten, sind desgleichen da; fehlte nur — das Geld. Und das ist ein weiterer schmerzlicher Punkt. Ich will mich gern eines besseren belehren lassen, wenn ich irre; vorerst aber halte ich den Satz für richtig, daß die Opferwilligkeit der reichen Deutschamerikaner — und deren gibt es eine Menge — beschämend hinter der der Angloamerikaner zurücksteht. Deren Riesenstiftungen für kulturelle Zwecke — was haben die Deutschamerikaner dem entgegenzuhalten? Und das gilt nicht nur für Pflege der Geschichte, auch für die der Kunst, auf der das „Germanische Museum" in Harvard unter Kuno Franckes ausgezeichneter Leitung nur einen verheißungs- und erfreulicherweise sehr wirkungsvollen Anfang bedeutet.

Weiter: der Anschluß der Deutschamerikaner an die deutsche Kultur muß enger, der elektrische Strom zwischen beiden stärker werden, sollen jene ihre Aufgabe erfüllen können. Woher kommt das oder ist es nur Zufall, daß ich eine Menge von Angloamerikanern als Studenten auf deutschen Universitäten kennen gelernt habe, aber so gut wie keinen Deutschamerikaner? Das kann Zufall sein, aber es ist ein seltsamer Zufall. Hier liegt nun das besondere Feld der Vertreter der deutschen Kultur, mögen sie als solche auf amerikanischen Universitäten wirken oder im „Austausch" von Deutschland herübergeschickt werden. Hier lag ja auch die Bedeutung der Wirksamkeit Prof. Kühnemanns, wie das kürzlich noch Prof. C. von Clenze, einer jener Vertreter deutscher Kultur an einer amerikanischen Hochschule, in der „New Yorker Staatszeitung" hervorhob. Das wurde mir einmal ganz knapp und gut ausgedrückt: „Diese Sendung — der ja Prof. Schumachers Wirksamkeit in New York parallel ging und der Ludwig Fuldas und meine Berufung folgten — war eine erste Anerkennung für die Deutschamerikaner: ihr seid noch da und habt noch eine andere Aufgabe als die des Kulturdüngers, und für diese sollen u. a. die deutschen Professoren, die herüber kommen, nach ihren Kräften mithelfen". Jetzt hat man an der Universität Madison das Geld für eine Professur zum Andenken an Karl Schurz gesammelt, die wechselnd mit reichsdeutschen Gelehrten besetzt werden soll; Prof. Kräger hat auf Grund einer ähnlichen Stiftung in Chicago über deutsche

[4]) Einen köstlichen Anfang dazu werden wir demnächst erhalten: eine Geschichte von F. D. Pastorius und der ersten deutschen Siedlung aus der Feder von Prof. Marion Learned in Philadelphia. Wir freuen uns im Jahr der Jamestown-Ausstellung zur Erinnerung an das „first english settlement in America" doppelt dieses Monuments für das „first german settlement" dort.

Kunst vorgetragen. Kurz, alles Anzeichen, daß das Deutschtum in Nordamerika aus der Isolierung heraustritt, in der es dem geistigen Deutschland gegenüber ganz unbestritten gestanden hat. Und ein gewaltiges Feld der Wirkung tut sich da auf, ein riesiger Acker ist zu bestellen, unübersehbar wie eine Farm in Norddakota, aber fruchtverheißend wie diese. Die Pläne, ein neues ständiges deutsches Theater in New York ins Leben zu rufen, die Arbeit der verdienstvollen „Germanistic Society of America“, von der ich an anderer Stelle spreche, müssen hier wenigstens auch erwähnt werden.

So blicken wir nicht ohne Resignation auf das Deutschtum in den Vereinigten Staaten, aber mit einer Resignation, die überwunden hat und die darum nicht müde macht, sondern willig und entschlußkräftig zur Tat. Einmal hat mir ein sehr „prominenter“ Deutschamerikaner gesagt: „Mir ist Deutschland meine Mutter, Amerika mein Weib“. Mich stieß das Wort erst ab, denn wer dächte dabei nicht, im Blick gerade auf die Geschichte der Deutschen drüben, an das biblische Wort, daß der Mann Vater und Mutter verläßt, um dem Weibe anzuhangen? Aber nun scheint mir es doch, recht aufgefaßt, keine üble Charakteristik. Läßt sie doch Raum für jene Aufgaben, die ich bezeichnete, und die diesem Deutschtum Lebensrecht und Lebenswert geben. Denn wirklich, wenn es nur dafür gut sein sollte, statt der englischen Sitte drüben die deutsche Formlosigkeit einzuführen, dem amerikanischen Volke einen neuen Begriff der Geselligkeit (von dem mir zweifelhaft ist, ob er unter allen Umständen der höhere und edlere ist) zu geben und ihm die „Freiheit des Biertrinkens“ zu erhalten — dann wollen wir lieber gar nicht davon reden, das erscheint uns im Reich nicht ernsthaft genug, so wenig wie wenn man gelegentlich auf das „alte Vaterland“ trinkt und hochruft. Die Deutschen drüben werden aufgehen im neuen amerikanischen Wesen, nicht heute und morgen, aber im Lauf der Generationen, aber wenn sie ihm das beste und höchste zuführen, was in unserer deutschen Gesittung und Geisteswelt lebt, und wenn sie in sich stark genug sind, die Beziehungen zwischen dem Land ihrer Geburt und Ahnen und dem Land ihres Lebens und Wirkens so zu beeinflussen, wie sie dem Unbefangenen eigentlich als naturgegeben erscheinen — dann werden sie ihre geschichtliche Aufgabe im ganzen Rahmen des deutschen Volkes auf der Welt erfüllen. Und ich glaube, daß sich für diesen Beitrag des „Hyphened American“ zum Werden seines Volkes auch der Amerikaner englischer Nationalität letzten Endes dankbar erweisen wird. Möchten die Deutschamerikaner dazu stark sein und bleiben!



Mevissen und der rheinische Liberalismus.

Von
Justus Hashagen.

Die Geschichte des deutschen Liberalismus ist noch nicht geschrieben. Man müßte diese große, zuerst allgemein geistige, dann besonders politische und ökonomische Bewegung erst einmal in engerem lokalen Rahmen und bei einzelnen Persönlichkeiten untersuchen, ehe man die allgemeinen Entwicklungslinien zieht. Biographien und lokale Studien über liberale Theorie und Praxis, vor allem auch über liberale Journalistik, müßten für ganz Deutschland erst allmählich das Material sammeln und verarbeiten, ehe Klarheit möglich ist. Besonders glücklich sind solche Einzeluntersuchungen und besonders hoch sind sie zu bewerten, wenn Persönliches und Sachliches zu einem unauflösbaren Ganzen vereinigt wird, wenn uns die Einzelheiten des Lebens zugleich über die allgemeinen Anschauungen belehren, wenn man mit vollem Ernste die zu schildernde Persönlichkeit als Mikrokosmos gestaltet, als Träger allgemeinerer Ideen, aufzufassen als Glied einer größeren Umwelt, in ihrem Dienste und in ihrem Auftrage tätig, und doch nicht schlechthin von ihr abhängig, sondern ihrerseits auf die andern wirkend in schöpferischer Begabung.

Es sind die höchsten Aufgaben, die sich ein wissenschaftlicher Biograph stellen kann. Joseph Hansen hat sie sich in seinem Werke über Gustav Mevissen[1]) gestellt. Das ist allein schon ein Verdienst. Und er hat sie gelöst. Der reiche Ertrag kommt vor allem der wissenschaftlich treuen Charakteristik des rheinischen Liberalismus zu gute. Person und Werk sind auf das engste verbunden.

Mevissen ist ein echter Rheinländer und ein echter Bürger. Indem er sich die politischen und wirtschaftlichen Erfahrungen seiner engeren Heimat zu nutze macht und zugleich die Ideale des dritten Standes nicht nur in sich selbst verkörpert, sondern auch, denn die Kraft der Propaganda lebt in ihm, außerhalb seiner Person zu verwirklichen bestrebt ist, wird er zum größten Vertreter des rheinischen Liberalismus.

---

[1]) 2 Bände, Berlin 1906. Bei Georg Reimer..

Sein Vater ist Fabrikant, aber ein Fabrikant mit geistigen Interessen, ein Anhänger der idealen Erziehungslehre Pestalozzis. Seine Heimatsstadt ist Dülken bei Crefeld. Hier ist er am 20. Mai 1815 geboren. Die Schule in Cöln besucht er nur bis zur Tertia. Dann tritt er ins väterliche Geschäft ein und wird bald ein gesuchter Praktiker, aber doch nicht nur ein man of business. Er erbt vom Vater nicht nur den überlegenen Geschäftsverstand, sondern auch ein unstillbares Bildungsstreben. Eine wahrhaft universale Begabung hat sich bei ihm schon früh auf die verschiedensten Zweige künstlerischer und wissenschaftlicher Betätigung gerichtet. Er führt ein Doppelleben. Und der Nachdruck fällt auf die Seite der geistigen Wirksamkeit. Der Abgang von der Schule bedeutet in dieser Beziehung keineswegs einen Einschnitt in seiner Entwicklung. Er lernt es früh, sich über alles Gelesene in sorgfältigen Auszügen Rechenschaft zu geben. Die überaus reichen und wertvollen Materialien, die Hansen aus seinem Nachlasse veröffentlicht, gestatten uns die glücklichsten Einblicke in seinen inneren Werdegang. Zu dem zunächst biographischen Interesse, das diese Aufzeichnungen erwecken, gesellt sich das allgemein psychologische: wir sehen einen talentvollen Autodidakten unablässig tätig an einer von reichstem Erfolge gekrönten Arbeit.

Er wird vor allem heimisch in der deutschen Dichtung der klassischen und romantischen Periode. Aber nicht nur Goethe und Jean Paul, sondern auch die rheinischen Dichter werden seine Freunde. Heinrich Heine, sein großer Landsmann, tritt schon früh in seinen Gesichtskreis. Mevissen erfreut sich an dem unnachahmlichen Wohlklange seiner Verse. Er schöpft Belehrung aus seinen Prosaschriften. Aber er weiß auch, wo bei Heine die Grenze der Verehrung gezogen ist: die starken sittlichen Interessen des Jünglings dringen hervor. Wie sie ihn Heine gegenüber zu besonnener Kritik nötigen, so erweitern sie andererseits seinen Gesichtskreis und führen ihn zu andern, zu historischen und philosophischen Studien hinüber. Ein Schüler der klassischen deutschen Moralphilosophie, Hegels und Herbarts z. B., bekämpft er mit Hilfe dieser objektiveren Ethiker jenen Gedanken von der „Emanzipation des Fleisches", wie er schon den wesentlichen Inhalt der Sturm- und Drangbewegung gebildet hat, wie er dann später von der Romantik künstlerisch verklärt und schließlich vom Jungen Deutschland und seinem „souveränen Feuilleton" auch politisch zugespitzt wird. Es ist vor allem Herbarts soziale Willensethik, die den jungen Kaufmann in ihren Bannkreis zieht. Getrieben von heißem Bemühen um eine theoretische Grundlegung der Moral, ist Mevissen sogar der esoterischen und so schwer verständlichen Lehre Fichtes näher getreten.

Weil Fichte dem Egoismus den Krieg erklärt, ist er ein Mann nach seinem Herzen. Mevissen liest die Reden an die deutsche Nation. Er schöpft aber auch aus den abgrundtiefen Quellen der Wissenschaftslehre. Und auch diesmal ist seine zunächst nur rezeptive Tätigkeit mit fruchtbarer Kritik untermischt.

Trotzdem hat man ein Recht, ihn im allgemeinen als Hegelianer zu bezeichnen. Denn er hat nicht nur die metaphysischen Gedanken Hegels im wesentlichen übernommen, sondern auch seine historischen Studien durch die Lektüre dieses größten Geschichtsphilosophen zu befruchten gewußt. Hegels große Sätze: daß die geschichtliche Entwicklung einen steigenden Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit bedeute, indem sie sich zum Erlebnis der Gottheit erhebe, daß diese sich ihrerseits als Weltvernunft in der Geschichte offenbare, haben für Mevissen mehr als bloß regulative Bedeutung. Mit Hegel ist er ferner der Meinung, daß die einzelnen Völkerindividualitäten der Reihe nach „an dem einen großen Prozesse geistiger Freiheitsentwicklung“ mitwirken. Ihm ist aller Teutonismus etwas Fremdes. Er hat schon die Jugendjahre benutzt, außerdeutsche Literatur, etwa Byron, Béranger, George Sand zu studieren. Er schreibt 1837: „Je älter die Menschheit, je reicher wird der Geist. Denn alle Frucht der über die Erde dahingeschrittenen Geschlechter wird aufbewahrt auf dem heiligen Herde der Erinnerung.“ — Eine andere geschichtsphilosophische Grundfrage, die nach dem Verhältnisse von Individuum und Milieu, entscheidet er bei allem Respekte für die überragende Bedeutung des letzteren doch vor allem als Willensmensch, als ethischer Voluntarist. Er hat sich auch mit eigenen Arbeiten auf historischem Gebiete angebaut und die empirische Geschichte über der Geschichtsphilosophie nicht vernachlässigt. Da er die wirtschaftlichen und sozialen Umwälzungen seiner eigenen Zeit mit wachsamem Auge verfolgt, so wird er auch für die Vergangenheit vor allem von den kulturgeschichtlichen Vorgängen gefesselt. Seine Liebe zum historischen Detail ist groß. Er hat volles Verständnis für den Wert der Erweiterung des Quellenmaterials. Das Volk im allgemeinen und sein zuständliches Leben wird für ihn zum Objekte der Forschung, wie schon in der Historiographie der Aufklärung (im Anschluß an Voltaire) und noch mehr bei den enthusiastischen Historisten der Romantik.

Wir glauben, von der Bildungsgeschichte eines Gelehrten zu vernehmen. Und doch ist es ein praktischer Kaufmann, unablässig zunächst um das Wohl seines eigenen Geschäfts und dann um das Wohl des gesamten rheinischen Wirtschaftslebens bemüht. Zahlreiche Geschäftsreisen

zeigen seine hervorragenden Talente auch in der Praxis. Freilich enttäuscht ihn dabei die äußerliche Lebensauffassung mancher Berufs- und Geschäftsgenossen. — Er wendet seinen Blick schon früh zu allgemeineren Unternehmungen. Die Entfesselung der wirtschaftlichen Kräfte, wie sie durch die liberale vormärzliche preußische Handelspolitik ermöglicht wird, will er mit allen Mitteln begünstigen. Der Gedanke der Aktiengesellschaft gibt seinen wirtschaftlichen Bestrebungen das bezeichnende Gepräge. Aber schon hier ist ein Punkt, wo er mit dem Widerstande der preußischen Regierung zu kämpfen hat. Sie hat soeben trotz des feierlichen Verfassungsversprechens des Monarchen vom 22. Mai 1815 den Verfassungsgedanken begraben. Sie steht dem Streben nach autonomer Assoziation nun auch auf wirtschaftlichem Gebiete zunächst feindselig gegenüber. Aktienunternehmungen erscheinen ihr noch fast in verdächtiger politisch-demagogischer Beleuchtung.

Gegenüber einer patriarchalisch arbeitenden Bureaukratie sucht Mevissen mit andern Mitteln der neuen wirtschafts- und sozialpolitischen Probleme Herr zu werden. Nicht die Rückkehr zu überlebten, am Rheine von den Franzosen schon gründlich zerstörten Wirtschaftszuständen kann sie lösen, das lehren ihn die Erfahrungen Englands und Frankreichs, der wirtschaftlich fortgeschritteneren westlichen Kulturländer, sondern nur rasch und zwar autonom zu entwickelnde genossenschaftliche Verbände unter Arbeitgebern und Arbeitnehmern, Dezentralisation der Industrie, Steigerung und Vertiefung der wissenschaftlichen und moralischen Bildung sämtlicher am Erwerbsleben beteiligter Kräfte und ähnliche Reformpläne, wie sie in England damals u. a. von Carlyle, Ashley und O'Connell vertreten werden. Immer wieder kehrt er dabei in vollem Gegensatze zu den angeblich klassischen Lehren Adam Smiths und in stillschweigender Übereinstimmung mit dem größten der deutschen Nationalökonomen, mit Friedrich List, zu dem Hauptprobleme zurück: wie sich der Staat selbst als die größte der menschlichen Genossenschaften seiner wirtschafts- und sozialpolitischen Pflichten zu entledigen habe. Deshalb fällt bei ihm auf die Erziehung zum Staatsbürger, ähnlich wie in Dahlmanns 1835 erschienener Politik, der Hauptnachdruck. Der Chartistenaufstand von 1842, den Mevissen auf einer seiner englischen Reisen mit erlebt und in mehreren anschaulichen Artikeln schildert, verstärken für ihn die Notwendigkeit sozialpolitischer Erörterung. Es gibt, so erscheint ihm das gemeinsame Ergebnis der Philosophie und der Entwicklungslehre, trotz Adam Smith keine natürliche Harmonie der Interessen. Die menschliche Kultur ist überhaupt nach seiner an Hegel und Herbart geschulten Ansicht

kein automatisches Produkt, sondern ein Werk der „Vernunft" des Menschen. „Das intellektuelle und ethische Zentralorgan der Vernunft" und ihr vornehmstes Werkzeug, der Staat: sie haben sich von der schwierigen Aufgabe der Ausgleichung der individuellen Interessen nicht tatenlos zurückzuziehen. Zwischen dem Staate und dem Individuum muß die wirtschaftliche Assoziation als Erzieherin vermitteln. Der private Unternehmer wird zunächst, wie natürlich, nur von egoistischen Motiven bestimmt. Es darf aber, wie Mevissen auch später zu wiederholten Malen darlegt, bei diesen Motiven nicht sein Bewenden haben. Er muß für allgemeinere Ziele mobil gemacht werden. Das kann nur geschehen, indem er auf dem Gebiete korporativer Selbstverwaltung Erfahrungen sammelt. Nicht als wenn darüber hinaus nun alles Wirtschaften schließlich zur Staatsfunktion gemacht werden soll: nur wo die private Unternehmung zu schwach ist, soll der Staat eingreifen. Im übrigen wird er sich auf eine verständige Oberleitung beschränken. In Zeiten der Krise sind durch ihn vor allem die nötigen Mittel aufzubieten, um das Kreditwesen vor allzu schweren Erschütterungen zu bewahren. Staat und Wirtschaftsleben, das wird uns immer wieder gesagt, sind eben nicht zwei feindliche Brüder.

Mevissen hat also nicht als Manchestermann seine wirtschaftspolitischen Sporen erworben, sondern er will handelspolitisch den mäßigen Schutzzoll und sozialpolitisch eine vernünftige Leitung durch den Staat. Es ist historisch unrichtig, wenn man den politischen mit dem ökonomischen Liberalismus verwechselt.

Vielmehr zeigt gerade der rheinische Liberalismus handelspolitisch überhaupt keinen einheitlichen Charakter. Die mehr industriell interessierten Kreise stehen den „reinen" Kaufleuten gegenüber. Zu den letzteren gehört vor allem Ludolf Camphausen. Er sowohl, wie die von ihm beeinflußten Handelskammern sind erklärte Anhänger der Freihandelslehre, weil sie im Handel überhaupt den entscheidenden Zweig der Volkswirtschaft erblicken. Dagegen fühlt sich Mevissen vor allem als Industrieller. David Hansemann, der politisch seinen Standort gewiß sehr viel weiter links nimmt, ist ökonomisch doch sein Gesinnungsgenosse. Auch die liberale Opposition auf den rheinischen Provinziallandtagen verlangt für die rheinische Industrie als einziges Heilmittel ein maßvolles Schutzsystem erzieherischen, nicht prohibitiven Charakters. Ja, Mevissen selbst geht noch darüber hinaus, wenn er nicht müde wird, für die Gleichberechtigung von Industrie und Landwirtschaft einzutreten. Für ihn stehen alle wirtschaftlichen Betätigungen eines Volkes in steter Wechselwirkung: er ist

der Überzeugung, daß agrarischer und industrieller Verfall auch den Handel in Mitleidenschaft ziehe. Wenn man sich nun aber doch zur Handelsfreiheit bekennen wolle, so sei erst einmal völlige Reziprozität herzustellen. Denn Handelsfreiheit bedeute nicht nur freie Ein-, sondern auch freie Ausfuhr. Schließlich formulieren die beiden handelspolitischen Gegner, Camphausen und Mevissen, ihren Standpunkt in besonderen Denkschriften, die auch durch den Druck bekannt gegeben werden. Auch diesmal findet man den besonnenen Wirtschaftspolitiker Mevissen im Gefolge Friedrich Lists: von dem Gedanken des handelspolitischen Antagonismus der Völker will er sich nicht losmachen. Er faßt deshalb den Schutzzoll vor allem als nationale Repressalie. Vor dem höheren Staatszwecke, dem er diene, hätten soziale Bedenken (z. B. die Besorgnis vor allzu großer Machtsteigerung der Unternehmer) zu schweigen. Der preußische Zollverein, dessen Begründung im Jahre 1834 Mevissen mit lebhafter Freude begrüßt hat, solle nicht nur dem inländischen Markte dienen, sondern vor allem die gemeinsamen Interessen der Vertragsstaaten gegenüber dem Auslande wahrnehmen. Dafür aber sei ein mäßiger Schutzzoll ein besseres Mittel, als die von Camphausen empfohlenen, von absolutistisch-merkantilistischer Denkweise beeinflußten Prämien.

Das alles ist das genaue Gegenteil des ökonomischen Liberalismus. Männer, wie Mevissen, werden deshalb nicht zulänglich charakterisiert, wenn man sie in der großen Klasse der Doktrinäre unterbringt. Die reiche Erfahrung des Praktikers und der klare und scharfe Verstand des Wirtschaftstheoretikers sind für Mevissen ein kostbares Kapital. Er kann es nur nutzbringend anlegen, wenn er im Gegensatz zur Doktrin, zur Freihandelslehre, seinen besonderen handelspolitischen Protektionismus formuliert.

Politisch freilich hat er die Grundgedanken des vormärzlichen Liberalismus stets unverrückt festgehalten. Es charakterisiert ihn aber auch auf diesem Gebiete die Abneigung gegen allen formelhaften Radikalismus. Nur in den früheren Jugendjahren, die ja mit der Blütezeit der preußischen Reaktion zusammenfallen, finden wir ihn auf dem linken Flügel, gelegentlich sogar in heller Begeisterung für Karl von Rotteck, den „harten Felsen im Meere“. Da neigt auch er dazu, ein demokratisches Staatsideal aufzustellen, angeregt nicht sowohl durch die Gedanken von 1789, als vielmehr durch die am Rheine auch äußerlich bemerkbaren Bewegungen der Julirevolution. Aber das ist nur eine Jugendsünde, wenn man so will. In Mevissen lebt eine politische

Überzeugung, die sich in dem großherzoglich badischen Staatsschema des doktrinären Freiburger Geschichtsprofessors nicht unterbringen läßt: das ist der monarchische Gedanke. Mevissen ist nie ein Mußpreuße gewesen. Er hat bei allen scharfen Gegensätzen gegen das Reaktionsregiment die Tatsache der Besitzergreifung des Rheinlandes durch Preußen, eine der wichtigsten Tatsachen der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert, nicht resigniert als etwas Gegebenes hingenommen, wie das mancher seiner Landsleute getan hat, sondern er hat sie mit all ihren heilsamen Wirkungen in vollem Umfange zu würdigen verstanden. Gerade weil die Hohenzollern am Rheine mit dynastischer Zuneigung zunächst nicht rechnen können, verweist er immer wieder auf die hohen politischen Werte, die eine starke Monarchie, wie die ihre, zu schaffen vermag. Während der rheinische Partikularismus gerade in den dreißiger Jahren um ihn herum üppig ins Kraut schießt, entwickelt Mevissen ein energisches Programm für den Einheitsstaat Preußen und tut dann von da aus schon früh auch den ersten Schritt zur deutschen Einheit. So zerbröckeln die Brücken allmählich, die den Jüngling in das luftige Gefilde des süddeutschen Liberalismus hinüber geführt haben.

Ein Rheinländer aber ist Mevissen bei alledem immer geblieben. Politisch besagt das vor allem, daß er die großen Errungenschaften der französischen Herrschaft nicht aufgeben will und daß er sie gegen die Anläufe der preußischen Reaktion mutvoll, aber ohne den bloß negativen Groll seiner Gesinnungsgenossen, verteidigt. Vor allem ein kostbares Erbe ist dem rheinischen Volke von dem Fremdlingen überliefert worden: die Idee des allgemeinen gleichen Staatsbürgertums, der Satz, daß es keine Zwischeninstanzen mehr geben soll zwischen dem Staate und dem Individuum, keine kastenmäßigen Unterschiede und keine wie immer begründeten mittelalterlichen Privilegien. Gleichheit aller vor dem Gesetze und vor der Abgabe, für die wirklich Tüchtigen Ermöglichung des Aufstiegs auch aus den Niederungen der Gesellschaft: dieser allerdings demokratische, aber zugleich stark soziale Gehalt des Begriffes Citoyen ist über das Empire hinaus von den rheinischen Liberalen und von Mevissen festgehalten worden. Von ihm werden ihre Verfassungswünsche, die auf den Provinziallandtagen immer wieder ausgesprochen werden, und überhaupt ihre konstitutionellen Lehren erfüllt. Eben daraus aber erklärt sich auch ihr Widerspruch gegen die vielfach von älteren und veralteten, d. h. absolutistischen und ständischen Voraussetzungen ausgehende Politik der preußischen Regierung. Die Rheinländer erweisen sich damit als die verständnisvollsten Erben der großen preußischen Verwaltungs-

politik von Stein und Hardenberg. Und im Interesse der Macht des Staates vor allem fordern sie nicht nur die Verfassung, sondern auch die Einheit. Die Wirtschaftspolitik, mag sie freihändlerisch oder schutzzöllnerisch gerichtet sein, wird schließlich auch in das System eingeordnet; die wirtschaftliche Stoßkraft des preußischen Staates, wie sie eben jetzt in der Gründung des Zollvereins so machtvollen Ausdruck findet, soll mit den unendlich reichen Erfahrungen der rheinischen Privatwirtschaft befruchtet werden: das ist die Voraussetzung für Mevissens überaus umfassende wirtschafts- und namentlich auch sozialpolitische Tätigkeit, auf die hier nur ganz im allgemeinen hingewiesen werden kann. Man darf nicht vergessen, daß rheinische Industriekreise unter seiner Mitwirkung die erste von tiefsten sittlichen und historischen Einsichten erfüllte Anregung zur Gründung eines Vereins zum Wohle der arbeitenden Klassen gegeben haben.

Das Jahr 1841 bringt für Mevissen mit seiner Übersiedelung nach Cöln denn auch den Beginn der praktischen politischen Tätigkeit. Für sie ist es in den bewegten nächsten Jahren das entscheidende Merkmal, daß er sich von der wesentlich negativ arbeitenden rheinischen Opposition, die den provinziellen Partikularismus so unheilvoll verstärkt, immer mehr zurückzieht und dem aufstrebenden Bürgertume in ausgesprochenem Gegensatze zu dem unfruchtbaren Grollen seiner Landsleute vielmehr positive Aufgaben zu stellen sucht. Der Gedanke der kommunalen Selbstverwaltung erscheint dabei als notwendige Grundlage eines umfassenden konstitutionellen Baues. Wenigstens handelspolitisch müsse man der Regierung unbedingtes Vertrauen entgegenbringen. Dafür kämpft er schon 1842—1843 in der Rheinischen Zeitung und seit 1846 auch auf dem Provinziallandtage. Auf die Lösung der Verfassungsfrage kommt er dabei schon deshalb immer wieder zurück, weil er ja den Staat mit sozialpolitischen Funktionen ausstatten will.

Durch das Königliche Patent vom 3. Februar 1847 und die drei Verordnungen, welche den Vereinigten Landtag nach Berlin einberufen, wird diese Frage trotz aller dabei wirksamen rückschrittlichen Bestrebungen ihrer Lösung doch einen Schritt näher geführt. Das ist Mevissens Überzeugung. Und deshalb hat er sich als Abgeordneter mit größtem Eifer, wieder unter Ablehnung aller rein negativen Opposition, an den grundsätzlich bedeutungsvollen, wenn auch praktisch fast wirkungslosen Verhandlungen beteiligt. Aus seinen politischen Grundüberzeugungen hat er dabei kein Hehl gemacht. Wie Dahlmann, wendet er sich mit besonderer Entschiedenheit gegen die Theorie vom Christlichen Staate. Für ihn

bleibt die reinliche Scheidung der kirchlichen und der politischen Organisation das stets festgehaltene Ideal. Nur so ist für ihn die „Pflege innerlicher Religiosität als der Grundlage für das Pflichtbewußtsein" gewährleistet. Er verurteilt deshalb schon im Jahre 1837 die preußische Gewaltpolitik im Cölner Kirchenstreite aufs schärfste. Sie erscheint ihm um so unpolitischer, als im Rheinlande die Zivilehe schon seit den Tagen der französischen Herrschaft Gesetz ist. Trennung von Staat und Kirche ist seine kirchenpolitische Hauptforderung. Er hat deshalb auch später die Bismarcksche Kulturkampfspolitik, die nichts anderes ist als der absolutistisch fortgebildete landeskirchliche Gedanke, verworfen, wenn er auch die Übergriffe der Kirche ins staatliche Gebiet ebenso rücksichtslos bekämpft.

Bei den Notstandsdebatten des Vereinigten Landtages befürwortet Mevissen seinen früheren Überzeugungen gemäß die Notwendigkeit der Staatshilfe. Sein Referat betr. die Errichtung eines selbständigen Handelsministeriums ferner wird am 9. Juni dem Könige als Petition übergeben. Mevissen verbindet damit die Forderung einer konstitutionellen Bindung ministerieller Verantwortlichkeit überhaupt. Der Kampf gegen die Nebenregierung am preußischen Hofe, begonnen einst vom Freiherrn von Stein, fortgesetzt von Bismarck und noch in neuester Zeit wieder in vollem Umfange notwendig geworden, dieser Kampf gilt dem Liberalismus stets als eine wichtige innerpolitische Aufgabe. Aber auch bei dieser, wie bei so vielen anderen Fragen — fünfhundert Anträge sind aus den Kreisen des Bürgertums gestellt worden — führt der Vereinigte Landtag zu keinem Ergebnisse. Er wird am 26. Juni geschlossen, ohne die große politische Spannung gelöst zu haben. Im Gegensatze zu dem einseitigen Fürstenprogramme des preußischen Königs und des Herrn von Radowitz verbinden sich jetzt rheinischer und süddeutscher Liberalismus und erheben am 18. Oktober auf der Heppenheimer Versammlung von neuem die alte politische Doppelforderung der Partei für Deutschland: Einheit und Freiheit, d. h. die konstitutionelle Verfassung für den neuen Einheitsstaat und besonders die Einberufung eines Zollparlaments. Oder wie Mevissen es in der Periode des Vereinigten Landtages einmal ausgedrückt hat: die „Begründung eines festen öffentlichen Rechtes, die Begründung einer allen Stürmen gewachsenen volkstümlichen Staatsverfassung".

Aber der Absolutismus der preußischen Krone erklärt das alles für einen Traum. Und Bismarck, damals noch ganz auf der Seite der reaktionären Heißsporne, lehnt diesen Liberalismus ab, weil er angeblich ein französisches Gewächs ist.

Die Wolken ballen sich indes zusammen. Der „Völkerfrühling“ zieht herauf. Die Deutsche Revolution macht für einige Monate zur Wirklichkeit, was die vormärzlichen Liberalen nur gedacht haben. Oder vielmehr: sie eilt in sinnlosem Tempo alsbald weit über das hinaus, was Mevissen und seine Anhänger als erstrebenswert hinstellen. Im Anschlusse an die französische Arbeiterbewegung entwickelt sich jetzt in Deutschland zum ersten Male ganz allgemein ein Radikalismus, der die Lehre von der Volkssouveränität nicht nur theoretisch darlegt, sondern vor allem praktisch ausmünzt durch die Proklamation des allgemeinen Wahlrechts. Das wirksamste Agitationsmittel ist damit geschaffen. Die ganze Masse einer politisch unerzogenen Bevölkerung gerät in Aufruhr. Die alten Mächte fallen: nicht nur der absolute und ständische Staat, sondern ebenso rasch der gemäßigt-konstitutionelle Staat der rheinischen Liberalen.

Denn es bedarf scharfer Hervorhebung, daß zwischen ihnen und der wild losbrechenden Volksbewegung unüberbrückbare Gegensätze klaffen. Trotz aller demokratischer Neigungen haben die Rheinländer niemals das allgemeine Wahlrecht in ihr politisches Programm aufgenommen. Selbst der am weitesten links stehende Politiker unter ihnen, David Hansemann, ist bis zu dieser äußersten Linie niemals fortgeschritten. Er beruft sich vielmehr für die Gestaltung des aktiven Wahlrechts auf das belgische Vorbild. Dieses Vorbild aber ist plutokratisch: es unternimmt eine Abstufung des Wahlrechts nach dem Zensus. Noch viel weniger aber hat Mevissen dieser Maßregel das Wort geredet, die unter kühner Verachtung alles historisch Gewordenen sofort die sämtlichen Schranken niederreißen will und das deutsche Volk in seiner Masse so behandelt, als wenn es schon eine längere konstitutionelle Erziehung hinter sich hätte. Er will demgegenüber vielmehr eine „organische Fortbildung des berufsständischen Prinzips“. Er empfiehlt wenigstens den indirekten Wahlmodus, um damit den schädlichsten Wirkungen vorzubeugen, die nach seiner wohl begründeten Ansicht eintreten müssen, wenn man so weitgehende politische Rechte ohne Vorbereitung und ohne das leiseste Verständnis für die Notwendigkeit von Übergangsbestimmungen einer der republikanischen Phrase zugänglichen Masse verleiht.

Allerdings tritt er als Abgeordneter für Siegen in das aus dem allgemeinen Wahlrechte hervorgegangene Frankfurter Parlament und als Unterstaatssekretär in das Reichshandelsministerium Duckwitz. Aber von vornherein in der ausgesprochenen Absicht, auf den steigenden Radikalismus der Versammlung — natürlich als Mitglied des rechten Zentrums, der Kasinopartei — erzieherisch, hemmend einzuwirken. Vor allem dürfe

man das Vertrauen auf das Entgegenkommen der Einzelstaaten und auf die Mitwirkung der preußischen Krone nicht aufgeben. Immer wieder rät er zu vorsichtiger Berücksichtigung der wirklichen Machtverhältnisse: er verläßt mit nüchternem Sinne seinen Ministerposten, als das Parlament in der Frage des Malmöer Waffenstillstands seine tatsächliche politische Machtlosigkeit enthüllt. Noch am 16. und 17. September aber hat er zusammen mit seinem Freunde Beckerath mit Friedrich Wilhelm IV. auf dem Boden seiner früher entwickelten gemäßigten Lehren verhandelt. Er überreicht dem Könige das Ultimatum der liberalen Partei, indem er den äußersten Punkt angibt, bis zu dem die gemäßigte, preußisch gesinnte und königstreue Gruppe der rheinischen Liberalen der Regierung entgegenkommen könne. Beckerath und Mevissen verlangen für Deutschland Anerkennung der Rechtsverbindlichkeit der zu beschließenden Frankfurter Reichsverfassung durch Preußen und dann für dieses selbst die Genehmigung der „Charte Waldeck" vom 26. Juli 1848 und militärisch eine volkstümliche Umgestaltung des Heeres. Aber Friedrich Wilhelm IV. hat dies Programm ebenso verworfen, wie später die Frankfurter Volkskrone. Schon seit längerer Zeit steht er wieder, nach einer kurzen konstitutionellen Episode, vollständig unter dem Einflusse der Militärpartei und des „ministère occulté" der Kamarilla.

Auch das Frankfurter Verfassungswerk ist dann bald gescheitert, im Grunde, wie man weiß, an der Ideologie, an dem Wahne, Deutschland mit bloßen Gedanken von Recht, Freiheit und Einheit reformieren zu können.

Die öffentlichen Verhältnisse gestalten sich in den nun folgenden dunklen Reaktionsjahren immer unerfreulicher. Mevissen zieht sich vom politischen Leben zurück und beschränkt sich auf die Pflege des eigenen Geschäftes und der allgemeinen wirtschaftlichen Interessen der Heimatsprovinz. Bis zur Eisenbahnverstaatlichung im Jahre 1879 ist er als Direktor der Rheinischen Eisenbahn von Cöln nach Antwerpen (seit 1844) der unermüdlichste Förderer einer rührigen rheinischen Verkehrspolitik gewesen. Überall hat er seine Hand im Spiele, wo Hindernisse der freien Verkehrsentfaltung aus dem Wege zu räumen sind. Als Mitglied und später als Präsident der Cölner Handelskammer und zahlreicher Bank- und Aktienunternehmungen vermag er auf die verschiedensten Gebiete des Wirtschaftslebens mit seinen reichen persönlichen Erfahrungen anregend zu wirken. Als erste moderne Kreditbank auf Aktien wird 1853 nach eifrigen Bemühungen Mevissens die Darmstädter Bank für Handel und Industrie gegründet. Selbst den geschworenen Feind des Liberalismus,

den Fürsten Metternich, hat er bei einem Zusammentreffen in Brüssel im November 1849 für seine Wirtschaftspläne zu interessieren gewußt.

Wenig später begegnet er dem Prinzen von Preußen auf einer Abendgesellschaft in Cöln. Das Gespräch wendet sich zur deutschen Frage. Es entwickelt sich eine lebhafte Debatte, und Mevissen erklärt schließlich, das deutsche Reich werde bestimmt geschaffen werden, wenn nicht mit den Hohenzollern, dann ohne sie. Seine altliberale von Hegelschem Moralismus durchzogene Staatsanschauung wendet sich, wie gegen den Partikularismus, so gegen die ganze von Julius Stahl auch theoretisch gerechtfertigte Reaktion. Empfindungen bitterster Enttäuschung, die er dem Papiere nicht anzuvertrauen wagt, haben ihn damals gelegentlich überwältigt; denn für Hegels sittliche „Vernunft" scheint nach dem einfachen Machtsiege der Reaktion in Preußen kein Platz mehr zu sein. Die einzigen organisierten und deshalb siegreichen Gewalten sind die Monarchie und die alten Stände. Das Bürgertum versinkt in politische Apathie.

Aber er ist darüber nicht zum grollenden Fortschrittsmann geworden. Auch in der Konfliktszeit suchen wir ihn vergebens auf der Seite der Doktrinäre. Schon früh hat ihn eine ehrliche Begeisterung für die Erfolge der genialen Bismarckschen Politik aus seiner Oppositionsstellung hinausgedrängt. Wie bei manchem Altliberalen, so können wir auch bei Mevissen schon bald nach der Besetzung Alsens den großen Umschwung bemerken. Er schreibt am 7. Juli 1864: es werde „Bismarcks Glück die deutsche Entwicklung mächtiger fördern, als es der besonnenere Verstand weit tieferer politischer Köpfe getan haben würde". Mit großer Bewegung hat er dann die siegreiche Laufbahn des Gewaltigen verfolgt. Den mächtigsten Eindruck macht auf ihn der Einzug der siegreichen Truppen in Berlin nach dem österreichischen Kriege. Aber nicht nur der Genius der Hohenzollern sei hier als Phönix aus der Siegesfeier emporgestiegen; es ist, sagt Mevissen, „mit ihm vereint das große herrliche deutsche Vaterland, das unsere Dichter geahnt, unsere Denker vorbereitet, das unsere Krieger wuchtig der Verwirklichung entgegengeführt haben". Auch im neuen Reiche hat er alle politischen Ereignisse mit wachsender Teilnahme verfolgt. Er gehört zu den 35 Frankfurter Erbkaiserlichen, die Bismarck zum siebzigsten Geburtstag beglückwünschen. Das ist für ihn mehr, als bloße Form gewesen. Der große Mensch und der große Staatsmann haben es ihm angetan. Bismarck und Bismarck allein hat ja die alten Einheitswünsche des rheinischen Liberalismus erfüllt und erfüllen können.

In der Wirtschaftspolitik hat Mevissen während der Gründerzeit noch einmal seinen Mann gestanden. Dem erprobten Finanzmann er-

scheinen die französischen Milliarden als ein Fluch für Deutschland. Er ist mit Ludwig Bamberger völlig einverstanden, der zur Sanierung des deutschen Kapitalmarkts ihre Anlage in ausländischen Werten empfiehlt. Während ferner die Regierung, aufgerüttelt durch die Laskerschen Enthüllungen des Januar und Februar 1873, ihre Beamten aus den Aufsichtsräten der schon unter dem 11. Juni 1870 vom Konzessionszwange befreiten Aktiengesellschaften herausziehen will, sieht Mevissen gerade in ihrem Verbleiben ein gutes Mittel zur Verbesserung der durch den Gründungsschwindel zerrütteten allgemeinen Geschäftsmoral. Er rät dringend zum Eintritt von Beamten und Gelehrten, um jenen Organisationen frisches Blut zuzuführen. Auch auf diesem Wege möchte er die moderne bürgerliche Gesellschaft der „reinen Kapitalisten“ vermittelst des sittlicher gerichteten Staatsgedankens regenerieren. Der Staat ist und bleibt für ihn ein sittlicher Organismus. Aber es wird immer schwerer, diesen Idealismus durchzuführen. Mevissen hält zudem seine wichtigsten wirtschaftspolitischen Aufgaben für gelöst, nachdem es ihm gelungen ist, die meisten seiner Unternehmungen durch die große Krisis hindurchzuretten. Er rüstet sich, von der Bühne abzutreten. In den Jahren 1877 bis 1879 hat er die Leitung der meisten Gesellschaften niedergelegt. Er hofft noch auf einige Jahre rein geistigen Wirkens, auf eine Rückkehr zu den Studien seiner Jugend.

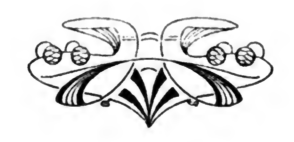
Pläne zur Reform des kaufmännischen Bildungswesens haben seine letzten Jahre beschäftigt. Erst nach seinem Tode sind sie 1901 durch die hoffnungsvolle Gründung einer Handelshochschule in Cöln verwirklicht worden. Dagegen hat er selbst es noch erlebt, wie die reiche, geistige und materielle Förderung, die er den rheinischen Geschichtsstudien zu teil werden läßt, auch äußerlich ein wirksames Organ gewinnt. Die durch ihn im Jahre 1881 ermöglichte Gründung der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde bedeutet einen Markstein in der neusten Entwicklung historischer Studien in Deutschland.

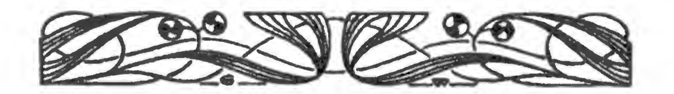
Die letzte Zeit hat er mehr denn je seiner Familie und seinen Freunden gewidmet. In edler Gastlichkeit, wozu sein ganzer Stamm so hervorragend befähigt ist, hat er auf seinen Besitzungen in Cöln und Godesberg in stets anregendem geistigen Austausch mit den Großen des rheinischen Geistes- und Wirtschaftslebens gelebt.

Was er gesät hat, sprießt fröhlich empor. Noch auf Menschenalter hinaus wird man das Fortwirken dieses großen, reichen Lebens in der Provinz spüren können. Und als er am 13. August 1899 in Godesberg aus dem Leben abberufen wurde, da konnte man von ihm sagen, was

man von Wilhelm von Humboldt gesagt hat: der Tod fand einen völlig vorbereiteten Menschen.

Mit der Entwicklung des rheinischen Liberalismus ist sein Name unauflöslich verknüpft. Sie beide haben gezeigt, was das Bürgertum aus sich heraus in Wirtschaft und Politik zu leisten vermag. Die Grundsätze, mit denen er arbeitet, und die Mittel, die er anwendet, sind auch heute noch nicht veraltet. „Die neue Generation setzt das Werk der alten fort," wie Mevissen sagt. Diese neue Generation wird im Rahmen der verschiedenen liberalen Parteien ihre politische Befähigung nur dann beweisen können, wenn sie eingedenk bleibt der großen Traditionen des älteren Liberalismus. Sie wird sich durch eine ruhmvolle Vergangenheit immer wieder auf zwei Gedanken vor allem hinweisen lassen müssen: auf der Notwendigkeit einer wirksamen Organisation in der Praxis und auf die Unerläßlichkeit eines festen sozialen Unterbaues für das politische Programm.





Automobile Geschosse.

Von

Otfried Layriz.

Man hat sich heutzutage an den Gedanken gewöhnt, daß Geschosse nur aus Gewehren oder Geschützen verschossen werden können. Die Triebkraft ist hier außerhalb der Geschosse tätig, indem den Impuls zu ihrer Bewegung die Pulvergase im Gewehrlauf oder im Geschützrohr geben und hier den Stoßkräften die Richtung weisen, in der sie auf die Geschosse wirken sollen. Diese landläufige Vorstellung vom Schießen ist aber ergänzungsbedürftig. Es gibt noch eine andere Methode, Geschosse zu bewegen, nämlich die, daß man die Triebkraft in sie selbst verlegt. Ein einfaches Holzgestell oder eine Rille aus Metall, in einer bestimmten Lage festgestellt, genügen, um die Raketen — so nennt man diese Geschosse — gegen das Ziel zu leiten. Der als Wirkungsträger konstruierte mit Sprengstoff usw. gefüllte Geschoßteil ist hier mit einer Hülse verbunden, in der sich ein ohne Luftzutritt brennbarer Satz befindet. Die Gase, welche sich dabei entwickeln, üben bei ihrem Ausströmen aus der Hülse auf das ganze damit in Verbindung stehende Geschoßsystem einen Druck aus, der es vorwärts treibt.

In neuester Zeit verwendet man noch eine andere Gattung von Geschossen mit Selbstantrieb. Es ist hier ein Motor tätig, der ein schraubenartiges Ruder in Bewegung setzt. Den Antrieb besorgt eine aufgespeicherte Kraft, z. B. Druckluft. Für den Seekrieg, wo sich solche Geschosse im Wasser bewegen, nennt man sie Torpedos. Für den Landkrieg müssen Torpedos, da sie sich nicht gut wagenartig eingerichtet auf dem unebenen Erdboden fortschaffen können, wie die aus Geschützen verschossenen Geschosse sich in der Luft bewegen; man hat ihnen daher den Namen Lufttorpedos beigelegt.

Für beide Geschoßarten — Raketen und Lufttorpedos — eignet sich der Gattungsname automobile Geschosse. Für Torpedos ist der Name auch dann gerechtfertigt, wenn sie aus einem geschützartigen Rohr abgeschossen — lanciert — werden. Dieses Abschießen gibt den Geschossen keine Anfangsgeschwindigkeit von solcher Größe, daß sie für die Fortbewegung neben der in den Geschossen liegenden Triebkraft als Flugbahnfaktor in Betracht kommt.

Die der Raketenkonstruktion zu Grunde liegende Idee hat der geniale Leonardo da Vinci zu einer Automobilkonstruktion verwertet. Bei ihm treibt der Rückstoß der Gase von entzündeten Pulverladungen ein Fahrzeug vorwärts. Wenn auch diese Erfindung nicht über die erste Entwurfsskizze hinausgekommen ist, so können doch die Automobilkonstrukteure den berühmten

Künstleringenieur ebenso zu den Ihren zählen wie den unbekannten Erfinder der Rakete, als eines nach gleichem Prinzip bewegten Luftfahrzeugs.

Raketen.

Es sind nur mehr Leuchtraketen in den Armeen und Marinen neben den elektrischen Scheinwerfern in Gebrauch.[1]) Als Geschoßart für Zerstörungswirkung sieht man Raketen für veraltet an. Moderne Waffenlehren erwähnen sie entweder gar nicht oder nur im historischen Teil.

Wenn hier versucht wird, das Interesse auf diese Geschoßart zu lenken, so möchte gleich vorweg bemerkt werden, daß dabei an einen Ersatz der Geschütze nicht im entferntesten gedacht wird. Aber übersehen sollte man nicht, daß es möglich ist, wichtige Sonderzwecke damit zu erfüllen, indem z. B. in Kolonialkriegen die Verwendung von Geschützen beim Gebrauch von Raketen eine sparsamere sein kann und doch gegenüber den Eingeborenen die europäischen Expeditionstruppen bei numerischer Unterlegenheit ein bedeutendes Übergewicht erhalten können. Nachdem die Rakete von der heutigen Generation so gut als vergessen ist, mag ein Rückblick auf ihre Entwicklung am Platze sein.

Schon die Verwendung des griechischen Feuers zur Verstärkung der Wirkung von Pfeilen, die mittels Bogen oder Wurfmaschinen abgeschossen wurden, weist auf raketenartige Einrichtung hin. Sie kam im 2. Jahrhundert v. Chr. vor. Raketen tauchen dann im Orient im 9. Jahrhundert n. Chr. auf. In den Büchern über Artillerie oder Kriegsfeuerwerkerei des 16. und 17. Jahrhunderts von Fronsberger, Geißler und anderen nehmen Raketenbeschreibungen einen großen Raum ein. Aber erst im 18. Jahrhundert wird die Raketenfrage ernster genommen. Der indische Fürst Hardar Ali hatte 1766 ein Korps von 1200 Raketenwerfern, das sein Sohn Tipu Sahib auf 5000 Mann brachte und mit Erfolg bei der Belagerung von Seringapatam 1799 gegen die Engländer verwendete. Ein englischer Offizier Congreve erhielt so Kenntnis von den Raketen und veranlaßte 1805 ihre Einführung in England. 1806 wurden sie gegen Boulogne und 1808 gegen Kopenhagen mit guter Wirkung verwendet. Die Rakete bestand aus Satzhülse mit Stab, am Ende der Hülse befand sich ein Geschoß, wie es damals bei der glatten Artillerie im Gebrauche war.

Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß der große englische Erfinder James Watt durch Hornblower im Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Dampfrakete anfertigen ließ. Sie war durch eine bei bestimmter Temparatur schmelzende Metallkomposition geschlossen und der innere Raum zum Teil mit Wasser ausgefüllt. Wenn nun nach Entzündung eines Brennsatzes die Temparatur bis zur Dampfentwicklung und bis zum Schmelzgrad der Verschlußplatte gestiegen war, so wurde das Mundloch geöffnet und der Dampf konnte unter

[1]) Von den Russen wurden vor Port Arthur Leuchtraketen mit Erfolg neben elektrischen Scheinwerfern verwendet.

Druck ausströmen, dessen Rückwirkung die Rakete in Bewegung setzte. Es soll wirklich gelungen sein, solche Raketen zum Steigen zu bringen.

Man unterschied klein- und großkalibrige Raketen im Gewicht von 31 Lot bis 300 Pfund. Für den Feldkrieg verwendete man Sechs- und Zwölfpfünder, welche mit den Rundgeschossen der gleichbenannten Kanonenkaliber verbunden waren. Die Länge der Hülse betrug 3—5 Kaliber. Der Satz bestand meistens aus 63 Teilen Salpeter, 10 Schwefel und 23 Kohle. Der Stab war 5—7 mal so lang als die Hülse, entweder kantig oder rund und wurde getrennt von der Hülse transportiert.

Man unterschied Schuß- und Wurfraketen. Als Schußraketen wurden solche verwendet, die Vollkugeln trugen. Diese wog bei der zweizöller Rakete 6 Pfund bayer. (3,36 Kilo) und rikoschettierte nach dem Aufschlag. Die Wurfrakete war mit einer Granate verbunden. Die Wirkung der Wurfrakete erstreckte sich auf 800 bis höchstens 1400 Schritt. Die Granate blieb dabei in nahezu senkrechtem Auftreffen auf dem Boden liegen und zersprang in 6—7 Stücke, die einen Raum von 200 Schritten gefährdeten. Man rechnete außerdem auf die Wirkung der Satzhülse und des in mehrere Stücke zerspringenden Stabes.

Auch eine Kartätschrakete war eingeführt; eine Pulverladung zerriß hier die Kartätschhülse auf 120—180 Schritt vom Raketengestell, die Kugeln durchschlugen noch auf 400 Schritt ein einzölliges Brett und erreichten 900 Schritt mit Göllern.

Dann gab es noch Brand- und Leuchtraketen.

50 Prozent Schußraketen trafen auf 1000 Schritt noch eine mannshohe Scheibe von 30 Klaftern Länge. Das dreifüßige Stativ mit Perkussionsschloß und Richtmaschine wog 9 Pfund (4,6 Kilo), war also nicht viel schwerer als ein Gewehr. Zur Bedienung gehörten 4 Mann.

Die Raketenartillerie kostete wenig. Die Ausgaben beschränkten sich auf die Raketen selbst. Nach Hütz[2]) kam eine in Griechenland (Laboratorium in Nauplia) hergestellte Rakete auf 2 Fl. 41, also zirka 5 Mark zu stehen. Uns, die wir für den Schuß der Feldartillerie, der auch oft daneben geht, 40 Mark zahlen, erscheint das sehr billig. Zu der Zeit, als die Raketen aufkamen, ging der Kostenpunkt noch der Wirkung vor und brachte man ihnen schon deswegen großes Interesse entgegen.

Die ursprüngliche Idee, nach welcher die Rakete anfangs konstruiert wurde, war die: auf eine zylindrische Blechhülse, mit Brennsatz (Zehrung) ausgefüllt, war eine Ansatzhülse mit Spitze zu schrauben, in der sich kleinere mit Pulver als Brennstoff und Säulenzündern versehene Hohlkugeln befanden. Ein Stock aus Holz oder Bambus seitwärts angesetzt hielt das Geschoß pfeilartig in der Tangente an die Flugbahn. Das Abbrennen des Zündsatzes sollte in der Luft oder am Boden die Hülse zerreißen, die Kugelfüllung freimachen und deren

[2]) J. Hütz, kgl. bayer. Oberstleutnant, „Die Feldartillerie", 1853; er führte 1830 in der griechischen Armee eine halbe Raketenbatterie.

Zünder in Tätigkeit setzen. Eine lebhafte Phantasie konnte sich eine für die damalige Zeit mörderische Wirkung vorstellen. Diese wird aber weit hinter den Erwartungen geblieben sein.

Um sich die enthusiastische Begeisterung der Artilleristen zu erklären, muß man die damaligen Geschosse der Feldartillerie ins Auge fassen. Die Granate als Hohlgeschoß war etwas Neues und nur in Haubitzen verwendbar. Die Vollkugel mit ihren wiederholten Sprüngen nach dem Auftreffen am Boden beherrschte das Schlachtfeld und fegte eine Gasse in den tiefen Kolonnen. Die Büchsenkartätsche vertrat hauptsächlich die vervielfältigte Wirkung des Einzelschusses, ein Ideal, das erst spät durch das Schrapnel auch für das Schießen auf große Entfernungen erfüllt wurde. Die in wenige Stücke zerspringende Granate tat weniger Schaden, war der Büchsenkartätsche aber durch die größere Nervenerschütterung überlegen und oft in dieser Richtung wirksamer als die Vollkugel. Auch durch die schreckliche Art der Verwundungen wirkte die Explosion psychologisch. Dieselben Vorteile wurden der Rakete nachgerühmt, noch ehe sie sich auf einem Kriegsschauplatz bewährt hatte.

Zuerst wurden die Raketen mehr dazu verwendet, um die feindlichen Segelschiffe oder Hafenstädte in Brand zu stecken. Später gebrauchten die Engländer sie in der Landarmee und zwar sowohl in Spanien wie in der Schlacht von Waterloo. Von den mit den Engländern alliierten Armeen stellte die russische eine englische Raketenbatterie ein. So traten Raketen 1813 gegen Danzig, im Gefecht an der Göhrde und in der Schlacht von Leipzig als neue Gattung von Artillerie auf.[3])

Ein deutscher Offizier, der an dem Angriff auf den von den Franzosen besetzten Wald Göhrde teilnahm, erzählt über das Auftreten der Raketenbatterien folgendes:[4]) „Der Feind war im Weichen und wurde durch Geschützfeuer hart bedrängt. Hierzu kam der Schrecken, den die zuerst in diesem Kriege gebrauchten Congreveschen Brandraketen als etwas Neues, Unerhörtes bei den Franzosen erregten; das unauslöschliche Feuer, das sausend durch die Lüfte fuhr, verbrannte mit weitem Sprühen alles was in seinen Bereich kam, bis zuletzt eine zerspringende Granate noch zerschmetterte, was jenes verschont hatte. Es waren in der Tat einige Franzosen durch dieses Feuer verbrannt worden und Flüchtlinge klagten in den Ortschaften wo sie durchkamen mit Entsetzen über das Anwenden dieser höllischen Erfindung. Uns jedoch schien die Wirkung der Kanonen noch größer und sicherer."

Die Kriege gegen Napoleon hatten in allen Armeen das Geschützmaterial arg mitgenommen, die französische hatte am Schluß der Kämpfe fast alle Geschütze verloren. Überall bestand das Bedürfnis nach einer Neubewaffnung. Im ganzen war man mit der Geschützwirkung während der Napoleonischen Kriege nicht zu-

[3]) Es wird das eine englische Raketenabteilung gewesen sein, die in russischen Diensten stand, denn das englische Raketenkorps führte eine Standarte mit der Inschrift „Leipzig".

[4]) Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens 4. Tl. S. 39.

frieden. Sie trat erst ein, wenn die Artillerie in Massen nah am Feind verwendet wurde. Um in dieser Weise überraschend wirken zu können, war die Beweglichkeit die Hauptforderung, die man an eine neue Artillerie stellte. Nun konnte man sich nichts Beweglicheres vorstellen als eine Raketenartillerie.

Noch 1845 schwärmte ein Veteran aus der Napoleonischen Zeit, der französische Marschall Marmont (Duc de Ragouse) in seinem Buch Esprit des institutions militaires für die Raketen und prophezeite eine großartige Verbesserung der Artilleriewirkung, wenn sie eingeführt würden. Er sagt da von der Raketenartillerie: „Gibt es etwas Vollkommeneres als eine Waffe, die fast nur aus Geschossen besteht, wo die Maschine, die sie gegen den Feind wirft, diesem keine treffbare Fläche zuwendet, wo auf einfachste Weise in einem entscheidenden Moment der Gegner mit einem Geschoßhagel eingedeckt werden kann, so groß als wenn 100 Geschütze verwendet worden wären."

Alle Artillerien machten Versuche mit Raketen, die sie ängstlich geheim hielten. Aber man ließ sich überall bei der Aussicht auf langen Frieden Zeit, die Neubewaffnung der Artillerie durchzuführen. Die Erfindung des englischen Oberst Schrapnel (1803), Artilleriegeschosse mit Bleikugeln und einer Pulverladung zu füllen, die mit einem tempierbaren Zünder versehen in der Luft über dem Ziel zur Explosion gebracht werden konnten, gaben den Artilleristen die Hoffnung, die Wirkung ihrer Geschütze ganz wesentlich zu verbessern.

Hie Schrapnel hie Rakete war lange Zeit der Schlachtruf im theoretischen Kampf der Militärschriftsteller. Beide durch Versuche zu vervollkommnen hätte zu viel Mühe und Geld gekostet. Es wurde in den meisten Armeen für besser erachtet, das bestehende Schießmaterial der Artillerie zu verbessern als sich mit einem ganz neuen einzulassen.

1830 war der bayerischen Expedition nach Griechenland eine Raketenbatterie zugeteilt, die aber keine Gelegenheit zur Aktion hatte. Nur in Österreich führte man die Raketen 1815 ein und hat sie mit Vorteil 1848 in Italien besonders beim Angriff auf die Stellung bei Rivoli, dann bei Vicenza verwendet, auch in Ungarn wurden sie mit Vorteil gebraucht. Vereinzelt wurden von einer Rakete 4 Mann an einem Geschütz verwundet, Munitionswagen flogen in die Luft, eine Brücke wurde mit dem 4. Schuß in Brand gesteckt, häufig stob Kavallerie auseinander, wenn sie mit Raketen beschossen wurde.

Die Raketen erfuhren verschiedene Verbesserungen. Der Stab, der sich anfangs seitwärts der Hülse befand, wurde in die Verlängerung ihrer Achse verlegt. Er wurde entbehrlich, als durch Einrichtung gewundener Röhren für den Austritt der Gase der Rakete eine genügende Rotation um die Längsachse gegeben wurde, so daß sie dadurch gegen Überschlagen gesichert war (Konstruktion Hale 1846). Diese Verbesserungen und die günstigen Erfahrungen der Österreicher veranlaßten die Franzosen, Versuche mit Raketen in größerem Maßstabe vorzunehmen. Am 1. Juli 1854 wurden im Fort St. Louis bei Toulon mit Kriegsraketen Schußweiten von 4000 bis 4300 m erzielt. Im gleichen Jahr trugen bei einem Versuch der

Feuerwerksschule in Metz Congrevesche Raketen von 9 cm Durchmesser bis auf 5600 m, wobei das Geschoß 0,5 m tief in den Boden eindrang und nur 75 m vom Ziel abwich.

Die Versuchsresultate damaliger Zeit sind allerdings mit Vorsicht aufzunehmen, da selten der passende Platz und nie genügend Geld zur Verfügung stand, um neue Waffen gründlich auszuprobieren. Mit Staunen stand man der Einzelleistung als einem Phänomen gegenüber, statt sich an Durchschnittsleistungen zu halten, die bei günstigen und ungünstigen Verhältnissen erreicht werden. Immerhin darf man sich nicht wundern, daß der Gegensatz zwischen der Maximaltragweite der Rakete und der des damaligen Feldgeschützes die Artilleristen sehr für die Rakete eingenommen hat. Nach Breithaupt war sie mindestens doppelt so groß. Es wurden daher kurz vor dem Krimkrieg in der französischen Armee Raketenbatterien eingeführt. Daß die Raketen dort gut gewirkt haben, ist aus Zeitungsberichten zu ersehen und daraus, daß auch von da an die Russen der Raketenfrage mehr Aufmerksamkeit zuwendeten.

Natürlich dachte man auch an Verdichtung der Wirkung, indem man Einrichtungen schuf, um mehrere Raketen gleichzeitig zu verfeuern. In frühester Zeit hielt man das sogenannte Raketenbrett für genügend, das in einfacher Weise in einer zweckentsprechenden Neigung zum Horizont mit einigen Holzstücken unterstützt für Abgabe von Raketensalven für genügend. Später konstruierte man revolverartige Bündel aus mehreren divergierenden Metallröhren. Nun hatte man wieder eine schwerfällige geschützartige Maschine, an deren Bespannung mit vier oder sechs Pferden der Feldartillerist seine Freude haben konnte. Später hat die Entwicklung des gezogenen Geschützes und des gezogenen Hinterladungsgewehrs die Wirkungszonen des Artilleriefeuers wie des Infanteriefeuers bedeutend erweitert. Den höheren Anforderungen an Treffsicherheit und Tragweite, die man seitdem an die Waffen stellte, konnten die Raketen nicht mehr entsprechen. 1866 verwendeten die Österreicher Raketen noch im Gebirgskrieg gegen die Garibaldianer, 1867 wurde die Raketenartillerie dort abgeschafft, die Engländer hatten noch 1875 Raketenabteilungen für ihre Kolonialkriege.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Rakete heute ganz wesentlich verbessert werden könnte. Statt des Pulvers stehen neue intensiver wirkende Sprengmittel, Schießwollpräparate, Pikrinsäure, Ammonal usw. zur Verfügung, durch Anwendung elektrischer Zündung an Stelle des Feuersteinschlosses (später durch Perkussionsschloß ersetzt) wird die Richtung beim Abfeuern nicht verrissen, durch bessere chemische Zusammensetzung des Satzes, durch gleichmäßigeres Pressen und bessere Einhüllung könnte die Lagerungsfähigkeit eine günstigere werden als sie war. An einen Ersatz der Geschütze zu denken, besteht aber keine Veranlassung. Besonders jetzt, wo deren Wirkung durch Annahme der Rohrrücklauflafetten mit ermöglichter größerer Feuergeschwindigkeit gesteigert ist, wird auch das Gebirgsgeschütz immer mehr leisten als eine verbesserte Raketenkonstruktion. Allerdings, wenn es nicht durch metallurgische Verbesserungen gelungen wäre, die Geschützrohre widerstandsfähig gegen Explosionen von Geschossen mit brisanter Sprengladung zu machen

und die sogenannten Rohrkrepierer unschädlich zu machen, so hätte es einen Sinn gehabt, für diesen Spezialzweck auf die alte Raketenkonstruktion zurückzugreifen.

Für den Kolonialkrieg kann selbst die veraltete Form der Rakete mit Stab Vorteile bieten als Ersatz für Geschütze, die oft wegen der Wegelosigkeit oder wegen der Pferdesterbe die Expeditionstruppe nicht unterstützen können oder wenn Abhängigkeit von Wasserstellen ihre Bewegungen so verlangsamen, daß der Gegner entwischt und dem entscheidenden Schlag ausweicht.

Raketen finden noch heute verschiedene Anwendung für nichtmilitärische Zwecke und zwar außer für Lustfeuerwerk und Walfischfang noch zur Rettung Schiffbrüchiger, um auf das Wrack ein dünnes Seil zu bringen, mittels dessen dann ein stärkeres vom Rettungsschiff oder vom Ufer hinübergeschafft werden kann. In neuester Zeit denkt man ernstlich daran, Raketen zum Wetterschießen zu verwenden, indem man die Erfahrung gemacht haben will, daß die Detonationen der Raketen in bedeutender Höhe die Bildung von Hagel durch die Lufterschütterung besser verhindern als Geschützfeuer. Es ist also dafür gesorgt, daß die Übung in der Herstellung und im Gebrauch von Raketen nicht ganz verloren geht.

Lufttorpedos.

Neben dem Raketengebrauch ist noch auf andere Weise versucht worden, die Geschützwirkung zu ergänzen. Der österreichische Leutnant Uchatius kam auf den Gedanken, Luftballons als Träger von Geschossen zu verwenden. Bei günstiger Windrichtung sollten die Geschosse über einer befestigten Stadt, Truppenlager, Hafen oder derartigem Ziel von größerer Ausdehnung vom Ballon losgelöst oder beim Aufschlag zur Explosion gebracht werden. Schon anfangs des vorigen Jahrhunderts dachte man an diese Verwendung des Luftballons zur Geschoßbeförderung. Comte de Segur erwähnt in seinem Buch Histoire de Napoléon et de la grande armée en 1812, daß auf Befehl des Zaren deutsche Ingenieure einen kolossalen Luftballon konstruiert hätten. Dieser wäre mit Flügeln versehen gewesen und sollte über der versammelten Armee des Gegners einen Hagel von Geschossen entladen. Alle Versuche wären aber mißglückt, indem jedesmal die Flügel zerbrachen.

Die Belagerung von Venedig 1849 gab Gelegenheit, den Vorschlag des Leutnants Uchatius praktisch durchzuführen. Von 110 von den Österreichern beschafften Ballons wurde jeder mit einer 30 Pfund schweren Bombe ausgerüstet. Man hoffte so durch Bedrohung der Zivilbevölkerung einen Druck auf den Verteidiger auszuüben und ihn zur Übergabe zu veranlassen. Der Erfolg entsprach aber nicht den Erwartungen. Unter dem Einfluß der in den verschiedenen Luftschichten herrschenden Windrichtungen verfolgten die Ballons Zickzackkurse und gefährdeten Stadt und Hafen nur oberflächlich. Nach dem amtlichen Kriegsberichte (Feldzug der österreichischen Armee in Italien 1849) entluden sich am 25. Juli zwei mit Schrapnels versehene Ballons, die vom Dampfer Vulkan ausgingen, über dem giardino publico und über dem Lido. Sie erreichten diese Stellen, die 6300 m vom Schiff entfernt waren, in 23 Minuten. Die mit 5—600 Bleikugeln

gefüllten Bomben explodierten in einer Höhe von 1500 m wirkungslos. Die Ballons wurden dabei zerstört und fielen mit dem mit Kohlensäure gefüllten Ofen zu Boden. Das Wetter war bei der Belagerung im allgemeinen stürmisch gewesen und vereitelte den Versuch. Das Schiff zog das Feuer der feindlichen Artillerie auf sich, so daß Uchatius keinen besonderen Eifer für sein Unternehmen fand. Schließlich war es der österreichischen Artillerie möglich, mit Paixans Kanonen, die mit Rohrneigung von 45° auf die Stadt gerichtet wurden, die Übergabe zu erreichen.

Als die Hoffnungen berechtigt erschienen, daß es gelingen würde, den Luftballon lenkbar zu machen, dachte man sogleich daran, ihn zum Werfen von Sprenggeschossen zu verwenden. Die neueren Befestigungen wurden häufig in einer solchen Ausdehnung ausgeführt, daß es nicht möglich zu sein schien, mit Geschützen vor Einnahme der Forts das Stadtinnere zu treffen. Gerade in den Großstädten aber glaubte man durch Erschrecken der Einwohner Aufstände verursachen zu können, die zusammen mit der Beschießung der Forts auf den Gouverneur einen moralischen Eindruck nicht verfehlen würden. Der Haager Kongreß 1900 hat durch ein Verbot für fünf Jahre diese Verwendung von Luftballons außerhalb des Völkerrechts gestellt. Seit November 1905 ist aber diese Verwendung der Ballons zum Geschoßwerfen wieder freigegeben. Unterdessen ist die Konstruktion eines unter gewöhnlichen Windverhältnissen lenkbaren Luftballons nahezu gelungen und schon 1905 melden die Zeitungen das Verunglücken eines französischen Luftschiffers, der sich mit neuen Versuchen, Sprenggeschosse vom Ballon aus zu handhaben, beschäftigte. Ernstlich kann man aber nicht daran glauben, daß auf diesem Weg etwas erreicht werden wird. Die Ballons bieten der Artillerie am Tag ein zu großes Ziel und bei Nacht kann es schwerlich gelingen, die Zerstörung dort auszuführen, wo sie wirksam sein kann. Auf irgend eine Weise möchte man aber die in modernen Sprengmitteln gebundene Energie zum Bedrohen von Stadtzentren, Häusern usw. den Kriegszwecken nutzbar machen. Durch Geschütze größten Kalibers ist das möglich, wie der russisch-japanische Krieg das zeigte, indem die Japaner die Entscheidung vor Port Arthur den schweren 28 cm-Kruppgeschützen verdanken, die ihnen zur Zerstörung der Schiffe im Hafen dienten.

Nicht immer stehen solche Geschütze zur Verfügung. Sie an Ort und Stelle zu bringen, wo sie am besten wirken können, bereitet oft unüberwindliche Schwierigkeiten. Es wird also das Bedürfnis nach automobiler Geschoßbewegung geweckt. An die alten Stabraketen mit Stab denkt natürlich niemand, aber der Norweger Runge greift doch auf die Raketenkonstruktion Hale mit seinem Lufttorpedo zurück. Seinen mit Satzhülse verbundenen Spitzgeschossen wird durch die ausströmenden Gase eine Rotation wie bei den Haleschen Raketen erteilt. Bei diesen gelang es durch den Druck der Gase auf gewundene Flächen der Austrittskanäle die Drehung des Geschosses um die Längsachse zu erzielen, welche den bis dahin gebräuchlichen Stab entbehrlich machte. Jetzt nennt man diese Einrichtung Turbinen, ohne daß damit etwas wesentlich Neues bezeichnet wäre. Turbinengeschosse sind eine alte Konstruktion des preußischen Generals Hartmann, bei denen spiralförmige Luft-

kanäle in der Längsrichtung des Geschosses die Pulvergase im Rohr zur Rotationserteilung zwangen.

Die Lufttorpedos in der vorgeschlagenen Form von Runge sind handsam und wie eine Metallpatrone verbinden sie Geschoß, Zünder und Ladung, aber das richtige Verhältnis zwischen Länge und Kaliber und die zweckmäßige Schwerpunktslage muß erst gefunden werden. Die während des Geschoßflugs fortdauernde Änderung der Schwerpunktslage, die sich durch das Abbrennen der Gase ergibt, läßt sich nicht vermeiden. Der Hauptnachteil dieser Geschoßkonstruktion bleibt aber immer die große Seitenabweichung bei Wind, wenn auf große Entfernung geschossen wird. Zweifellos kann man solche raketenartige Lufttorpedos konstruieren, die mit den gezogenen Geschützen größten Kalibers in der Tragweite konkurrieren können. Aber bei der mäßigen Geschwindigkeit und infolgedessen langen Flugzeit würde selbst ein mäßiger Wind die Geschosse so auf die Seite drücken, daß selbst das Treffen großer Flächen eine Sache des Zufalls wäre. Die Bemühungen in dieser Richtung werden daher bald als zwecklos aufgegeben werden. Gleichwohl möchte es sich lohnen, die Rakete in dieser Form aufleben zu lassen, aber in kleineren Kalibern und für nahe Entfernungen.

Zu den Lufttorpedos kann auch die Hale-Rakete gerechnet werden. Sie war noch 1877 in der englischen Armee eingeführt. Die zylindrische Hülse war aus Atlasmetall hergestellt. Als Treibsalz befand sich darin ein Gemisch von 70% Salpeter, 16% Schwefel und 23% Kohle. In der Längsachse des Satzes war ein konisch gestalteter Raum für Bildung der Entzündungsoberfläche freigelassen; oben war das Geschoß aus Gußeisen in die Hülse eingeschraubt, die unten durch ein Schwanzstück geschlossen wurde. Das letztere bestand aus einer durchbohrten Scheibe mit einem Ansatz, in dem sich vier Kanäle befanden. Der Durchschnitt eines jeden dieser radiusförmig auseinander gehenden Rohre bildete ein Kreissegment. Jeder Kanal war konisch ausgebohrt und eine Seite der Wand so abgefräßt, daß eine konkav gewölbte Fläche entstand, auf welche die entweichenden Gase den für die Einleitung der Rotation nötigen Druck ausübten.

Bei dieser Hale-Rakete ergeben sich zu große und zu unregelmäßig auftretende Längenabweichungen. Als Ursache wurde erkannt, daß die Rotation, für die einseitig nur die Einrichtung am Boden der Rakete eingeleitet wurde, nicht hinreichend gesichert war. Es trat eine Erscheinung ein, die bei den durch das eine Führungsband in Geschützen in Rotation versetzten Langgeschossen als konische Pendelung bekannt ist. Bei den Raketen verlief sie unregelmäßig, weil bei ihnen eine Art Selbstkorrektur erst eintritt, nachdem sie schon ein Drittel ihrer Flugbahn zurückgelegt haben. Ein Engländer Macdonald suchte die Hale-Rakete dadurch zu verbessern, daß er sowohl die Anfangsgeschwindigkeit wie die Rotationsgeschwindigkeit steigerte und vor allem, indem er den Antrieb für die Rotation auf die beiden Raketenenden verteilte. So wurde es erreicht, daß sich die Rakete ruhiger in Bewegung setzte, die Längenabweichung wurde geringer und regelmäßiger, die Flugbahn gestreckter und die Schußweite vergrößert.

Dieselbe Rakete sollte auch auf dem Wasser verwendbar sein und den teuren Whitehead-Torpedo zu ersetzen im stande sein. Auch die Verwendung der Macdonald-Rakete als einfache Landmine wurde mit Erfolg versucht.

Die ganze Raketenfrage wurde aber nicht mit der Gründlichkeit behandelt wie z. B. das gezogene Geschütz. Es fehlte an Versuchen mit einer großen Zahl von Schüssen. Man unterließ es, eine Theorie zu entwickeln, auf die sich die praktische Verwendung der raketenartig gestalteten Lufttorpedos stützen konnte.

Auszugehen wäre für die Verwendung solcher Geschosse von den Erfahrungen der Japaner in ihrem letzten Krieg mit Handgranaten. Diese haben ihnen beim Angriff auf befestigte Stellungen wiederholte Dienste geleistet. Die Infanterie der beiden Gegner stand sich zuletzt nahe gegenüber, um den entscheidenden Nachtkampf mit blanker Waffe wagen zu können. Hierzu war noch eine Vorbereitung durch nervenerschütternde Sprengmittel nötig. Es zeigte sich auch, daß das Flachbahnfeuer der Gewehre auf nahe Entfernungen gegen einen eingegrabenen Gegner nicht entscheidend wirkt. Die Ergänzung durch Steilfeuer ist nicht bloß wünschenswert, sondern oft notwendig. Dieses war selbst in der rohen Form des Werfens von Handgranaten wirksam. Nun kann das Raketenfeuer auf nahen Entfernungen als eine Erweiterung der Zone der Handgranaten angesehen werden. Füllt man Handgranaten mit brisanten Sprengstoffen, so wirken sie häufig auf den zurück, der sie wirft, wie die russischen Bombenwerfer bei ihren Attentaten oft erfahren haben. Jedenfalls werden aus Furcht vor der Rückwirkung solche Geschosse häufig ungeschickt gehandhabt. Das Wertvolle des Raketenfeuers ist daher die Wurfwirkung auf verhältnismäßig nahe Entfernungen, die aber noch außerhalb der Zone der Rückwirkung liegen. Daß sie auf Entfernungen bis zu 100 m etwas leisten, hat ein Schießen der preußischen Artillerie bei Herbstwaffenübungen zu Graudenz 1862 gezeigt. Es wurden hier zweizöllige Sprengraketen gegen die 150 Schritt entfernten Breschbatterien geschossen. Wirkung und Trefferwahrscheinlichkeit, die sich ergaben, waren dabei die einer achtundzwanzigpfünder Bombe.

Zum Werfen der Raketen genügen leichte Gestelle. Für solche Zwecke können aber die Gestelle auch ganz entbehrt werden. So gut es früher möglich war, Raketen ohne Gestell von Hand zu werfen, so wird dies auch jetzt gelingen. Der Infanterie solche Geschütze aufzubürden, wie es früher vorgeschlagen wurde, möchte sich nicht empfehlen. Sie hat im Frieden genug mit ihrer sonstigen Ausbildung zu tun. Der Artillerie neue Waffen, wie Maschinengewehre, Raketen usw. zu überweisen, die ihrer Wirkung Konkurrenz zu machen scheinen und ihre Ausbildung und taktische Verwendung komplizieren, hat sich noch nie als zweckmäßig gezeigt. Für Spezialzwecke eine eigene Waffengattung zu schaffen, wie man es früher mit Raketenkorps getan hat, empfiehlt sich auch nicht. Am nächsten liegt, die Pioniertruppen mit diesem Geschoß, das den Charakter fliegender Sprengminen trägt, zu betrauen. Pioniere werden beim Angriff auf befestigte Stellungen mit in vorderster Linie verwendet, um der Sturminfanterie

den Weg durch Beseitigung von Drahthindernissen usw. frei zu machen. Die Artilleriewirkung ist dafür nicht ausreichend. Geschütze sind aber nicht gut in den Bereich des Nahfeuers der feindlichen Infanterie zu bringen. Die Schutzschilde haben darin nichts geändert, da die Bespannung selbst im schlecht gezielten Infanteriefeuer zusammenbricht. Für die Fernwirkung der Artillerie sind Drahthindernisse nicht faßbar.

Seiner Arbeit mit der Drahtschere kann der Pionier durch das Werfen von Sprengminen vorarbeiten. Selbst die Geschosse, welche das Ziel verfehlen, bereiten das spätere Vorgehen der Infanterie vor, indem sie wie Granaten, die aus Geschützen abgeschossen sind, Trichter auswerfen und die Erde lockern, so daß die Spatenarbeit bei dem Versuch, die gedeckte Feuerstellung näher an den Gegner zu bringen, erleichtert wird.

Die Konstruktion von Lufttorpedos ist noch in den ersten Anfängen. Zu erwähnen wäre hier eine Improvisation im russisch-japanischen Krieg. Als Seele der Verteidigung von Port Arthur galt der Kommandeur der ostsibirischen Schützendivision Generalleutnant Kontradenko, ein früherer Ingenieuroffizier. Dieser war unermüdlich in Ausnützung aller der Verteidigung zu Gebot stehenden Mittel. Als dem bewegungsfähigen Teil der russischen Flotte der Durchbruch der japanischen Blockade gelungen war, zeigte es sich, daß sie einen Vorrat von Whitehead-Torpedos in der Festung zurückgelassen hatte. Kontradenko richtete es nun so ein, daß solche Torpedos aus einer Art Mörser mit geringer Pulverladung geschleudert wurden und sich dann selbsttätig durch Funktionieren ihres Bewegungsapparates in der Luft fortschafften. Es gab dies Gelegenheit zu schönen Bildern in den illustrierten Zeitungen, wo einige japanische Kolonnen durch solche Ungetüme zerstreut werden. In Wirklichkeit wird sich das anders ausgenommen haben. Dem Verteidiger können solche Zerstörungsmittel wenig nützen, da sich für ihn keine Zielobjekte finden, wo die Eigenart ihrer Wirkung zur Geltung kommt. Anders ist die Sache für den Angreifer, der Drahthindernisse, Erdwerke, Mauern usw. zu zerstören hat. Wie schon gesagt, sind Fehlschüsse nicht ganz verloren, indem die Erdtrichter von Nutzen sein können, um näher an den feindlichen Werken festen Fuß zu fassen.

Die Erfinder des Lufttorpedos als neuer Waffe hat auch die Lancierungsfrage beschäftigt. Sie haben dafür Geschützrohre konstruiert, in denen eine kleine Pulverladung verwendet wird, um den Lufttorpedos die Anfangsrichtung zu geben. Der Gedanke, die Waffe geschützähnlich zu konstruieren, ist nicht neu. Die Amerikaner haben so etwas mit einer pneumatischen Kanone angestrebt, die sie im Krieg gegen die Spanier bei Santiago mit zweifelhaftem Erfolg verwendeten. Ein pfeilartiges Geschoß wurde hier in die Luft geschleudert. Dieselbe Methode für die Geschoßbewegung könnte auch beim Lancieren von Raketen Anwendung finden. Die Geschütze werden in dem Fall leicht. Als Repräsentant dieser Gattung von Lancierungsgeschützen kann die Sims Dudley-Kanone angesehen werden.

Große Pulverladung und Pressionsführung, wie sie für Geschosse in den gewöhnlichen Geschützen verwendet werden, mußten für die Dynamitgeschosse wegen der Erschütterung und Erwärmung im Rohr vermieden werden. Man begnügt sich daher mit der durch eine kleine Pulverladung erzeugten Gasspannung und sucht eine große Anfangsgeschwindigkeit durch lange Einwirkung des Gasdrucks zu erreichen. Hierzu verwendet man bei Sims Dudley ein Doppelrohr, ein langes zur Geschoßführung und ein kurzes zur Gasentwicklung und zur Aufnahme der Metallkartusche. Beide parallele Rohre sind in Querverbindung gesetzt und hat jedes seinen eigenen Verschluß. Beide Verschlüsse können zugleich geöffnet und geschlossen werden. Das eine Rohr muß hier sehr lang sein und das andere, die Luftkompressionskammer, sehr stark. Das Geschoß von pfeilartiger Form hat die Rotationseinrichtung an dem 10″ (25 cm) langen Schwanzstück. In der Mitte des eigentlichen Geschoßkörpers befindet sich die Sprenggelatineladung, vorne eine Schießbaumwolladung mit Knallquecksilberzündung. Die Entzündung findet durch Aufschlag statt, indem beim Auftreffen auf Wasser oder Boden eine als Hammer wirkende Kugel bei plötzlicher Verzögerung der Geschoßgeschwindigkeit in der Bewegung verharrt und eine oder mehrere Perkussionszünder zur Aktion bringt. Auch ein Zeitzünder mit Sicherung gegen Explosion unter 300 m von der Mündung ist vorgesehen. Das ganze Geschoß ist 91,4 cm lang und 5,216 kg schwer. Das Gewicht der Sprenggelatineladung beträgt 1,71 kg.

Das Geschützrohr ist über 2 m lang. Die Lafette ist aber sehr leicht gehalten, so daß das Gesamtgewicht des Geschützes nur 474 kg beträgt und ein Pferd zum Ziehen genügt. Zerlegt kann das Geschütz von 2 Maultieren oder von 5 Mann transportiert werden. Das Zusammensetzen soll nur 2 Minuten beanspruchen. Die Maximalschußweite beträgt 8200 m. Über die Treffähigkeit ist nichts bekannt geworden.

Es ist klar, daß derartige Geschütze zum Lancieren von Lufttorpedos verwendet werden können. Da es hier nicht nötig ist, daß eine große Anfangsgeschwindigkeit durch lange Einwirkung der Pulvergase im Geschützrohr erzielt wird, so kann dieses kurz und daher leicht gehalten sein. Die Geschosse erhalten im Rohr nur die Anfangsrichtung, die nötige Fluggeschwindigkeit wird durch die ausströmenden Gase (Druckluft oder Verbrennungsprodukte) erreicht. Auf diese Weise gelingt es vielleicht, den Nutzeffekt zu steigern, das heißt: Verhältnis vom Geschoßgewicht zum Waffengewicht in ein besseres Verhältnis zu bringen wie bei den Geschützen.

Solche Bestrebungen der Amerikaner, Automobilgeschosse zu verwenden, werden manchem phantastisch erscheinen, aber in der Waffenerzeugung waren sie den Europäern zur Zeit des Bürgerkrieges ein gut Stück voraus, man erinnere sich an Revolver, Repetierkarabiner, Lee-Gewehr, Maschinengewehre und Maschinenkanonen, vielleicht befinden sie sich auch hier mit gutem Spürsinn für das Praktische auf dem richtigen Weg.



Eduard v. Hartmann.

Von

Thomas Achelis.

Von der Parteien Haß und Gunst verzerrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte —

so könnte man mit einer leisen Übertreibung auch von dem am 5. Juni v. Js. in Groß-Lichterfelde bei Berlin aus rüstigem Schaffen abgerufenen Denker sagen, der in seinem Geschick manche ähnliche Züge mit Schopenhauer aufzuweisen hat. Ausgesprochene Abneigung und Gehässigkeit auf der einen Seite, auf der anderen ein über alles Maß hinausgehender Enthusiasmus, eine Vergötterung, die eben deshalb die scharfe Kritik der Gegner herausfordern mußte, — das war für lange Zeit die Signatur des Tages. Insbesondere wollten die zünftigen Vertreter der Wissenschaft, die Universitäts-Professoren ebensowenig von ihm etwas wissen, wie etwa vier Dezennien vorher von Schopenhauer, sie glaubten ihn nicht ernst nehmen zu sollen und ihn als bloßen Dilettanten abtun zu können, bis größere systematische Werke — die Anfang der siebziger Jahre erschienene Philosophie des Unbewußten war und blieb ihnen auch fortan als eine mehr populäre Arbeit ein Stein des Anstoßes — sie eines besseren belehrten. In der Tat ist dies Buch, das ja einen geradezu einzigartigen Erfolg in der philosophischen Literatur darstellt — schon im Jahre 1874 konnte der Verf. die Vorrede zur vierten Auflage schreiben —, wie Hartmann selbst berichtet, nicht in systematischer Form entstanden, sondern ursprünglich als Selbstgespräch gedacht, zur persönlichen Klärung, nicht so sehr für die Öffentlichkeit bestimmt. Erst im Laufe der Untersuchung entwickelte sich der innere Zusammenhang, der die einzelnen Teile organisch als Glieder eines Ganzen verknüpfte, — das ist für den Verstorbenen, dessen eminente systematische Begabung selbst die Gegner neidlos zugaben, charakteristisch. Der Denker hat sich durch diese Angriffe, die gelegentlich zu persönlichen Invektiven ausarteten, nicht beirren lassen; umgekehrt als später verschiedentlich von Universitäten Rufe an ihn ergingen, verhielt er sich stets ablehnend, um völlig freie Hand zu haben und ganz der immer weitern Ausgestaltung seiner Weltanschauung leben zu können. Das galt auch von den Fragen der Politik und des sozialen

Lebens. Denn nicht nur durchmaß er den weiten Umkreis der Fachwissenschaft, die durch den Einschlag der modernen Naturwissenschaft allein schon eine ungeahnte Ausdehnung erhielt, sondern er zog auch alle sog. brennende Tagesfragen in den Bereich seiner scharfsinnigen, im Feuer Hegelscher Dialektik gestählten Kritik. So entstand neben den Hauptwerken (von seinem philosophischen Standpunkt aus wird die Kategorienlehre als eine ganz besondere systematische Leistung geschätzt) eine Reihe von kleineren Aufsätzen und Schriften, zum Teil auch polemischer Natur, in denen sich der schlagfertige Kämpe mit seinen Gegnern auseinandersetzte. Die Grundzüge seiner Weltanschauung sind allem Zweifel entrückt, obwohl, was gleich hier bemerkt sein mag, seine Beziehungen zu Schopenhauer zufolge des gemeinsamen Pessimismus meist über- und dagegen der Zusammenhang mit Hegel, dem Meister der Spekulation, erheblich unterschätzt zu werden pflegt.

Zunächst einige biographische Daten: Eduard v. Hartmann wurde geboren am 23. Februar 1842 zu Berlin als Sohn eines Artillerieoffiziers, dem er anfangs, da ihn außer der Mathematik der Schulunterricht nicht sehr fesselte, in seinem Berufe folgte. Durch ein unheilbares Knieleiden an dem weiteren Fortkommen in dieser Laufbahn gehindert, wandte er sich, nachdem er sich hatte überzeugen müssen, daß seine dilettantenhaften Neigungen für die Malerei und die Musik nicht ausreichen würden, um etwas Tüchtiges zu schaffen, wieder seiner Lieblingswissenschaft, der Philosophie, zu, der er schon manche Stunde als Soldat und auch schon früher geopfert hatte. In seiner Selbstbiographie schildert er seine Stimmung folgendermaßen: Mit einem nachgerade hoffnungslosen Leiden behaftet, vom Schicksal betrogen (wie ich damals wähnte) um die Anstrengungen der sechs besten Jahre meiner Jugend, abgeschnitten von der praktischen Wirksamkeit, der ich mein Leben aus freiem Entschluß bestimmt, verlustig gegangen des beseligenden Glaubens an die eigene künstlerische Gestaltungskraft, — so war ich bankerott an allem, was sonst den Sterblichen groß und begehrenswert erscheint, — bankerott an allem, nur an einem nicht: dem Gedanken. Je mehr ich über Bord geworfen, je leichter mein Nachen geworden, desto mehr war er in das rechte Fahrwasser gekommen; das fühlte ich ganz deutlich, daß ich nun erst mit der Rückkehr zur Wissenschaft, und zwar in der Gestalt des freien philosophischen Denkens, zu meinem wahren Beruf zurückgekehrt war, der mir früher nur dunkel vorgeschwebt hatte und von anderen vordringlichen Neigungen und Talenten überwuchert war. Nun setzte bald eine eifrige philosophische Produktion ein, die, von kleinern Anläufen

abgesehen, mit der berühmten Philosophie des Unbewußten vom Jahre 1868 eröffnet wurde. Beiläufig bemerkt, führte diese zuerst den etwas weitschweifigen Nebentitel: Populäre physiologisch-psychologisch-philosophische Untersuchungen über Erscheinung und Wesen des Unbewußten und Entstehung und Bedeutung des Bewußtseins. Spekulative Resultate nach induktiv naturwissenschaftlicher Methode. Es würde zu weit führen, die stattliche Zahl der Werke und kleineren Arbeiten hier aufzuzählen; es muß genügen, wenn wir bemerken, daß Hartmann außer grundlegenden Untersuchungen auf den hauptsächlichsten Gebieten der Philosophie, also Erkenntnistheorie, Ethik, Psychologie, Religionsphilosophie, Ästhetik, Logik auch eine Reihe interessanter Broschüren und kleineren Schriften verfaßte, zum Teil als Ergänzung früherer Bücher, zum Teil, wie bereits erwähnt, als polemische Erwiderung auf zahlreiche Angriffe seiner Gegner, die allmählich sich gezwungen sahen, aus ihrer anfänglichen Reserve herauszutreten, zum Teil endlich der Erörterung brennender Tagesfragen gewidmet.

Schon von Beginn seiner Wirksamkeit an bekämpfte Hartmann mit nachdrücklicher Entschiedenheit die Flachheit und den Dünkel der mechanischen Naturwissenschaft und des vulgären Materialismus, der sich gern in ein philosophisches Gewand kleidet, obwohl er zum Aufbau einer tieferen Erkenntnistheorie nicht entfernt ausreicht. Wir besitzen (so sagt er in der kleinen, zunächst anonymen Schrift: Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Deszendenztheorie) in der subjektiven Erscheinungswelt nur den Reflex der Natur im eigenen Geist, und jede Aussage der Naturwissenschaft über die Beschaffenheit und die Gesetze der Natur beruht auf Schlußfolgerungen, welche sie aus geistigen Erfahrungen auf die sie verursachenden geistigen Dinge zieht. Die Natur, die äußere Umgebung ist also nur ein Zweites, nichts Primäres, wie der landläufige naive Realismus sich einbildet, erst durch unsere besondere Organisation bedingt und erzeugt. Dieser, jetzt übrigens durchweg bei allen kritischen Naturforschern anerkannte Tatbestand ermöglicht erst die weitere metaphysische Verwendung, wie sie gerade für Hartmann charakteristisch ist. So wird dies für die Erklärung des heiklen Instinktes verwertet, der als ererbte Hirn- und Gangliendisposition gefaßt wird, so daß er zweckmäßiges Handeln ohne Bewußtsein der Zwecke gestattet. Letzten Endes ist es die Tätigkeit des schöpferischen Unbewußten, die dieser Erscheinung zu Grunde liegen soll. Nun ist zwar so viel sofort zuzugeben, daß die frühere Erklärung recht einseitig den Nachdruck auf den Verstand, auf logische Vorgänge legte; aber es fragt sich andererseits, ob überhaupt jener Faktor als Grundlage und Voraussetzung für unsere

Untersuchung angenommen werden kann. Dagegen sprechen zwei sehr gewichtige Momente; zunächst können wir uns alle Erscheinungen des Unbewußten lediglich nach dem Maßstab des uns allein vertrauten bewußten Geistes vorstellen. Das dürfte z. B. aus folgender Schilderung des Unbewußten hervorgehen: Das Unbewußte erkrankt nicht, es ermüdet nicht, schwankt und zweifelt nicht, irrt nicht, behilft sich mit einem Minimum von Kraft zu einer Wirkung, ist allwissend und allweise usw., — auf Schritt und Tritt stoßen wir hier auf derartige handgreifliche Übertragungen. Zweitens fehlt es uns nach Lage der Sache an jedem Mittel, diese angebliche Tätigkeit des Unbewußten kritisch zu erfassen und zu bestimmen, wir sind auf diesem dunklen Felde mehr oder minder auf geistreiche Vermutungen angewiesen, die keinen wissenschaftlichen Wert beanspruchen können. Wir wollen damit durchaus nicht den früheren Irrtum der idealistischen Schule verteidigen, als ob das Ich von vorneherein eine unwandelbare schöpferische, transzendente Substanz sei, — die Erfahrung bezeugt zu eindringlich das Gegenteil, nämlich daß wir darin lediglich einen fortlaufenden Entwicklungsprozeß zu sehen haben mit sehr verschiedenen Abstufungen. Aber, und das ist für unsere Untersuchung entscheidend, wir sind völlig außer stande, diese allmähliche Entwicklung der Individuation uns dem Schoße des alleinen Unbewußten verfolgen zu können. Solange dieser geheimnisvolle Hintergrund in der Tat für die Wissenschaft umschleiert bleibt und lediglich ein Tummelplatz religiöser und poetischer Phantasien ist, müssen wir eben auf eine einwandfreie, nüchterne Untersuchung verzichten. Dieser Zusammenhang wird um nichts klarer, wenn man mit Hartmann dem Unbewußten eine fehllose Zweckmäßigkeit beilegt; denn eben dies Attribut verbinden wir notgedrungen mit irgend einem bewußten Wesen, — man mag das als ein Zugeständnis menschlicher Schwäche bedauern, die Tatsache dieser psychologischen und erkenntnis-theoretischen Verknüpfung bleibt nichts desto weniger bestehen.

Dies Moment ist für den ganzen weiteren Aufbau der durch die Vereinigung des Schopenhauerschen Willens mit der Hegelschen Idee begründeten Weltanschauung Hartmanns entscheidend. Für sie ist das Bewußtsein nichts Primäres, Schöpferisches, sondern etwas Sekundäres, durch das hinter und über ihn liegende Unbewußte Erzeugtes, dessen unvollständigen Abglanz es darstellt. Wille und Vorstellung ruhen beide im Schoße des Alleinen, bis aus einem, freilich völlig unerfindlichen Grunde der blinde, tatendurstige Wille die allweise, aber jeder realen Gestaltung abgeneigte Idee überwältigt und somit das Werden einleitet.

An dieser schlechterdings unbegreiflichen Dummheit krankt somit zunächst die Weltentstehung und damit die gesamte Weltgeschichte, und es ist und bleibt ihr letzter Sinn und Zweck, diesen unvordenklichen Kardinalfehler, wie wir gleich sehen werden, wieder gut zu machen, um gleichsam das frühere Reich idyllischer Träumerei wiederherzustellen. Es bedarf nur einer flüchtigen Überlegung, um die Schwächen dieser Kosmogonie zu erfassen; stets erscheint für die unbefangene, nicht durch anderweitige Voraussetzungen gebundene Betrachtung der Dinge Vorstellung und Wille eng aneinander geknüpft und nie scharf getrennt, — der Versuch Schopenhauers, den Willen als metaphysischen Zentralpunkt des Geschehens zu erfassen, völlig losgelöst von jedem Denken, hat sich als eine unhaltbare, mit den psychologischen Tatsachen unverträgliche Hypostasierung herausgestellt. Deshalb fällt auch die Hartmannsche Weltschöpfung in sich zusammen. Mit überredender Anschaulichkeit sucht uns der Denker begreiflich zu machen, daß der ruhelose, ungestüme Wille sich neben der kalten, interesselosen Idee in der kühlen Ätherhöhe des reinen Gedankens nicht wohl fühlen mochte. Aber wodurch hätte, so erneuern wir unsere frühere Frage, die angebliche Weisheit des Unbewußten sich wohl bereit finden lassen sollen, seine verhängnisvolle Zustimmung zur Weltentstehung zu geben und damit aus dem bisherigen Zustande der völligen Unberührtheit, des stillen Dahinbrütens herauszutreten? Wie gesagt, wir geraten aus dem Gebiet ernster, nüchterner Wissenschaft in die blühenden Gefilde märchenhafter Phantastik. Nicht minder erscheint die Selbständigkeit der Persönlichkeit gefährdet, indem die Individuen als Akte des Unbewußten bezeichnet werden, auf die das Unbewußte seine Strahlen richtet. Aber es ist augenscheinlich, daß, wenn das ersehnte Ziel erreicht ist, d. h. der Wille vom Intellekt emanzipiert, losgelöst ist, sich auch die Individuen in Rauch und Dunst auflösen müssen. Es gibt in der Tat nur eine Alternative: Entweder besitzt das Unbewußte die ganze ungeteilte Fülle des Seins in sich, und dann ist es inkonsequent, von einer Realität der Individuen zu sprechen, oder das Unbewußte bedarf von vornherein dieser Entwicklungsmomente zur Entfaltung seiner eigenen, bis dahin unvollkommenen Natur, und in diesem Falle ist es um die Alleinherrlichkeit und Majestät des höchsten Prinzips unwiederbringlich geschehen.

Gewöhnlich wird, wie schon erwähnt, Hartmann lediglich als Vertreter und Fortbildner des Schopenhauerschen Pessimismus betrachtet und dabei ganz seine Beziehung zu Hegel außer Acht gelassen. Wie die Weltentstehung eine höchst bedauerliche und unverständliche Übereilung in sich schloß, so daß in der Tat der bekannte mephistophelische Spruch gilt:

Denn alles, was besteht,
Ist wert, daß es zu Grunde geht,
Drum besser wär's, daß nichts entstünde, —

so ist es auf der anderen Seite eben eine unausweichliche Konsequenz, in irgend einer Form die Folgen dieser Torheit auszugleichen. Freilich die gewöhnliche Menge jagt in blinder Gier nur dem eigenen Vergnügen und Egoismus nach, nur der nüchterne ernste Denker rafft sich zu echt sittlichem Handeln auf, um dadurch eben den ersehnten Weltprozeß und das Weltende tunlichst zu beschleunigen. Mit vollem Recht bekämpft Hartmann den landläufigen, in heteronomen Verhältnissen und Forderungen befangenen Eudämonismus, das gilt für ihn auch inbezug auf die Religion. Alle Autorität, alle Befehle, wie sie für die Erziehung, wenigstens anfänglich, unentbehrlich sein mögen, sind vom höheren sittlichen Standpunkt aus wertlos; mit vollem Recht betont deshalb Hartmann die Forderung: Steigerung der Kultur auf Kosten des individuellen Glückes. Aber selbst diese zivilisatorische Mission des Menschen (wobei die großen sozialen Organisationen wie Kirche, Staat, Gesellschaft als höhere Organismen erscheinen) kann noch nicht den wahren Grund des sittlichen Strebens erschöpfen, dieser liegt vielmehr wieder in der Sphäre des Unbewußten. Einen Gott, der sich in Gestalt zahlloser Geschöpfe martert (erklärt der Philosoph), bloß um noch seliger zu werden, müßte das sittliche Bewußtsein als ein unedles Wesen mißachten und die Hingebung an seinen unedlen Zweck verschmähen; einem Gott, der die schwersten Leiden auf sich zu nehmen genötigt ist, um ein — sei es durch Intensität, sei es durch Dauer, sei es durch beides zugleich — noch schwereres Leiden wenn möglich abzukürzen und aufzuheben, einem solchen Gott würden alle menschlich fühlenden Herzen entgegenschlagen, auch wenn sie sich nicht selbst als das Wesen wüßten, das all dies Leiden trägt. Wie aller Eigenschmerz, einem Tropfen gleich im Meere, versinkt in den Ozean des Weltschmerzes, so geht die Größe des Weltschmerzes unter in dem unendlichen Schmerz Gottes, der alles neben einander gestellte Leiden der Welt in die Einheit des absoluten Subjekts aufnimmt und alle diese immanenten Qualen sich selber auferlegt und duldet, um seiner unendlichen transzendenten Unseligkeit willen. Und das Wesen, das all dieses unendliche Leid trägt und durch den teleologischen Weltprozeß nach Aufhebung dieser namenlosen Unseligkeit trachtet, ist kein anderes als mein eigenes Wesen, wie sollte ich da nicht alles aufbieten, um, soviel an mir liegt, den Weltprozeß zu befördern, durch Befestigung und Vervollkommnung der sittlichen Weltordnung seinen Gang zu be-

schleunigen und so den Leidensweg des Absoluten abzukürzen! Auch hier treten die schon früher gerügten naiven Übertragungen unserer Empfindungen auf die völlig unbekannte Natur des transzendenten Weltprinzips klar zu Tage. Es ist außerdem völlig unerfindlich, woher diese sittliche Verpflichtung der Individuen kommen soll, diese selbstlose Aufopferung für die verhängnisvolle Torheit der Weltentstehung. Und letzten Endes ist dies Streben gar nicht einmal so selbstlos, wie vorgegeben, da ja mit dem Ende des Absoluten (von diesem fragwürdigen Zustand noch ganz abgesehen) auch die ersehnte Erlösung des Individuums erfolgt. Und wenn wir diese phantastische Eschatologie weiter verfolgen (vorbei, — ein dummes Wort, könnten wir mit Goethe ausrufen), was dann? Ist dann wirklich in alle Ewigkeit das gewaltige Räderwerk zum Stillstand gebracht, oder könnte vielleicht doch noch einmal trotz der früheren bitteren Erfahrungen dasselbe Schauspiel beginnen?

Kurz müssen wir auch noch zu der grundsätzlichen Ablehnung Hartmanns Stellung nehmen, die er dem Christentum und besonders dem liberalen Protestantismus zu Teil werden läßt. Vorab wollen wir bemerken, daß ihm das freilich recht kühne Unterfangen, eine neue Religion zu gründen, völlig fern liegt; er will nur Saatkörner für eine zukünftige Ernte ausstreuen, wobei freilich auch der kritischen Überlegung ein gebührender Anteil nicht vorenthalten werden kann. Die Wissenschaft, erklärt er, kann nur dadurch ihrerseits für noch ungeborene, aber bereits zum Bedürfnis werdende Religion sorgen, daß sie, als Wissenschaft, ihren möglichsten Aufschwung in Vertiefung und Vielseitigkeit zu nehmen redlich und eifrig bemüht ist, um der Zukunft ein möglichst reiches und wertvolles Ideenmaterial darzubieten, aus dem sie für die eventuelle neue Religion schöpfen kann. Der eigentliche Nährboden für die Religion liegt allerdings nicht in der Erkenntnis, sondern im Gefühl, in dem unwiderstehlichen Drang nach Erlösung aus Not und Tod, und dafür soll nach unserem Denker der Pessimismus den Grundton abgeben. Hartmann greift nun das Christusbild des liberalen Protestantismus als ungeschichtlich an und behauptet zugleich dessen Unzulänglichkeit für eine Vertiefung des religiösen Bewußtseins: ‚Niemals ist es Jesus eingefallen, über Transzendenz und Immanenz nachzudenken und im Gegensatz zu dem starren Schöpfungsbegriff und dem transzendenten Gottesbewußtsein seines Volkes einen immanenten Gott und eine immanente Erlösung zu predigen. Niemals hat er den Begriff der Gotteskindschaft anders als im Sinne eines patriarchalischen Familienverhältnisses verstanden, und nirgends stellt er diesen Begriff in den Mittelpunkt seiner Predigt, welche

vielmehr von der frohen Hoffnung auf das nahe Erdreich Jehovas und von den Mitteln handelt, um zur Teilnahme an demselben zu gelangen. Weder ist Jesus der eigentliche Stifter der christlichen Erlösungsreligion, was vielmehr erst Paulus ist, noch ist er in irgend welchem Sinne der Stifter der immanenten Erlösungsreligion überhaupt.' Selbstverständlich legt Hartmann auch Christus einen ausgesprochenen Pessimismus bei, der eben sehr mit Unrecht (und zwar gerade durch den liberalen Protestantismus) in einen vulgären Optimismus verweltlicht sei. Wir können an dieser Stelle begreiflicherweise in keine eingehendere Kritik dieser polemischen Ansichten eintreten, aber von der allerdings durch Paulus ausgebauten Theorie vom Sündenfall und der Erlösung abgesehen, so ist so viel ohne weiteres klar, daß das frühere enge jüdische Gesetz zu dem einen großen verklärenden Weltprinzip der Liebe von Christus umgebildet ist, und gerade diese Anschauung hat als den wesentlichen und entscheidenden ethischen Kern der liberale Protestantismus stets unentwegt festgehalten. Dadurch hat er, ganz im Gegensatz und Widerspruch zu Hartmann, seine wirksame kulturgeschichtliche Perspektive betätigt. Ob aber eine Befruchtung unserer Anschauungen mit den so ganz anders gearteten indischen Vorstellungen und Voraussetzungen, wie sie unser Denker vorschlägt, überhaupt segensreich für unsere Gesittung wird, erscheint aus mancherlei Gründen recht zweifelhaft. Daß jedoch deshalb, weil uns neuerdings die verschiedenartigsten Probleme, namentlich soziale und im weiteren Sinne kulturgeschichtliche bedräuen, von denen die Jünger Christi sich nichts träumen ließen, unsere Zeit nicht mehr vom Geiste des echten Christentums beseelt sein könne, das will uns nicht einleuchten. Denn dieser eigentliche Kern steckt und besteht nicht in tiefsinnigen sozialphilosophischen Erörterungen, sondern in der Pflege der großen Kardinaltugend, der herrlichsten nach dem Zeugnisse von Paulus, der Liebe.

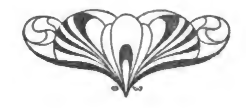
Nicht minder hat Hartmann für die Ästhetik, obschon er diesen Teil der Philosophie nicht in ausführlichem systematischen Zusammenhange entwickelt hat, das unveräußerliche Recht der Spekulation gegenüber einem einseitigen Empirismus geltend gemacht. Der ästhetische Empirismus führt mit Notwendigkeit zum Eklektizismus, und zwar zu jenem unvollständigen Eklektizismus, der zwar das Zusagende auszuwählen, aber nicht zur Einheit zu verknüpfen versteht und deshalb über ein Mosaik von lauter zusammenhangslosen Prinzipchen ohne einheitliches letztes Prinzip nicht hinausgelangt (Ästhet. I, 361). Unser Denker hat nun gegenüber dem früheren abstrakten Idealismus, der Sinnlichkeit und

Idee durch eine Kluft trennte, den konkreten Idealismus in der Kunstlehre begründet und eingehend entwickelt unter Verwertung der rein ästhetischen, nicht an die Wirklichkeit, an den Stoff, sondern lediglich an die Illusion gebundenen Scheingefühle. Das hier weiter zu verfolgen, namentlich das sehr hübsch behandelte Verhältnis von Schönheit zu Sittlichkeit und Religion, ist unmöglich; dagegen dürfen wir nicht gleichgültig daran vorbeigehen, wie geschickt die Entstehung der Kunst mit den letzten metaphysischen Prinzipien des Unbewußten in Zusammenhang gebracht wird. Das gilt nun nicht nur vom Schönen der Kunst, von den Schöpfungen großer künstlerischer Gebilde aus den unergründlichen Tiefen ihres Geistes — hier sind uns die Ausdrücke der inneren Offenbarung, der Ekstase mit einer gewissen religiösen Färbung, der Inspiration, des Aperçu, wie Goethe sagt, geläufig — sondern auch (was hier nicht weiter erörtert werden kann) von den Erscheinungen in der Natur. (Ästhet. II, 474.) Unfraglich tritt hier, besonders im Geiste des schaffenden Künstlers, die Wirksamkeit eines dem Menschen völlig unbewußten Faktoren unzweideutig zu Tage; freilich eine ganz andere Sache ist es, ob deshalb, wie Hartmann behauptet, diese Macht eine an und für sich unbewußte sei, die erst im Individuum zu eigenem Leben erwache. Wohl kann man Hartmann zustimmen, wenn er behauptet: Der Künstler ist selbst nur eine objektiv-reale Erscheinung des absoluten Geistes und seine Wirksamkeit als Mensch schöpft ebenso wie die als Künstler nur aus der Kraft dieses absoluten Geistes, aber daraus geht noch nicht die angebliche Identität dieses absoluten mit dem unbewußten Geiste hervor, der nach dieser Auffassung an dem Anfange aller Dinge steht und die Welt regiert. Um so mehr freuen wir uns, Hartmann darin folgen zu können, wenn er die Erscheinung des Schönen, die Vollendung der Harmonie zwischen Stoff und Idee im letzten, abschließenden Sinne zweckmäßig nennt, d. h. als das Ziel, auf dessen Erreichung der ganze Weltprozeß hinarbeitet, — auch hier bekundet sich die entschiedene Verurteilung der mechanischen Anschauung, die allein schon von dem hohen Idealismus Hartmanns beredtes Zeugnis ablegt. Vom Standpunkt der teleologischen Weltanschauung (so schließt die Würdigung der Stellung, die dem Schönen im Weltganzen zukommt), wo der Endzweck des Weltprozesses nur durch den bewußten Geist zur Erfüllung gelangen kann, ist auch die Entwicklung des bewußten Geistes diejenige Seite des Weltprozesses, auf welche es dem Weltschöpfer allein ankommt, und ist die andere, äußere Seite des Weltprozesses, d. h. das materielle Dasein und die materiellen Veränderungen der Welt, an und für sich wertloses, bedeutungsloses und

gleichgültiges Mittel für die inneren Bewußtseinsvorgänge in der Welt. Wenn die ganze untermenschliche Außenwelt und die Organisation des bewußten Geistes und seiner Hilfsorgane in gegenseitiger harmonischer Übereinstimmung lediglich darauf angelegt sind, daß das bewußte Geistesleben, das aus ihnen resultiert, der Erfüllung der Zwecke des bewußten Geistes diene, dann tritt neben den anderen Mittelzwecken des bewußten Geisteslebens auch der Schönheitszweck in sein ebenbürtiges Recht, und er hat in der rechten Natur nicht etwa hinter selbständigen Zwecken des materiellen Daseins zurückzustehen, weil solche gar nicht existieren, sondern nur hinter der gesamten Zweckmäßigkeit der realen Natur als Mittel für die Totalität der geistigen Zwecke und der durch diese bedingten Gesetzmäßigkeit. Nur sind wir des Glaubens, daß sich diese Erfüllung viel ungezwungener als Ziel und Plan eines bewußten, als eines unbewußten Geistes und Wesens auffassen und erklären läßt, schon aus dem einfachen Grunde, weil uns eben, wie früher erörtert, über eine solche allen anderen bekannten Kriterien und Vorstellungen widersprechende Substanz jedes angemessene Urteil fehlt.

Wir stehen am Ende unserer nur die Umrisse der behandelten Weltanschauung berührenden Betrachtung und fassen deshalb unsere verstreuten Bedenken und Einwände noch einmal in aller Kürze zusammen. So unzweifelhaft richtig die Opposition Hartmanns gegen eine einseitige mechanische Auffassung und die entsprechende Forderung einer selbständigen Spekulation auch ist, so werden doch diese glücklichen Anfänge durch die verkehrte metaphysische Verwendung wieder zerstört; immer ist es das trügerische, nichts weniger als induktiv gewonnene Fundament des unbewußten Willens, das alle weiteren Schlußfolgerungen trägt. Jene früher erwähnte Welterlösung, nach welcher, wie es heißt, kein Wollen, keine Tätigkeit, keine Zeit mehr sein wird, ist und bleibt, wie wir uns überzeugt haben, eine leere Utopie. Auch psychologisch genommen stimmt die Rechnung nicht; denn der ganze Pessimismus Hartmanns baut sich im wesentlichen auf dem angeblichen Überschuß der Unlust über die Lust auf. Zunächst ist daran zu erinnern, daß die Aufstellung einer solchen Weltbilanze völlig willkürlich und verfehlt ist, weil dazu eine umfassende lückenlose Überschau über alles Geschehen erforderlich wäre. Noch schlimmer ist die metaphysische Konsequenz dieser Voraussetzung, indem ja dem unzeitlichen Willen, der in der Sphäre des Unbewußten beschlossen liegt, das Gefühl der Unlust beigelegt wird. Das, was sich schlechterdings nur als ein Zustand des Bewußtseins denken läßt, wird ohne weiteres dem unbewußten Weltwesen zugeschrieben, bloß damit überhaupt sich

eine Entwicklung vollziehen kann. Endlich ist aber, wie bereits angedeutet, die gefeierte Apokalypse der Welterlösung, von allen psychologischen und erkenntnistheoretischen Bedenken abgesehen, rein empirisch betrachtet eine völlige Unmöglichkeit; die betreffende Zumutung an die Menschheit, sich a tempo zum Nichtwollen zu entschließen, streift nahezu ans Komische, ebenso wie die Erklärung des dann etwa eintretenden Zustandes, der in der Tat so recht zwischen Sein und Nichtsein schwebte. Die künstliche Isolierung des Willens von der Vorstellung ist, wie schon öfter erwähnt, völlig willkürlich; die ganze Sphäre der unbewußten seelischen Erscheinungen ist uns nur verständlich im Spiegel unseres eigenen Bewußtseins. Statt dessen erwächst unter Hartmanns geschickten Händen daraus eine mystische, transzendente Substanz, die trotz eines klaffenden Dualismus einen wunderlichen Monismus bilden und in dieser Allheit die Fülle des Seins in sich darstellen soll. Bei aller Hochachtung vor dem glänzenden spekulativen Genius und der ebenso scharfsinnigen Kritik, der wir hier auf Schritt und Tritt begegnen, können wir doch nicht umhin, das System als solches in seiner Anlage und Ausführung für verfehlt zu halten. Aber der Verstorbene war auch weit entfernt, blinde Anerkennung für seine Lehre zu beanspruchen, wenn er sagte: Ich fasse die Aufgabe eines philosophischen Systems ganz anders auf; ich sehe sie nicht darin, gläubige Jünger zu werben, sondern möglichst viele Geister von Vorurteilen zu befreien, zu selbständigem Denken anzuregen, ihnen neue Perspektiven zu eröffnen, den Gesichtskreis ihrer Weltanschauung zu erweitern und das geistige Niveau derselben zu erhöhen, endlich aber, was das wichtigste ist, den Samen zu streuen, aus welchem, wenn er auf fruchtbares Erdreich fällt, neue und höhere Formen des philosophischen Gedankens sich entfalten können. Diese tiefgehende Anregung zu ernstem Nachdenken, zu gründlicher metaphysischer Betrachtung der Dinge wird jeder unbefangene Beurteiler Hartmann ohne Bedenken zugestehen müssen, und daß er freimütige Kritik wohl zu schätzen verstand, kann der Schreiber dieser Zeilen aus eigener Erfahrung nur bestätigen.





Zur Wiederbelebung der gälischen Sprache und Literatur.

Von

Beda Prilipp.

Als die erste Kunde von den Versuchen irischer Patrioten, ihre Volkssprache wieder zu beleben, nach England und weiterhin nach Europa kam, glaubte man diese Bestrebungen als eitle Phantasien romantisch veranlagter Köpfe ansehen zu dürfen. Doch in anderthalb Jahrzehnten hat die Bewegung immer weitere Kreise gezogen, sodaß in England schon bald nach ihrem Beginn ihre Berechtigung und volle Bedeutung anerkannt wurde. Auf dem Kontinent hingegen ist das alte Vorurteil gegen Irland, das von England aus herübergetragen wurde, noch immer so fest eingewurzelt, daß erst wenige verstanden haben, wie wichtig das Wiedererblühen der alten keltischen Dichtung, das mit der Neubelebung der Sprache Hand in Hand geht, für die gesamte europäische Kunst werden kann.

Spät erst, fast in letzter Stunde hat sich das irische Volk darauf besonnen, daß es in der Sorge um politische und materielle Vorteile, die es durch unermüdliche Agitation zu erringen suchte, seines wertvollsten Besitzes, seiner Sprache und seiner durch Jahrhunderte erhaltenen nationalen Eigentümlichkeiten verlustig ging. Dezennienlang haben die Führer des irischen Volks untätig und teilnahmlos zugesehen, wie die Zahl der gälisch Sprechenden kleiner und kleiner wurde und die irische Literatur mehr und mehr verflachte, weil sie in der englischen Sprache für ihre Ideale keinen Ausdruck fand. Bemerkenswert ist, daß nicht England die Hauptschuld am Verfall der gälischen Sprache trägt, sondern vielmehr die gebildeten Iren selbst. Daniel O'Connell vor allem, der berühmte Volksführer im Kampfe gegen die legislative Union mit England um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, hat seine Muttersprache verachtet. Bei seinen sämtlichen öffentlichen Reden hat er sich der englischen Sprache bedient und da er einen beispiellosen Einfluß auf seine Landsleute ausübte, lernten viele gute Patrioten englisch, um ihn zu verstehen. Auch die katholische Geistlichkeit hat damals das ihrige getan, dem Gälischen immer mehr Boden zu entziehen.

George Moore, der zu den Vorkämpfern für Irlands geistige Unabhängigkeit gehört, hat vor vier Jahren in einem Aufsatz im „Nineteenth

Century": „A Plea for the Soul of the Irish People" seinem Unwillen über das Zugrundegehen der schönen, alten Sprache Ausdruck gegeben. „Die Vernichtung einer Sprache," sagt er dort u. a., „hat etwas unaussprechlich Verletzendes. Eine einzelne Seele zu Grunde richten zu sehen, ist ein klägliches Schauspiel; aber die Vernichtung der Seele eines Volks ist eine Tempelschändung, furchtbarer als das Parthenon zu bombardieren oder Persepolis zu verbrennen .... Sobald man die Sprache unterdrückt, geht die Volksseele zu Grunde .... Als man dem Gälen die Traditionen seines Stammes raubte, gab man ihm dafür nicht das Beste, was England besitzt — Shakespeare, Shelley und Keats —, sondern die Schmutzliteratur Londons. Der scheinbar unauslöschliche Haß, den der Kelte dem Sachsen entgegenträgt, entspringt seinem Wunsch, die Seele, die ihm Gott gegeben, zu bewahren und er fühlt instinktiv, daß sie ihm genommen worden ist. Noch ist's nicht zu spät, dieser Gewalttat Einhalt zu gebieten."

In seiner scharfen Parteinahme gegen England und gegen die katholische Geistlichkeit ist George Moores Urteil viel zu einseitig, um die Schuld seiner Landsleute in Betracht zu ziehen. Inzwischen ist das ständige Zurückgehen der gälischen Sprache, die eigentlich nur noch in entlegenen Distrikten lebendig war, zum Stillstand gekommen. In kaum zehn Jahren ist es der gälischen Liga, der tatkräftigsten unter den vielen Gesellschaften, die zur Erhaltung keltischen Volkstums allerorten in Irland und Schottland zusammengetreten sind, geglückt, einen Umschwung herbeizuführen. Allein die Tatsache, daß eine Anzahl hervorragend begabter Forscher und Dichter sich der keltischen Sagenwelt zugewandt — die einen, um ihre Schätze durch Neuausgaben und Übersetzungen ins Englische zu erschließen, die andern, um daraus Motive für ihre Dichtungen zu entnehmen — hätte genügt, die irische Sprache aus der verachteten Stellung, die man ihr im Laufe der letzten hundert Jahre zugewiesen, emporzuheben. Dazu kommt, daß die gälische Liga dank der patriotischen Opferwilligkeit begüterter Iren über beträchtliche Geldmittel verfügt und daher imstande ist, allen denjenigen, die sich dem Studium des Gälischen widmen, pekuniäre Zuwendungen zu machen. Die Liga umfaßt gegenwärtig 750 Zweigvereine mit durchschnittlich je 70 Mitgliedern, die hauptsächlich in Irland ihren Sitz haben, jedoch vereinzelt durch alle Erdteile, bis nach Australien, Südafrika, Neuseeland und anderwärts verstreut sind. Für die Entwicklung der Bewegung wurden vor allem die nordamerikanischen Abzweigungen bedeutsam. Die über den Ozean ausgewanderten Iren haben sich ein warmes Herz für die alte Heimat

bewahrt und sind finanziell ungleich leistungsfähiger als ihre daheim gebliebenen Stammesgenossen. Im Jahre 1897 hinterließ ein in New York ansässiger Ire namens Mullen zirka 2000 Pfund Sterling mit der Bestimmung, daß sie für den Unterricht im Gälischen verwendet werden sollten. Hiermit wurde dem Studium ein mächtiger Anstoß gegeben. Mehrere Distrikte bringen selbst beträchtliche Opfer, um zum Wiederaufleben ihrer nationalen Sprache beizutragen. So bezahlen die Bewohner von Wexford jährlich 800 Pfund für Unterrichtszwecke; die Aufwendungen der gälischen Liga repräsentieren die stattliche Jahresausgabe von 20000 Pfund. Dazu kommen noch erhebliche Summen, die von andern Gesellschaften und von wohlhabenden Privatleuten beigesteuert werden, um an gälisch Lernende und Lehrende Stipendien und Prämien zu verteilen. Die Kollegiengelder für die Besucher der keltischen Klassen der Universität Edinburgh bezahlte jahrelang Sir William Mackinnon und nach seinem Tode hat sein Neffe und Erbe die gleiche Verpflichtung übernommen. Die Liga repräsentiert die extremste Richtung der irischen Renaissance; ihren Grundsätzen gemäß sind Nationalität und Sprache untrennbar. Einige andere Vereinigungen betonen dies weniger scharf. Soweit bei ihnen nationale Ziele in Frage kommen, gipfeln sie darin, Irland zu einem zweisprachigen Lande zu machen; andere streben danach, die Gesamtheit der altirischen Sagen der Weltliteratur zurückzugeben und erhoffen davon eine allgemeine Befruchtung der Dichtkunst. Es sind eben in dieser Bewegung verschiedene Strömungen, die zeitweilig zusammenfließen und dann wieder gegen einander arbeiten. Die feinen Unterschiede, die anglo-irische Kritiker zwischen keltischer Bewegung und irischer Renaissance herausgefunden haben, sind durchaus nicht bis in alle Einzelheiten festzuhalten. Schon der Umstand, daß viele der Führenden in englischer Sprache schreiben, läßt klar erkennen, daß einstweilen keine entschiedene Trennung der einzelnen Richtungen möglich ist. Das Bemühen patriotischer Iren, bald dies, bald jenes Werk für nicht gälisch oder nicht keltisch zu erklären, dient nur dazu, die Sachlage zu verwirren, umsomehr als derartige Behauptungen nie unwidersprochen bleiben.

Dem fernerstehenden Beobachter zeigt sich das, was man drüben mit einem vielgebrauchten Schlagwort als „Celtic Spirit" bezeichnet, als ein Begriff, in dem unendlich vielfältige Schattierungen zusammenfließen. Der Niedergang Irlands, das langsame Erliegen der hochkultivierten keltischen Stämme vor dem Eindringen fremder Elemente, denen ihre politische Tüchtigkeit die Übermacht gab, mag dazu beigetragen haben, den Schatten der Melancholie im Volksbewußtsein zu vertiefen. Doch

immer ist er in der keltischen Dichtung gegenwärtig gewesen; über den alten Heldensagen, wie über den von England stark beeinflußten lyrischen Dichtungen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts liegt die Wolke tiefer Tragik. Nur Sprache und Form, die dem Ohr des Gälen fremdklingende Metrik nahm jene schon der Verfallzeit angehörende Dichtkunst, deren typischer Vertreter Thomas Moore ist, auf. Doch sie vermochte nicht, im Inhalt dem fremden Vorbild zu folgen. Die gälische Dichtung verherrlicht nicht, wie die englische, die Erfolge und Großtaten ihrer Helden, sie weiß nichts vom Ruhme Wellingtons und Lawrences: diese gehören, wie es in einer irischen Ballade heißt, dem Reiche an. Die gälische Muse gedenkt mit Vorliebe derjenigen, die im Kampfe erlagen. Sie hegt inniges Mitgefühl mit dem Verbannten, sie feiert den Idealisten, der, Phantomen nachjagend, die Fühlung mit dem realen Leben verlor. Und dies steht im engsten Zusammenhang mit der starken mystischen Unterströmung, die durch Dichtkunst und Volkstradition geht. Es sind Überlieferungen, die in den „vergessenen Tagen", in der Heidenzeit Wurzel schlugen. Noch lebt in der Landbevölkerung der Glaube an die alten Götter, die Tuatha Dé Danann, die, von den eindringenden christlichen Aposteln ihrer Herrschaft beraubt, sich in die verlassenen Wohnstätten, die kreisförmigen, von Erdwällen umfriedeten raths zurückzogen oder in Dorngebüschen und Hügeln versteckten. Nur wenigen sind die Augen geöffnet um „das stille Volk" sehen zu können, aber sein Walten beeinflußt nach wie vor das Leben des irischen Landmannes. Er glaubt, daß die abgeschiedenen Seelen dem stillen Volk dienstbar sein müssen, und wenn ein Familienglied in blühender Jugendkraft stirbt oder den Verstand verliert, so pflegt man wohl zu sagen, daß „die Andern" den Sterblichen zu sich gelockt haben. Die Dichter nun, die die gälische Bewegung führen, sind alle mehr oder weniger überzeugte Mystiker. Das Wunderbare hat für sie kaum etwas außerordentliches: es ist ihnen nur das Sichtbarwerden unerkannter Gewalten. So wird ihnen der im ersten Augenblick oft befremdliche Aberglaube des Landmanns zum Symbol tiefer Wahrheiten. Und sie glauben, daß die weisen Männer des alten Erin diesen Wahrheiten näher standen als die jetzige Generation, deren Sinne im Hasten des modernen Lebens die Feinfühligkeit eingebüßt haben.

Hand in Hand mit dieser allem Irdischen abgewandten Geistesrichtung geht ein fast religiöser Glaube an die versöhnende Macht idealer Schönheit. Das materielle Leben in Irland ist infolge des allgemeinen nationalen Niederganges mühselig und eingeengt von allerlei kleinlichen Rücksichten. Selbst bei den jungen Leuten fehlt oft die kurze

Spanne der Liebesromantik, in der sich der Bursch sein Mädchen zu wählen und um sie zu freien pflegt. Doch während der irische Landmann seiner Heirat meist ein Rechenexempel zu Grunde legt, bleiben in seiner Gedankenwelt die alten Ideale lebendig. Sie haben keinerlei Beziehung auf sein alltägliches Leben, aber sie sind ihm ebenso wirklich und allgegenwärtig, wie dem Künstler die Gebilde seines Geistes, die er selbst erst schafft, und in deren Mitte er ein zweites, dem Treiben seiner Mitmenschen fremdes Leben führt. So geht es zu, daß das Andenken eines liebreizenden Mädchens mehrere Menschenalter hindurch unvergessen bleibt. Der Name Deirdre (der irischen Helena) läßt noch heut wie vor tausend Jahren das Herz jedes Gälen höher schlagen im Gedenken an die lieblichste und unglückseligste Tochter seines Volkes.

Nur ein kleiner Schritt ists von diesem feinen Gefühl für ideale Schönheit zur Empfänglichkeit dem Kunstwerk gegenüber, das ihre Darstellung erstrebt. Und in der Tat haben die Versuche, den Iren durch periodische Festspiele ein nationales Drama zu schaffen, überraschende Erfolge gehabt. Zwar darf nicht vergessen werden, daß die Dichter des irischnationalen Theaters ihre Stoffe den alten Heldensagen, sowie den in späterer Zeit gebildeten Volkslegenden entnehmen. Die altvertrauten Gestalten im Rahmen des Schauspiels verkörpert zu sehen, mußte für breite Schichten der Bevölkerung eine mächtige Anziehungskraft haben. Aber einige dieser Dramen, beispielsweise die von W. B. Yeats, waren in ihrer gedankentiefen Symbolik dem, was man gemeinhin als populär bezeichnet, so fern als möglich. Dennoch wurden sie auch von den vom platten Lande herbeigeströmten Zuhörern mit andächtiger Aufmerksamkeit empfangen.

Wenn diese Versuche, durch eine im wahrsten Sinne des Wortes nationale Kunst sowie durch Verbreitung geeigneter Bücher und andere Erziehungsmittel ein so begabtes Volk seiner weltfremden Apathie zu entreißen, ferner erfolgreich sind, dann möchte einmal die Zeit kommen, wo das einst in Griechenland verwirklichte Kunstideal auf der grünen Insel zu neuem Leben erwacht.

Die keltische Literatur aber scheint mit diesen dramatischen Versuchen nun in der Zeit ihres Wiedererstehens eine Blüte zu treiben, die ihr auf der Höhe ihrer Entwicklung, d. i. in dem Zeitraum vor der normannischen Invasion versagt geblieben. Denn die Werke der alten ollamhs und fili sind durchweg Epen, durchflochten mit lyrischen Gesängen in den kunstvollen Versformen, die der gälischen Sprache eigen sind. — Der Stoff der neuen Dramen ist sehr mannigfaltig. Die eine Gattung be-

handelt mit Vorliebe Episoden aus dem Volksleben der Gegenwart; sie charakterisiert mit glücklichem Realismus Typen aus dem Volke, schildert etwa, wie eine Mutter ihren Gatten und all ihre Söhne durch die See verloren hat; nur einer ist übrig geblieben, und auch er ertrinkt. Seine Leiche bringen die Nachbarn in die Hütte der Witwe und sie klagt über ihren letzten Toten. Die Handlung ist so einfach wie möglich, aber die Art, wie sie gegeben wird, stempelt dies Drama — „Riders to the Sea“ von J. M. Synge — zu einem echten Kunstwerk.

Andere Dichter suchen ihre Stoffe in der Vergangenheit. In erster Linie ist hier der schon erwähnte W. B. Yeats zu nennen, der die mystischen Töne des keltischen Genius, die übrigens in keinem gälischen Drama stumm bleiben, vor allem hervorhebt. Yeats hegt die höchsten Erwartungen für die künstlerische Mission seiner Heimat und hat ihnen mit immer neuer Begeisterung wiederholt Ausdruck gegeben. „Über ein Kleines,“ schreibt er u. a., „über ein Kleines werden unsere Dichter sich darauf besinnen, daß sie den Alten, die einen Sitz an jedem Herde hatten, näher kommen werden, wenn sie ihren eignen Traum verschmelzen mit einer Mär, die jahrhundertelang von einem Gebirge erzählt ward, das seinen Schatten über manche Tür geworfen — wenn sie verstehen, daß die Schönheit, die sie feiern, ein Teil des Paradieses ist, das der Menschen Augen schauen sollen, wenn sie sich für diese Welt schließen. . . . Wenn Irland uns glauben machen kann, daß all die Schönheit, die uns mit Ehrfurcht erfüllt, weiße Lilien im ungewissen Schatten, im Zwielicht vom Wind bewegter grauer Sand, tauige stille Verstecke unter Haselsträuchern an reglosen Wassern nicht nur in der Phantasie, sondern in Wahrheit die Symbole oder die Zufluchtsstätten unsterblicher Wesen sind, dann wird unsere Heimat einen Wechsel herbeigeführt haben, der, ob er nun in unserer Zeit oder erst in Jahrhunderten beginnen mag, dereinst alle Lande wieder zu Heiligtümern machen wird.“

Hier spricht der Mystiker und der Dichter. Yeats lebt in einer Traumwelt der Schönheit und möchte mit der Begeisterung des Apostels alle Menschen zu seiner Kunstauffassung bekehren, die bei ihm völlig mit religiösen Gefühlen verschmolzen ist. Seine Dichtkunst ist dem Geiste nach aus der alten Welt geboren, wie seine Sprache auch häufig die alten Symbole druidischer Weisheit leiht. Die weiße Hindin und der fahle Hund, die in der Poesie der alten Kelten Liebe und Tod bedeuten, begegnen uns in diesen dramatischen Gedichten. Und wie viele Begriffe bei Yeats nur symbolisch wiedergegeben werden, so ist auch das Leben seiner Gestalten nur ein Schattenbild der Wirklichkeit.

Den größten dramatischen Erfolg erreichte Yeats mit dem Einakter „Cathleen ni Hoolihan“, der seiner Zeit zum erstenmal in Dublin aufgeführt wurde. Cathleen ni Hoolihan war einer der vielen Namen, unter denen die irischen Dichter des achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ihre Heimat feierten, als Englands Zwingherrschaft ihnen verbot, ihrer Vaterlandsliebe unverhüllten Ausdruck zu geben. Ein erneutes Aufflackern dieser schwärmerischen Verehrung brachten die Unglücksjahre um 1846, wo Clarence Mangan von der „dunklen Rose“, der „dark Rosaleen“ sang, wo sich ihm und vielen andern die Heimat personifizierte im Bilde einer hehren, unglücklichen Frau, deren Schmach sie mit heiligem Zorn erfüllte und der sie inbrünstig ihre unwandelbare Liebe beteuerten.

Im Hause des Bauern Peter Gillane und seiner Frau Brigitte ist eitel Freude und Frohlocken. Ihr ältester Sohn Michael steht am Vorabende einer glücklichen Heirat. Er liebt seine Delia und sie bringt ihm eine stattliche Mitgift, die er eben geholt hat und nun vor seinen Eltern auspackt, wobei seine Augen mit den Goldstücken um die Wette blitzen. Von draußen schallt hin und wieder ein dumpfes Geräusch, wie von einer erregten Volksmenge. Patrick, der jüngere Bruder, geht hinaus, um die Ursache zu erkunden. Inzwischen klopft es; eine hochgewachsene, grauhaarige Bettlerin tritt ein und nimmt am Herde Platz. Die Hausfrau fragt teilnahmsvoll, ob sie nicht übermüdet sei vom vielen Wandern. „Zuweilen sind meine Füße müde und meine Hände ruhig,“ antwortet die Alte, „doch in meinen Herzen ist keine Ruhe. Wenn die Leute mich so still sehen, dann meinen sie, das Alter sei über mich gekommen. . . .“ „Was trieb Euch hinaus?“ — „Zu viel Fremde waren in meinem Hause.“ . . . „Was brachte soviel Leid über Euch?“ — „Mein Land wurde mir genommen.“ — „War's viel Land, das sie Euch nahmen?“ — „Meine vier schönen, grünen Felder!“ Und halb träumend summt sie ein altes, wehmütiges Liebeslied vor sich hin, bei dessen Tönen sich der Jüngling, wie von Zauberkraft angezogen, ihr nähert. Und sie erzählt ihm, wieviel Männer aus Liebe zu ihr gestorben seien: „da war ein rothaariger O'Donnell aus dem Norden, ein O'Sullivan aus dem Süden und ein Brian, der zu Clontarf ertrank und viele aus dem Westen. Manche starben vor hunderten von Jahren und andere sind da, die morgen sterben werden.“ Das alte Ehepaar flüstert mitleidig über ihren Wahnsinn und bietet ihr Almosen. Doch sie schlägt es aus: „So jemand mir helfen will, muß er sein alles, muß er sich selbst hingeben.“ Da tritt Michael zu ihr, um ihr zu folgen. Doch seine Mutter hält ihn

zurück und erinnert ihn an die bevorstehende Ankunft seiner Braut. „Von keinem Mann, der seiner Hochzeit entgegensieht, kann ich Hilfe erwarten," sagt die Alte. Betroffen fragt man sie nach ihrem Namen. „Einige nennen mich die arme, alte Frau," erwidert sie, „andere heißen mich Cathleen ni Hoolihan." — „Mir ist, als hätt' ich einstmals jemand gekannt, der so hieß," bemerkt Peter; „das muß gewesen sein, als ich noch ein Knabe war." „Die blühende Wangen haben, werden bleich werden um meinetwillen und dennoch werden sie sich reich belohnt dünken" — mit diesen Worten geht die Fremde hinaus und läßt den Bräutigam in Gedanken versunken zurück. Da stürzt Patrick mit den Nachbarn hinein und ruft: „Schiffe sind in der Bucht; die Franzosen landen bei Killala!"[1]) Vergeblich klammert sich Delia an Michael; er macht sich los und eilt hinaus. Die Zurückgebliebenen verharren ein Weilchen schweigend. Dann tritt der alte Peter zu Patrick und fragt: „Sahst Du eine alte Frau den Weg hinunterkommen?" „Nein," erwidert der Knabe; „doch ich sah ein junges Weib und sie schritt daher wie eine Königin!"

Die patriotische Tendenz, die dies Drama vor allem kennzeichnet und solch begeisterten Widerhall bei den Besuchern der Dubliner Aufführungen weckte, wird auch bei der Fülle epischer und lyrischer Dichtungen, die die gälische Renaissance in den letzten Jahren gezeitigt hat, in hervorragender Weise betont. An erster Stelle ist hier Douglas Hyde zu nennen, der neben einigen kleinen, mit bestem Erfolge aufgeführten Dramen dem Kranze der gälischen Lyrik manch neue Blüte angereiht hat. Seinem unermüdlichen Sammelfleiß ist es gelungen, die in mündlicher Überlieferung noch erhaltenen alten Liebeslieder von Connaught herauszugeben und ferner dankt ihm Irland seine erste Literaturgeschichte, in der alles bis dahin veröffentlichte Material zum erstenmal übersichtlich zusammengestellt wurde.[2]) Kenner des Gälischen versichern, daß Hyde seine dichterische Kraft nur in der Muttersprache voll entfalten kann. Dadurch bleibt das Verständnis für diese Seite seines Schaffens nur einem kleinen Kreise vorbehalten.

Allgemeineres Interesse hat das letzte irische Stoffe behandelnde Werk George Moores, der nach dem Erscheinen der Übersetzungen seiner früheren, realistischen Romane sich nunmehr auch bei uns einzubürgern beginnt. Es ist bemerkenswert, daß eine Persönlichkeit wie George Moore sich dieser Bewegung anschließt, die seinem Wesen so fremd als möglich

[1]) Der Ort, wo im Jahre 1798 ein französisches Hilfskorps landete.

[2]) Douglas Hyde: A Literary History of Ireland. London, Fisher Unwin.

sein muß. Deutsche Kritiker, die seine Werke wiederholt würdigten, haben diese überraschende Wendung seines Schaffens kaum beachtet. „The Untilled Field“[3]) ist ein Tendenzbuch, erfüllt von tiefstem Mitgefühl für das geistige und soziale Elend der niederen Bevölkerungsschichten in Irland und voll bitterer Empörung gegen diejenigen, die die Schuld daran tragen. Das ist nach Moore in erster Linie die katholische Geistlichkeit. Wie ein ehernes Joch hat die Disziplin der römischen Kirche den Nacken des Volkes belastet, hat ihm seine alten Bräuche und Lustbarkeiten genommen, weil ihnen die heidnische Tradition anhaftete. Damit wurde alle Lebensfreude verbannt und die grüne Insel wurde zum „Land der Schmerzen“, in dem die tatkräftigen, unternehmungslustigen Elemente der Bevölkerung keine Heimat mehr fanden. So begann die Auswanderung über den Ozean, die dem Lande die besten seiner Söhne entzog. Es sind tieftraurige Bilder, die Moore in diesen Skizzen entrollt, nicht allein ob der grimmen, realistischen Schilderung des allgemeinen Verfalls, sondern vor allem, weil von dem Keimen und Sprossen, das wie eine Verheißung neuen Aufblühens das Geistesleben Irlands durchzieht, in Moores Werk nichts zu spüren ist. Das Buch redet eine ergreifende Sprache von Irlands Not, doch Irlands Hoffnung hat keinen Platz darin. Wer immer für die Heimat einzutreten versuchte, wer seine Aufgabe in der Erneuerung ihres nationalen Lebens suchte, wurde von der römischen Kirche angefeindet und vernichtet; denn Roms Ziele sind international. Und da Irland nach wie vor der päpstlichen Kirche treu bleibt, so ist sein Schicksal besiegelt: „Noch im Sterben wird sich der letzte Gäle an die Soutane des Priesters klammern. Doch warum sollte ich ihn beklagen? Was hat er je geleistet? — Es schien, als wenn Gott den Gälen bestimmt habe, Großes zu vollbringen, doch plötzlich seinen Sinn geändert habe. Das geschah im zehnten Jahrhundert, und seitdem hat das gälische Volk eine unglaubliche Zahl von Priestern und Polizisten, einige der besten Ringkämpfer und ein paar begabte Juristen hervorgebracht, doch nichts wirklich Bedeutendes mehr. Ein liebenswürdiger, sympathischer Bursche ist der Ire; jeder hat ihn gern und ich liebe ihn herzlich und möchte ihn retten. Aber er will mich nicht hören. Jeder kennt seine Bestimmung, auch der Gäle — sein Schicksal ist, zu verschwinden!“

Ein Vergleich mit den andern Dichtern der gälischen Renaissance läßt deutlich erkennen, daß Moores Werk trotz seines patriotischen Grund-

[3]) Fisher Unwin, London; Tauchnitz, Leipzig.

gedankens dem keltischen Geiste fremd ist. Der Dichter spricht von den alten Bräuchen — aber ihre tiefere Bedeutung ist ihm verschlossen. Das Gedenken an die Helden und Sänger aus Irlands Blütezeit bringt ihm ein vorüberhuschendes Glücksgefühl; doch sie lebten, ehe Rosenkränze und Skapuliere erfunden waren und sind nun auf immer dahin. Aus dem Getön der Hirtenflöte, den alten Melodien, bei denen der Gäle alles Erdenleid vergißt, erlauscht Moore nur die hoffnungslose Klage eines verfallenden Geschlechts.

Die Tragik im Schicksal des irischen Volks hat des Dichters Seele mächtig angezogen; dennoch ist er zu sehr Materialist, um in dem weltabgewandten Sinnen und Träumen des keltischen Volksgeistes mehr zu erblicken als das Kennzeichen des Niedergangs. Irlands Genesung ist nach Moores Ansicht abhängig von seinem politischen Aufschwung. Er steht hiermit im Gegensatz zu zahlreichen andern Führern der gälischen Renaissance, die als würdigstes Ziel für ihr Vaterland eine führende Stellung im Kulturleben Europas erstreben. Unter ihnen ist vor allem William Sharp zu nennen, der unter dem Pseudonym Fiona Macleod in wirklich genialer Weise die alten Volksmythen und Heldensagen dem modernen Verständnis näher gerückt hat. Sein Tod erst brachte die Aufklärung, daß der Kritiker und Essayist William Sharp und die keltische Dichterin Fiona Macleod eine Person waren. Das merkwürdigste dabei ist, daß die unter den beiden Verfassernamen herausgegebenen Werke nach Stil und Inhalt wirklich so verschieden sind, daß man bisweilen kaum glauben mag, sie seien von derselben Hand geschrieben. Diese Doppeltätigkeit bietet ein Beispiel, in welcher Art sich die zwei Seelen eines genialen Menschen äußern, wenn nicht die eine auf Kosten der andern zum Schweigen gebracht wird, sondern beide gleichberechtigt zu Worte kommen. Unter dem Namen Fiona Macleod ließ Sharp „sein wahrstes Selbst reden, gab seinem innersten Leben, seinen Freuden und Leiden, Gedanken, Gefühlen und Träumen Ausdruck“ und um allem diesem, was seinem tiefsten Sein entsprossen war, dichterische Gestalt leihen zu können, entzog er in keuscher Scheu seine wirkliche Persönlichkeit jeder Berührung mit dem Publikum.

Zwei Bände Essays und Erzählungen von Fiona Macleod wurden in die Tauchnitz-Ausgabe aufgenommen, nämlich „Wind and Wave“ und „The Sunset of Old Tales“. In guter deutscher Übersetzung von W. Mey erschienen bei Eugen Diederichs (Jena) der erstgenannte Band „Wind und Woge“ und eine Sammlung von Erzählungen, die meist auf der Insel Iona spielen, betitelt „Das Reich der Träume“. Der

Inhalt der ersten Sammlung wird durch den Titel poesievoll angedeutet; Wind und Welle sind pantheistisch lebendig darin wie in den Anschauungen der alten Kelten, die in entlegenen Gebieten noch immer fortleben. Der mächtige Einfluß dieser beseelten Naturgewalten auf den Menschen, der in unmittelbarer Berührung mit ihnen lebt und dessen Schicksal fast ausschließlich von ihnen abhängt, hat diese starren, eigentümlichen Charaktertypen entstehen lassen, die sich vor dem neugierigen Auge des Fremden scheu in sich zurückziehen und nur den Freund, der ihre Sprache redet, einen Blick in ihr reiches Innenleben tun lassen. Auf einsamen Segelfahrten von einer Insel zur andern oder bei traulicher Rast am flackernden Torffeuer hat William Sharp manch wunderliche Mär erlauscht, wenn in den Erzählern die Erinnerung an die halb vergessenen Geschichten wieder aufglomm, denen einstmals das Landvolk so andächtig gelauscht. Mit den Überlieferungen und Aufzeichnungen der gälischen Mythologie völlig vertraut, hat der Dichter die so erhaltenen Bruchstücke verständnisvoll zusammengefügt, Angedeutetes ergänzt und dem Ganzen neue Form gegeben. Keiner hat so wie er die wilde Schönheit des Meeres empfunden und dichterisch gestaltet und kaum jemals haben die Gefühle, die seine Hoheit in den Seelen des Inselvolks erstehen und wachsen läßt, so starken Widerhall gefunden.

„Oft las ich von der großen Liebe der Inselbewohner zum Meer," heißt es in einem Essay des letzten Buches.[4]) „In gewissem Sinne lieben sie es wohl, wie das Landvolk sein Hochland und das wilde Moor und die ziehenden Wolken oder weiten Weideflächen an flachen Küsten und Flußmündungen liebt. Sie finden auch kein Glück, wenn sie fern davon sind. Wie könnten sie's wohl, da die Woge in ihren Herzen ist! Männer und Frauen, die unter dem Tosen des Meeres geboren, deren Wiegen nach dem Takt der brausenden Brandung oder dem dumpfen Murren der steigenden Flut geschaukelt wurden, die Tag um Tag zu jeder Jahreszeit in die Tiefe geschaut haben, müssen die See mit denselben Augen sehen, wie der Hirt die kahlsten Hügel, der Waldbewohner die dunkelsten Forste, der Säemann und Pflüger die einförmigen, braunen Schollen, die emporschwellen wie die äußersten Grenzen der Welt, von denen gerundete, weiße Wolken aufsteigen gleich riesigen Phantomblüten. In diesem Sinne lieben sie das Meer und mit aufrichtigem Herzen." Dennoch ist diese Zuneigung mit Furcht gemischt; sie ist ganz verwandt mit jener Art der Verehrung, die die Vor-

---

[4]) The Winged Destiny by Fiona Macleod. Chapman and Hall, London.

fahren den alten Göttern zollten. „Die See," erklärte ein alter Fischer, „gleicht einem Weibe, dessen Schönheit verhängnisvoll ist; am Ende bricht sie dir das Herz, ob sie nun lächelt oder zürnt. Sie fragt nichts danach, ob es dir wehe tut oder nicht. Denn sie hat kein Herz — es ist alles wildes Wasser." Und von einigen weiß Fiona Macleod zu erzählen, denen Manannan, der alte Meergott, eine unheilvolle Gabe verliehen, die ihrem Stamm bleibt bis auf Kindeskind. Eine Welle tat er ihnen ins Herz und seit der Zeit ist ihre Liebe schrankenlos und wandelbar wie der wandernde Wind, ihre Sehnsucht gleich der ruhelosen Woge und sie sind und bleiben heimatlos wie das Meer. Die Sliochd-na-mara, das Geschlecht des Wassers, nennen die Gälen diesen Stamm. Wenn man bedenkt, daß noch heutigen Tages die Küstenbewohner am St. Kolumbaabend heimlich Opfergaben, nämlich ein brennendes Holzscheit, einen Krug Quellwassers, einen Leib Brot und einen Eimer Milch ins Meer werfen, wird man den Volksglauben besser verstehen. Das Meer, dem das Inselvolk alles Wohl und Weh seines Lebens schuldet, ist ihm eben zur Persönlichkeit geworden. In gleicher Weise ist dem Gälen Wald und Moor lebendig. Über die Heide schweift noch jetzt in trüben Nächten Dalua, der düstere Bruder des Frühlingsgottes mit seiner Schaar von Schatten. Wer ihm begegnet, verfällt dem Wahnsinn, denn mit den Zauberweisen seiner Pfeifen spielt ihm Dalua einen Schatten in sein Hirn, so daß der Sterbliche nimmermehr die irdischen Dinge begreifen kann.

Die eben charakterisierten Erzählungen gehören der Gegenwart an; sie schildern den Gälen, wie er jetzt ist oder vielmehr, wie ihn der Verfasser sieht. Zuweilen aber greift Fiona Macleod zurück in die vergessenen Tage und läßt Irlands große Zeit wieder aufleben. Von der grimmen Königin Scathach wird uns erzählt, die einen Stamm kriegerischer Frauen beherrschte, vor deren Waffenkunst die wilde Tapferkeit der gefürchteten Wikinge zu schanden wurde. Und ferner berichtet er, wie Scathachs stolzes Herz sich verzehrte in Liebesleid, als Cuchulinn, der sonnige Held, den sie das Werk der Waffen gelehrt, von ihr schied. Doch inmitten all der urwüchsigen Wildheit tönen die Klänge der gälischen Harfen und bringen Kunde vom Lande der Sehnsucht, jener im fernsten Westen liegenden Welt, wo alles Leid endet. Dann klingt in weichen Mollakkorden der Grundgedanke der gälischen Poesie durch Fiona Macleods Werk, — „der Wind gälischen Geistes, der überall Unendlichkeit ersehnt, doch aus der Dürftigkeit der bestehenden Dinge in sich selbst zurückkehrt, in den schattenhaften Zauber der Träume."

Die gegenwärtige Renaissance ist eine bewußte Rückkehr zu den alten Idealen. Die überwiegende Zahl ihrer Führer knüpft kein politisches Programm daran. Sie erstreben kein selbständiges Königreich; sie wollen nur so viel Bewegungsfreiheit, um den Begabten ihrer Stammesgenossen eine würdige Existenz innerhalb der Grenzen seiner Heimat zu sichern. Wenn aber einmal dies Ziel erreicht ist, wird auch der soziale Aufschwung nicht ausbleiben. Und durch das kraftvolle Anwachsen und Gedeihen der gälischen Bewegung während des letzten Jahrzehnts ist die Hoffnung auf „das kommende Irland" der Verwirklichung um vieles näher gerückt.



Waldeinsamkeit.

Ging durch den rauschenden grünen Tann,
Dornen und Ginster und Ried;
Horcht' wie die murmelnde Quelle rann,
Lauschte dem Lebenslied.

Lauschte der klagenden Windmelodei,
Hörte der Häher Gekräh.
Unterholz brach — und flüchtig vorbei
Jagte das scheue Reh.

Lag unter zitterndem Farrengrün
Träumend im schwellenden Moos.
Sah die eilenden Wolken ziehn;
Erdfern mein einsames Los:

„Ging durch den rauschenden grünen Tann,
Dornen und Ginster und Ried;
Horcht' wie die ewige Quelle rann,
Lebte das Lebenslied."

W. Hoffmann.





Um die altersschwache Ecke von Europa.

Von

Arthur Bonus.

1. Von Hamburg bis in die Bay von Biskaya.

Die untere Elbe, — wir werden noch fast die ganze Nacht auf ihr fahren! Wie mag das hier am Tage aussehen? Es scheinen sogar noch Höhen an den Ufern, eine ganze Kette! Es illustriert das gut, was einer der Bürger Hamburgs gesagt hat: daß hier einmal nicht der Fluß die Stadt gemacht hat, sondern die Stadt den Fluß: Dies lange Stück ist künstlich Meer geworden!

Das Hohe da wird der Süllberg sein. Dort träumte, sagt man, der Erzbischof Adalbert der Große den Riesenplan der romfreien germanischen Kirche, die über Island und Grönland hinaus die sagenhaften Lande umfassen sollte die die Isländer entdeckt hatten, und von denen damals im ganzen Norden gesprochen und gefabelt wurde. Das war ein halbes Jahrtausend vor Kolumbus. — Wie die Nacht die Größenmaße aufhebt! Die Uferberge wachsen ins Gewaltige. In solchen Nächten mag Adalbert seinen Plan geträumt haben. Dort auf dem Berge mit dem Blick ins Weltmeer hatte er schon das burgartige Kloster angelegt, das die Pflanzstätte seiner zukünftigen Boten sein sollte. — Er war nicht umsonst der Freund Heinrichs III., des größten unserer alten Kaiser, der Päpste ein- und absetzte. — Aber der Berg verschwimmt, wie der Traum verscholl.

Rings um uns ist es laut von sonderbaren Schreien, welche doch die Stille eher auszudrücken als zu unterbrechen scheinen. Es sind die Schreie der Schiffe, die mit uns ihren Weg hinaus suchen oder aus dem Weltmeer heimkehren, — ein ununterbrochenes Tönen, durch das wir leise und glatt hindurchschneiden. Mir ist, als wenn sich in diesem Tönen, das sich so reich moduliert, ein ernstes Stück Kultur ankündige — ehrfurchtgebietend neben dem Läuten der Glocken, das noch aus der alten Kultur gerettet ist. Vielleicht ist es gar nicht nötig, daß die neuen Erfindungen so unbarmherzig kreischen wie die Lokomotiven oder die Menschheit so unwürdig repräsentieren wie die Motorräder — Menschen, hockend auf stinkenden Schießapparaten, die die Straßen entlang knallen und puffen! — Hier in diesen Schiffsrufen war etwas wie ein erstes Klangwerden der Tagesstimmen, etwas, als wolle wieder Rhythmus, als wolle wieder ein Sinn in den verworrenen Lärm unseres öffentlichen Lebens kommen. Als wolle im Lautwerden auch wirklich etwas lautwerden, das zur Mitteilung drängt. Ein inneres Gesetz, irgend ein bestimmter Rhythmus der Dinge.

Auf der Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung gab es in diesem Jahre etwas zu hören, das ähnlich sprach. Die „Werkstätten für Handwerkskunst“ hatten

einen Arbeitsschuppen errichtet, in dem mit Maschinenkraft gesägt, gepreßt, gehämmert wurde. Waren diese Töne der Kreissägen und der großen Dampfhobel gegeneinander abgestimmt? Es klang wie eine brausende Orgel. Wer überhaupt die Stärke des Tones aushalten konnte, den muß etwas von einer der Arbeit immanenten Weihe berührt haben.

Und wie wunderbar gut vermählt sich das Stampfen unserer Dampfmaschine und das Bohren der großen Schraube mit dem unaufhörlichen Rauschen des Wassers und des Windes! — Es ist nicht nötig, daß das neue Zeitalter kulturlos bleibe, sobald es sich auf sich selbst besinnt und sich selbst ausspricht, wird es Kultur haben können. — Und sobald es den fatalen Aberglauben verliert, daß Kultur etwas über den Massen Schwebendes, von ihnen sich Unterscheidendes sei. Es gehört gewißlich auch eine kräftige Sublimierung zur Kultur. Aber nicht sie ist die Kultur, sie ist nur ihr Hauch und Duft, und ohne jenes Eigentliche, jene Kultur der Masse, ist sie Kunstprodukt. —

Die Kreidefelsen von Dover! Wie ein Stahlpanzer, schlicht, vornehm, wie die englische Mode in ihren besseren Zeiten und Erzeugnissen, — und unangreifbar! Hastings! Wie ein Denkzeichen dafür, daß nicht das Land durch sich unangreifbar ist. Cäsar schwamm hinüber und machte eine römische Provinz daraus. Die Sachsen schwammen hinüber und gründeten ihre Reiche. Die Normannen griffen es an allen Küsten an, und bei Hastings fiel der entscheidende Schlag. Seitdem erst ward die Blutmischung fertig, welche dem Land das ihm ebenbürtige Volk gab. Nord- und Südgermanen — wenn einmal die kleinliche Stammeseifersucht zwischen den einzelnen germanischen Völkern ebenso weit im Verwehen sein wird, wie die zwischen Preußen und Bayern, so wird man darauf aufmerksam werden, eine wie treffliche Blutmischung Nord- und Südgermanen von jeher der Geschichte gaben. Auch Schleswig-Holstein spricht davon.

Die normannischen Inseln, vom Nebel fast verhüllt. Von dort kamen sie herüber; dort hatten sie französisch gelernt; seitdem gibt es die Sage von einer französisch-sächsischen Blutmischung, und Johannes Scherr untersucht, was im Charakter der englischen Dichtung mehr an den französischen, was mehr an den sächsischen Ursprung des Volkes erinnere!

Wiederum verschwimmen die Küsten des Landes in die Nacht, nun liegt das Weltmeer vor uns frei; führen wir von hier aus genau westlich, wir müßten auf das alte Winland der Isländer und des Erzbischofs Adalbert stoßen. Und ist nicht eigentlich sein Traum in Erfüllung gegangen? Ist nicht die sächsisch-norwegische Kolonie dort drüben entstanden? Und die romfreie germanische Kirche über das Weltmeer hin? Es sieht anders aus, als es auf dem Süllberg bei Hamburg geträumt worden sein mag, aber im Wesen ist es doch dasselbe.

Ich will schlafen gehen, um ein besseres Recht auf solche Träume zu haben. Dort flammt das Licht von Quessant auf; nun wird die See bewegter werden, — die gefürchtete Bay von Biskaya.

2. Von Kap Ouessant bis Gibraltar.

„Prachtvoll helle Lichter haben diese Leuchttürme der französischen Küste! — Die besten der Welt!“ versichert unser erste Steuermann, „zwischen Barcelona und Genua werden wir sie wieder haben; die Hafenabgaben sind doppelt so groß wie die deutschen; dafür sind alle Einrichtungen vorzüglich“, sagt er.

Die Bay hat sich nicht so ungastlich benommen, als wir gefürchtet hatten; zwar mußten die Liegestühle angebunden werden, und es lag sich, als stünde man bald auf den Füßen, bald auf dem Kopf; aber es kostete nicht einmal eine Seekrankheit. Nun fahren wir an der spanischen Küste entlang; sie liegt wie im Alpenglühen, als es Abend wird; Meer, Felsen und Himmel wie verschiedene Nuancen dessen glänzenden Schmelzes.

Am anderen Tage die Berleugainseln. „Da haben die Portugiesen ihre Verbrecher drauf!“ erklärt ein Matrose. „Hol sie mir nur her, ich bringe sie in meiner Kajüte an Land! und will so viel Platz behalten wie vorher!“ sagt der erste Steuermann. Aber ein Gefängnis ist doch noch drauf, belehrt uns das Reisebuch.

Noch eine Nacht. Der achte Morgen auf dem Meere, die Sonne ist eben heraus, — dort zur rechten ragt ein ungeheures Berghaupt aus dem Meere auf: Afrika. Drüben die Felsen von Gibraltar. Wie zwei ungeheure ruhende Löwen sehen sie aus, wenn man sie vom offenen Meere aus zuerst sieht, stolze Häupter, und die Krallen fest vor sich liegend, Krallen, die ihren Raub zu halten wissen.

Ist es nicht wie ein verändertes Weltgefühl, wenn ich sehe, mit wie teils stumpfem teils feurigem Ingrimm alle auf dem Schiffe dieses Gibraltar anschauen, und damit vergleiche, wie sehr wir vielmehr Anlaß zum Stolze haben, daß dieses prachtvolle und königliche Stück Land in verwandten Händen liegt.

Aber freilich Algeciras! da drüben unter den Kanonen von Gibraltar liegt es an dem weiten Meerbusen, der nach ihm genannt ist. Da haben die Engländer ehrlich versucht, mit Franzosen, Russen und Spaniern, und unsern lieben italienischen Bundesgenossen zusammen ihre Vettern lächerlich zu machen. Und wenn man sie fragt, woher die Feindschaft stamme, so heißt es: „aus dem Burenkrieg, wo Ihr uns verhöhnt und verlästert habt!“

Damals hat sich wohl dieses französisch-englische Bündnis angebahnt. Aber gegen wen ging es damals? Wieder gegen germanische Vettern! Nein! dort gibt es kein Echo für verwandtschaftliche Gefühle; man muß es ihnen beibringen, und nicht mit Sentimentalität; wir haben für winselnde arme Verwandte auch nicht viel übrig; man muß vornehme Verwandtschaft sein, eine Verwandtschaft, auf die man stolz sein kann. Vielleicht liegt zwischen jetzt und jener Zukunftsfreundschaft doch der vielverheißene Bruderkrieg? und man muß sich rüsten? Ich bin kein Politiker; ich weiß es nicht. Nur ein Kriegsmittel, dünkt mich, das allgemeinste, aber auch allergemeinste, das ideelle Mutmachen durch Schimpfen, sollte man bewußt beiseite liegen lassen. Muß es ein Krieg sein, so sollte es

ein ritterlicher Krieg sein. Vielleicht sollte man nie anders kämpfen; aber sicher sollten verwandte Völker nicht anders kämpfen.

Wie gut das klingt? Man freut sich immer, moralisch zu sein; aber der Krieg geht seinen eigenen Gang, und auch die Völkerleidenschaften kümmern sich nicht um den guten Ton. Das ist wahr. Aber sofern ein Volk politisches Gefühl in sich hat, wird es seine Leidenschaften mit seinem nationalen Vorteilen zusammenzufühlen verstehen. Mir scheint in der Tat, daß die Ritterlichkeit gegen verwandte Völker eine sehr realpolitische Sache sei. Mir scheint, daß die ritterliche Behandlung Österreichs, die Bismarck durchsetzte, auch ein Meisterstück großer Politik war. Einer Politik, welche verstand, Volksleidenschaften zu formen und zu richten, und große Zukunftspläne in ihnen vorzubereiten.

Indessen es ist nicht mein Ehrgeiz, mich realpolitisch auszuweisen. Woran mir liegt, ist einzig die Kulturpolitik; und ich halte es für kulturpolitisch nötig, daß zwischen das garzuenge Volksideal, das immer in Gefahr ist, in ein noch engeres Staatsideal umzuschlagen, und das garzuweite und allgemeine Menschheitsideal ein Mittleres trete, ein erweitertes Volks-, das Rassenideal. Es fehlt ihm das Muffige, Kleinstädtische des landläufigen Patriotismus, und es bleibt doch auch entfernt von dem Haltlosen, Nebelhaften ganz allgemeiner Menschheitsideale. Es ist für diese letzteren eine naturhafte Unterbauung. Wie einst auf dem Wege vom einzelnen zum Volke die Sippe stand, die den Volksverband allmählich vorbereitete, so steht zwischen dem Volk und der Menschheit die Völkersippe, die Rasse.

Wenn ein Mann wie Ibsen sagt, er habe damit angefangen, sich als Norweger zu fühlen, habe sich dann zum Skandinaven entwickelt und sei jetzt — mit sechzig Jahren! — beim Pangermanischen angelangt, so hat man hier den Eindruck von einer wirklichen von einer erlebten Entwicklung, und man weiß ohne Weiteres, daß ein solcher gesunde Beziehungen zum Allgemeinmenschlichen stets gehabt haben wird. Wenn aber irgend ein junger Mann das Allgemeinmenschliche im Gegensatz zu Volk und Rasse feiert, so bin ich mißtrauisch.

Auch als Gegenparole gegen den „guten Europäer“ Nietzsches, der romanisch-slavisch und nicht nur anti-englisch, sondern antigermanisch schlechtweg empfand, hat der Pangermanismus Bedeutung. Man braucht das „Europäertum“ gar nicht an und für sich abzuweisen, so wenig als das Allgemeinmenschliche. Aber es muß in der zweiten Reihe stehen.

Nun ist Gibraltar hinter uns und weit zurück. Die beiden Felsen wirken zu einer hohen Säule zusammen, und darüber der Afrikaberg steht wie eine andere in die Luft hinein. Von hier aus haben diejenigen die Enden der beiden Erdteile gesehen, welche sie die „Säulen des Herkules“ nannten!

Malaga! Ganz hoch — Sehen Sie den Schnee mitten in der Hitze? Das ist die Sierra Nevada; im Tale dahinter liegt Granada und die Alhambra, der Glanz Spaniens — wenn man anderthalb Tage Zeit hat, könnte mans besuchen, aber wir haben höchstens einen Tag! — Sehen Sie, ganz unten am Berge dort, das ist Malaga. Das Große ist die Kathedrale. Unterscheiden Sie dort einen

näher gelegenen, einen — scheint es — in der Stadt gelegenen Berg von den Hintergrundwänden? Oben sind Befestigungen, wohl noch maurischer Herkunft, aus der Zeit, als die Königin Isabella schwur, ihr Hemd nicht zu wechseln, ehe nicht Malaga — oder wars Granada? — fiele, und, da die Eroberung sich hinzog, auf diese Weise die Isabellenfarbe erfand. Wie bunt es da den Berg hinansteigt! Je näher man kommt, desto mehr unterscheidet man riesige hohe Unterbauten und oben darauf kleine bunte Häuser, wild und ärmlich, wie es den Anschein hat! — das heutige Spanien auf den Grundmauern des alten Weltreichs. Alte vergangene Kultur! Aber doch Kultur. Auch heute noch. Und Kultur der Masse; denn wie hält dies Bild der Stadt zusammen! Wie sitzt das alles drin! Keiner, der sich mit seinem Hause herausheben wollte! Keiner, der wie ein schlecht erzogener Schauspieler das Ensemble störte! — um einer Grille eines häßlichen Ehrgeizes willen ein Straßenbild, gar ein Stadtbild vernichtete!

Es sind nicht die einzelnen Bauten, die ich bewundere. Einzelnes kann man in den germanischen Ländern schöner sehen. Aber es drängt sich hervor, eines stört das andere.

In einer kleinen deutschen Stadt mit sehr ehrwürdigen Traditionen geschah vor einer längeren Reihe von Jahren das Folgende. Die Stadt hatte ihre alten längst nicht mehr ernsthaft gebrauchten Festungswälle endlich abgetragen und in Anlagen verwandelt. Das haben viele deutsche Kleinstädte im Laufe des vorigen Jahrhunderts getan. Was die Ahnen einst zur Verteidigung ihres Lebens gegen feindliche Heere bauten, das dient den Enkeln nun zur Verteidigung — wenn man so will — auch gegen feindliche Heere, die Heere der unsichtbaren Krankheitserreger. Diese Anlagen waren etwas emporgewachsen und standen mit ihren grünen Mauern dem Stadtbild nun nicht viel schlechter als die ehrwürdigen Steinmauern vorher. Auf der einen Seite stand ein altes Kloster aus ihnen hervor, auf der andern die riesige Masse eines uralten Schlosses mit Schloßturm und Schloßkirchturm. In der Mitte die Doppeltürme der Stadtkirche und dazwischen die schönen alten Giebel und Dächerabstufungen der alten Häuser. So sah der Bürger seine Stadt, wenn er an sonnigen Tagen seinen Spaziergang über den Fluß hinaus ins Nachbardorf tat, um dort einen Kaffee zu trinken. Die Stadt wußte noch nichts oder nur wenig von modernem Aufschwung. Nur erst das Postgebäude, wenn ich mich recht erinnere, war einer jener entsetzlichen Kasten im Berliner Residenzstil, mit welchen einer der unseligen Kunstmäzene, mit denen wir geplagt sind, damals das Land überschwemmte. Einige wenige Nachahmer wagten sich im Villenviertel mit häßlichen Backsteinbauten in Türmchengotik hervor. — Um diese Zeit bot ein reicherer Bürger der Stadt eine große Summe Geldes für einen Bauplatz in den Anlagen selbst. Die Stadt war nicht reich; trotzdem ging sie ungern auf das Gebot ein. Es gab ein par Leute im Stadtrat, die das Risiko ahnten. Aber man konnte sich ja sichern für den schlimmsten Fall. Man gab den Bauplatz her unter der Bedingung, daß der Käufer sich bei 50 000 Mark Konventionalstrafe verpflichtete, unauffällig ins Grün

zu bauen. Der Käufer ging gern darauf ein und baute aus den Anlagen heraus in die Sonne hinein einen unsagbar gemeinen gelben Ziegelkasten. Was machten ihm 50 000 Mark aus demgegenüber, daß sein Haus meilenweit ins Land hervorstach! daß keine Ansicht der Stadt von ihrer weltberühmten Seite her aufgenommen werden konnte, ohne daß in der Mitte der helle Fleck, sein Haus, zuerst ins Auge fiel!

Diese Geschichte, die ich so erzähle, wie sie mir aus den Berichten Wittenberger Bürger im Gedächtnis geblieben ist, erschien mir immer besonders typisch für den Charakter modernen Städtebaus. Aber kehren wir nach Malaga zurück.

Eine erbarmungslos heiße Helligkeit — obwohl es doch schon spät im Jahre ist, das war der erste Eindruck. Fluten von Obst in bunten Farben. Und alles ein unaufhörlicher Gesang. Alle die Fischverkäufer, die mit den Jochen über den Schultern, an denen Körbe voll Fische hingen, durch die Straßen ziehen, singen mit lauten Tönen. Einige prachtvolle Stimmen schienen darunter zu sein. In der Bauart auch überall der breit Ausgreifende und dann so betont vierkantig und gradlinig Aufgerichtete des maurischen Stils.

Am meisten frappierte mich die Volksphysiognomie. Finden Sie wirklich diese Weiber schön, die sich so häßlich auseinanderschnüren, und denen die porzellanige Haut nicht auf Fleisch gewachsen, sondern über Fleisch gespannt zu sein scheint? Ich habe freche Gesichter viele gesehen, leidlich hübsche wenige, schöne gar keine. Männer unterschied ich zwei Typen, fette, welche „schön“ im Sinne von „schöner Mann“ waren — und magere asketische. Der asketische Typus macht den Eindruck, der charakteristischere, echtere, zu sein, alte, gefaltete, gelehrte Gesichter. Ich verwundere mich selbst, daß ich „gelehrt“ und „asketisch“ abwechselnd gebrauche. Von diesen Gesichtern aus erscheint einem der Jesuitenorden mit seinem Fanatismus der Pedanterie und seinem Ineins von Gelehrtentum und Askese verständlich. Ob übrigens Gelehrtheit und Askese überhaupt etwas Wesensverwandtes haben? Ist nicht die Wissenschaft ein fortwährendes Abstrahieren von der sinnlichen Erscheinung, halb um der Freude am Abstrahieren selbst willen, des Gefühls von Können und Macht, halb auch um mit solcher Macht dann ins Leben eingreifen zu können? — ganz die Stellung der alten Asketen zur Welt und zum Leben!

Dem Schiffe gegenüber am Lande lag ein Schuppen. Auf der einen Seite waren gefüllte Säcke aufgespeichert, der größere Teil war frei und barg ein — Zigeunerlager. So sah es wenigstens aus! Lauter kleine Feuerstätten, um die allerlei buntes Volk lagerte, schlafend, essend, kochend, waschend. Hin und her gingen Leinen, an denen die bunten Wäschestücke hingen. Es waren aber keine Zigeuner, es waren Auswanderer! „Die werden von den Schiffskapitänen aufs Geratewohl herbestellt und liegen dann hier acht bis vierzehn Tage herum.“

Als ich mittags aufs Schiff zurückkam, war große Bewegung im Auswandererlager. Ein junger Mensch war ins Meer gesprungen. Man hatte ihn herausgezogen und suchte ihn nun auf spanisch ins Leben zurückzurufen, d. h.

man hielt ihn an den Beinen in die Höhe und schüttelte ihn, damit das Wasser herauskäme. Das ist ja in der Tat die erste Prozedur, die nötig ist; da es aber zugleich die einzige ist, die man kennt, so wiederholt man sie solange bis der Selbstmörder seinen Zweck erreicht hat. Diesmal ging es anders; der erste Offizier mochte die Sache nicht mit ansehen; er ging hinzu und machte die Wiederbelebungsbewegungen, das Herauspressen der Lunge und was es sonst ist. Nach kurzer Zeit konnte man den fast schon Toten gerettet nach Hause fahren. „Eigentlich ein dummer Unsinn, einen, der nicht leben will, mit Gewalt wieder dazu zu bringen!“ brummte er, als er zurückkam. „Sie müssen einen Rettungsorden kriegen,“ schlug einer vor. „Dazu war vor zwei Jahren bessere Gelegenheit!“ Es wurde ein Gespräch daraus, und einer erzählte: „Das war, als das deutsche Schulschiff, die Gneisenau, unterging. Es war ein böser Sturm, und der Kapitän hatte keinen Dampf. Dort draußen jenseits der Mole lagen sie. Unsere Rettungsboote waren unbrauchbar, — diese hier sind neue! — als wir die spanischen nehmen wollten, ging man mit Messern auf uns los. Dafür sind sie dann mit Orden beregnet worden!“ „Und Sie?“ „Wir haben den Zettel gekriegt, der in der Kajüte hängt.“ Da drüben haben wir sie von den Masten heruntergepflückt. Der erste Offizier, der Steuermann, holte da seinen früheren Pastor vom Mast herunter. Sind Sie es wirklich, fragte der. Ja, ich bins schon, Herr Pastor, sagte er, aber nun bleiben Sie weg vom Wasser, einmal habe ich Sie gerettet, das zweitemal tu ichs nicht! Ich habe auch genug, antwortete der Pastor.

„Malaga ist zu einem Drittel seiner Bewohnerschaft deutsch“, sagt man mir, „es gibt ein ganzes deutsches Viertel; der ganze Außenhandel liegt in deutschen Händen.“ Das wird wohl etwas übertrieben sein, ich kann es nicht kontrollieren; zwei Tatsachen, die zu widersprechen schienen, bestätigen es vielleicht eher, wenn man sie bei Lichte besieht: erstens, wer uns als Fremde in einer fremden Sprache anredete, wählte die englische oder die französische. Wäre der ganze Großhandel deutsch, so würde doch ganz von selbst die deutsche Sprache sich stärker durchgesetzt haben! Indessen, wo legt der Deutsche Gewicht auf seine Sprache! Und zweitens: Der deutsche Reiseführer (ich hatte Meyers Reisebücher, Mittelmeerführer) erwähnt kein Sterbenswörtchen davon! Indessen wo legt ein deutscher Reiseführer Gewicht auf dergleichen Tatsachen! wenn der gesamte Außenhandel Malagas französisch oder englisch wäre, stünde es vielleicht drin. Aber deutsch, welchen Deutschen interessiert denn das!

3. Barcelona bis Genua.

Kein Zweifel, Barcelona ist schöner und bemerkenswerter als Malaga. Mit seinen breiten luftigen Straßen, seinem großen Parkplatz, seinen Prachtbauten. Doch reizt es mich nicht, davon zu sprechen. Nach dem so charakteristischen Malaga ist es eben nur ein Schritt weiter zurück zum übrigen Europa. Man müßte wohl auch länger dort gewesen sein, ein Stiergefecht gesehen haben,

um seinen Abscheu zu dokumentieren, oder was sonst interessiert. Nur die tiefe, schwere Dunkelheit in der Kathedrale war ein Eindruck besonderer Art. Waren diese Gemälde so schön, wie sie in der Finsterheit sich ahnen ließen? Hippolyt Taine würde sicherlich, wenn er in dieser Kirche war, noch auf den Treppenstufen vor ihr eine geistreiche Klage darüber niederschreiben, wie verdorben ein menschliches Gefühl sein mußte, das nicht nur Dome baute, die zu hoch waren, um sie von irgend her überschauen zu können, sondern sie auch zu dunkel hielt, um erkennen zu lassen, was man hinein malte. Wir andern werden vielleicht finden, daß man kaum vollkommener verfahren konnte, wenn man unnennbare Gefühle und wunderbare Gesichte hervorlocken, wenn man das Innere des Menschen stark und groß gegen das Äußere machen und ihm Recht geben wollte.

Indessen sehen wir uns um! Wir laufen gerade ein in den Hafen von Genua. Das ist etwas, das es sich lohnt, anzusehen: Wie sich das aufbaut, den Fels in die Höhe! Wie dort der Wald von Masten vor den bunten Häusern steht! „Hier ist die Heimat aller Farbentöpfe!" Nur das lange rote Ding da links, ein Ziegelsteinkasten wie es scheint — oder gar nachgemachtes Ziegelrot! — was mag das sein. Hier auf der Karte steht es! natürlich: eine Kaserne! verdirbt den ganzen Abschluß nach dieser Seite hin.

Was für ein schönes Schiff dort! schon allein die Schornsteine! wie bunt sie alles machen und sind doch nur gelb. Haben Sie schon bemerkt, wie verschiedene Farbenwerte unter „gelb" zusammengefaßt sind, vom Gelb an den Anschlagsäulen und Straßenbahnen, das alles gemein zu machen scheint, fast wie das Gelbbraun der Preußischen Eisenbahnen, bis zu dem Gelb, das alles farbig und bunt macht, wie jenes da der Schornsteine. Auch die anderen Farben an diesem Schiff! Weiß und rot, wie gut das steht! Wie entschlossen dieser weiße Rumpf in die Höhe steigt! Oben in gutem Goldbeschlag den Namen! Wir sind ihm zu weit, um ihn zu erkennen. So guten Farbensinn haben doch nur die Italiener, sage ich vor mich hin. „Was ist denn das da für ein Schiff, das weiß und rote mit den gelben Schornsteinen?" — „Hamburg-Amerika-Linie, ein Lustdampfer!" — Auch ein anderes Schiff, das mir auffällt, stellt sich als ein Hamburger heraus. Das macht mich nicht wenig froh.

Inzwischen fahren wir auf unsern Platz, — ziemlich weit draußen nach der roten Kaserne zu. „Jetzt werden wir auch die Schwarzen los, die Himmelsluchsen!" sagt jemand zu mir, „wenn ich den schon sehe, immer mit dem Gebetbuch unterm Arm! außer wenn ers gerade wieder liegen gelassen hat! Alle Augenblick sieht mans irgendwo auf der Bank oder dem Stuhl!" — Er wird denken, daß es ihm keiner stiehlt!" sage ich. — „Das würde ihm selbst ein Genueser, ja sogar ein Neapolitaner nicht stehlen! Das ist das einzige, was sie nicht stehlen: Mühlräder, Fünfzentner-Anker und Gebetbücher! — Übrigens", fährt er fort, „toll, was sie hier für ein Schimpfwort haben! in jedem Hafen ein anderes; hier ist es Berleng, also Berlin französisch ausgesprochen! das schlimmste Schimpfwort, das es hier gibt! Bande!" — Finden Sie dieses Beispiel zur Volks-

etymologie nicht hübsch? Es ist derselbe, der wenige Tage vorher von den Sträflingen auf den Berlenga-Inseln zu mir gesprochen hat. Das hat er vergessen und läßt die Genuesen französisch schimpfen, nur um eine Anspielung auf Heimisches empfinden zu können, das er mit Haß oder Liebe aufnehmen könne. — „Sehen Sie, wie sie da ran kommen! Der Dicke da! Du! wie kommst du zu deinem Bauch? bei deiner Arbeit? he?“ — „Er wird die Arbeit gefressen haben,“ schlage ich vor. — „Ja, er sieht ganz so aus, als ob sie ihm schmeckte!“ Und das Gespräch geht auf die Italiener, ihr Diebs- und Betrugsgelüste und besonders ihre Unreinlichkeit.

Das mag nun sein, meine Herren! aber was den italienischen Schmutz betrifft, so bin ich gut vorbereitet worden, und das in den Passagierkajüten eines Hamburger Frachtdampfers. Sehr viel schlimmer kann es nicht mehr kommen.

Wie bunt sind diese Straßen! Alle paar Schritt öffnet es sich rechts oder links, und man sieht in lange schmale tiefe Schächte hinunter oder hinauf, die festlich bewimpelt scheinen, so voll hängen sie von buntem Zeug, das sich als Wäsche ausweist, wenn man näher zusieht. Aber was ist das dazwischen, groß und weiß? Es steht unten auf den Fensterbänken auf und ragt von da aus schräg in die Luft, wie halb aufgezogene Zugbrücken. Würden sie ganz herabgelassen, so würden sie auf dem Fensterbrett des gegenüberliegenden Hauses aufzuliegen kommen. Breiter als eine gewöhnliche Fensterhöhe sind diese Klüfte, „Straßen“ genannt, ganz sicher nicht, eher schmäler. Da ich im allgemeinen vor keinem abenteuerlichen Gedanken zurückschrecke, so beruhige ich mich hierbei: es sind Zugbrücken, Verbindungen über die Straßen hinweg. Aber lustig ist das freilich, und als solches erzähle ich es weiter. Man freut sich herzlich über den Einfall: was aber ist es in Wirklichkeit? Lichtfänger! Es sind Rahmen, mit weißem Zeuge bespannt, um das wenige Licht, das sich von oben her in die Schluchten hinein verirrt, aufzufangen und in die Zimmer hinein zu leiten! Ich bin nicht wenig froh. Das ist ja meine Gymnasiastenidee vom Sonnenreflektor! Ich wollte Techniker werden, um ihn zu erfinden. Wo in aller Welt dann auch die Sonne steckte, oder denn die Helle des Tages, mein Reflektor finge ihr Licht ein und leitete es rund um die ganze Erde! Denken Sie einmal, welch ein Wohltäter der Menschheit ich wurde: Was war gegen mich noch Jelch der Rabe, der Heilbringer der Tlinkit in Nordamerika, der seinen Stammesgenossen Sonne, Mond und Sterne brachte, nachdem er sie einem Häuptling aus der Kiste gestohlen hatte, wie in Breysigs Heilbringerbuche zu lesen ist. Und wie weit gar ließ ich die vier Burschen des deutschen Märchens im Schatten, welche den Mond für ihr Dorf stahlen; jeder nahm bei seinem Tode ein Viertel in die Unterwelt mit, und als die vier Viertel sich unten vereinigten, da erwachten die Toten und machten solch einen Rumor, daß der heilige Petrus die himmlischen Heerscharen zusammenrief gleich dem Himmelswächter Heimdall, weil er glaubte, die feindlichen Scharen kämen, das Himmelreich zu

stürmen. „Da sie aber nicht kamen, so setzte er sich auf sein Pferd und ritt durch das Himmelstor hinab in die Unterwelt. Da brachte er die Toten zur Ruhe, hieß sie sich wieder in ihre Gräber legen und nahm den Mond mit fort und hing ihn oben an den Himmel." Solchen Ruhm konnte ich erlangen! Es ist jammerschade. Aber es freut mich, daß hier in Genua ein Stück meiner Idee verwirklicht wurde; und das offenbar schon vor meiner Zeit.

Übrigens hat doch das deutsche Märchen darin Recht, daß man auch zu viel Licht bringen kann. In Dresden im Großen Garten gibt es eine Stelle, die fast etwas Großes hatte, wenn man sie im Mondschein sah: es war ein gegrabener Teich in dem neuesten Teil des Parkes, nach den Vorstädten Gruna und Strießen zu. Kam man vom Innern des Gartens aus an dem See entlang, so war man erschrocken über die Größe, welche die Gegend bekommen hatte. Ich bin viele Nächte, wenn es Vollmond war, dort entlang gegangen, um mich daran zu erbauen. Aber wenn die schönste Stelle kam, so mußte man wie ein Indianer von Baum zu Baum springen, um sich gegen eine Laterne zu sichern, welche von der weit entfernten Straßenecke aus einem in die Augen stach und das ganze Bild rettungslos verdarb, sofern man nicht einen Baum zwischen sich und sie bringen konnte. Dergleichen Eulenspiegeleien gab es in diesem Park eine ganze Reihe. Laternen, die ein unerbittliches Licht einen Fußweg hinein warfen, so daß man von zehn Minuten Entfernung aus Nebenwege einschlagen mußte, um bei Verstande zu bleiben.

Abends sahen wir einen Radfahrer die Uferstraße entlang uns entgegen kommen. Er hatte einen bunten Lampion am Rade befestigt. Wie schön und angenehm fiel dieses milde Licht von weit her schon ins Auge! Man ging ihm ruhig und langsam aus dem Wege und freute sich noch dazu des farbigen Anblicks, den man gehabt hatte. In Dresden waren diese Lampions verboten; dafür war ausdrücklich geboten, was man eigentlich unter Polizeistrafe stellen sollte: ein möglichst grelles Licht möglichst hoch befestigt! In fünfhundert Schritt Entfernung fühlt man sich schon verwirrt und in Sorge, ob man richtig wird ausweichen können, da einem doch Gedanke und Besinnung vergeht, wenn so eine Blendlaterne dahersaust. — „Lichte sind zum Leuchten da!" antwortete man mir, als ich diesen Azetylenunfug einmal zur Sprache brachte. Sehr gut! ganz ausgezeichnet! Töne sind um gehört zu werden da! also pfeife, schreie, kreische, brülle, klappere, was du kannst! In manchen deutschen Städten und zum Beispiel auch in Dresden hat man eingesehen, daß die Lautheit des Zurufs die Warnung nicht brauchbarer, sondern unbrauchbarer macht, weil sie mehr verwirrt als orientiert. Es ist den Kutschern der plötzliche laute Zuruf verboten und ein nur sehr allmählich anschwellendes gedämpftes Heeee anempfohlen, das außerordentlich gut seinem Zwecke angemessen ist. Aber diese plötzlichen grellen Lichter gelten als geeignete Warnung.

Es steht mit der Kultur des Lichtes ähnlich trübe noch wie mit der Kultur der Farben und der Klänge, von denen ich früher sprach.

4. In Florenz.

Nun also sind wir am Ort! Wir gehen wie träumend durch diese Straßen. So viel Schönheit, daß es einen glücklich machen kann. Dies ist das Mittelalter. Dies ist unsre Vergangenheit. Aber vor allem, dies ist nicht eine Stadt, dies ist eine Welt. Und deshalb ziemt es sich, nicht zu früh das Wort zu nehmen. Deshalb schweige ich vorläufig von Florenz, und erzähle Ihnen nur ein kleines Erlebnis, das sich auch irgendwo anders hätte abspielen können, das aber für mich den Vorteil hat, mit ihm einen Gedankenfaden zu ende zu spinnen, an dem ich in diesen Briefen viel herumgedreht habe, den pangermanischen. Dänen und Deutsche unter Romanen. Wir stiegen zwar in einer italienischen Pension ab; — ich liebe es nicht, im Auslande deutsche Pensionen zu besuchen oder gar internationale Hotels. Es scheint mir das den Zweck des Reisens aufzuheben; man will doch Land und Volk kennen lernen; indessen, wie die Empfehlungen so laufen, — wir fanden in diesem Hause, dessen Wirtin nichts als italienisch kann, nur Dänen vor. Es schien mir charakteristisch, wie stark offenbar das Verwandtschaftsgefühl von uns hinüber und zu uns herüber war. In der Tat, diese Typen — ausgeprägt deutsch; kein Mensch würde, wenn er ihnen in einer deutschen Stadt begegnete, vermuten, Ausländer vor sich zu haben. Mehrere Damen, von denen einige sehr fein und sympathisch wirkten, und ein noch sehr junger Mann, Historiker, der eine Studienreise machte. Es gibt Gelegenheiten, wo zwei sich wildfremde Menschen vom ersten Augenblick an eine Art Verwandtschaftsgefühl für einander empfinden. Es ist eine Art Witterung; entschließt sich einer von beiden zu reden, so ist es dem andern nicht wie ein Anfang, sondern wie ein Satz mitten aus einer langen Unterhaltung. Der Däne redete mich an und wir waren sehr schnell in einem lebhaften Gespräch, das mir, da es nirgends an der Oberfläche blieb, großes Vergnügen machte. Wir kamen unter anderem auch auf Ibsen zu sprechen Als ich jene Bemerkung vom Pangermanismus zitierte, die ich bereits in einem früheren Briefe angeführt habe, meinte er mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt: „Wir Dänen gehen noch einen Schritt weiter zum Allgemeinmenschlichen." Noch einen Schritt weiter!

Am zweiten Tage fragte er mich, ob ich wohl noch länger bliebe, sie hätten einen kleinen Ausflug nach Siena und Gimignano vor. In drei Tagen seien sie zurück. Ob sie mich da wohl noch anträfen. — Wir wünschten es beide.

Zwei Tage später kam eine der Däninnen allein zurück; es war ihr zu teuer geworden. Der Zufall wollte, daß ich auch allein war, und alsbald erfolgte das Gespräch, das meiner Erfahrung nach kommen muß, wo ein Däne und ein Deutscher allein sind: die deutsche Dänenpolitik.

Der Däne, der die Geschehnisse an der deutschen Grenze mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt, und den sie bis ins Blut erregt haben, kann sich schwer vorstellen, wie geringfügig sie den Durchschnittsdeutschen vorkommen müssen, wie sie für ihn im Haufen der übrigen Mißgriffe verschwinden, die hin und her durch das Sechzig-Millionen-Volk hindurch gemacht werden. Als ob irgend einer

der vielen hundert Landräte die paar tausend Eingesessenen seines Kreises schlecht behandelt hat. Man ereifert sich eine Weile — dann läßt man's gut sein.

Ich sagte ihr, ich glaubte nicht, daß es einen Gebildeten unter meinen Landsleuten gäbe, der auf die Starkemannspolitik gegen Schwache stolz wäre. Die einen hielten sie für nicht nur schmählich, sondern auch kurzsichtig, die andern für zwar schmählich, aber notwendig. Freuen täte sie keinen.

Die Dänin war damit durchaus nicht zufrieden. Nachdem sie eine längere Reihe Anschauungsbilder — sie war Lehrerin — von diesen schikanösen Niederträchtigkeiten gegeben hatte, stellte sie die Forderung auf, daß wir den Verträgen gemäß den Grenzstrich abstimmen lassen sollten, ob er deutsch bleiben oder wieder dänisch werden wolle.

„Dänemark ist ein kleines Land, aber es ist mein Vaterland. Und ich liebe mein Vaterland. Es ist das älteste Königreich und es ist das gebildetste Volk der Welt. Da wird man keine Leute treffen, die nicht lesen und schreiben können (von Deutschland schien sie das anzunehmen). Es ist das tapferste Land; zwei große Völker mußten sich zusammentun, um ihm Schleswig-Holstein zu nehmen; und das hat es achthundert Jahre besessen!" Und nun müßten wir es wieder zurückgeben, zum mindesten den Grenzstrich.

Ich versuchte ihr begreiflich zu machen, daß alle Völker an ihren Grenzen je und je Schwierigkeiten hätten, nicht nur große Völker, die, wie das unsere jahrhundertelang uneinig und von Fremden geplagt, sich endlich zusammengeschlossen hätten und andere Sorgen hätten, als Grenzen zu regulieren, sondern auch kleine Völker, wie das ihrige, das doch auch fremdsprachige Untertanen habe, z. B. die Isländer.

O, was die Isländer anbeträfe, so wären das erstens Dänen — da hätte man mich eine falsche Weltgeschichte gelehrt —, zweitens wären die Isländer versoffene Leute; die kämen nach Kopenhagen, um für dänisches Geld zu studieren, statt dessen versöffen sie das Geld und machten dann Skandal; drittens aber wollten sie gar nicht von Dänemark los, das seien nur wenige. Und die Deutschen hätten gräßliches Unrecht an ihrem Lande getan, welches sei eine kleine Land, aber ihre Vaterland usw.

Ich sagte ihr, Völkerentwicklungen ließen sich nicht mit Schulzensuren regeln, daß man von Recht und Unrecht spräche und sich bürgerlich-moralisch ereifere. Wenn man das aber doch wolle, so müßte man sagen, daß die Dänen das schlimmste Raubvolk wären, das es je gegeben hätte. Nicht nur die Deutschen, denen sie zwei Provinzen geraubt hätten, sondern alle ihre Nachbaren wüßten davon. Sie hätten sich den ganzen Norden unterworfen gehabt, und die verschiedenen Aufstände bewiesen, wie sie geherrscht hätten. Island, das davon noch übrig geblieben sei, hätten sie durch ihre Monopole ausgesogen und in die bitterste Verarmung und Ohnmacht gebracht. Es sei noch viel an Island wieder gut zu machen. Aber es habe nicht viel Nutzen, sich solche Gegenrechnungen zu stellen.

O, das sei ganz verkehrt, was ich da gesagt hätte. Nie hätte eine dänische Regierung sich schlecht benommen; sie hätte stets väterlich gesorgt. Aber was ich über die deutschen Leiden gesagt hätte, da müßte sie lachen — dies tat sie sogleich — vor allem aber müßte ich bedenken, daß ich hier in einer dänischen... in einer Pension wäre, in welcher viele Dänen verkehrten und daß ich darauf Rücksicht nehmen müsse, und daß Dänemark eine kleine Land sei, aber ihre Vaterland, und daß sie ihre Vaterland nicht beleidigen lasse — — — — — — — (Daß du die Nase ins Gesicht behältst! sagt Onkel Bräsig) — — und Dänemark sei das älteste Kulturvolk . . .

Als sie soweit gekommen war, suchte ich ihr eine Schüssel Kartoffeln zuzufügen, darauf suchte ich sie zu überzeugen, daß sie noch Braten brauche, und kümmerte mich liebevoll um ihr Weinglas. Ich fragte sie, ob sie den Chianti nicht für einen guten Wein hielte und ob unsere Wirtin nicht sehr gutes Gemüse koche. Aber sie zog das gebildetste Land der Welt siegreich unter Braten und Kartoffeln und zwischen Wein und Gemüse hervor und schloß mit einem völligen Triumpf über mich.

Am Abend dieses Tages kam die übrige Gesellschaft. Wir hörten sie noch lange debattieren. Am nächsten Mittag war man wieder vollzählig.

„Kennen Sie San Clemente?“ frug ich ahnungslos den jungen Gelehrten, sozusagen die Unterhaltung von neulich fortsetzend. Er wandte sich ein wenig mir zu mit einem erstaunten Blick und sagte fremd: „San Clemente? nie gehört“, wandte sich nach der anderen Seite und sprach dänisch auf seine Nachbarin ein. Am Abend fuhr er ohne Abschied davon.

Am gleichen Tage bekam ich eine Anfrage von einem deutschen Freunde nach einer Pension in meiner Nähe. Wir frugen die Wirtin. Gewiß, natürlich habe sie Platz, sie danke uns für die Empfehlung. Andern Tags fragt sie etwas verlegen, ob unser Freund ein Deutscher sei? — Jawohl! — Es tue ihr so sehr leid, sie habe Anmeldungen bekommen und könne kein Zimmer mehr abgeben. — Am dritten Tage sagte sie, sie habe sehr langfristige Anmeldungen dänischer Gäste bekommen und brauche leider auch unsere Zimmer, ob wir uns nicht anders versehen könnten.

Natürlich können dies alles große Zufälligkeiten gewesen sein. Aber es legte mir doch wieder nahe, wie rein menschlich — allzumenschlich! — die Politik der Nadelstiche und der Schikanen ist und ihre Verwechselung mit Kraft oder Schneidigkeit, und daß, wenn ein Ungebildeter Minister wird, und sich demgemäß benimmt, man dafür nicht ein ganzes Volk verantwortlich machen kann. Denn wie töricht wäre es gewesen, das, was wir erfuhren, als Symptom für dänischen Volkscharakter zu nehmen! Daß selbst gelehrte und kluge Leute sich aufreden lassen, kommt auch sonst vor. Und daß die Empörung über ein angebliches Unrecht in dem, dem es wiedererzählt wird, stärker wirkt, als in dem, der es erlebte, kann man gleichfalls auch sonst beobachten, und es läßt sich psychologisch erklären. Denn der das Unrecht erlebte, hat auch die Nebenumstände und

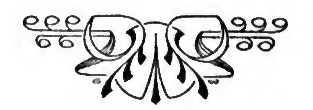
alles das miterlebt, was ihn unsicher bleiben läßt, ob es wirklich ein Unrecht war. Der aber, dem wir es erzählten, bekommt nur die Momente zu hören, die wir uns selbst immerfort wiederholten, um uns zu vergewissern, daß es ein Unrecht war, — kurz, er bekommt nicht den Vorfall, sondern das vielleicht sehr groteske Phantasiebild zu sehen, das sich von dem Vorfall in einem empörten, und was schlimmer ist, unsicheren Gemüt aufgebaut hat. Ist nun das Unrecht eines, das auch den Hörer beleidigt, wie muß das Phantasiebild ihn erregen!

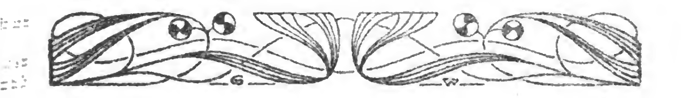
Doch war mir das Erlebnis ein Symbol dafür, wie „der Schritt weiter zum Allgemein-menschlichen" in der Wirklichkeit aussieht.

Es beweist sich eben hier wie überall, daß ein engeres Ideal weiter ist als ein zu weites. So, wie ich mich bewegen muß, um an einen anderen Ort der Erde zu gelangen, aber stehen bleiben kann, wenn ich ins Unendliche will; denn das ist hier so gut als anderswo.

Ein pangermanisches Ideal hätte Selbstüberwindung gefordert und durchgesetzt. Das Allgemein-menschliche bewahrte nicht einmal vor muffigen Racheschikanen.

Auf die Sache gesehen ist es am Ende weniger unnatürlich, daß eine Handvoll Grenzbewohner fremdsprachig regiert wird, wie es jetzt ist, als daß zwei große Provinzen fremdsprachig regiert werden, wie es vorher war. Aber es ist auf jeden Fall untunlich, persönliche Ideale von politischen Forderungen abhängig zu machen.





Journale und Journalisten in Rußland.

Von

George Cleinow.

Schuwalowo bei St. Petersburg, den 12. Juli 1907.

Über Rußland sind in den letzten vier Wochen so viel Ereignisse von weittragender geschichtlicher Bedeutung hingebraust, daß der Tageschronist gar nicht weiß, wie und wo er ihren Wert für das schnell abzuwickelnde politische Rechenexempel einsetzen soll. Auch die Parteipolitiker sind durch die auf sie einstürmenden neuen Ereignisse in ihren Handlungen gelähmt worden und fangen erst jetzt und mit größter Vorsicht an, neue Kombinationen zu schaffen. Denn selbst für Heldennaturen war es viel, was die letzten Wochen an Arbeit und Umsicht erforderten. Über Rußland lagert dichter politischer Nebel wie Pulverdampf über einem Schlachtfeld, niemand kennt sich aus über die Lage von Freund und Feind. — Noch heute, vier Wochen nach dem Staatsstreich vom 3. (16.) Juni, fehlt jede Übersicht. Bei dieser Lage der Dinge schien es mir nützlich, mir einmal den oder die hauptsächlichen Nebelerreger etwas näher anzusehen . . . die Presse.

Im Sommer 1906 hatte ich mit einem russischen Staatsmann, der kürzlich sein Ministerportefeuille niederlegen mußte, eine Unterredung, in der die Frage erörtert wurde, ob die erste Duma aufgelöst werden könne oder nicht. Könne deshalb, weil verschiedene verantwortliche Würdenträger die physische Stärke der Regierung nicht so hoch einschätzten, daß sie in der Lage sein würde, einem als wahrscheinlich vorausgesehenen Volksaufstande zu begegnen. Diese Verzagtheit teilte ich nicht, weil ich im allgemeinen eine weit günstigere Meinung von der Treue der Armee hatte und habe, als die meisten Zivilbeamten und mancher Soldat an der Newa. Nach meiner Ansicht lag die Schwäche der Regierung und aller Ordnungsparteien im Sommer 1906 in dem Mangel einer zuverlässigen und von einer Zentrale aus gut geleiteten Presse. Die Regierung hatte wohl schon damals eine offiziöse Presse, aber sie verstand sie unter den neuen Verhältnissen nicht in der innern Politik zu benutzen. Darin ist nun seit Auflösung der ersten Duma ein merklicher Wandel eingetreten. Die Regierung benutzt zunächst wieder mit großer Weitherzigkeit die

seinerzeit in Abhängigkeit vom Finanzministerium begründete St. Petersburger Telegraphenagentur. Sie wird gegenwärtig geleitet von einem höheren Beamten des Auswärtigen Amts, Geheimrat von Giers. Dies Bureau hat den Nachrichtendienst aus dem Auslande und für das Ausland zu besorgen. Es steht deshalb in engen Beziehungen mit den großen ausländischen Telegraphen-Unternehmungen, wie Wolff,[1] Reuter, Agence Havas, Associated Preß, Wiener Korrespondenz-Bureau, Nordische Telegraphen-Kompagnie ... Den Vermittler zwischen allen diesen Gesellschaften bildet wegen seiner zentralen Lage das deutsche Bureau. Die zwischen dem russischen und den auswärtigen Bureaus bestehenden Verträge beruhen auf kaufmännischer Grundlage. Der politischen Bedeutung dieser internationalen Verbindung scheint indessen nicht genügend Rechnung getragen worden zu sein. Aus leicht begreiflichen Gründen kann ich meine Auffassung nicht auf die Kenntnis des Wortlauts der Verträge stützen, kann mich vielmehr lediglich auf die veröffentlichten Depeschen beziehen. Danach scheint es, als wenn das russische Bureau einen sehr weiten Spielraum in seiner Auffassung des Nachrichtendienstes hat. Die Vertreter der auswärtigen Agenturen scheinen überhaupt keinen Einfluß auf das zu haben, was dem Auslande mitgeteilt wird und auf die dafür zu wählende Form. Wenn die auswärtigen Vertreter nicht ihre eignen Verbindungen hätten, dann wäre ihre Rolle etwa die von Telegramm-Expedienten der russischen Regierung.

Zwei Belege. Als der Ministerpräsident, Herr Stolypin, bald nach Eröffnung der zweiten Duma seine Programmrede hielt, wurde ins Ausland telegraphiert, er habe gesagt, er wolle Rußland in einen „konstitutionellen" Staat umwandeln, während er tatsächlich und wohl mit Fleiß ausgeführt hatte, daß er Rußland zu einem „Verfassungsstaat" im Sinne des russischen Staatsrechts (s. z. B. Korkunow) ausbauen wolle. Danach ist aber Rußland im Gegensatz zu den orientalischen Despotien schon vor dem 17. (30.) Oktober ein Verfassungsstaat gewesen. Das große Publikum im Auslande kann solche Unterschiede natürlich nicht wissen und den Redakteuren selbst großer Blätter kann es nicht zugemutet werden, wenn ihnen solche Feinheiten beim Eingang der Depeschen nicht immer vorschweben. Das zweite Mal, wo die offizielle Telegraphen-Agentur sehr erheblich zur Verschleierung des Tatbestandes beigetragen hat, war

---

[1]) Es wäre zweifellos ein Verdienst des Reichstags, wollte er sich einmal eingehend um die Verträge der Wolffschen mit der St. Petersburger Agentur kümmern, wenn wieder einmal ein Reichszuschuß für Wolff beantragt wird.

gelegentlich der Auflösung der zweiten Duma und Veröffentlichung des neuen Wahlgesetzes. Es war natürlich, daß die Auflösung der zweiten Duma im Auslande einen guten Eindruck machen mußte, nachdem sie sich als völlig unfähig zur Arbeit erwiesen hatte. Die Auflösung an sich war ein Zeichen des Vorhandenseins einer starken Regierungsgewalt. Nicht so stand es bezüglich der Einführung eines neuen Wahlgesetzes, das nicht gleichzeitig eine Entwicklung auf das allgemeine Wahlrecht mit direkter Stimmabgabe hin bedeutete. Das neue Wahlgesetz ist tatsächlich die Rückkehr zu den Prinzipien, die vor dem 17. (30.) Oktober 1905 maßgebend waren. Ich habe das an anderer Stelle näher auseinander gesetzt. Nun machte die Agentur folgendes: sie telegraphierte die Auflösung der Duma, die ihr in der Nacht zu Sonntag bereits bekannt war, erst so spät, daß sie frühestens in den Abendblättern von Montag stehen konnte. Dann folgte eine Einleitung zum neuen Wahlgesetz, die behauptet, den intelligenten Klassen werde ein Vorzug gegenüber den nicht intelligenten eingeräumt. Davon ist im Wahlgesetz aber keine Rede. Denn tatsächlich werden nicht die Intelligenten, sondern die besitzenden Klassen ohne Rücksicht auf ihren Bildungsgrad bevorzugt. Niemand im Auslande, der nicht über die Vorgänge am hiesigen Hofe unterrichtet war, konnte aus dieser Einleitung entnehmen, wie außerordentlich groß der Sieg der Reaktion tatsächlich war und welche überaus traurigen Folgen das Gesetz für Rußland haben kann. Das praktische Ergebnis dieser Berichterstattung ergab sich für die Regierung daraus, daß im Auslande ein für Rußland günstiger Eindruck geschaffen war, der jeder Begründung entbehrt. Dieser gute Eindruck war später kaum noch zu erschüttern. Das ausländische Publikum fühlte sich einer Sorge enthoben, und nur wenige nahmen sich noch am Dienstag die Mühe, das später telegraphierte Gesetz eingehend durchzusehen.

Wenn ich recht unterrichtet bin, waren es ausschließlich freisinnige Blätter, die in der Lage waren, für ihren Leserkreis die Machenschaften der offiziellen Agentur schnell aufzudecken.

Neben dem politischen Dienst besorgt die Agentur auch den wirtschaftlichen Nachrichtendienst als Beauftragte des Finanzministeriums. Wie unzuverlässig auch dieser gehandhabt wird, zeigen ganz besonders deutlich die durch die Agentur verbreiteten Berichte über die Ernteaussichten in Rußland. Danach waren „einige" Wintersaaten ausgegangen, doch waren die Landwirte in den meisten Gegenden in die Lage versetzt, ihre Äcker umzupflügen und Sommergetreide zu säen. Für Kijew und Bessarabien wurde dann noch zugegeben, daß die Großgrundbesitzer

schwer betroffen seien, weil sie, fast ausschließlich auf Winterweizen eingerichtet, ihre Felder nicht mehr umarbeiten könnten. Den Bauern aber geht es gut! Und nun? Das Nachrichtenbureau des Ministeriums des Innern*) veröffentlichte gestern eine Instruktion seines Ministers, aus der hervorgeht, daß Rußland dieses Jahr nicht nur eine Hungersnot, sondern eine solche zu überstehen haben wird, wie sie schon lange nicht mehr gekannt ward. Nicht weniger als siebzehn Gouvernements werden als der Staatshilfe bedürftig anerkannt! Das auffällige an der diesjährigen Hungersnot aber ist, daß nicht nur das Schwarzerdegebiet getroffen ist, sondern auch Gouvernements des Waldgebiets, wie Nowgorod, Pskow, Kaluga, also Produzenten von Roggen.

Aus diesen Proben ist zu erkennen, wie wenig zuverlässig der offiziöse Nachrichtendienst aus Rußland ist und wie wenig sich die deutsche Presse darauf verlassen sollte, wie sehr es also im Interesse des deutschen Publikums läge, eine auf eigenen Füßen stehende Berichterstattung zu haben.

Doch auch im Innern hat die russische Regierung sich im Zeitraum von nicht ganz einem Jahr eine organisierte Presse geschaffen, die sehr wohl in der Lage ist, der revolutionären ein Paroli zu bieten, die aber auch den Neid eines jeden sozialistischen Zukunfsstaatlers erregen könnte.

An der Spitze dieser Presse steht „Rossija“. Die wichtigste Aufgabe des Blattes ist, die Kadetten zu diskreditieren. Es setzt bezüglich seiner verleumderischen Tätigkeit die Tradition der alten „Rossija“ fort, einem Blatt ähnlich der „Russj“, in dem vor etwa sechs Jahren Amphiteatroff seinen berühmt gewordenen Roman veröffentlichte, der ein Pamphlet gegen die kaiserliche Familie darstellte. Alle Artikel des Blattes werden von den halbamtlichen Gouvernementsblättern aufgenommen und auf diese Weise mindestens sechzig bis siebzig Mal in ganz Rußland nachgedruckt, was etwa einem Leserkreis von 150 000 Menschen gleichkommt. Diese halbamtliche Provinzpresse, die man vielleicht mit den in Deutschland bekannten Kreisblättchen vergleichen könnte, kosten der Regierung, abgesehen von der „Rossija“ selbst, fast gar keine materiellen Aufwendungen. In einzelnen Gegenden werfen sie sogar noch Überschüsse ab, die den Gouverneuren einen keiner Abrechnung unterliegenden „Druckereifonds“ schaffen, der etwa den Wert der sogenannten „schwarzen Fonds“ hat, wie ihn sich zu meiner Dienstzeit die Batteriechefs gern anlegten. Der Unterschied zwischen jenen und diesen besteht wohl nur

*) Es zeichnet O. B. (освѣдомительный бюро).

darin, daß die Batteriechefs Mannschaften und Pferde davon besser ernährten, während die Gouverneure Extraausgaben der politischen Polizei durch ihn decken. Aber das wichtigste an der neuen Provinzpresse ist im Gegensatz zu früher: sie wird gelesen! Nicht nur die Dienststellen, die sie gratis erhalten, auch die übrige Bevölkerung liest die offiziellen Organe! Warum? was bieten sie? Sie bieten Klatsch — persönlichen Klatsch über alle der Regierung unbequemen Menschen in der Provinz, die irgendwie politisch hervorgetreten sind. Darum und nur darum werden sie gelesen! Um so mehr, weil die der Regierung feindlichen Blätter über ihre politischen Gegner keinen „Klatsch“ mehr bringen dürfen. Das Unternehmen der Regierung, das sich auf einen so niedrigen Instinkt stützt, ist somit für geraume Zeit glänzend sicher gestellt und verspricht, nicht ohne tiefe Wirkung auf die russische Gesellschaft zu bleiben. Man sieht, die Regierung hat von den Revolutionären gelernt. Sie hat sich nicht nur Tolstojs Rat, man solle gegen vorhandene Übel nicht kämpfen, sondern sie ausnutzen, zu eigen gemacht, sondern sie befolgt die niedrige Taktik der Verleumdung, die bisher nur in erster Linie ein Monopol der Sozialdemokraten war. . . . Die Redakteure der gekennzeichneten Provinzblätter sind meist Beamte der Gouvernementskanzlei, die für ihre Mühewaltungen entweder gar keine oder nur sehr geringe Honorare beziehen.

Neben diesen Blättern hat die Regierung auch Einfluß auf die bekannten politischen, die konsequent bestimmte Ziele verfolgen.

Wie zu erwarten stand, ist das bedeutendste von ihnen „Nowoje Wremja“ geblieben. Dies Blatt ist mit vielem Geschick für die Politik Alexanders des Dritten, des Grafen Witte, für die Konstitution und für Herrn von Schwanebach eingetreten und ist nun auf dem besten Wege, für die Aufhebung des Oktober-Manifestes zu sammeln. Ganz fest steht diese neueste Entwicklungs-Richtung noch nicht, weil man noch nicht gewiß ist, welche Richtung am Hofe siegen wird. Ähnlich steht es mit der auswärtigen Politik. Gegenwärtig scheint sogar das Unmögliche möglich zu werden: das Blatt schwärmt für Deutschland und tritt die Franzosen mit Füßen, für die es an zwanzig Jahre hindurch in Liebe erglüht war. Wir Deutsche sollten uns des Stimmungswechsels nicht weiter als eines Erfolges freuen, Timeo Danaos, et dona ferentes! Er bedeutet, daß wir über den Kamm geschoren werden sollen. Wenn nämlich das Blatt in irgend einer Beziehung zuverlässig ist, dann ist es in seinem Haß gegen das Deutschtum. Neben dem Herausgeber des Blattes, Herrn Ssuworin, sind gegenwärtig zwei Mitglieder seiner

Redaktion von besonderem Interesse: A. Stolypin für das Innere und A. Pilenko für die auswärtige Politik.

Stolypin ist ein Bruder des Ministerpräsidenten. Das sagt eigentlich alles. Aber er hat auch seine Geschichte. Als im Jahre 1902 Plehwe den Einfluß des Fürsten Uchtomski vom Hofe zu beseitigen strebte — der Fürst hatte wie erinnerlich den Zaren auf seiner als Thronfolger unternommenen Orientreise begleitet und war dessen Freund geworden, — war es notwendig, ihm die Pacht der dem Staat gehörigen „Petersburgskija Wjedomosti“ zu entziehen. Stolypin war damals Mitarbeiter Uchtomskis und wurde dessen Nachfolger. Das Blatt wurde fortab im Sinne Plehwes geleitet. — Herr Pilenko ist von Haus aus Jurist und Privatdozent an der Petersburger Universität. Er gilt mit Hansmann von der „Rjetsch“ als der hervorragendste Journalist in Petersburg. Seine Berichte über die Sitzungen der Duma sind zweifellos Leistungen, denen man nicht so leicht zum zweitenmal begegnet. Man muß sie unbedingt als objektiv bezeichnen. Aber durch seine sämtlichen Artikel über auswärtige Politik geht ein Haß gegen Deutschland, wie man ihn wohl nur noch bei dem Londoner Korrespondenten des Blattes finden kann. Herr P. ist etwa 35 Jahre alt, hat gute Beziehungen, spielt im Taurischen Garten mit Diplomaten Tennis und ist ungemein fleißig.

Die auswärtige gegenwärtig zu Deutschland neigende Politik der Regierung wird noch unterstützt durch Moskwskija Wjedomosti und Kijewljanin, sowie auch durch die Wochenschrift Okrajny Rossij. Wenigstens gilt das von ihrem offiziellen Teil. In dem Korrespondenzteil blüht die Hetze gegen Deutschland und das Deutschtum ebenso munter weiter wie früher. So hat sich kürzlich Zubuschka-Menschikow den Nachweis geleistet, daß an den Niederlagen der Russen eigentlich die Beamten und Offiziere deutschen Ursprungs schuld seien, denen man im russischen Staatsdienst zu große Vorteile (!) gewähre.

Zu dieser Klasse der Regierung gefügiger Blätter muß auch ein in deutscher Sprache erscheinendes gerechnet werden, der „Herold“. Ursprünglich von den Reichsdeutschen gegründet, ging das Blatt bald nach dem Fortgange des Generals von Werder als deutschen Botschafters in die Hände der russischen Regierung über. Ein Journalist mit giftiger Feder wurde Leiter des Blattes, nachdem er wegen grober Verleumdung angesehener rigenser Bürger zu einer empfindlichen Freiheits-Strafe verurteilt worden war. An diese häßliche Geschichte hat der Leiter des Blattes kürzlich bezeichnenderweise selbst erinnert; vermutlich um der russischen Regierung ins Gedächtnis zu rufen, welche hohen Verdienste

er um die Russifizierung der Ostseeprovinzen hat. Wer sich für die Angelegenheit näher interessiert, lese im zweiten Bande der Memoiren des Justizministers Murawjew auf Seite 183 nach, wo sich dieser mit Abscheu über den Helfershelfer seines eigenen Vorgängers Manassein ausspricht. — Leider nimmt das Blatt unter dem Deutschtum stetig an Einfluß zu. Der Gründe dafür sind mancherlei. Zunächst muß man ihm zugestehen, daß es bei den geringen ihm zu Gebote stehenden Hilfsmitteln, die ihm einen eignen Nachrichtendienst nicht erlauben, gut geleitet ist. Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht ein glänzend geschriebener Leitartikel darin steht, der das behandelte Thema auf den Kopf zu treffen scheint. Hin und wieder kommt auch eine grenzenlose Rüpelei gegen irgend ein geachtetes Blatt, wie z. B. gegen die Kölnische Zeitung kürzlich, die wegen Veröffentlichung geheimer Verhandlungen kurzer Hand der Vorwärts-Manieren bezichtigt wird, — oder gegen in der Öffentlichkeit stehende Personen. Wie es dabei um die Gesinnung der Leitung des Blattes bestellt ist, kennzeichnet sich dadurch, daß sie sich nicht scheut, selbst von ihnen auch geachteten Personen die Ehre abzuschneiden, wenn es nur irgend ein Minister fordert.

Der zweite Grund für das steigende Ansehen des Blattes ist das Entgegenkommen, mit dem es neuerdings durch die Deutsche Botschaft behandelt wird.

Ein dritter Grund schließlich, warum das Blatt einen immer weiteren Leserkreis findet, ist der Mangel einer politisch gehaltvollen Konkurrenz.

Die „St. Petersburger Zeitung“ verliert leider immer mehr den Charakter eines politischen Blattes und verwandelt sich zu einem nicht immer geschickt geleiteten Lokalanzeiger. Noch stehn hin und wieder gute Artikel in diesem Blatte, wie z. B. der zum neuen Wahlgesetz und der über die Landordnung. Aber man hat als aufmerksamer Beobachter mehr und mehr den Eindruck, als sei der bessere Teil der Redaktion nicht der stärkere. Auch machen sich scheinbar Einflüsse geltend, die sehr lebhaft an die Einmischung der Geschäftsleitung in die Redaktion erinnern. Um das angesehene Blatt wäre es schade, und für die Erhaltung des Deutschtums in Petersburg und im Reiche wäre das politische Eingehen der St. Petersburger Ztg. ein schwer ersetzbarer Verlust. Farbe bekennen und daran festhalten! auch das ist Lebensmut und Lebensweisheit! — Dennoch verdient das alte Blatt nach wie vor die Beachtung der reichsdeutschen Presse wegen seiner ausgezeichneten Übersichten über die russische Presse, wie auch wegen der guten Korrespondenzen aus dem

Reich und aus Finnland. Dieser Teil macht das Blatt tatsächlich zu einer wertvollen Korrespondenz, die die deutsche Presse schon wegen der Billigkeit des gebotenen Materials besser ausbeuten sollte, als es bisher geschieht. Andere Organe, einschließlich des Herold, wie die „Petersburger politische Korrespondenz“ von Herrn Polly=Polatschek und die in Berlin von den Kadetten herausgegebene „Russische Korrespondenz“ können sich bezüglich des angegebenen Teils mit der St. Petersburger Ztg. auch nicht annähernd messen.

Je trauriger das politische Gesicht der deutschen Presse in der Hauptstadt ist, um so angenehmer berührt es, das Erwachen in der deutschen Provinzpresse feststellen zu können.

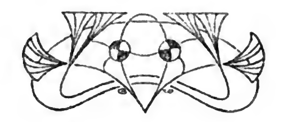
Die bitteren Erfahrungen der letzten Jahre haben manchen aus seinem Schlendrian und manches Blatt zu neuem Leben erweckt. Seit dem Mai ist in der baltischen Presse auch ein Kadettenblatt vertreten, die in Reval erscheinende Wochenschrift „Estnische Zeitung“. Der hauptsächlichste deutsche Vertreter ist ein Baron Stakelberg, früherer Beamter der Ritterschaft. Im übrigen sind als Mitarbeiter meist Petersburger Kadetten genannt. Leider scheint das Blatt aber nicht den richtigen Ton zu treffen, mit dem auf die deutsche Gesellschaft im Baltikum gewirkt werden könnte. Das ist darum schade, weil den Balten in erster Linie eine genaue Kenntnis der russischen politischen Kreise abgeht, die ihnen, wenn es taktvoller geschähe, durch das neue Blatt sehr wohl zugeführt werden könnte.

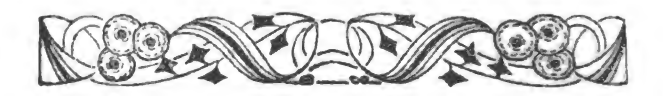
In der oppositionellen Presse von links ist eigentlich nichts vor sich gegangen, was der Notierung bedürfte und was wir nicht schon in früheren Berichten vermerkt hätten. Nur allgemein muß darauf hingewiesen werden, daß sich in der Opposition ein ganz bedeutender Geldmangel bemerkbar macht, den die Regierung noch dadurch steigert, daß sie bei den geringsten Preßvergehen hohe Geldstrafen verfügt. So wurden in der Woche vom 16. bis 23. Juni in Moskau nicht weniger als 20000 Rubel Strafgelder erhoben, — die Gefängnisstrafen und damit verbundene Kosten gar nicht zu rechnen! In Poltawa hat das rücksichtslose Vorgehen der Regierung sogar dazu geführt, daß die Zeitungsverleger mit den Zensoren Verträge abgeschlossen haben, nach denen sie sich verpflichten, den Inhalt der Zeitung gemeinsam so herzustellen, daß die Behörde keinen Anstoß daran nehmen kann! Man sieht, — das Leben schafft sich seine Gesetze selber. In Moskau sind es wieder die Setzer und Drucker, die den Verlegern und Herausgebern das Leben erschweren. Nachdem die genannten Arbeiter mit Hilfe der Liberalen Interessenver-

bände geschaffen haben, bedienen sie sich ihrer in erster Linie gegen die Liberalen, weil sie sonst kein anderes Objekt zur Erprobung ihrer Kraft zur Verfügung haben.

Im großen und ganzen betrachtet ist also das von der russischen Presse entworfene Bild nicht sehr erfreulich. Aber dennoch muß es beachtet werden, vom Auslande mit derselben Genauigkeit, wie von der russischen Gesellschaft. Der Schleier, den die russische Regierung über das Land breitet, wird dichter und dichter, und die Beurteilung der Lage sowie der Entwicklung des Landes wird mehr und mehr erschwert. Die russische Gesellschaft befindet sich gegenwärtig in ähnlicher Lage, wie die deutsche seiner Zeit, als Herr August Scherl sein berüchtigtes Lotteriesystem mit Hilfe der preußischen Regierung schaffen wollte. Nur hatte das deutsche Volk damals eine unerschrockene Presse, und diese wieder konnte sich unter dem Schutz verfassungsmäßiger Zustände gegen die drohende Gefahr wenden. In Rußland aber ist die Presse, wie gezeigt wurde, geknebelt. Überdies ist das Niveau des Publikums so niedrig, daß die Regierungspresse in der Provinz einen großen politischen Einfluß ausüben kann, der der fortschrittlichen Bewegung weit gefährlicher ist, als Gefängnisstrafen und Verbannung.

Des Auslandes Interessen sind zum Teil materieller, teilweise politischer Art. Die materiellen lassen sich leicht durch die eigenen privaten Organe schützen, die jedem Kaufmann und Industriellen zur Verfügung stehen. Nicht so die politischen. Unter dem Schleier der offiziösen Presse, die keine politischen selbständigen Anschauungen aufkommen läßt, kann sich eine Umformung der politischen Gesinnung bei der Gesellschaft vollziehen, die einmal in einem kritischen Augenblick sehr überraschend als Faktor dort in die Politik einspringen kann, wo wir sie nicht erwartet haben. — Darum möchte ich auch diesmal meine Übersicht nicht abschließen, ohne an die deutsche Presse die Mahnung gerichtet zu haben, sie solle sich in Rußland deutsche Korrespondenten halten, und vor allen Dingen aufhören, die offizielle Berichterstattung so kritiklos hinzunehmen, wie es bisher geschieht.





Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

20. Juli 1907.

Ein Monat der Aufregung liegt hinter uns. Unruhen in Südfrankreich und in Portugal, Unruhen in Indien, nationalistische Lärmszenen in Wien und Pest, im fernen Osten der falsche Lärm von einem bevorstehenden japanisch-amerikanischen, neuerdings die gleich falschen Gerüchte von einem ebenfalls bevorstehenden russisch-chinesischen Kriege, die Abdankung des Kaisers von Korea, endlich die fortdauernden Räubereien und Morde in Rußland, das gibt in seiner Summe — auch wenn man von all den großen und kleinen Aufregungen absieht, die unsere heimischen Angelegenheiten mit sich brachten —, gewiß ein buntes und nicht erfreuliches Bild. Dennoch möchten wir die hinter uns liegenden 4 Wochen nicht schelten. Sie haben, sobald man genauer zuschaut, beruhigend gewirkt. Namentlich läßt sich mit großer Bestimmtheit sagen, daß die elektrische Spannung, die über dem politischen Europa sich zu entladen drohte, sehr erheblich nachgelassen hat. Von dem sogenannten Mittelmeerbunde ist kaum noch die Rede. In politisch orientierten Kreisen ist man nicht geneigt, ihm eine wirkliche Bedeutung beizumessen, auch von der „Einkreisung" Deutschlands redet man nur noch in gewissen chauvinistischen englischen Preßorganen, die seit Jahren am Werk sind, uns mit den spitzen Federn ihrer Redakteure umzubringen. Man liest sie nicht mehr und betrachtet ihr Treiben als eine Form politischer Geisteskrankheit, die unheilbar ist. Dagegen hat der Besuch englischer Journalisten in Deutschland, dessen Bedeutung wir keineswegs geneigt waren, sehr hoch anzuschlagen, doch erfreuliche Nachwirkungen gehabt. Es sind Töne aufrichtiger Anerkennung, die noch immer zu uns herüberklingen, und das Bewußtsein, daß nicht gegenseitige Anfeindung, sondern der ehrliche Versuch, einander zu verstehen, im Interesse beider Nationen liegt, gewinnt immer mehr an Boden. In dem gleichen Sinn hat der Gegenbesuch, den der Lord Mayor von London der Stadt Berlin machte, gewirkt, und das will vielleicht mehr sagen, als die freundschaftlichen Artikel der englischen Zeitungen. Der Lord Mayor kann so recht als der Vertreter der City, des Zentrums der englischen Handelsinteressen, gelten, die noch allezeit die englische Politik so weit bestimmt haben, daß sie sich gegen den Protest der City nicht in weiter ausschauende Unternehmungen einlassen darf. Die Einladung Kaiser Wilhelms durch König Eduard mag damit in Zusammenhang stehen; jedenfalls ist es nicht bedeutungslos, wenn beide Monarchen einander begegnen, zumal sich vorhersehen läßt, daß dem Besuch des Kaisers wohl ein Besuch

des Königs vorhergehen wird. Ganz ebenso hat sich der Ton des Preßverkehrs zwischen Deutschland und Frankreich nicht unwesentlich gebessert. Über die marokkanischen Angelegenheiten kann gesprochen werden, ohne daß hüben und drüben gleich die Köpfe rot werden, und Minister Pichon hat neulich sogar in der Kammer die Erklärung abgegeben, daß in Tanger die deutsch-französischen Interessen in kulantester Weise erledigt werden. Dazu kam dann der Besuch Herrn Etiennes in Kiel, wo er die Ehre hatte, vom Kaiser und Kanzler empfangen zu werden. Nun hat man zwar später emphatisch behauptet, daß weder Herr Clemenceau noch Herr Pichon etwas von dieser Sache gewußt hätten, und daß sie sogar über den Kopf des Botschafters Herrn Jules Cambon stattgefunden habe. Aber es ist kaum möglich, daran zu glauben. Herr Etienne nimmt als ehemaliger Minister — der jeden Tag wieder Minister werden kann — und als Vizepräsident der Kammer eine viel zu verantwortliche Stellung ein, als daß das denkbar wäre; unter allen Umständen ist das Gespräch von Kaiser und Kanzler mit ihm unmöglich als ein gleichgültiges Ereignis zu bezeichnen. Weiß man auch nicht, welches der sachliche Inhalt dieser Gespräche war, so steht doch fest, daß sie freundlich und daß sie nicht mißverständlich waren. Herr Etienne wird ganz bestimmt darüber in Paris referiert haben und dort kann es nur nützlich sein, wenn die leitenden Staatsmänner genau wissen, wie Kaiser Wilhelm und wie Fürst Bülow über die deutsch-französischen Beziehungen denken. Wir haben unserer Ansicht über diese Frage oft Ausdruck gegeben. Das Wesentliche ist, die irrige Vorstellung nicht aufkommen zu lassen, daß Deutschland sich in einer politischen Notlage befinde, die es nötigt, jedes herablassend freundschaftliche Wort, das von drüben her zu uns herüberklingt, als ein hocherfreuliches Ereignis zu betrachten, das durch einen Rückzug auf dem Gebiet strittiger deutsch-französischer Interessen zu bezahlen sei. Davon kann keine Rede sein. Wir sind vielmehr der Überzeugung, daß es keine Macht in Europa gibt, die mit im wesentlichen so gesunden politischen und nationalen Verhältnissen rechnen kann, wie wir und daß keine sich in gleich unbehindertem Gebrauch ihrer Kräfte befindet. Auch ist die allgemeine Weltlage uns günstiger als jedem anderen Staate. Wer sich uns politisch nähert, gewinnt damit an Stärke und Sicherheit nach innen wie nach außen, und das Fundament, auf dem das Reich ruht, ist nach wie vor das eigene Können. Daß sich damit die Kombination des Dreibundes verbindet, der eben jetzt wieder auf weitere 7 Jahre, nicht erneuert, sondern gleichsam als etwas Selbstverständliches verlängert ist, bedeutet eine sehr wertvolle Stärkung, kann aber keineswegs als eine Lebensfrage des Deutschen Reiches bezeichnet werden. Es wäre eine Verkennung der Wirklichkeit, das Bild anders zu zeichnen, und Verkennung politischer Wirklichkeiten ist immer gefährlich. Wenn daher neuerdings in französischen Zeitungen bei Erwägung der Frage, ob und inwieweit eine deutsch-französische Entente möglich sei, wieder die Frage einer Neutralisierung Elsaß-Lothringens als conditio sine qua non hervorgeholt wird, so ergibt sich daraus nur der Schluß, daß die Autoren jener Zeitungsartikel vor dem

Nebel ihres rhetorischen Patriotismus die Wirklichkeit nicht zu sehen vermögen. Über Elsaß-Lothringen zu reden, ist das unzweckmäßigste, was bei Erwägung deutsch-französischer Beziehungen geschehen kann. Darüber wird bei uns nicht diskutiert, und weil wir zu wissen glauben, daß es keinen klar denkenden Franzosen gibt, der darüber im Zweifel ist, läge es wohl im Interesse der französischen Freunde einer Verständigung mit Deutschland, dieses Kapitel aus dem Programm französischer Zukunftspolitik ein für allemal zu streichen. An gemeinsamen Interessen, politischen und allgemein menschlichen, fehlt es ja zwischen beiden Nationen nicht. Das haben, um ein Beispiel anzuführen, die Verhandlungen auf dem Friedenskongreß im Haag gezeigt. Der deutsche und der französische Vertreter sind in fast allen wesentlichen Fragen Hand in Hand gegangen und es ist beste Aussicht vorhanden, daß dieses Zusammengehen bis zum Schluß der Konferenz währen wird.

Die inneren französischen Verhältnisse sind nach wie vor wenig erfreulich. Zwar ist es dem Ministerium Clemenceau gelungen, trotz der harten Angriffe, denen es von links und rechts ausgesetzt war, sich zu behaupten und am 28. Juni ein Vertrauensvotum von der Kammer zu erhalten. Seit diese dann in die Ferien geschickt wurde, kann die Fortdauer des Ministeriums bis in den November hinein als gesichert gelten. Trotzdem ist die Stimmung im Lande wenig zuversichtlich. Im Verlauf der politischen Revolte — oder sagen wir lieber des politischen Boykotts — in Südfrankreich ist es zu argen Ausschreitungen in den größeren Städten: Narbonne, Montpellier, Perpignan gekommen. Die Truppen haben von ihren Waffen Gebrauch machen müssen, ein Regiment (107. Linienregiment) hat sogar gemeutert und mußte nach Tunis geschafft werden, wo es fern von der aufregenden Atmosphäre der Heimat wieder zu militärischer Disziplin erzogen werden soll. Nun hat allerdings ein Teil der Gemeindevertreter des „Midi“ in Gnaden die frühere Tätigkeit wieder aufgenommen, aber doch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß es nur geschehe, um den engeren Landsleuten die unentbehrlichsten staatlichen Dienste (Trauung usw.) nicht zu versagen. Die Proteste werden im übrigen aufrecht erhalten, und die Regierung hat sich genötigt gesehen, das von dem General André eingeführte System, die Regimenter in den Departements stehen zu lassen, aus denen ihre Rekruten hervorgingen, wieder rückgängig zu machen. So steht Herr Clemenceau noch immer vor außerordentlich schwierigen Aufgaben. Auch der ruchlose Hervéismus, der systematisch darauf ausgeht, die Disziplin der Armee zu untergraben, hat trotz der gerichtlichen Verurteilung einiger der allzulauten Agitatoren nicht nachgelassen. Er ist weder entmutigt noch entwaffnet und findet namentlich in der Arbeiterwelt Sympathien, während sich nicht verkennen läßt, daß die „Bourgeoisie“ durch die vordringenden anarchischen Tendenzen ernstlich besorgt geworden ist. Sogar an dem Nationalfest des 14. Juli hat alles, was mit der Confédération générale du travail in Zusammenhang steht, nicht teilnehmen wollen. Die Zerstörung der Bastille und

die Marseillaise genügen nicht mehr als Symbole ihrer Gesinnung. Sie singen die Carmagnole und die Internationale, und ihr Ideal ist die neue sozialistische kommunistische Revolution. So läßt sich nicht verkennen, daß eine bedenkliche politische Verwilderung vorliegt, und daß wirklich ernste Gefahren dem Staat und der Gesellschaft drohen. Man geht aber gewiß irre, wenn man darin nur eine zufällige, der allerjüngsten Vergangenheit angehörende Erscheinung erblickt. Die Wurzeln liegen weiter zurück. Sie weisen mindestens bis auf die Anfänge des Ministeriums Combes, das in jeder Hinsicht destruktiv gewirkt hat und neben der kirchlichen Organisation auch das Schulwesen Frankreichs, namentlich aber das Volksschulwesen desorganisierte, nebenher aber durch Begünstigung der Arbeiterstreiks, die ohnehin schon schwierigen sozialen Verhältnisse noch weiter verschärfte. Herr Clemenceau ist genötigt gewesen, diese Erbschaft zu übernehmen, und ihre Nachwirkungen kann er nur mit halber Kraft bekämpfen, da er durch seine politische Vergangenheit und durch die Prinzipien, zu denen er sich bekannt, selbst mit einem Fuß im feindlichen Lager steht. Daß die Summe dieser Verhältnisse den französischen Patrioten Sorgen macht, ist wohl verständlich, weniger die Tatsache, daß sich damit in auswärtigen Fragen sehr weitgehende Ansprüche verbinden.

In England hat Campbell-Bannerman am 24. Juni den Antrag auf Beschränkung der Rechte des Oberhauses tatsächlich eingebracht, aber der eigentliche Kampf um diese bedeutsame Frage ist ebenso wie die irische Reformfrage vertagt worden. Die Notwendigkeiten der auswärtigen Politik machen sich lähmend fühlbar. Trotz des weitausgespannten Netzes der Verträge fühlt man sich nicht behaglich. In Südafrika ist zwar nunmehr auch die Oranje-Kolonie zu voller Autonomie geführt und mit der Repatriierung der chinesischen Kulis, die an den Bergwerken des Transvaal beschäftigt wurden, begonnen worden, aber eine schwere wirtschaftliche Depression drückt auf ganz Südafrika — immer noch als Folge der furchtbaren Erschütterung, die der Burenkrieg brachte. Als Heilmittel hat man den Gedanken einer südafrikanischen Föderation aufgenommen, und Lord Selborne hat ihn lebhaft befürwortet. Aber auch daran hängen unbequeme Zukunftsprobleme. Man sagt sich, daß, wie einmal die nationalen Verhältnisse liegen, die Leitung der Föderation in die Hände des holländischen Elementes fallen mußte und das ist, trotz aller Begeisterung, die dem General Botha entgegengetragen wurde, doch eine beunruhigende Wahrscheinlichkeit. Die englische Auswanderung bevorzugt Südafrika nicht. Abgesehen von der fluktuierenden Bevölkerung englischen Geblüts in den Minendistrikten kommen verhältnismäßig wenige Engländer hin. Australien und namentlich Canada werden vorzugsweise aufgesucht und auch in die Vereinigten Staaten von Nordamerika geht alljährlich noch ein nicht unbedeutender Strom von Auswanderern.

Was aber Australien betrifft, so hat dort und korrespondierend auch in England der japanisch-amerikanische Konflikt lebhafte Sorgen gebracht. Die Rassenfrage, von der wir schon vor einem Monat zu reden Veranlassung hatten,

ist dort ebenso lebendig wie an den östlichen Gestaden des Stillen Ozeans. In diesen auf dem allgemeinen Stimmrecht weitester Observanz aufgebauten Gemeinschaften ist das Verlangen nach einer Einwanderung, die aus homogenen Elementen besteht, gewiß berechtigt. Die Befürchtung geht nun dahin, daß, wenn in den Vereinigten Staaten das Prinzip durchbrochen wird, auch die englischen Kolonien sich der Forderung der Japaner auf völlige Gleichberechtigung nicht werden entziehen können, und das würde allerdings eine ungeheure Wandlung aller wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse bedeuten. Namentlich Neuseeland mit seiner dünn gesäten weißen Bevölkerung könnte über Nacht depossediert werden. Es ist daher wohl verständlich, daß das offizielle Organ der jetzigen liberalen Regierung, die Westminster Gazette, erklärt hat, England müsse diese Einwanderungsfrage wie eine eigene Angelegenheit betrachten, d. h. doch, daß es für Amerika entschieden Partei ergreift. Nun sind aber bekanntlich England und Japan durch ein sehr weitgehendes Bündnis verbunden, und daraus läßt sich wohl der Schluß ziehen, daß England neben der materiellen auch die moralische Macht hat, die Zuspitzung eines Gegensatzes zu verhindern, der ihm die allerbedenklichsten Verlegenheiten bereiten würde. Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß diese durch die Geschichte der englisch-amerikanischen Beziehungen gebotene Stellung des englischen Ministeriums sehr wesentlich dazu beigetragen hat, den ungeheuren Lärm einigermaßen zu beruhigen, der infolge des kalifornischen Schulstreiks und seines Nachspiels in Amerika wie in Japan erhoben worden ist. Es schien soweit gekommen zu sein, daß hüben und drüben der baldige Ausbruch eines Krieges fast als unvermeidlich hingestellt wurde. Aber, wenn es erlaubt ist, ein triviales Gleichnis zu brauchen: wo so laut gebellt wird, wird nicht gebissen. Die offiziellen und verantwortlichen Leiter der japanischen wie der amerikanischen Politik haben keinen Augenblick eine ruhige und versöhnliche Haltung vermissen lassen. Und neuerdings stellt sich gar heraus, daß sogar die mit so absoluter Sicherheit angekündigte Entsendung der amerikanischen Kriegsflotte in den Stillen Ozean vom Präsidenten Roosevelt nicht geplant wird. Es scheint, daß der Marinesekretär Metcalf Politik auf eigene Hand gemacht hat und daß, wenn trotz allem der Plan ursprünglich bestanden haben sollte, er heute jedenfalls ad calendas graecas verschoben ist.

Weniger optimistisch vermögen wir die indischen Verhältnisse zu beurteilen. Ist es auch kein Aufstand, mit dem England dort zu rechnen hat, so scheint es doch eine Mobilisierung der öffentlichen Meinung der Hindus gegen England zu sein, und das kann für die Folgezeit noch weit gefährlicher werden. Auch täuscht man sich darüber nicht in London, aber man steht vor einer elementaren Bewegung, die sich durch Zwangsmaßregeln nicht eindämmen läßt. Hoffte man anfänglich, daß es möglich sein werde, durch Verhaftung und Verschickung der vornehmsten und geschicktesten Führer und durch Zügelung der Presse die großen Massen zur Ruhe zurückzuführen, so sucht man — nachdem jene Hoffnung zu Schanden wurde — nach anderen Mitteln. Die Zeitungen raten, den Indern

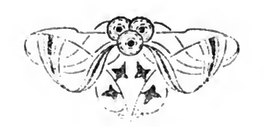
mit geringerem Hochmut zu begegnen, sie mehr, als bisher geschah, an der Verwaltung des Reiches zu beteiligen, und es scheint, daß allerdings die Absicht besteht, nach dieser Richtung hin zu reformieren. Nur ist die Aussicht gering, damit das Ziel zu erreichen. Es ist nicht nur ein tief eingewurzeltes Übel, mit dem gerechnet werden muß, und nur wenig Aussicht, daß sowohl die englisch-indischen Beamten wie die Inder selbst ihren Sinn plötzlich ändern, sondern der neue durch die Erfolge Japans geweckte Geist, aus dem die Swadeshi-Bewegung und die Vorstellung erweckt worden ist, daß die Asiaten sehr wohl im stande seien, nicht nur sich selbst zu regieren, sondern auch durch Aufnahme europäischer Kulturformen und Machtmittel der Minderzahl ihrer weißen Herren mächtig zu werden. Eine in Bombay erscheinende Zeitung „The Patriot“ bringt einen Artikel über die Einführung des obligatorischen Unterrichts in China und knüpft daran die folgenden charakteristischen Betrachtungen: „Es scheint, daß für ganz Asien eine Zeit der Wiedergeburt gekommen ist. In der Tat, die Gebeine im Tal des Todes sind lebendig geworden, und es fehlt nicht an Zeichen, daß wir wirklich auf eine Renaissance hoffen dürfen. Der neue Geist regt sich in Kabul und Teheran, in Peking und in Calcutta, und dieses Erwachen der asiatischen Staaten aus ihrer langen Erstarrung, ihr Vordringen, um den ihnen gebührenden Platz in der Reihe der Völker einzunehmen, das gibt allerdings Anlaß zu freudiger Hoffnung.“ Hoffnung bei den einen, Sorge bei den anderen. Die National Review, die über indische Angelegenheiten vorzüglich bedient wird, sagt: „Wenn heute ein Nachkomme des niederträchtigen Nana Sahib, des Erben der Peishawas, auftreten wollte, um sich morgen dem Lande der Mahratten als Herrscher anzubieten, und ein Plebiscit zwischen ihm und dem Kaiser-König zu entscheiden hätte, würden alle Stimmen dem Peishawa zufallen. Sogar die großen einheimischen Häuptlinge, deren Dynastien durch England vor der Absorbierung durch die Peishawa gerettet wurden, würden wahrscheinlich für ihn stimmen. Freilich würde der neue Herr nicht drei Monate nach Vertreibung der Engländer sich behaupten können, denn Tyrannei und Korruption würden dahin führen, daß alle darauf hinarbeiten würden, uns wieder zurück zu erhalten.“ Und an anderer Stelle heißt es: „Daß der Wunsch, die Engländer aus Indien zu verjagen, in Indien weit verbreitet ist, das ist Tatsache und es mag auch als Tatsache hingenommen werden, daß, wenn einmal die gefügigen Millionen von diesem Haß durchtränkt sein werden, unsere Herrschaft ihr Ende finden wird. Unsere Armee mag stark sein, aber es wird unmöglich sein, hunderte von Millionen in Schach zu halten, sobald sie entschlossen sind, uns los zu werden.“ Der sehr lehrreiche Artikel, auf den wir hier nicht näher eingehen können, mündet in den Satz aus, daß die Lage durchaus gefährlich sei. (The situation is distinctly anxious!) Das ist gewiß richtig, wenn man weit in die Zukunft zu blicken versucht; für die nächsten Jahre kann die Gefahr aber gewiß noch nicht akut werden, auch im schlimmsten Falle nicht mehr als lokal begrenzte Aufstände herbeiführen. Zunächst ist eben alles noch im Werden, aber der „asiatische Gedanke“ gewinnt ohne

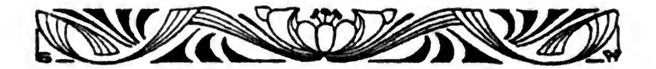
Zweifel an Intensität, und in der englischen Sprache hat Indien ein einigendes Band zu gegenseitiger Verständigung gefunden, wie es niemals vorher bestanden hat. Von Ceylon bis nach Singapore schöpfen die gebildeten Kreise der Inder, seien sie nun Mohammedaner oder Hindus, aus nationalistischen Blättern, die in englischer Sprache herausgegeben werden, ihre politische Nahrung, und diese geistige Speise ist durchtränkt von antienglischer Gesinnung. So fällt die Sprachenfrage, die überall früher jede gemeinsame Aktion ausschloß, als hinderndes Moment fort. Es gibt heute ein Indien.

In Österreich-Ungarn dauern die Kämpfe, welche sich an nationale und sprachliche Gegensätze knüpfen, leider nach wie vor fort. In Ungarn sind es Kroaten und Madjaren, die einander gegenüberstehen, im österreichischen Reichsrat vornehmlich Deutsche und Tschechen, da die anderen 7 Nationen die Tatsache, daß das deutsche die Reichssprache ist, wenn auch nicht alle gleich willig, anerkennen. Die Tschechen aber haben sich die Konzession ertrotzt, im Reichsrat tschechisch zu reden, zu ihrem eigenen Vergnügen, denn daß niemand sonst sie versteht, ist sicher. Aber ihr Ziel geht, wie Herr Kramarz noch jüngst einem Korrespondenten der Temps gegenüber erklärt hat, viel weiter. Was sie erstreben, ist, aus Österreich einen Föderativstaat zu machen, um dann in ihrem „Staat" alle Amönitäten tschechischen Dünkels und tschechischer Intoleranz durchführen zu können. Wovor Gott in Gnaden die habsburgische Monarchie bewahren mag.

In den russischen Angelegenheiten ist keine wesentliche Änderung eingetreten. Die Terroristen haben nicht entwaffnet werden können, und Morde wie „Expropriationen", d. h. Raubanfälle und Diebstähle, sind nach wie vor an der Tagesordnung. Aber im allgemeinen ist die Stimmung der Bevölkerung ruhiger geworden, wenn auch neuerdings wieder Arbeiterausstände und Agrarkrawalle sich mehren. Das Wesentliche ist, daß Kaiser und Ministerpräsident an der Verfassung festhalten, wenn auch das Wittesche Wahlgesetz, dessen schädliche Wirkung kein irgend Vernünftiger mehr bestreiten kann, durch ein anderes ersetzt worden ist. Das war nicht nur das gute Recht, sondern die Pflicht der Regierung und entspricht mutatis mutandis der Entwicklung, die die Verfassungsfrage in Preußen genommen hat. Das Militär zeigt sich überall zuverlässig, wenn auch in zahlreichen Regimentern einzelne Soldaten und Offiziere durch die revolutionäre Strömung, die durch das Land zieht, infiziert worden sind. Schon jetzt beginnt die Wahlagitation. Das neue Wahlsystem läßt zwar das Prinzip des allgemeinen Stimmrechts fortbestehen, hat aber den Kreis derjenigen, die gewählt werden können, wesentlich eingeschränkt, sodaß neben den städtischen Elementen der Großgrundbesitz in der dritten Duma vorwiegen wird. Mit geringerer Sicherheit läßt sich die künftige Parteigruppierung vorhersehen. Der Versuch, einen liberalen Block zu bilden, ist an der Hartnäckigkeit, mit der die Kadetten an ihrem Agrarprogramm festhalten, sowie an persönlichen Gegensätzen gescheitert. Sie werden aller Wahrscheinlichkeit nach dafür bei den Wahlen

büßen und wesentlich geschwächt in der neuen Duma wiederkehren. Dagegen ist die politische Atmosphäre den sogenannten Oktobristen, den gemäßigt Liberalen, günstig, sie werden, wenn nicht alles trügt, den Kern des nächsten russischen Parlaments bilden. Von den ausgesprochen revolutionären Parteien dürften nur wenige Vertreter durchdringen. Doch regt sich ein rechter reaktionärer Flügel, und wenn er zu stark wird, könnte darin eine ernste Gefahr liegen. Denn daran muß festgehalten werden, die Rückkehr zum status quo ante ist unmöglich, und der Versuch, ihn wieder herzustellen, kann nur zu einer neuen, noch blutigeren Revolution führen. Inzwischen arbeitet die Regierung so gut es eben geht an der tatsächlichen Einführung von Reformen. Leider ist das Unterrichtswesen in den schwachen Händen des Ministers Kaufmann, und so sind auf diesem wichtigsten Felde bisher nur halbe Maßnahmen getroffen worden. Groß ist dagegen das Bemühen, einen wirtschaftlichen Aufschwung in Landwirtschaft und Industrie herbeizuführen, und ebenso wird energisch an der Wiederaufrichtung von Armee und Marine gearbeitet. Nebenher geht die rücksichtslose Verfolgung der Terroristen, unter denen stark aufgeräumt wird. Aber bisher sind dieser Hydra immer neue Köpfe gewachsen. Eine Reihe großer Prozesse steht bevor: Der Prozeß gegen die Unterzeichner des Wiborger Aufrufs, der Prozeß gegen Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre der zweiten Duma, die Mordprozesse Herzenstein und Jollos und endlich die Gerichtsverhandlungen gegen die unglücklichen Verteidiger von Port Arthur, speziell gegen die Generale Stössel und Fock, der zahlreichen Prozesse, die wegen Unterschlagung angestrengt wurden, nicht zu gedenken. So stehen Vertreter der alten Ordnung und der Revolution vor den Schranken, hier Diebe oder pflichtvergessene Militärs und Beamte, dort Räuber und Mörder oder fanatische Organisatoren von Raub und Mord. Gewiß kein erhebendes Bild. Wollen wir für Rußland hoffen, daß ein strenges und gerechtes Gericht läuternd wirkt und der Nation die Zuversicht wiedergibt, daß sie ruhigen Gewissens und im Vertrauen auf ihre Führer in Regierung und Volksvertretung in die Zukunft zu blicken vermag.





Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

19. Juli 1907.

Die zweite Hälfte des Juni hat eine wichtige Veränderung in der Zusammensetzung der Reichsregierung und der preußischen Staatsregierung gebracht. Der Kaiser weilte wie alljährlich vor Antritt seiner Nordlandsfahrt in Kiel, um dort den Veranstaltungen der sogenannten „Kieler Woche" beizuwohnen. Hier fand sich der Reichskanzler Fürst Bülow ein, um, bevor der Kaiser nach Norwegen und er selbst nach Norderney ging, dem Monarchen noch einmal persönlich Vortrag zu halten. Eingeweihte erwarteten wichtige Entscheidungen, und wirklich trafen diesmal die Voraussagen ein; mit dankenswerter Schnelligkeit, die den Gerüchten und Kombinationen keinen Spielraum ließ, veröffentlichte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" das Ergebnis der Kieler Besprechungen zwischen Kaiser und Kanzler. Graf Posadowsky, so wurde mitgeteilt, werde in den Ruhestand treten, desgleichen Herr v. Studt, der vielbefehdete preußische Kultusminister. Nachfolger des Grafen Posadowsky werde Herr v. Bethmann-Hollweg, der bisherige preußische Minister des Innern, der nun zugleich das Vizepräsidium des preußischen Staatsministeriums übernehme, während er in seinem Ressort durch Herrn v. Moltke, bisher Oberpräsidenten von Ostpreußen, ersetzt werde. Der neue Kultusminister solle der bisherige Unterstaatssekretär im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Dr. Holle, sein.

In der breiteren Öffentlichkeit verursachten diese Änderungen zunächst eine große Überraschung. Besonders fanden sich Kreise, die an der Fortführung einer gesunden Sozialreform interessiert waren, schwer mit dem Gedanken ab, daß Graf Posadowsky, dessen hervorragende staatsmännische Eigenschaften man besonders auf diesem Gebiete mehr und mehr schätzen gelernt hatte, aus dem Amte scheiden solle. Es konnte nicht fehlen, daß der Rücktritt des verdienten Staatssekretärs zu Ungunsten der Bülowschen Politik gedeutet wurde, als ob nun ein anderer Kurs eingeschlagen werden solle. Daß die dadurch geschaffene Beunruhigung von den grundsätzlichen Gegnern des Fürsten Bülow gehörig ausgenutzt wurde, bedarf kaum der Erwähnung. Auch sonst fand der Ministerwechsel vielfach eine falsche Deutung. Der Grund wurde in persönlichen Zerwürfnissen und allerlei besondern Nebenfragen gesucht, aber gerade damit traf man vollständig an der Wahrheit vorbei. Nur eine unbefangene Würdigung der innerpolitischen Gesamtlage, der sich Fürst Bülow gegenüber befand, gibt den Schlüssel zum Verständnis der Maßregeln, die in dem Ministerwechsel ihren Ausdruck finden sollten.

Es sei hier, auf die Gefahr hin, schon oft Gesagtes zu wiederholen, noch einmal zusammengefaßt, was als Kennzeichen der politischen Lage angesehen

werden kann. Zuvor sei daran erinnert, daß Parteiunterschiede auf verschiedene Arten entstehen und erhalten werden können, einmal durch die Verschiedenheit der Ziele, sodann durch die Verschiedenheit der Grundanschauungen und Methoden der politischen Entwicklung. Das letztere ist das normale und dauernde Motiv der Parteibildung. Die geschichtliche Entstehung unsrer deutschen Parteien aber hat sich auf die erstere Art vollzogen. Unsre ursprünglichen Parteiprogramme erstrebten ganz verschiedene Staatsformen. Auch heute noch ist das konservative Staatsideal teilweise ein anderes, als das liberale. Aber die Wirklichkeit ist in gewissem Sinne über beide hinaus- und hinweggegangen. Die Gründung und Entwicklung des Deutschen Reichs mit seiner politischen Machtstellung hat die gesamte Nation ohne Unterschied ihrer besonderen Staatsideale zur praktischen Mitarbeit an der Lösung neuer Machtfragen aufgerufen und verpflichtet, — Machtfragen, die in die alte Parteischablone durchaus nicht hineinpassen. Die alten Parteiziele sind zum großen Teil verwirklicht, zu einem Teil auch bereits wieder zum alten Eisen geworfen, jedenfalls ist der Streit über die Staatsformen im wesentlichen ausgetragen und beendet. Die wirtschaftliche und — im Zusammenhang damit — die soziale Entwicklung hat den Staatsmännern von heute eine ganze Reihe von neuen Fragen gestellt, auf die die alten Parteiprogramme zum teil gleichfalls keine Antwort wissen. Es bleibt immer noch der alte Unterschied zwischen konservativer und liberaler Anschauungsweise in den verschiedensten Fragen, ein Unterschied, der sich vielfach vor allem auf den Weg und die Methode, hier und da natürlich auch auf einzelne Ziele erstreckt, der aber doch gerade in den wichtigsten Hauptfragen der Zeit vor dem gemeinsamen Ziel verschwindet.

Das hat Fürst Bülow deutlich erkannt und darauf den Versuch gegründet, den Übergang zu einer neuen, gesunden innerpolitischen Entwicklung zu schaffen, einer Parteientwicklung auf nationaler Grundlage. Er hatte sich in der ersten Periode seiner Amtsführung vor eine Anzahl von Aufgaben gestellt gesehen, die ihm durch die Zeitumstände, nicht durch eigne Wahl übertragen worden waren. Er mußte diese scheinbar undankbaren und doch wichtigen und bedeutungsvollen Aufgaben lösen, ohne das Gewicht eines großen Namens, die Erfahrungen eines bereits vorher bewährten Staatsmanns oder das Vertrauen, das frühere Taten zu erzeugen vermögen, in die Wagschale werfen zu können. Erst nach Lösung dieser Aufgaben konnte er daran denken, seinem eigenen staatsmännischen Wesen gemäß die politischen Bestrebungen des deutschen Volks im Sinne seines kaiserlichen Herrn zu leiten und praktisch wirksam zu machen. Fürst Bülow mußte sich also vorläufig der Mittel bedienen, die ihm das deutsche Volk in den Wahlen selbst an die Hand gegeben hatte, d. h. er mußte die parlamentarische Mehrheit nehmen, wie er sie fand. Mit andern Worten: er mußte mit dem Zentrum regieren, das nun einmal die stärkste Partei im Reichstage war und damals noch Klugheit genug bewies, sich diese Stellung dadurch zu erhalten, daß es sich den nationalen Aufgaben nicht versagte, wenn es auch stets seinen Preis für die Zustimmung zu stellen wußte.

Natürlich war sich Fürst Bülow über die Gefahren und Bedenken dieser Politik vollständig klar, wenn er sich auch einstweilen blind und taub dagegen stellen mußte. Er war aber gezwungen, gewisse Aufgaben ans Ziel zu bringen, gleichviel durch welche Mittel. Er mußte es in den Kauf nehmen, daß er als grundsatzloser politischer Geschäftemacher dastand, der sich aalglatt zwischen allen Schwierigkeiten hindurchwand und sie, mit einem verbindlichen Lächeln auf den Lippen, nicht zu sehen schien, der die gefurchten Stirnen besorgter Patrioten mit schönen und doch im Grunde nicht viel sagenden Worten zu glätten suchte, der politisch von der Hand in den Mund lebte und Erfolge suchte, die doch nur an der Oberfläche blieben. Fürst Bülow fühlte sehr wohl, daß seine zentrumsfreundliche Politik es den besten nationalgesinnten Kreisen schwer machte, ihm zu folgen und ihm volles Vertrauen zu schenken, daß er der stärksten Verkennung ausgesetzt war und daß für Grundsatz und Überzeugung gehalten wurde, was nur Taktik war. Aber er wußte auch, daß es für ihn keinen anderen Weg gab, um die ersten Erfolge zu erreichen, die für ihn als praktischen Staatsmann die unerläßliche Grundlage seines weiteren Wirkens bilden sollten.

Vollends unmöglich war es für den Fürsten Bülow, schlechtweg liberal zu regieren. Von einer konservativen Grundlage und Grundrichtung konnte weder in der Reichspolitik noch in der preußischen Staatspolitik abgewichen werden. Aus mancherlei historischen und praktischen Gründen konnte das nicht sein. Namentlich in Preußen hatten die geschichtlichen Überlieferungen die Staatsgewalt so stark gemacht, daß der Liberalismus in seinen Kinderjahren, um sich nur überhaupt durchzusetzen, den Individualismus so stark betonen mußte, daß das Staatsgefühl darüber zu kurz kam. Die nationalgesinnten und zugleich praktisch gerichteten Elemente des Liberalismus fanden zwar in der großen Zeit der nationalen Einigung den Weg zu der Würdigung einer stärkeren Staatsgewalt zurück; der Liberalismus der Nationalliberalen bestand fortan mehr in dem Fernhalten reaktionärer Momente und in der Bekämpfung der Reste feudaler Anschauungen, nachdem ihre nationalen Wünsche in der Hauptsache erfüllt waren. Das gab der Partei ein beinahe konservatives Gepräge, und viele Nationalliberale hätten sich wahrscheinlich gern als Konservative bekannt, wenn nicht gewisse Eigentümlichkeiten des deutschen und besonders des preußischen Parteikonservatismus und eine natürliche Abneigung des vorwärtsstrebenden Bürgertums gegen das konservative Prinzip sie zurückgescheucht hätten. Aber das Bestreben, die Mächte der Neuzeit gegen die Reste des Feudalismus zur Geltung zu bringen, führte diesen Bruchteil der Liberalen zunächst dem Kapitalismus in die Arme und entfrembete ihn in einem kritischen Augenblick den neuen, mächtig drängenden sozialpolitischen Aufgaben der Zeit. Hier erwies sich wiederum die konservative Partei als der bequemere und verständnisvollere Bundesgenosse der Staatsgewalt. Der nationale Liberalismus verlor auf längere Zeit die selbständige und entscheidende Bedeutung, die er in den Jahren nach der Reichsgründung besessen hatte; sein linker Flügel wurde abgesprengt und ging bald zu einer radikaleren Form des Liberalismus über. Unterdessen hatte der linke Flügel der Liberalen an den

alten Prinzipien des Liberalismus festzuhalten gesucht und war dadurch immer mehr verleitet worden, sich in einer oppositionellen Rolle festzurennen, die auf die Dauer für die ganze Partei verhängnisvoll werden mußte. Der Schwerpunkt ihrer Bestrebungen lag schließlich in einer auf das Äußerste gespannten finanzpolitischen Engherzigkeit und einem Doktrinarismus, der nur dazu dienen konnte, den Horizont zu verengen. Die Linksliberalen verurteilten sich dadurch selbst zur Unfruchtbarkeit in allen nationalen Machtfragen und zur Verständnislosigkeit gegenüber allen Erscheinungen einer neuen Zeit. Das bedeutete nichts anderes als die Unmöglichkeit der Anlehnung sowohl nach oben als auch nach unten. Sie blieben regierungsunfähig und unvolkstümlich zugleich. Nur die unentwegte Opposition rettete ihnen noch einen Schein der Volkstümlichkeit in der Welt der räsonnierenden Spießbürger und Bierbankpolitiker; die breiten Massen, die von der gärenden Zeit neues erwarteten und forderten, waren längst zu den Sozialdemokraten gegangen. Auf diesem Wege drohte der Liberalismus zu Grunde zu gehen. Es wäre ihm vielleicht noch schlechter gegangen, wenn nicht das Anwachsen der Sozialdemokratie die sozialreformerischen Elemente in der konservativen Partei kopfscheu gemacht und die reaktionären Strömungen vorübergehend gestärkt hätte. Zugleich riefen die wirtschaftlichen Nöte die Landwirtschaft auf den Kampfplatz, und das gab indirekt dem Liberalismus einen neuen Rückhalt, als die steigende Macht der Agrarier und die Einseitigkeit ihrer Bestrebungen einen Widerstand herausforderten.

In dieser Zeit gewann das Zentrum seinen entscheidenden Einfluß. Seit es nicht mehr konfessionelle Kampfpartei war, hatte es seinen wahren Charakter hinter einem politischen Programm zu verschleiern gesucht, das klug die Mitte hielt zwischen Konservatismus und Liberalismus und vor allem die Fehler vermied, die den Liberalismus regierungsunfähig gemacht hatten. Der Regierung machte es sich angenehm durch rechtzeitiges Nachgeben in nationalen Fragen nach anfänglichem Widerstand; die Volkstümlichkeit wahrte es sich — abgesehen von den zu seinen Gunsten arbeitenden Machtmitteln der katholischen Kirche — durch sein Verständnis für soziale Fragen und die Pflege einer maßvollen Sozialpolitik. Die übermächtige Stellung, zu der das Zentrum allmählich gelangte, war umsomehr vor Erschütterungen sicher, als die Konservativen zum größten Teil für die wirklichen Gefahren und Bedenken einer drohenden Herrschaft des Ultramontanismus gar kein Verständnis hatten, die Liberalen aber vornehmlich die Regierung anklagten, die die ganze Lage verschuldet haben sollte. Von den führenden Parteien geschah in Wirklichkeit nichts, um diese Lage aus eigener Kraft zu ändern. Aber in dem von der Sozialdemokratie noch nicht verseuchten Teile des deutschen Volks, in allen denkenden und von aufrichtigem Nationalgefühl erfüllten Kreisen, evangelischen wie katholischen, regte sich ein wachsender Unwille gegen die übermächtige Herrschaft der einen Partei, die immer sichtbarer demagogisch entartete und einem Mißbrauch ihrer Macht nahe war.

An eine Abschüttelung des Zentrumsjoches war jedoch nicht zu denken, ehe nicht eine gewisse Wiedergeburt des Liberalismus wenigstens angebahnt war.

Das konnte freilich nicht so schnell und einfach geschehen, wie begeisterte Anhänger der liberalen Weltanschauung zu hoffen pflegten. Aber Anfänge davon waren in der Tat zu beobachten. Seit Jahren hatte die Führerschaft der nationalliberalen Partei in ihrer Mehrheit die frühere Gleichgültigkeit und Feindseligkeit in sozialpolitischen Fragen fallen lassen und sich gleichfalls zu einer vernünftigen Sozialreform bekannt. Damit war in das Parteileben ein Moment hineingebracht, das zu einer neuen Erstarkung führen konnte und mußte. Die jungliberale Bewegung hat dann freilich starke innere Erschütterungen veranlaßt, aber bei dem Geist bequemen Selbstbewußtseins, der der Partei anhaftet und leicht zur Verknöcherung führt, ist eine solche Aufrüttelung vielleicht recht heilsam. Die Rückwirkung konnte auch auf die linksliberalen Parteien nicht ausbleiben. Sie hatten es schwerer, sich aus der Versumpfung herauszuarbeiten. Die Freisinnige Vereinigung suchte den Boden, der dem Liberalismus durch die Abwendung der Massen zum Sozialismus verloren gegangen war, durch Liebäugeln mit der Sozialdemokratie und durch Verbrüderungsversuche wiederzugewinnen. Das wird sich, wie schon jetzt einem Teil der Partei klar ist, als ein Irrweg erweisen, aber die sozialpolitische Strömung, die darin zum Ausdruck kommt, unterscheidet den Liberalismus der Gegenwart und Zukunft in bezeichnender Weise von dem der Vergangenheit. Noch stärker aber machte sich in der jüngeren Generation der beiden freisinnigen Parteien das Bedürfnis geltend, den nationalen Machtfragen und dem Staatsgefühl mehr Rechnung zu tragen, als es die Partei in der Vergangenheit getan hatte. Der Liberalismus ist den Kinderjahren entwachsen, und die kindische Oppositionslust gegen die Regierung, nur weil sie die Regierung ist, die Bekrittelung einer notwendigen Ordnung, nur weil sie den Idealen demokratischer Flegeljahre nicht entspricht, die Vorstellung, daß der Staat nur zu seinem Vergnügen das Bestreben habe, die Taschen fleißiger Bürger auszuleeren —, alles das hat reiferen Anschauungen Platz gemacht. Mit dem Abtreten des alten Eugen Richter von der politischen Bühne hat der Alpdruck der Traditionen der alten Fortschrittspartei zu wirken aufgehört; man besinnt sich wieder auf einen Liberalismus, der zwar mehr oder weniger die Ideale der Demokratie festhält, aber doch weiß, was er innerhalb der gesetzlich gegebenen Ordnung den Gesamtinteressen der Nation schuldig ist.

Damit sind die Voraussetzungen gegeben, unter denen auch der linke Flügel des Liberalismus eine unfruchtbare Oppositionsstellung aufgeben und als „nationale" Partei gelten kann. Wie Fürst Bülow diese Lage benutzt hat, um durch die Reichstagsauflösung den Versuch des Zentrums zu vereiteln, in einer nationalpolitisch bedeutsamen Frage mit der Sozialdemokratie zusammen eine Mehrheit gegen die Regierung zu bilden, und wie es in dem Zusammengehen der Freisinnigen mit den andern nationalen Parteien die Anzeichen einer neuen Wendung der Dinge zu erfassen verstanden hat, ist genügend bekannt. Der Ausfall der Wahlen bewies ihm, daß er das Richtige getroffen, den nationalen Geist geweckt und die Zustimmung aller zur positiven Mitarbeit an den nationalen Aufgaben bereiten Kräfte für sich hatte. Dennoch blieben dieselben Schwierig-

keiten für ihn bestehen, da der Zentrumsturm dem Wogenprall Widerstand geleistet hatte. Eine konservative oder liberale Mehrheit war ohne das Zentrum auch im neuen Reichstage nicht zu erlangen. Daher lag der Gedanke sehr nahe, zwar bei allen bedeutenden nationalen Fragen, wie sie durch die Kolonialpolitik und die Bedürfnisse von Heer und Flotte gegeben waren, sich auf eine konservativ-liberale Mehrheit zu stützen und hier darauf zu rechnen, daß es dem Zentrum unmöglich geworden war, in Verbindung mit der Sozialdemokratie den Reichstag zu majorisieren, im übrigen aber — namentlich auf sozialpolitischem Gebiet — mit einer ähnlichen Mehrheit wie im alten Reichstage weiter zu regieren.

Es war ein offenes Geheimnis, daß Graf Posadowsky, der mit der Reichstagsauflösung nicht einverstanden gewesen war und sie für ein nutzloses Experiment gehalten hatte, sehr darauf rechnete, daß die Politik des Fürsten Bülow sich in der soeben gekennzeichneten Richtung bewegen werde. Für ihn lag das besonders nahe, da es im Interesse der sozialpolitischen Aufgaben, die er zu lösen hatte, unstreitig der sicherste und bequemste Weg war. Er hatte gewiß nicht die Absicht, eine abweichende Politik von der des Fürsten Bülow zu verfolgen, aber er war innerlich überzeugt, daß die Umstände stärker sein würden als Fürst Bülow und daß es so kommen müsse, wie er es sich gedacht hatte. Leider ließ er nach dem Zusammentritt des neuen Reichstags seinen Standpunkt deutlicher merken, als es nach der Lage der Sache erforderlich und klug gewesen wäre, und die Gegner des Fürsten Bülow waren aufmerksam genug, dies sofort zu bemerken und zu Gunsten des Zentrums auszubeuten. Für das Zentrum stand es fest, daß Graf Posadowsky gegen den Fürsten Bülow ausgespielt werden müsse und daß hier die Möglichkeit gegeben sei, dem Reichskanzler seine Stellung und Politik zu erschweren. Dieser hätte dann seine sozialpolitischen Gesetze weiterhin aus der Hand des Zentrums empfangen, die Blockpolitik wäre eine bedeutungslose Phrase geworden, und das alles, nicht weil Fürst Bülow sich wieder mit dem Zentrum ausgesöhnt hatte, sondern weil sein Stellvertreter in der innern Reichspolitik vom Zentrum auf den Schild erhoben war. So hatte sich die Lage dahin entwickelt, daß Graf Posadowsky, selbst wenn er sich in allen Stücken durchaus dem Fürsten Bülow gefügt hätte — was gewiß seine Absicht war —, dennoch neben dem Fürsten Bülow über kurz oder lang unmöglich gewesen wäre.

Wäre Fürst Bülow wirklich der Zickzackpolitiker und der nur auf Erfolge von Fall zu Fall bedachte politische Spieler gewesen, als der er von seinen Gegnern hingestellt wurde, so hätte er vielleicht ruhig — ja sogar am vorteilhaftesten den Weg gehen können, den Graf Posadowsky ins Auge gefaßt hatte. Aber um Augenblickserfolge, um die Notwendigkeit, bestimmte gesetzgeberische Pläne um jeden Preis durchzubringen, war es ihm, so wie sich seine Stellung jetzt gestaltet hatte, nicht mehr zu tun. Er war entschlossen, den steileren und schwierigeren Pfad zu gehen, der einstweilen noch von Dornen überwuchert schien, der ihm aber durch die besten und tiefsten Regungen der deutschen Volks-

seele gewiesen wurde und zu der Hoffnung emporführte, daß alle nationalen Kräfte sich gesunder und freier gestalten werden. Es durfte nicht bei einem gelegentlichen Zusammengehen von Konservativen und Liberalen zur Erlangung praktischer Einzelerfolge bleiben. Beide sollten sich daran gewöhnen, gemeinsam gegen eine im Grunde ihres Wesens antinationale Partei Front zu machen und diese aus der Schlachtlinie zu drängen. Aus diesem Zusammenarbeiten sollte sich das Bewußtsein einer erhöhten Verantwortlichkeit und eine stärkere Empfindung für das Gemeinsame in den Grundlagen und Zielen aller staatstreuen Parteien, mögen sie sich konservativ oder liberal nennen, entwickeln. Nur so konnte neues Leben in die alten Parteien kommen, die deshalb ihre berechtigten Besonderheiten, die Verschiedenheiten in der Auffassung der politischen Aufgaben und in der Wahl der Wege zum Ziel nicht aufzugeben brauchten. Gewisse kleine Opfer mußte der an manchem Veralteten hängende Eigensinn der Parteien freilich bringen. Die Liberalen durften sich nicht daran stoßen, wenn — schon zur Verhinderung eines neuen konservativ-klerikalen Bündnisses, dann aber auch aus tiefer liegenden, geschichtlichen Gründen — der konservative Grundzug der Politik vorläufig erhalten blieb. Aber das konnte nur geschehen, wenn den Liberalen alte Forderungen und Wünsche erfüllt würden, die den konservativen Grundsätzen eigentlich gar nicht zuwiderliefen, von den Konservativen aber teils aus alter Überlieferung und Gewohnheit, teils aus reaktionärer Engherzigkeit bekämpft wurden. Ohne den konservativen Grundzug zu verleugnen, mußte doch ein freierer, frischerer Zug in die Regierung kommen. Dazu war Fürst Bülow bereit und entschlossen, und so konnten die Reichstagswahlen von 1907 wirklich der Ausgangspunkt einer neuen politischen Entwicklung werden.

Aber der schwierige Versuch konnte nur glücken, wenn der leitende Staatsmann die Zügel mit besonderer Entschlossenheit und Festigkeit ergriff. Er konnte es nicht darauf ankommen lassen, daß die Parteien sich allmählich von selbst in die neue Lage fanden. Der Reichskanzler mußte vielmehr durch die Tat Garantien geben, daß er vor allem im Einverständnis mit dem Kaiser handelte und dessen volles Vertrauen besaß, daß ferner die Regierung im Reich und in Preußen einen völlig einheitlichen Charakter tragen werde, und daß nicht etwa nebenher noch der Versuch gemacht werden sollte, da wo es zur Erreichung der nächsten Ziele vielleicht vorteilhaft und bequem sei, in der alten Weise weiter zu regieren.

In diesem Zusammenhange wird es vielleicht klar werden, warum Fürst Bülow nicht davor zurückscheuen durfte, sich sogar von einem so bewährten und ausgezeichneten Mitarbeiter wie Graf Posadowsky zu trennen. Die Umstände hatten es so gefügt, daß, solange Graf Posadowsky in der Regierung war, Fürst Bülow nicht so weit Herr der Lage zu sein schien, wie es jetzt durchaus notwendig war. Durch den Rücktritt Posadowskys wurde der letzte Rest der Brücke abgebrochen, die nach dem Zentrum hinüberführte, dem Zentrum ein Trumpf aus der Hand geschlagen und für die Blockparteien ein Signal aufgesteckt, das ihnen die Entschlossenheit des leitenden Staatsmanns verbürgte. Vor allem aber:

ein Ministerwechsel konnte nicht ausgeführt werden ohne die sichtbare Mitwirkung und Entscheidung des Monarchen, er bedeutete also ein kaiserliches Vertrauensvotum für den Fürsten Bülow und seine Politik.

Der Wechsel im preußischen Kultusministerium tritt in seiner Bedeutung dagegen etwas zurück. Denn der Rücktritt des Herrn v. Studt war eine längst beschlossene Sache, die mit der Entwicklung der Reichspolitik zunächst nichts zu tun hatte. Immerhin hatte Herr v. Studt durch sein Auftreten im Abgeordnetenhause den Anschein erweckt, als brauche er sich nicht im geringsten um den Fürsten Bülow und seine Politik zu kümmern. Der Unwille der Liberalen gegen ihn war außerdem so gestiegen, daß sein Verbleiben in einem Ministerium, dessen Präsident Fürst Bülow ist, diesem jede Verständigung mit den Liberalen unmöglich gemacht haben würde. Vielleicht wäre Herr v. Studt noch bis zum Herbst Kultusminister geblieben, wenn nur die Verhältnisse seines Ressorts in Betracht gekommen wären. So aber zog es Fürst Bülow vor, auch diesen Ministerwechsel in Verbindung mit dem andern zu bringen, um so die Einheitlichkeit der Politik im Reich und in Preußen noch kräftiger zu betonen.

Die neuen Männer, Herr v. Bethmann-Hollweg, Herr v. Moltke und Herr Dr. Holle, sind zwar durchweg Konservative, aber keine Parteimänner, sondern weitherzige Politiker mit staatsmännischem Blick und in ihrer Art von einer gewissen Wahlverwandtschaft mit dem politischen Wesen des Fürsten Bülow. Die bewährte Sozialpolitik nach den Plänen des Grafen Posadowsky wird zweifellos fortgesetzt werden. Herr v. Bethmann-Hollweg ist der Mann dazu, die verständnisvolle Fortführung zu übernehmen. Es entspricht der bisherigen Praxis, daß der Staatssekretär des Reichsamts des Innern, gewissermaßen der Vize-Reichskanzler für innere Politik, zugleich Mitglied des preußischen Staatsministeriums ist. Herr v. Bethmann-Hollweg, der ja bereits preußischer Staatsminister war, ist es natürlich geblieben; er hat nur sein Ressort abgegeben. Dafür ist er aber Vizepräsident des Staatsministeriums geworden. Er ist also in Preußen ebenso der Stellvertreter des Fürsten Bülow, wie er es im Reiche ist, — eine neue Bekundung der Absicht, die Politik des Reichs und des preußischen Staats in möglichster Übereinstimmung zu führen.

Welche Aussichten die vom Fürsten Bülow eingeleitete Politik hat, läßt sich natürlich nicht voraussagen. Es handelt sich hier nur darum, durch Darstellung des großen Zusammenhangs Verständnis dafür zu erwecken. Fürst Bülow hat bis jetzt den sichern Blick und die kühne Entschlossenheit in dem Erfassen des geeigneten Augenblicks bewiesen. Es kommt nun darauf an, daß er in der politischen Reife und Pflichterfüllung des deutschen Volks die Unterstützung findet, die kein Staatsmann in seiner Lage entbehren kann.





Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke.

Von

E. v. Liebert.

III.

Mit der verspäteten Erledigung des Reichshaushaltsetats für 1907 ist endlich das selbständige Kolonialamt geschaffen worden. Es ist echt deutsch, daß so unendlich hoher Wert auf die Entstehung einer neuen Behörde gelegt werden muß, und daß jahrelang um eine solche gekämpft wird; aber wir können nicht aus unserer Haut heraus und müssen einmal mit der allgewaltigen Bureaukratie rechnen. Ist es doch bezeichnend, daß die selbständige und energische Persönlichkeit des neuen Kolonialstaatssekretärs sich ausschließlich mit juristisch gebildeten Beamten umgeben und nicht eine einzige Stelle des Amtes mit einem Mann aus seinem eigenen Berufe (Börsen-, Bank-, Kaufmannsstand) besetzt hat. Wie bekannt, hat ihm diese Auswahl den bitteren Groll der linksliberalen Presse, allen voran des „Berliner Tageblatts", eingetragen. Aber auch andere Leute, die die bisherige unglückselige Verwaltung der deutschen Kolonien zwanzig Jahre hindurch mit angesehen oder persönlich unter ihr gelitten haben, sind durch jene Stellenbesetzung mindestens überrascht worden. Es lohnt aber nicht, über diese Tatsache sich zu entrüsten, sondern es heißt, dem bisher durchweg bewährten hohen Beamten Vertrauen entgegenzubringen und seine Leistungen sowie diejenigen seines Beamtenpersonals getrost abzuwarten. Daß wir in eine neue Ära der Kolonialverwaltung eingetreten sind, liegt klar auf der Hand, das weitere muß die Zukunft lehren.

Neben dem Etat ist endlich auch die Entschädigung der Ansiedler in Südwest erledigt worden. Zwar ist nicht die volle Forderung von 7½ Millionen Mark bewilligt, sondern die Summe ist auf 5 Millionen herabgedrückt worden. Dafür ist wenigstens die Bedingung der Rückzahlung weggefallen, für die mehrere Parteien eintraten. Die ganze Abfindung der Farmer ist derart geregelt, daß die gezahlten Summen lediglich der Entwicklung des Landes zu gute kommen, so daß sie in wirtschaftlichem Sinne mehr sachlich als persönlich wirken.

Die dritte Frage, die Behandlung der großen Landgesellschaften, ist noch offen geblieben. Die Landkommission ist nur einmal, am 6. Mai d. J., zusammengetreten, Vertreter der Gesellschaften waren nicht zugezogen. Der Staatssekretär vertrat den Standpunkt und hat die Kommission auch davon überzeugt, daß das Suchen nach einem theoretischen Rechtsverfahren ver-

geblich sei. Man müsse rein praktisch vorgehen, mit den einzelnen Gesellschaften verhandeln und andererseits durch Abgaben sie zwingen, von dem Brachliegenlassen des Geländes auf Spekulation abzustehen. Die Kommission hat endlich den Antrag Semler-Savigny angenommen: Die Einholung des Gutachtens des Kammergerichtsrats Meyer über das Eingeborenenrecht wird vorläufig vertagt. Die Kolonialabteilung wird ersucht: 1. Die Grundzüge über die Erhebung einer Grundsteuer, einer Wertzuwachssteuer und eines allgemeinen Enteignungsgesetzes für die Kolonien, insbesondere für nicht in Benutzung genommene Ländereien und Gerechtsame in eine Vorlage zu bringen; 2. die noch ausstehenden Referate und Korreferate über die Gesellschaften einzufordern: 3. durch Verhandlungen mit den einzelnen Gesellschaften festzustellen, wie weit diese bereit sind, einzelne Teile ihrer Gerechtsame an den Staat abzutreten.

Punkt 1 ist sehr wichtig. Wenn der Landkommission im Herbst eine derartige Vorlage unterbreitet wird, dann gelangt sie aus dem Stadium unfruchtbarer theoretischer Redeübungen auf den festen Boden praktisch nützlicher Verhandlungen. Vielleicht liegen dann auf Grund von Punkt 3 schon greifbare Abmachungen vor. Bis zum erneuten Zusammentreten der Kommission gegen Ende November ist jedenfalls reichlich Zeit zum Ausarbeiten der geforderten Gesetzentwürfe.

Der Kolonialetat für 1907 bewegt sich noch ganz im alten Geleise. Wir dürfen aber hoffen, daß der nächste Etat einerseits die Militärausgaben für die Kolonien ausscheidet, andererseits das Abrechnungswesen vereinfacht und die Zahl der Rechnungsbeamten an allen Stellen verringert. Durch die erstere Maßregel würden Ostafrika und Kamerun sehr bald dem Stadium entgegengeführt werden, in dem Togo und Samoa sich bereits befinden, nämlich dem Ausgleich zwischen Ausgaben und Einnahmen und dem Einstellen des Reichszuschusses für die ordentlichen Ausgaben. Auf diesen finanziellen Standpunkt müssen sämtliche Kolonien baldmöglichst gebracht werden, damit das törichte Gerede der Philister und Bierbankpolitiker über die unnützen Kosten der Kolonien verstummt. Die Einnahmen der letzteren sind zu erhöhen auf dem Wege der Steuergesetzgebung, der in Ostafrika und Samoa allgemein, in Kamerun sowie im Bismarckarchipel bisher nur schüchtern und örtlich begrenzt beschritten wurde. Steuererhebung ist vorläufig das einzige Mittel, um die Faulheit der Eingeborenen zu bekämpfen und für Pflanzungen und Eisenbahnbau Arbeiter zu beschaffen. Ohne die dauernde Heranziehung der Neger zur Arbeit sind die Tropenländer nicht zu kultivieren und bleiben wertlos. In Ostafrika hat sich die Hüttensteuer von 3 Rupien = 4 Mark für Familie und Jahr in den Küstenbezirken als viel zu niedrig angesetzt erwiesen. Nach einer zehnjährigen Erfahrung müssen jetzt Unterschiede gemacht, und die Neger in den Bezirken mit hoch entwickelter Arbeitsgelegenheit und viel zu hohen Lohnsätzen kräftiger besteuert werden.

Dagegen steht es umgekehrt mit der Zollpolitik. Die deutschen Kolonien kranken wirtschaftlich an der Anomalie, daß sie vom Mutterlande als Zollausland behandelt werden. Es ist ein Unding, daß die kolonialen Erzeugnisse verzollt und damit verteuert werden. Jede Herabsetzung der Zölle wird sofort durch Aufblühen der betreffenden Kultur, durch Hebung von Handel und Verkehr beantwortet. Wie anders hat sich Frankreich zu seinen Kolonien zollpolitisch gestellt, und welche Erfolge hat es damit erzielt! Von 1896 bis 1905 ist der Gesamthandel Frankreichs mit seinen Kolonien von 469 Millionen auf 874 Millionen Franks gestiegen. Müssen wir nicht erröten demgegenüber mit unsern deutschen Zahlen? „In absehbarer Zeit wird die französische Industrie vielleicht nur noch bis auf einen geringen Bruchteil für den fremden, in der Hauptsache aber für den eigenen und den Kolonialbedarf arbeiten." Das nennt man einen gesicherten Absatzmarkt und dürfte etwa dem wirtschaftlichen Idealzustande entsprechen. Es sei auf den Aufsatz des Herrn Chr. Pfrank „Koloniale Zollpolitik" in Nr. 10, 12 und 13 der Kolonialen Zeitschrift d. J. hingewiesen. Dort legt ein praktischer Kaufmann, der in Ostafrika, Sansibar und Madagaskar die verschiedenen Zollsysteme kennen gelernt hat, die Schwächen der deutschen Zollpolitik dar. Er verlangt entweder Anschluß der Kolonien an das deutsche Zollgebiet oder volle Zollselbständigkeit jeder Kolonie für sich. Es ist an der Zeit, daß auch diese Frage unter die Lupe genommen wird, und daß die deutschen Kolonien nicht aus irgend welchen weit hergeholten politischen Rücksichten in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung dauernd zurückgehalten werden.

Der Eisenbahnbau macht gegenwärtig in allen vier afrikanischen Kolonien Fortschritte, der tote Punkt ist endlich überwunden. Die glänzende Denkschrift über „Die Eisenbahnen Afrikas, Grundlagen und Gesichtspunkte für eine koloniale Eisenbahnpolitik in Afrika", die dem Reichstage zugegangen ist, schließt jede Untätigkeit auf diesem Gebiete aus und eröffnet eine neue Ära für die afrikanischen Verkehrsverhältnisse. Jeder Volksvertreter hat es jetzt gedruckt und auf Karten graphisch dargestellt vor Augen, was die anderen Nationen an Eisenbahnen in Afrika geleistet, was wir verabsäumt haben, welche gewaltigen Gebiete dem Verkehr erschlossen sind, wie die deutschen Kolonien hinter ihren Nachbargebieten zurückstehen, welche Erträge die afrikanischen Bahnen abwerfen, welche handelspolitische und welche strategische Bedeutung jede Bahnlinie hat. Fortan ist es nicht mehr angezeigt, über dies Kapitel zu reden oder zu schreiben; es genügt, auf Seite X der Denkschrift zu verweisen.

Als bezeichnend für die großzügige Auffassung der ganzen Schrift sei hier nur eine Stelle hervorgehoben, die nach der Erwähnung, daß 1850 Kilometer zu je 80000 M. noch in Ostafrika zu bauen seien, und daß also rund 148 Millionen M. erforderlich bleiben, hinzufügt:

„Allgemein ist zunächst hier der Ansicht entgegenzutreten, daß es eine noch offene Frage sei, welche der drei Linien die eine für Deutschostafrika

wünschenswerte Bahnlinie sei. Der Hinweis auf die gewaltige Größe der Kolonie, welche nicht nur ein, sondern mehrere Wirtschaftsgebiete umfaßt, genügt, um erkennen zu lassen, daß jede Eisenbahn, wie ihre Linienführung auch immer gewählt wird, nur einen kleinen Teil des Landes in ihren Einflußbereich wird einbeziehen können."

Da nun der Staatssekretär in den nächsten Monaten sich selbst an Ort und Stelle von der Wahrheit dieser Worte überzeugen wird, so ist zum Herbst unbedingt die Vorlage von neuen Bauplänen für die Fortsetzung der Usambarabahn zum Meruberge, der Zentralbahn von Mrogoro in der Richtung auf Tabora und für die Ausführung der Südbahn zu erwarten. Glücklicherweise schreiten die Tatsachen diesen Plänen schon voraus; denn die Firma Lenz baut bereits die Usambarabahn über Mombo weiter in Richtung auf Masinda, und der dritte Geschäftsbericht der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft vom 24. Mai d. J. erwähnt: „Die von uns vorgenommenen Untersuchungen zwecks Verlängerung unserer Bahn von Mrogoro bis Kilossa gelangten im Vorjahre zum Abschluß und im Oktober zur Vorlage an die Kolonial-Abteilung. Ferner wurden im November technische Ermittelungen über die Führung einer Bahnlinie von Kilossa bis nach Tabora eingeleitet." Es bewahrheitet sich also, was von Kennern des Landes stets behauptet worden ist, daß diese Bahn sich ganz von selbst weiter bauen wird.

Neben dem Bahnbau ist aber immer von neuem die Aufmerksamkeit der Kolonialverwaltung auf die Einrichtung und Verbesserung der Häfen hinzulenken. Die schlimmen Übelstände und gewaltigen Kosten, die die schlechte Reede von Swakopmund während der Kriegsjahre dem Deutschen Reiche bereitet hat, sind noch in aller Erinnerung. Jetzt hat die Firma Arthur Koppel auf der Deutschen Armee-, Marine- und Kolonial-Ausstellung in Schöneberg zwei Projekte ausgestellt, wonach durch Versenkung mit Beton gefüllter eiserner Schiffskörper eine Mole hergestellt werden soll. Ebenso ist aber auch der neuerdings so stark in Aufnahme gelangte Hafen Lüderitzbucht zu verbessern. Und wie steht es mit dem mächtigen natürlichen Hafenbassin von Dualla? Dort hat die Natur uns alles beschert, was wir brauchen, aber es sollte doch auch etwas zum Schutze dieses Bassins geschehen, damit wir an der Westküste Afrikas einen sicheren Punkt haben, wohin sich Kriegs- und Handelsschiffe im Falle der Gefahr flüchten können. Dieser Gesichtspunkt ist noch gar nicht hervorgehoben worden und wird bei uns ebenso vernachlässigt wie der Gedanke an die Verteidigung der Kolonien. Auch die 700 Kilometer lange Küste Deutsch-ostafrikas hat noch keinen Zufluchtsort, der einigermaßen Schutz gegen Kriegsgefahr böte. Dort handelt es sich augenblicklich um die Herrichtung der drei Häfen, die die Eisenbahn-Endpunkte in sich schließen, Tanga, Daressalam und Kilwa kisiwani. Alle drei sind vortreffliche Hafenbecken mit genügendem Tiefgang, aber sie müssen für verstärkten Verkehr und bequeme Umladung vom Schiff auf die Eisenbahn eingerichtet werden. Mit den beiden ersten

hätte dies längst geschehen sollen, aber nie waren Geldmittel dafür flüssig. Jetzt drängt die Arbeit sich auf drei Häfen zusammen. Wie kläglich bisher alle Anlagen im Kleinlichen sich verliefen, zeigt das Schwimmdock, das Daressalam vor einigen Jahren erhalten hat. Dasselbe faßt 1600 Tonnen, d. h. außer den Kreuzern der allerkleinsten Klasse kann es kein Schiff aufnehmen und liegt daher zumeist unbenutzt. Die Marineverwaltung in Kiautschou hat dagegen ein Schwimmdock von 16000 Tonnen herstellen lassen! Das ist eine andere Auffassung der Dinge.

Wenn nun endlich die Ansicht durchdringt, daß die Kolonien kein notwendiges Übel, sondern ein höchst wertvoller Besitz sind, der mit jedem Jahre an Bedeutung steigt, so wird vor allem auch für direkte Verbindung mit ihnen gesorgt werden müssen. Über den Dampferverkehr zwischen Deutschland und den Kolonien kann im allgemeinen nicht geklagt werden. Um so trauriger aber steht es mit den Kabelverbindungen. Nach Nordamerika haben wir eigene Kabel über die Azoren, nach Südamerika soll ein gleiches demnächst zur Ausführung kommen. Nach den Inselgebieten der Südsee können wir das amerikanische Kabel von San Franzisko über Hawai, Guam, Philippinen, Shanghai benutzen. Zur Verbindung mit West- und Ostafrika sind wir ganz auf britische Kabel angewiesen, die uns jeden Augenblick gesperrt werden können, wie wir dies während des Burenkrieges für alle chiffrierten Telegramme bereits erlebt haben. Im Falle eines plötzlichen Konflikts wären die deutschen Kolonien, Konsulate, Schiffe, Geschäftsfirmen von Afrika von der Verbindung mit dem Mutterlande abgeschnitten, sie würden nicht einmal die Tatsache selbst erfahren. Es muß deshalb bei dem stetig zunehmenden wirtschaftlichen Werte der afrikanischen Kolonien dringend dahin gestrebt werden, eigene deutsche Kabel zu schaffen. Für Westafrika wird das nicht schwer fallen, da von den Azoren leicht ein Kabel gelegt werden kann, das Tor, Kogumean und Südwest mit Deutschland direkt verbindet. Für Ostafrika sollte die zukünftige Bagdadbahn die Richtungslinie angeben und an diese ein Kabel von der Euphratmündung nach Daressalam anschließen. Die deutsche Geschäftswelt müßte sich für diese Frage lebhafter als bisher erwärmen, denn es sind ihre eigenen Interessen, die hier berührt werden

Aus allen Kolonien kommen dauernd Nachrichten über die Bildung neuer Gesellschaften, die sich die Ausbeutung der reichen Naturschätze zur Aufgabe stellen. Der gegenwärtigen Konjunktur entsprechend, werden hauptsächlich Kakao, Kautschuk, Sisalhanf und Baumwolle angebaut, aber es kommt auch die Verwertung der Kokospalmen in größerem Maßstabe als bisher erfreulicherweise in Aufschwung. Während im letzten Berichte der Rekordpreis für Baumwolle auf dem Weltmarkte von Uewa-Baumwolle (Bezirk Muanza) mit 1,02 Mark gemeldet werden konnte, so ist inzwischen ein ebenso glücklicher Rekord für ostafrikanischen Sisalhanf erreicht. Die Sisalpflanzung Pingoni der Herrn Hofft und Staufer hat für die Tonne Hanf in Hamburg 950 Mark erzielt; bislang war 915 Mark der höchste Preis.

In Stuttgart hat sich eine Deutsche Viktoria Nyansa-Schiffahrt-Gesellschaft m. b. H. mit einem Kapital von 250 000 Mark gebildet, die einen Dampfer fü den genannten See bauen will. Das geplante Geschäft ist jedenfalls rentabel bei dem stetig steigenden Warenverkehr zwischen den drei deutschen Hafenplätzen und Port Florence. Die beiden anderen ostafrikanischen Seen werden längst von deutschen Dampfern befahren, auf dem Viktoria Nyansa aber herrscht bislang ausschließlich die britische Flagge.

Wenn dieser Bericht die Presse verläßt, werden voraussichtlich schon die Ausweise über die Handelsbilanz der einzelnen Kolonien für das Jahr 1906 vorliegen, da sie Anfang Juli gewöhnlich zusammengestellt sind. Es darf die Hoffnung ausgesprochen werden, daß die Bilanzen durchweg günstigere Ziffern aufweisen als im Vorjahre, da die Kolonien sich sämtlich im wirtschaftlichen Aufschwung befinden, immer neues Kapital ihnen zufließt, die Erfahrungen der Pflanzer wachsen und manche früheren Rückschläge verhindern, endlich auch der langsam fortschreitende Bahnbau bereits einzuwirken beginnt. Für Ostafrika liegt das erfreuliche Resultat vor, daß die Handelsbilanz der drei ersten Vierteljahre von 1906 (1. 4. bis 31. 12.) sich schon auf 26,2 Mill. Mark beläuft, während diejenige des Volljahres 1905 28 Mill. Mark erreichte. Ein Hauptfaktor der Steigerung ist und bleibt die bedeutende Ausfuhr aus dem Binnenlande am Viktoria Nyansa, das so lange vernachlässigt worden ist. Daß jetzt endlich diesen wirtschaftlich so stark aufstrebenden Gebieten Beachtung geschenkt wird, beweist die Einrichtung von drei neuen Bezirksämtern (Zivilverwaltung an Stelle der bisherigen Militärbezirke) in Muanga, Tabora und Moschi. Wieder ein Kulturfortschritt im Innern Afrikas!

Die schmerzlichste Seite der kolonialen Entwicklung bleibt immer noch die Arbeiterfrage. In Kamerun scheint sowohl beim Bahnbau wie auf den Pflanzungen der Bedarf an Arbeitern leidlich gedeckt zu sein. An der Tsumebmina in Südwest, dem großen Hoffnungsstern der Kolonie, sollen nach den neuesten Berichten 60 Europäer und 800 Eingeborene arbeiten, die dem Bedarf entsprechen. In Ostafrika aber wird die Nachfrage nach Arbeitern auf den rasch sich vermehrenden Pflanzungen wie an dem doppelten Bahnbau nicht befriedigt. Der Bericht der „Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft“ sagt hierüber: Der Aufstand in Ostafrika, der erst in der zweiten Hälfte des Berichtsjahres sein Ende erreichte, hinderte uns, einen ausreichenden Stamm von ständigen Arbeitern zu halten. Mit den in Tabora und Muansa angeworbenen Leuten hatten wir zu Anfang des Berichtsjahres ungefähr 5500 Arbeiter zur Verfügung. Für unser Bedürfnis wäre neuer Zuzug nötig gewesen, statt dessen trat aber bald wieder infolge des unzuverlässigen Charakters der Neger einer Verminderung ein. Es dauerte wieder längere Zeit, um die Arbeiter auf die notwendige Anzahl zu bringen. Unter solchen Umständen war es unmöglich, das Arbeitsprogramm genau innezuhalten. Die Arbeiterfrage beschäftigte unsere Bauleitung beständig, und es wurde keim Versuch

gescheut, des Landes und der Sprache kundige Leute zu bewegen, als ständige Arbeiteranwerber nach dem Innern zu gehen und Arbeiter zu beschaffen. Leider wurden geeignete Leute hierfür nur selten gefunden. In dankenswerter Weise hat uns das Gouvernement Unterstützung durch Überweisung von 800 Strafarbeitern im Oktober gewährt, wo wieder ein großer Teil der Anderen die Arbeitsstätten verließ, um ihre Felder zu bestellen." Hieraus geht hervor, daß auch das System der Arbeiterkommissare (Anwerber) versagt. Es wird nichts übrig bleiben, als durch moralische Zwangsmittel dem Neger die Notwendigkeit des Arbeitens beizubringen.

Eine Angelegenheit, die so recht geeignet ist, die Kolonien dem denkenden Teile unseres Volkes praktisch näher zu bringen, ist deren Ausnutzung zur Ansiedlung rückfälliger Verbrecher. Nicht die afrikanischen Kolonien sind hierfür geeignet, da wir dort die Bevölkerung haben und erziehen wollen. Wohl aber können menschenleere, fruchtbare Inseln der Südsee dafür ausgesucht werden, wie z. B. die Insel Manus im Bismarckarchipel. Die Frage ist von weitsichtigen Juristen wie von praktischen Kolonialsachverständigen eingehend geprüft und allseitig erwogen worden. Sie ist spruchreif und hat gegenwärtig ihre Bedeutung, weil die Reform der Strafprozeßordnung bevorsteht. Es ist dafür gesorgt, daß der Reichstag sich mit dieser großen Zukunftssache im kommenden Winter beschäftigen wird. Hier sei nur in Kürze das wieder gegeben, was der deutsche Kolonialbund darüber in die Öffentlichkeit gebracht hat:

„Unerfreuliche Einblicke in die Ergebnisse des bisherigen Strafvollzuges gewährt wieder die vor Kurzem erschienene Kriminalstatistik des Deutschen Reiches für das Jahr 1904. Von je 100 000 Personen, die nur eine Vorbestrafung erlitten hatten, wurden rückfällig: 2652; bei zwei Vorbestrafungen: 7421; bei 3—5 Vorbestrafungen: 11 995; bei 6 oder mehr Vorbestrafungen: 20 335. — Die Rückfälle betrugen also in der zweiten Klasse 280 %, in der dritten 452 % und in der vierten 467 % der Rückfälle der ersten Klasse. Die schon in früheren Erhebungen festgestellte Tatsache, daß der Rückfall um so häufiger stattfindet, je schwerer das Vorleben des Verurteilten belastet ist, kommt in jenen Ziffern zum unzweideutigen Ausdrucke. — Es heißt dieses in anderen Worten, daß unser derzeitiger Zellenstrafvollzug nicht etwa eine abschreckende und bessernde Wirkung auf die Sträflinge ausübt, sondern im Gegenteil einen die Kriminalität auf das äußerste fördernden Faktor darstellt! Und für dieses kläglich e Ergebnis werden jährlich seitens unserer, sonst so empfindlichen, Steuerzahler Millionen an Strafvollstreckungskosten geopfert. — Es erscheint diesem Schattenbilde eines Systems gegenüber, das in den Brutanstalten unserer Zuchthäuser und Gefängnisse ganze Divisionen von zum Rückfalle gravitierenden Elementen heranzieht, geradezu unbegreiflich, warum man nicht längst auch in Deutschland zu dem Auswege der, wenn auch nur fakultativen, auf freiwilliger Meldung der Büßer beruhenden, Verschickung der gemeingefährlichsten Krimi-

nellen gegriffen hat. An geeigneten überseeischen Besitzungen fehlt es doch nicht, da namentlich die Inselgruppen der Südsee sich durch überaus große Fruchtbarkeit, Fluchtsicherheit, und ein dem Europäer guterträgliches Klima auszeichnen. — Nach Leveillé hat sich von allen Strafsystemen Frankreichs: Bagno, Gefängnis, Deportation, das letztere am besten bewährt; von den aus dem Bagno Entlassenen wurden durchschnittlich 95 von hundert, von den aus dem Gefängins Entlassenen 50 von hundert, von den Deportierten nur 5 von hundert rückfällig. — Und wie mancher Verurteilte, der in der Zelle den Gefahren des Typhus und der Tuberkulose preisgegeben wird, könnte in jenen überseeischen Gebieten, in denen sich niemand um seine Vergangenheit kümmert, den Weg zu einer sittlichen und wirtschaftlichen Rehabilitierung finden! — Es ist, bei der zunehmenden inneren Unsicherheit des Reiches, allerhöchste Zeit, daß unsere gesetzgebenden Faktoren dem Problem der Strafverschickung mit Energie nähertreten! — Die unzähligen Bedenken unserer bureaukratisch und schematisch angehauchten Kreise dürfen nicht länger der Lösung einer Frage im Wege stehen, deren Bedeutung in den weniger gelehrten, aber praktisch fühlenden Volksschichten täglich mehr erkannt wird."

Der Bericht soll nicht abgeschlossen werden, ohne die Freude zum Ausdruck zu bringen über die Bemerkungen des Herrn v. Massow im Juniheft dieser Monatsschrift, betreffend die klägliche „Scheu vor der Politik", wie sie heute noch im deutschen Volke trotz des allgemeinen Wahlrechts anzutreffen ist. Jene goldenen Worte, daß die Schaffung einer deutschen Flotte, der Ausbau der deutschen Kolonien, die Förderung deutschen Handels, die Fürsorge für die deutsche Landwirtschaft, die Abwehr des Polentums, eminent politische Dinge sind, sollten doch endlich Eingang finden bei den in Vereinsmeierei mehr und mehr versinkenden Vereinen und Gesellschaften, die sich mit jenen wichtigen Fragen befassen. Unter den übrigen sollte auch die Deutsche Kolonialgesellschaft das Visir heraufschlagen und ehrlich in die politische Arena hinabsteigen. Dann würde sie dem Vaterlande ganz andere Dienste leisten, als dies bisher ihr möglich war.





Literarische Monatsberichte.

Von

Herm. Anders Krüger.

IV.

Meerumschlungen, Literarisches Heimatbuch für Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. — Emil Frithjof Kullberg: Ludwig Bösenberg & Sohn. — Liesbet Dill: Die kleine Stadt. — Georg Hermann: Jettchen Gebert. — Friedrich Huch: Mao. — Arthur Sewett: Die Eisrose. — Gustav Falke: Potts. — H. Scharrelmann: Der Geburtstag. — F. P. Greve: Die Erzählungen aus den 1001 Nächten.

In den letzten Jahren, die in literarischer Beziehung stark von dem viel mißbrauchten Modeschlagwort „Heimatkunst" beeinflußt wurden, sind sogenannte „Dichterbücher" besonderer deutscher Stämme und Landschaften so reichlich emporgeschossen wie Pilze nach einem Landregen. Daß unter diesen provinziellen Sammelwerken kaum eines von allgemein-literarischer Bedeutung war, steht leider fest und hat verschiedene Gründe. Meist wurde hastig und ohne einheitliche Grundsätze zusammengerafft, was sich gerade bot oder sich mit mehr oder weniger Anstand ergattern ließ. Von kritischen Maßstäben mußte man dabei, z. T. aus persönlichen, z. T. aus pekuniären oder stofflichen Gründen absehen, zumal der ehrenwerte Herausgeber, gewöhnlich ein kleiner, verkannter, trotzdem natürlich menschenfreundlicher „Auchdichter", sich vor allem breit und behaglich mit an diese gastliche Tafel billigen Ruhmes setzen wollte. Unter solchen und oft noch komplizierteren Verhältnissen kamen dann allerlei Sammelwerke zustande, in denen die eigentlich bedeutsamen Dichter der betreffenden Landschaft gar nicht oder nur ungenügend mit allerlei belanglosen Nachdrucken zu Worte kamen; während die liebe Mittelmäßigkeit ihre philiströsen Orgien feierte. Von der charakteristischen Eigenart des einzelnen Volksstammes war dann zumeist wenig oder gar nichts zu spüren. Kurz, die Mehrzahl dieser provinziellen Dichterbücher stand in künstlerischer Beziehung um keinen Zoll höher als die landläufigen Anthologien oder etwa die studentischen Musenalmanache.

Eine sehr rühmliche Ausnahme macht dem allen gegenüber das vorliegende Heimatbuch für Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck, betitelt „Meerumschlungen". (Alfred Janssen, Hamburg). Als Herausgeber zeichnet der Frankfurter Oberlehrer Richard Dohse, der bereits in

seinem Mecklenburger Dichterbuch Lehrgeld bezahlt hatte und nun wohl wußte, wie man solche Sammlungen nicht machen soll. Immerhin ist der Unterschied zwischen des Herausgebers erstem und zweitem Buch so gewaltig, daß man annehmen möchte, ein gut Teil an der vorliegenden Leistung müsse auf Rechnung des bekanntlich literarisch wie künstlerisch hochgebildeten Hamburger Verlegers und seines Freundes Gustav Falke, der unter anderem die prachtvolle Einleitung „Schleswig-Holstein" geschrieben hat, gesetzt werden. Auch die kostbare Ausstattung des dabei verblüffend wohlfeilen Buches (zirka 300 Seiten vornehm gebunden für 6 Mk.) verrät deutlich, daß es dem Hamburger Verlag Ehrensache war, der meerumschlungenen Heimat hier sein würdiges, ja stolzes Denkmal zu errichten. Der Maler Hermann Linde hat Schleswig-Holstein für diesen Zweck eigens bereist, und mit seinen stimmungsvollen, sehr charakteristischen Silberstiftzeichnungen und Sepiaskizzen ist der Prachtband geziert.

Schleswig-Holstein dürfte zur Zeit wohl die dichterreichste Gegend des an Poeten und Poetlein stets gesegneten Deutschland sein. Man staunt geradezu, wenn man die Reihen durchfliegt und dabei bedenkt, daß nur wirklich im Lande geborene Dichter hier Aufnahme gefunden haben. Die Namen Liliencron, Kröger, Falke, Enking, Jensen, Dose, Heiberg, Frenssen, Niese, Fragan, Ernst, Ewers, Bartels, Dahn, die beiden Mann, Schlaikjer, Voigt-Diederichs hatte man ungefähr erwartet, aber man findet auch Stettenheim, Boy-Ed, L'Arronge, den unvermeidlichen Freiherrn von Schlicht und die pikante Tagebuch„herausgeberin" Margarethe Böhme, die freilich nur in einer etwas polemischen Selbstbiographie zu Worte gekommen ist. Das führt uns sofort zu einem neuen und ziemlich seltenen Vorzug dieses Heimatbuches, zu seiner geschickten Anordnung, die ein Ergebnis einer klugen und scheinbar auch strengen Sichtung des Stoffes zu sein scheint. Da im Gegensatz zu den meisten Dichterbüchern hier nur gebührend honorierte Beiträge aufgenommen wurden, so konnte man ruhig das auswählen, was wirklich in den Rahmen dieses Heimatbuches paßte. Aber der erwählte Stoff ist auch glücklich und besonnen eingeteilt worden.

Falkes Einleitung gibt erst ein farbenfrohes Gesamtbild; dann folgen im kurzen ersten Teil Heimat elf fein abgetönte Einzelbilder, meist lyrischen Charakters. Weiter in buntem Gemisch von Prosa und Poesie der zweite Hauptteil „Land und Leute". Hier kommen neben den bekannten trefflichen Prosaisten Timm Kröger, Ottomar Encking, Alfred Lichtwark u. a. auch bisher wenig bekannte Erzähler erfolgreich zu Worte, so Wilhelm Lobsien, die beiden Nortorferinnen Wilhelmine und Thusnelda Kühl, Arthur Gutheil-Hardt, Otto Erich Kiesel und Waldemar Bonsels. Als dritter Teil folgen dann Erinnerungen, die teils der großen Geschichte des heißumstrittenen Landes (den poetischen Höhepunkt bilden hier Liliencrons wuchtige Balladen), teils seiner großen Dichter Hebbel (so Bartels), Storm

(so Kröger und Iven Kruse) und Groth (so seine Tochter Gertrud und Felix Schmeißer) würdevoll gedenken. Aber auch persönliche Erlebnisse von großem Reiz sind in diese Abteilung aufgenommen, insbesondere sind da hervorzuheben die ergreifenden „Erinnerungen vom Hamburger Brand" (5. bis 8. Mai 1842) der ehrwürdigen Seniorin der Schleswig-Holsteinischen Dichtergruppe, der jetzt 99jährigen Elise Averdieck. Von vorwiegend literarhistorischem Interesse ist dann der vierte und letzte Teil, betitelt „Die Schriftsteller", der mit großer Sorgfalt alle jetzt lebenden Autoren, soweit sie in Schleswig-Holstein, Hamburg oder Lübeck beheimatet sind, mit Geburts- und Wohnort und sonstigen Daten verzeichnet, darunter auch diejenigen, die in dem Buche aus allerlei Gründen nicht zu Worte gekommen sind. Von den 124 Schriftstellern haben 64 Selbstbiographien gespendet und einige, namentlich dii minorum gentium, entschädigen sich an dieser Stelle reichlich für das ihnen in den andern Abteilungen auferlegte Schweigen; andere wieder retten mit großem Eifer ihre Werke oder allerlei ihnen wichtig dünkenden Kleinkram in die Unsterblichkeit, ja einer pascht hier sogar noch ein Liedchen als Kontrebande über die kritische Grenze der gestrengen Redaktion. Neben einer klaren Übersicht enthält jedenfalls auch dieser chronologisch geordnete 4. Teil interessantes biographisches Material und gibt so erst dem ganzen bedeutsamen Buche, das in seiner Weise wohl das erste mustergiltige Dichterbuch eines unserer deutschen Stämme genannt werden darf, die völlige Abrundung.

Von den 87 Beiträgen sei schließlich als kleine Kostprobe einer gewählt, in dem der derbe, würzige Humor der meerumschlungenen Heimat besonders drastisch zum Ausdruck kommt: „Jan Swiinegel" von Adolf Stuhlmann:

Jan Swiinegel kumt voer Klaas Hamster sin' Daer:
„Och Klaas," ropt he, „Klaas büst du binn'n?
De Vos is in Sicht, un hiir dweilt he rop,
De rullt mi to Water, de frit mi op!
Ach laat mi bi di verswinn'n!"

Klaas Hamster brummt: „Erst maal di ins glad,
Du Bangbüks, eer dat du kumst raf!
Dat seg ik di avers: nimst du di wat ruut
Un maakst du di musig un holst nich din' Snuut,
Den bring ik di foorts op'n draf."

Jan sit nu bi Klaas behaaglich un warm
Un dröömt von siin Nest ünnern Doorn.
„Du, Klaas, wat is dat hiir moje un püül
Un Klaas, wat büst du so riik, so riik:
All' din Spikers bet baven vul Koorn!"

„Weest wat, Klaas Hamster? — ik bliv' bi di,
Waan jümmers bi di, ol Fründ. —
Man schad, dat dat hiir vaer uns twe wat eng;
Wi kaamt mit'n anner to licht int Gedräng,
Wiil wi beide wat pummelig sünd."

„Vaer mi alleen weer't hiir groot genoog —
Ik glöw' — dat beste is, Klaas,
Du richt'st di noch hüüt, noch düssen Tag
Recht moje in op'n anner Flag
Du büst ja int Wöl'n doch de Baas."

Nu aver prust't uns Klaas Hamster loos:
So'n Swiinegel doch Swiinegel blift!
Ruut, ruut uut miin Huut, du Ekel du!
Kumst du mi noch eenmal vaer Hamsterfru,
Den schast du maal seen, wat dat gift.

Man jümmers sinnig un sachte, Herr
Klaas!
Noch biin ik int warme Nest.
Di aver rad ik: spor di un ga!
Nu kum nich min spitsen Prekels to na!
Hiir büst du tom längsten nu west."

Un patsig drift he mit't Achterdeel
Klaas Hamster uut Hamstersru;
Un kuum dat de buten is vaer de
Daer
So kumt de Vos, de Vos daher
Un hat am tofaten in'n nu.

Zu den verschiedenen schleswig-holsteinischen Dichtern, die nicht in dem „Heimatbuch" Aufnahme finden konnten, da sie nicht im Lande geboren wurden, gehört der Hamburger Emil Frithjof Kullberg, der bereits 1905 mit einem von Kraft und Talent geradezu strotzenden norwegischen Bauernroman „Springtanz" berechtigtes Aufsehen erregte. Nun ist er mit einer Hamburgischen Kaufmannsgeschichte „Ludwig Bösenberg u. Sohn" (ebenda) auf den Plan getreten und wieder mit Glück. Was bei einem Anfänger immer das entscheidende Kennzeichen wirklicher Bedeutung zu sein pflegt — wenn er nämlich vermag, neue Seiten derselben Eigenart zu offenbaren —, das findet sich bei Kullberg in hohem Grade. Ein völlig anderer Stoff, ein völlig neuer Hintergrund und doch dieselbe Kraft der Charakteristik, ja eine größere Sicherheit im Aufbau der Handlung, mehr Knappheit in der Szenenführung, und doch ein tieferes Eindringen in das künstlerische Problem. Es handelt sich hier in dem Hamburger Kaufmannsroman um den alten, oft behandelten Vorwurf, um das Ringen einer alten und einer neuen Zeit in den Verkörperungen von Vater und Sohn. Der alte Herr Ludwig Bösenberg vertritt das vorsichtige, ein bißchen pedantisch verknöcherte Hanseatentum der Jahre vor 70 und 71, der junge Herr Julius Bösenberg will mit amerikanischer Kühnheit und Rücksichtslosigkeit vorgehn. Nachdem er einige bittere Erfahrungen gemacht und zugleich die besonderen und komplizierten Verhältnisse des Hamburger Marktes genauer kennen gelernt hat, lenkt auch Herr Julius in ruhigere Bahnen ein und gewinnt nach und nach das erst erschütterte Vertrauen des Vaters und seiner Geschäftsfreunde wieder. Schließlich gelingt es ihm sogar, seinen früheren Partner und späteren Gegenspieler William Stark zu überwinden und das alte Haus Bösenberg nicht nur zu einer äußeren Um- und Ausgestaltung zu bringen, sondern auch innerlich zu festigen und ihm zu ungeahntem Ansehen zu verhelfen. Neben dieser sehr spannenden Haupthandlung läuft eine reiche Nebenhandlung mit abwechselungsreichem Episodenwerk, das schon im „Springtanz" Kullbergs starke Seite war. So kommt neben dem ernsten, düstren Hamburg und seiner lauten Börse auch das stille farbenfrohe Finkenwärder mit seinem lustigen Segelsport wirkungsvoll zur Geltung, und zugleich steht die vorzüglich durchgeführte Entwicklung des jungen Schiffsbauers Kaspar Reißner — wohl der lebendigsten Gestalt des ganzen Werkes — in seiner künstlerischer Gegen- und Wechselwirkung zu der Charakterentfaltung des Helden, des jungen Bösenberg. Nicht überall ist es Kullberg gelungen, den mitunter sehr spröden Stoff (z. B. der Börsengeschäfte) künstlerisch zu fassen und aufzulösen in klare Anschaulichkeit, aber die Gesamtwirkung wird durch solche

Kleinigkeiten kaum beeinträchtigt. Das Werk als Ganzes ist jedenfalls eine Leistung, auf die der junge Künstler wie die alte Hansestadt in gleicher Weise stolz sein dürfen, denn selten ist hanseatisches Wesen in seiner Gediegenheit und Zähigkeit wie in seiner kühnen Kraft und seiner Lebensfreude so wirkungsvoll und fesselnd geschildert worden wie in Kullbergs „Ludwig Bösenberg u. Sohn". Das Buch, das bereits im 4. Tausend vorliegt, hat wahrscheinlich noch eine Zukunft wie sein Verfasser sicherlich.

* * *

Liesbet Dill hat sich seit ihrem liebenswürdigen und teilweise ergreifenden Erstlingsroman von 1903 „Lo's Ehe" nicht immer in aufsteigender Linie weiter entwickelt. Mit ihrem letzten Roman „Dem gelben Haus" lenkte sie bereits bedenklich in die bequemen Bahnen des leichten Unterhaltungsromans ein und fast wollte es scheinen, als gehöre auch Liesbet Dill zu den vielen weiblichen Schriftstellerinnen, die mit ihrem ersten Werke ihr Bestes und Eigenartigstes gegeben haben. Durch ihren neuesten Roman, „Die kleine Stadt, Tragödie eines Mannes von Geschmack" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) hat sich jedoch offenbart, daß der bisherige Schein trog und daß Liesbet Dill viel mehr kann als talentvoll unterhalten. Das vorliegende Werk ist eine ernste, gediegene und reife Arbeit, vor der man — man mag über Einzelheiten denken wie man will — Achtung haben muß, eine Arbeit, die an künstlerischem Wert weit über „Lo's Ehe" steht, wenn auch das Erstlingswerk vielleicht sympathischer war. Wieder hat sich die Verfasserin das Problem der glücklosen Ehe als Sujet gewählt, aber es wird hier nicht in erster Linie durch den Konflikt oder das stille Verlieren der beiden Ehegatten veranschaulicht, sondern der Umgebung und den Verhältnissen wird in der psychologischen Begründung wie in der künstlerischen Darstellung absichtlich der weiteste Spielraum gewährt. Technisch gehört also das Werk zu dem Genre der naturalistischen Milieuromane, aber nicht zolaistischer Observanz à la Viebig und Hegeler, sondern von jener schon bewußter deutschen Eigenart wie etwa die „Buddenbrooks", die „Familie P. C. Behm" oder die „Renate Fuchs". Eine schier überreiche Fülle von Beobachtungsstoff ist in der „kleinen Stadt" mit staunenswertem Fleiß zusammengetragen, so daß bisweilen die Schilderungen der états d'âmes unter denen der états des choses zu leiden haben. Die reichliche Verwendung des nicht eben schönen Grenzidioms ist auf die Dauer ermüdend, gelegentlich freilich recht wirkungsvoll, so besonders in den komischen Szenen.

Der Held der Geschichte ist der energische und trotz ärmlicher Herkunft fein gebildete Rechtsanwalt Albius, bei dem nur eine Überschätzung der äußeren Bildungsmomente unangenehm berührt. Er vermählt sich mit Lottchen Bier, der Tochter reicher, aber geiziger und beschränkter Krämersleute (die das Buch einleitende Hochzeitsschilderung ist ein Kabinettstück) und gelangt mit der Zeit zu einem zu hastig ersehnten Wohlstand, ja zu Luxus und Ansehen. Sein besonderer Ehrgeiz geht darauf aus, auch die kleine rheinpfälzische

Stadt geistig und künstlerisch zu heben; bei der philiströsen, geschmacklosen, überdies in allerlei Parteien zerspaltenen Gesellschaft ist das natürlich eine Sisyphusarbeit. Immerhin kommt der zähe und rastlose Albius doch Schritt um Schritt vorwärts, aber er muß jeden äußeren Erfolg mit einem Stück innerer Zufriedenheit bezahlen. Vor allem mißglückt ihm die Bildungs- und Geschmackserziehung bei seiner eigenen Frau völlig und auch sein einziger Sohn, der übrigens viel zu sehr zurücktritt (hier konnte die Tragik wirkungsvoll vertieft werden), schlägt völlig nach der Mutter und den sehr anschaulich gezeichneten Großeltern Bier. Zwei andere Frauen treten bedeutsam in des Rechtsanwalts Leben, die unschöne, aber schönheitsdurstige Malerin Mila Eltze (wohl die künstlerisch rundeste Gestalt des Buchs) und die schöne, etwas geheimnisvolle Frau Ilse Mackensen. Die erstere liebt Albius ohne Gegenliebe; die letztere wird ohne Erwiderung von dem immer unglücklicher werdenden Albius geliebt.

Als Frau Mackensen die Stadt verlassen will, um in die Arme eines fernen Verlobten zu eilen, als Frau Lottchen taktlos und grausam sich an dem Schmerz des Enttäuschten weidet und ihn doch nicht freigeben will, da bricht Albius innerlich zusammen. Mit einer stark ironischen, an Ibsen und Hartleben gemahnenden Kontrastwirkung, die nicht ganz zu der vornehmeren Tragik des vorhergehenden paßt, läßt die Verfasserin am Ende den Höhepunkt der äußeren Erfolge des Kulturträgers Albius mit dem Tiefpunkt seiner seelischen Erlebnisse zusammenfallen. Er, der es fertig gebracht hat, trotz unendlicher Schwierigkeiten die Mitglieder des aristokratischen Kasinos- und des bürgerlich-demokratischen Cäcilienvereins zu einem gemeinsamen Musikfest im Meinauer Tivoli zu vereinen, wird mit tosendem Jubel, sogar unter dem huldvollen Beifall der höchsten Behörden einstimmig zum Direktor des neuen Meinauer Kunstvereins gewählt, während just zur selben Zeit der einzige Mensch, den er wirklich lieb hatte, heimlich die „kleine Stadt" verläßt. Als ein plötzlich altgewordener Mann schaut Albius resigniert am nächsten Morgen in die Zukunft, man bringt dem Gefeierten ein Ständchen. „Als er die Menschen dort unten vor seinem Haus und Hunderte von Augen auf sich gerichtet sah, wußte er: „Unser Leben gehört nicht uns, sondern denen, die wir lieben."

Der Schlußakkord des Buches klingt nicht ganz rein aus; vielleicht erklärt sich das mit daraus, daß die Charakteristik des Haupthelden nicht völlig einheitlich durchgeführt ist. Man bleibt als Leser diesem im letzten Grunde kühlen Albius gegenüber selber einigermaßen kühl. Man wird sich auch von Anfang an nicht recht klar darüber, ob dieser ehrgeizige, ja eitle Albius von Haus aus echte Liebe für Frau, Kind und Umgebung im Herzen trug und ob das Mitgefühl, das er als entwurzelter Stamm am Ende heischt, wirklich ganz ehrlich verdient ist. Der Nachdruck des Werkes soll jedoch wohl mehr auf der allerdings virtuosen Darstellung des kleinstädtischen Milieus liegen als auf der Charakterzeichnung des Helden, bei dem die

menschlich warmen und versöhnenden Züge doch im allgemeinen zu Gunsten seines vielleicht zu sehr betonten Geschmacks zurücktreten. Auch der Humor der Verfasserin hat gern etwas herbes, ja schonungsloses, Ironie ist ihm vielleicht zu häufig beigemischt. Aber das Buch hat große, beinahe möchte man sagen männliche Linien, und darum stören solche Kleinigkeiten hier weniger als z. B. in dem vorletzten Buche der Verfasserin, „Dem gelben Haus", dem gegenüber „Die kleine Stadt" einen wichtigen, hoffentlich entscheidenden Fortschritt bedeutet. Man darf jedenfalls der weiteren Entwicklung Liesbet Dills mit Spannung entgegensehen.

Der Roman „Jettchen Gebert" (Egon Fleischel & Co., Berlin) von Georg Hermann (angeblich einem Pseudonym) ist in vielen Beziehungen ein rechtes Gegenstück zu der „kleinen Stadt" Liesbet Dills. Er spielt gegen Ende der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts, also zur harmlos fröhlichen Biedermeierzeit und zwar innerhalb der jüdischen Patrizierkreise des alten Berlin, das damals freilich auch, trotz aller Residenzherrlichkeit, im Grunde noch eine ‚kleine Stadt" war, reich an philiströser Beschränktheit, aber auch reich an stimmungsvoller Poesie, behaglicher Daseinsfreude und den idyllischen Reizen eines noch ungestörteren Familienlebens.

Georg Hermann schildert in seinem überaus feinen und liebenswürdigen Buche, das schon in mehreren Auflagen vorliegt, die Liebe der schönen Jüdin Jettchen Gebert, die in glänzenden Verhältnissen aufgewachsen und doch schlicht und echt geblieben ist, zu dem blutarmen christlichen Dr. Kößling. Die reiche, sehr aufs äußerliche gerichtete Verwandtschaft, vor allem Jettchens Pflegeeltern, Onkel Salomon Gebert und Tante Riekchen geb. Jacoby, sind gegen die Verbindung des stolzen Jettchens mit dem hergelaufenen Literaten, obwohl am Ende Onkel Jason, ein scharfgeschliffener und wirklich wundervoll gezeichneter Charakter, ebenso treu für das Liebespaar eintritt wie der alte, brave Onkel Eli. Ein frisch aus Posen zugewanderter Neffe der auf ihre Familie recht grundlos eitlen Tanten Riekchen und Hannchen, ein gewisser Joel Jacoby, der sich Julius nennt, erhält Jettchen auf seine Bewerbung von Onkel Salomon zugesprochen. Jettchen gehorcht aus kindlicher Pietät scheinbar willenlos, sie fühlt nur: ich war „20 Jahre da im Haus, nun hat man mir die Rechnung vorgelegt". Kößling, durch ein Versprechen Jasons gebunden, hält sich überdies vornehm zurück. Als aber die beiden Liebenden sich zufällig an Jasons Krankenbett noch kurz vor der angesetzten Hochzeit wiedersehn, da schlägt die so lange zurückgehaltene Leidenschaft lichterloh in beiden hervor und von dem rauschenden Hochzeitstrubel angewidert, flüchtet sich Jettchen schließlich zu ihrem einzig Geliebten. Das weitere tragische Schicksal deutet der Dichter nur zart an, aber schon in der stimmungsreichen Vorrede erwähnt er die kurze und doch so bedeutungsschwere Grabschrift und fragt: „Welch eine Vorstellung verbindet ihr damit, wenn ihr — solltet ihr euch einmal in diese Ecke Berlins verirren — in den geschwungenen Buchstaben, aus denen längst die letzte Spur von Vergoldung

gewaschen ist, entziffert, „daß unsere teure Nichte, Henriette Jacoby, geb. Gebert, am 7. May 1812 das Licht sah und sich am 3. Oktober 1840 allhier zur Ruhe begab?“

Auch dieser Roman ist gewissermaßen ein Milieuroman, aber freilich in ganz anderer Weise wie der Roman Liesbet Dills, der die kleine Stadt gleichsam personifizieren will. Man sieht auch die gute, die alte Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm, und die liebe alte Residenz wunderbar anschaulich erstehen, auch die Umwelt von 1839 mit all ihrem sentimentalen Kleinkram und ihren idyllischen Kinkerlitzchen ist uns lebendig genug vor Augen gezaubert, aber all das wirkt doch nur wie ein schöner, echter Rahmen, der Stimmung geben soll; das Bild der handelnden oder leidenden Personen bleibt immer die Hauptsache. Und wie harmonisch gehen hier seelische Handlung und sachliche Zustände zusammen! Wie menschlich nahe sind uns all diese alten Juden und Jüdinnen gebracht, so rein menschlich, daß man während des ganzen Buches kaum auf den Gedanken kommt, daß es Juden sein sollen; erst gegen Ende beim Erscheinen der polnischen Schnorrergesellschaft sind die Farben etwas kräftiger gewählt, hier wohl mit Absicht, um Jettchens Abscheu und tollkühnen Schritt dem Leser erklärlich, ja verzeihlich erscheinen zu lassen.

Alles in allem: es ist ein köstliches Buch, ein Buch von heutzutage wirklich seltener Art, ein Buch, mit dem man sich in traulich stiller Abendstunde behaglich zu einer alten Stobwasserschen Rüböllampe an einen runden Mahagoniklapptisch auf ein geblümtes Cretonnekanapee setzen und all den modernen Trubel und die Hast des 20. Jahrhunderts träumend vergessen möchte.

* * *

Von Friedrich Huch, dem ehedem so viel versprechenden Verfasser des „Peter Michel“, ist trotz seines neuen Buches „Mao“ (S. Fischer, Berlin) nichts Neues zu melden. Noch immer gefällt sich der begabte Autor in einer romantisch-symbolistischen Phantastik, die jeder kraftvollen Gestaltung gleichsam den Lebensnerv unterbindet. „Mao“ ist genau so gesucht und verworren, so handlungsarm und bar aller plastischen Charakterzeichnung wie des Verfassers letzte Romane „Wandlungen“ und „Geschwister“, die eigentlich nur einen Doppelroman bilden. Daß Friedrich Huch ein feiner Stimmungskünstler sein kann, daß er einen edlen, bisweilen etwas manierierten, aber auch wunderbar malerischen Stil zu schreiben vermag, beweist der neueste Roman wieder zur Genüge. Auch die Fabel des Buches, das eigentlich „Das alte Haus“ betitelt sein sollte, ist im Grunde ergreifend: Ein verschlossener, phantasiebegabter Knabe Thomas hängt mit träumerischer Inbrunst an seinem alten, geheimnisvollen Elternhause. Der herrliche, ehrwürdige Bau wird plötzlich verkauft und rücksichtslos niedergerissen. Thomas stößt unvermutet auf seine Trümmer und sein schon tief verwundetes Gemüt verwirrt sich; eines Nachts treibt es ihn wieder wie mit dämonischer Gewalt zu der Ruinenstatt, und zwischen den Trümmern kommt er ums Leben.

Charakteristisch für Huchs gesuchte Art der psychologischen und künstlerischen Verwicklung ist es nun, daß er ein altes Bild, das dem Knaben Thomas einmal als Verkörperung des Hausgeistes, anderseits als ein ideales Stück Ich erscheint (daher nennt er es unter Umstellung seiner Namensvokale Mao), in den Mittelpunkt der Handlung stellt, um dadurch eine ausgiebigere Gelegenheit zu allerlei mystisch-phantastischen Beziehungen und Stimmungen zu erhalten. Zu ähnlichen Zwecken dienten dem Dichter in seinen beiden vorangehenden Werken komplizierte Verwandtschaftsverhältnisse u. a. m. Einfachheit liebt eben Friedrich Huch nicht, und doch weiß er sicher ebensogut wie wir alle, daß die echte künstlerische Einfachheit, die mit prosaischer Nüchternheit nicht das mindeste gemein haben muß, das allerschwerste ist und noch immer über jede Künstelei triumphiert hat. Der Verfasser des „Peter Michel“ ist noch jung, vielleicht läßt er von seiner erdfernen Verstiegenheit ab, noch ehe ihn das Schicksal des Ikarus erreicht. Der jähe Absturz in den Abgrund der Lächerlichkeit drohte ihm schon gelegentlich in „Mao“.

* * *

Arthur Sewett ist den Lesern der „Deutschen Monatsschrift“ wohlbekannt und gerade die Titelnovelle der vorliegenden Novellensammlung „Die Eisrose“ (Egon Fleischel & Berlin) ist s. Z. in dieser Zeitschrift erschienen. Das Bändchen umfaßt jedoch 5 Novellen, drei ernste „Die Eisrose“, „Und vergieb uns unsere Schuld“ und der „Lokomotivführer“, und zwei humoristische „Herr und Frau Dorenhoff beehren sich“ und „Asinus triumphator“. „Und vergieb uns unsere Schuld“ behandelt eine erschütternde Erfahrung, die ein übermäßig pflichttreuer Seelsorger mit einer trunksüchtigen Hebamme machen muß, und ist nächst der Titelerzählung wohl das wertvollste Stück der Sammlung. Aber künstlerisch reizvoll und überdies menschlich ungemein sympathisch ist auch die tragikomische Geschichte von der ersten Einladung der jungen Frau Assessor Dorenhoff. Ich habe Tränen gelacht über dieses humorvolle, unendlich lebenswahre Geschichtchen und es sofort mit nochmaligem Ergötzen meiner Frau vorgelesen. Endlich wird die köstliche Schlußgeschichte vom armen Mr. Bendetti, der vom Pferd auf den Esel kommt, dann aber durch seinen „singenden Esel“ wieder zu hohen Ehren aufsteigt, auch den griesgrämigsten Leser aufheitern; ich glaube sogar einigermaßen dafür garantieren zu können.

Mit einer anspruchslosen, aber liebenswürdigen Gabe kommt diesmal Gustav Falke in seinem Humoreskenbändchen „Potts“. (Janssen, Hamburg.) Ein Kabinettstückchen ist die erste Erzählung „Potts Hühner“. Wie sich Frau Pott und Herr Pott — die Reihenfolge ist nicht Zufall — durch ihr treffliches Faktotum Schönmaus 12 Rassehühner besorgen lassen, wie sie dann allmählich merken, daß sie „böse angeführt“ sind, daß von Rasse bei den Hennen keine Spur vorhanden ist, ja der Hahn sogar „ein ganz gemeiner Kerl ist“; wie dann eines Morgens drei Hühner tot und fünf krank sind, wie nun Herr und Frau Pott sich gegenseitig giften und quälen, bis

dann plötzlich die alte dicke weiße Henne, das sogenannte „Büxenhuhn", ein Einsehen hat und ein veritables Ei legt, das dann den Ehefrieden plötzlich wieder herstellt — das ist sehr drollig erzählt und wird manchen Leser locken und viel Beifall finden. Das gelungenste Stück der Sammlung ist vielleicht das dritte, die tragikomische Charakterstudie „Persönlichkeit", die mir schon früher in einem andern Humoreskenbändchen Falkes begegnet ist; hier gibt der Hamburger Dichter mehr Charakterkomik als Situationskomik, die leicht ermüdet.

* * *

Ein höchst eigenartiges Werk, ja ich glaube sogar, ein novum und ein unicum dürfte sein „Der Geburtstag", ein Geschichtenbuch mit Bildern, gedichtet und gemalt von der V. Mädchenklasse der Schule an der Birkenstraße in Bremen, herausgegeben von H. Scharrelmann (Hamburg, ebenda). Der Bremer Volksschullehrer Scharrelmann hat sich durch seine den Unterricht und seine Methoden neu belebenden Bücher, z. B. „Der Weg zur Kraft", in pädagogischen Kreisen schnell einen Namen gemacht. Scharrelmann ist ein geschworener Gegner des Schematismus und des traditionellen Schultrabs, der sehr oft in einem bösen Schlendrian endet. Scharrelmann will vor allem die Kinder zur freien Selbsttätigkeit und zum frisch-fröhlichen Schaffen erziehen und in dieser Entwicklungslinie bewegt sich auch sein vorliegender Versuch, mit einer ganzen Schulklasse ein alltägliches Vorkommnis des Lebens, das freilich im Kindesalter sehr wichtig zu sein pflegt, schaffend zu behandeln.

Wenn auch die Veröffentlichung von dergleichen Bilderbüchern schon im Interesse der kindlichen Naivität unserer Schüler und Schülerinnen vereinzelt bleiben möchte, so muß man andererseits das vorliegende Werkchen, namentlich für Lehrer und Lehrerinnen, für sehr instruktiv erklären und ihm weite Verbreitung und auch eine rege Nacheiferung in der stillen Praxis (natürlich mutatis mutandis) wünschen. Die 10 Kapitel — Wie Elfriede aufwachte, Der Geburtstagstisch, Das Postpaket, Onkel Fibi kommt, Die Laube, Die Freundinnen, Beim Spiel, Die Großmutter (die übrigens zum Fürchten aussieht), Allerlei Spaß und Der Abschied — sind mit je 10 interessanten Bildern geschmückt, die aus 150 Schülerinnenzeichnungen und Malereien auf dem Wege — ich möchte sagen — der künstlerischen Zuchtwahl gewonnen worden sind. Scharrelmann beschreibt dies ganze Verfahren in einem geschickt, doch nicht immer schlicht geschriebenen Erläuterungswort, in dem er schließlich wünscht, daß dies Werkchen seiner schaffenslustigen Mädchenklasse „als erstes, ungefälschtes Dokument (auf Dresdener Ausstellungen sah ich übrigens auch schon dergleichen Dokumente) kindlicher Schaffenskraft Zeugnis ablegen" möge „für die große geistige Bewegung unserer Zeit, die die Beseligung des Kindes auf ihre Fahne geschrieben hat." Kurz zuvor hat der Verfasser in diesem Falle ein wenig überpathetisch, aber sonst sicherlich aus berechtigtem Anlaß gewünscht: „Möge unser „Geburtstag" mithelfen, daß dereinst für alle Schulkinder Deutschlands der große Geburtstag anbricht, wo die erzwungenen Arbeiten, die die

Schule heute von ihnen verlangt und der ganze ungeheure Druck, unter dem wir Schulleute leiden, schwindet und eine neue Schule geboren wird, deren Aufgabe es ist, den Unterricht dem Leben ähnlicher zu gestalten, die große Kluft zwischen Spiel und Arbeit zu überbrücken, daß bald ein neues, gesundes und glücklicheres Volk entsteht als das jetzige." Wenn H. Scharrelmann glaubt, daß eine solche neue Zeit plötzlich anbrechen könnte, dann irrt er gewaltig; alles Neue muß unter langen Kämpfen und bitteren Enttäuschungen aller Art aus dem Alten entwickelt werden, aber diese Entwicklung darf nie still stehen, sondern muß stetig durch neue Bewegungen und Anregungen unterstützt werden. Und in diesem Sinne verstehe und begrüße ich auch sein Büchlein vom Schaffen der Schule.

* * *

Zum Schluß sei hier noch auf ein verdienstvolles Unternehmen des neuerdings nach manchem unfruchtbaren Hin- und Herexerimentieren immer positiver arbeitenden Inselverlags (Leipzig) hingewiesen. Es ist dies endlich einmal eine vollständige deutsche Ausgabe von den Erzählungen aus den 1001 Nächten, und zwar auf Grund der Burtonschen englischen Ausgabe, besorgt von Felix Paul Greve. Warum man nicht gleich auf die arabischen Quellen zurückgehen konnte oder nicht wollte, weiß ich nicht und kenne auch die Quellenverhältnisse nicht so weit, um mir ein Urteil erlauben zu dürfen. Die Genauigkeit der Übersetzung konnte ich ebenfalls nicht nachprüfen, nur den deutschen Ausdruck fand ich bisweilen ungelenk. Die neue Ausgabe ist auf 12 Bände berechnet, von denen 3 in sehr geschmackvoller Ausstattung vorliegen. Ein recht gespreiztes Vorwort des sich gern an der schönen Phrase berauschenden Hugo v. Hofmannsthal leitet den ersten Band ein. Um Verwechselungen vorzubeugen, sei hier betont, daß diese ungekürzte Ausgabe der unsterblichen Schahrazaderzählungen weder für die reifere noch für die unreife Jugend gemeint ist, und selbst für prüde Gemüter unter den Erwachsenen nicht gerade zu empfehlen ist. Nur wer sich an das Ganze dieser wunderbaren Märchenpoesie halten will und zugleich ein wenig historisches Verständnis für die alte Kultur des Orients wie für die Psyche des Islam mitbringt, oder endlich — wer noch die jetzt selten gewordene Naivität des echten Kindes oder des Künstlers besitzt, der wird einen ungetrübten, vollen Genuß an diesem einzigartigen Wunderwerk haben können.

Aber auch ich „bemerke (wie Schahrazad) das Grauen des Tages und halte inne in der verstatteten Rede."

Alle auf den redaktionellen Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an den Herausgeber **Prof. Dr. Otto Hötzsch in Posen, Mühlenstr. 6,** alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten, insbesondere auch die Sendungen von Besprechungsexemplaren, an den **Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Posen.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

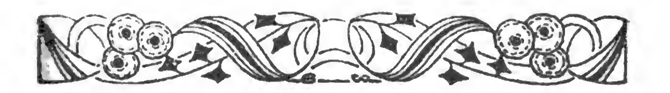
Begründet von Julius Lohmeyer

Herausgegeben von Professor Dr. Otto Hötzsch.

Sechster Jahrgang

September 1907 Heft 12

Prinz Emil Schönaich-Carolath: Leitspruch 721
Timm Kröger: Das Wunderbare. Novelle 721
Franz Wugk in Paris: Was die Franzosen in Deutschland sehn 737
Bücherschau 750
Gustav Falke: Die Brüder. Gedicht 751
Prof. Dr. W. Dibelius in Posen: John Ruskin und sein Werk 753
H. F. Ledeganck in Berlin: Bilder aus Cuba 762
Gertrud Freiin le Fort: Das Lied von der weißen Rose. Gedicht 771
A. K. T. Tielo: Rolf Schwanhelm. Ballade 772
A. Brausewetter: Goethes Stellung zur christlichen Weltanschauung 777
L. Awilow: Der Mann der Ordnung. Erzählung aus dem Russischen 786
Oberlehrer Fritz Graef in Flensburg: Deutsche und Dänen in der Nordmark 809
Dr. Hans Plehn in London: Die Unruhen in Indien 821
Prof. Dr. Alfred Biese in Neuwied: Psychologie der Volksdichtung 829
Prof. Dr. Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik 830
W. v. Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik . . 837
Oberlehrer Dr. Johannes Zemmrich in Plauen: Das Deutschtum im Auslande. IV. 844
Prof. Dr. Paul Schubring in Berlin: Kunstgeschichtliches . . 855
Bücherschau 864



Mein Deutschland, du bist stark und groß,
Und doch ist eigen deinen Söhnen
Ein weicher Kern, ein Sehnsuchtslos
Nach allem Fernen, allem Schönen;
In deutschen Liedern lockt und klingt,
Es wohnt in deutschen Herzensträumen
Der Circe Lachen goldbeschwingt,
Des Griechenmeeres weiches Schäumen.

O sei gesegnet, dunkler Ruf
Vom Nertushaine, der uns Zeiten
Der Sehnsucht nach dem Schönen schuf,
Nach langen Lenzen, gottgeweihten!
Heil unserm Volke, das mit Wucht
Die Scholle pflügt, der wir entstammen,
Und dennoch Lebensgipfel sucht,
Drauf ewge Wachefeuer flammen.

Aus einem Gedichte des Prinzen Emil Schönaich-Carolath.

Das Wunderbare.

Eine Novelle
von
Timm Kröger.

Erstes Kapitel.

Und wenn er auch viel las, und wenn auch Mutter und Hanchen bei ihm saßen, so oft und so lange sie konnten — so sah der Kranke doch manche Tagesstunde mit wachen Träumen in seine Stube hinein, und durch die Fenster zum Garten hinaus.

Hinter dem Fenster blühten Rosen, hinter den Rosen standen Birnbäume, darunter ein paar Riesen mit rundem Säulenschaft aufsteigend, unter müder segenschwerer Krone, weiter weg war ein blanker Teich, und die Scheunen eines Gutshofes spiegelten sich darin.

Aber ganz hinten am Horizont stand immer, darauf hätte er schwören mögen, da stand hoch und hehr, in die Wolken hineingereckt, ein Frauenbild mit hoch erhobener Rechten.

Und auch heute träumte er so. — Da sagte eine gute, eine derbe Stimme: „Guten Tag, mein Lieber, wie geht es Ihnen?“ — Doktor Volkmann stand an seinem Bett, reichte ihm die Hand, setzte sich und legte nach seiner Gewohnheit beide Hände auf den Silberknopf seines Stocks. Da wich der Engel und was er in der Rechten trug, da lag der Kranke wieder in seinem prosaischen Bett.

Doktor Volkmann war der Arzt des Kranken, er machte seinen Krankenbesuch. Daß jede Hoffnung auf Besserung ausgeschlossen sei, hatte der alte Herr den Angehörigen längst gesagt. Wenn er dessenungeachtet von Zeit zu Zeit vorkam, so geschah es, um den Kranken nicht empfinden zu lassen, daß die wissenschaftliche Heilkunde sich ihm gegenüber als hilflos erklären müsse. Das galt im vollsten Wortsinn, denn selbst die Narkotica konnte sie in ihren Dosen und Kruken behalten: der Kranke litt keine Schmerzen. Und das Verlangen nach gemütsauffrischenden Mitteln hatte sie eigentlich auch nicht zu besorgen: der Patient benötigte ihrer nicht. Denn selten war jemand so gleichmäßiger Heiterkeit, wie der junge an langjähriger Lähmung danieder liegende Wilhelm Vogeler.

Der Doktor kam aber nicht allein des Kranken wegen — er hatte auch selbst was von dem Besuch, es plauderte sich zu nett mit dem lahmen Philosophen. Und das ging los, sobald er mit seiner hergebrachten Rede von hartnäckigen Lähmungszuständen, die schließlich aber doch, wenn ein gewisser Punkt erreicht sei, von selbst schwänden, wenn er mit dieser frommen Lüge fertig geworden war.

Wilhelm hatte sich immer mit einem Lächeln begnügt — heute aber brach die Liebe zur Offenheit durch.

„Lieber Herr Doktor,“ sagte er, „machen Sie sich doch nicht so viel Mühe; ich weiß, wie es mit mir steht und was mir fehlt.“

Der alte Herr tat überrascht.

„Sieh mal an, nun sind der junge Herr auch wohl über die Medizin gekommen. Das kann ja nett werden. — Nun, wenn Sie es so genau wissen, was Ihnen fehlt, dann sagen Sie es mal!“

Der Kranke bewahrte ein ruhiges Lächeln.

„Haben Sie, verehrter Herr Doktor“ — antwortete er — „haben Sie schon mal von einem schweren Leiden gehört, von dem man nicht wieder aufsteht. Ich kenne es, ich weiß sogar seinen lateinischen Namen und das andere, was davon auszusagen ist, auch. Wenn Sie befehlen, bete ich meine Lektion her.“

Der Doktor glaubte diese Ansicht ausreuten zu müssen, wußte aber nicht recht — wie. Sollte er scherzen, sollte er wütend tun? Er entschied

sich für ein bißchen Zorn und stieß, dies zu zeigen, mit seinem Handstock auf die Dielen.

„Es wird zu toll“ — rief er — „alles hat er durchgelesen, nun kommt auch die Medizin heran. Aber das sage ich Ihnen, dies Studium erzeugt ohne Klinik und Laboratorium nichts als Pfuscher, und das ist gefährlich, denn der Pfuscher kriegt alles in den verkehrten Hals. Fahren Sie nur so fort! Sie lesen sich jedes Gebrechen an, die Reihe durch, und bei jedem nachfolgenden Paragraphen stimmts immer besser.“

„Doktor,“ erwiderte der Angestrafte, „in andern Fällen ist an dem, was Sie sagen, etwas daran, hier aber nicht. Sie wissen auch ja selbst ganz gut, was mir fehlt und daß ich die Gewißheit habe, nach nicht gar zu langer Zeit . . . Wie sagte doch der fromme Papst Alexander Borgia, wenn er jemand vergiften lassen wollte? Es sei Zeit, daß der Freund die zeitlichen Güter mit den ewigen vertausche. So stehts auch mit mir, auch ich bin im Begriff denselben vorteilhaften Tausch zu machen.“

Die Mutter des Kranken war darauf zugekommen, ohne daß man ihrer gewahr geworden war, sie stand an der vom Krankenzimmer nach der Wohnstube hinüberführenden Tür, die letzten Worte ihres Sohnes hatte sie mitangehört.

„Was,“ fragt sie, „was sagt mein Sohn da?“

„Ja,“ erwiderte der Doktor, „was redet der? Wild redet er, gnädige Frau. Er spricht von Sterben und freut sich auf das neue Strahlenhemd, auf das er hofft, wenn er hier seine Augen geschlossen hat.“

Wilhelm sah seine Mutter zärtlich an.

„Ja, Mutter, — — auf das Strahlenhemd hoffe ich allerdings. Und zu lange kann es ja nicht mehr dauern. Und ich freue mich darauf. Nur eines ist mir im Wege: ich meine, ich komme zu glatt ins ewige Leben. Denn . . . Mutter, Doktor, sagt selbst . . . war je einer so glücklich wie ich? Habe ich auf Erden von Euch, von Hanchen, von Harald, von allen, — habe ich jemals etwas anderes als Liebe erfahren? Habe ich je Kämpfe und Versuchungen zu bestehen gehabt? Wie kann man von einer Seele, die niemals Gelegenheit und niemals Veranlassung gehabt hat, Übles zu tun, sagen, daß sie sich bewährt habe? Und wenn auch alles nichts machte, ich möchte doch lieber auf Erden ein Kämpfer gewesen sein und — überwunden haben.“

Auf der jungen Stirn des Kranken erschienen ein paar Falten.

„Wenn ich nur mal ein Leid erfahren könnte, wenn ich meinem Herzen nur mal einen Verzicht abringen müßte, dann ginge es allenfalls. So aber, wie ich bin, kann ich nur ein Geduldeter im Himmelssaal sein,

immer auf meine Mutter warten und vor der Himmelstür stehen — Mutting, verstehe mich nicht falsch, ich will gern lange, sehr lange warten. — Ich meine nur, ich stehe den lieben Engeln überall unter den Füßen herum, weil ich mir kein rechtes Himmelsbürgerrecht zuschreibe."

„Da haben Sie recht," scherzte der Doktor, „entweder ein tüchtiger, weicher Himmelssessel oder zurück zur Erde!"

„Kann man denn das, Doktor?"

„Gewiß kann man! So viel Sie auch in Ihren Kopf hineingelesen haben, junger Freund, die mystische, die spiritistische Weltanschauung scheint Ihnen doch fremd geblieben zu sein. Wissen Sie, was die sagt? Die sagt ganz so wie Sie. Eine Seele, sagt sie, die in den Prüfungen des Lebens schlecht bestanden hat oder keine Gelegenheit gehabt hat, sich zu bewähren — mit einem Wort eine, die nicht genügend geläutert ist, wird wieder ins irdische Jammertal zurückgeschickt, just wie in den Erdenfamilien eine Tochter vom Hause geschickt wird, Unterschied zu lernen, wenn die Erfahrung des Vaterhauses nicht genug ausgetan hat. Es kommt das freilich auf eine Art Seelenwanderung hinaus. Und gern denken die Herren sich die Sache so, daß die Seele als neuer Lebenskeim in den Zuwachs neuer Generationen ihres Geschlechts fährt."

Der Kranke lachte froh auf.

„Auf die Weise kann man ja sein eigener Ältervater gewesen sein."

„Gewiß."

„Aber das müßte man doch erinnern."

„Doch nicht. Man müßte es nicht allein nicht wissen, sagt die Philosophie der Mystik, man kann es nicht einmal erinnern. Der Mensch ist — nach ihrer Lehre — ein Doppelwesen mit einem doppelten Bewußtsein, zu vergleichen zwei konzentrisch um einen Punkt gezogenen Kreisen, die dem Empfindungsschwellen beider Wesen entsprechen. Der weitere ist der Kreis der transcendenten Persönlichkeit, der kleine Kreis die irdische Person und das irdische Bewußtsein. Die transcendente Person in uns weiß alles, was in ihrem Kreis beschlossen ist, also auch den in ihr liegenden Erinnerungskreis der irdischen. Die irdische dagegen weiß, so lange sie mit dem schweren Rüstzeug unseres Leibes belastet ist, nichts von dem, was die transcendentale erlebt oder erlebt hat, da es über ihre Empfindungsschwelle hinausgeht. Nur bei den sogenannten okkulten Erscheinungen ragt die außerhalb unserer Erfahrung liegende Welt in ihren Kreis hinein. Das sind und bleiben aber Ausnahmefälle."

„Ja, das sind so Geschichten," setzte der Doktor zur Mutter des Kranken hingewendet hinzu.

„Mir zu gelehrt.“

„Klingt wenigstens so,“ erwiderte der Doktor.

„Vor allen Dingen,“ fiel der Kranke ein, „ist es interessant. Wenn Sie die Güte haben wollten, mir ein paar Bücher über Spiritismus zu schicken, dann verspreche ich Ihnen, nicht länger Medizin zu studieren.“

Das sagte der Doktor zu.

„Das wird eine Freude,“ erwiderte der Kranke. „Sie sagen freilich, man weiß nichts davon, was man früher gewesen ist, und Bestimmtes kann ich auch ja darüber nicht aussagen. Und doch glaube ich, daß ich mein Großvater war.“

„Aber Wilhelm!“ rief die Mutter.

„Ja, Mutter,“ scherzte der Kranke, „Großvater ist ja, wie ich höre, ein fröhlicher aber auch bißchen leichter Bursche gewesen, ist deshalb auch wohl als nicht hinreichend vorbereitet zurückgeschickt worden. Und nun scheint der Versuch ja wieder verfehlt, nun mußte er in einen Leib fahren, der den ganzen Tag im Bett liegt und keine Anfechtungen hat.“

„Aber Wilhelm!“ rief die Mutter wieder.

„Ich glaube ganz bestimmt, daß ich dein Schwiegervater gewesen bin, Mama. Erinnerst du noch, du erzähltest, Großvater habe am Halse ein Mal gehabt? Seine Mutter hat sich, als sie mit ihm ging, an einer kleinen Schlange versehen, die aus dem Graben kroch, wie sie eine Heckenrose pflückte. Sie trug nach der Mode ein ausgeschnittenes Kleid, rief erschreckt: Ach! und schlug mit der Hand in der Gegend der Schulter auf ihre Büste. Da sah man bei dem Neugeborenen an derselben Stelle ein kleines Schlangenbild. Der Vater hats nicht gehabt, ich aber hab's wieder, wenn auch ganz schwach. Wenn man bei mir die Haut reibt, sieht man es ganz deutlich. Daraus schließe ich, daß ich eigentlich dein Schwiegervater bin.“

Die Mutter bestätigte die Tatsachen, der Doktor interessierte sich, das Vorhandensein des Mals wurde bei dem Kranken festgestellt. — Siehe da! — nach leichter Reibung blieb eine in geschwungenen Linien gezeichnete Rötung. Es war ein kleines Schlangenbild, man unterschied ordentlich den Kopf.

Es war ein junges Mädchen hinzugekommen, das stand mit freundlichem Lächeln zu Füßen des Bettes.

„Was sagst du dazu, Hanchen!“ fragte der Kranke.

„Wozu, mein Lieber?“

„Nun, du hast das Letzte doch mit angehört. Was sagst du dazu, daß ich mein eigener Großvater gewesen bin? Was hältst du überhaupt von Seelenwanderung und Spiritismus?“

Hanchen bedeckte die Augen mit der Hand, ließ sie aber gleich, als ob sich das in Gegenwart des alten Herrn nicht passe, wieder frei und lachte, indem sie sagte:

„Was soll ein junges ungelehrtes Mädchen dazu sagen? Ich sage wie ... wie ... War es nicht die Prinzessin im Tasso? Ich sage wie die: Ich höre gerne zu, wenn kluge Männer reden, und freue mich, daß ich versteh, wie sie es meinen. So ungefähr stehts im Buch."

Der Doktor sah das junge hübsche, braune Ding mit Wohlgefallen an.

„Ungelehrt, Fräulein Johanna? Das weiß ich nicht, ich hoffe, Sie noch mal so genau kennen zu lernen, darüber zu urteilen. Jedenfalls haben Sie Ihren Goethe gut im Kopf."

Er stand auf, Abschied zu nehmen. „Die Bücher schicke ich Ihnen," sagte er. „Es sind Perlen darin, sie liegen aber bisweilen unter Schutt. Lesen Sie sich nur nicht fest, junger Freund!"

„Leben Sie recht wohl," verabschiedete er sich bei der Mutter und bei Hanchen. „Ich sehe Sie einige Zeit nicht. Morgen gehe ich daran, meinen schon ein paar Jahrzehnte gehegten Wunsch auszuführen — morgen trete ich mit meiner Frau die schon längst geplante Reise an. Kollege Freese vertritt mich. Ich bin überzeugt, ich sehe Sie alle gesund und frisch wieder."

„Auch mich?" fragte Wilhelm.

Der Doktor überhörte das.

„Den Spiritismus bekommen Sie noch heute Abend," sagte er, damit ging er aus der Tür.

Zweites Kapitel.

Der Kranke las, und immer lieber weilte er in den Stollen und Gängen der mystischen Lehren.

Das Haus war frei hingestellt, die ziemlich nach Nordosten belegene Stube ging nach den Gärten und nach dessen Rosenbüschen hinaus, und Morgensonne war so viel im Zimmer, wie man nur wünschen mochte.

Sie kam durch die Glasveranda von den Blumentöpfen her — taufrisch und duftbeladen und fing gleich an, die farbenschweren Samtvorhänge nach Mutters Stube hin zu bleichen und die unter dem Kronleuchter baumelnde Papierrose zu bestrahlen. In den Papierrosen hatten sich meistens drei bis vier Fliegen vergraben, andere Paare schwirrten Kreise und Ellipsen um sie herum. Alle diese Geflügelten nährten ihr armes Fliegenleben von der Sonne, lobten sie so gut sie konnten, und freuten sich eines sonnenhaften Fliegenfrohsinns.

„Wird die Sonne dir auch lästig, kleiner Wilhelm. Soll ich die Rolläden herunterlassen?"

So fragten Mutter und Hanchen den Kranken, den immer in der Nordoststube im weichen Daunenbett Hingestreckten.

Er brauchte gar nicht ganz aufrecht zu sitzen, er konnte auch so, wenn er den Kopf nur ein wenig im Kissen aufstützte, in den Garten und ins Weite sehen. Für Mutter und Hanchen blieb er der kleine Wilhelm, obgleich er bei seinem mehr als ein Dutzend Jahre dauernden Krankenlager ein Mann geworden war. Oder man muß wohl sagen: er wäre einer geworden, wenn die Krankheit seine Entwicklung nicht gehemmt hätte. Nun hatte er auch im Aussehen und in seiner Denkweise etwas Kindliches behalten.

Die ersten Jahre seines Leidens hatte er im Lehnstuhl zugebracht, die mittleren halb im Lehnstuhl und halb im Bett — nun aber, nachdem die Lähmung immer weiter gegangen war, verließ er kaum noch sein Lager.

„Wird dir die Sonne auch lästig?" fragte die Mutter. „Soll ich auch die Rolläden herunterlassen?" fragte Hanchen.

Hanchen war eine Schwestertochter der Mutter, wie Kind im Hause und nicht anders als eine wirkliche Tochter im Hause groß geworden — fünf Jahre jünger als der kranke Wilhelm. Von der Zeit, wo dieser gesund gewesen war, hatte sie nur eine dunkle Erinnerung. Zu ihm war sie nichts mehr und nichts weniger als eine Schwester, und die liebste aller ihr obliegenden Pflichten war, ihn zu verhätscheln, wie es auch die Mutter tat.

Ihre Lippen waren am schönsten, wenn sie lachten und freundlich taten. Und waren sie jemals anders? Der Glanz ihrer Augen hatte einen braunen treuherzigen Ton. Wen dieser Blick liebkoste, der mochte kalt und trocken bleiben, wenn er es vermochte.

Wenn Mutter und Hanchen fragten, ob ihrem Pflegling die Sonne auch lästig werde, dann bat der Kranke selten darum, das Licht auszusperren. Im Gegenteil: er hatte seine Freude an der Sonne, er mochte gerne sehen, wenn sie die Farben bleichte, die Streifen ihrer langsamen Stunden weiter zog, die harten Fensterausschnitte die Dielen entlang schob und über Tische und Sessel warf. Dabei wurde ihm selbst sonnenhaft zu Mute. Traf nun ihr Strahl gar das Vogelbauer, und fing der gelbe Federmann dann hinter seinen Stäben zu singen an, dann summte Wilhelm ihm alle Schlager und Roller innerlich nach.

Im hohen Sommer blieb die Sonne bis Mittag und empfahl sich dann bis zum Abend. Zum Gutenabendgruß erschien sie Wilhelm

wieder. Sie sah dann durch das an der nördlichen Wand angebrachte Fensterchen, röter als am Mittag und sanfter und milder als am Morgen, und in gesammelter freundlicher Würde ging sie immer runder und immer farbiger hinter den am Grenzzaun stehenden Gartenbüschen hinab.

Geh du nur! dachte dann der, der im Bett lag und sich an ihren Strahlen labte. Geh! Als ob ich nicht wüßte, daß es nicht das letzte ist, was ich heute von dir sehe. Und in all deiner Pracht bist du niemals schöner, als in dem Flammengruß aus Wolkenqualm und Nebeldunst, wenn das Abendrot aufflammt.

Und wenn dann wirklich die Abendröte kam, dann deuchte dem Kranken immer, hinter dem Abendrot und im Abendrot stehe ein Frauenbild mit hoch erhobener Rechten. Und in der hoch erhobenen Rechten leicht im Rund der zarten Fingerspitzen trage es eine Schale. Und die Silberschale berge das köstlichste Gut, was der Herr des Himmels und der Erde den Menschen auszugießen beschlossen hat.

Geh nur, liebe Sonne!

Freilich — nicht immer warf der Sommergott Rosen und Grüße ins All, aber das schadete kaum. Und hätte der Kranke es auch nur ein halbes Dutzend mal im Jahr gesehen, ja nur ein einziges mal: es blieb ihm für immer zu eigen . . . ein Friedensengel . . . riesengroß . . . Lächeln im Antlitz . . . und das wogende und schäumende Wunderbare in der silbernen Schale.

* * *

Wenn er lag und sann, dachte der Kranke viel an seine Mutter und an Hanchen. Er dachte aber auch an seinen einige Jahre älteren Bruder Harald, wenn auch nicht täglich und nicht so oft. Harald war Marineoffizier und war zur asiatischen Flotte kommandiert und jetzt auf der Heimreise. Lange wird es nicht mehr dauern, dann wird er zurück sein und Mutter und Bruder, vor allen Dingen aber das ihm als Braut versprochene Hanchen ans Herz drücken.

Der Kranke konnte sich das Liebeskonzert der Angehörigen, das ihn umwogte, kaum vollendeter denken, als es war. Wie wird sich der dritte Geigenstrich hineinfügen?

Wilhelm las in den mystischen Büchern. Hanchen neckte ihn mit dem dummen Kram; er hörte es gern, es stand ihr alles, was sie tat, so gut und reizend. Wenn das liebe Mädchen kam und mit ihm zu reden anfing, dann legte er — und wären die Stellen, worüber er brütete, auch noch viel interessanter gewesen als sie waren — er hätte es doch

getan —, dann legte er das Buch hin und schwatzte mit dem Hanchen. — Wie lange wirds noch währen und sie ist Haralds Frau!

Aber daran dachte sie gerade dann am wenigsten, wenn sie mit Wilhelm sprach. Wilhelm war ihr Bruder, ihr kleiner kranker Geselle. Und daß sie seine Tage besonnte, war ihr Stolz. Und deshalb flatterte sie mit ihrem weichen, lustigen, braunen Glanzhaar vor seinem Bett herum — das dünkte den Kranken zehnmal lichter als Sonnenschein. Über weiche, rote Lippen summte sie ihre Lieder hin — dafür gab Wilhelm tausendmal die Roller seines gelben Stubenkameraden.

Der Vogel sah das nicht ein, er schmetterte seine Schlager in die Mädchenlieder hinein.

„Häng ein Tuch übers Bauer," bat Wilhelm eines Tags. „Heut will ich nur dich hören. Häng ein Tuch über, Hans soll still sein!"

Hanchen tat nach Geheiß, der Vogel war beleidigt und schwieg, Hanchen aber hatte sich weiter summend im Hintergrund der Stube beim Sekretär zum Sticken niedergelassen, das Licht fiel dort besser auf ihre Arbeit.

„Hanchen, wo bist du?" rief der Kranke. „Hier, mein Lieber." — „Bitte nicht da, da sollst du nicht sitzen, du sollst an meinem Bett sitzen, ich muß dich sehen, wenn du singst, ich muß dich immer, immer sehen."

„Und dann — zieh mir die Kissen bißchen hoch, was Hanchen?"

Das Mädchen lachte.

„Sieh mal den Kleinen, den Verzug!" Und sie stand auf. „Sei man ruhig, mein guter Junge. Ich will dich zurecht legen und dann will ich sitzen, wo ich soll."

Sie legte den rechten Arm um des Kranken Kissen und Rücken und richtete ihn sanft auf . . . Er war leicht wie ein Kind . . . er war mager . . . zum Skelett abgemagert, sie fühlte kaum eine Schwere in ihrem Arm.

„So mein Junge, nun lege beide Arme um meinen Nacken und halt dich einen Augenblick fest. Meine Hände werden derweilen die Kissen aufschütten."

Er hing an ihrem Halse, ihr Atem ging über ihn her . . . er trank die Süße des Augenblicks mit stillem Behagen. Wie war es möglich! — Wie konnte jemand so schön sein und so gesund! — Die reichen, braunen Flechten wollten sich durch die Nadeln nicht bändigen lassen, und wenn auch noch so viele in dem prächtigen Haarkranz verneſtelt waren. War es eine volle Flechte, war es nur eine Locke? Es ging aber was Weiches und Duftbeschwertes bei ihren Bewegungen über sein

Gesicht. Braunes Haar war es jedenfalls. — Handchen — wollte er sagen — gib mir eine Locke davon — aber er brachte es vor Seligkeit nicht heraus.

Und nun war alles so zurecht gezogen und gezupft und getan, wie der Kranke und seine Pflegerin es haben wollten. Und sie hielt ihn in beiden Armen und ließ ihn sanft in seine alte Lage zurücksinken. Mit reinem weichen Kindergesicht sah er zu ihr auf. Da vergaß sie es ganz und gar, daß sie einen erwachsenen Mann in ihren Armen hielt — für sie war er nichts mehr und nichts weniger als ein armes, krankes, nach Liebe verlangendes und der zärtlichen Liebe würdiges Kind.

„Armer kleiner Wilhelm," sagte sie und küßte ihn erst auf die rechte Wange, dann auf die linke und dann auf den bleichen Mund. „Bist mein lieber Wilhelm," wiederholte sie und küßte ihn wieder. Und dann schlug und faltete sie auch sein Deckbett zurecht, erfreute sich ein paar Sekunden lächelnd an dem von ihr gebetteten Kinderglück, und flüsterte: „Nun schläft mein Kleiner ein Stündchen, Mama schläft auch, ich geh nur flink mal zu Grete Müllern hinüber, komme gleich wieder, und dann mache ich Kaffee, den soll Mama dir bringen." Und als sie das gesagt hatte, ging sie auf leisen Sohlen aus der Stube und machte die Tür ohne Laut und Geräusch hinter sich zu.

Nach einer Weile kam die Mutter mit dem Kaffee. Schon im Wohnzimmer hörte sie ihren Sohn vernehmlich lachen. Sie ging hinein, Wilhelm lachte wieder. Sie sah, er tat es halb im Schlaf, und stand gerührt an seinem Lager.

Aber der Blick der Mutter machte ihn ganz wach, er hob die Lider, und seine Augen waren voll von Glück und Glanz.

„Junge," sagte sie, „dir muß was Gutes geträumt haben."

„Das ist auch so," erwiderte er, und zum erstenmal erzählte er seiner Mutter von dem hohen Frauenbild, soweit sich dergleichen in Worte fassen läßt . . . Die Rechte hoch erhoben und eine Silberschale leicht im Fingerrund getragen, und darin das Köstliche, das Wunderbare.

„Und was ist denn das Köstliche, das Wunderbare, das Beste von allen Verheißungen des Himmels?"

„Ja, wenn Mutting das nicht weiß, ich weiß es auch nicht. Ich dachte, Mütter wüßten alles."

So redend, hatte er der Mutter nur alte Geschichten gesagt und nicht alles, was er geschaut hatte. Denn er hatte nicht nur das Frauenbild gesehen, das ihm das Köstliche brachte, er hatte auch gesehen: Handchen war es in Person. Und dann noch mehr. Erst hatte sie auch

jetzt die Silberschale, worin das von dem Herrn Ausgegossene am Rande aufschäumte und wogte, mit der Rechten im Rund der Fingerspitzen getragen, dann aber war das verschwunden, dann hatte sie das Wunderbare in ihren Armen gewiegt, voller Mutterlust, so wie eine junge Frau ihr Erstgeborenes herzt.

Drittes Kapitel.

Er brauchte nicht, wie Lichtenberg gewollt, von Göttingen nach Hamburg auf den Knien rutschen, um einen Zipfel des uns von der Ewigkeit trennenden Vorhangs zu lüften, er brauchte nur Blatt für Blatt zu wenden und den geheimnisvollen Sinn der hingewirbelten Zeichen entwirren.

„Mutter," sagte er eines Tags, „das sehe ich immer klarer, ich habe es zu gut gehabt. Ohne Prüfung kann keiner in den Himmel kommen, ich werde noch mal vom Hause geschickt werden, ich werde noch mal Mensch werden müssen."

Die Angeredete wußte nicht recht, was sie antworten sollte. Diese Art zu denken und zu träumen war ihr fremd. Sie antwortete nur: „Wilhelm, schlag dir doch solche Gedanken aus dem Kopf!"

„Warum, Mutting? Ich möchte gern wissen, wie dein Wunsch ist. Soll ich wiederkommen, Mutter?"

„Kind, Kind! Versündige dich nicht! Kann man überhaupt zurück? Steht das, daß man noch mal Mensch wird, in der Bibel?"

„Nein, Mutter, in der Bibel steht es nicht."

„Dann wirds auch nicht so sein, denn an die Bibel müssen wir uns doch halten. — Nicht wahr mein Sohn?"

„Die Bibel, Mutter, ist zwar ein dunkles Buch, aber wenn man gewisse Teile und gewisse Kapitel ausnimmt, auch ein gutes Buch. In der Sittenlehre des neuen Testaments sind geradezu „erschütternde Wahrheiten", gewisse Wunder sind klassische Beispiele moderner Mystik. Aber das letzte Wort, Mutter, in allen Dingen das letzte Wort ... darf man doch wohl nicht in der Bibel suchen ... Und deshalb kann Seelenwanderung sehr wohl sein, obgleich es nicht in der Bibel steht."

„Aber Wilhelm, kleiner Wilhelm ... das hört sich ja gottlos an."

„Gottlos, Mutting? Daß ich nicht wüßte."

„Doch mein Sohn."

Er wollte darauf erwidern: Wie kann etwas gottlos sein, wenn es zu nichts anderem, als zu seiner Ehre geschieht? — Er sagte es nicht, die gute Mutter hätte es doch nicht verstanden. Aber ihm war klar bewußt,

daß er es hätte sagen dürfen. Ihm diente all sein Denken dazu, die hohen Werke des Allmächtigen Tag für Tag und mehr und mehr zu ergründen.

Und nun kam auch Hanchen zur Tür herein. Mit der war eben so wenig gut philosophieren, das wollte er aber auch nicht. Denn dem kranken Schwärmer war, als sehe er jetzt am hellen wachen Tag in der Stube hinter ihr ein verklärtes Abbild. Erst hatte sie die Rechte erhoben, und in der Silberschale wogte und schäumte die köstliche Verheißung gegen den Rand. Dann war die Schale verschwunden — nun zeigte sie das köstliche Wunder eines neuen kleinen Menschenkindes in mütterlichen Armen.

„Sieh Mutter," sagte er unwillkürlich, „da kommt sie hereingeschritten, durch die mir Heil widerfahren wird."

„Was habt ihr?" fragte Hanchen, da stand sie mitten in der Stube. Der kranke Wilhelm sah sie und ihre Schönheit jetzt mit klaren und nüchternen Tagesaugen an. Und sie stand nüchtern und allein, wie die andern Menschen alle in der Stube.

„Was habt ihr?" hatte Hanchen gefragt.

„Ach, unser Kleiner ist immer so wild, spricht von Sterben und fragt, ob er noch mal Mensch wird. Und von dir spricht er, als ob du ihm was bringen würdest, was er das Wunderbare nennt. Er weiß aber selbst nicht, was es ist."

Hanchen antwortete nur: „Ja, Wilhelm spricht immer so gut von mir."

„Mutter," fing sie plötzlich an, „ich hab heut nacht von Harald geträumt. Ich glaube, er wird früher kommen als wir gerechnet haben. Ich sah ein großes Kriegsschiff mit langem Heimatswimpel an einer Küste entlang fahren. Und Harald saß auf Deck und schrieb. Ich bin so froh, Mutting, daß er kommt."

In überströmender Hoffnung und Freude gab sie beiden, der Mutter und deren krankem Sohn einen Kuß.

„Tu das nicht wieder!" bat Wilhelm leise.

„Sei man ruhig, mein Kind," sagte die Mutter. „Mit Gottes Hilfe wird alles gut."

Sie darf es nicht wieder tun, dachte Wilhelm. Zum erstenmal lag ihm das Herz weh in der Brust. Er grub und forschte in Hanchens liebem Gesicht und dachte für sich: ich liebe sie, ja, ich liebe sie mehr, als ich darf, ich liebe sie nicht wie eine Schwester. Ich bin ein totkranker, ein sterbender Mann, und sie ist eine Gesunde, zum Leben Aufstrebende, und doch liebe ich sie. Sie ist die Braut meines Bruders und zählt die Tage und Stunden, wo er ihr ganz gehören wird, und doch liebe ich sie. Es ist zum Lachen ... nein, zum Weinen ist es.

Es muß wohl etwas, wie ein Seufzer bei ihm aufgestoßen sein, denn Hanchen und Mutter fragten beinahe gleichzeitig: „Fehlt dir etwas, Wilhelm?"

Der Kranke schüttelte den Kopf.

„Du liegst nicht gut," fuhr Hanchen fort. „Komm, ich will dir das Bett zurecht machen."

Da hing er wieder an ihrem Halse und ruhte an ihrer Brust. Wenn sie mich nur nicht küßt! dachte er. Sie darf mich nicht küssen. Wenn sie mich nur nicht küßt!

Und auch Hanchen fiel plötzlich ein, daß Wilhelm fünfundzwanzig Jahr alt geworden und ihr Vetter sei. Sie küßte ihn nicht, sie schlang sogar eine vornüber fallen wollende Locke rasch und energisch hinter die Ohrmuschel.

Und als der Tag sich neigte gerade zu der Zeit, als die Sonne am Nordfenster erschien, gingen Mutter und Hanchen beide hinaus. Und immer röter und runder und farbiger sank die Sonne hinter den Gesträuchen hinab. Und als sie schließlich nur noch durch das Blut ihrer Tränen den Himmel färbte, ergoß sich auch des Kranken Liebesschmerz in krampfhaftem Weinen.

Du hast Kampf haben wollen, sagte er für sich. Du hast deiner Seele einen schmerzlichen Verzicht abringen wollen. Wohl, nun ist er da, der Kampf, nun ringe! Aber wie er noch weinte, stieg am purpurnen Himmel und über das Gebüsch das hochragende Frauenbildnis herauf. Es war kein Zweifel mehr, es war Hanchen selbst. Und die köstlichste aller Verheißungen, ein schönes Menschenkind, wiegte sie weich und warm in Mutterarmen.

Viertes Kapitel.

Am folgenden Tage liefen zu gleicher Zeit ein Brief, den Harald an der spanischen Küste geschrieben hatte (das ist der, den er schrieb, als ich im Traum bei ihm war, behauptete Hanchen), und ein Telegramm aus England ein. Der Brief meldete, daß er wohl sei, das Telegramm setzte seine Ankunft auf Sonntag fest.

Die paar Tage bis Sonntag waren für das kleine Gartenhaus, das nach dem Blumen- und Obstgarten hinaussah, Freudentage, zumal Hanchen sang und jubilierte mit ihren schönen Nachtigalltönen dem Bräutigam entgegen.

„Mutter bekommt ihren Sohn wieder," frohlockte sie den Kranken an „du, Wilhelmche, bekommst deinen Bruder zurück. Was aber ist ein Sohn, was ein Bruder im Vergleich zu einem Bräutigam, und ich ... ich ... ich ... (und sie umschlang in den Lüften einen fingierten Bräutigam mit vollen weichen Armen) ... ich drücke meinen Geliebten ... meinen zukünftigen Mann an mein Herz. Kannst du dir dabei was denken, kleiner Mann?"

Der kleine Mann schien sich dabei nichts denken zu können, er war still geworden. Er antwortete nichts, er schloß die Augen und drückte sein kleingewordenes und immer kleiner werdendes Gesichtchen in die Kissen.

„Du, Wilhelm, was sagst du denn eigentlich? Freust du dich denn gar nicht? Sieh, mein Junge, so werde ich ihn umarmen, so werde ich ihn küssen."

Und wie sie das sagte, da hatte sie ihre Vorsätze vergessen, da war Wilhelm wieder der Kleine, das Kind, da beugte sie sich über Wilhelms Lager und hielt den Kranken und seine Kissen im Arm und bedeckte sein Angesicht und seinen Mund mit vielen Küssen.

„Du kannst es nur nicht so sagen, Wilhelm, du freust dich gewiß nicht weniger als ich, tust du nicht?"

Da sah er in Liebe zu ihr auf und antwortete: „Ich freue mich und wollte mich noch viel mehr freuen, wenn Harald dich nicht just von mir nehmen müßte."

„Mich von dir nehmen? Nein, Wilhelmche, da brauchst du nicht bange zu sein. Du und Mutting und ich und Harald — wir bleiben alle zusammen und haben uns alle miteinander lieb. Bist du nun zufrieden, du Lieber, du?"

Und wieder überschüttete sie den Armen mit Zärtlichkeiten.

Der Sonntag kam und brachte, was er versprochen hatte. „Ich komme mit dem 3 Uhr-Schnellzug," hatte Harald angezeigt, saß aber schon in dem zur Mittagszeit in dem Bahnhof einlaufenden Personenzug. Mutter und Hanchen machten sich gerade zurecht, ihn vom Bahnhof abzuholen, da trat er ins Zimmer.

Wilhelm hörte von seinem Lager aus die Freude, die Überraschung, den Jubel.

„Harald, mein Harald," hörte er Hanchens Stimme. „Mein Sohn, das ist aber eine Freude!" die Stimme der Mutter. Und dann war einen Augenblick alles still, nun lag Hanchen gewiß an der Brust ihres Geliebten und konnte sich im Umarmen und Liebhaben nicht genug tun. Und der Kranke pries das Geschick, daß die Tür nicht offen stand, und daß die Vorhänge lang und schwer in würdigen Falten herabhingen. Es kam doch etwas leiser und gedämpfter zu ihm her, er brauchte es doch nicht geradezu mitanzusehen, wie Harald und Hanchen auf seine Kosten glücklich waren.

„Was hast du für einen großen Bart bekommen und wie bist du braun gebrannt!" hörte er Hanchen ... „Wie bist du schön geworden!"

so die Stimme seines Bruders. Es war eine tiefe, sonore Stimme. Man hörte es schon aus der Stimme heraus: der Eigner war ein guter, gefesteter und auch ein hübscher Mann, er hatte sicher volles braunes Haar und einen großen wuchernden Bart. Schließlich sagte die Mutter: „Komm, Harald, im Nebenzimmer liegt ein kranker Mann, der will sich auch freuen!" Und da wurde die Tür aufgemacht, da schritt ein schöner, großer, brauner Offizier mit langem weichen Bart (fing das Kopfhaar nicht an, dünn zu werden?) in seine Stube hinein, trat an sein Lager, beugte sich über ihn und küßte ihn auf die Backe. „Gott sei gedankt," sagte er, „nun sehe ich mein Brüderchen wieder, das ich so grausam lieb habe ... Nicht wahr, Wilhelm, nun soll es eine Herrlichkeit mit uns werden ... du ... du?" und er schüttelte ihm die kranke Hand.

Wilhelm antwortete nicht, die hellen Tränen liefen ihm über die Backen.

„Das ist eine gute Antwort," sagte der große Bruder. „Ein stiller Tränenstrom quillt aus lieberfüllten Herzen!"

Und drei Monate später war stille Hochzeit — Harald und Hanchen waren Mann und Frau. Zu einer lauten Hochzeit war nicht Zeit und Stimmung, denn der Kranke war still und stiller geworden, sein flackerndes Lebenslicht lechzte am letzten Tropfen Öl. Wenn man ihn so weiß und blaß in seinem Linnen sah, dann glich er mehr und mehr einem toten Mann. Und auf der mageren Stirn glänzte ein Friede, der vom Himmel herab aus silberner Schale geträufelt war.

„Mutting," sagte er eines Tages, „nun werde ich doch nicht so ganz ohne Narben und Wunden vor dem Ewigen stehen, ich habe einen Kampf gehabt und habe — überwunden. Und ihr habt es gar nicht gemerkt. Ja, Mutting, sieh mich nur groß und fragend an! Ich habe dem großen, braunen, weitgereisten Bruder mein Hanchen nicht gönnen wollen. Ich bin hart mit mir verfahren, und nun habe ich das Unreine, was in mir aufquellen wollte, abgestoßen. Ich meine die Eifersucht und die Art Liebe, die nur dem Gesunden und Kräftigen ansteht ... Aber nun habe ich verzichtet. Und da ist auch das, was ich so schmerzlich entbehrt habe, eingekehrt, die Freude an Hanchens und an meines Bruders Glück. — Mutting," fuhr er nach einer Weile fort, „was meinst du? Ob das dem Herrgott wohl genügen wird, mich jetzt schon anzunehmen, oder ob er mich dessenungeachtet noch einmal niederwärts zur Erde schickt in grober Knechtsgestalt?"

Der Mutter liefen die Tränen über das Gesicht. „Mein Sohn, wie viele Menschen gibt es denn, die so viel Prüfungen gehabt haben wie

du und die sie bestanden haben wie du, Tapferer, du? Wenn das da oben nicht ausreicht, wie sollen wir Gesunden und Starken bestehen?"

„Ja, Mutter. Mitunter scheint mir auch, es könnte wohl genügen. Aber dann kommt eine Stimme in mir, die sagt: Laß dirs nicht genügen! Willst du allein als Gichtbrüchiger ins Himmelreich hinein? Nein, bitt' den Herrn, daß er dich das Erdenwallen noch einmal durchmachen läßt — als gesunder Mann des Lebens Kämpfe zu wagen. Ach, Mutter, ich weiß es, die Zeitungen und Bücher tragen ja das dumpfe Grollen bis an mein Bett — die Welt erdröhnt von Kampf. Vielleicht webt gerade jetzt die Gottheit für Jahrhunderte der Menschheit ein neues lebendiges Kleid. Ich hätte mitkämpfen mögen. Ach, Mutter, ich fühle so unbezwingliche Lust wiederzukehren und mitzutragen Last und Lust und Kampf und Weh."

„Komm näher, Mutter!" fuhr er fort, „ich will dir was leise sagen, ich will dir eine Hoffnung sagen. Du weißt, was ich immer sehe ... Hanchen groß, die Rechte hoch, mir das Köstlichste zu bringen, was der Herr der Welt jemals verheißen hat. Seitdem sie mich aber mal geküßt hat, und ich erkannte, daß ich sie nicht als Bruder, daß ich sie ganz anders liebte, trägt sie keine Schale mehr, nun wiegt sie ein kleines Kind in ihrem Arm. Und das bin ich. Paßt auf, wenn es geboren wird! Es trägt mein Muttermal der Schlange auf der Brust."

Am folgenden Morgen in der Frühe fast zu derselben Stunde, wo der von seiner Reise zurückkehrende Doktor Volkmann aus den Zug stieg, fand man den Dulder still entschlafen, Frieden auf der Stirn, sieghaftes Lächeln um den Mund. Die Augen hatte er aufgemacht, er hatte noch im Verscheiden Hanchen gesehen, etwas Köstliches in Mutterarmen wiegend.

Und bald sah man: Hanchen war eine gesegnete Frau. Und als sie ihrer Hoffnung genesen war, sagte die junge Großmutter: „Hanchen, der muß Wilhelm heißen. Denn er wird ein Blonder. Und nun wollen wir mal sehen, ob der Kleine auch sein Mal auf Schulter und Brust trägt."

Man sah und prüfte, Volkmann zuerst. Aber man kam zu keinem Ergebnis. Es fand sich an der Stelle wohl eine Rötung, aber die, die es als ein Schlangenbild deuten wollten, konnten es nur auf Grund starker Einbildungskraft. Die Mutter meinte, es sei ein erhobener Frauenarm, auch das fand keine Anerkennung, und acht Tage später war überhaupt nichts mehr zu sehen.

Woher bezog der neue Erdengast sein Seelchen?

Wird er ein tapferer Kämpfer im Schlachtenlärm des Lebens sein?



Was die Franzosen in Deutschland sehn.

Von

Franz Wugk.

Wer kennt nicht jene großen gewölbten oder gehöhlten Spiegel, die man im Panoptikum oder sonstigen Ausstellungen findet? Jeder, der sein verzerrtes Bild darin sieht, muß lachen, und doch zeigt uns das Glas nichts, was nicht wirklich da ist. Das ist unsere Nase, wir können es nicht leugnen, wenn sie uns auch plötzlich als roter Kolben erscheint, und wer auf seinen schlanken Wuchs eitel ist, wird trotzdem anerkennen müssen, daß es sein geehrtes Selbst ist, das mit ehrfurchtgebietendem Schmerbauch ihm gegenüber steht. Auch das Auge eines fremden Volkes ist ein solcher Zerrspiegel. Wir werden nicht größer und nicht kleiner, nicht schöner und nicht häßlicher, aber der ausländische Beobachter sieht uns aus einer anderen Atmosphäre an und die Lichtbrechung, die sich daraus ergibt, läßt ihn alle Linien verschoben erblicken. Dabei sieht natürlich unsere Karrikatur im englischen Konkavspiegel ganz anders aus wie im französischen Konvexspiegel, und wir wollen das den Leuten auch gar nicht übel nehmen, denn wir haben ja selbst kein richtiges Bild von uns und wir kommen nur selten so weit, die Eigenart eines anderen Volkes in ihrem tiefsten Wesen und in allen ihren Äußerungen voll zu erfassen. Täuscht uns nicht unser persönliches Erkennungsvermögen, so täuscht uns Liebe oder Abneigung. Es ist schwer, einer fremden Persönlichkeit mit unbefangenem Urteil gegenüber zu treten; es ist unmöglich, wenn man in das Haus einer anderen Nation eintritt, das ganze Gepäck von zusammengehörter und zusammengelesener Voreingenommenheit draußen zu lassen. Das einzige, was man von uns verlangen kann, ist der gute Wille, mit eigenen Augen zu sehn und gerecht zu sein. An diesem guten Willen haben es die Franzosen uns gegenüber jahrzehntelang fehlen lassen. Zehn Jahre lang nach dem Krieg waren wir nur ein Gegenstand der Schmähungen; man glaubte, sich zu beschmutzen, wenn man sich mit etwas Deutschem befaßte. Dann kamen zehn Jahre, wo sich der Rückschlag gegen die Raserei des Schmerzes und Zorns fühlbar machte; um sich nicht von neuem krank vor Ärger zu machen, sah man uns überhaupt lieber gar nicht an. Jenseits der Vogesen war

ein wüstes unbekanntes Land. Im dritten Jahrzehnt begann man den Gegner mit eigenen Augen zu studieren, denn aus dem siegreichen Kriegerstaat entwickelte sich eine wirtschaftliche Weltmacht, mit der die Republik in eigenem Interesse zu rechnen gezwungen war. Ein Volk lebt eben nicht von Gefühlen, sondern von Geschäften. Gerecht wollte und konnte man gegen das Bismarckreich nicht sein. Nun neigt sich langsam das vierte Dezennium seit dem großen Waffengang dem Ende zu und wir sehn ein Frankreich, das den guten Willen hat, uns nicht nur zu studieren, sondern auch seine Vorurteile gegen uns abzulegen. Das gelingt ihm noch nicht. Deshalb, weil keine Nation als solche volles Verständnis für eine andere haben kann. Wir selbst, denen man einst zurufen mußte: „Sei nicht zu gerecht, mein Volk“ — wir, die wir uns so frei von Vorurteilen dünken, verfallen heute gar oft in Pharisäerhochmut und sehen in den Nachbarn Zöllner.

Die freie geistige Forschung, die Literatur — sind die Schrittmacher der Politik. Die entente cordiale wurde durch eine eifrige wissenschaftliche und künstlerische Beschäftigung mit dem Angelsachsentum vorbereitet. Zu einer politischen Entente mit Deutschland ist Frankreich noch nicht reif; die Literatur aber widmet sich mit immer steigendem Eifer der Erforschung des Deutschtums, des deutschen Staatswesens, der deutschen weltpolitischen Ziele, deutscher Sprache und deutscher Kultur, Kunst und Wissenschaft. Man sucht uns als Menschen zu erfassen, und ein Strom von Schriftstellern, Künstlern und neugierigen Vergnügungsreisenden wälzt sich über den Rhein. Deutschland ist vielen Franzosen wie eine neue Entdeckung, und nie hat der Zweibund und vielleicht hat kaum die Entente mit England das geistige Leben Frankreichs so angeregt, wie die sich zögernd, aber unaufhaltsam vorbereitende Annäherung an Deutschland. Es vergeht kaum eine Woche, wo ich auf dem Novitätentisch bei meinem Buchhändler nicht neue Werke über Deutschland finde, politische, nationalökonomische, militärische, feuilletonistische, Romane und Satiren. Übersetzungen wichtiger und auch manchmal recht unwichtiger deutscher Schriften. Revüen und Zeitungen füllen sich mit Studien über Deutschland und der Depeschendienst der großen Blätter teilt seine Aufmerksamkeit zwischen London und Berlin. In dieser riesig anschwellenden Literatur geht Gediegenes und Flüchtiges, Freundliches und Feindseliges bunt durcheinander, aber immer ist das Streben da, die Kenntnis deutscher Art zu verbreiten, während bei uns sich die Beschäftigung mit französischem Wesen auf eine Vergnügungsfahrt nach Paris und auf französische Romane und Schwänke beschränkt. Nicht immer — aber doch bei dem großen Publikum.

Ein Leitmotiv beherrscht diese ganze französische Schriftstellerei über Deutschland. Hier klingt es nur leise an, dort begegnet es uns auf jeder Seite, fast kein Franzose kann sich ganz von ihm frei machen. Dies Leitmotiv ist der Gegensatz des alten und des neuen Deutschland. Alle Sympathien gehören jenem alten Deutschland, wie es Ferdinand Bac in seinen Studien schildert, von denen der im vorigen Jahre erschienene Band die vieille Allemagne auf den Pfaden Schillers durchstreifte, während der soeben erschienene Teil das alte Land Goethes — Frankfurt — Wetzlar — Weimar darstellt. Natürlich wird man sagen: Die Franzosen möchten jenes Deutschland wieder erstehen sehn, das zu schwach war, sich gegen die Herrschaft der Franzosen und die Ausbeutung durch alle Nachbarn zu wehren, und wenn unsere angeblichen Erbfeinde solche politischen Hintergedanken haben, werden wir es ihnen kaum verdenken können, denn bei dem internationalen Wettkampf sehen auch wir es lieber, wenn wir die Starken unter lauten Schwachen sind. Aber es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, daß die Franzosen nur deshalb eine tiefe Abneigung gegen das eigentliche, moderne Deutschland haben, weil sie die Wunde von Sedan nicht verschmerzen, Elsaß-Lothringen nicht vergessen und den Ärger über unsere Marokkopolitik nicht verwinden können. Der Franzose hat viel künstlerisches Empfinden, und das neue Deutschland, wo die Krupp und Ballin herrschen, ist unkünstlerisch. Wie haben die Gérard de Nerval, die Quinet, die Taine und eigentlich alle älteren Franzosen für dies Land der blauen Blume geschwärmt. Der Rhein, der Main, Neckar und Donau mit ihren wie im Traum daliegenden Städten, epheubewachsenen Türmen, verfallenen Mauern, ihren Domen und Burgen und Klöstern, das alles war den Franzosen, was vielen von uns Italien ist, und Viktor Hugo, der dies Deutschland geliebt hat wie wenige andere, singt:

Rien n'est frais et charmant comme tes plaines vertes,
Les brèches de la brume aux rayons sont ouvertes,
Le hameau dort groupé sous l'aile du manoir,
Et la vierge, accoudée aux citernes, le soir,
Blonde, a la ressemblance adorable des anges.

Aus den Briefen Taines und den Erinnerungen Juliette Adams können wir sehn, wie man noch im Jahre 1870 an das verschlafene, sanfte alte Deutschland glaubte, und selbst die Schlacht von Königgrätz machte die Franzosen nicht irre. Michelet schrieb: Frankreich freut sich des Sieges von Sadowa. Wir waren entzückt, unseren alten Säbelraßlern, unseren Berufssoldaten einen Erfolg entgegen halten zu können, der zum Teil der Bürgerlandwehr zu verdanken war. Die erste Empfin-

dung von einem neuen Deutschland hatte Taine auf einer Reise, die er im Winter 1869 jenseits des Rheins machte. „Deutschland ist in einer Umwandlung begriffen und ändert seinen Charakter. Es wird hochmütig, geringschätzig und ungerecht gegen die Fremden. Es verliert ganz und gar die Weite weltbürgerlichen Geistes, die Duldsamkeit, die Teilnahme für andere, die es zu Goethes Zeit besaß." Die „große Nation" war schmerzlich berührt, daß hier ein Nebenbuhler heranwuchs, der sich selbst für einen Auserwählten der Weltgeschichte hielt und der den Satz von der Macht, die vor Recht geht, und von der Majorität der Bajonette, die Frankreich so lange zu seinen Gunsten auslegte, plötzlich gegen Frankreich ins Feld führte. Nun fiel es allen wie Schuppen von den Augen, und unter dem Eindruck von Sedan schrieb Taine: „Die Dummheit unserer Regierenden ist unbegreiflich. Sie wußten von nichts. Sie kannten weder die preußischen Soldaten noch den Zustand und die Bereitschaft dieser riesigen Armee, noch die nationale Leidenschaft der Deutschen. In der Tat, diese sind noch viel anmaßender, als es die Franzosen von 1807 waren, sie halten sich für das auserlesene Volk und seit 50 Jahren predigen ihre Gelehrten diesen maßlosen Stolz." Der Zusammenbruch des glänzenden Kaiserreichs ließ die Franzosen wohl über ihre eigenen Fehler nachdenken, und noch während des Krieges schrieb Taine: „Unser Verschulden war es, daß wir immer wollten, daß alles amüsant sei; die Kunst und das Talent der Langweile haben die Stärke des Deutschen begründet. Sie haben es vermocht, alle Mühseligkeiten und die langwierigsten und eintönigsten Arbeiten auf sich zu nehmen, die niemand von uns hätte ertragen wollen." In dieser ironischen Anerkennung der deutschen Überlegenheit zeigt sich bereits die Herabwürdigung der politischen, wirtschaftlichen und militärischen Tugenden, die uns groß gemacht haben. Das militaristischste Volk der Erde, das in Schlachtenruhm geschwelgt hat wie kein anderes, stimmt von nun an endlose Klagelieder an über den barbarischen Nachbarn, der alles, was er ist, roher Waffengewalt verdankt, und diese Franzosen, die Ranke die Unterdrücker aller freien Völker genannt hat, begeistern sich für die geknechteten Elsaß-Lothringer, Polen, Dänen, Tschechen usw. Die Freunde Deutschlands unter den Intellektuellen wandten sich von uns ab und Deutschland, das Renan seine „Geliebte" genannt, verhöhnte jetzt angeblich die Ideale, die es gelehrt hatte. „Das deutsche Volk, von dem wir wünschten, daß es wie eine neue Erscheinung in den Kreis der Völker eintrete, wir malten uns sein Bild aus nach den Lehrsätzen eines Fichte und Kant. Wir knüpften die schönsten Hoffnungen an den Tag,

wo es Platz nehmen würde in dem großen europäischen Bunde, ein philosophisches Volk, ein denkendes Volk, ein Freund aller Freiheit, ein Feind alten Aberglaubens mit dem Sinnbild der Gerechtigkeit und des Ideals." Das Land Goethes und Kants und Beethovens ist verschwunden und im Verdruß über die neuen Zeiten schalt man sich, wie Barbès, dumm, daß man überhaupt jemals die Werke von jenseits des Rheins gerühmt hatte. Man verachtete und fürchtete die Blut- und Eisenpolitik Bismarcks. Der halb unzurechnungsfähige Professor Moloch in Prévosts Roman spricht in seiner Schmährede auf den eisernen Kanzler nur das aus, was die meisten Franzosen in der Tat von der neuen deutschen Politik und ihrem Schöpfer denken. „Bismarck haßte das Rot der Liberalen, aber das Rot des Blutes liebte er. Wie die Methoden der Verschlagenheit und Lüge, so behagten ihm die Methoden der Grausamkeit. Kein Krieg ward von ihm begonnen, ohne eine Einleitung von Verlogenheit. Lüge im Krieg der Herzogtümer, Lüge im Krieg mit Österreich, Lüge im Krieg mit Frankreich ... aber der Krieg mit Frankreich war ganz besonders abscheulich." In der Dichtung lebt diese Tradition von Bismarck weiter ebenso wie im Volksglauben, obwohl die neuere Geschichtsschreibung Frankreichs die Verschuldung der französischen Regierung an den Ereignissen von 1870 anerkennt und obwohl auch ein Mann wie General Barrail in seinen Erinnerungen schreibt: „Ich bin gezwungen zuzugeben, daß die Kaiserin Eugenie, wenn nicht der einzige, so doch der hauptsächlichste Urheber des Krieges von 1870 war ..." Nicht nur die deutsche Politik von 1870 wird herabgewürdigt, sondern auch die deutsche Heerführung. Man ist empört über die feige Niedermetzelung der Kürassiere von Reichshofen, man erzählt in allen populären Romanen auch heute noch von den abscheulichen Grausamkeiten der Invasionstruppen und selbst militärische Schriftsteller schreiben den Erfolg der Deutschen ihrer unermeßlichen Übermacht und ihrer kaltherzigen Berechnung zu, an der der Heldenmut und die Ritterlichkeit der französischen Schwadronen zerschellt sei.

Aber auch die moderne deutsche Politik wird übel mitgenommen. Man haßt sie weniger aus Revancheleidenschaft, denn aus Furcht vor der Eroberungslust des Nachbarn. „Deutsche," so ruft Prévost in seiner Antwort an die deutschen Kritiker Molochs, „ihr seid in Europa die letzten Vertreter jener Politik der Gewalt gegen das Recht; das kann euch tatsächliche Vorteile bringen, aber verlangt nicht, deshalb als liebenswürdige Nachbarn und als gute Europäer angesehen zu werden." Der Leutnant von Farnow in dem Roman „les Oberlé" von Bazin soll das Urbild

des modernen deutschen Gewaltmenschen sein. Er benimmt sich infolge dessen hier und da wie ein Kosak und würde in Wirklichkeit kaum lange die Ehre genießen, die Husarenattila zu tragen. Er sagt zu seinem elsässischen Freunde: „Aber ich bin erstaunt, daß Sie, der Sie so lange in allen Provinzen Deutschlands geweilt haben, gar nicht bemerkt haben, daß wir zur Eroberung der Welt geschaffen sind und daß Eroberer niemals sanfte, ja nicht einmal gerechte Menschen sind." Angenommen, es gäbe Herren im preußischen Offizierkorps, die solche Gedanken haben, so wird Herr Bazin doch vergeblich einen suchen, der die Tölpelhaftigkeit besitzt, derartiges einem Elsaß-Lothringer gegenüber zu sagen. Aber man lese die Gespräche, die in dem Bazinschen Roman bei dem Regierungsrat Brausig geführt werden, in einer Gesellschaft, die alle Typen des neuen Deutschland vereinen soll, und man wird erstaunt sein — nicht über das neue Deutschland, sondern über Herrn Bazin, diesen feinen und liebenswürdigen Akademiker, der sich doch nicht scheut, eine solche Unwissenheit zu zeigen. Man kann sich denken, wie da der Graf Marbach, der Vertreter des preußischen Militarismus, in dem unendlich viel gröberen „Moloch"roman Prévosts herumwirtschaftet. Solche Marbachs gibts tatsächlich in Deutschland — freilich nur in den Blättern des „Simplicissimus", der eine der Hauptquellen bei dem Studium Deutschlands für Herrn Prévost gewesen zu sein scheint.

Unbegreiflich wie unsere nationalen Ziele in der äußeren Politik sind auch den meisten Franzosen unsere innerpolitischen Zustände. Auch hier versucht man uns zu verstehen, aber man bleibt an der Oberfläche und besonders in der belletristischen Literatur sieht es böse aus mit der Erkenntnis unseres politischen Charakters. Natürlich ist Preußen-Deutschland das gelobte Land aller Reaktion. Eine absolute Autokratie, gestützt auf ein furchtbares Heer, ein Beamtentum, das nach oben sklavisch gehorsam, nach unten herrisch und dünkelhaft ist, ein beschränkter und ungebildeter Adel und ein Bürgertum, das sich nur in Knechtschaft und unter der Korporals- und Polizeifuchtel wohl fühlt, das seine politischen Rechte opfert, um wirtschaftlich sich desto mehr zu heben, das in Servilismus erstirbt und das seinen Ehrgeiz in stramme Disziplin, gute Ordnung, möglichste Uniformierung des Geistes und Charakters setzt, das von attischem Geist und französischer Anmut keine Ahnung hat und seine Tage in strenger Arbeit und knapp zugemessenen, aber grobsinnlichen Vergnügungen hinbringt. Daneben ein Parlament, das nichts zu sagen hat und nur als moderner Aufputz am alten Hohenzollernhaus anzusehen ist. Der Pangermanismus, mit seiner wilden Eroberungslust, schmiedet einen

Bund von Staaten zusammen, in dem die meisten das führende Preußen grimmig hassen. Auf den Partikularismus setzt man noch immer große Hoffnungen in Frankreich und auch in dem Roman „L'oubli" von Cahu-Forest wird Süddeutschland gegen Norddeutschland ausgespielt. In dem thüringischen Fürstentum Rothberg-Steinach Prévosts ist der Haß gegen das neupreußische Deutschland sogar ganz erschrecklich entwickelt. Wehe dem Deutschen Reich, wenn in diesem Fürstentum einmal der von Herrn Louis Dubert erzogene Erbprinz zur Regierung kommt. Was dieser hoffnungsvolle Jüngling gegen das Deutsche Reich spricht, läßt darauf schließen, daß er mit Dubert zusammen sich an den Leitartikeln des seligen Vater Sigl berauscht hat. Nur das Wort „Saupreuß" wird nicht ausgesprochen, aber der bombenfabrizierende Thronfolger des glücklichen Rothberg erklärt, daß er „weder Bismarck noch irgend einen Preußen liebt. Die Preußen sind böse Wölfe ... Wenn Bismarck und die Preußen und Sedan nicht gewesen wäre, würde ich in Wahrheit über ein wirkliches Fürstentum herrschen können — wie meine Ahnen." So sieht ein deutscher Fürstensohn in den Augen eines der ersten gegenwärtigen Romanschriftsteller Frankreichs aus, und wie die Herrschaften so die Untertanen, denn Herr Louis Dubert, Prévosts Held, versichert, daß sie da mit Wonne „Es lebe die Freiheit!" und „Nieder mit Preußen!" schreien. Beim Abschied Duberts bekommt Rothberg gar, wehe, preußische Garnison und der Franzose wird beim Einzug der Pickelhauben sentimental: „Ihr Wälder und Berge Thüringens, freie Rotha, seht sie euch gut an: das sind eure Herren, die da vorüber ziehen, und durch sie bist du, du altes Deutschland, mehr besiegt als wir."

Der deutsche Soldat spielt überhaupt keine beneidenswerte Rolle in der französischen Belletristik. Die Mannschaften sind dumm, schwerfällig, ohne wahren d. h. ohne französischen Soldatengeist. Sie wirken nur durch ihre wohldisziplinierte Masse, durch ihren willenlosen Gehorsam. Sie sind gut dressiert und arbeiten wie eine Maschine in der Hand ihrer Führer. Zu einer vorurteilslosen Anerkennung unserer braven Vaterlandsverteidiger hat sich noch kein Franzose aufgeschwungen und wir wollen ihm das auch nicht einmal übelnehmen, denn unser Heer ist ihm notwendigerweise ein unbekanntes Land. Von den Soldatenmißhandlungen wissen die französischen Romanciers aber viel zu erzählen. „Die Roheiten sind althergebracht im deutschen Heere und das erklärt sich aus der Unterwürfigkeit der niederen Klassen. Wo die Ehre keine Triebfeder ist, muß es der Stock sein." Herr Maurice Barrès, der das schreibt und der auch in der „Wacht am Rhein" einen Treuschwur des Elsaß an

Frankreich sehen möchte, muß ja wissen, wie es mit dem Ehrgefühl im deutschen Soldatenherzen bestellt ist. Man lese „Au service de l'Allemagne", die „Oberlé" und „l'Oubli" und man wird einen ganz neuen Begriff von unserem Volk in Waffen bekommen. In der Schilderung des Offizierkorps hält man sich an klassische Zeugen, wie die „Kleine Garnison" und ähnliche Meisterwerke. Der preußische Offizier ist ebenso ein Werk der Disziplin wie der Gemeine. Dazu ist er aber herrisch gegen seine Untergebenen, herrisch gegen die Frauen, ohne einen Hauch von Bildung des Herzens und Geistes, ein Abbild der mittelalterlichen Kriegerkaste, und wenn einmal sich ein moderner Mensch in diese Horde verirrt, ist es ein Heineschwärmer und verkappter Revolutionär, wie der Leutnant von Adlerskraft im „Oubli".

Wie das Volk in Waffen, so auch das Volk bei der Arbeit und im Lebensgenuß. „Man muß wissen," so belehrt Maurice Barrès mit großer Sachkenntnis seine Landsleute, „wo diese schrecklichen Preußen herkommen, diese steifen und anmaßenden, die heute triumphieren und dem heutigen Deutschland seine Gestalt geben. Auf weiten, fahlgrauen Ebenen, wo magere Weiden mit schläfrigen Teichen und düstern Fichtenwäldern abwechseln, leben da Bauern, die kaum freigelassen sind. Sie besitzen den Geist der Zusammengehörigkeit, denn sie haben Herdenbewußtsein, und von ihrer frühesten Kindheit richtet man sie zur Unterordnung ab. Bei ihnen schafft der Fortpflanzungstrieb nicht, wie bei uns Franzosen, Laster oder Tugend. Ohne Feuer und ohne Begeisterung, aber auch ohne Unterlaß und ohne Fall bleibt ihr Wille beständig auf das eine Ziel gerichtet: das tägliche Brot. Man sieht bei diesen Hörigen die Bauernheuchelei, eine kleinliche Eifersucht, eine Engherzigkeit, die sich bei den einfachen Leuten in anonymen Briefen, Polizeiangeberei, Ausspionieren, aber wenig in groben und bewußten Lügen äußert. Sie lieben Kreuz- und Querzüge; der preußische Kaufmann hält sich an geschriebene Abmachungen, aber er macht jesuitische Vorbehalte und nutzt ohne Gewissensbedenken Versehen im Vertrag aus. Alle Preußen stehen unter der Einwirkung des Bieres; es betäubt, macht schläfrig, es dämpft Zorn und Leidenschaft, es macht gutmütig und läßt vergessen. So hat sich auch das einst so streitsüchtige Temperament gemäßigt. Aber dieses Bier lullt, ohne sie zu ändern, eine Seele ein, die roh ist und in der angeborene Höflichkeit und ererbte Kultur mangeln." So, nun wissen wir, wie diese Preußen beschaffen sind, die die Dreistigkeit gehabt haben, Frankreichs Oberherrschaft über Europa zu beseitigen. Es wundert uns immer wieder, daß Franzosen, die den Sieger von Sedan so verunglimpfen, nicht sehen, wie sehr sie damit auch die Achtung vor dem Besiegten schmälern. —

Als absonderliche Exemplare der Gattung Mensch erscheinen dem Franzosen auch unsere Studenten. Unser Bierkomment, unsere Kommerssitten, unsere Mensuren und die bunten Mützen, Bänder und Rappiere werden geschildert, als wenn es sich um die wilden Gebräuche einer vorgeschichtlichen Rasse oder von Südseeinsulanern handelt. Die narbenzerrissenen und vom Biergenuß aufgedunsenen Gesichter werden als etwas ganz besonders Abschreckendes hingestellt. Das ist aber nicht so schlimm gemeint. Wie der Erfolg der „Retraite" Baierleins im Vaudeville sich auf die Zurschaustellung der echten preußischen Uniformen gründete, so triumphierten in „Alt Heidelberg" die deutschen Studentenlieder, und unsere Pariserinnen waren entzückt vom Gaudeamus und der alten Burschenherrlichkeit. Wir nehmen es daher nicht so tragisch, wenn Barrès schreibt: „diese jungen Deutschen haben keinen guten Geschmack in ihrer Auffassung vom Vergnügen; man könnte vom schnaubenden jungen Getier sprechen". —

Sehr merkwürdiges erfahren wir bei den französischen Romanschriftstellern über unsere religiösen Empfindungen: „die Religion ist ein hervorragend wichtiger Teil der Disziplin im Deutschen Reich; aber man muß das richtig verstehen: in der Schule bleibt die Gestalt Jesu Christi hinter dem Bild des Kaisers zurück; die kleinen Leute befriedigen ihre religiösen Bedürfnisse in sozialistischen Glaubenslehren, die akademischen Stände und die Offiziere verdecken ihre Gleichgültigkeit durch sorgfältige Beobachtung des Herkömmlichen. Nur die Moral des Protestantismus ist lebendig geblieben, weil sie so eng der Rasse angepaßt ist. Sie predigt Arbeitsamkeit, das Gefühl der Verantwortung vor Gott und den Menschen, den Abscheu vor groben Sünden — und sie läßt den Geist des Edelmuts, der Opferfreudigkeit, des Heldentums in trägem Schlaf." Die Abneigung gegen den Protestantismus vereinigt sich hier mit dem Bestreben, alles Deutsche als kleinlich, engherzig, pedantisch und trostlos nüchtern hinzustellen. Für Prévost ist Deutschland wieder zu „mômière, utilitaire". Und doch gibt es einen ausgezeichneten französischen Kenner der religiösen Verhältnisse Deutschlands, der seine Landsleute eines besseren belehren könnte, das ist Georges Goyau, der in mehreren Werken — „L'Allemagne religieuse" und „Vieille France, Jeune Allemagne" usw. — treffliche Studien geliefert hat. — Der Deutsche hält sich sorgfältig an den Buchstaben, ihm fehlt die Freiheit, die Beweglichkeit, der Schwung des Geistes. Sein Sinn ist auf Sauberkeit, Anständigkeit, Ordnung und vor allem aufs Nützlichste gerichtet. Die ganze Erziehung der Jugend und vor allem die Hochschulbildung hat prak-

tische Zwecke im Auge, sie spezialisiert. Daher die Erfolge in der Technik, im Handel, in Industrie und daher auf der anderen Seite das Verschwinden des alten wissenschaftlichen Idealismus und der Mangel an jedem Kunstsinn. Nichts als Kasernen und Fabriken; so erscheint den französischen Dichtern das neue Deutschland. Wo sich aber Kunstbestrebungen zeigen, da ist es gar arg, denn es wird ein geschmackloses, überladenes Parvenutum gepflegt, das dem Franzosen auf die Nerven fällt. Die alten schönen Städte sind durch Luxus- und Villenvororte verunziert, die wie Massen- und Fabrikware aussehen und die mit amerikanischer Geschwindigkeit emporgeschossenen Industriezentren Westdeutschlands und Sachsens machen wohl einen gewaltigen Eindruck, aber ein schönheitsuchendes Auge erfreuen sie nicht. Der Gegensatz des alten und des neuen Steinach ist von Prévost mit feinen und — wer wollte es leugnen? — richtigen Zügen geschildert. Man darf gewiß die Höhe der Kultur eines Landes nicht nur nach der Zahl seiner Schornsteine, Handelsschiffe und Soldaten, seinen Straßenbahnen, Telephonen, Wasserleitungen, Schlachthöfen und Kanälen bemessen. „Was mich am meisten verwundert und zurückgestoßen hat, das ist der Mangel an Persönlichkeit bei den Deutschen, ihre zunehmende Nichtachtung der Freiheit, ihr Vergehen vor der Macht.“ Enthalten diese Worte Jean Oberlés nicht manches wahre? Der Mangel an Individualität und das damit in Zusammenhang stehende Fehlen künstlerischen, d. h. persönlichen Charakters ist die Kehrseite unserer straffen Organisierung in Schule, in Studentenverbindung, in Militär, in der Beamtenhierarchie, in der geschäftlichen und industriellen Disziplin. Alles ist bei uns nach dem Muster der Armee eingerichtet und selbst die Kellner marschieren im Kurhaus von Rothberg wie Soldaten mit präsentierten Bratenschüsseln zur Table d'hôte auf und der Stationsvorsteher in Steinach kommandiert bei der Ein- und Abfahrt der Züge wie ein General in der Schlacht.

Nur durch ihre Frauen könnte die deutsche Nation den Grad der Verfeinerung erreichen, der ihr jetzt fehlt. So meint René Bazin, der Akademiker. Und doch grade die Frauen bekommen bei französischen Schriftstellern wenig schmeichelhaftes zu hören. Sie sind hübsch, aber nicht elegant. Das ist der ewige Kehrreim. Wenn sie aber einmal ausnahmsweise „chik“ sind, dann haben sie jedenfalls einen Pariser Schneider und eine Pariser Modistin. Noch Madame de Staël sagte: die deutschen Frauen haben einen Liebreiz, der nur ihnen ganz allein eigen ist, einen rührenden Ton in der Stimme, blondes Haar und eine blendendweiße Hautfarbe. Das scheint im neuen Deutschland auch anders

geworden zu sein, denn heute soll die Deutsche ein jeder Anmut bares und mit abscheulicher Geschmacklosigkeit gekleidetes Wesen sein. Nur die Haare finden noch Gnade vor den Augen französischer Kenner: „die Haare, diese üppigen, aschblonden Haare sind eine deutsche Pflanze. Die Kindermädchen wie die Prinzessin lassen da drüben einen Haarwuchs bewundern, der eine Pariserin aufregen könnte.“ Was aber den Geist und das Gemüt der deutschen Frauen betrifft, so ist das den Franzosen ein Buch mit sieben Siegeln. Daß die Else Prévosts kein Musterbild einer Deutschen ist, wird hoffentlich der Molochdichter selbst empfinden. Wir verbitten es uns jedenfalls, diese verblühende Fürstin, die ihrem französischen Hauslehrer ihre Liebesgunst gradezu aufdrängt, als ein Beispiel teutonischen Frauentums den Französinnen vorzuführen. Aber wie können wir ein Verständnis für das deutsche Weib voraussetzen bei einem Volk, das Goethes Gretchen nicht verstehen kann? Ein französischer Kritiker schreibt zu der Szene, wo Gretchen Faust von ihrer Sorge ums Schwesterlein erzählt: „sicher, das Gefühl, seine Pflicht erfüllt, die Wäsche gut gewaschen und die Kinder gut geschnäuzt zu haben ist ausgezeichnet für den Magen. Aber das ist denn doch eine merkwürdig prosaische Idylle. Diese Hauswirtschaftsgeschichten können vielleicht rührend und „pleines de gemüth“ unseren Nachbarn jenseits des Rheins erscheinen: uns dünken sie gewöhnlich und gar als ein Gegenstand des Liebesgeplauders vollkommen lächerlich.“ —

Ein großes Interesse wenden alle schriftstellernden Franzosen der Frage zu, von welchen Gefühlen wohl Deutschland den Franzosen gegenüber beseelt sein mag. So ziemlich ohne Ausnahme sind sie alle davon überzeugt, daß wir Frankreich hassen und die Zeit nicht abwarten können, wo wir von neuem über die Vogesen einbrechen. Diese angeblich bei uns gepflegte Erbfeindschaft verträgt sich aber ganz gut mit dem Neid wegen der überlegenen Kultur und dem Snobismus, der sich mit französischen Federn schmücken will. Der Deutsche, der den Pariser gegen dessen Willen zwingt, sich mit ihm französisch zu unterhalten, ist bei Prévost mit photographischer Treue gesehen und echt deutsch ist es auch, wenn man Herrn Dubert überall bittet, er möge doch bei seinen Landsleuten dafür sorgen, daß man uns nicht für unhöfliche Barbaren ansieht. Hier sollten wir wirklich von unserem unfreundlichen Kritiker lernen: es ist ein Zeichen einer unentwickelten nationalen Bildung, wenn wir fortwährend das Ausland um sein Urteil über unser Volkstum bitten und durch Schmeicheleien einen milden Spruch zu erbetteln suchen. Dem Franzosen und Engländer ist es völlig gleichgültig, was wir von

seiner Zivilisation halten. Er ist sich seines Werts bewußt und nach den Äußerungen des Fremden über Frankreich und England bemißt er höchstens seinerseits den Bildungsgrad des Ausländers. Seine nationalen Einrichtungen sind das maßgebende. Bei uns sieht es aber manchmal so aus, als wenn wir nur dann den Wert des Deutschen zu erkennen wüßten, wenn uns das vom Auslande erlaubt ist.

Nach diesen Proben, die wir von französischer Dichtung gegeben haben, könnte es so erscheinen, als wenn die Franzosen noch immer in uns nichts anderes als Pendülendiebe, Säufer und stumpfsinnige Kerls sähen. Das ist aber keineswegs der Fall. Wir wollten nur zeigen, in welchem Zerrspiegel auch heute noch deutsche Zustände in der sogenannten schönen Literatur Frankreichs erscheinen. Die französischen Dichter haben Deutschland als Gegenstand poetischer Erforschung und Darstellung noch nicht entdeckt. Wenn sich die Kunst mit uns beschäftigt, bleiben wir zu der wenig beneidenswerten Rolle verurteilt, als Relief für die französischen Vorzüge zu dienen. Das ist ungerecht, ebenso wie es ungerecht ist, immerzu Paris gegen Berlin auszuspielen. Berlin ist nicht Deutschland und kein Deutscher wird leugnen, daß man vom Pont-Neuf stromaufwärts und stromabwärts Bilder zu sehen bekommt von einer Eindrucksgewalt, wie sie uns die Friedrichsstraße nicht bieten kann. Dazu kommt, daß die Romane, die das neue Deutschland darstellen wollen, Tendenzschriften sind, sei es, daß sie den alten Revanchehaß wieder beleben oder die Glut des Patriotismus entfachen, sei es, daß sie das tragische Schicksal Elsaß-Lothringens schildern wollen. Tendenzwerk ist auch die reinste und schönste von diesen Kunstschöpfungen, die „Oberlé" von Bazin. Diese Schriftsteller kennen uns nicht und wollen uns nicht kennen. Prévosts „Monsieur et Madame Moloch" ist aber so offensichtlich unter dem Einfluß übler Marokkolaune geschrieben, daß wir diesen Roman noch nicht als das letzte Wort ansehen wollen, was der liebenswürdige und von uns hochgeschätzte Romancier über Deutschland zu sagen hat. Wir würden das sonst bedauern, denn Marcel Prévost hätte das Zeug dazu, den wahren Roman der deutsch-französischen Beziehungen zu schreiben.

In ganz anderem Lichte erscheint uns das Vaterland bereits bei den zahllosen Pariser Feuilletonisten, die auf Streifzügen durch Deutschland ihre Studien gesammelt haben. Auch bei diesen Huret, Huard und Genossen ist manches schief gesehen und oft müssen wir über diese Karrikaturen lachen. Aber der französische Leser bekommt doch ein Bild von diesem Lande rastloser Arbeit, opferfreudigen und einmütigen Aufwärtsstrebens, von der verheißungsvollen, ungestümen Jugend-

freudigkeit unserer Nation. Er sieht, daß hinter den rauchenden Schloten, den wimmelnden Kontoren, den stampfenden Eisenbahnen, den zahllosen Kasernen der deutsche Idealismus noch keineswegs verschwunden ist. Er erkennt, daß das alte Deutschland, das Frankreich geliebt hat, nicht auf immer dahin ist, sondern nur auf eine neue Entwicklungsstufe gelangt ist. Jeder Franzose, der über die Grenze gekommen ist, kehrt, wenn nicht als Freund, so doch als Bewunderer dieser Germania heim, die von einem französischen Historiker die Mutter der Völker genannt ist, und die heute — ein nie geahntes Schauspiel — mitten im alternden Europa sich in einer zweiten Jugend emporreckt. Der Triumph der deutschen Musik in Frankreich ist der beste Beweis gegen das sinnlose Gerede von der künstlerischen Rückständigkeit Deutschlands. Abneigung zwischen Völkern beruht fast immer auf Unkenntnis. Die Franzosen, die uns mit wissenschaftlichem Ernst erforscht haben, haben uns auch am meisten in ihr Herz geschlossen. Deutsche Philosophie und Naturwissenschaft erfreuen sich besonderer Hochschätzung, deutsche Sprache und Literatur werden emsig studiert, in Volkswirtschaft und Technik geht man nach Deutschland lernen und wenn man aus naheliegenden Gründen für unsere Politik nicht schwärmt, so gilt das Deutsche Reich doch als Muster der sozialen Reformen. Man sucht sich auch in unsere Geschichte zu vertiefen und jüngst ist wieder ein ausgezeichnetes Werk über die Fondation de l'empire allemand von Ernest Denis erschienen. Hier möchten wir nur noch auf das Buch von Lichtenberger über die Entwicklung des modernen Deutschland hinweisen. Dieser Franzose mit dem deutschen Namen schaut Deutschland so, wie es gesehen sein muß: das ist kein Zerrspiegel mehr. Das ist mit dem klaren Auge des unbestechlichen Gelehrten gesehen. Wir könnten die Zahl der empfehlenswerten Bücher über Deutschland noch um Dutzende vermehren und wir könnten Seiten füllen mit der Liste alles dessen, was über uns in den letzten Jahren hier geschrieben ist.

Politisch wird noch auf lange Zeit Elsaß-Lothringen zwischen den beiden Nationen stehen. In Kultur und Kunst könnte aber gerade das Reichsland der willkommene Mittler sein. „Die Romanisierung der Germanen ist die Aufgabe Elsaß-Lothringens gewesen, so weit wir seine Geschichte zurückverfolgen können." Das ist die Theorie Maurice Barrès und anderer, die hoffen, die lateinische Kultur werde im Reichsland die eingewanderten Deutschen langsam zu Elsaß-Lothringern machen und den Heimfall der „geraubten Provinzen" an Frankreich vorbereiten. Wir hoffen im Gegenteil, daß sich das Elsaß seinen alemannischen Charakter bewahren wird, der gewiß nicht brandenburgisch-preußisch, der aber in

Wahrheit noch weniger französisch ist. Der größte deutsche Dichter hat das schöne Vogesenland und die Perle seiner Städte, Straßburg, verherrlicht und einer der edelsten der neueren Franzosen, Taine, hat vom Sankt-Odilienberg in die Lande geschaut und wußte, die Seele voll von erhabener Schönheit, in dieser weihevollen Stunde nichts besseres, als sich in die Verse der Goetheschen Iphigenie zu versenken. Erst wenn alle französischen Poeten erkannt haben, daß es nicht ihr Werk ist, ewige Feindschaft zwischen deutschem und französischem Geist zu predigen, sondern die frohe Botschaft von der Verbrüderung deutschen und französischen Volkstums zu verkünden, erst dann wird die europäische Kultur reif sein, ihre schönsten und duftigsten Blüten zu entfalten.



Bücherschau.

„Meyers Großes Konversations-Lexikon“ ist jetzt in seiner 6. Auflage bis zum 17. Bande vorgedrungen, bis zum Wort „Schönbeck“. Worte des Lobes oder der Empfehlung sind überflüssig; wie immer überrascht auch diesmal der Reichtum an instruktiven Abbildungen und die Fortführung der Entwicklung überall bis auf die unmittelbare Gegenwart. Dies trifft in diesem Bande ganz besonders auf die Rußland behandelnden Artikel zu. Die große Raschheit und Pünktlichkeit im Fortgang des monumentalen Werkes läßt den baldigen Abschluß bestimmt erwarten.

O. H.





Die Brüder.

Von

Gustav Falke.

Zwei Brüder schnitten, Schlag auf Schlag,
Des Vaters Feld am heißen Tag.

Ein jeder tat's dem andern gleich,
Mit rechtem Schwung und sichrem Streich.

Nun trinken sie in Schattenruh
Beim Mittagsmahl sich freudlich zu.

Sie haben mit vereinter Kraft
Ein tüchtig Tagwerk halb geschafft.

„Man sieht nicht, wer's am besten kann",
Hebt scherzend da der Jüngste an.

„So Mahd an Mahd gemessen, schau,
Ich wett', die Halmzahl stimmt genau'."

Worauf der Ält're lacht: „Ganz recht,
Vaters Söhne mähen nicht schlecht!

Und doch, kommt es drauf an, ich mein',
Ich müßt' von uns der schnellere sein."

„Es gilt!" klingt's frohgemut zurück.
„Ich halt's! Versuchen wir das Glück!"

Und wie dem kecken Wort zum Sporn
Fegt jäh ein Windstoß durch das Korn. —

Ein letzter Schluck, ein letzter Scherz,
Und wieder senst und sirrt das Erz.

Die Schwaden fallen, Schlag auf Schlag.
Wer's wohl am schnellsten zwingen mag?

Erst wird noch mancher Blick getauscht,
Manch neckend Wort — der Roggen rauscht.

Das Wort verstummt, die Augen sehn
Nur noch aufs Ziel. Wer wird bestehn?

So schaffen sie in stummer Hast,
Der Tag nimmt ab mit Glut und Glast.

Es rinnt der Schweiß, die Sense fliegt,
Der Ält're sieht, er unterliegt.

Zehn Schläge nur, doch sind es zehn.
Er sieht's, und grollt und mag's nicht sehn.

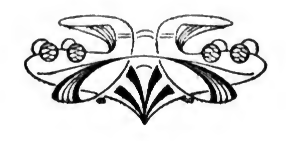
Könnt' er nur scherzen. Doch mißlingt's.
Könnt' er nur lachen. Höhnisch klingt's.

Wort reizt Wort, Zorn reizt Zorn.
Verschüttet schweigt der Liebe Born.

Und eh die Sonne ganz erlischt,
Blitzt noch einmal der Stahl und zischt.

Und wie die letzte Glut verloht,
Färbt sich die Erde blutigrot,

Und Abel liegt am Boden, bleich,
Gefällt von Bruder Kains Streich.





John Ruskin und sein Werk.

Von

Wilhelm Dibelius.

Charlotte Broicher, John Ruskin und sein Werk. Erster Band: Puritaner, Künstler, Kritiker. Zweiter Band: Kunstkritiker und Reformer. Dritter Band: Sozialreformer, Professor, Prophet. Jeder Band Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—. Jena, Eugen Diederichs.

Über John Ruskin ist in den letzten Jahren so bedenklich viel geschrieben, sein Ruhm in so vollen Tönen in die Welt posaunt worden, daß man um seinen Nachruf besorgt sein muß. Wer zu Ruskin geleitet wird als zu dem größten Geist des 19. Jahrhunderts und dann den Mann kennen lernt, der über alles, was im Bereiche menschlichen Wissens liegt, im Tone unfehlbarer Autorität zu reden wußte, schließlich aber nur auf einem Gebiete, dem der Kunst, etwas Eigenes zu sagen hatte, kann nur enttäuscht sein. Und die kritiklose Bewunderung, die namentlich in England jetzt dem großen Ketzer von ehedem entgegengebracht wird und die mit bedenklicher Zähigkeit sich heftet an das Uneigenste und Flacheste in der Masse seiner unausgereiften Gedanken, muß schließlich eine Reaktion herbeiführen. Diese Reaktion würde aber ein nationales Unglück sein.

Was Ruskin für England bedeutet, kann man nur verstehen, wenn man sich klar macht, daß in ihm münden all die verschiedenen Strömungen, die aus dem großen Borne der Romantik geflossen sind. Geistige Bewegungen brauchen in England Zeit. Die Renaissance brachte einen Shakespeare hervor, als sie in andern Ländern längst den Höhepunkt überschritten hatte. Die deutsche Reformation ist im wesentlichen das Werk eines Menschenalters, die englische hat mit Wycliffe begonnen und erst nach mehr als 150 Jahren mit Cromwell sich durchgesetzt. Die Aufklärung wurde bei uns nach kurzem Widerstande entwaffnet — in England hat sie ihren Frieden mit der Kirche geschlossen und ist nun in der Form des Liberalismus die typische Denkart noch der heutigen Generation. Und die Romantik hat das ganze Jahrhundert mit ihr in Fehde gelegen. In Deutschland herrschte sie anderthalb Menschenalter, um dann plötzlich zu verschwinden und erst jetzt sich wieder hervorzuwagen; in England hat sie seit den Tagen von Burns und Scott ununterbrochen langsam an Boden gewonnen; auch als ihre größten Sterne, Scott, Byron und Coleridge verblaßt waren, hat sie sich gehalten im Roman, im Epos und

der Lyrik; ihre letzten Folgerungen zeigt sie erst dem lebenden Geschlecht im romantischen Nihilismus von Bernard Shaw und in der L'Art pour l'Art-Kunst von Oscar Wilde.

Und alles, was groß und fruchtbar an ihren Ideen war, das findet sich — oft zur höchsten Höhe gesteigert — bei Ruskin. Wie verstandesmäßig zu erlernende Form und künstlerische Originalität zusammen passen, ist seit Edward Youngs Essay (1759) wieder ein Problem. Burns verlangt für die verachtete Dialektdichtung der Schotten das Recht künstlerischer Ebenbürtigkeit, Byron schreibt seine Epen mit offenbarer Mißachtung der elementarsten Gesetze künstlerischer Komposition. Bei beiden haben wir den Überschwang, der bewußt allem Alten den Fehdehandschuh ins Gesicht wirft. Es fehlt noch die theoretische Einsicht, die Begründung des neuen Schaffens, die Schlegel den Deutschen gebracht hat. Coleridge versucht sie hier und da zu geben, aber er kommt nirgends über die Leistung dieses seines Lehrers hinaus. Wie wenig durchgreifend die neuen Errungenschaften sind, zeigt am besten Byron, der unbestimmt schwankt zwischen streng rationalistischer Kunsttheorie und völlig romantischer Praxis. Es ist das große Verdienst Ruskins, die Notwendigkeit individuellen Kunstschaffens in seinen Modern Painters gezeigt zu haben. Nicht auf dem Gebiete der Literatur; hier hat er nie etwas Bedeutendes geleistet, und alles, was der große Sprachkünstler über Theorie von Sprache und Dichtung gesagt hat, trägt das Gepräge des Dilettantismus. Wohl aber ist er für die Kunst der große Theoretiker geworden, der Mann, der zuerst klar aussprechen konnte, was nur Wordsworth hier und da angedeutet hatte: daß die künstlerischen Eindrücke des Menschen von der ihn umgebenden Natur individuell verschieden sein müssen: sie sind verschieden durch ihre Abhängigkeit von Luft und Licht, Jahreszeit und Tagesstunde — das hatte Wordsworth bereits erkannt — und verschieden nach Temperament und individueller Konstitution des betrachtenden Menschen. Das war die neue Wahrheit, die eine Freilichtmalerei als Schule erst möglich machte, doppelt bedeutsam und befreiend für England, wo die klassizistische Konvention fast alle von den spärlichen künstlerischen Talenten des Landes in ihre Bande geschlagen hatte. Daß in diesem Volke, das während der Renaissancezeit keinen einzigen Maler hervorgebracht hatte, das auch im 18. Jahrhundert trotz einzelner großer Namen diesen alten Mangel seiner Kultur nicht wett gemacht hatte, eine Kunstbewegung entstand, die hinausgriff über den kleinen Kreis der Ästheten, die sonst des Landes Kulturträger waren, daß in der großen puritanischen Masse ein Kunstverständnis zu entstehen beginnt, das allem sonst in Europa Geleisteten

führend vorauseilt — das ist Ruskins Werk. Und das wird bleiben, wenn die traurige Menge von Halb- und Viertelswahrheiten verschwunden ist, die unter Ruskins Namen jetzt noch die Köpfe des englischen Mittelstandes und namentlich seiner Frauenwelt bedrängt.

Und diese größere Höhe künstlerischen Verständnisses muß auch der Literatur zu gute kommen, wenn auch Ruskin selbst hier nichts geleistet hat. Das wachsende Verständnis für das Beste in dem so ungleichen Lebenswerk von Wordsworth, für seine Naturerfassung, ist sicher die Wirkung von Ruskins Anleitung zu intensiverem Sehen. So kommt auch die zweite Welle der romantischen Strömung, das tiefere Erkennen der umgebenden Natur, durch Ruskin zur vollen Wirkung. Und nicht nur Verständnis für die Macht des Gewaltigen und Schauerlichen — das hatte schon Coleridge gelehrt — sondern gerade für die Schönheit des Kleinen, Gewöhnlichen, Alltäglichen, für die Kunst im Hause, auf der Straße. Wo Wordsworth, der hier sein großer Vorgänger war, doch noch Halt machte auf dem Wege, wo er trotz mancher Ansätze zu künstlerischer Universalität, sich doch nur beschränkte auf Blume und Blatt, auf Berg und See, da hat Ruskin ganze Arbeit geleistet. In mancher Beziehung hat hier Dickens vorgearbeitet. Aber es mußte ein Mann kommen von Ruskins gewaltiger Sprachgewalt, um die Städter hinauszuführen zu Feldern und Seen — aber sie auch achten zu lassen auf das, was schön ist selbst in der Steinwüste von London.

Und was hierbei vielleicht das Wichtigste ist — er hat mit seiner fortreißenden Predigt eine Seite im englischen Charakter wieder zum Leben erweckt, die erstickt zu sein schien in der Hitze des Kampfes um ein besseres Jenseits. Seit die puritanischen Stadtväter von London mit Shakespeare und seinen Schauspielern in bitterer Fehde lagen, sind Reformation und Renaissance, die beiden großen Faktoren des modernen Lebens, in England getrennt gewesen durch einen Abgrund. Wer im 17. Jahrhundert ein Puritaner war, der führte einen moralisch einwandfreien Lebenswandel, der wurde zum Helden unter religiöser oder politischer Bedeutung, aber sein Leben war nüchtern und freudlos, er sah im Theater nur ein warnendes Beispiel von Beelzebubs Herrschaft auf Erden, und er verstümmelte Bilder und Statuen, wenn die Kirchen in seine Gewalt gerieten. Dieser Puritanismus beherrscht den englischen Mittelstand bis heute: er hat ihm anerzogen die große Opferwilligkeit für alle kirchlichen und humanitären Zwecke, hat ihm gegeben die Fähigkeit zur Selbstverwaltung und politischen Freiheit; aber er hat in ihm ertötet das Verständnis für harmlose Lebensfreude und künstlerischen Genuß. Das

war nur auf der Gegenseite zu finden. Seit dem 17. Jahrhundert stehen den Puritanern gegenüber die Kavaliere, die feinen, weltmännischen Künstler, die sich freuen an feiner Rokkokolyrik, die einem van Dyck, einem Reynolds, einem Gainsborough Anregung geben zu künstlerischem Schaffen — aber frivol und sittenlos wie nur je eine aristokratische Oligarchie rücksichtslos die Rechte der Persönlichkeit mißbrauchen: der Aristokrat Byron und der Bürgerliche Pope sind ihre typischen Vertreter. Erst die Aufklärung hat etwas wie eine dritte Geistesrichtung zu Wege gebracht. Sie hat die religiöse Begeisterung in weiten Schichten des Puritanertums abgeschwächt und ihm ein wenig, allerdings sehr wenig künstlerisches Verständnis gegeben. Sie hat geschaffen den recht wenig erfreulichen Typ des englischen commensense Philisters, der egoistisch ist wie nur je ein frivoler Kavalier von Karls II. sittenlosem Hof und fromm sein will wie ein Rundkopf des langen Parlaments, der einige flache Romane liest, aber keine Lyrik, der mit gleicher Verständnislosigkeit einem Wesley und Wilberforce gegenübersteht wie den Dichtungen eines Byron und Swinburne, ein Typ, der eigentlich nur eine Tugend besitzt, das politische Verständnis, das dem deutschen Spießbürger so völlig abgeht. Es ist das Verdienst von Ruskin, diesen englischen Philister aufgerüttelt zu haben aus der traurigen Atmosphäre des bloßen Krämerdaseins. Seit Ruskin beginnt dieser Teil des englischen Bürgertums ein Kulturfaktor zu werden, und auch die reinen Puritanerkreise beginnen einzusehen, daß Kunst nicht mit Unsittlichkeit gleich bedeutend sein muß. Und es zeigt sich wieder einmal, was für eine gewaltige Entwicklungskraft dieser Puritanismus besitzt. Sich selbst überlassen, wird er zu einer trägen, starren, zelotischen Masse, die im Verketzern Andersgläubiger ihre Lebensbetätigung sieht. Aber befruchtet mit großen neuen Ideen entfaltet er die ganze Stoßkraft, die eine gefestigte Weltanschauung dem Geringen wie dem geistig Großen von jeher verliehen hat und zeigt dabei eine geistige Elastizität, die ihm stets abhanden kommt, wenn er auf sich selbst angewiesen bleibt. Aber diese Entwicklung ist nie ohne Gefahr. Ruskins ganzes Lebensschicksal hat viel gemeinsam mit dem anderer Puritaner, denen die Enge ihrer Weltanschauung nicht mehr genügte. Sie sind dem heimischen Boden entfremdet und können in der neuen Geistesumgebung keine rechten Wurzeln schlagen. Burns schwankt beständig zwischen dem alten männlichen Ernst des väterlichen Hauses und der leichten Lebensauffassung sozial höher stehender Kreise vom Kavaliertyp. Carlyle hat die großen Prinzipien moderner Weltanschauung gefunden, weiß zu scheiden zwischen dem Wesen der Religion und ihrer nicht zu missenden aber vergänglichen dogmatischen

Einkleidung — doch er kann sich mit Hilfe des neuen Prinzips keine Weltanschauung aufbauen. Er ist zeitlebens eine unfertige Persönlichkeit geblieben. Und ähnlich Ruskin.

Er stammt aus derselben Welt. Seine Mutter ist strenge Puritanerin, von rechtschaffener Starrheit — und doch gelegentlich von überraschender Duldung. Wo puritanische Engherzigkeit und christliche Milde in Konflikt kommen, siegt schließlich doch die Lehre Christi. Charlotte Broicher berichtet im Anschluß an Ruskin, daß sie für ein gefallenes Mädchen kein strenges Urteil fand, sondern nur menschliches Erbarmen. Ähnlich war der Vater von Burns und die Eltern von Carlyle. Und sie liest mit ihrem heranwachsenden Sohne mit poetischem Verständnis Shakespeare und Byron, auch den frivolen Don Juan. Aus dieser Umgebung erwuchs der Puritaner, der Englands Schönheitsapostel war, der für die unvergängliche Bedeutung eines wahren Kunstwerkes erhabenere Worte gefunden hat als selbst schönheitstrunkene Romantiker wie Keats und Shelley. Aber er hat die puritanischen Fesseln sein Leben lang getragen. Er fühlte sich niedergedrückt von der Last elterlicher Autorität; zur Freiheit gegenüber den Meinungen von Vater und Mutter hat er sich nie durchgerungen. Diese Gebundenheit hat ihn in eine Ehe getrieben, die unheilvoll enden mußte; sie hat es ihm nicht ermöglicht, zu einer geschlossenen Weltanschauung zu kommen, die für Christentum und Kunst in gleicher Weise Raum ließ. Und in seinem Schaffen merken wir auf Schritt und Tritt das Puritanertum. Deutlich in seinem Verhalten zu den unteren Klassen. Sie spielten ja schon längst eine Rolle in der Literatur. Goldsmith und Gray hatten das Mitgefühl mit ihnen erweckt, mitleidig ihre geringere Kultur mit ihrer traurigen Lage entschuldigt; drohend und trotzig hatte Burns auf ihre Rechte gepocht und den geflickten Rock zum Symbol wahren Menschentums erhoben. Das waren Vorboten einer Bewegung, die dann bei Carlyle und Dickens ihre erste Höhe erreicht: sie fordern nicht sowohl politische Rechte wie werktätige Hilfe für die Armen, ihre Erziehung zu vollen selbständigen Persönlichkeiten, sie mahnen Staat und Kirche an ihre Pflicht gegenüber den unteren Klassen. Aber der Gipfelpunkt erreicht auch diese Phase der romantischen Bewegung erst bei dem Puritaner Ruskin: Carlyles Forderungen ergänzt er nach der künstlerischen Seite: nicht nur Erziehung zum Wissen und energischen Wollen, sondern ein vollgenügender Anteil an allen Gütern moderner Kultur, insbesondere der Kunst, wird sein Programm. Aber noch mehr: Er hat mit vollem Recht jede Gemeinsamkeit mit den sozialistischen Ideen von Lassalle und Marx abgelehnt. Jedoch die Neigung des reformierten

Puritanismus zur Durchführung eines christlichen Zwangsstaates mit sozialistischer Färbung wie sie Calvin, die schottischen Covenanters und namentlich Oliver Cromwell in England gezeigt haben, tritt bei ihm mit aller Schärfe zutage. Vor dem Gesetz, in dem Anteil an wissenschaftlicher und ästhetischer Kultur, sollen alle Bürger gleich sein, und diese Gleichheit ist gegebenenfalls mit allen Mitteln des Zwanges durchzuführen. Aber — und hier unterscheidet sich der Schüler Carlyles aufs Schärfste von dem modernen Sozialismus — keine Gleichheit der Rechte. Ein anderer Schößling der Romantik wächst hier empor. Scott hatte der modernen Welt das Mittelalter gezeigt, die immerhin beträchtliche Höhe seiner Kultur wieder erschlossen aller rationalistischen Verachtung zum Trotz — und Carlyle hatte seine Landsleute vom unfruchtbaren Schwelgen in mittelalterlicher Romantik fortgeführt zum Verständnis des mittelalterlichen Lebens, ihnen gezeigt den ethischen Wert des alten Feudalsystems, das volle Aufopferung verlangt von Herr und Diener, das sich stützt auf die alte Wahrheit von der Ungleichheit der Menschen und diese in ein System zu kleiden versucht, das jedem Spielraum zur Entfaltung seiner Persönlichkeit gewährt. Was Carlyle in großen Zügen der Gegenwart dienstbar zu machen versuchte, das hat Ruskin in ein System gebracht, mit aller puritanischen Starrheit, die vor keiner Konsequenz zurückscheut. Es ist eine seltsame Mischung von modernem Liberalismus und romantisch-historischer Spekulation. Volle Gelegenheit für den Einzelnen, sich auszubilden und teilzunehmen an allen Gütern der Kultur; aber wenig Freiheit, sich emporzuarbeiten in höhere Lebenssphären. Daß der Staat Pflichten hat, die wichtiger sind, als die bloße Sorge für Leben und Eigentum, daß er Schulen gründen muß, ja sogar Kunstakademien und Kunstwerkstätten, das wird Ruskin nicht müde zu predigen. Aber dieser Staat wird schließlich ganz zum militaristischen Zwangsstaat der gottseligen Dragoner Cromwells, wenn nicht auf religiösem, so doch auf jedem anderen Gebiet: er hat die Pflicht, die Talente seiner Bürger zu entdecken und auszubilden, wie nicht das Individuum, sondern sein Lehnsherr es für richtig hält, und Ruskin schreckt sogar nicht davor zurück, das Individuellste im Menschen, die Eheschließung, in seine Formeln zu pressen. Weniger Freiheit hatten auch die freiheitsdurstigen Covenanters ihren Anhängern nicht gewährt.

Und auch sonst treffen wir das puritanische Element bei Ruskin auf Schritt und Tritt. Das hat ihm auch den Eingang verschafft in die weiten Kreise der englischen Massen. Puritanisch ist die unerbittliche Strenge dieser Persönlichkeit gegen sich selbst, sein Drängen auf das

Wahre, Bleibende, Echte, auf den Wert der Bildung an sich gegenüber ihrem Barwert auf dem Markte des Lebens. Das ist ja das Große dieser bei allem Kleinlichen doch so kerngesunden puritanischen Bewegung, daß sie aus sich selbst heraus immer wieder den Drang zur Reinheit und Ehrlichkeit erzeugt, die ihrem Hange zur religiösen Heuchelei schließlich doch immer wieder die Wage hält. Puritanisch ist auch die Form seiner Schriften: Ruskin appelliert an das Herz, nicht den Verstand, er rührt, erhebt, packt, begeistert, er erschüttert durch schauerliche Gemälde des Schlechten, er bestrickt durch die wunderbar feine Sprache, mit der er künstlerische Dinge schildert, und die originellen Bilder fliegen diesem Laienprediger in der Kulturwüste ungesucht zu, wie einem John Knox oder John Wesley. Er ringt mit seinem Stoffe, wendet ihn hin und her, um schließlich mit bezaubernder Rhetorik die neue Erkenntnis zu preisen; er beschwört seinen Gegner wie einen gifthauchenden Beelzebub, um ihn immer abschreckender zu malen und schließlich in der Versenkung verschwinden zu lassen. Und um Gründe ist er nie verlegen. Wie ein altschottischer Rev. Peter Poundtext jeden, aber auch jeden aus dem Zusammenhange gerissenen Schrifttext in die Kette seiner Pseudobeweisführung zu verflechten weiß, so schaltet Ruskin mit souveräner Willkür in den Gefilden der Sprache, und in der Fähigkeit, sogenannte Grundbedeutungen zu erfinden, die einem englischen Worte einen bestimmten — meist völlig unsinnigen — Ursinn geben sollen, läßt er noch seinen Meister Carlyle weit hinter sich. Und je mehr Ruskin sich dieser rhetorischen Beweisführung ergibt, desto mehr zeigen sich schließlich auch alle Fehler dieses ungesunden Predigtstiles: er übertreibt, er wiederholt sich wieder und wieder, und unter der Pracht des Wortschwalles gehen schließlich die Gedanken unter. Und sie kommen immer weniger zur Reife. Er predigt nach augenblicklicher Eingebung des heiligen Geistes wie ein Puritaner auf schottischer Heide, statt größeren Werken gibt er kleine Flugschriften, und immer handgreiflicher werden die Widersprüche in seiner Gedankenwelt. Der Mann, der seinem Volke das Verständnis erschlossen hatte für die Gotik, schwenkt nicht nur über zum Griechentum — das ist leicht zu verstehen bei einem Charakter, der ständig im Wachsen und Werden begriffen war. Aber sein Streben nach Universalität der Persönlichkeit wird mehr und mehr zu einer Vereinigung widersprechender Einseitigkeiten; er will die moderne Kultur ausbilden in ihrer selbständigen Eigenart und sucht ihr aufzupfropfen typisch mittelalterliche Dinge wie Minnedienst und Laienbruderschaften. Er will Freiheit und predigt einen militärischen Zwangsstaat. Der Meister der

großen neuen Prinzipien greift fast rettungslos fehl, wenn er sie anwendet auf Einzeldinge. Er verpufft seine große Kraft in nichtigen Einzelheiten, und mit trauriger Resignation schaut er das Scheitern seiner St. Georgsbruderschaft, als sei sein Lebenswerk vernichtet, während auf allen Kunstkongressen, in allen Erziehungsanstalten der Name des großen Schönheitsapostels bereits ein Zukunftsprogramm bedeutet.

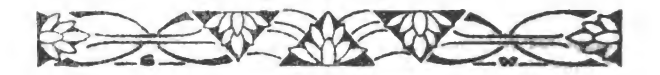
Dicht nebeneinander steht in seinen Werken das Hohe und das Triviale, der Ausdruck einer schwer errungenen Lebensanschauung und das geistreiche Erzeugnis des Augenblicks. Und es ist bezeichnend, daß in England schon jetzt die Literatur der „Goldkörner" aus seinen Werken überhand nimmt, mehr noch als die Neudrucke der Unzahl von großen und kleinen Schriften dieses reichen und an Wert so ungleichen Lebens. Was bei einem Shakespeare und einem Goethe eine Barbarei bedeutet, hier ist es begreiflich, fast notwendig. Ruskin ist einer der größten Anreger, Prediger und Künstler des 19. Jahrhunderts, aber einer der Männer, die wie Voltaire und Herder leicht aus der Literatur in die Literaturgeschichte übergehen.

Und was ist er uns Deutschen? Charlotte Broicher sagt treffend von einem seiner Werke: „Hier findet sich niedergelegt, was man heute auf jeder Tagung der Vereine, die sich die Erziehung zur Kunst in Deutschland zur Aufgabe gemacht haben, aussprechen hört." Die ganze große Volkshochschulbewegung in unserem Lande, der schließlich auch die Akademie ihr Dasein dankt, an der ich diese Zeilen schreibe, geht zurück auf Carlyle und Ruskin, und alle künstlerischen Elemente darin auf Ruskin allein. Und wenn billige Kunst die Wände auch unsrer Ärmeren zu schmücken beginnt, wenn immer lauter der Protest dagegen anschwillt, daß unsre Ruinen uns durch „Restauration" ruiniert werden, wenn protestantische Künstler und Theologen beginnen, einen eigenen protestantischen Kirchenbau zu schaffen, so hat das Ruskin getan. Das ist viel und genügt, um ihm für alle Zeiten einen Platz zu sichern an der Seite der großen Engländer, ohne die unsre Kulturentwicklung nicht zu denken ist. Aber so viel wie seinen Landsleuten kann er uns nicht sein. Wir haben nicht zwei getrennte Kulturkreise, die erst eine große, in beiden wurzelnde Persönlichkeit vereinen kann. Was uns scheidet, ist nicht die Stellung zum außerweltlichen Lebensideal — trotz der religiösen Spaltung haben sich Zentrum und Konservative immer gefunden — uns trennt das Vorwiegen des Intellektes und Willens im sächsischen Norden und des Gemüts und der Phantasie bei den Schwaben und Franken des Südens. In England mußte Ruskin anknüpfen an die Kultur-

epoche des 16. Jahrhunderts, wo die puritanischen Reformatoren das kulturell einheitliche „Merry old England“ einsargten. Bei uns hat er wieder zum Leben erweckt Keime der Romantikerzeit, die durch das Überwiegen des politischen Interesses und die industrielle Entwicklung momentan gehemmt, aber nicht ertötet worden sind. Das erste Ergebnis der gesteigerten künstlerischen Intensität der Gegenwart ist ein Wiederaufleben des Biedermeierstiles, also von etwas typisch Deutschem, ein Zeichen, daß wir doch auch in der bildenden Kunst Eigenes vorzuweisen haben. Hier ist er also mehr Wecker und Förderer als Neuschöpfer. Damit ist aber seine Bedeutung für unsre Gegenwart umgrenzt. Sein soziales Evangelium kann in Deutschland mehr schaden als nützen. Nützen nur in dem eben angedeuteten Rahmen künstlerischer Kultur auch für die Massen; sonst sind in der inneren Mission, den christlichen Arbeitervereinen, der ethischen Kulturbewegung, auch in der Sozialdemokratie, weit wertvollere Ansätze zum sozialen Frieden zu sehen. Es wäre geradezu ein Verhängnis und ein Zeichen für bleibende politische Talentlosigkeit der unteren Klassen, wenn sie beginnen wollten, sich auch hier vom bewährten Eigenen dem zweifelhaften Fremden zuzuwenden. Für Deutschland ist es besonders nötig, Ruskin mit gesunder Kritik und Auswahl zu genießen.

Diese Zeilen sollen ein Geleitwort sein für ein Werk, das diesen Anforderungen durchaus entspricht. Charlotte Broicher sucht zwar selbst ihr Urteil über Ruskin möglichst im Hintergrunde zu halten, aber wer Ruskin kennt, merkt es an der Auswahl und Anordnung des Stoffes. Ich habe versucht, ihrer Geschichte von Ruskins Lebenswerk ein wenig literarhistorischen Hintergrund zu geben, das einzige, was bei diesem trefflichen Werke noch zu wünschen wäre. Es gibt ein Bild von dem reinen Streben dieses feurigen Idealisten, der das Vermögen eines Millionärs fast erschöpft hat in humanem Wirken, und der im Schaffen für die Gesamtheit immer wieder den Trost fand für die schweren Wirrnisse, die sein ganzes Leben durchziehen. Die Freunde seines Kreises, namentlich die präraffaelitische Malergenossenschaft, erhalten ihre eingehende Würdigung. Und Ruskins Ideenwelt sucht die Verfasserin mit vielem Verständnis und großem Gruppierungsgeschick dem deutschen Leser begreiflich zu machen. Das Buch wird viele Freunde finden. Da eine zweite Auflage wohl zu erwarten ist, darf hier vielleicht noch der Wunsch nach einem alphabetischen Namen- und Sachregister Platz finden.





Bilder aus Cuba.

Aus einem Tagebuch

von

H. F. Ledeganck.

Nach Ciego de Avila.

Mein Reiseziel ist Ciego de Avila, eine „Stadt" von ca. 3000 Seelen, am Kreuzungspunkt der west-östlichen Eisenbahnlinie La Habana—Santiago de Cuba (869 km) und der Nord-Südlinie San Fernando (Morón)—Jucaro (67 km). Nebenbei erwähnt ist letztere Linie eine alte, spanische Militärbahn. Die Hauptstrecke verwaltet eine nordamerikanische Gesellschaft „The Cuba Company". Von Cubas Hauptstadt bis zu meinem Bestimmungsort sind 450 km, die der Zug in 13 Stunden (inkl. Aufenthaltszeit) zurücklegt. Nach Santiago verkehrt täglich nur ein Zug (ab Habana 9 Uhr abends, Ankunft in Ciego de Avila des anderen Tages 10 Uhr morgens, Ankunft in Santiago abends 10 Uhr). Der Gegenzug verläßt Santiago um 6 Uhr morgens, erreicht Ciego de Avila nachmittags 5[20] und trifft anderen Tages um 7 Uhr morgens in Habana ein. Nun muß man in der Trockenzeit sich nicht über „kleine" Verspätungen von, sagen wir nur einer Stunde aufregen. In der Regenzeit sind solche von 5—10 Stunden nicht allzu selten. Geleisunterspülungen und Brückendefekte verursachen dann allerhand unliebsame Intermezzi.

Der Typus der vierachsigen, langen amerikanischen Waggons ist ja zur Genüge bekannt. Die Zugänge sind auf den Plattformen an den beiden Stirnseiten, wie es z. B. bei den Straßenbahnwagen der Fall ist. Eine kleine Laufbrücke verbindet die zwei einander zugekehrten Plattformen der Wagenreihe miteinander, so daß man während der Fahrt ungehindert durch den ganzen Zug sich bewegen kann. Es sei noch erwähnt, daß die „Cuba Company" nur I. und III. Klasse führt.[1]) —

Punkt 9 Uhr abends dröhnt über La Habana der Kanonenschuß der Retraite. Die Riesenlokomotive unseres Zuges heult ihren heiseren

[1]) Wen es interessiert, möge hier die Fahrpreise finden: Von Habana nach Ciego de Avila (450 km), einfache Fahrt: I.: 12,62 Dollars, III.: 6,33 Dollars; — nach Santiago (869 km), einfache Fahrt: I.: 24,02 Dollars, III.: 12,03 Dollars.

Abschiedsgruß und zieht fauchend an. In langsamer Fahrt geht es erst durch die Straßen der Vorstädte Cerro und Jesus del Monte. Unaufhörlich ertönt dabei die Lokomotivglocke. Die beiden Rios Luyano und Martir werden überschritten und nun braust der Zug ostwärts durch die kühle Nacht .....

Um 10 Uhr erscheint der Wagen-Boy, ein nordamerikanischer Mulatte von Schokoladenfarbe. Mit einigen Handgriffen verwandelt er die Sitze zu Betten, die er mit sauberen Laken überzieht. Vor jedem Bett wird ein kleiner, grüner Vorhang angebracht und so ist der große Wagen bald in eine lange Kabine mit 8, zu je 2 übereinander stehenden Lagerstätten umgezaubert. An den beiden Enden des Wagens befinden sich die Toiletten. Ob man nun will oder nicht, heißt es — da die Sitze verschwunden sind — zu Bette gehen. Mit amerikanischer Ungeniertheit zieht man sich aus ..... Gut, man liegt also im Bett.

Da kannst du nun im Schlaf bestohlen werden und weißt nicht wie! Die Kleider hängen in einer Hängematte en miniature an der Wandseite deiner „Koje". Hast du das untere Lager inne, so klettert derjenige, der über dir schlummern soll, à la Schiffskabinenmanier einfach auf deinem Bettrande hinauf; wobei er nicht verfehlen wird, deinen Bettvorhang erst ja recht weit auseinander zu schieben. Vielleicht tritt er beim Hinaufklettern dir sacht auf den Arm, — deine eigene Schuld, god-dam!

Bei dem Gerüttel und dem Spektakel ist an Schlaf vorerst nicht zu denken. Etliche Whysky-selige Amerikaner singen und gröhlen; andere Passagiere unterhalten sich laut von Bett zu Bett auf spanisch und englisch; über mir pfeift man nach dem Takt der Lokomotive; drüben hustet und prustet jemand unaufhörlich. Alle aber, ausnahmslos alle qualmen Zigaretten oder Tabak und spucken, spucken .....! Eine bläuliche Atmosphäre erfüllt bald den Sleepingroom. Da schlafe einer!

Allmählich werden die Passagiere ruhiger, doch der Marterwagen schüttelt und rüttelt fort und fort. Müde wollen sich die Augen schließen. — Da kreischen die Bremsen in allen Tonarten; da pfeift und läutet die Lokomotive und quietschend bleibt der Zug stehen.

„Matanzas! — Ma-tan-zas! — Diez minutas .....!"

Und Türen schlagen auf und zu; laute Rufe, noch lauteres Schimpfen — Koffergepolter ..... Und das Singen, Pfeifen, Spucken und Rauchen hebt von neuem an .....

So in Limonar, in Jovellanos, in Colón, alle halbe Stunde mit boshafter Konsequenz. Und da schlafe einer! Eine idyllische Nacht! —

In dieser Jahreszeit (Februar) folgen den nicht überheißen Tagen empfindlich kühle, ja kalte Nächte.

Wie es im Osten graut, öffne ich zum Schrecken meiner Reisegefährten mein Fenster und lasse die frische Morgenluft die dumpfige Atmosphäre hier drinnen verdrängen. Die fröstelnden Insassen protestieren gegen diese meine Freiheit auf das lebhafteste, was bei mir nur ein Hohnlächeln zur Folge hat: Liebt ihr Lärm und Qualm, so ziehe ich frische Morgenluft vor — chacun à son goût!

Wir fahren mit respektabler Geschwindigkeit dem Sonnenaufgang entgegen an Plantagen und Dörfern vorüber, an Palmen und Viehherden. Hinter Santa Clara beginnen die Urwälder. Je mehr wir ostwärts kommen, desto seltener werden die Stationen, desto dichter die Wälder. Wir haben den Ort Zaza del Medio seit einer Viertelstunde verlassen. Der Zug rasselt in voller Fahrt dahin. Plötzlich ertönt seine heulende Dampfpfeife; die Geschwindigkeit nimmt rasch ab und mit einem gewaltigen Ruck hält die lange Wagenreihe auf offener Strecke! —

Wir Passagiere waren schon um 6 Uhr früh bei Santa Clara aufgestanden.

Fragen, Rufe schallen durcheinander; man verläßt den Wagen und rennt nach der Lokomotive. Dort gestikuliert die Menge; die Beamten schimpfen; die militärische Zugbegleitung der „guardia rural“ (Landpolizei) zwei Mann hoch rasseln mit ihren Karabinerschlössern. Während dessen wird unter der Maschine eine blutige, zappelnde Masse hervorgezerrt — ein armer Ochse, der sich auf die Schienen verirrt hatte. Etliche Revolver werden blitzartig sichtbar, — einige Schüsse fallen ....

„Bueno! — Muerto!“

Wieder rasseln die Karabiner der Guardia; man verfügt sich in die Wagen und weiter rollt der Zug, den Tierkadaver den Aasgeiern (Auras) überlassend. —

Und Stunde um Stunde vergeht. 10 Uhr vorüber und noch nicht in Sicht von Ciego de Avila! — Ich hatte den Umstand ganz außer acht gelassen, daß wir auf Osten zu fuhren, und da meine Uhr noch die Habaner Zeit zeigte, mußte ich naturgemäß an Zeit verlieren.

Ich promeniere durch die schmalen Gänge der Wagen. Draußen rauschende Urwälder, ragende Palmen. Und wie in all' diesem Grün eingebettet, Ranchos, Hürden, Haciendas. Mit heiserem Pfiff begrüßt unsere Lokomotive einen waldverlorenen Flecken: ein Konglomerat von strohbedeckten Bretterbuden. Reiter parieren ihre vor der schnaufenden Maschine scheuenden Pferde. Aber im nächsten Augenblicke verhüllt sie wirbelnder Dampf .....

Drinnen meine Mitreisenden. Da ist zunächst die Obrigkeit zu erwähnen, vertreten durch die beiden karabinerrasselnden Guardias.

Blutjunge Kerls in — für die „manigua“ (Gestrüpp, Wildnis) viel zu schönen Khakiuniformen, mit Patronengürteln und braunen, gefirnisten Ledergammaschen, — an den Absätzen klirrende Nickelsporen. Bewaffnet sind sie mit dem Mauserkarabiner und der „machete à cruz“ — einem schwertähnlichen, geraden Säbel mit Kreuzgriff. Ferner sind da die Landleute — „güajiros“ oder „gente del montes“ — in weiß sein sollenden Leinenanzügen; meist ungewaschen und ungekämmt, mit breitrandigen Strohhüten, Leinengammaschen, die bis zu den Oberschenkeln hinaufreichen. An der Seite hängt ihnen die „machete de trabajo“ — ein leichtgekrümmter, breitklingiger Säbel, kürzer wie die „machete à cruz“. Die Machete ist des Güajiro Universalinstrument. Damit jätet er Unkraut, fällt dünne Bäume, hackt Holz und Fleisch und zu Kriegszeiten ist ihm dieselbe Klinge Waffe. Wenn man diese sehnigen Gestalten, diese sonnenverbrannten, energischen Gesichter und draußen die fast unwegsamen Wälder sieht, so kann man sich leicht ein Bild der jahrzehntelangen Rebellionskriege gegen Spanien machen.

Wie anders dagegen die Städter, die dort beisammen sitzen, lebhaft gestikulieren, über die Politik debattieren und wie Damen nach Parfüm duften!

Wieder eine ganz eigene Spezies hier im Eisenbahnwagen ist der Nordamerikaner, der vier Sitzplätze für seine werte Person beansprucht, seine quadratmetergroße Zeitung liest, Rolltabak kaut oder seine kurze Pfeife qualmt. Ihm guckt aus der hinteren Hosentasche entweder eine Whiskybuddel oder ein Revolverkolben hervor. Meist ohne Kragen und stets in Hemdärmeln, den schlappen Filzhut im Nacken, die Hände in den Hosentaschen vergraben; für alles was nicht amerikanisch ist, ein meprisierendes Lächeln um die Lippen — so reist der Herr Yankee auf Cuba, — die Insel, die „er vom spanischen Joch befreite und zur freien Republik geschaffen“, auch als sein Eigentum betrachtend.

Was die Vertreterinnen der Weiblichkeit betrifft, sind im Zuge — außer einigen allzu dunkelhäutigen und dicklippigen Mulattinnen — einige sehr hübsche und adrette Señoras und Señoritas, schwarzhaarige, graziöse Erscheinungen voller Temperament und Eitelkeit, angestaunt von den machete- und messerbewaffneten Söhnen der Wildnis, umschwärmt von den parfümierten Städtern und unverschämt bemustert von der Arroganz der Yankees. Und das lacht und plaudert, nascht Konfituren und — raucht hie und da duftige Zigaretten; stets heiter, sorglos, ungezwungen — glückliches, glutäugiges Kreolenblut! —

Meine Uhr zeigt bereits die elfte Morgenstunde, als wir Ciego de Avila endlich erreichen.

Hier ist eine Haltepause von 20 bis 30 Minuten vorgesehen, um den Reisenden Gelegenheit zu geben, im Bahnhofsrestaurant ihr Mittagsmahl einzunehmen. Wahrscheinlich findet die „Cuba Company“ dieses Reiseintermezzo praktischer und für das leibliche Wohlergehen ihrer Passagiere bekömmlicher, als die Einführung eines Speisewagens. Würde der Zug immer fahrplanmäßig in Ciego de Avila „para comer“ eintreffen, so könnte man sich auf das bekömmliche Fasten einrichten, indem man sich in Habana verproviantiert. Aber muß man auf freier Strecke in der Regenzeit, z. B. „nur“ 6 bis 12 Stunden vor einer demolierten Brücke stecken bleiben, dann dürften die Eßvorräte, die man vorsorglich mitgeführt, bald zu Ende gehen und das Fasten endlos werden!

Die Lokomotive ruft die Reisenden in die Wagen zurück. Doch ich bin in Ciego de Avila am Ziel meiner Bahnfahrt und sehe den Zug bald ostwärts enteilen. — Glückliche Reise für die bis Santiago de Cuba noch übrigbleibenden 419 km!

Urwaldrauschen.

Niedriger brennt die Flamme des Lagerfeuers. Schwächer wird ihr rotgelber Schein, der an der Lichtung Saum sich mit dem zunehmenden Schatten jagt. Dann an der Flammen Stelle ein allmähliches Verglimmen, ein letztes Knistern ..... Und die tiefblaue Dunkelheit der Tropennacht nimmt wieder gänzlich Besitz von ihrem Revier.

Von dem Stück Nachthimmel, das die Silhouetten der Baumriesen so schwarz und zackig umrahmen, funkeln die Sterne in erhabener Schönheit auf die schlummernden Menschen hernieder, die zu harter Arbeit Erquickung, Ruhe und Kräfte suchen und finden. Zauberhaft beginnt der blasse, zitternde Mondstrahl sein Weben um schwanke Palmenfächer, um schlanke Stämme, und steigt an Lianenguirlanden herab, bis zur grasverlorenen Waldblume.

Da weht es durch den Urwald leise, leise wie ein verhaltener Atemzug; leise, leis' wie ein Wecken zu nächtlichem Spiel. Ist's die tagsschlafende Hutia[2]), die dort schnalzend vom Baume herunterhuscht, oder das braunbepelzte Waldgeistlein? Ist's die Eidechse unterm welken Blatt, die Schlange im Gras, die da und dort raschelt, oder der leichte Schritt der Königin der Nacht?

Und das Wunder der „cocuyos“ — hunderte von leuchtenden Feuerpfliegen — schwärmt hier und da und irrt und schwirrt mit grün-

[2]) „Indianische Baumratte“, hasengroßes Nagetier mit Rattenkopf; schläft tagsüber in den Baumkronen; „Hutia gonga“, speziell auf Cuba lebend.

bläulichem Licht, zu wecken und necken die dunklen Nachtfalter, zu summen und brummen inmitt' des Mosquitoschwarmes, der seinerseits nicht unterläßt, jedes warmblütige Geschöpf mit fühlbarem Stichlein zu quälen.

Da knackt und kracht und wühlt es aus den Tiefen des Urwaldes heran, wie der böse Dämon der Gefahr. Kläglich heult der Hibaro (wilder Hund) in der Ferne. Ihm antwortet das Fauchen der Wildkatze, und weit ab in den Küstenrios und Lagunen rasselt und plätschert der Koeman. — Und grunzend und hauerwetzend bricht eine unförmliche, unheimliche Masse aus dem Dickicht hervor und stößt gegen die Stacheldrahtwehr des Lagers. Doch wachsam ist der treue Hund zu Füßen seines Herrn: Ein anhaltendes Knurren gibt Zeugnis, daß er den Feind schon lange gewittert. Schlaftrunken erhebt sich eine Gestalt aus der Hängematte und greift nach der Machete und dem Karabiner. Der Büchsenlauf nimmt Richtung auf die schwarze Unform, die in den Stacheldrähten zappelt. Zwei, drei Feuerblitze folgen einander und krachend dröhnen die Schüsse über die Lichtung. Donnernd und rollend antwortet das Waldesecho. — Hundegebell, — einige Fragen und Rufe. Eine Laterne wird angezündet ..... In der halbzerstörten Drahtumzäunung hängt ein wilder Eber in den letzten Zügen.

— „Achtung, Mann, kommt dem Tiere nicht zu nahe! Haltet das Licht etwas höher; — so!"

Und in die Weite knallt und verhallt der letzte — der Gnadenschuß. —

Da stöhnt es durch Urwaldnacht und Urwaldweben und Nachtleben wie Todesahnen .....

Im Zelt liege ich in schwankender Hängematte; die Büchse mir zu Häupten an dem Nagel des Pfostens. Die Laterne ist erloschen. Nacht ist's wieder um mich, heilige Wildnis, flüsternde Tropennacht.

Und es rauscht mich der hehre Urwald in Schlaf und Traum ..... Und wie ein Vorwurf klingt seine raunende Stimme:

„..... Was kommst du, Zwerg, zu fällen meine Bäume, zu lichten Gottes freie Natur für dein habsüchtiges Streben? — Gibt's nicht genug der Äxte auf Erden, die vernichten, daß du noch dein und deiner Leute Eisen an meine Stämme legst? Fremdling! Söhne dieses Landes sind's, die du bezahlst, ihren Urwald zu morden!"

— Ihren Urwald?

„Ja. Sie erkämpften ihn mit ihrem Blut."

— Und die Yankees ...?

„Sind Fremdlinge, wie du. Güajirenblut aber tränkte diesen Boden. Gedenke der Patriotengräber auf der Savanne drüben längs

der Trocha! — Ihre Wildnis ist's! — Und was tatest du, sie zu erwerben? Dollarklang und Tinte, wo die Toten sie mit Blut und Blei bezahlten!"

— Und meine Arbeit, gilt die — nichts?

Da schallt durch des Urwaldes Rauschen ein höhnendes Wort, ein Lachen:

„. . . . . Arbeit? — Haha! was kamst du zu säen nichtige Monatspflänzlein hier, wo Jahrhunderte Riesen geschaffen?"

— Ich kam, um im Schweiße meines Angesichts ein Leben zu erkämpfen.

„Mit mir, o Zwerg?"

— Mit dir; denn du bist des Ringens wert.

„Und bauest und hoffest; doch wer wird ernten? Denn allhier ist deines Glückes und Deines Bleibens nicht. Kehre um!"

— Nein. Denn ich kam, um im Schweiße meines Angesichts mein Brot von dir zu erzwingen!

„Stolz und herrisch ist das Wort, das meine Nacht von dir gehört: erzwingen!"

„Ja, erzwingen eine Zukunft, Zufriedenheit! Und gründen Liebe und Glück! Hörst du: Glück! Und wenn du mir wehrst: dennoch Glück! —

Da hallt durch des Urwaldes Rauschen ein weher Seufzer:

„Schätze sind unter meine Wurzeln gebettet. Lass' sie ruhen, die Schätze; denn sie verteidige ich mit meinen Waffen: Getier, Miasmen und die niederschmetternde Baumkeule. Lass' auch sie ruhen, die Toten, die um mich gefallen! Lass' sie schlummern den ewigen Schlaf! Versöhnung und hehrer Frieden bedeckt sie. — Weich und kühl ist mein Moosgrund, — vielleicht auch für dich!"

— Und mein Glück?

„Zufriedenheit ist Glück; Glück ist Liebe und Liebe ist Leben. Doch des Menschen Axt bringt mir — Tod! nur Tod! — Lass' du wenigstens leben, was da leben will!"

Nicht hasse ich dich, weil ich dich bezwinge. Nachhallt in meiner Seele deiner Bäume Sturz! Ein Müssen ist's, das mein Eisen schärft. Wohl schmerzlich sehe ich dich weichen. Nicht hasse ich, sondern liebe dich, Wildnis, denn ich bin Poet! —

Und abermals hallt durch Nacht und Windessäuseln und Urwaldrauschen leise, leis' ein höhnendes Lachen:

„Ha, Poet! Poetlein! Ihr lügt ja alle so schön und tragt weinenden Weltschmerz im Herzen! Lüge euer Wort von Liebe und Leben, denn leer wird's auf Erden, wo der Mensch hintritt — ob auf Blumen — ob auf Herzen! Doch eure Lüge ist ein Wort und dieses Wort hat

Klang und dieser Klang hat Wert — unter Menschen. Das Gold ist eure Liebe und Vernichtung euer Leben. So hat euer Wort einen Klang, wie eine gute Axt. Eure Bahn ist, wie die des Stahles, nur des Todes! — — Poet, Poetlein! lass' du grünen und blühen, was blühen und grünen, leben, was da leben will! . . . . ."

Und hoch über dem Schlafenden rauschen die hundertjährigen Urwaldwipfel ihr ewiges, heiliges Nachtgebet:

„. . . . . Frieden deinem Schlummer! . . . . . traumtiefe Ruh!" . . . . .

* * *

Es graut fahlen Scheines im Osten der Tag. Des Waldes Nebel ziehen wie zerrissene Schleier über die Lichtung. Empfindlich kühl ist der Morgenhauch, der wispernd über Baum und Blatt streicht. Eins nach dem anderen verblassen, erlöschen droben die Sterne. Tief am westlichen Himmel leuchtet noch des Mondes Sichel; doch auch ihr Schimmer vergeht allmählich vor dem Nahen des kommenden Tages. — Schon ist die flinke Hutia schnalzenden Tones wieder in die Baumkrone zurückgeeilt; schon ist die letzte Feuerfliege, des Nachtfestes müde, in irgend eine Rindenspalte gekrochen. Auch die kleinen Quälgeister des Mosquitoschwarmes suchen vor der Morgenkühle Schutz. Noch einmal läßt der Uhu seinen unheimlichen Geisterruf erschallen und fliegt lautlos seinem hohlen Baum zu.

Da sprüht, vom östlichen Himmel ausgehend, ein orangefarbener Strahl zum Zenit hinauf. Herrlich ist sein Wechselspiel! Wie ein gigantischer Lichtfächer breitet er sich über die ganze östliche Himmelssphäre aus. Und bald blickt des jungen Tages erster Sonnenstrahl golden über Urwald und Savanne dahin, im Lager der Holzfäller von einem langgezogenen Hornsignal begrüßt: Der Ruf zur Arbeit.

Und Schlag auf Schlag klingt die Axt, und Baum auf Baum neigt sich zum donnernden Sturz . . . . .

Leer wird's auf Erden, wo der Mensch hintritt . . . . .

Candela!

Vom Sonnenbrand ausgetrocknet sind die Wälder, versengt das mannshohe Gras der Savannen. Und durch die Wälder und durch die Savannen schnaubt das eilende Dampfroß rasselnd dahin. Ein Fünkchen, seinem Schornstein entflogen, fällt knisternd in das trockene Laub, in das dürre Stroh. — Bald schlägt eine Flamme empor, die rasch um sich greift.

Dickgeballter, brauner Rauch verkündet weithin die nahende Feuersgefahr. Der stets in der Trockenzeit herrschende Nordwind bläst mit vollen Backen in die Glut und jagt sie in breiten Streifen dem Süden zu.

Jeder, der die Machete führen kann, eilt an die Grenze der Hacienda oder in die Nähe seines Rancho, um seinen oder des Brotherrn Besitz — falls dieser sich „unter dem Winde" befindet — vor dem Verderben zu wahren; denn stürmenden Schrittes prasselt der Wald- und Savannenbrand daher.

Beschleunigte Flucht ist jedes kleinen lebenden Wesens Losung und Heil im Bereich des hinziehenden, des sich wälzenden schweren Rauches; denn mit glutendem Atem, mit flammender Gier züngelt der Tod hinter ihnen drein.

Candela! Candela!

Aus der nächsten — kilometerentfernten — größeren Ortschaft sendet die Obrigkeit den Landleuten Hilfe: eine Abteilung der „Guardia rural" in braunen Khakianzügen sprengt dem Brande entgegen.

Und rastlos arbeiten Axt und Machete, Baum, Busch und Gras niederhauend, um so dem verheerenden Element unüberschreitbare, meterbreite Leeren zu bieten.

Halt macht, funkensprühend, an diesen Hindernissen die Feuerswand. Geschäftig löscht die umsichtige Guardia jedes weiterzündende Flämmchen. — Stundenlang in Sonne und Hitze arbeitet so die braunröckige Truppe vereint mit der buntärmeligen Landbevölkerung, hier um einen Weideplatz, dort um eine Bananen- oder Zuckerrohrpflanzung, hüben um leichte, hölzerne Baulichkeiten vor der Vernichtung zu retten. Und die schweißtriefende Mühe ist von Erfolg! Über die ihm von Menschenhand gewiesene Grenze schreitet der Flammengott diesmal nicht. Zwar lodert hier hellauf seine prasselnde Wut, doch sie verzehrt sich in sich selbst.

Ein kühler Trunk, wohl auch ein schlichtes Mahl, aber stets ein herzliches „Gracia caballeros!" belohnt schon an Ort und Stelle der Guardia Opferwilligkeit. Dann sattelt sie. —

Noch tagelang rauscht die schwarze, weite Brandstätte. Die leichte Asche zerstiebt der Wind. Und seines angerichteten Schadens unbekümmert, schnaubt das eilende Dampfroß rasselnd dahin. Die Bahngesellschaft zahlt keinen Schadenersatz, auch wenn der Funke aus dem Lokomotivenschlot Strohdächer, Palisaden und Plantagen verheert. „Was bauen die Leute der Bahnlinie entlang?" —

Nicht immer ist des Menschen Feuerwagen Ursache solcher Candela-Ereignisse.

Aus der Wolke ohne Wahl
Zuckt der Strahl ...

Nicht immer gebiert Unvorsichtigkeit die „freie Tochter der Natur"; nicht immer zündet himmlisches Feuer flammendes Verderben; sondern

gar oft hat gemeine Schadenfreude, wenn nicht gar schleichende Rachsucht die Fackel des Wald- und Savannenbrandes hohnlachend entfacht. Es ist ja so leicht und die Täterschaft so schwer — gar oft unmöglich zu beweisen: Auf Kilometerweite kein Zeuge, — in der Trockenzeit nur Zunder am Boden, — ein glimmendes Zigarettenendchen genügt, um .....

„Un infortunio!“ — ein Unglück! — nichts weiter.

Das Lied von der weißen Rose.

Sahst du den schwarzen Hof am Abend im Heiderauch,
Und sahst du die weiße Rose am wehenden Dornenstrauch?
Ich sah eine weiße Rose und hörte ein süßes Lied:
Verloren, ach verloren, rauscht es im Ried.

Sahst du den schwarzen Hof am Abend im Heiderauch,
Und sahst du die weiße Rose am wehenden Dornenstrauch?
Ich sah König Heinrich rasten hoch zu Roß am Tor,
Es war eine Nacht voll Regen, Irrlicht im Moor.

Sie führten den Gast in die Kammer, rechts schritt der Edelmann —
Heimliche, dunkle Lichter huschten den Estrich voran —
Und links seine junge Tochter, die wurde so bleich und so rot —
Es war eine Nacht voll Regen, eine Nacht voll Not.

Sahst du den schwarzen Hof am Morgen im Heiderauch,
Und sahst du die weiße Rose am wehenden Dornenstrauch?
Ich sah einen Edlen heben wider den König die Hand,
Und ich sah eine weiße Rose geknickt im Sand.

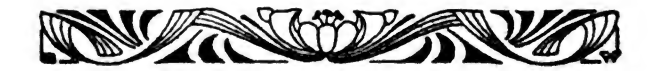
„König Heinrich, du führst die Lilie im heiligen Königsschild,
Du sollst auch die Rose führen und einen Dornbusch wild,
Du sollst meiner Tochter Schande tilgen am eigenen Herd,
So wahr ich dich zu ihr spreche auf's bloße Schwert!“

Sahst du die weiße Rose am wehenden Dornenstrauch?
Ich sah eine junge Königin und den König sah ich auch.
Sie fuhren über die Heide und durch den fliegenden Wind:
„Nun küß ich dir wund die Lippen, die Augen blind!“

„Nun scheide, mein König, scheide, es schimmert hoch dein Schloß,
Da will ich zu dir schleichen auf heimlicher Stiege Sproß,
Will nicht deine bleiche Krone und nicht deiner Lilien Schein,
Will nur in Liebe und Schande deine Buhle sein!“

Sahst du den schwarzen Hof am Abend im Heiderauch,
Und sahst du die weiße Rose am wehenden Dornenstrauch?
Ich sah eine weiße Rose und hörte ein süßes Lied —
Verloren, ach verloren, rauscht es im Ried.

Gertrud Freiin le Fort.



Rolf Schwanhelm.

Ballade

von

A. K. T. Tielo.

I.

Rolf Schwanhelm war ein junges Blut,
Seine Locke rann rotblond nieder,
Sein Stahlhelm krönte die Lockenflut
Mit schneeigem Schwangefieder.
Und König war er in See und Sund,
Im Schwerter- und Harfenklingen —
Nur haßte Minne und Mädchenmund
Der Held mit den Schwanhelmschwingen.

Doch raunte man:
drang sein Drachenkahn
Gegen den Feind im Sprunge,
Dann half ihm im Schwertgetümmel ein Schwan
Mit sausendem Flügelschwunge;
Und schwand der Schwan, und legte sich lang
Der Sieger im Dunkel der Pforte —
Seiner Kajüte Harfenklang
Durchflackerten Flüsterworte . . .

Da fuhr Rolf Schwanhelm durch Grauen und Glanz
Südwärts in sonnige Meere,
Er fuhr von Bergen gegen Byzanz
Und fand die Insel Cythere;
Die Insel erstritt er mit stürmendem Leib,
Vom Schwanhelm klirrend umklungen —
Den Sieger hat ein Griechenweib
In seliger Nacht bezwungen.

Chloe, die Königstochter, war bleich,
Ihr Auge mitternächtig —
Sie bot ihm der Brautnacht Märchenreich
Myrthen- und marmorprächtig.

Sie reichte ihm einen Zaubertrank,
Sie ließ ihr Schwarzhaar fluten —
Rolf Schwanhelm ihr zu Füßen sank
In brennenden Liebesgluten.

Sie fragte ihn schmeichelnd:
„Fliegt Dein Kahn
Gegen den Feind im Sprunge,
Was hilft Dir, mein Held, zum Siege ein Schwan
Mit sausendem Flügelschwunge? —
Und ruhst Du, mein Liebster, auf breiter Bank
Hinter verriegelter Pforte,
Was zittern durch Deinen Harfenklang
Gar zärtliche Flüsterworte?" —

Rolf Schwanhelm erzählte:
„Im schwärzesten See
Des Nordlands durft' ich erspüren
Im Bade leuchtend wie Gletscherschnee
Die weißeste der Walküren.
Ich haschte ihr Schwanhemd, da ward sie mein,
Und ich herzte sie wieder und wieder —
Sie steckte in meinen Stahlhelm ein
Das schwellende Prachtgefieder.

Schwanhild, die Walküre, ist blendend weiß,
Ihr Auge ein blauer Himmel —
Sie ist mein Schwan und mein Siegespreis
Im Schaum- und im Schlachtgewimmel.
Denn werf' ich nur eine der Federn rauh,
Aus dem Helmbusch ins Wellentosen,
So wird die Feder zur Schildjungfrau,
Bereit zum Kämpfen und Kosen.

Doch frage nicht weiter! —
„Cythere weiß,
Ich hab' ihr die Treu' gebrochen!
Ihr Atem ist kühl, Dein Atem ist heiß,
Und meine Pulse pochen.

Und drunten am Schlosse kränzt das Meer
Die dunkle Cypressenküste —
O küsse mich, küsse mich schwül und schwer,
Als ob ich vergehen müßte!" —

Da küßte ihn Chloe! —
In ihrem Schoß
Ihn Rausch und Schlummer umfingen —
Sanft löste sie seine Rechte los
Aus ihren Lockenringen,
Sie huschte zu seinem Helme sacht,
Vorm Fenster die Falsche kniete:
Sie schmückte den Helm mit neuer Pracht,
Geweiht der Aphrodite.

Und sie stieß der Walküre Geschenk vom Altan
Ins glitzernde Meeresdunkel —
Da stieg aus der Brandung ein Silberschwan
Mit magischem Krongefunkel.
Der kreischte und schwand . . . Und vom Scharlachpfühl
Rolf Schwanhelm stöhnte ins Leere —
Sein Weib umfing ihn schwelgend und schwül,
Und ein Lachen durchlief Cythere! —

II.

Rolf Schwanhelm war ein Nordlandsblut,
Seine Locke rann rotblond nieder;
Das Südland beugte den Mannesmut
Seiner sehnigen Glieder.
Sein Herz an zwei nächtigen Augen hing,
Seine Harfe ein Händchen raubte,
Sein Drache knirschte am Ankerring,
Sein Schwanhelm dumpf verstaubte.

Und er verträumte ein trunk'nes Jahr
Bei der Herrin der Hochburghallen,
Bis ein Frühlingstag und der Feinde Schar
Weckten sein Heerhornschallen.
Zu Schiff! Und es raste sein Reckenschwert:
„Gebt Raum, ihr räudigen Schelme!" —

Und er ist zu der Herrin heimgekehrt
Mit dem Sieg — und mit klaffendem Helme! —

Und die Herrin hob seinen Eisenhut,
Sie hat ihm die Stirn verbunden;
Rolf Schwanhelm fühlte verrauchte Glut
Und fühlte die frischen Wunden.
Und sie zog ihn ins mondbeglänzte Gemach,
Im Hafen knarrten die Kähne,
Und er hörte über dem Hochburgdach
Brausende Nordlandsschwäne.

Da zuckte Rolf Schwanhelm! —
Die Gattin schlief.
Vorm Fenster viel Flügel stoben,
Die Schwäne sangen so schwermutstief,
Vom Frühlingsgewölk umwoben.
Und als säh er die Heimat im Nebelflor,
Strich er hinaus zum Balkone,
Und es stieg ein Schwan aus dem Schwebechor
Schweigend mit güldener Krone.

Da seufzte Rolf Schwanhelm:
„Du schöner Schwan,
Mir ist, als müßt' ich Dich kennen,
Und als hätte Dir jemand wehgetan —
Und als durft' ich Dich Schwanhild nennen."
Da schwand der Schwan! Und die Schildjungfrau
Stand vor ihm an steiler Brüstung,
Die Wange so weiß und das Auge so blau,
Mit Speer und blinkender Rüstung.

Und Schwanhild bebte:
„Rolf Schwanhelm, mein Held,
Heut' ragst du in Wunden und Reue;
Die Griechin hat Dich dem Grame gesellt,
Sie stahl Dir die Nordlandstreue.
Sie war es, die Dir mit tückischem Trank
Das gläubige Herz berauschte,
Sie war es, die Dir den Helmbusch frank
Mit fremden Federn vertauschte.

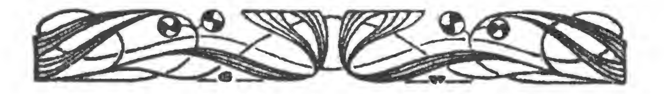
Und Dein Helm ist zerhau'n, Deine Harfe ist leer,
Dein Drache wird wurmzerfressen;
Seekönig und Sänger, Du bist es nicht mehr
Unter verträumten Cypressen.
O höre die Schwäne, sie wandern weit
Mit den Frühlingswolken gen Norden,
O segle auch Du durch Sturm und Streit
Nach den heiligen Heimatfjorden!

Sieh! Über der Fjorde fernem Wall
Türmt sich's frührotumglommen —
O komm, mein Liebster! Du bist Walhall
Und Odins Helden willkommen;
Dich grüßen mit perlendem Purpurwein
Jauchzend die lichten Becher,
Und ich trinke Dir zu, und ich schenke dir ein,
Und wir schlürfen des Glückes Becher! —

Auf denn, mein Liebster!" —
Ein Schatten floh,
Rolf Schwanhelm streckte die Hände —
Ihn streiften Flügel, und sterbensfroh
Zerriß er die roten Verbände.
Und es sangen die Schwäne voll Sehnsuchtsmacht
Wie nordische Herdenglocken —
Da sprang er hinab in die Meeresnacht
Mit glutrot flatternden Locken.

Und es war wie ein Flug, und es war wie ein Fall,
Und Chloe dehnte die Glieder:
Sie horchte und hörte nur Zug und Schall
Von brausendem Schwangefieder;
Sie sah nur am Vollmond ein Schwänepaar
Kronflimmernd über dem Meere —
Sie hüllte sich in ihr schwarzes Haar,
Und ein Schluchzen durchlief Cythere . . .





Goethes Stellung zur christlichen Weltanschauung.

Von

H. Brausewetter (Arthur Sewett).

Goethes Stellung zum Christentum, — eine Frage so verschiedenartig beantwortet, daß sich die Ansichten zu Gegensätzen steigern. Während man auf der einen Seite, jede christliche Empfindung in ihm leugnend, Goethe zum Heiden stempelt, ist man auf der anderen um so geflissentlicher bedacht, ihn für ein ausgesprochenes Christentum zu retten.

Und die Lösung der Frage? Sie ist weder nach der einen noch nach der anderen Seite möglich, sie ist überhaupt schwer. Weshalb?

Weil die innerlichsten Beziehungen eines Menschen, selbst eines, dessen geistiges Werden und Wesen in ungezählten Werken, Briefen, ja Gesprächen offenkundig vor uns zu liegen scheint, am wenigsten mit der Lupe des Forschers zu enthüllen ist. Mag diese noch so viel ergründen, bis in die Tiefe der Psyche bringt sie nicht. Vollends ein so mannigfaltiges und innerlich-kompliziertes Gefüge, wie wir es bei Goethe vor uns haben, schließt eine seelische Sezierung in präziser Form aus, ja es läßt nicht einmal eine durchsichtige Einheit psychischer Anschauungen aufkommen. „Ich für mich," schreibt Goethe im Jahre 1813 an Jakobi, „kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben. Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden wie das andere. Bedarf es eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist auch dafür schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen."

Wollen wir einen Einblick in Goethes Verhältnis zum Christentum gewinnen, so müssen wir uns erst darüber klar werden, worin für uns, in kurzen Worten ausgedrückt, das Wesen der christlichen Weltanschauung (denn nur um diese kann es sich handeln), im letzten Grunde besteht. Die Antwort, fundamental gefaßt und alles Dogmatische, ja alles theologisch Gelehrte fortgelassen, lautet: In dem Glauben an einen persönlichen, lebendigen Gott und seine zweckbewußte Weltregierung, die sich auf ihrer Höhe in Jesu Christo offenbart. Wie stand Goethe zu diesem Kardinalglauben des Christentums?

* * *

Eine gewisse Stellung zur Persönlichkeit Gottes und seiner Vorsehung nahm Goethe bereits in seiner Kindheit. Das Erdbeben in Lissabon rief Fragen

und Zweifel in ihm hervor. „Der Knabe," so erzählt er selber in „Wahrheit und Dichtung", „war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erde, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten."

Eine freilich noch sehr kindliche Auffassung von der Vorsehung und ihren Zwecken. Aber als Goethe zum Studium nach Leipzig kam, wandte sich seine religiöse Entfaltung entsprechenden Bahnen zu. Wenn auch damals schon sein dichterisches Gemüt ahnte, daß durch eine nüchtern-rationalistische Auslegung der poetische Gehalt der heiligen Schriften mit dem prophetischen verloren gehen müsse, seine Weltanschauung wurzelte nicht auf dem Boden des Christentums, ihr Mittelpunkt war vielmehr der Gedanke der stetig fortschreitenden Entwicklung des Natur- und Menschenlebens, und in den Streitigkeiten der streng gläubigen und freidenkenden Theologen hielt er sich zur klaren, d. h. zur rationalistischen Partei (vgl. M. Heynacher: Goethes Philosophie aus seinen Werken; Leipzig, Dürrsche Buchhandlung; S. 4).

Einige Jahre später beginnt dann wohl unter dem bewußt aufgewandten Einfluß der Katharina von Klettenberg und unter dem Eindruck seiner Krankheit eine langsame Absage an den kahlen Rationalismus und damit ein positiveres Hinneigen zu einer christlichen Weltauschauung. Aber einmal ist dies nur momentan, mehr Stimmung als Wollen, mehr Empfinden als Glauben. Und zum anderen darf man nie vergessen, daß der Eindruck, den die Klettenberg auf den Jüngling machte, ein rein persönlicher war, weniger hervorgerufen durch ihre religiös-theoretischen Ansichten, die den Frieden der Seele in der Herrenhutischen Anschauung suchten, als vielmehr durch die seelische Kraft, mit der sie alles, was ihr Schweres auferlegt war, ja selbst eine andauernde Krankheit in christlicher Gelassenheit trug, gleichsam als wäre es der einzige Zweck der Leiden dieser Zeit, zu Förderungsmitteln für das ewige Leben zu dienen. Ihren pietistischen Bekehrungsversuchen hingegen, die in erster Reihe auf eine Versöhnung mit Gott drangen, suchte der jugendliche Dichter mit einigen Scherzen zu entgehen, wie auch das in jener Zeit an Friederike Oeser verfaßte Gedicht alles andere eher als eine religiöse Bekehrung vermuten läßt:

„So launisch wie ein Kind, das zahnt,
Bald schüchtern wie ein Kaufmann, den man mahnt,
Bald still wie ein Hypochondrist
Und sittig wie ein Mennonist
Und folgsam wie ein gutes Lamm —
Leb' ich und bin halb krank und halb gesund."

Ja, als Goethe am 21. September 1769 die Synode der Herrenhuter in Marienborn besuchte, kam er vollends zur Erkenntnis, welche Abgründe ihn von dem Glauben dieser Frommen trennten. Man könnte höchstens sagen, daß sich Goethe in dieser ganzen Periode eine wunderliche, christlich-mythologische, an den Neuplatonismus anknüpfende und trotz der christlichen Färbung pantheistische Weltordnung zurecht zimmerte, bei der er eine vorläufige Beruhigung empfand. (Bielschowsky, Goethe Bd. I S. 94 f.)

Auch die Bekanntschaft mit Herder änderte daran nichts. Das freilich lag ebenso sehr an Herder wie an Goethe. Wohl wies Herder Goethe auf die Bibel, aber was er den jungen Dichter an ihr schätzen lehrte, war nicht ihr religiöser, sondern ausschließlich ihr poetischer Inhalt. So eifrig Herder auch als Prediger wirkte, so ernst er es mit seinem Amte nahm, sein Herz gehörte der Poesie und der Wissenschaft, und die große Grundidee, die durch alle seine Werke hindurchgeht, ist ausgesprochen philosophischer und nicht theologischer Art, ja sie klingt mehr an Nietzsche, denn an das Christentum an: daß es dieselben ewigen Typen sind, die sich in allerlei hindurchgehenden Wandelungen in der Poesie offenbaren wie in der Religion und Kunst, die in unerschöpflicher Gestaltenfülle hindurchgehen durch das Leben aller Völker und Zeiten, daß es dieselben großen Gesetze des Reifens, des Blühens, des Verwelkens sind, die sich in ungezählten Beispielen der Geschichte verwirklichen (vgl. Richard M. Meyer. Goethe. Ernst Hoffmann & Co. Berlin. S. 48).

Im Jahre 1779 tat Goethe dann das wichtige Bekenntnis: „Ich bin ein sehr irdischer Mensch. Mir ist das Gleichnis vom ungerechten Haushalter, vom verlorenen Sohn, von der Perle, vom Groschen usw. göttlicher — wenn je was Göttliches da sein soll — als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Reiche. Ich denke aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir wie bisher."

Es war die Zeit, da sich Goethe bereits mit Spinoza beschäftigte, dem einzigen unter allen Philosophen, dem ein dauernder, sein ganzes Leben umfassender Einfluß auf den Dichter zuzuschreiben ist, dessen ausgesprochener Pantheismus ihn immer mehr von der christlichen Weltanschauung loslöste.

Freilich Goethe dachte darüber anders. Nicht nur daß er Spinoza Jakobi gegenüber den „Gottgläubigsten", den „Christlichsten" aller Philosophen nannte, er ging so weit, sich in seiner pantheistisch-spinozistischen Gotteserkenntnis ganz im Einklang mit der Bibel oder zum mindesten mit dem Neuen Testament und Christus zu glauben. Ein Irrtum von fast rührender Naivität. Bei Christus basiert die ganze Gotteserkenntnis auf dem persönlichen Verhältnis zu Gott. Dieses persönliche Verhältnis gestaltet er zum Verhältnis der Liebe aus: Gott ist der Vater, zu dem die Menschen in die Beziehungen der Kindschaft treten sollen. Sie anzubahnen erachtet Christus als seine vornehmste Aufgabe.

Im strikten Gegensatz zu dieser Idee lehrt nun Spinoza: Wer Gott liebt, kann nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebt, denn Gott ist frei von allen

Leidenschaften, von jedem Affekt der Lust und Unlust. Daher liebt und haßt Gott niemand, ja, wollte einer, daß Gott ihn wieder liebe, so müßte er wünschen, daß Gott nicht Gott sei.

Gerade diese Uneigennützigkeit der Liebe machte auf Goethe Eindruck, er wurde sich bewußt, daß der Wert der Gottesliebe nicht in einzelnen Liebeserweisungen für das Individuum bestehe, sondern darin, daß er diesem die Fähigkeit verliehen habe, ihn zu erkennen und dadurch Ruhe und Frieden, Weisheit und Glückseligkeit zu erlangen. Aber wessen sich Goethe nicht bewußt war: Wie himmelweit seine und Spinozas Erkenntnis von der christlichen entfernt war.

Der Gott Spinozas ist etwas durchaus Unpersönliches, er ist das Dasein selbst, das alles umfassende Wesen, aus dessen Begriffe die einzelnen Dinge abgeleitet werden. Der Gott des Christentums ist Person in so hohem Grade, daß das Verhältnis des Einzelnen zu ihm anders als ein persönliches nicht gedacht werden kann.

Freilich taucht hier sofort die oft aufgeworfene Frage auf: Worin besteht denn eigentlich die Persönlichkeit Gottes? Darin, kann man sagen, daß Gott vom All, von der Natur wesensverschieden und sein Wesen als der reine Geist von schlechthin überweltlicher Unendlichkeit erkannt wird, vor allem aber darin, daß diesem Gotte eine positive und direkte Wirksamkeit zukommt, durch die er auf alles Geschehen in der Welt einen unmittelbaren Einfluß übt und seinen Willen souverän walten läßt über jeder Kreatur, so daß ihr Schicksal als seine Führung und Fügung gilt. Bis er alles Wirken und Leiden im ganzen und einzelnen so lenkt, daß es seinem Endzweck, nämlich der Ehre des Schöpfers, dem Wohle der Welt und dem Besten der Menschen entspricht (vgl. O. Pfleiderer. „Glaubens- und Sittenlehre. Grundriß. S. 91).

Dies die christliche Auffassung von dem Wesen Gottes. Und Goethe, der sich eins mit ihr wähnt?

Jede Teleologie, in der die christliche Anschauung wurzelt und gipfelt, ist ihm absurd. Die Vorsehung ist für ihn nichts anderes als die Naturnotwendigkeit, die alle Zweckursachen ausschließt, so notwendig diese auch dem menschlichen Gemüte zu denken sein mögen. — — — In dieser Auffassung begegnete sich Goethe nun mit Kant, dem er seit seiner Rückkehr aus Italien im Jahre 1788 innerlich näher trat.

Kant erblickte das Wesen der Religion in der Achtung des Sittengesetzes als einer göttlichen Weltordnung. Auch hierin konnte ihm Goethe beipflichten. Aber Kant fand von hier aus nicht nur die Anknüpfungspunkte für die Postulate der Unsterblichkeit und Gottes, er gewann zugleich eine gewisse Fühlung mit den spezifisch christlichen Lehren, indem er auch sie als praktische Postulate anerkannte und die Glaubenssätze von Sünde und Erlösung und Christus moralisch deutete. Ein theoretisches Wissen soll dieser „moralische Vernunft-

glaube“ zwar nicht sein, aber doch berechtigt und notwendig, indem wir unser sittliches Handeln so einrichten, als ob es einen göttlichen Gesetzgeber, Regent und Richter gäbe (vgl. O. Pfleiderer a. O. S. 9).

Hier aber trennte sich Goethe entschieden von Kant. Seiner intuitiven Forschungsweise, die vor allem gewahr werden wollte, was den Erscheinungen zu Grunde lag, die auch auf religiösem, auf christlichem Gebiete nur das Erkannte glauben und erfassen wollte, mußte eine so subjektive Anschauung als ein Kompromiß mit dem Christentum erscheinen, dessen er sich nicht fähig fühlte. Er war nach einem Urteil Arthur Schopenhauers so ganz Realist, daß es ihm durchaus nicht zu Sinn wollte, daß die Objekte als solche nur da wären, insofern sie von dem erkennenden Subjekt vorgestellt wurden.

Was der Philosophie Kants bei manchem großen Geiste gelungen, Goethe gegenüber blieb es ihr versagt: Sie brachte ihn der christlichen Weltanschauung wesentlich nicht näher.

Viel eher wurde dies durch Leibniz bewirkt, dessen Monadologie auf Goethe nicht ohne Eindruck blieb und ihn zu der Vorstellung einer bedingten Unsterblichkeit, einer Entelechie, d. h. persönlichen Fortdauer der Seele brachte. Einem denkenden Wesen, so äußerst er sich im Jahre 1823 zum Kanzler von Müller und zu Riemer, sei es gar nicht möglich, sich ein Nichtsein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken, insofern trage jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich und ganz unwillkürlich. Freilich sofort kommt die Einschränkung: Nur sobald man objektiv aus sich heraustreten, sobald man dogmatisch eine persönliche Fortdauer nachweisen, begreifen wolle oder jene innere Wahrnehmung philisterhaft ausstaffiere, so verliere man sich in Widersprüche.

Überhaupt tragen diese Zugeständnisse Goethes an ein individuelles Weiterleben mehr das Gepräge der Seelenwanderungstheorie als ein christliches. Jede Monade, so lehrt er, geht, wohin sie gehört, ins Wasser, in die Luft, in die Erde, ins Feuer, in die Sterne — nur an eine Vernichtung der Persönlichkeit sei nicht zu denken. „Ich bin gewiß“, sagt er zu Falk, „wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen“ (25. Januar 1813).

Und immer unzweideutiger kommt Goethes Abneigung, sich in dogmatisch-metaphysische Fragen zu verlieren, zum Ausdruck. Er weist die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen den vornehmen Ständen, insbesondere den Frauenzimmern zu, die nichts zu tun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenke, und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken habe, lasse die künftige Welt auf sich beruhen und sei nützlich und tätig in dieser „Ich wüßte auch nichts mit der Seligkeit anzufangen“ sagt er zu v. Müller (26. Januar 1825), „wenn sie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu bestehen böte“, und an Knebel schrieb er bereits am 3. Dezember 1781: „Ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe

eines folgenden und sie zu betreten fähig werden, sei es nun hier zeitlich oder dort ewiglich (vgl. hierzu M. Heynacher a. o. S. 78 ff.).

* * *

Somit erscheint das eine klar: Goethe hatte eine Art persönlichen Glaubens, persönlicher Frömmigkeit. Aber niemals trägt diese Frömmigkeit spezifisch christliche Züge. Man kann eher sagen, daß er ein Weltkind als ein Gotteskind im christlichen Sinne, daß er mehr Grieche als Nazaräer gewesen.

Bevor wir jedoch dieses oder ein anderes endgültiges Resultat feststellen, müssen wir drei neue, für die Stellung Goethes zum Christentum höchst charakteristische Züge hervorheben.

Erstens: Goethes Pietät für die christliche Überlieferung. Es ist bekannt, mit welcher Liebe und Verehrung Goethe sein Leben lang die Bibel umfaßt hat. Sie ist die wertvollste Nahrung seines Geistes gewesen, er hat das Alte wie das Neue Testament in den Grundsprachen gelesen, er hat sich bei fortschreitender Bildung auch der aufklärenden Bibelkritik nicht entzogen. Aber diese Kritik hat ihm den göttlichen Kern nicht zersetzt, ihn nicht wie Voltaire zum Spott herausgefordert. In Wahrheit und Dichtung erklärt er, daß er der Bibel fast allein seine sittliche Bildung schuldig ist. Und diese Pietät bezieht sich nicht etwa nur auf die Bibel als Ganzes. „So rütteln sie jetzt," äußert er sich zu Eckermann am 1. Februar 1827, „an den fünf Büchern Moses, und wenn die vernichtende Kritik irgend schädlich ist, so ist sie es in Religionssachen; denn hierbei beruht alles auf dem Glauben, zu dem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat."

Und welche Worte vollends spricht Goethe elf Tage vor seinem Tode zu Eckermann über die Evangelien. „Echt oder unecht sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen ..... Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist." Solche Worte sind es in erster Reihe, die W. Beyschlag zu der Ansicht bringen, daß Goethe, je mehr er an Alter und Erfahrung wuchs, je mehr Schwankungen und Wechselfälle eines längeren Lebens hinter ihm lagen, um so näher der christlichen Religion trat (W. Beyschlag: Zur deutsch-christlichen Bildung. Eugen Strien. Halle. Vgl. meine eingehende Besprechung. Preußische Jahrbücher. Bd. XCVIII, Heft 3 S. 507 ff.). Ja, in dem Preise des Evangeliums fährt Goethe fort: „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: durchaus. Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit." Freilich darf man nun nicht übersehen, daß unmittelbar auf diese Worte folgt: „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: durchaus!"

Der zweite charakteristische Zug in der christlichen Anschauung Goethes ist seine Vorliebe für den Protestantismus. Im Schoße der evangelisch-luthe-

rischen Kirche geboren und erzogen ist Goethe von Haus aus ein Kind des Protestantismus gewesen. Seine geistige Entwicklung fiel in eine Zeit, in welcher die Bewegung und Erhebung des deutschen Geistes ausschließlich auf protestantischem Boden wurzelt, denn von Gottsched und Gellert an bis zu Goethe und Schiller findet sich in der ganzen Literaturgeschichte auch nicht ein einziger katholischer Name. Klopstock, Lessing und Herder, die dem deutschen Geiste den Aufschwung bahnen zu weltgeschichtlichen Höhen, sind alle Söhne der deutschen Reformation, der katholische Geist hingegen liegt, von den Jesuiten als Grabeswächtern eingelullt, im tiefen Todesschlaf. Jede Entfaltung eines Genius wäre hier unmöglich gewesen. Und Goethe ist sich wohl bewußt gewesen, was er dem Protestantismus zu danken hatte. Das spricht so recht aus einer Äußerung über Shakespeare: „Der größte Lebensvorteil, den ein Dichter wie Shakespeare hat genießen können, ist gewesen, daß er als Protestant geboren und erzogen wurde. Eben daher erscheint er als Mensch mit dem Menschlichen vollkommen vertraut, ohne daß er als Dichter jemals die Verlegenheit gefühlt, das Absurde vergöttern zu müssen." (A. v. Öttingen, Vorlesungen über Goethes Faust I S. 55.) — „Luther," sagt Goethe an einer anderen Stelle, „war ein Genie sehr bedeutender Art. Er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird, produktiv zu sein, ist nicht abzusehen (Eckermann II S. 229) (vgl. W. Beyschlag a. a. O. S. 147).

Aber auch hier wieder tritt sofort der für Goethes christliches Empfinden charakteristische Zug hervor: So sehr er den Protestantismus als solchen liebte, so wenig war er für die protestantische Kirche eingenommen. Vor allem fand er den protestantischen Kultus arm und dürftig, er stellte den katholischen viel höher und riet der protestantischen Kirche, von diesem zu lernen, das ganze Leben reichlicher mit kirchlichen Weiheakten auszustatten und die zwei Sakramente nach dem Vorbilde der katholischen Kirche auf sieben zu erhöhen. Bei alledem blieb Goethes Gefallen am katholischen Kultus lediglich ein ästhetisches oder besser gesagt ein künstlerisch-romantisches. Das zeigt der Schluß der „Wahlverwandtschaften", in dem die Leiche Ottiliens solche Wunder wirkt, daß sich die Alten, Schwachen, Kranken, die Mütter mit ihren Kindern herbeidrängen, um die Heilskraft der Heiligen zu erfahren. Hier sehen wir Goethe der katholisierenden Romantik seinen vollen Tribut zahlen. „Auch der größte Mensch," hatte er Ottilien in ihr Tagebuch schreiben lassen, „hängt immer mit seinem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen."

Die Leere und Lächerlichkeit des katholischen Systems, das kein gleißend übertünchtes Gewand einem so scharf blickenden Auge verhüllen konnte, trat Goethe gerade auf seiner italienischen Reise in erschreckender Klarheit vor die Seele. Überall sieht er im Katholizismus ein System, in dem jede Spur vom ursprünglichen Christentum so verloschen ist, daß es eher wie ein „unförmliches, ja barockes Heidentum" anmutet. Alles, was hier gelehrt wird, scheint ihm

mit Natur, Vernunft und Wahrheit im Widerspruch zu stehen, das Wahre und Nützliche zu hindern und das Falsche in Kurs zu bringen. Der Mönch und der Priester sind ihm typisch abstoßende Gestalten. „Es war auf Allerseelen in der päpstlichen Hauskapelle auf dem Quirinal," erzählt Goethe, „die Funktion war schon angegangen, Papst und Kardinäle schon in der Kirche. Der heilige Vater die schönste würdigste Männergestalt. Mich ergriff ein wunderbares Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund auftun und von dem unaussprechlichen Heil der seligen Seelen mit Entzücken sprechend uns in Entzücken setzen. Da ich ihn aber vor dem Altar nur sich hin und her bewegen sah, bald nach dieser, bald nach jener Seite sich wendend, sich wie ein gemeiner Pfaffe geberdend und murmelnd, da regte sich die protestantische Erbsünde, und mir wollte das bekannte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Was würde Christus sagen, dachte ich, wenn er hereinträte und sein Ebenbild auf Erden summend und hin und wieder wankend anträfe. Das „Venio iterum crucifigi" fiel mir ein." Wie anders urteilt Goethe über den Protestantismus: „Wir wissen gar nicht," sagt er in jenem Gespräch mit Eckermann, „was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."

Freilich auch hier darf eins nicht verschwiegen werden: Goethes Liebe für den Protestantismus galt weniger seinem religiösen Gehalt als dem Umstande, daß er in der Reformation die eigentliche Tat des deutschen Geistes, den Durchbruch des der germanischen Art eigenen Freiheitstriebes sah.

Und nun das Dritte: Mag sich Goethe als Spinozist im intuitiven Erkenntnistrieb zum Christentum, so weit es ihm als kirchliches System entgegen trat, ablehnend verhalten haben, eine vielleicht unbewußte, deshalb aber nicht minder starke Beeinflussung von Ideen, die nicht nur dem sittlichen, nein, auch dem Glaubens-, fast möchte ich sagen: dem dogmatischen Gehalt des Christentums entspringen, spricht mit nicht zu widerlegenden Zungen aus seinen Werken. Seine Iphigenie, die ethisch zarteste seiner Schöpfungen, spiegelt ahnungsvoll das tiefste Geheimnis des Christentums wider, daß der Fluch eines schuldvollen Geschlechts durch die Liebe einer reinen Seele gelöst werden kann. Sein Faust vollends ruht auf dem Gedanken, daß der Mensch, irrend, so lange er strebt, gerade in diesem unermüdlichen Streben erlösungsfähig bleibe. Und nicht nur erlösungsfähig, sondern erlöst, denn die Liebe von

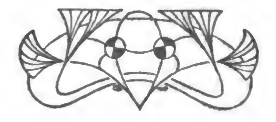
oben nimmt Teil an ihm und streckt ihm versöhnt die rettenden Gnadenhände entgegen (cf. Preuß. Jahrbücher a. O. S. 509).

* * *

Beenden wir hiermit unsere Untersuchung über Goethes Verhältnis zum Christentum, die ohne jeden voreingenommenen Standpunkt und ohne das Ziel eines Für und Wider lediglich aus den Lebensäußerungen und Werken des großen Dichters und Menschen zu führen versucht wurde, so kommen wir zu folgendem Schluß:

Als Forscher, den seine Beobachtung der Natur und ihr eindringendes Studium immer mehr auf den Gedanken der stetig fortschreitenden Entwickelung führte, ebenso als Philosoph, dessen intuitive Erkenntnisart im spinozistischen Pantheismus wurzelte, hatte sich Goethe eine monistische Weltanschauung angeeignet, die der dualistischen des Christenutms kritisch, ja ablehnend gegenüberstand. Besonders wies er jedes dogmatische System, jedes kirchliche Christentum von sich.

Hingegen erfüllte ihn die Person Christi und seine Lehre, wie sie die Evangelien verkünden, mit einer Liebe und Ehrfurcht, die mit den zunehmenden Lebensjahren stieg. Der Tiefe der urchristlichen Sittens- und Glaubenssätze verschloß er sich weder in seinem Leben noch in seinen Werken, unter denen Faust, insbesondere aber Iphigenie als die größten und markantesten Zeugnisse einer christlichen Weltanschauung hervorragen, und jenes berühmte Gespräch über Religion, das er elf Tage vor seinem Tode mit Eckermann führte, schloß er: „Sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bischen so oder so im äußerlichen Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen. Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Worts und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen.“





Der Mann der Ordnung.

Erzählung

von

L. Awilow.[1])

(Aus dem Russischen übersetzt.)

Alles, was ich vorausgesagt hatte, traf ein. Dieses Mädchen brachte uns nichts als Kummer. Schließlich, es war auch zu viel verlangt, auf Dankbarkeit zu rechnen, hält es denn heute noch irgend jemand für notwendig, dankbar zu sein? Aber ich dachte, unsere Pania hätte doch dazu Grund gehabt.

„Pania“ — das war so ein richtiger Einfall meiner Frau. Man hatte sie Stepanida getauft. Ihre Mutter war eine Waschfrau, eine, die auf Tageslohn wäscht; dabei hatte sie sich erkältet, war gestorben und ihr kleines Mädchen hatte man zu uns in die Küche gebracht. Warum gerade zu uns, weiß ich nicht. Alles wäre auch gut abgegangen, wenn nicht zufällig meine Frau das Schreien des Kindes und darauf die ganze Geschichte gehört hätte. Ich hatte niemals bedauert, daß wir keine Kinder hatten; meine Frau hatte sich diesem Umstande gegenüber auch ziemlich gleichgültig verhalten. Aber da, in einer Nacht vollzog sich in ihr ein Wandel. Das Kind war noch ganz winzig, nur ein paar Monate alt; irgendwie war es auch krank, und nun setzte sich meine Frau in den Kopf, es gesund zu machen, zu füttern, ihm rasch ein Stück alte Leinwand um die Glieder zu wickeln. Kaum setzte ich durch, daß sie sich selber in dieser Nacht schlafen legte.

Am anderen Tage war das Mädchen immer noch bei uns; meine Frau kam zum Essen mit roten verweinten Augen.

„Um nichts in der Welt werde ich es wieder weggeben, ehe es wieder ganz gesund ist“, erklärte sie. „Im ersten Lebensjahr, sagt man, sterben auch gesunde Kinder wie die Fliegen, wie soll da ein so schwächliches Kind durchkommen? Ich kann es nicht weggeben, nein, ich kann's nicht, immer würde es mir sein, als wenn ich an seinem Tode Schuld wäre.“

---

[1]) Aus dem „Wjestnik Jewropy“.

Es vergingen noch drei, vier Tage, aber keiner dachte daran, das Kind abzuholen. Meiner Frau tat immer der Kopf weh, aber sie weigerte sich, am Abend auszugehen, und wenn ich auch zu Hause blieb, mußte ich immer sehen, wie sie beständig vom Platz aufsprang, in die Küche lief, dann wieder im Zimmer auf irgend etwas ängstlich hörte und nur abgerissen auf meine Fragen antwortete.

„Wann wird man das Kind abholen?“ fragte ich schließlich.

Meine Frau erschrak nicht, wurde auch nicht böse. „Stört es dich denn? Ich sage dir ja, daß es so sehr schwach und krank ist, und dann so klein! Man müßte ja geradezu grausam, herzlos sein. . . .“

„Wie du willst, aber wenn wir warten wollen, bis es stark und gesund ist, wie lange sollen wir dann wohl darauf warten?“

Meine Frau wurde blaß und verzog den Mund.

Was ich auch sagte, und so sehr ich sie zu überzeugen suchte, ich erreichte keine weiteren Äußerungen von ihr als Tränen und kurze Ausrufe.

„Mein Gott, wen stört es denn? Es ist doch ein Kind, nicht ein junger Hund. Da, sieh es doch mal an — sieh doch!“

Nach einer Woche hatte das Kind schon ein eigenes Zimmer, das, in dem meine Frau früher ihre Garderobe aufhob. Nach einem Monat hatte es eine eigene Amme, und kroch schon allein auf dem hellen Teppich unseres Gastzimmers herum. . . . Kein Tag verging, wo ich nicht versuchte, meine Frau zu Verstand zu bringen und zu überzeugen. Wenn ich nur kurz etwas sagte, schwieg sie und verzog den Mund. Wurde ich ärgerlich, drohte ich, so weinte sie. Sie hatte sich so sehr verändert, daß ich zu sorgen anfing, ob sie nicht krank wäre. Sie war fortwährend in Aufregung, geradezu in fortwährender Angst. Einmal, als wir zusammen aus dem Theater kamen, lief sie schnell in das Zimmer des Kindes, kam aber gleich in mein Kabinett gestürzt und blieb vor mir stehen, weiß wie ein Handtuch, mit zitternden blaß gewordenen Lippen. Ich erschrak auf das Äußerste.

„Was ist mit dir?“

„Wo ist Pania?“ flüsterte sie, „daran bist du schuld, du.“

„Wie soll ich wissen, was mit Pania ist? Was ist denn mit ihr?“

„Meine Pania, mein Kind, gib sie heraus. Wenn ich sie nicht mehr habe, will ich auch nicht mehr leben. Ach, das habe ich die ganze Zeit gefürchtet, ich habe es gewußt.“

Ich sah, daß sie einer Ohnmacht oder einem hysterischen Anfalle nahe war, und wurde ganz wirr, umsomehr, als ich zwar begriff, wessen sie mich verdächtigte, aber in der Tat nicht wußte, woran ich schuld sein

sollte. Glücklicherweise klärte sich das Mißverständnis gleich auf. Es zeigte sich, daß das Zimmermädchen das Kind an sich genommen hatte, weil die neue Amme irgendwohin aus dem Hause gegangen war, gerade als wir in das Theater gegangen waren. Mein Gott, wie sich da meine Frau freute, — an diesem Abend blieb sie auch nicht so still wie sonst immer, sie war zärtlich zu mir und bat, ich möchte ihr ihre voreiligen Vorwürfe verzeihen. Sie gab zu, daß sie die ganze Zeit die Furcht gequält habe, man könne ihr das Kind nehmen und ich würde nichts dagegen einzuwenden gehabt haben, es wieder ganz abzugeben. Sie versicherte, daß sie ohne es nicht leben könne und weinte immer wieder, wenn sie daran dachte, es wieder weggeben zu müssen. Der Gedanke, das Kind ganz zu behalten, war mir nicht gerade angenehm, aber meiner Frau einen so heißen Wunsch zu versagen, das widerstrebte meinem Herzen doch. Ich fing wieder an, zur Vernunft zu reden, obwohl ich deutlich sah, daß alles was ich sagte, auf sie nicht den geringsten Eindruck machte. Sie hatte schon gemerkt, daß ich es ihr nicht mehr abschlagen konnte, und daß, wenn sie nur weiter daran festhielte, das Kind ganz bei uns bleiben würde. Und das Kind blieb.

Eine merkwürdige Frau, meine Frau. Sie war klein, ziemlich mager, mit weißer Haut und hatte ein sanftes Gesicht, fast mit einem schüchternen Zuge. Man brauchte sie nur anzusehen, um sich zu überzeugen, wie schwach sie war, wie hilflos und wie willenlos. Tatsächlich aber war es schwer, einen standhafteren Menschen zu finden, als sie. Sie hatte so eine besondere gewissermaßen ergebene Standhaftigkeit. Sie stritt nicht, sie widersprach nicht, aber sie ging auf ihr Ziel los in einem stummen, geduldigen, stillen Kampfe, der in wichtigen Fällen ganze Jahre dauern konnte. In den ersten Jahren nach der Hochzeit merkte ich diesen Zug noch nicht an ihr, ich habe ihn erst ziemlich spät kennen gelernt, dann freilich — wie gut! Deshalb wußte ich jetzt und war ganz davon überzeugt, daß meine Frau entschlossen gewesen war, diese Pania bei sich zu behalten gleich in der ersten Nacht, als man sie uns in die Küche gebracht hatte. Damals schon hatte sie des Mädchens ganzes spätere Schicksal festgesetzt, und seitdem hatte sie nicht aufgehört, diese Einbildung festzuhalten und alles Mögliche und Unmögliche getan, sie durchzusetzen.

Ich muß gestehen, daß sie mir ziemlich wenig Vertrauen schenkte. Sie sprach mit mir niemals über ihre Pläne in bezug auf das Kind, aber ich setzte ihr mehr als einmal auseinander, wie vollständig töricht und unverständig es doch sei, das Kind einer Waschfrau zu erziehen, wie

wir ein eigenes Kind aufgezogen hätten, und daß, wenn wir es nicht unglücklich und unnütz für das ganze Leben machen wollten, wir es nicht verwöhnen dürften, sondern, im Gegenteil, es von Kindheit auf an die Arbeit gewöhnen müßten, an Gehorsam, kurz an die Notwendigkeit, sich sein Brot mit eigenen Händen verdienen zu müssen.

„Mag sie erst so weit kommen, um überhaupt etwas zu verstehen", sagte meine Frau lächelnd, „so lange sie nur die natürliche Pflege braucht, kann die weder unserer Tochter noch der Tochter einer Waschfrau schaden."

Es erschien eine neue, sehr gesetzte Amme. Es erschien die vollständige Einrichtung eines Kinderzimmers, ein Bettchen, eine kleine Wanne, Spielzeug. Manchmal hob ich im Eßzimmer oder sogar bei mir im Kabinet eine Gummipuppe vom Boden auf oder ein winzig gestricktes Schuhchen oder gar eine ganze Windel. Manchmal brachte mich das geradezu auf. Besonders war mir das unangenehm, daß meine Frau plötzlich den Gefallen daran verlor, auszugehen, und die elementarsten Verpflichtungen einer jung verheirateten Frau lästig zu finden begann. Sie vergaß, Besuche zu machen, lehnte Einladungen ab, die man unbedingt annehmen mußte usw. Einmal hielt ich es nicht länger aus.

„So geht es nicht mehr", sagte ich, „ich kann nicht zugeben, daß unsere Beziehungen zu den Leuten, unsere Gewohnheiten, Lebensweise, überhaupt unser ganzes Leben sich nach einem Findling richten soll, nach der Tochter unserer Waschfrau. Ich verlange, daß das anders wird."

Meine Frau wurde vorsichtiger, aber nichts desto weniger mußte ich sehen, wie das Kind allmählich immer stärker und stärker mein Haus in seine Gewalt bekam. Es passierte damals gerade, daß wir in eine andere Wohnung umzogen und in dieser Wohnung bekam das Kind ein großes helles Zimmer. Bei der Hausmannsfrau stand ein kleiner Kinderwagen, in dem das Kind auf der Straße spazieren gefahren wurde. Fragte ich, ob die gnädige Frau zu Hause sei, antwortete mir das Mädchen: „Sie sind im Zimmer der gnädigen Frau", oder „sie gingen spazieren". Die Damen unserer Bekanntschaft sagten zu mir: „Ihr nettes Kleinchen", und wie ich erfuhr, brachten sie „meiner" Kleinen Spielzeug und Konfekt mit.

„Was willst du aus dem Mädchen machen?" fragte ich meine Frau. „Du hälst es so, als hättest du ganz vergessen, wer es ist. Infolgedessen wird es in eine falsche Lage kommen. Du denkst doch nicht, es zu erziehen, wie eine Dame, es an Wohlstand, ja sogar an Reichtum zu gewöhnen, und dann ihm in Aussicht zu stellen, daß es sich seinen Bissen Brot selber verdienen muß?!"

„Aber wie soll sie sich was verdienen können, wenn ich nicht dafür sorge, daß sie gesund und gebildet ist?"

„Aber ihre Mutter hat sie ohne jede Bildung ausgesetzt."

Meine Frau verzog die Lippen. So machte sie immer, wenn ich an die Mutter des Kindes erinnerte.

„Gut, sie hat es ausgesetzt", sagte sie leise, „aber schließlich, ist es nicht ganz gleich, was die Mutter von Pania war? Sie gibt es nicht mehr, an ihrer Stelle stehe ich. Die Mutter der Pania hätte für ihre Tochter alles getan, was sie konnte, und ich tue jetzt alles, was ich kann."

„Nun, das stimmt nun nicht," antwortete ich, „das ist ganz und gar nicht egal, was die Mutter des Mädchens war. Ihre Herkunft mußt du berücksichtigen bei der Erziehung des Kindes. Mache aus deinem Schützling ein ehrliches Dienstmädchen, eine gute Arbeiterin, und du erfüllst vollständig die Pflicht, die du auf dich genommen hast, aber wenn du ihr Geschmack und Gewohnheiten einer Dame beibringst, wenn Du sie etwas lernen und sie ausbilden läßt, so fügst du ihr nur Schaden zu, ganz unzweifelhaften und nicht zu rechtfertigenden Schaden."

Da das Mädchen noch sehr klein war, sah ich es nur zufällig und im Vorübergehen; als es anfing zu gehen und zu laufen, war es schon schwer, es in einem Zimmer zu halten, und unsere Begegnungen wurden häufiger und länger. Da hörte ich, daß es meine Frau „Mama" nannte.

„Wozu das, sagte ich empört, wie unklug ist das?"

„Aber wer ist für sie denn mehr Mutter als ich," entgegnete sie mir auffahrend, „warum soll sie nicht meine Tochter sein? Gott hat mir keine eigenen Kinder gegeben, er hat sie mir geschickt, und wer weiß, wer dem andern einmal nötiger ist, ich ihr oder sie mir?"

Ich sah ein, daß ich bei dieser seltsamen Anhänglichkeit an das Kind nicht im stande war, auf meine Frau einzuwirken, und obwohl ich fortfuhr, nach meiner Ansicht notwendige Bemerkungen darüber zu machen, so mischte ich mich bald in nichts mehr ein und ließ meiner Frau volle Freiheit zu handeln. Sie machte eine Dummheit nach der andern, erst hatte sie für das Mädchen eine Gouvernante genommen, dann gab sie es auf ein Privatgymnasium.

„Aber was willst du für einen Familiennamen angeben?" fragte ich so nebenbei. Meine Frau lächelte. „Es ist doch ein Privatgymnasium, war ihre kurze Antwort, „da trägt sie einfach unsern Familiennamen".

Jeden Tag sah ich Pania beim Mittagessen. Wenn ich ins Eßzimmer kam, stand sie immer hinter ihrem Stuhl, machte mir aus der Ferne einen Knicks; ich nickte ihr zu und scherzte manchmal mit ihr. Sie

war ganz niedlich und schien mir ganz fröhlich und lustig. Aber vor mir hielt sie immer sehr an sich, als wenn sie sich beengt fühlte, oder Angst vor mir hätte. Mir gefiel, daß sie ganz schwarze Haare hatte, eine braune Gesichtsfarbe und dabei blaue Augen — eine seltene Zusammenstellung. Ihre Gesichtszüge waren sehr unregelmäßig, aber nicht scharf und der ganze Eindruck, den sie machte, war angenehm. Manchmal neckte ich sie ein bißchen, und dann wurde sie rot und verwirrt. Ich wußte, daß sie sehr gut lernte, aber versicherte ihr, daß zu meiner Kenntnis gekommen sei, sie hätte ihre Lektion nicht gelernt und wäre bestraft worden. Oder ich bat sie, mich nicht mit ihrem Geschwätz tot zu machen, wenn sie schwieg, was sie gewöhnlich vor mir tat. Überhaupt war ich immer freundlich zu ihr, aber niemals gelang es mir, ihr ein Lächeln oder einen Scherz als Antwort herauszulocken. Sie blieb entweder ganz schüchtern oder blickte mich mit so ernsthaften, nachdenklichen Augen an, daß ich ganz neugierig wurde: „Was denkt sie eigentlich von mir, wie stellt sie sich zu mir"? Einmal, auch nach dem Mittagessen, guckte sie lange und anhaltend auf mich, weil sie dachte, ich sähe es nicht. Dann richtete sie ihren Blick auf meine Frau und dann wieder auf mich. Sie suchte wohl irgend etwas zu begreifen, ein Rätsel zu lösen. Ich rief sie an, und sie wurde rot bis zu Tränen. Schließlich, ich leugne es nicht, hing ich auch an ihr, gewöhnte mich an ihre Anwesenheit im Hause, und es wäre mir langweilig gewesen, wenn ihr junges, anziehendes Gesicht nicht unsere eintönige Essensstunde belebt hätte. Schon länger hatte meine Frau angefangen zu kränkeln, deshalb waren Gäste in unserm Hause eine große Seltenheit geworden. Ich hatte mich daran gewöhnt, abends in den Klub zu fahren, und wenn ich tagsüber auf dem Amt gesessen hatte, dann hatte ich keine rechte Zeit und auch nicht einmal den Wunsch, den früheren, zahlreichen Verkehr aufrecht zu erhalten. Nach dem Essen schöpfte ich gern etwas Luft und aß deshalb immer zu Hause zu Mittag. Die Gegenwart Panias war mir umso angenehmer, als es mir, wie ich zugebe, manchmal etwas schwer wurde, meiner Frau Aug' in Auge gegenüber zu sitzen. Was mit ihr vorging, ich weiß es nicht, aber sie veränderte sich so in ihrem Verhältnis zu mir, daß ich, wäre diese Veränderung eben nicht Schritt für Schritt vor sich gegangen, mich schließlich bemüht hätte, ihren Grund und Ursache zu erfahren. Aber gerade das allmähliche dieser Veränderung verringerte den Eindruck davon so, daß ich, offen gestanden, lange überhaupt nichts merkte, und als ich es merkte, war ich schon beinahe an unsere neuen Beziehungen gewöhnt, und sah ein, daß der Versuch, sie zu ändern, jetzt schon zu spät käme. Aus irgend

einem Grunde wurden wir einander ganz fremd, wir wußten nicht einmal mehr, wovon miteinander reden. Sie interessierte nicht, was mich interessierte, und ihre Gleichgültigkeit erstickte bei mir alle Lust, meine Erfahrungen im Berufe, meine Hoffnungen und Träume ihr mitzuteilen. Wenn ich ihr ein sensationelles Gerücht brachte, oder auch eine glaubwürdige Nachricht aus dem Kreise, der mich, nach meiner gesellschaftlichen Stellung, besonders interessierte, sagte sie höchstens: „So?!", und an ihrem Gesicht sah ich, daß sie an was ganz anderes dachte, an irgend etwas von sich, aber an was? Ich war immer überzeugt, daß es törichtes Zeug sei, worüber es nicht lohnt zu reden, Wirtschaftsangelegenheiten, oder Sorgen um neue Kleider, kurz kleine Werktags- und Frauengedanken, zweifellos notwendig, aber unbedeutend; danach zu fragen, schien mir sehr überflüssig. Wir fingen an, zueinander überhaupt nichts mehr zu sagen. Auch ihre Krankheit verheimlichte sie lange vor mir, und ich erfuhr davon nur zufällig, als ich merkte, daß sie nach dem Mittagessen Medizin nahm. Das kränkte mich doch. Auf meine Vorwürfe schwieg sie lange, aber als ich die Besorgnis ausdrückte, daß sie nicht ordentlich für ihre Gesundheit sorge, röteten sich plötzlich ihre Augenlider, und sie antwortete mit einer unverständlichen Bitterkeit: „Ach nichts, ich will doch leben, ich will, in der Beziehung kannst Du ruhig sein."

* * *

Man sagt, daß mit kommendem Alter die Jahre ungewöhnlich schnell dahin gehen. Das ist wahr. Ich hatte es kaum gemerkt, wie viel Jahre eigentlich dahingegangen waren, daß meine Frau beinahe schon alt geworden war, und Pania ein junges hübsches Mädchen. Übrigens machten meine Frau nicht so sehr die Jahre alt als ihre Krankheit. Sie wurde sehr mager, begann im Gesicht viele Runzeln zu bekommen, ihr Haar wurde dünner, und ihre Augen nahmen einen müden zerstreuten Ausdruck an. Pania wurde noch ernster und zurückhaltender. Ich scherzte schon längst nicht mehr mit ihr, wie früher, und sie guckte mich schon längst nicht mehr mit ihrem starren fragenden Blicke an. Aber ohne daß ich es eigentlich erwartete, fand ich in ihr eine verständige, aufmerksame Unterhalterin; sie sagte zwar selbst sehr wenig, aber sie hörte gern auf all' die kleinen Nachrichten, die ich ihr brachte. Die Zeit wurde ja auch so bewegt, daß ich mich nicht wunderte, wenn ein junges Mädchen wie Pania, der soziale und politische Fragen nicht fremd waren, hinter allem her war, alles las und sich sogar bemühte, ein eigenes Urteil zu gewinnen. Ich fürchtete nur, daß sie sich bei ihrer großen Jugend vollpfropfte mit weitschweifenden, gefährlichen und schädlichen Ideen, und

bemühte mich, auf ihren Verstand einzuwirken und ihm die gehörige Richtung zu geben.

Mich hat immer bei den Menschen das Fehlen des gesunden Menschenverstandes gestört, das Aufgeregte, Unruhige, aus dem Gleichgewicht gekommene. Ich finde, für das Leben ist vor allem notwendig „Ordnung", und dafür ist notwendig, daß die Leute wissen, wohin sie gehören, was sie zu tun haben und was sie wollen. Aus der Unordnung kommt niemals und nirgends etwas heraus und kann nichts herauskommen als wieder Unordnung und deshalb muß man sie fern halten. Ich habe die Menschen gern und bedauere sie, wenn es ihnen schlecht geht, aber deshalb werde ich doch nicht einen Tieferstehenden in mein Zimmer führen und ihm eine Zigarre anbieten, schon deshalb nicht, weil es einfach dumm ist. Ebenso ist es dumm, sich mit Ideen vollzupfropfen und mit ihnen unverzeihliche Fehler zu machen, weil diese Ideen sich ändern, aber das Bedürfnis des Menschen sich nicht ändert, sich möglichst viele Vorteile des Lebens zu nutze zu machen. Ich breitete mit Vergnügen alle diese nüchternen Gedanken eines erfahrenen und seine Seelenruhe nicht verlierenden Mannes vor Pania aus, und sie hörte zu, und legte mir nur manchmal sehr drollige und unerwartete Fragen vor:

„Wer bestimmt, wo ein Mensch hingehört? Was ist das für eine Ordnung?"

Ich antwortete ihr immer ruhig und geduldig auf alles, es war mir sogar angenehm, daß sie noch so naiv und offen war. Ich konnte mir schmeicheln, einen nicht geringen Einfluß auf sie auszuüben. Dies ist immer schmeichelhaft für jemand, aber Pania, hübsch und originell wie sie war, fing wahrhaftig an, mir ernsthaft zu gefallen.

Zwar wurde mir manchmal die Erklärung auf irgend eine Frage schwer, weil meine Schülerin nicht mit meinen Gründen zufrieden war und sich sträubte, die üblichen Grundsätze einfach hinzunehmen. So stritten wir einmal darum, ob es Recht oder Unrecht wäre, sein Leben aus Hingabe an eine Idee zu riskieren.

„Wenn die ihr Leben riskieren, sagte ich, die auf wilde Tiere jagen, oder die Luftgymnastiker im Zirkus, so lobe ich sie und bedauere sie, die Leute treibt die Not dazu. Wenn das Studenten tun, Kursisten oder solches Volk, dann bedauere ich sie auch, als Mensch, aber ich fühle nicht mit ihnen. Nein, ich sehe in ihnen ein Element der Unordentlichkeit, der Aufregung, der Gedankenlosigkeit, das mir schon deshalb zuwider ist, weil es die Ordnung des Lebens stört, ohne jeden Nutzen."

„Ist jeder Protest nutzlos?“ fragte Pania.

„Wieso? Nein. Wenn der Protest verständig ist, wenn die Protestierenden Vertrauen verdienen, nicht.“

„Aber wer verdient Vertrauen?“

„Die Leute, die sich schon von selber empfehlen. Nicht irgend welche Jüngelchen oder Unglückspilze oder so etwas.“

„Das heißt also nur die, die eigentlich keinen Grund haben zu protestieren.“

„Nein, Pania, die, die das nicht tun aus irgend einem unmöglichen Grunde.“

„Aber verlangen denn die Jüngelchen, Unglückspilze oder die, die Sie „so etwas“ nannten, nur Unmögliches?“

„Der Grund liegt darin, daß sie gar nicht das Recht haben, etwas zu fordern, und deshalb ist das, was sie verlangen, eben unmöglich.“

„Aber wird man ihnen denn das Recht geben, wenn sie nicht protestieren werden? Wem ist das wohl nötiger als einem, der an allem Not hat und nichts besitzt? Für die soll eben das Mögliche aufhören, unmöglich zu sein.“

Als ich mich nicht schlagen ließ und ihr nachwies, daß es hieße, die ganze Ordnung des Lebens stören, wenn man den Leuten das Recht, auch nur das Mögliche zu fordern gäbe, begriff sie das nicht.

„Ich dachte, daß Ordnung im Leben das ist, wenn alles in ihm gut und gerecht ist, wenn es keine vorenthaltenen und geraubten Rechte gibt.“

„Ordnung, das ist vor allem das, wenn die, die dazu da sind, kommandieren, und die, die zum gehorchen bestimmt sind, gehorchen.“

„Woher sind die dazu da, was ist das für eine Bestimmung?“

Ich merkte mit Mißvergnügen, daß dieses erwachsene Mädchen auch nicht den geringsten Begriff von den eigentlichen Grundlagen des bürgerlichen Lebens hatte. Ihr erschien etwas seltsam und unmöglich, was ganz gewöhnlich und sogar unvermeidlich war. Und umgekehrt stellte sie sich etwas als notwendig vor, was in der Praxis des Lebens als unzulässig galt. Ich machte meiner Frau innerlich Vorwürfe für ihre unverzeihliche Unachtsamkeit gegen die Art Panias, die Welt anzusehen. Sie mußte das aus meinen Blicken und Schlüssen merken, aber niemals mischte sie sich in unser Gespräch und machte nur — ich weiß nicht warum — ein so gequältes und leidendes Gesicht, als wenn ich ihr mit jedem Worte von mir einen unerträglichen Schmerz bereitete.

Pania war ihre Herkunft nicht verborgen worden. Darauf hatte ich bestanden, und es wäre auch meiner Frau schwer geworden, sie ihr

zu verbergen, selbst wenn sie gewollt hätte. Nichtsdestoweniger nannte das Mädchen sie weiterhin „Mama", und der Verkehr der beiden war auch nicht anders als zwischen wirklichen Blutsverwandten. Mich wunderte nur das eine, daß meine Frau, die über ein eigenes Vermögen verfügte, anscheinend nicht daran dachte, ihre Pflegetochter sicher zu stellen, daß sie sich überhaupt um diese Frage gar nicht kümmerte. Als ihre Gesundheit merklich schlechter wurde, erwartete ich, daß sie den Wunsch hätte, ein Testament zu machen. Aber niemals schien ihr der Gedanke in den Kopf zu kommen. Eine solche Sorglosigkeit gegen ihren Liebling setzte mich in Erstaunen. Soviel Liebe, soviel Sorge um Kleinkram und soviel Sentimentalität, und eine solche Nachlässigkeit gerade in dem, was die Hauptsache war. Ich beschloß damals, selber Pania zu helfen. Sie sollte sehen, daß im Leben das nüchternste Verhältnis zu den Leuten gerade das „gerechteste" ist.

An einem Herbsttage legte sich meine Frau hin und stand nicht wieder auf. Die Nähe ihrer Auflösung war unverkennbar. Ich bemühte mich, öfter zu Hause zu sein, und kam manchmal heim zu einer Zeit, wenn mich keiner erwartete. Pania beendigte in diesem Jahre den Kurs des Gymnasiums, aber sie hörte in dieser Zeit auf, die Klassen zu besuchen, und war unermüdlich um die Kranke besorgt. Nach dem Essen blieben wir gewöhnlich miteinander eine Weile allein zusammen.

„Pania," sagte ich einmal, „es ist nicht gut, daß du deine Lektionen unterbrichst. Auch der Mama ist das sicher nicht angenehm. Was ist einfacher, als eine Pflegerin zu nehmen? Dann wird das Leben nicht aus dem Geleise gebracht und alles bleibt in seiner Ordnung."

Das Mädchen atmete schwer auf, und ich sah sie nicht ungern an, so hübsch war sie geworden.

„Peter Jegorowitsch, ich werde nicht mehr ins Gymnasium gehen."

„Wieso, weshalb?"

„Der Mama geht es schlecht, sehr schlecht. Wenn es mit ihr nicht wieder wird, werde ich weggehen."

Diese Erklärung erregte mich ernstlich.

„Aber was willst du, Törin, wohin, wozu?"

„Ich kann eine Stelle als Dorflehrerin erhalten und mir ist schon eine versprochen."

„Aber du bist nicht klug! Ist das eine Stelle für dich? Du mußt vor allem den Kurs beendigen. Dann wirst du das Diplom haben. Dann hast du die Möglichkeit, dich anders einzurichten, besser, vorteilhafter. Denkst du denn, daß ich das zulassen, erlauben werde?"

Sie richtete ihren seltsamen ernsthaften Blick lange auf mich.

„Das haben wir so ausgemacht, ich und die Mama. So ist es notwendig und so wird es sein.“

Ich warf meine Serviette fort, ich war ganz aufgebracht.

„Deine Mutter ..., deine Mutter hat das ganze Leben in Phantasien gelebt, in „sentiments“, ich nenne das „sentiments“, wenn ein Mensch in seinen Gefühlen nicht dem Verstande folgt, nicht praktischen Lebensregeln, sondern poetische Schwärmereien, Träume herrschen läßt. Der Gedanke dies letzten dummen Streiches ist für mich ganz unverständlich; worum dreht es sich eigentlich? Erkläre mir das, sei doch vernünftig.“

„Darum dreht es sich, daß ich nichts zu leben habe, daß ich kein Geld habe.“

Ich machte absichtlich ein ganz erschrockenes Gesicht.

„Mein Gott, was für ein Unglück! Und wenn man sich nun um Hilfe an Peter Jegorowitsch wenden müßte? Nicht? Geht nicht? Und wenn er selbst das vorschlägt, gar darum bittet?“

Sie senkte die Augen und wurde blaß.

„Bitte, wir wollen davon nicht reden. Ich weiß, was Sie vorschlagen wollen, aber ich kann nicht, ich brauche es nicht.“

Sie schwieg und ich schwieg auch und sah auf sie, weil ich irgend eine Aufklärung erwartete. In dieser Minute, verzeih mir es Gott, haßte ich meine sterbende Frau, haßte ich ihren Einfluß auf das Mädchen, haßte ich ihre ganze armselige innere Welt.

„Ich danke Ihnen,“ sagte ich schließlich mit bitterem Lachen, „ich danke Ihnen für Ihr Verhalten.“

Pania richtete sich auf und sah mich wieder an.

„Aber wozu sollte ich mich auf Sie verlassen? Ich, die Tochter einer Waschfrau, kann doch Lehrerin sein? Ist denn das zu wenig für mich? Brauche ich denn da Mitleid oder Hilfe? Wäre das denn nach der Ordnung der Dinge, wenn ich noch etwas größeres, besseres erreichte?“

Wieder diese unerträglichen Fragen. Ich runzelte unwillkürlich die Stirn.

„Aber soweit ich sehe, Ihre Lage war doch bisher für die Tochter einer Waschfrau ziemlich exzeptionell,“ sagte ich.

„Sie war es, dank der Mutter, und wird es auch so bleiben, dank ihr. Mit ihr fing alles für mich an, und mit ihr hört alles für mich auf. Alles, was ich von anderen annähme, wäre Almosen, das will ich nicht und brauche ich nicht.“

Endlich begriff ich, was ich in den Augen von Pania war, in den Augen meiner Frau, und wie ein Blitz hellte mir das die ganze Ver-

gangenheit auf, zeigte mir darin Bilder, an denen ich früher vorbeigegangen war, ohne sie zu bemerken. Das war also meine sanfte, schweigsame, hilflose Frau. Wie sie, Schritt für Schritt und eigensinnig, erst die Stellung Panias in unserem Hause bestimmt hatte, genau so hatte sie, Schritt für Schritt und eigensinnig das Mädchen gegen mich gestimmt aus reiner Gehässigkeit, aus Rache dafür, daß ich einmal gegen diese Stellung Panias protestiert hatte. Sie hatte lieber die ganze Zukunft des Mädchens verderben wollen, um nur mir nicht die Möglichkeit zu geben, an ihrer Stelle nützlich und unentbehrlich für es zu werden. Sie — alles, ich nichts, sie — Freundin, Mutter, ich unnötig, ein Fremder, ein Feind.

Wir aßen in tiefem Schweigen zu Ende und ich ging, wie gewöhnlich, weg, Luft zu schöpfen, aber ich konnte mich nicht beruhigen. Bald wollte ich zurückgehen und Pania vor meiner Frau sagen, daß ich ihre Anwesenheit in meinem Hause nicht mehr wünschte; dann wieder wollte ich Pania zu mir rufen, sie beschämen, sie rühren, ihr das Versprechen abnehmen, daß sie nicht auf diese dumme Lehrerinnenstelle gehen, mich nicht kränken wolle durch die Weigerung, von mir das anzunehmen, was sie von meiner Frau angenommen hatte. Ich tat weder das eine noch das andere und fuhr sehr mißgestimmt in den Klub.

Als ich zurückkam, sagte mir das Zimmermädchen, daß es der gnädigen Frau sehr schlecht ginge und daß ich zu ihr gehen möchte. Ich ging nach dem Schlafzimmer, sehr beunruhigt und betrübt, aber als ich noch eilig auf dem Korridor hinschritt, öffnete sich schnell die Tür von Panias Zimmer, und Pania selbst kam mir entgegen.

„Sie schläft jetzt, gehen Sie nicht hinein," flüsterte sie. „Aber bitte, Peter Jegorowitsch, ein Wort."

Mit dem Licht in der Hand ging sie schnell vor mir her, trat ins Eßzimmer ein und stellte das Licht auf den Tisch. Ich hatte sie niemals vorher in einem so unordentlichen Aufzuge gesehen. Sie hatte einen sehr engen, wahrscheinlich ziemlich alten Rock an, ihre Haare hatte sie begonnen, in eine schwere Flechte zusammen zu flechten, und um ihr ganzes Gesicht hingen ihr noch unordentlich, aber ganz malerisch die natürlichen Locken. Ihre Hände waren etwas rot und etwas breit und erinnerten mich gerade in diesem Augenblick daran, daß dies Mädchen nicht aus unseren Kreisen stammte, daß ihre Herkunft sich durch keine Sorgfalt der Erziehung auslöschen ließ, und nichtsdestoweniger gefiel sie mir in diesem Augenblicke wie niemals.

„Sag," begann ich, „was war denn mit ihr? Hat man den Doktor gerufen, hat sie sehr gelitten?"

Ich setzte mich, während sie stehen blieb und auf meine Fragen antwortete, ohne mir ein einziges Mal ins Gesicht zu sehen. Der Ton ihrer Stimme war so, als wäre das, was sie sagte, sehr wenig interessant und wichtig und als geschähe mein Fragen und ihr Antworten nur, um irgend eine Formalität zu erfüllen. Mich reizte das.

„Weißt du denn," sagte ich, „daß du mich heute sehr gekränkt hast. Weißt du, daß ich den ganzen Abend daran denken mußte!"

Sie lachte leicht auf und wandte sich ab. Ich nahm ihre Hand, hielt sie fest in meiner und fuhr fort:

„Pania, du bist doch schon ein erwachsenes Mädchen, du mußt doch sehen und deine Schlüsse daraus ziehen; was siehst du? Du siehst, daß ich und meine Frau einander vollständig fremd sind. Du nennst meine Frau Mutter. Du bist ihr für vieles verpflichtet, du hast sie lieb und deshalb stehst du vollständig auf ihrer Seite. Von mir denkst du: er ist herzlos, ein Egoist, vielleicht gar, er ist eingebildet. Aber, vor allem, Pania, ich bin doch ein verständiger, erfahrener Mann, der sich nicht hinreißen läßt. Ich blicke auf den Grund der Dinge. Ich kann mir keinen wichtigen Schritt erlauben, ohne mir vorher genau zu überlegen, welche Folgen er in der Zukunft nach sich ziehen kann. Ich lasse mich nicht verleiten durch einen äußeren Reiz, weil ich weiß, daß dieser Reiz, der meine Eitelkeit erfreut hat, bittere Früchte zur Folge haben kann. Ich bin ein Mann der Tat, Pania, aber dafür kann man sich auch auf mich verlassen. Dafür hatten meine Freunde niemals Grund, sich über mich zu beklagen. Das wollte deine sogenannte Mutter niemals begreifen. Sie hatte immer eine aufgeregte, unruhige Seele, und wenn du siehst, wie wir uns fremd geworden sind, so bin ich, weiß Gott, nicht daran schuld, sondern sie, und glaube mir, diese Entfremdung ist schwer für mich, bitter und kränkend."

Sie entriß mir plötzlich die Hand und wendete sich von mir ab.

„Ich brauche nichts davon zu hören," sagte sie kalt, „wozu? es ist doch alles egal."

„Wozu? Dazu, daß du begreifst, dazu, daß du fühlst, wie du mich gekränkt hast."

Da wendete sie sich zu mir und sah mir gerade ins Gesicht.

„Ich hätte Sie deshalb beleidigt, weil ich es ablehnte, von Ihnen Hilfe anzunehmen? Nein, Peter Jegorowitsch, ich habe sie nicht nur abgelehnt, weil gerade Sie mir sie anboten, sondern weil ich sie überhaupt nicht brauche."

„Rede keinen Unsinn!"

„Ich brauche sie nicht nur nicht, sie wäre mir sogar lästig, unerträglich, verhaßt," — sagte sie plötzlich, von irgend einer Anwandlung erfaßt. Ihr Gesicht wurde plötzlich blaß und ihre Stimme erklang in einem verhaltenen Ton.

„Pania!"

„Kennen Sie mich denn, wollen Sie mir denn helfen aus Liebe zu mir, zu meinen Träumen und Idealen? Gibt es denn irgend etwas Gemeinsames zwischen uns? Ist es Ihnen denn nur einmal in den Sinn gekommen, daß auch ich meine Gedanken, meine Überzeugungen haben kann, daß auch ich meinen Stolz habe . . . Sie haben mich alle Tage gesehen und haben zu mir geredet, wie man zu einem Papagei spricht, in der Hoffnung, daß er die nach dem Gehör eingelernten Worte wiederholen wird. Sie glaubten, scheint es, daß Sie mich entwickelten, mich fernhielten von verderblichen Einflüssen. Peter Jegorowitsch, Sie selbst haben am meisten dafür gesorgt, daß ich meine Herkunft nicht vergaß, daß ich einen Platz bei Fremden hatte, und ich habe es auch nicht vergessen. Ich bin die Tochter einer Waschfrau, Sie sind für mich der gnädige Herr. Als ich noch in der Wiege lag, haben Sie schon in mir meine plebejische Herkunft verachtet. — Hilfe von Ihnen? — Niemals. Ich will frei sein in meinem persönlichen Verhältnis zu Ihnen, und ich meinerseits verachte alle Ihre Rechte und Vorrechte. Ich will das sein, was ich bin. Ich will frei sein und selbständig und keine Geschenke können mich darin beirren oder mich fesseln."

Ich hörte zu und traute meinen Ohren nicht. Vielleicht wäre ich sogar böse geworden, hätte ich nicht gesehen, daß das alles ein Kind sagte und noch dazu ein so hübsches und originelles Kind, und statt böse zu werden, lächelte ich.

„Meine Liebe, du bist noch sehr naiv."

„Weniger als Sie denken," antwortete sie mir ernst und mit höhnischem Nachdruck, „Sie haben mich selbst dazu veranlaßt, mich so auszusprechen, und jetzt, nicht wahr, ist alles klar? Und ich brauche mich an Sie nur noch mit einer Bitte zu wenden."

„Ach was?" sagte ich verwundert. „Nach Ihrem Bekenntnis kommt das eigentlich unerwartet, Stepanida Andrejewna, aber ich bin so wenig rachsüchtig, daß mir diese Überraschung sogar Vergnügen bereitet. Sprechen Sie!"

Sie zog die Augenbrauen zusammen und ich konnte auf ihrem ausdrucksvollen Gesichte deutlich die Spuren eines inneren Kampfes verfolgen.

„Wenn Sie sie doch täuschen würden," flüsterte sie, „wenn Sie ihr etwas vormachten, es wäre jetzt so leicht".

„Ich verstehe nicht, Pania, ich verstehe nicht, wen soll ich betrügen, wozu?"

Sie fing unerwartet an zu weinen, leise, rührend.

„Sie, Ihre Frau, sehen Sie denn nicht? Sie ist noch jetzt ein vertrauensseliges Kind, ihr ganzes Leben hat sie Sie geliebt und schrecklich gelitten. Wenn sie Sie nicht geliebt hätte, wozu hätte sie alles das zu leiden gebraucht? Denn Sie haben sie an sich gefesselt, haben ihrem ganzen Leben Ihre Anschauungen, Ihren Geschmack, Ihr Streben aufgepreßt. Sie ist „eine aufgeregte, unruhige Seele", wie Sie sie eben genannt haben, sie wurde der Öde und Kälte Ihres Strebertums geopfert, sie hat ihr ganzes Leben wie im Gefängnis gesessen, und nur sehnsüchtig dahin gesehen, wenn irgend wo der Himmel hell wurde, und eine neue Morgenröte an ihm erglühte und die Vögel des Frühlings dahinflatterten. Ach, wie hätte sie selbst diesen Frühling gelebt und sich an ihm gefreut! Es ging nicht an, denn sie war vor allem Ihre Frau. Man hätte ihr die harte Kette abreißen müssen, wenn sie in die Freiheit hätte hinaustreten sollen. Nicht die Krankheit hat sie getötet, sondern der Kummer, die Selbstverachtung, die Hoffnungslosigkeit. Und wie hätte sie glücklich sein können, gerade in unserer Zeit! Nun stirbt sie, und nichts, kein Trost! Sie weiß, daß sie Ihnen nicht nötig war. Herr Gott, wie schrecklich ist das! Trösten Sie sie doch darin, verstellen Sie sich, sie glaubt ja jetzt allem. Begreifen Sie es denn nicht? Zärtlichkeiten braucht sie, Liebkosungen, daß Sie Mitleid mit ihr haben, daß Sie mit ihr weinen. ... Ach, wie widerlich ist es, Ihnen das sagen zu müssen", schloß sie flüsternd und in gehässigem Ton.

Niemals habe ich gesehen, daß eine Frau und noch weniger ein Mädchen so scharf und schnell aus einer Stimmung in die andere, aus einem Ton in den andern überging. Ich war wirklich empört.

„Genug, Pania," sagte ich, und legte wieder meine Hand auf sie, „du hälst mich wahrhaftig für einen Unmenschen, und sieh, ich selber bin bereit zu weinen. Ich — der reine Gefängniswächter, ja, das ist also der Begriff, den sich die erregte Einbildung meiner Frau von mir machte und die Vorstellung also hat sie sich bemüht, dir beizubringen — ich ein Gefängniswächter, ich ein Unmensch. Jetzt wird mir alles klar, jetzt ist mir klar, warum du mit solchem Widerwillen meine Hilfe ablehntest. Nun, sei ruhig, ich werde dir noch einmal zeigen, daß ich nicht rachsüchtig bin. Wenn irgend wer ein gutes, herzliches Wort von mir braucht, so werde ich das auch nicht dem Feinde verweigern — und ihr vollends, der Kranken — da sei Gott vor."

Zum Abschied drückte mir Pania die Hand und ich zog sie an mich und küßte sie zum erstenmal im Leben. Sie fuhr auf, einen

Augenblick schien mir, als wolle sie nach mir schlagen, oder irgend etwas noch unerwarteteres tun. Aber sie nahm nur das Licht und ging schnell in ihr Zimmer. Ich blieb noch im Speisezimmer zurück. Ich saß in der Dunkelheit da und hatte ein seltsames Gefühl. Mir war, daß, wenn Pania wollen würde, ich ihr Diener, ihr Sklave werden könnte. . . . .

* * *

Zwei Tage darauf starb meine Frau. Ich hatte fast diese ganze Zeit unermüdlich bei ihr zugebracht, und sie hatte das gern gehabt. Wenn sie ihre krankhafte Schläfrigkeit unterbrechen konnte, hatte sie mich herangerufen und gefragt:

„Bist du hier?"

Und wenn ich dann herantrat, so lächelte sie mit einem schmerzlichen dankbaren Lächeln und sah mich so lange an, bis sich ihre Augen von selbst schlossen. Ich verzieh ihr von Herzen alles, und bemühte mich nur um das eine, daß ihre letzten Stunden möglichst wenig schmerzlich und möglichst glücklich verstrichen. Pania hätte mir nichts vorwerfen können. Sie verließ gleichfalls die Kranke nicht, und legte sich sogar zwei Nächte hintereinander nicht schlafen. Ihr Gesichtchen wurde schmal und blaß, und ich sah jetzt eine Gewohnheit an ihr, die ihr merkwürdig stand: sie preßte Hände und Zähne zusammen, zog die Augenbrauen zusammen und blickte grade aus mit einem starren, anhaltenden, aber nicht sehenden Blick. Mit einem solchen Ausdruck sah sie aus, wie ein verständiges, eigenwilliges Kind, das nicht will, daß jemand seine Schwäche bemerkt, das mit dieser Schwäche kämpft und ihrer schon nicht mehr Herr werden kann. Die Schwäche Panias war ihr Kummer. Ihre Pflegemutter war noch am Leben, aber es war ziemlich klar, daß ihr Bewußtsein sich schon verlor und erlosch. Es zuckte manchmal noch wie ein Funke auf, es brachen noch helle Augenblicke durch, einmal öffnete sie die Augen und blickte lange unverwandt bald mich, bald Pania an.

„Ich habe alles getan, was ich konnte," sagte sie plötzlich leise.

Ich verstand, daß sie von ihrer Pflegetochter redete, und sagte, um sie zu beruhigen und ihr eine Freude zu machen, was schon damals meine feste Absicht war:

„Ja, meine Liebe, du hast alles getan, was du konntest, und ich bin dir dankbar, daß du mir die Sorge für ihre materielle Sicherstellung überlassen hast. Sei überzeugt, daß ich dein Vertrauen rechtfertigen werde."

Sie blickte mich mit weitgeöffneten Augen an, als wenn sie den Sinn meiner Worte nicht verstanden hätte.

„Unserer Pania wird es niemals an etwas fehlen, erklärte ich ihr, das verspreche ich dir.“

Sie erzitterte aus irgend einem Grunde.

„Nein, alles gehört dir,“ flüsterte sie eilig, „sie hat nichts von einem Fremden genommen und wird nichts nehmen. Mag sie jetzt leben, so gut sie kann. Sie hat alles, was von Rechts wegen jedem Menschen zukommt. Sie versteht das schon, sie will es so, sie hat ja alles, Gesundheit, Verstand, Bildung. Sie müßte nur noch lernen, . . . aber nur keine Vorrechte, nur keine Vorrechte — doch was ist zu machen?“

Sie hörte auf zu reden, aber man merkte, daß ihre Gedanken weiter arbeiteten.

„So, alles ist in Ordnung,“ sagte sie plötzlich laut, „wir waren einander notwendig, sie mir mehr, als ich ihr. Von anderen haben wir nichts genommen. Mag sie jetzt leben, wie sie kann, ich vertraue ihr.“

Das waren ihre letzten Worte bei vollem Bewußtsein. Später war es, als hätte sie sie vergessen, vergessen auch alle gekünstelten Ideen, die ihr das ganze Leben lang Verstand und Herz verdreht hatten, und da wurde mir jedes ihrer Worte, die sie halb im Wahn ausgesprochen hatte, klar. Lange Jahre hatte sie sich mit einem undurchdringlichen Nebel von Heimlichkeit, Sentimentalität und erhabenem Unsinn umgeben. Aber jetzt war die Todesstunde gekommen, und sie warf instinktiv, ohne klares Bewußtsein davon, alle diese besonderen, ihr ganzes Leben lang mitgeschleppten Träumereien von sich.

„Petruscha, verlaß Pania nicht, verlaß sie nicht.“

Sie grämte sich, warf sich hin und her, und die Tränen rannen ihr über ihr Gesicht.

„Das kleine, schwache Mädchen, . . . Petruscha, wir wollen sie bei uns behalten, ganz, sieh auf sie.“

Manchmal beruhigte sie sich einige Zeit und ihr Gesicht nahm dann einen beinahe stolzen hoheitsvollen Ausdruck an, es war — schon der Ausdruck des Todes. Dann verlor sie ganz das Bewußtsein, und dachte an niemand und nichts.

Pania wurde mir ebenfalls immer verständlicher. Sie weinte, küßte der Sterbenden die Hand und nannte sie, manchmal oft hintereinander traurig und rührend: Mama, Mama, Mama.

Mich schien sie nicht zu sehen und zu bemerken, aber als ich einige Minuten nach dem Tode meiner Frau an sie herantrat und ihre Hand drückte, trat sie wie in einem plötzlichen Erschrecken vor mir zurück und in ihren Augen blitzte ein Ausdruck des Hasses auf.

„Glaubst du mir denn immer noch nicht," fragte ich vorwurfsvoll, „glaubst du nicht, daß du mir jetzt der einzige mir nahestehende teure Mensch bist?"

„Ich habe jetzt keine mir nahestehenden teuren Menschen" sagte sie rauh, „wir waren einander fremd und werden es bleiben, wozu lügen?"

Aber hatte ich denn gelogen? Sogar dieser Haß des erwachsenen, hübschen stolzen Mädchens gegen mich, den ich zum ersten Male empfand, stieß mich nicht von ihr ab, machte mich nicht böse, sondern erfüllte meine ganze Seele mit einem neuen fast triumphierenden Gefühle. Ich war überzeugt, daß Pania ohne meine Hilfe nicht auskommen könnte, ich war überzeugt, daß sie früher oder später sich damit aussöhnen würde, daß sie sich der Macht der Tatsachen unterwerfen würde. Und dann, das wußte ich, würde es keinen Zweifel mehr geben, daß es eine Großtuerei, eine aufgeregte Idee von ihr war, eine bittere Erfahrung des Lebens mehr, die denen, die sie traf, nur Kummer und Leid bereitete. Dann, hoffte ich, würde Pania den geistigen Einfluß ihrer Pflegemutter nach Gebühr einschätzen und den gesunden Gedanken, den ich nicht einen Augenblick in meinen persönlichen Beziehungen zu ihr vergaß.

Meine Frau hatte keine Bekannten gehabt, aber nach ihrem Tode erinnerten sich alle an sie, auch wer jahrelang nicht in unserem Hause gewesen war. Zur Seelenmesse kam so viel Volk zusammen, daß ich ganz erstaunt war. Und irgend woher interessierten sie sich alle, besonders die Damen, für Pania.

„Aber wo ist denn Ihre Pflegetochter, sie lebt doch noch bei Ihnen?"

„Was für ein Glück, daß Sie eine Tochter haben, da sind Sie doch nicht ganz allein!"

„Ihr Fräuleinchen bleibt doch bei Ihnen? Ist sie denn schon ein großes Mädchen? Die Arme, sie wird schrecklich traurig sein!"

Alle fragten nach ihr und alle wollten sie sehen.

Pania saß auf ihrem Zimmer und kam nur heraus, wenn niemand von den Fremden mehr da war. Wenn ich sie überzeugen wollte, daß das nicht angemessen, daß das geradezu ungehörig sei, schwieg sie nur und schüttelte mit dem Kopfe.

„Pania," redete ich ihr zu, „schon aus Achtung vor deiner Pflegemutter —"

„Wie können Sie wagen, mir von Achtung zu ihr zu sprechen?" rief sie plötzlich.

Ich zuckte nur mit den Achseln. Schließlich war es natürlich, daß sie sich angegriffen fühlte und reizbar war. Am Abend vor dem Begräbnis kam sie plötzlich zu mir ins Zimmer.

„Ich muß doch irgend einen Paß haben?“ fragte sie. „Haben Sie ihn? Ich weiß, daß man mich ins Gymnasium aufnahm ohne alle Papiere.“

„Kindchen,“ sagte ich lächelnd, „im Gymnasium fragt man nicht nach dem Paß, im Gymnasium lernen die Kinder ...“

„Peter Jegorowitsch, ich weiß nicht ... kurz — ich muß irgend welche Dokumente haben.“

„Und ich sage dir, daß du überhaupt keine brauchst.“

„Wieso?“ fragte sie verwundert.

„Einfach, weil alles so bleibt wie früher. Mein Mädchen wird weiter ins Gymnasium gehen, und wenn der Kurs zu Ende ist, dann werden wir beide über das Weitere schon nachdenken und überlegen.“

Sie schüttelte wieder nur mit dem Kopf.

„Ich will morgen weggehen, morgen, ich kam nur her, um zu erfahren, ob Sie den Paß haben.“

Ich stand auf, ergriff ihre Hand, und ließ sie sich auf den Divan setzen.

„Pania, wir wollen ernsthaft reden. Ich habe dich angehört, als du damals in der Nacht Unsinn redetest von Selbständigkeit, Freiheit, Stolz, Haß ... War das ein Unsinn, Närrchen, die Torheit einer ganz verwirrten, naiven, unerfahrenen Seele. Was hast du da alles geredet! Sie verachten, sagtest du, meine Herkunft, aber ich verachte alle Ihre Rechte und Vorrechte.

Mein Liebling, zunächst einmal täuschest du dich natürlich, wenn du denkst, daß ich dich aus irgend einem Grunde verachte; denn du bist mir teuer und stehst mir nahe. Und dann irrst du dich, wenn du es für schön und stolz hältst, irgend welche Rechte und Vorzüge zu verachten. Nein, gerade das ist dumm, weil, wenn ich diese habe, ich nichts verliere, sondern gewinne. Ist das logisch? Das ganze Leben ist ein Kampf für Rechte und Vorrechte. Keiner strebt dahin, wo es ihm schlechter geht, aber alle, wo es ihnen besser geht. Du sagst, du willst frei und selbständig sein; da, gerade da brauchst du alle diese Rechte und Vorzüge, weil ohne sie der Mensch nichts ist, der Mensch ein Sklave ist. Du bist stolz, sehr gut, ich bin auch stolz. Ich kann mir einen Menschen ohne Stolz gar nicht vorstellen. Dann soll dich aber der Stolz nach oben führen, nicht nach unten, er soll dir helfen, aber dir nicht hinderlich sein. Ist das nicht klar und vernünftig?“

Pania sah mich unverwandt an. Ich beschloß, ihre Aufmerksamkeit zu benutzen.

„Du wirfst mir vor, daß ich vielleicht darauf bestand, dich zu erziehen, nicht wie ich eine leibliche Tochter erzogen hätte, sondern ent-

sprechend deiner Lage. Aber hatte ich denn damit nicht recht? Habe ich denn nicht bewiesen, daß ich meine Frau besser kannte, als sie sich selber. Sie hat dir ihr ganzes Herz hingegeben. Gut. Aber hat sie für das Wesentliche gesorgt, für die Hauptsache? Nie und nirgends. Ich aber . . ."

Pania erhob sich plötzlich mit einer brüsken, ungeduldigen Bewegung.

„Ja, Sie verstehen das ausgezeichnet," sagte sie schwer aufatmend, „und Sie schlagen mir vor, zu bleiben, hier weiter zu leben, Ihre Wohltaten zu genießen. Und dann werden Sie sagen, daß Sie dies alles für mich getan haben. Die Mama ist nichts, weil sie mir nicht einmal Geld hinterließ, aber Sie . . ., Sie!"

Sie hielt sich mit beiden Händen an der Lehne des Sessels fest und sah mich, leicht nach vorn geneigt, mit bösen, blitzenden Augen an.

„Ich will es Ihnen jetzt zum letzten Male sagen, ich weiß, daß Sie mich für ein dummes, naives, kleines Mädchen halten, aber sehen Sie, so klug und erfahren sein wie Sie, das heißt bei lebendigem Leibe tot sein und verwesen. Um Gottes Willen, und Ihre Frau, die mit Ihnen verbunden war und eins mit Ihnen sein sollte, begriff das und konnte es doch nicht begreifen, weil sie zu fein war, um Ihnen zu glauben. Sie glaubte an ein anderes Leben, sie fühlte sein Nahen. Geld! Wozu brauche ich denn Geld? Hätte ich es denn jetzt, wenn ich in meiner wirklichen Familie aufgewachsen wäre, in der Familie der Waschfrau, in Armut und Niedrigkeit? Hätte ich denn irgend welche Rechte und Vorzüge, die ich mir nicht durch eigene Arbeit und Kraft und Mühe verdient hätte? Und Sie hätten das ganz ausreichend für mich gefunden, Sie hätten das gerecht genannt, hätten das für ganz in der Ordnung der Dinge gefunden. Ihre Tochter, ja Ihre Tochter hätte Rechte und Vorrechte gehabt und einen „Platz" im Leben. Erinnern Sie sich, wie Sie mir oft erklärten, daß der Mensch seinen richtigen Platz kennen muß? Ich und die Mutter haben beschlossen, daß ich auf meinem Platze bleibe, wir haben beschlossen, daß wir keinen fremden Platz brauchen, und wissen Sie, warum? wissen Sie es? Um das Recht der Unabhängigkeit zu haben, das Recht, Ihnen stolz ins Gesicht zu sehen und Ihnen die Wahrheit zu sagen, wie ich sie Ihnen jetzt eben sage, und Sie zu verachten, wie ich Sie eben verachte, und in Ihnen einen Feind zu sehen, und darüber zu lachen, daß Sie so gar nichts gegen uns vermögen, nichts, gar nichts."

Ich war so perplex, daß ich zunächst nicht wußte, was sagen, nur das wußte ich sofort, daß Pania ihrer selbst nicht mehr mächtig war,

daß sie einen hysterischen Anfall hatte. Aber trotzdem war ich gereizt. —

„Genug," sagte ich, mich kaum beherrschend, „vollständig genug, sehr gut, ausgezeichnet."

„Und wir werden uns einem anderen Leben zuwenden, das Ihnen feindlich ist, werden uns auf Stellen festsetzen, die Sie uns nicht wegnehmen können, wie Sie uns alles genommen haben. Und werden uns mit Waffen versehen, wie Sie sie nicht haben. Was wird dann Ihr „Recht" sein gegen unser lebendiges, unentreißbares Recht? Was wird Ihre Kraft machen können gegen die unsrige, gegen die Kraft der Gerechtigkeit? Sind Sie denn im Recht, sind Sie denn gerecht? Sind Sie denn nicht unser Feind geworden und haben uns gegen sich selber mit Waffen ausgerüstet? Wir waren Ihre Opfer, jetzt sind wir Ihre Feinde."

„Genug, wirklich ausgezeichnet."

„So begreifen Sie also dies Alles . . ."

„Stepanida Andrejewna," antwortete ich empört, „ein Zimmer weiter liegt die Leiche Ihrer Pflegemutter, steht der Sarg von ihr, Ihrer Pflegemutter, die zugleich meine Frau war. Ich habe ihr versprochen, ich habe ihr geschworen, vor ihrem Tode, ihre Stelle für sie einzunehmen, Sie nicht zu verlassen. Sie bat mich . . ."

Pania trat zurück und wehrte mit den Händen ab.

„Nein, nein, sie hat Sie nicht gebeten, Sie lügen das. Sie hätte Sie gar nicht bitten können. Sie war schon nicht mehr bei Bewußtsein . . ."

„Doch, sie hat das getan. Ihre Leiche liegt noch hier . . ., und ich finde es seltsam, daß Sie sich gerade diesen Abend für Ihre Erklärungen aussuchten. Ich dächte . . ."

Pania bedeckte das Gesicht mit den Händen und lief davon. Ich hörte, wie die Tür ihres Zimmers klappte. Ich hörte, wie durch meine offene Tür die undeutliche, dehnende Stimme von jemand, der etwas las, hereinklang. Ich stand am Fenster und blickte auf die Straße. Nicht einen Augenblick kam es mir in den Sinn, die Worte des Mädchens ernst zu nehmen, aber ich gestehe, ich war verblüfft durch ihren Haß, durch die Leidenschaftlichkeit dieses Hasses. Und gerade darum beschloß ich, sie nicht weg zu lassen, um keinen Preis.

Beim Begräbnis fragten wieder alle nach ihr und wunderten sich, daß sie nicht da war. Ich mußte erklären, daß das Mädchen äußerst nervös sei, daß dieser Trauerfall sie so sehr angegriffen hätte, daß ich genötigt gewesen wäre, ihr die Teilnahme an einer so traurigen, erschütternden Zeremonie zu verbieten, aber im Herzen war ich selbst empört. Gerade vor dem Heraustragen der Leiche traf ich mit Pania

zusammen, und redete ihr zu, daß schon der elementarste Anstand ihre Anwesenheit fordere, daß ihr Benehmen das Andenken der Toten und mich selbst beleidige. Sie hörte mir mit einem wie versteinerten Gesicht zu, schüttelte mit dem Kopfe und sagte nur ein paarmal:

„Nein, nein!"

Das war also ihre Liebe und Dankbarkeit gegen die Frau, die ihr die Mutter ersetzt hatte. Das waren die Früchte der Erziehung dieser Frau, die in der ihr anvertrauten, jungen Seele den Samen der Schwärmerei und ihrer aus dem Gleichgewicht gekommenen Ideen gepflegt hatte, die ich so sehr bekämpft hatte, seit ich sie in ihrem eigenen Seelenleben bemerkt hatte. Ich konnte voraussehen, daß mit Pania fertig zu werden, nicht so leicht sein würde, aber das, was geschah, hatte ich doch nicht erwartet.

Als ich vom Begräbnis zurückgekommen war, traf ich Pania nicht zu Hause an; sie war ausgegangen. Es verging ein ganzer Tag, sie kam nicht zurück. Am folgenden Morgen meldete sich bei mir ein Subjekt, in Uniform, die in heutigen Zeiten, glaube ich, als Emblem der Freiheit und des Fortschrittes dient. Er verlangte von mir die Papiere Panias, und als ich das ablehnte, erlaubte er sich, mir mit gewissen, unangenehmen Enthüllungen zu drohen. Wie grausam hatte ich mich getäuscht, wenn ich dachte, daß Pania ein naives, unerfahrenes Mädchen sei! Hatte mich denn der Idealismus meiner Frau angesteckt? Wie hatte ich aus dem Auge verlieren können, daß schon in der Nacht, als man uns das Mädchen aus dem Souterrain in unsere Küche brachte, sie mit allen Instinkten, allen Lastern ihres Milieus genährt war. Sie konnte so wenig die „Unsrige" werden, wie eine Klapperschlange nicht weniger giftig oder gutartiger wird, an welcher Brust man sie auch gewärmt hat. Nur eine niedrige Seele konnte meinen Gefühlen und Absichten eine solche empörende Verleumdung unterlegen, und das alles wegen des einen Kusses in der Nacht, als sie selbst die Unterredung mit mir gewünscht hatte. Wie hatte ich Recht gehabt! Wie hatte ich Recht gehabt, wenn ich sagte, wiederholte und betonte, daß man die Herkunft eines Menschen nicht ignorieren darf, daß man unbedingt mit ihr rechnen und auf sie Rücksicht nehmen muß! Wäre Pania in ihrer Sphäre geblieben, hätte meine Frau nicht alle Kraft daran gesetzt, sie zu entwickeln und zu bilden, dann hätte es von ihrer Seite nicht solche Redereien gegeben! Sie hätte es einfach für ein Glück gehalten, mir zu gefallen, und in der Tat hätte sie dann damit nicht Recht gehabt?

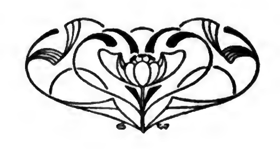
Die Dokumente habe ich herausgegeben. Aber wie soll ich das Verschwinden Panias meinen Freunden und Bekannten erklären? Werden

sich nicht Andeutungen, Vermutungen, Klatschereien erheben? Wer wird glauben, daß dieses törichte Mädchen mein Haus nur verlassen hat aus einer Art von idealem Stolz? und woher kommt bei den Leuten jetzt dieser Hochmut, diese Frechheit, diese Dreistigkeit? Ich muß immer an die Worte Panias denken: „wir werden über Sie lachen, daß Sie so gar nichts gegen uns vermögen, nichts, gar nichts." Manchmal scheint es mir schon, daß es wirklich so ist, daß sie schon lachen. Mir scheint es, daß sich wirklich eine Art neues unbegreifliches Leben regt, das mir verhaßt sein wird, wie der schweigende, hartnäckige Protest meiner Frau, das mich aufregt wie die Undankbarkeit und der Haß Panias. Wo ist jetzt der Platz für die ehrbaren Leute, die sich von selber empfehlen, wo die Privilegien für die Ausgedienten, die Männer von Amt und Würden, wo die Garantien der Ordnung, die so notwendig ist für einen normalen Verlauf des Lebens?

In meiner Wohnung ist es still und dunkel. Die eine ist gestorben, die andere davongegangen. Ich bin allein. Meine Nerven sind zerrüttet. Und wenn an mein Ohr der Laut dieses dummen Lebens draußen dringt, so tönt es mir darin bald wie eine Drohung, bald wie Spott, bald wie ein Jauchzen.

Wird sie denn nicht zurückkehren, wird diese Ordnung des Lebens, an die ich so sehr glaubte, sie nicht zähmen und sich unterwerfen? Ist denn wirklich schon dieses neue, unbekannte eingetreten, und haben diese kleinen, früher so schüchternen sanften Leutchen die Möglichkeit gefunden, unabhängig den Kopf zu erheben und sich als unsere Feinde zu erklären?

In meiner Wohnung ist es still und dunkel, aber immer ist es mir, als wenn man irgend wo in der Ferne über mich lacht — lacht ...





Deutsche und Dänen in der Nordmark.

Von

Fritz Graef.

Am 12. Juli benutzte der neue Herr Oberpräsident von Bülow-Bossee die Sitzung der Landwirtschaftskammer von Schleswig-Holstein in Hadersleben, um die Nordschleswiger, die auf Grund des Vertrages vom 11. Januar 1907 in den preußischen Staatsverband aufgenommen worden waren, als seine „Landsleute" zu begrüßen.

„An uns ist es, dieser Bevölkerung (die man nicht verständnislos behandeln dürfe, weil sie eine andere Sprache spreche), erst einmal unser Vertrauen entgegenzubringen." Denn was man säe, das werde man ernten. Mit dieser Bevölkerung teilten die Versammelten die Natur, den Beruf, die Abstammung. „Vor allem aber sind wir alle — schleswig-holsteinische Landsleute und das wollen wir und werden wir auch bleiben."

„Auf diesem festen Grunde der Unverrückbarkeit der Landesgrenze stehend und angesichts dieser deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen lassen Sie einmal alle Unterscheidungen fallen und bringen Sie den achtbaren Bewohnern an der Nordgrenze unseres Landes, ohne lange zu untersuchen, ob sie schon jetzt die Unseren sind oder nicht, aus voller und weiter Seele ein Hoch aus, ein Hoch, wie es sich gehört, wenn ein Schleswig-Holsteiner dem andern den Brudergruß entbietet. Wir sind stark und mächtig genug dazu!"

Die Aufforderung fand nur geringen Beifall. Es folgten vielmehr sofort Erwiderungen, die einen tiefen Grad von Erregung, ja von Erbitterung bei den Deutschen verrieten. „Schleswig-Holstein meerumschlungen" und „Deutschland, Deutschland über alles" wurden gesungen als eine Art Protest gegen die Aufforderung des Herrn Oberpräsidenten.

Die Mißstimmung, welche sich so schroff äußerte, hatte schon länger bestanden. Sie war hauptsächlich durch den Optantenvertrag hervorgerufen.

Die Ansprache ist eine Art Erklärung für die veränderte Stellung, welche die Regierung seit einiger Zeit gegenüber den dänisch gesinnten Bewohnern der Nordmark einnimmt. Auch hier macht der Herr Oberpräsident den Versuch, das Dänentum durch ein weitherziges Entgegenkommen, durch eine Versöhnungspolitik zu gewinnen. Die Zustimmung der Deutschen im Grenzlande hat er dabei nicht gefunden.

An dieser so vielbesprochenen Ansprache ist einiges bemerkenswert. Zunächst enthält sie einen gewissen Vorwurf gegen die Deutschen — sie hätten es an Vertrauen gegenüber den Andersredenden fehlen lassen; dann ein Zugeständnis:

man solle nicht lange untersuchen, ob die Neuaufgenommenen schon jetzt die Unseren seien oder nicht, — ein Zugeständnis, das im Grunde zugibt, daß sie nicht die Unseren sind. — Trotzdem solle man sie als Schleswig-Holsteiner brüderlich empfangen. — Ja, legen diese Neuaufgenommenen Wert darauf, als Schleswig-Holsteiner, angesichts der deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen begrüßt zu werden? Haben sie wirklich den guten Willen, sich als Bürger des Deutschen Reiches zu fühlen? Haben sie alle die Hoffnungen aufgegeben, von denen ihre Zeitungen sprechen? (Dybbølposten: „Man will uns dazu bringen zu vergessen. Die Hoffnung auf die Wiedervereinigung (mit dem Königreich Dänemark) will man aus unserer Brust reißen. — Aber haltet in erster Linie fest an der Forderung, daß wir wieder zurückwollen unter — Dänemarks uraltes Banner!") — Schwerlich!

Denn nicht die Sprache, sondern die Gesinnung ist es, welche hier die Bewohner des Landes trennt. Der Mangel an Vertrauen ist nicht allein Schuld der Deutschen.

Zwar die Verhältnisse, welche durch den Vertrag vom 11. Januar 1907 von der deutschen Regierung entgegenkommend geordnet worden sind, bedurften dringend einer Regelung, aber diese Ordnung würde längst eingetreten sein, wenn nicht die dänisch gesinnten Nordschleswiger mit Zähigkeit und Leidenschaft an dem Ziel einer Wiedervereinigung mit Dänemark festgehalten hätten. Der Prager Friede von 1866 hatte den Bewohnern des Grenzlandes freigestellt, sich binnen sechs Jahren zu erklären, zu welchem Staat sie gehören wollten. Der berühmte Paragraph 5, nach welchem durch eine Volksabstimmung entschieden werden sollte, ob Nordschleswig zu Dänemark oder Preußen gehörte, hielt bei sehr vielen die Hoffnung lebendig, daß sie bald wieder unter dänische Herrschaft zurückkehren würden. So entschieden sich die meisten für die dänische Staatsangehörigkeit, zumal das Indigenatsrecht von 1776 nach einer in Dänemark verbreiteten Auffassung ihnen das Heimatsrecht in Schleswig für immer sicherte. [Vgl. Matzen, Manuel historique 1906, S. 190ff.] So glaubten sie ihrer Heimat auf jeden Fall sicher zu sein, auch wenn sie sich für Dänemark erklärten. Sie hielten an der Überzeugung fest, die preußische Regierung könne sie auch als dänische Untertanen nicht aus Schleswig-Holstein ausweisen. Erst die Aufhebung des Paragraph 5 durch den preußisch-österreichischen Vertrag vom 11. Oktober 1878 entzog allen diesen Hoffnungen den Boden.

Nun setzte eine leidenschaftliche Agitation ein und bezeichnete die Aufhebung des § 5 als ein Unrecht; sie stritt dieser Aufhebung alle Rechtsgültigkeit ab und erklärte die Entscheidung über die Staatsangehörigkeit für das gute Recht der nordschleswigschen Bevölkerung. An dieser Bewegung nahmen auch viele Optanten teil. Eine Zurücknahme der Option, die sogenannte Reoption, die anfangs von den preußischen Behörden angenommen worden war, wurde vom preußischen Oberverwaltungsgericht durch Urteil vom 7. Januar 1902 für ungültig erklärt, weil davon im Prager Frieden keine Rede sei.

Die in Schleswig geborenen Kinder der Optanten wurden nun weder als preußische Untertanen angesehen, denn ihre Eltern hatten sich für die dänische Staatsangehörigkeit erklärt, noch galten sie als Dänen, weil das Indigenatsrecht von 1776 die Zugehörigkeit zum dänischen Staat davon abhängig machte, daß diese Kinder innerhalb des Landes geboren sind.

Solcher „Heimatlosen" gab es gegen 3000. Ihre Verhältnisse sind durch den Vertrag vom 11. Januar 1907 in der Art geregelt worden, daß die preußische Regierung sich bereit erklärt, den im preußischen Staatsgebiet wohnhaften staatenlosen Optantenkindern, das heißt den nach der Optionserklärung des Vaters, aber vor dem Inkrafttreten des dänischen Staatsangehörigkeitsgesetzes vom 19. März 1898 außerhalb Dänemarks geborenen Kindern auf ihren Antrag die preußische Staatsangehörigkeit zu verleihen. Im Artikel 2 aber behalten sich beide Regierungen das Recht vor, Angehörigen des anderen Staates, wenn es außer anderen Gründen auch die innere und äußere Sicherheit des Staates erfordere, den Aufenthalt in ihrem Gebiet zu versagen. Dieser Vertrag gilt also nur für die Nachkommen der Optanten. Trotzdem sind auf Grund dieses Vertrages bis zum 15. Juli 1907 2834 Optantenkinder, d. h. ungefähr 3/4 aller vorhandenen Nachkommen und 356 Optanten (Männer und Frauen) aufgenommen worden. (Schleswiger Grenzpost 1. August 1907.) Besonderes Ärgernis hat dabei die überaus eilfertige Aufnahme zweier Männer erregt, die wegen ihres herausfordernden Verhaltens genügend bekannt und des Landes verwiesen waren. Ihr Gesuch war telegraphisch an den Herrn Oberpräsidenten gerichtet und wurde sofort telegraphisch genehmigt.

Die geschilderten Schritte bedeuten eine entschiedene Änderung in dem Verhalten der Regierung gegenüber den Verhältnissen an der Grenze. Und dieser Mangel an Stetigkeit wird besonders bitter empfunden, auch dann noch, nachdem die ersten schlimmsten Befürchtungen der Deutschen, die Hoffnungen der Dänen sich als unbegründet herausgestellt haben.

Denn der Antrag von 69 Geistlichen, der zuerst 1889 gestellt worden war, 2 dänische Sprachstunden fakultativ in den Unterricht der Volksschule aufzunehmen, ist unter dem 27. Juli mit deutlicher Schärfe abgelehnt worden. Am 3. August konnte Landrichter Hahn in der stark besuchten Vorstandssitzung des deutschen Vereins sogar eine Reihe von Punkten vorlegen, welche vom Herrn Oberpräsidenten eigenhändig aufgezeichnet waren und als eine Art Programm für die Tätigkeit der neuen Verwaltung angesehen werden dürfen. Sie verheißen ebenso eine entschlossene Abweisung etwaiger dänischer Umtriebe, wie eine sehr umfangreiche und planmäßige Förderung des Deutschtums. Das hatte man von keiner der beiden Seiten erwartet.

Die Versöhnungspolitik schlägt also Bahnen ein, welche an die alten Traditionen anknüpft.

Eine solche Richtung ist für jede deutsche Regierung durch die Lage hier im Norden geboten.

* * *

Denn keine deutsche Regierung kann das im Stich lassen, was seit der Besitznahme von 1866 im Lande für die Gewinnung der Bevölkerung, für die Hebung des Wohlstandes geleistet worden ist. Keine deutsche Regierung kann, auch wenn sie den größten Wert auf gute Beziehungen mit Dänemark legt, einer Agitation Tür und Tor öffnen, die im Königreich den festesten Rückhalt findet.

Wollen wir die augenblickliche Lage in Nordschleswig verstehen, so ist es zweckmäßig, das Verhältnis der Deutschen und Dänen unter den drei Gesichtspunkten der Sprache, der Politik und der Wirtschaft zu betrachten und öfters dabei auf die Vergangenheit zurückzugreifen.

* * *

Das Gebiet der dänischen Sprache reichte 1864 von der dänischen Grenze in der Mitte des Landes südlich über die Linie Flensburg-Leck hinaus bis etwa zur Straße Flensburg-Husum, während Angeln ganz zur deutschen Sprache übergegangen war und in den Marschen von Husum bis in die Nähe von Tondern friesisch gesprochen wurde.

Deshalb wurde in Kirche und Schule damals die deutsche Sprache überall da hergestellt, wo sie vor den dänischen Sprachverfügungen von 1850—52 bestanden hatte.

Und schon die Abstimmungen, welche man damals in dem Gebiet mit vorherrschend plattdänischer Volkssprache vornehmen ließ, führten auf dem Gebiet der Kirchensprache unter anderem zu folgenden Ergebnissen:

	deutsch	dänisch	deutsch-dänisch
5 Kirchspiele südlich der Linie Leck-Flensburg	747	19	3
Bau (nördlich Flensburg)	77	176	49
Propstei Tondern (10 Kirchspiele) .	1 190	11	171

(Sach, Hzt. Schleswig III S. 457).

In den Schulen blieb einstweilen dänisch als Unterrichtssprache, erst nach 1870 wurde am 17. August 1871 die deutsche Sprache mit 6 Stunden als Unterrichtsgegenstand eingeführt. Nachdem am 28. August 1876 für den ganzen amtlichen Verkehr die deutsche Sprache bestimmt worden war, wurde am 9. März 1878 Deutsch als Unterrichtssprache für die Mittelstufe in 3, für die Oberstufe in 5 Stunden eingeführt, während 7 Stunden für den Unterricht im Deutschen angesetzt wurden. Der Gebrauch der deutschen Sprache für alle Lehrgegenstände konnte auf Antrag der Mehrheit der Schulgemeinde oder der Regierung vom Oberpräsidenten angeordnet werden. Auf Grund dieser Bestimmungen ist in dem Jahrzehnt von 1878—88 in etwa 40 Landgemeinden das Deutsche eingeführt worden, und wahrscheinlich wäre diese Entwicklung so weiter gegangen, wenn nicht die Verfügung vom 18. Dezember 1888 das Deutsche als Unterrichtssprache vom 1. April 1889 ab in allen Lehrstunden mit Ausnahme der 6 Religionsstunden eingeführt hätte. (Sach III S. 458).

Es ist aber ein Irrtum, wenn man glaubt, dieser deutsche Unterricht sei im stande, das Dänische zu verdrängen. Das Hochdeutsche ist für die Nordschleswiger nötig, denn sie brauchen es im Handelsverkehr, der in der Hauptsache nach Deutschland geht, und im Verkehr mit den Behörden. Nur da, wo die Bewohner deutsch gesinnt sind, wird sich auch die deutsche Sprache etwas schneller ausbreiten. Wirksamer als das Hochdeutsch der Schule ist das Plattdeutsch des Verkehrs. Es gewinnt langsam an Boden an der Südgrenze des Sprachgebietes, westlich von Flensburg, und an den großen Verkehrslinien, die von Süden nach Norden führen.

Die Gesamtzahl der Dänen im mittleren und nördlichen Schleswig schätzte Amtsgerichtsrat Adler 1885 auf 141928, die amtliche Zählung von 1895 gab an: 134569, die von 1900: 129649. Wahrscheinlich sind dabei Irrtümer bei der Feststellung der „Muttersprache" untergelaufen (vgl. P. Langhans in Petermanns Mitteilungen 1899, Heft 2). Andrerseits ist Clausens Angabe im Manuel historique S. 348, die dänische Sprache würde noch von 155000 Südjüten gesprochen, sicher zu hoch gegriffen. In Wirklichkeit werden sich jetzt noch, wenn man von den fast völlig deutschen Kreisen Flensburg (Stadt und Land) absieht, etwa 140000 dänisch Redende unter einer Gesamtbevölkerung von etwa 183000 der vier Kreise des nördlichen Schleswig (Hadersleben, Apenrade, Tondern, Sonderburg) finden. Wie wenig die Angaben Clausens auf seiner Sprachkarte Manuel hist. zu S. 346 trotz seiner Einschränkungen S. 342ff. Glauben verdienen, mögen einige Beispiele zeigen. Zu einer solchen Gegenüberstellung läßt sich die Zahl der Kinder verwenden, welche deutsch eingesegnet werden, denn das hängt ganz von dem Willen der Eltern ab. Es ergibt sich da ein auffallendes Mißverhältnis zwischen der Zahl der deutsch und dänisch eingesegneten Kinder und der nach Clausens Angabe vorhandenen deutschen und dänischen ansässigen Familien (propriétaire foncier).

Eingesegnet:			Grundbesitzerfamilien nach Clausen:		
	deutsch	dänisch	deutsch	deutsch-dänisch	dänisch
Ostern 1904. Lintrup (an der dänischen Grenze) . . .	17	19	1	0	48
Jordkirch (bei Apenrade) .	12	8	0	1	17
Toftlund (Kr. Hadersleben)	15	23	0	0	42
Ostern 1906. Jels (ebenda) .	10	15	9	2	93
Ostern 1905. Lysabbel (Ostküste von Alsen)	10	25	0	0	98

Wie die deutsche Sprache im Gottesdienst vorgedrungen ist, mag der Umstand zeigen, daß von den 108 Gemeinden, in denen 1864 bloß dänisch gepredigt wurde, 1904 nur noch 38 übrig waren. (Manuel hist. S. 365). Deutscher Gottesdienst ist immer nur auf Antrag einer Anzahl von Mitgliedern der Gemeinde vom Konsistorium eingeführt worden. Aber dieses langsame Vor-

dringen der deutschen Sprache im Gottesdienst hat zur Gründung der dänischen Freigemeinden (1894) Anlaß gegeben. Denn es besteht, wie ein Aufruf vom August 1907 sagt, eine nahe geistige Verbindung zwischen dem Kirchenleben und dem Volksleben, und nur dann „kann das Kirchenleben unter dänischen Menschen gesund, wahr, fruchtbringend und dauernd sein, wenn es von dänischem Geiste geprägt und in dänischem Geiste entwickelt wird“, was in der preußischen Staatskirche unmöglich sei. Diese Bewegung wird sehr stark vom Königreich Dänemark aus unterstützt.

Die Ausschließung des Dänischen aus der Volksschule, mit Ausnahme der 6 wöchentlichen Religionsstunden, hat die eifrigen Dänen zu energischer Abwehr veranlaßt. Am 10. Oktober 1880 wurde der Sprachverein (Sprogforeningen) gegründet, der 1903 2530, 1. Januar 1906 2735 Mitglieder zählte und im Jahre 1903 allein 11314 ℳ Einnahmen hatte.

Der Bericht im Manuel hist. (S. 387) gibt an, daß der Verein zurzeit 131 Bibliotheken hat, in welche jährlich etwa 3300 Bücher (Romane, geschichtliche Werke u. a.) aufgenommen werden, und daß diese Bücher sehr eifrig gelesen werden. Seit 1890 werden auch Bücher an Kinder verschenkt, so ist eine Sammlung von 300 dänischen Liedern (das sogenannte blaue Liederbuch) in fünf Auflagen, d. h. in 26000 Exemplaren verteilt worden.

Dazu trat am 30. November 1892 der Schulverein (Skoleforeningen), welcher dafür sorgen soll, daß die Jugend in der dänischen Muttersprache erzogen werde. Dieser Verein hatte 1894 4002 Mitglieder, zur Zeit Köllers ging der Bestand auf 3750 zurück, er nimmt augenblicklich wieder sehr stark zu. 1903 beliefen sich die Einnahmen auf 18548 Mark. Von diesen Mitteln werden jährlich etwa 220 junge Leute nach der Konfirmation auf die sogenannten dänischen Hochschulen geschickt. Sie erhalten dort eine gewisse allgemeine Bildung, werden besonders in dänischer Sprache, dänischer Geschichte und Literatur, in Naturkunde, Rechnen, Bürgerkunde unterrichtet. Diese Erziehung, die einem lebhaften Bildungsbedürfnis entgegenkommt, erfüllt die junge Generation mit einer extrem dänischen Gesinnung, sie genügt, nach H. P. Hanssens Worten, um „den Stammverwandtenbazillus“, die schleswig-holsteinische Gesinnung, gründlich abzutöten. Als fanatische Dänen kehren die jungen Leute zurück, nachdem sie oft noch auf besonderen Fachschulen sich tüchtige Kenntnisse in der Landwirtschaft erworben haben. Die dänische Gesinnung pflegen sie dann auf ihren Liebhabertheatern, in den Gesangchören, „Gymnastik“-vereinen (Turnvereinen), in den Redevereinigungen und bei den Ringreiterfesten, die wesentlich dänische Feste sind. Mit Hohn und Spott verfolgen sie alle, welche ihre Dienstpflicht im preußischen Heere erfüllen und etwa stolz auf den bunten Rock sind. Es sind alle Anzeichen dafür da, daß unter dem neuen milden Regiment diese Vereine sich ausdehnen und ihre Tätigkeit steigern. Schon sind im ersten Vierteljahr 1907 228 Mitglieder eingetreten, soviel wie sonst etwa in einem ganzen Jahre. Diese Vereine haben einen starken Rückhalt an dem dänischen Volke, besonders an den südjütischen Vereinen. Die Ausbildung der jungen Leute auf den dänischen Hochschulen erfolgt in den

meisten Fällen kostenlos, so daß dänisch gesinnte Nordschleswiger hier einen erheblichen Vorteil vor den deutsch gesinnten voraus haben.

Darum ist eine der allerwichtigsten Aufgaben die Einrichtung ähnlicher deutscher Volkshochschulen im dänischen Sprachgebiet. Die Zwangsfortbildungsschulen haben gar keine Anziehungskraft, sie bieten deshalb durchaus keinen genügenden Ersatz. Eher wäre es denkbar, schreibt mir ein Sachkenner, daß gewerbliche Fortbildungsschulen bei Ergänzung durch Gewerbeheime und Pflege guter Geselligkeit in kleineren Städten gutes wirken könnten. Gute Fachschulen aller Art für die Kinder kleiner Leute (wie z. B. die dänischen Hausmannsschulen) fehlen bei uns. Bei den Volkshochschulen müßte vermieden werden, bewußt auf deutsche Gesinnung hinzuarbeiten, die deutsche Gesinnung müßte vielmehr die ruhige Voraussetzung der gesamten Erziehung bilden. Den Inhalt müßten Heimatkunde und die Gegenstände bilden, welche zur bürgerlichen Tüchtigkeit nötig sind. Es müßte der Zusammenhang des hiesigen Lebens mit dem des deutschen Volkes gezeigt werden und in einem fröhlichen Zusammenleben müßten freundliche Eindrücke vom deutschen Wesen vermittelt werden. Dazu sind besondere Persönlichkeiten nötig und deshalb bliebe dies Gebiet am besten der freiwilligen Tätigkeit der Vereine vorbehalten, denn unsere Bureaukratie ist gut um Ordnung herzustellen, aber sie hat noch niemals Liebe und Begeisterung zu wecken vermocht. Und wenn die Regierung Mittel bewilligt, wird sie auch die Leitung beanspruchen.

Andrerseits wird sich in der Zukunft auch auf diesem nationalen Kampfplatz die Entwicklung des Realschulwesens wirksam erweisen. Während 1864 nur die zwei Gymnasien von Flensburg und Hadersleben bestanden und dazu das Progymnasium von Sonderburg gegründet wurde, wird jetzt neben der Oberrealschule in Flensburg die Realschule in Sonderburg mit etwa 150 Schülern zur Vollanstalt ausgebaut und außerdem sind Realschulen in Hadersleben (mit 146 Schülern), in Apenrade (mit 138 Schülern, von denen 63 vom Lande kommen) und in Tondern entstanden. Sie werden zusammen mit den Gymnasien und den Seminaren von Tondern und Hadersleben mehr für das Deutschtum zu werben im stande sein, als die zwei Lateinschulen der alten Zeit allein es vermochten.

Am deutlichsten erkennbar wird der Rückschlag sein, den die Aufnahme der Optanten und Optantenkinder auf dem Gebiet der Politik bringen wird. Es wäre zunächst ein Irrtum, zu glauben, daß überall wo plattdänisch gesprochen wird, auch dänische Gesinnung herrsche. Sach hat ganz Recht, wenn er sagt (S. 476 Anm.): Die Grenze der Mehrheit deutscher Gesinnung liegt nördlicher, als die der Mehrheit der deutschen Sprache. Während die dänische Sprache etwa bis zur Bahn Flensburg—Leck reicht, umfaßt die deutsche Gesinnung noch das Stück von da nördlich bis etwa zur Bahn Apenrade—Lügumkloster. (Nordmark 1903. Nr. 2.) Im Wahlkreis Hadersleben—Sonderburg hatten 82,7 % dänisch als Muttersprache angegeben, aber nur 64,8 % wählten in dänischem Sinne. Als aber in den Jahren 1890—93 1123 Optanten aufgenommen waren, sanken 1893 die deutschen Stimmen um 83, während die dänischen um 880 stiegen. Das

Entsprechende dürfen wir auch jetzt mit Sicherheit erwarten. Im übrigen zeigen die Wahlen sowohl der Gemeinde-, wie der Kirchen-, Kreis-, Landtags- und Reichstagsvertreter ein langsames, aber stetiges Ansteigen der deutschen Stimmen. Die dänische Partei spielt nur noch eine Rolle im Wahlkreis Hadersleben-Sonderburg. Dort verhielten sich die Stimmen bei den Reichstagswahlen wie folgt:

	deutsch	dänisch	
1898	3714	10431	
1902	4539	10058	(Deutsche Erde 1903. S. 20.)
1903	4861	10273	(Deutsche Erde 1904 S. 145 u. 146.)
1906	5115	10315	
1907	5168	10406	
also gegen 1898	+ 1454	— 25.	

Dieser bedeutsame Fortschritt ist allein der unermüdlichen Tätigkeit des Deutschen Vereins zu danken, der am 19. November 1890 in Toftlund von 48 Männern gegründet wurde. Bald dehnte er sich über das ganze nördliche Schleswig aus und errichtete als weithin sichtbares Zeichen des erstarkenden Deutschtums in der Nordmark den gewaltigen Bismarckturm auf dem Knivsberg, der 1896 unter großer Beteiligung eingeweiht wurde.

Der Kampf ist also nicht aussichtslos, wenn die Regierung nur konsequent bleibt. Jedes Schwanken entmutigt die Deutschen und stärkt die Dänen, die bis jetzt immer an der Wiedervereinigung mit Dänemark als ihrem letzten Ziel festgehalten haben. Und bei diesen Bestrebungen finden sie eine sehr lebhafte Unterstützung im Königreich Dänemark. Offiziell ist freilich endlich im Januar 1907 zugestanden worden, daß die Regierung aus dem früheren § 5 kein Recht herleiten könne, aber das war schon, wie jetzt erst bekannt wird, 1878 dem Parlament in der Stille mitgeteilt worden. Aber die Regierung von Dänemark hat sich noch immer nicht entschlossen, den Verzicht auf Schleswig-Holstein auch in der Form auszusprechen, daß sie nun hier dänische Konsulate einrichtet. Sie fehlen hier bis auf den heutigen Tag, so nötig sie auch sind. Und die Teilnahme des dänischen Volkes für die „Brüder von Südjütland“ kennt keine Grenzen. Als „daheim im Vaterlande“ wurden die Vertreter der Nordschleswiger 1905 auf dem Volksfeste von Skamlingsbanke begrüßt und bei der Feier der Schlacht von Fredericia, in der 1849 am 6. Juli die Schleswig-Holsteiner von den Dänen geschlagen wurden, hielt in diesem Jahre der Oberst a. D. Moltke eine Rede, die „von starkem nationalen Gefühl für Südjütland erfüllt war“. In diesem Zusammenhang muß auf ein Werk hingewiesen werden, das 1906 in Kopenhagen erschienen ist: Manuel historique de la question du Slesvig, ein Handbuch, das von einer Reihe von Dänen verfaßt, ins Französische übersetzt und an alle fremdländischen Regierungen mit Ausnahme der preußisch-deutschen geschickt ist. „Ce que nous voulons, c'est qu'il existe, afin de pouvoir, le cas échéant renseigner l'opinion, être consulté et servir de guide dans cette Question du Slesvig, qui depuis plus que quarante ans reste encore sans solution!“

(Einl. S. V.) Von welchem Geiste das Buch erfüllt ist, mag ein Satz aus dem Schluß der langen Abhandlung von Professor Matzen über die Optantenfrage zeigen (S. 295): „Il faut enfin, que je dise une chose, qu'il m'a été impossible de dire avec la même netteté dans le livre allemand. (Der Verfasser hat ein deutsches Buch über dieselbe Frage 1904 herausgegeben.) c'est que les procédés brutaux de l'administration allemande vis-à-vis des sujets danois du Slesvig septentrional sont sans exemple dans les relations entre puissances civilisées et amies; on leur chercherait en vain des parallèles, de même qu'on chercherait en vain dans le droit des gens une prescription qui les excuse.“ In ähnlicher Gesinnung werden die jungen Nordschleswiger jenseits der Grenze erzogen; wie viele der Neuaufgenommenen mögen im stillen ebenso denken!

Viel schwieriger als der politische Kampf, seine Organisationen und Ergebnisse, ist der wirtschaftlich-gesellschaftliche Kampf zu schildern, welcher einen sehr starken Druck auf die Deutschgesinnten ausübt. Ich muß mich da mit allgemeinen Andeutungen und wenigen Einzelheiten begnügen, weil ich leider von dem gegenseitigen Kräfteverhältnis keine in Zahlen darstellbare Kenntnis habe gewinnen können.

Allgemein wird geklagt, daß die deutschgesinnten Hofbesitzer und Handwerker, so lange sie einzeln oder in geringer Zahl zwischen einer fest geschlossenen dänischen Bevölkerung leben, von dem geselligen Verkehr fast ausgeschlossen sind. Diesem Druck, der auf dem Lande stärker wirkt, als in der Stadt oder in größeren Gemeinden, ist schon mancher erlegen. Das ist ein Übelstand, dem der Deutsche Verein durch Einführung der deutschen Abende abzuhelfen sucht, die ungefähr nach dem Muster der dänischen Vereinigungen auf dem Lande mit Gesang und Reden beginnen und mit einem Tanz enden. Diesen Druck überwinden zu helfen, ist wesentlich Aufgabe des Deutschen Vereins. Die nächste Zukunft wird unzweifelhaft hier eine Verschärfung der Lage bringen.

Empfindlicher ist der wirtschaftliche Druck, dem Gewerbetreibende und Kaufleute ausgesetzt sind — sie leiden direkt unter dem Boykott, den die Dänen unnachsichtlich durchführen. Auch hier kann nur das feste Zusammenhalten der Deutschgesinnten einen Schutz bieten.

In früheren Jahren, als viele Söhne der Optanten über die Grenze gingen, um sich dem Dienst im preußischen Heere zu entziehen, ist zeitweise ein auffallender Mangel an Käufern für kleine und mittlere Höfe hervorgetreten. Diesen Umstand hatten einige deutschgesinnte Männer in Rödding benutzt, um einen Ansiedlungsverein für Rödding und Umgegend zu gründen (1891). Diesem ist es gelungen, im Jahre 1898 allein 36 Landstellen in deutschen Besitz zu bringen. Nach dänischen Angaben (Sach III 471. Sondj. Aarb. 1898) hat sich im Kreise Hadersleben der Besitz in folgender sehr geringen Weise verschoben:

	deutsch	farblos	dänisch
1865	87	31	1221
1893	103	38	1200

Seit 1900 sind etwa 150 Landstellen und 11 Höfe (Domänen) im Kreise Hadersleben dauernd in deutsche Hände gelangt. Indes hat sich gezeigt, daß deutsche Arbeiter, Handwerker und Kleinbauern, die sich im dänischen Sprachgebiet ansiedelten, vom Dänentum einfach aufgesogen werden. Ferner ist es auch zwecklos, wenn einzelne größere Höfe von Deutschen angekauft werden. Die Söhne solcher Ansiedler haben sich öfter mit Töchtern der Dänen verheiratet und mit den dänischen Hausfrauen ist die dänische Sprache, bald auch die dänische Gesinnung eingezogen. Es müßten immer ganze Striche planmäßig in Angriff genommen werden, so daß sich gleich größere Ansammlungen von Deutschen bildeten. Diese allein haben Aussicht sich zu behaupten. Bis 1904 hat auch der Staat wirksam eingegriffen, so daß bis zu diesem Jahre 26 Höfe von der Domänenverwaltung angekauft waren, davon 14 aus dänischer Hand (Nordmark 1905 Nr. 1). In diesen Verhältnissen ist in den letzten Jahren ein entschiedener Umschlag eingetreten. So sind 1906—07 einige große Höfe wie Woyenshof bei Hadersleben und Harritshof im Kirchspiel Brede, Schloßkrug in Mögeltondern an Dänen verkauft (Nordmark 1907 Nr. 2).

Andrerseits gelang es den Deutschen trotz ihrer Bemühungen nicht, die großen Höfe Seegard (Kreis Apenrade) und Troyburg (bei Tondern) zu erwerben, sie blieben in dänischer Hand. Bei mehreren dieser Höfe trat als Käufer ein früherer preußischer Volksschullehrer Schmidt auf, der natürlich nicht aus seinen Ersparnissen Summen wie ½ Million und mehr bezahlte. Er hat offenbar den Auftrag übernommen, mit Geldern, welche aus dem Königreich Dänemark ihm zur Verfügung gestellt wurden, die Besitze für die Dänen zu erwerben. Zugleich bemühen sich die Dänen, junge auf ihren Schulen ausgebildete Landwirte, meist aus Alsen, auf solchen Höfen anzusetzen, indem sie ihnen den Ankauf durch Gelder zu sehr niedrigem Zinsfuß möglich machen. Zusammen damit wirkt im dänischen Interesse die Zuwanderung von Landarbeitern aus Jütland. Denn die Lage der Landwirtschaft ist im deutschen Schleswig gut. Dabei wirken ebenso die Schutzzölle, wie das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen sehr mit, das sich in den letzten Jahrzehnten in Deutschland stark entwickelt hat. Und diese nach deutscher Art eingerichteten landwirtschaftlichen Bezugsgenossenschaften haben sich ebenso wie die nach demselben System errichteten Spar- und Darlehnskassen, die bei verhältnismäßig kleinen Anteilen besonders den Personalkredit pflegen, bis an die Königsau hin ausgedehnt. Freilich bleiben die 4 nördlichen, vorzugsweise dänischen Kreise gegen die gleichartigen deutschen Kreise im südlichen Schleswig erheblich zurück. So finden sich nach der Übersicht des Verbandes der schleswig-holsteinischen landwirtschaftlichen Genossenschaften Spar- und Darlehnskassen in den Kreisen Hadersleben 10, Apenrade 10, Tondern 14, Sonderburg 11, dagegen in den Kreisen Flensburg 28, Rendsburg 24, Schleswig 30. Offenbar sucht die dänisch gesinnte Bevölkerung der 4 nördlichen Kreise auch ihren wirtschaftlichen Anschluß lieber in Dänemark als in Deutschland.

Wie sehr das Dänentum wirtschaftlich erstarkt ist, das läßt das Wachstum der hauptsächlichsten dänischen Bankunternehmen in den 3 Jahren von 1903—1905 erkennen:

(Nach dem Bericht der Handelskammer von Flensburg 1905. Tab. 14.)

	1903	1904	1905	Dividende 1905
Nordslesvigske Folkebank, Apenrade	49,9 Mk.	54,4 Mk.	61,7 Mk.	10%
Industri og Landmannsbank Hadersleben	10,4 „	11,6 „	12,3 „	6%
Haderslev Bank	57,3 „	66,9 „	70,6 „	10%

Endlich trägt zu der günstigen Lage der Landwirtschaft in diesen Gegenden auch das vortrefflich ausgebaute Netz von Kleinbahnen bei, das auch national unzweifelhaft von Wert ist. So haben die Kreise

Sonderburg (Insel Alsen)	51 km	d. h. 1 km Kleinbahn auf	8,7 qkm
Apenrade	86 „	„ 1 „ „ „	8,0 „
Hadersleben	171 „	„ 1 „ „ „	9,9 „
Zusammen	308 km.		

An Staatsbahnen sind in diesem Gebiet, selbst wenn man die Strecke Flensburg-Leck am Südrande desselben nicht mitrechnet, 229 km vorhanden. Das gibt insgesamt: 537 km Bahnen auf die 4 Kreise (Hadersleben, Apenrade, Sonderburg, Tondern) d. h. 1 km auf 8,5 qkm.

Das sind Leistungen, die noch aus der früheren Zeit stammen, z. T. von Männern, deren Beseitigung der neue Kurs zu fordern schien. Es ist von besonderer Bedeutung, daß solche Männer dem Lande erhalten bleiben.

* * *

Soeben veröffentlicht die politische Organisation der Dänen in Nordschleswig eine Erklärung, die unter anderem auch die wichtigen Sätze enthält:

„Die dänische Bevölkerung entfalte keine Losreißungsbestrebungen, sie treibe keinen Boykott. Sie stehe auf dem Boden der Verfassung und der bestehenden Gesetze und entfalte nur gesetzlich erlaubte Bestrebungen zur Verteidigung und Erhaltung ihrer ererbten Nationalität."

Die beiden ersten Behauptungen sind für die Zeit, welche hinter uns liegt, nicht richtig. Ob sie für das Verhalten der Dänen in Zukunft maßgebend sind, werden wir sehen. Ein Bedenken erhebt sich sogleich, auch wenn, wie wir annehmen, die Führer der Dänen den guten Willen haben, ihre Bestrebungen auf die Erhaltung der Nationalität einzuschränken — das Bedenken, ob es ihnen bei der geschilderten engen Verbindung der Nordschleswiger mit dem dänischen Volke möglich sein wird, zu verhindern, daß die Hoffnung auf eine politische Vereinigung mit Dänemark weiter gepflegt wird. Von dieser Hoffnung werden die extremen Vertreter der südjütischen Vereine, werden die Männer sich schwer trennen, aus deren Kreise das oft genannte Handbuch von 1906 hervorgegangen ist. Und wenn diese Kreise an solchen Bestrebungen festhalten, dann werden wohl auch andere daran teilnehmen, auch südlich der Königsau

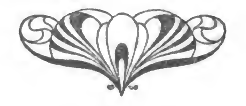
Allen solchen Bestrebungen wird unsere Regierung, das hoffen wir, auch fortan fest und konsequent entgegentreten.

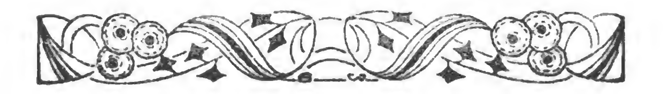
Im übrigen gibt es allerdings einen Teil der dänischredenden Bevölkerung, der von dem Fanatismus der dänischen Partei noch nicht ergriffen ist. Ihn zu gewinnen, scheint nicht unmöglich; hier liegen die positiven Aufgaben der nächsten Zukunft. Wenn dem Bildungsbedürfnis dieser Leute durch Einrichtung von Volkshochschulen nach dänischem Muster und von gewerblichen Fortbildungsschulen, entgegengekommen wird, dann darf man hoffen, daß sie sich an den Besuch dieser deutschen Schulen gewöhnen. Mit solchen Schulen würde man auch den im Lande ansässigen Deutschen einen großen Dienst erweisen. Und diese Anstalten könnten Sammelpunkte der deutschgesinnten jungen Leute werden, welche von dort tüchtige Kenntnisse und zugleich Liebe für die deutsche Heimat mit hinaus auf ihre Höfe nehmen würden.

Aus dieser Darstellung ergibt sich, welch einen schweren Stand die 40—45 000 Deutschredenden in Nordschleswig haben, wenn auch der Kreis der Deutschgesinnten größer ist. Die deutsche Sprache hat nur da einen sicheren Boden gewonnen, wo Deutsche in größerer Zahl zusammen wohnen, d. h. nur in einigen Landbezirken wie Röbding, Toftlund, denn die Städte sind alter deutscher Besitz. Die Deutschgesinnten sind auf dem Lande meistens einem schweren Druck ausgesetzt, der infolge der Optantenaufnahme und des neuen milden Kurses erheblich steigen wird. Daher die starke Mißstimmung bei den Deutschen.

Von der Regierung hoffen wir zuversichtlich, daß sie fest und konsequent das in den Rotenkruger Zusicherungen niedergelegte Programm durchführt. Von den Dänen und ihren Führern darf man nach der neuesten Erklärung erwarten, daß sie ernstlich auf die politische Vereinigung mit Dänemark verzichten. Um so energischer werden sie ihre Anstrengungen auf das sprachliche und wirtschaftliche Gebiet richten. Sie werden dabei sicher ebenso wie bisher — denn so schnell lösen sich so tiefeingelebte Beziehungen nicht — eine starke moralische und materielle Unterstützung bei dem dänischen Volke finden.

Deshalb bedürfen die Deutschen in Nordschleswig politisch, wie wirtschaftlich dringend eines Rückhaltes zunächst an ihren Landsleuten in Schleswig-Holstein. Durchaus rechtzeitig erscheint deshalb gerade in diesem Augenblicke der Aufruf des deutschen Vereins, der besonders unter den zunächst Wohnenden um Unterstützung wirbt. Möchte er reichen Erfolg haben!





Die Unruhen in Indien.

Von

Hans Plehn.

Die Erinnerung an den großen Aufstand, durch den sich die Engländer gerade vor einem halben Jahrhundert durchzukämpfen hatten, gibt den gegenwärtigen Unruhen in Indien ein Relief, das geeignet ist, unser Urteil darüber zu beeinflussen. Aber es ist nicht ohne weiteres berechtigt, eine Wiederholung der Ereignisse von 1857 zu erwarten. Wirkliche Wiederholungen kommen in der Weltgeschichte äußerst selten vor. Auch haben sich die Zustände Indiens in diesem halben Jahrhundert in so vielfacher Beziehung und so stark verändert, daß wir schon aus diesem Grunde mit Analogien und Parallelen vorsichtig sein müssen. Und gerade aus jenen Veränderungen heraus sind die gegenwärtigen Unruhen entstanden. Der augenfälligste Unterschied zu 1857 liegt darin, daß die antibritische Agitation sich in voller Öffentlichkeit vollzieht; eine Überraschung und Überrumpelung der britischen Herrschaft, wie vor fünfzig Jahren, ist diesmal ausgeschlossen.

Es ist nicht leicht, die eigentlichen Wirkungsursachen und die Gelegenheitsursachen der heutigen Bewegung zu unterscheiden. Die Bewegung ist ja nicht aus einer einzigen, sondern von einem komplizierten Gewebe verschiedener Ursachen entsprungen. Britisch Indien ist etwas größer wie Europa ohne Rußland, und ebenso dicht bevölkert; und die indische Bevölkerung ist nach Religion, Sprache und Rasse nicht minder verschieden, eher noch verschiedener, als in Europa. Die europäischen Verhältnisse sind uns so gegenwärtig, daß wir nicht leicht in irrige Verallgemeinerungen über Europa und die Europäer verfallen. Wir vergessen nicht, zwischen Norwegern und Sizilianern, zwischen Engländern, Türken und Albanesen den notwendigen Unterschied zu machen. Ebenso müssen wir aber auch unterscheiden zwischen den Hindus von Bengalen und den Mohammedanern des Pendschab, den afganischen Bergstämmen des Nordwestens, den mongolischen Gurkas, den kriegerischen Sickhs, den kommerziell veranlagten Parsis und den zahlreichen anderen Bestandteilen, die die indische Bevölkerung ausmachen. Die Inder sind ebenso wenig eine Nation, wie die Europäer. An die hundert verschiedene Sprachen, von Dialekten abgesehen, werden in Indien gesprochen; es herrschen die ver-

schiedensten Religionen; man findet die verschiedensten Kulturstufen, und auch verschiedene politische Bildungen, da die Engländer nicht weniger als einige siebzig Eingeborenenstaaten unter ihrer Aufsicht haben bestehen lassen.

Den Indern fehlt der Begriff des Staats und der Nation ebenso wie den Chinesen. Das ist unter anderem eine natürliche Folge der geographischen Bedingungen. Unsere eigene deutsche Geschichte kann uns das verständlich machen. Weshalb zerfiel das deutsche Reich im Mittelalter, während zur selben Zeit in England ein zentralisierter monarchischer Staat entstand? Weshalb scheiterten mehrere verheißungsvolle Versuche, die politische Macht in Deutschland zu zentralisieren? Eine sehr wichtige Ursache lag in den Entfernungen und in dem Nichtvorhandensein von Verkehrswegen. In England, wo kein Ort weiter als zwanzig Meilen von der See entfernt liegt, wo also der Wasserweg die Entfernungen außerordentlich verkürzt, war es unvergleichlich leichter, eine zentrale Gewalt zu errichten.

China, dessen Bevölkerung im Süden und Norden, Osten und Westen solche Gegensätze aufweist, daß man von verschiedenen chinesischen Nationen sprechen hört, wird revolutioniert durch die Eisenbahnen, die die verschiedenen Gebiete einander näher bringen; die Bahnen sind eins der wichtigsten Mittel, China staatlich und national zu konsolidieren. So sind auch in Indien die Bahnen ein Mittel gewesen, einerseits die staatliche Macht der englischen Herrschaft zu konsolidieren, andererseits aber eine neue Entwicklung in dem nationalen Leben des Volkes zu fördern. Der Begriff Indiens als einer geographischen und einer politischen Einheit, ist englischen Ursprungs, ist den Indern von ihren fremden Herren gegeben worden. Und zuerst im unbewußten, jetzt aber schon im bewußten Gegensatz zu der englischen Fremdherrschaft, erweckt durch die Berührungen und die Einflüsse der europäischen Zivilisation, sind die ersten Anfänge eines gemeinsamen indischen Nationalbewußtseins entstanden.

Der moderne Agitator für die indische Nationalidee ist ein englisches Produkt. Er stammt aus den Schulen und Universitäten, die die Engländer dem Lande gegeben haben. England hat die Inder wirtschaftlich und geistig erzogen wie Preußen seine Polen; ein unwillkommenes Ergebnis der gesteigerten Kultur ist das Erwachen des Nationalgefühls. Die gebildete, oder vielleicht richtiger, die halbgebildete Klasse, die die Agitatoren liefert, ist ganz besonders in Bengalen stark vertreten. Es sind die Hindus, ein Menschenschlag, der keine kriegerischen Eigenschaften besitzt, aber eine leichte Auffassung, geistige Beweglichkeit und eine große Redegewandtheit. Die Hindus, die durch Schule und Universität gehen,

sind fast sämtlich armer Leute Kinder, und suchen eine Anstellung im Staatsdienst oder gehen zur Advokatur. Als Advokaten und ebenso als Richter werden sie gerühmt; in nicht seltenen Fällen soll der eingeborene Richter den Vorzug vor dem englischen verdienen. In der Verwaltung eignen sie sich nur für den subalternen Dienst; es fehlt ihnen zu sehr an der Zuverlässigkeit und Festigkeit des Charakters, als daß man sie auf verantwortliche Posten stellen möchte. Es ist interessant, daß die bengalischen Mohammedaner, die derselben Rasse angehören — denn sie sind Hindus, die zum Islam bekehrt sind — jene Charaktereigenschaften in erheblich höherem Grade besitzen; augenscheinlich ein Beweis für die erzieherische Kraft des Islam. Jene bengalischen Babus — d. h. eben die Hindus mit besserer Schulbildung — sind zum guten Teil ein gebildetes Proletariat. Es sind mehr Anwärter vorhanden als Ämter, und die, die das Studium nicht vollendet haben oder durch das Examen gefallen sind, vermehren die Zahl der Beschäftigungslosen. Aus diesen rekrutieren sich die Agitatoren und, was zum Teile dasselbe heißt, die Journalisten. Ihre Bildung ist eine gelehrte Bildung und keine technische, die zu praktischen Berufen führen könnte. Sie bilden sich an Shakespeare und Milton, an Stuart Mill und Herbert Spencer; und es ist deutlich, daß eine solche Bildung den Sohn eines indischen Bauern der praktischen Welt seiner Heimat weit mehr entfremden muß, als einen jungen Engländer. Ohnehin besitzt der Hindu, namentlich in Bengalen, wenig geschäftsmännisches Talent, so daß diese Art von Schulbildung doppelt ungeeignet für ihn ist.

Presse und Versammlungen sind in Indien, wie in Europa, die Hauptmittel für die politische Agitation. Die indischen Zeitungen, von denen viele in den eingeborenen Sprachen, einige auch englisch erscheinen, sind im wesentlichen ein Erzeugnis der letzten 20—30 Jahre. Das Preß- und Versammlungsrecht ist liberal, und die Agitation weiß das auszunutzen. Neben der Presse und den Versammlungen ist der „Nationale Kongreß" zu nennen. Der Nationale Kongreß gebart sich als das indische Parlament. Aber es ist ein privates Parlament, das nicht anerkannt ist und keinen staatsrechtlichen Status besitzt. Die Inder sind nicht absolut ohne jeden Einfluß auf die Gesetzgebung. Es gibt Legislative Councils, in denen die Eingeborenen eine allerdings bescheidene Vertretung haben. Aber es gibt kein Legislative Council für ganz Indien, sondern es sind Provinzialräte, Notabelnversammlungen, deren Mitglieder nicht von dem Volke gewählt, sondern von der Regierung ernannt werden. In diesen Legislative Councils, die nur aus ziemlich wenigen

Personen bestehen, wird gesetzgeberisch gearbeitet; auf dem Nationalen Kongreß werden schöne Reden gehalten. Seinem ganzen Gebaren nach hat der Kongreß durchaus den Charakter eines Parlaments; nach seinem politischen Bildungsniveau und auch nach seiner Beredsamkeit kann man ihn vielleicht am besten mit einem südamerikanischen Parlament vergleichen. Auch Parteien haben sich bereits gebildet, eine radikale und eine gemäßigte. Der erste Kongreß tagte im Jahre 1885. Ursprünglich sollte er eine Vertretung der gebildeten Klassen aller Rassen, Religionen und Gebiete Indiens sein, die die politischen Bedürfnisse des Landes beraten sollte. Aber die Mohammedaner zogen sich im letzen Augenblick zurück, und tatsächlich ist der „Nationale Kongreß", trotz seines Namens, eine bloße Vertretung der Hindus, und zwar nur der gebildeten Hindus.

Es sind Mitglieder des Nationalen Kongresses, die überall hinter den Agitatoren stehen. Sie sind die einflußreichen Drahtzieher. Über die Agitatoren selbst ist in der Tagespresse ausführlich berichtet worden. Ihr Ziel ist: Homerule für Indien. Die Gemäßigten wollen, daß Indien, auch wenn das Land volles Selfgovernment erreicht hat, im Verbande des britischen Reiches bleiben solle; die Radikalen wollen es von der britischen Herrschaft losreißen. „Eine gute Regierung kann niemals ein Ersatz für eine Regierung durch das Volk selbst sein," hatte Sir Henry Campbell-Bannerman erklärt. Er sagte es im Hinblick auf Rußland; die Indier führen dieses Epigramm zur Rechtfertigung ihrer eigenen Agitation an. Diese Methoden der Agitation richten sich nach dem Bildungsstande des Volks. Im Pendschab wurde die Nachricht verbreitet und fand in weiten Kreisen Glauben, daß die Engländer die Brunnen vergiftet hätten. Gegen Ausschreitungen dieser Art greift die Regierung energisch ein; derartige Aufrührer sind zum Exil in eine andere Provinz oder auch mit Gefängnis und mit Zwangsarbeit bestraft worden. Für die ideologischen englischen Liberalen war das eine bittere Pille; aber der radikale Philosoph und Geschichtsschreiber, der an der Spitze des indischen Amts steht, John Morley, blieb fest, und die Liberalen bewiesen genug politisches Verständnis und Parteidisziplin, der Regierung in dieser heiklen Frage keine Verlegenheit zu bereiten.

Dem Ursprunge nach ist die indische Bewegung eine Bewegung der bengalischen Babus. Aber sie ergriff allmählich auch einen Teil der ungebildeten Klassen und dehnte sich auf andere Gebiete aus. Recht bedeutend war sie im Pendschab, sie schlug nach dem Süden und sogar in das Gebiet der kleinen französischen Besitzungen hinüber. Es ist sehr wahrscheinlich, daß vier Fünftel der Bevölkerung, vielleicht eine noch

größere Zahl, von der Bewegung völlig unberührt geblieben ist. Hier und da hat es zu allen Zeiten in Indien Unruhen gegeben. Immerhin ist die Gefahr vorhanden, daß alle solche Unruhen, aus welchen Ursachen sie immer entstanden sein mögen, allmählich in diese eine große Bewegung einmünden. Einen außerordentlichen Agitationsstoff gab die administrative Teilung von Bengalen in zwei Provinzen ab. Ein zweites Moment war der Rücktritt eines hohen Beamten. Im Pendschab, wo durch künstliche Bewässerung ein großes Kolonisationsgebiet der landwirtschaftlichen Nutzung gewonnen ist, gab eine Neuregelung des Besitzrechts den Anlaß zur Unzufriedenheit. In Bombay leiden die reich gewordenen Parsis an gesellschaftlicher Eifersucht. Während Kalkutta auch im Handel und Industrie eine englische Stadt ist, spielen in dem wirtschaftlichen Leben Bombays die Parsis eine führende Rolle. Diese ziemlich kleine Sekte persischer Feueranbeter, die in Indien einwanderte, als Persien dem Islam anheimfiel, hat sich in den letzten Generationen zu einer wirtschaftlichen Macht emporgearbeitet, die in gar keinem Verhältnis zu ihrer Zahl steht. Ihnen gehören in Bombay die schönsten Häuser und die Fabriken, die die höchsten Dividenden zahlen; sie drängen wirtschaftlich die Engländer zurück; sie sehen mit einer gewissen Verachtung auf den Verwaltungsbeamten, den Offizier, die so viel ärmer sind als sie selbst, und vor allem auf den englischen Handlungsgehilfen herab; aber die englische Gesellschaft, die Klubs, bleiben ihnen verschlossen. Kommen sie nach London, so spielen sie kraft ihres Reichtums im Westend eine gesellschaftliche Rolle; in ihrer Heimat sind sie simple „Eingeborene", die nicht mitzählen. Wäre der Rassenunterschied nicht, so repräsentierten sie nur einen tiers état, der mehr noch nach gesellschaftlicher Anerkennung als nach politischen Rechten strebte. Sie selbst, englisch erzogen, in Lebensanschauung, Lebenshaltung und Gewohnheiten anglisiert, würden nur zu gern in dem Engländertum aufgehen. Sie selbst sind entnationalisiert, sie fühlen sich kaum noch als Parsis; allein die Rezeption im Engländertum wird ihnen verwehrt, und durch diesen Gegensatz zur herrschenden Rasse beginnen sie sich als Indier schlechthin zu fühlen.

Die Parsis sind freilich nur eine kleine Gemeinde, vielleicht 40000. Die Hindus zählen 200, die Mohammedaner gegen 62 Millionen. Von der großen Menge dieser kann man keineswegs sagen, daß sie sich bereits in einen Prozeß der Entnationalisierung befinden. Sie sind erst zehnmal Hindus und Mohammedaner, ehe sie daran dächten, Indier zu sein. Auch die Babus halten an dem Kastenwesen, und an den eigentümlichen Sitten ihrer Rasse und Religion, wie z. B. den Kinderheiraten, fest. Die

Mohammedaner ihrerseits beginnen sich eben erst zu regen, und die mohammedanische Bewegung in Indien ist keine allgemein indische, sondern eine spezifisch islamitische, die aus dem Gegensatze zu den Hindus entstanden ist. Sie ist in diesem ersten Anfangsstadium eine Schul- und Bildungsbewegung. Die Hindus sind ihnen damit um zwanzig Jahre voraus, mit dem Erfolge, daß neunzig Prozent der Staatsstellungen, die mit Eingeborenen besetzt werden, auf die Hindus kommen. Die Mohammedaner wollen sich nun ebenfalls den liberalen Berufen zuwenden und darin den Hindus Konkurrenz machen; sie haben das Gefühl, überholt zu werden, und seit einem Jahre ist die mohammedanische Bildungs- und Reformbewegung, die sich mit ihrer religiösen Orthodoxie vereinigen läßt, im vollen Gange. Die Engländer unterstützen sie; einmal weil sie darin ein nützliches Gegengewicht gegen die Hindu-Bewegung erblicken, und ferner, weil ihnen der Mohammedaner mit seinem solideren, intellektuell weniger beweglichen, dafür aber verläßlicheren Wesen sympathischer ist als der Hindu. Zudem kommt dem mohammedanischen Element, wenn es auch nur den fünften Teil der gesamten Bevölkerung ausmacht, eine größere Bedeutung zu, als ihre Zahl annehmen ließe. Sie sind aus härterem Stoff geformt als die Hindus; sie sind das Kriegervolk Indiens, sie haben bis heute nicht vergessen, daß ihr Schwert einst Indien regiert hat, und sie stellen noch immer den Engländern die besten Soldaten. Und die Mohammedaner sind bisher loyalere Untertanen gewesen als die Hindus. Ob sie das bleiben werden, wenn die neue Bildungsbewegung Früchte trägt?

Zu der Umbildung der indischen Verhältnisse hat nicht wenig die beginnende Industrialisierung des Landes beigetragen. Zwar ist der weitaus größte Teil der Bevölkerung, etwa 90 Prozent, noch immer in der Landwirtschaft tätig; und auch die Handwerker in den Dörfern, die ihre Jahrhunderte alten Gewerbe oft noch in der primitiven Art der Urväter betreiben, gehören im Grunde zu der landwirtschaftlichen — im Gegensatz zu der modernen industriellen Bevölkerung. Aber die Industrie vermehrt sich; von Ostasien bis nach Lancashire ist die Ausdehnung der indischen Baumwollindustrie fühlbar. Daß das moderne Fabriksystem auf die bisherigen sozialen und politischen Verhältnisse zersetzend und umbildend wirken muß, darf man aus der Entwicklung nicht nur Europas, sondern auch Japans schließen, wenn es auch heute noch zu früh wäre, diese Wirkungen in eine Formel zu bringen. Die politischen Folgen der Industrialisierung, die sich bisher am meisten bemerklich gemacht haben, liegen nicht auf dem Gebiet des inneren indischen Lebens, sondern in den wirtschaftlichen Beziehungen Indiens zum Auslande. Es

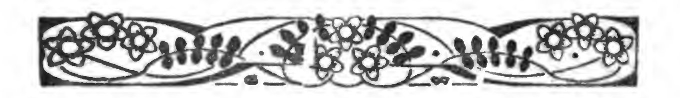
ist die Swadeschi-Bewegung. Man hat diese Bewegung als einen Boykott englischer Waren bezeichnet und sie auf wesentlich politische Motive zurückgeführt. Das trifft doch nicht unbedingt zu. Es ist einfach eine Reaktion auf den Wettbewerb des Auslandes, auf die Konkurrenz, die die Wareneinfuhr der heimischen Produktion macht. Länder mit einer nationalen Regierung antworten darauf mit Schutzzöllen. Die indische Regierung, die im Interesse von Lancashire eine freihändlerische Politik verfolgt, wendet dies Mittel nicht an; die Regierung ist vom indischen Standpunkt in der Tat ein Agent des Auslandes, d. h. Englands. Da hat denn die Bevölkerung, im Gegensatze zu der fremden Regierung, die Sache selbst in die Hand genommen; da der Staat keine „nationale" Handelspolitik treibt, so treibt die Bevölkerung eine private „nationale" Handelspolitik. Es sollen keine englischen Baumwollzeuge, keine Brüsseler Teppiche, keine deutschen Tonwaren, keine französischen Parfüms gekauft werden. Indien stellt alles, was Indien braucht, besser und billiger her: also sollen die Inder indische Waren kaufen und keine europäischen oder amerikanischen. Indien für die Inder — wirtschaftlich wie politisch. Natürlich geht die Agitation für diese nationale Handelspolitik wiederum von den politischen Agitatoren aus; die Babus von Bengalen sind ihre Väter, aber auch die brahmanische Geistlichkeit hat die Lehre aufgenommen, und in den Tempeln wird die Agitation nicht minder unter das Volk getragen wie durch die Presse und die Versammlungen. In Deutschland gibt es ein bekanntes Inserat: „Deutscher, schreib mit deutschen Federn"; in England agitierten die Tarifreformliga und zahlreiche Vertreter privater Interessen dafür, nur englische und koloniale Erzeugnisse zu kaufen; dasselbe erstrebt für Indien die Swadeschi-Bewegung. Neuerdings freilich ist auch sie sehr stark mit der politischen Bewegung verquickt und von ihr in Vorspann genommen worden.

Ferner haben ohne Zweifel die Ereignisse der auswärtigen Politik die Agitation in Indien sehr stark gefördert. Schon während des Burenkrieges wurde sie lebhafter. Die Gewährung des Selfgovernments an die Transvaal- und die Oranjekolonie haben das Selbstbewußtsein der Hindus besonders geschwellt. Die Buren, sagen sie, sind geschlagen worden und haben trotzdem Homerule erhalten; kann ein indischer Aufstand mit unglücklichem Ausgange nicht dieselben Folgen haben? Der Rassenunterschied zwischen Buren und Indern wird übersehen. Noch stärker haben die japanischen Kriege gewirkt. Hier sind Europäer von Asiaten niedergeworfen worden! Was kümmert es die Babus, daß die Russen keine Engländer, die Hindus keine Japaner sind? Es ist kein

Zufall, daß die Swadeschi-Bewegung fast unmittelbar nach dem Frieden von Portsmouth ausbrach. Eine panasiatische Stimmung kam über Indien, und wenn sie natürlich auch nicht von Dauer blieb, so mußte sie doch die panindischen Tendenzen, so weit diese eben vorhanden waren, stärken.

Zurzeit ist Indien von einem panindischen Solidaritätsgefühl noch außerordentlich weit entfernt. Diese 300 Millionen bilden keine nationale Einheit. Auch unter den Agitatoren sehen einige dies ein; einige von ihnen haben bereits den Mohammedanern die Rolle der Führer und künftigen Herrscher versprochen, wenn sie sich der antibritischen Bewegung anschließen wollten. Ein mohammedanischer Fürst in Indien wurde von einem Engländer gefragt: „Was glaubst Du, wird geschehen, Maharaja, wenn wir morgen Indien verlassen?“ Der Fürst antwortete: „Wenn Ihr morgen Indien verlaßt, werden übermorgen meine Leute (die Mohammedaner) in Kalkutta sein, und drei Wochen nachher wird es in ganz Nieder-Bengalen keine Jungfrau und keine Rupie mehr geben.“ Also Bürgerkrieg und Bankerott! England wird aber Indien freiwillig nie aufgeben, und ob ein indischer Aufstand sie in absehbarer Zeit vertreiben könnte, ist mehr als fraglich. Welche wirtschaftlichen Folgen ein indischer Aufstand für alle die Länder haben würde, die nicht nur mit Indien, sondern auch mit England in engen Handelsbeziehungen stehen, ist nicht zu ermessen; es muß aber darauf hingewiesen werden, daß ein Aufstand in Indien die Kaufkraft Englands bedeutend schwächen, also auch die Ausfuhr z. B. Deutschlands nach England, wesentlich beeinträchtigen würde. Indessen ist die Stellung Englands in Indien militärisch stark genug, um einen gehörigen Stoß aushalten zu können. So lange die Masse der indischen Bauern, die auch 1857 ruhig blieben, nicht revolutionär werden, ist die Herrschaft Englands gesichert. Nun herrscht allerdings in mehreren Provinzen Unzufriedenheit auf dem Lande, und sie ist nicht grundlos. Der eine wichtige Grund ist die Kreditfrage, die Auswucherung der Bauern durch die Geldleiher; ein zweiter ist, daß die Grundsteuer zu stabil ist und sich nicht der größeren oder geringeren Ergiebigkeit der Ernte anpaßt. Eine kluge und gerecht durchgeführte Agrarpolitik würde zur Sicherung der Stellung Englands in Indien wesentlich beitragen.





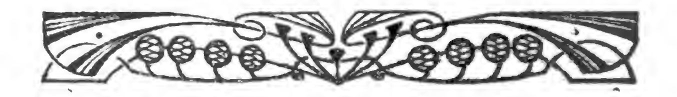
Psychologie der Volksdichtung.

Von

Alfred Biese.

Im vergangenen Jahre ist ein Buch von Dr. Otto Böckel über „Psychologie der Volksdichtung" bei Teubner in Leipzig (432 S., geb. 7 Mk.) erschienen, das jedem Freunde der Volkspoesie aufs wärmste empfohlen werden kann. Man spürt dem Werke an, daß sein Gegenstand eine Jugendliebe des Verfassers ist, die unvergessen ihn durch sein Leben geleitete, und zu der ihn heißes Gedenken immer wieder zurückkehren ließ. So ist es ein Lebenswerk geworden, das aus bescheidenen Anfängen, dem Büchlein „Deutsche Volkslieder aus Oberhessen" (1885), erwachsen ist. Es ist ein wackeres, schönes, inhaltreiches Buch, das einen herrlichen Gegenstand mit großer Liebe und Hingebung behandelt. Uns von moderner Hast und Unrast umgetriebenen Kulturmenschen ist ja doch das Volkslied wie ein Quell im Waldesschatten, aus dem wir halb verdurstend schlürfen. Hören wir solch Volkslied in der Mondnacht über den Rhein hin schallen, so ist es uns wohl, als ob die ganze Romantik vergangener Zeiten wieder lebendig würde, und es zieht uns unwiderstehlich in seinen wundersamen Bann. Je mehr wir uns eben von der Natur und Natürlichkeit, von Unverfälschtheit und Ursprünglichkeit in Leben und Sitte entfernen, desto größer wird die Sehnsucht nach dem „verlorenen Paradiese"; und wir suchen wenigstens in der Forschung noch festzuhalten, was zu retten ist. So ist die Folklore zur Wissenschaft geworden, und unübersehbar dehnt sich die Literatur über die Poesie der Naturvölker, über Werden und Wandern von Volksliedmotiven, über das Ewig-Menschliche, das an den verschiedensten Orten, zu den verschiedensten Zeiten, unabhängig voneinander, im selben Geiste, nur in verschiedenen Formen zum Ausdruck gelangt.

Der vielbelesene, in der weitverzweigten Literatur wohlbewanderte Verfasser führt uns durch die mannigfachen Probleme, durch die mannigfachen Arten und Stoffe des Volksgesanges in aller Welt, durch seine mannigfachen Stimmungen den übrigen Menschen, der Natur und den Tieren gegenüber, durch Liebe und Hochzeit, Werben und Abschied, durch Sage und Geschichte, Krieg und Feldgeschrei, Optimismus, Humor und Spott mit geschickter Hand hindurch. Dem Verfasser ist es nicht bloß um Nachweise von Tatsachen, um eine Häufung von Belegen zu tun, sondern er sucht in die Seele der Volksdichtung hineinzudringen; ihm ist es heilige Gewißheit, daß im Volksliede weit Bedeutenderes liegt, als die Kulturmenschheit ahnt. Wer tiefer furcht, sagt er, der wird in der Volksdichtung unendlich mehr finden als ästhetische oder philosophische Ergebnisse; er wird erkennen, daß die das Herz ausdehnende, das Gemüt erweiternde und anregende Wirkung des Volksgesanges das Vorhandensein gewaltigerer Kräfte voraussetzt, als es die Text- oder Musikkritik sich träumen läßt. So wandelt er denn in seinem trefflichen Buche auf den Bahnen Uhlands, der, in seiner „Abhandlung über die Volkslieder" (Bd. III der Schriften), aus den Volksliedern „eine waldesduftige seelenvolle Weltanschauung zu gewinnen trachtete." Drum mahnt er mit begeisterungsvollem Nachdruck: Laßt uns wieder Volkslieder singen! Das heißt so viel als: Laßt uns wieder gesund werden an Körper und Seele!



Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

20. August 1907.

Zwei Ereignisse von größerer Bedeutung sind zu verzeichnen. Die Zusammenkunft Kaiser Wilhelms erst mit dem Zaren, dann mit König Eduard VII., und die Unruhen in Casablanca, die zum Einschreiten der Franzosen und Spanier und zu den weiteren sich daran knüpfenden Fährlichkeiten geführt haben.

Die Monarchenzusammenkünfte können als Beweis dienen, daß die aufgebauschten Gerüchte von der geplanten diplomatisch-militärischen Umzingelung Deutschlands in ihrem Fundament falsch sind. Besteht das russisch-französische Bündnis gleich fort, so hat es nicht nur infolge der Wandlung, welche der japanische Krieg brachte, jeden für Deutschland bedrohlichen Charakter verloren. Das persönlich freundschaftliche Verhältnis zwischen unserem Kaiser und dem Kaiser von Rußland ist, wie unzweifelhaft feststeht, gerade während der Jahre der Krisis immer inniger geworden und es kann heute als auf unbedingtes Vertrauen gegründet bezeichnet werden. Es ist ganz undenkbar, daß die russische Politik sich einer deutsch-feindlichen Kombination anschließen sollte, während andererseits sicher ist, daß nach wie vor die deutschen Interessen mit den russischen an keiner Stelle kollidieren. Rußland braucht heute vor allem Frieden, um seine inneren Angelegenheiten zu ordnen, vor deren Bedeutung jede andere Frage zurücktritt, und deshalb ist ihm die deutsche Freundschaft von größter praktischer Wichtigkeit. Die deutsche Brücke aber führt zu Österreich-Ungarn und zu Italien hinüber, von denen namentlich ersteres in der Orientfrage jetzt volle 10 Jahre hindurch mit Rußland an einem Strang zieht. Gewiß darf auch angenommen werden, daß die sichtliche Besserung, die in den deutsch-französischen Beziehungen sich anbahnt, durch die Haltung Rußlands weiter gefördert wird. Die Kombination dieser Tatsachen erläutert die politische Tragweite der Zusammenkunft in Wilhelmshöhe, die, wie wir schon in unserer letzten Monatsschau annahmen, als die Voraussetzung des Besuchs Kaiser Wilhelms in England betrachtet werden muß. Es ist in den letzten 12 Monaten in der Presse so viel über die persönliche Gegnerschaft des Königs gegen Deutschland geschrieben worden, daß er im Licht dieser Darstellungen geradezu als der böse Geist erschien, dessen Hand überall gesucht wurde, wo uns Schwierigkeiten entgegentraten. Gefördert wurde diese um sich greifende Vorstellung durch die Haltung von englischen Zeitschriften, wie die „National Review“, die, um ein Beispiel anzuführen, sich in ihrer August-

nummer die folgenden Ausführungen leistet: „Engländer und Franzosen müßten Toujours en vedette bleiben, wenn sie den Frieden und die Freiheit Europas erhalten wollen. Trennen sich England und Frankreich, so wird nichts mehr Deutschland verhindern, den Kontinent zu absorbieren. Das ist das ABC und XYZ der europäischen Lage. Deutschlands verzweifeltes Bemühen, einen Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Japan herbeizuführen, ist ein neuer Faktor der Weltpolitik, ganz wie Deutschland den Krieg zwischen Rußland und Japan anstiftete." Und an anderer Stelle heißt es: „Es ist leichter, daß der Leopard die Flecken seines Fells und der Äthiopier die Farbe seiner Haut ändert, als daß die deutsche Diplomatie ihre Hauptwaffe, die Intrigue, aufgeben sollte."

Wie solche Verleumdungen und Verhetzungen wirken, hat uns die Spannung gezeigt, in der wir während der letzten Jahre gelebt haben und deren Gründe auch in dieser Zeitschrift mehr als einmal dargelegt worden sind. Wir haben dabei keinen Augenblick an die Rolle geglaubt, die dem Könige zugeschrieben wird, und ebensowenig an feindselige Absichten der englischen Regierung gedacht. Was tatsächlich einen bedrohlichen Charakter zu haben schien, die Konzentration der englischen Flotte im Kanal und in der Nordsee, ist vornehmlich geschehen, um die durch jene systematische Agitation des uns feindseligen Teils der englischen Presse beunruhigte öffentliche Meinung Englands, die an das lächerliche Phantom von der drohenden Invasion Deutschlands zu glauben begann, wieder durch das Bewußtsein genügend vorhandenen Schutzes zu beruhigen. Unsere Leser werden sich erinnern, daß gerade in der „Deutschen Monatsschrift" der Gedanke vertreten wurde, daß eine Stärkung der englischen Wehrkraft durch Einführung der allgemeinen Dienstpflicht als eine erfreuliche, für den Frieden bürgende Maßregel zu begrüßen wäre. Zu dieser radikalen Reform des englischen Kriegswesens hat sich nun freilich die Nation nicht entschließen können, aber es ist offenkundig, daß die Reformen des Kriegsministers Mr. Haldane wesentlich dazu beigetragen haben, die öffentliche Meinung des Landes zur Besinnung zurückzuführen. Und der Besuch der englischen Journalisten in Deutschland und des Lord Mayors in Berlin taten ein übriges, um die Überzeugung zum Durchbruch zu bringen, daß von feindseligen Absichten Deutschlands gegen England keine Rede sein könne, und seither hat in besonderem Anlaß die öffentliche Meinung Englands gegen das Hauptorgan der Deutschenhetze, die „Daily Mail", Partei genommen. Die „Daily Mail" ist eins der Organe, die dem berüchtigten Mr. Harmsworth, alias Lord Northcliffe (von den Gnaden des scheidenden Kabinetts Balfour) zu Dienst stehen. Sie hat, um einer Verleumdungsklage zu entrinnen, die der große Seifenfabrikant Mr. Lever gegen sie angestrengt, sich dazu bequemt, einen Vergleich einzugehen, der Mr. Lever 1 Million Mark Entschädigungsgelder eintrug, und damit scheint das Signal für eine Reihe ähnlicher Klagen gegeben zu sein. Leider gibt es kein Forum, vor dem eine Klage wegen politischer Verleumdung einer auswärtigen Macht angebracht werden kann, Herr Harmsworth-Northcliffe würde sonst einer öffentlichen Brandmarkung seiner Methoden nicht entgehen. Für den Haager Kongreß

hätte es keine würdigere Aufgabe gegeben, als in dieser Sache einen nicht mißverständlichen Spruch abzugeben. Aber vielleicht ist der Tag nicht fern, da das Interesse aller Staaten zu Maßregeln führt, die nach dieser Richtung hin Abhilfe schaffen können, ganz wie wir glauben, daß ein internationales Vorgehen gegen die Pest des Anarchismus nur eine Frage der Zeit sein kann. Anarchismus und Preßbanditentum sind in dem politischen Leben der Gegenwart die meist verderblichen und meist zerstörenden Kräfte, beide Feinde der Menschheit und der Kultur, die keine Schonung verdienen.

Doch wir kehren zu unserem Ausgangspunkt zurück. Die Zusammenkunft in Wilhelmshöhe bringt der Welt den Beweis, daß der ehrliche Wille, über die künstlichen Gegensätze hinweg eine Verständigung zu finden, ohne Zweifel vorhanden ist, und wo der Wille da ist, findet sich auch das Mittel. Wir könnten genau dasselbe von den deutsch-französischen Beziehungen sagen. Auch sie sind künstlich aufgebauscht worden, und auch ihnen tritt der ernste Wille patriotischer Männer auf beiden Seiten der Vogesen mit der Absicht entgegen, unter allen Umständen gute Nachbarschaft zu halten. Man darf wohl hoffen, daß gerade die bedrohliche Entwicklung, welche die marokkanischen Angelegenheiten genommen haben, auch den mißtrauischen Köpfen in Frankreich endlich die Überzeugung beibringen wird, daß der deutschen Politik nichts ferner liegt, als französische Verlegenheiten zur Schädigung Frankreichs auszunutzen. Nichts in der Tat liegt uns ferner, und all die finsteren Pläne die uns seit 1905 zugeschrieben wurden, sind bereits durch die Haltung unserer Politik in den letzten zwei Jahren für jeden Einsichtigen ad absurdum geführt worden. Was aber die Casablancaaffäre betrifft, so liegen die Verhältnisse folgendermaßen. In der Akte der Konvention von Algeciras war eine Organisation der marokkanischen Polizei in den Hafenstädten durch spanische und französische Instruktore vorgesehen worden, und es steht noch in frischer Erinnerung, wie nachdrücklich Frankreich darauf bestand, die anderen am Verkehr in Marokko interessierten Mächte von der Teilnahme gerade an dieser organisatorischen Tätigkeit fernzuhalten. Die französischen Vertreter in Algeciras sahen darin eine Frage, die das Prestige Frankreichs betraf, und so hat man ihnen den Willen gelassen. Aber mit der tatsächlichen Organisation der Hafenpolizei ist es nur langsam vorwärts gegangen, in der Mehrzahl der Häfen ist auch heute noch nicht der Anfang damit gemacht worden. So auch nicht in Casablanca, einem Hafen, der ziemlich genau auf halbem Wege zwischen Tanger und Mogador liegt. Es schließt sich daran ein fruchtbares Hinterland, das von arabischen Stämmen, nicht von Berbern bewohnt wird und einem lebhaften Handel Nahrung bietet. Aber es gehört zu den national und religiös meist erregten Gebieten Marokkos und es ist unzweifelhaft, daß die jüngsten Ereignisse, die Besetzung von Udschda, die Raubpolitik Raisulis, namentlich aber die in Angriff genommenen Eisenbahn- und Hafenbauten und die Vorstellung, daß der Sultan im Grunde der Diener der Fremden sei, diese Erregung mächtig gesteigert haben. Wanderprediger und „Zauberer“, die

sich sogar bis nach Tanger wagten, schürten den Haß gegen die Fremden, so daß die Sorge um eine allgemeine Erhebung antichristlichen, vornehmlich aber antifranzösischen Charakters immer mehr Boden gewann. Es kann nicht genug bedauert werden, daß diesen Tatsachen gegenüber mit der Organisation der Polizeimannschaften nicht rascher und energischer vorgegangen wurde. So lagen die Dinge, als am 1. August acht oder mehr Europäer in Casablanca ermordet wurden: Franzosen, Spanier und Italiener. Zuverlässige Nachrichten über den Hergang konnten bisher nicht erlangt werden, aber es ist wohl sicher, daß eine beabsichtigte Provokation von seiten der Europäer als ausgeschlossen betrachtet werden muß. Man hat es offenbar mit der Entladung einer längst vorhandenen Spannung zu tun. Die französische Regierung ging durchaus korrekt vor. Daß die Morde nicht ungestraft bleiben konnten, lag auf der Hand, ebenso daß Frankreich als die meistgeschädigte und meistengagierte Macht im Verein mit Spanien berufen sei, eine Sühne für die geschehenen Frevel zu erwarten. Minister Pichon trat mit allen übrigen Konferenzmächten in Verbindung, erklärte, daß er sich strikte an das Programm von Algeciras halten werde und rüstete eine Schutz- und Strafexpedition aus, die am 6. August vor Casablanca Anker warf und Mannschaften ans Land schickte. Es heißt nun, daß diese Mannschaften in einen Hinterhalt fielen, den Araber der Umgegend und reguläre marokkanische Truppen ihnen gestellt hatten. Ein Teil der französischen und spanischen Truppen wurde niedergemacht, die anderen bahnten sich mit dem Bajonett einen Weg zum französischen Konsulat, und nun begann von den französischen Kriegsschiffen aus ein furchtbares Bombardement, das nicht nur die Stadt selbst, sondern auch die umliegenden Dörfer zum Ziel nahm. Ein Bericht der „Tribuna" aus Tanger stellt die Lage als höchst gefährlich dar, während die französischen Berichte optimistisch lauten. Wenn diese Zeilen dem Leser zu Gesicht kommen, wird sich das besser beurteilen und auch erkennen lassen, ob, wie gleichfalls von englischer Seite angenommen wird, die Okkupation von Casablanca zu Zuständen führt, wie sie das Bombardement von Alexandria für Ägypten schuf. Im Programm Frankreichs kann das nicht liegen, da es mit der Algecirasakte nicht vereinbar ist. Aber freilich auch das Bombardement marokkanischer Häfen und offener Dörfer ist in der Akte nicht vorgesehen und dennoch approbierte Wirklichkeit geworden. Die reguläre und meist erwünschte Lösung wäre, daß die spanisch-französische Okkupation Casablancas nur so lange dauert, als zur endgültigen Organisation der Polizeitruppen notwendig ist. Ziehen sich danach die Okkupationstruppen zurück und überzeugen sich die Marokkaner durch Erfahrung davon, daß es sich um notwendige Kulturarbeit, nicht um Landraub und Unterjochung handelt, so ist Aussicht vorhanden, daß sich der Sturm legt, der jetzt begonnen hat. Aber er kann auch unerwartete Dimensionen annehmen, wenn, wie immer wahrscheinlicher wird, die Repressalien den Haß steigern und der lokale Aufstand in einen Krieg ausmündet, in welchem Rassenhaß und religiöser Fanatismus, nicht kühle Überlegung die Losung ausgeben.

Die innere französische Krisis, die durch den politischen Streik des Weingutdepartements Südfrankreichs herbeigeführt wurde, beginnt, wenn auch sehr langsam, ihren akuten Charakter zu verlieren. Die französische Regierung ist mit Energie und Klugheit vorgegangen. Die anfänglich drohende Parteinahme der Truppen für die Weinbauern ist durch Versetzung und Verschickung der unzuverlässigen Regimenter und durch den Ersatz an sicheren Truppen, der an die Stelle trat, glücklich gegenstandslos geworden, Marcellin Albert hat sich in den Augen seiner Landsleute selbst kompromittiert, die unbequeme französische Kammer ist in die Ferien gegangen, und so hat Herr Clemenceau alle Möglichkeit, auf seine Weise der Bewegung die Spitze abzubrechen. Er rechnet auf die Ermüdung des übermäßig angespannten südfranzösischen Temperaments und greift zu den ordentlichen Gerichten, wo zweifellose Ungesetzlichkeiten vorliegen. Im übrigen ist er bemüht, allen reuigen Sündern goldene Brücken zu bauen und die Weinfälscher, die die Hauptschuld an der Krisis tragen, mit der rücksichtslosen Schärfe des Gesetzes zu strafen. Das aber ist gewiß der richtige Weg. So läßt sich hoffen, daß die erregten Wogen sich allmählich legen werden.

Mit einer ähnlichen Schwierigkeit hat England in Irland zu kämpfen. Es gärt dort schon lange, und seit die Birrelsche irische Reformbill am Widerspruch der Iren selbst gescheitert ist, nimmt die nationalirische Opposition gegen das englische Regiment immer schärfere Formen an. Das Ziel scheint eine allgemeine Boykottierung alles englischen zu sein, etwa nach den Methoden, die seinerzeit Parnell in Anwendung brachte. Aber seither haben diese Methoden sich vervollkommnet, man ist vorsichtiger und zugleich systematischer geworden, und dazu kommt, daß, während früher der agrarische Charakter der Bewegung fast ganz überwog, heute die Organisationen der Arbeiterschaft mitspielen. König Eduard hat durch seinen Besuch in Dublin den Loyalismus der Bevölkerung neu anregen wollen, aber die Gegenwirkung war zu stark. Jetzt ist es in Belfast erst zu einem Ausstand der Hafenarbeiter und Docker gekommen, der anfänglich durch die erheblich verstärkte Schutzmannschaft niedergehalten wurde. Aber die Lage wurde ungemein bedenklich, als nun auch diese Konstabler zu streiken begannen, so daß die Regierung sich genötigt sah, sie sämtlich aus Belfast zu entfernen und durch andere Polizisten zu ersetzen, deren Zuverlässigkeit ebenfalls nicht über allen Zweifel sicher ist. Auch hat man jetzt nicht weniger als vier Regimenter, darunter ein Regiment Kavallerie, in die Stadt einrücken lassen. Sie strotzt jetzt förmlich von Militär und wenn jetzt die Ruhe wieder hergestellt ist, so geben diese Dinge doch zu denken. Sie lassen sich nicht als das Ende, sondern nur als Anfang einer irischen Krisis betrachten, die aller Wahrscheinlichkeit nach lange ein wunder Punkt bleiben wird. Auch nach anderer Richtung hat das liberabe Kabinett ernste Sorgen. Die englische Arbeiterpartei, die mit den Liberalen alliiert war, stellt sich auf eigene Füße und hält die Zeit für gekommen, als selbständige Macht aufzutreten. Ist damit heute noch nicht das alte Fundament der englischen Verfassung durchbrochen, demzufolge jeder Engländer entweder als Konservativer oder Liberaler

geboren wird, oder, wie man früher sagte, als Tory oder als Whig, so sieht man doch den Tag kommen, da eine dritte Partei, die der Arbeiter, ihre besondere Politik vertreten wird, und das gibt eine Perspektive sehr beunruhigender Möglichkeiten. Man nimmt an, daß die heutige liberale Regierung in spätestens zwei Jahren das Parlament auflösen wird, um sich für die neuen Probleme, die so aufgestiegen sind, ein neues Mandat von der Nation zu holen, wobei sie mit Bestimmtheit auf Behauptung ihrer Majorität rechnet. So absolut sicher ist das aber keineswegs, und es ist nicht unmöglich, daß neben der Arbeiterfrage, dem Problem der Reform des Oberhauses und der irischen Frage noch andere Probleme auftauchen, die auf die Wähler von bestimmendem Einfluß sein können. Ernste auswärtige Schwierigkeiten, die ja zum Glück nicht zu erwarten sind, würden in unerwarteter Weise die Aussichten der jetzt in der Opposition schmollenden Konservativen steigern, obgleich der Staatssekretär Sir Edward Grey im wesentlichen in den Fußtapfen Lord Lansdownes weiterschreitet.

Nicht ganz unbedenklich ist die Lage auf der Balkanhalbinsel. Das alte makedonische Wespennest wird von immer neuen einander mit blutigem Haß verfolgenden Banden umschwärmt. Bulgaren, Serben, Griechen und zwischen ihnen, die einen wie die anderen bekämpfend, die türkischen Truppen — das ist das sich immer gleich bleibende und doch kaleidoskopisch sich wandelnde Bild der dortigen Zustände. Neuerdings sind auch Schwierigkeiten zwischen Türken und Persern zum Ausbruch gekommen, bei denen, wie es scheint, England für die Perser einzutreten geneigt ist. Auch in Arabien steht die Pforte einer aufständigen Bewegung gegenüber, so daß auch im nahen Orient der Zündstoff nicht fehlt. Aber freilich, so ist es seit bald einem Menschenalter immer gewesen, ohne daß die kleinen Flammen sich zu einem großen Feuer verbunden hätten.

In Rußland wird seit Auflösung der Duma mit großer Energie an der Aufspürung der terroristischen Organisationen gearbeitet, und es ist in der Tat gelungen, eine ganze Reihe solcher Nester auszuheben. Erst kürzlich wurden in Odessa nicht weniger als vier Bombenfabriken entdeckt, und die Herren und Damen, die sich dieser interessanten Industrie widmen, auch glücklich zum großen Teil festgenommen. Solche Funde und Entdeckungen sind aber an zahllosen Orten gemacht und die sich wiederholenden Dynamit- und Revolverattentate beweisen, daß dieser terroristischen Hydra die Köpfe nach wie vor wieder wachsen. Dabei dauert trotz der guten Ernte die agrarische Bewegung mit ihren Brandstiftungen, Steuerverweigerungen, ihrem Ungehorsam und ihrer Selbsthilfe fort. Aus Asien aber beginnen langsam die Bubonenpest und die Cholera über die Grenzen des europäischen Rußland zu rücken. Zunächst steht ihnen die Bevölkerung noch apathisch gegenüber, aber was wird geschehen, wenn sie den Charakter einer Epidemie annehmen? Merkwürdig still und teilnahmlos gehen die Wahlen zur dritten Duma vor sich. Nur in den Zeitungen hadern die Parteiführer. Die Wahlagitation ist kaum bemerkbar und die Beteiligung wird offenbar sehr viel geringer sein als der Zahl der Wahlberechtigten entspräche. Auch zeigt sich jetzt, daß der neue Wahlmodus das Ziel nicht trifft,

das er erreichen wollte. So wurde z. B. die Gesamtzahl der polnischen Vertreter aus dem Königreich Polen auf 14 herabgesetzt und darüber wurde anfänglich viel Lärm gemacht. Wahrscheinlich aber werden die Polen in der dritten Duma noch stärker vertreten sein als in der zweiten. Der Großgrundbesitz in Wolhynien, Podolien, Kiew, Smolensk, Minsk und Litauen liegt zum größeren Teil in ihren Händen, und da das neue Wahlsystem den Großgrundbesitz begünstigt, müssen sie davon den Vorteil ziehen. Gewiß ein merkwürdiger politischer Rechnungsfehler.

Von den amerikanisch-japanischen Differenzen ist es ziemlich still geworden. Dagegen steht nunmehr doch fest, daß die amerikanische Kriegsflotte in den großen Ozean verlegt wird und daß Japan keinerlei Widerspruch dagegen erhebt. Wie sollte es auch einen solchen Widerspruch völkerrechtlich begründen? Amerika hat eine längere Küstenstrecke am großen Ozean als Japan zu verteidigen und offenbar ist die große Republik nicht geneigt, diese Gewässer für eine japanische See erklären zu lassen. Es kommen aber noch die gewichtigen Interessen hinzu, die Amerika am chinesischen Handel und überhaupt an guten Beziehungen zu China hat. Trotz seines Bekenntnisses zum Prinzip der offenen Tür sperrt Japan tatsächlich die Gebiete, in denen es einmal festen Fuß gefaßt, fast völlig vor den fremden Konkurrenten ab. Das einst von der Oberhoheit Chinas „befreite" Korea kann, nachdem der Kaiser von Korea entthront worden ist, und der Schattenkaiser, der ihm folgen durfte, den Vertrag unterzeichnet hat, der die gesamte innere Verwaltung der Kontrolle Japans unterstellt hat, nur noch als eine japanische Provinz angesehen werden, zumal schon vorher die Vertretung Koreas nach außen hin vertragsmäßig in japanische Hände gelegt war. Die Beschwerde, welche der hilflose Kaiser durch einen seiner Verwandten beim Haager Kongreß anzubringen versuchte, hat, statt ihm zu helfen, eben deshalb seinen Sturz zur Folge gehabt.

Mit dem Verlauf des Haager Kongresses hat Deutschland allen Grund, zufrieden zu sein. Unser Vertreter, der Freiherr von Marschall, hat auf ihm, wie allseitig anerkannt wird, eine glänzende Rolle gespielt und der deutschen Politik, die in allen Punkten besonnen zugleich und human auftrat, weite Sympathien erworben. Wenn die „Friedensdemagogen" ihre Rechnung dabei nicht fanden, so gilt das gleiche von den „Kriegsdemagogen", aber die gesunde Vernunft ist zu ihrem Recht gekommen und der falschen Humanität die Maske abgerissen worden. Wenn es zu einer Reform des Seerechts nicht kommt, so hat es jedenfalls nicht an uns gelegen. In Summa aber läßt sich sagen, daß dieser Kongreß an praktisch durchführbaren Beschlüssen fruchtbarer gewesen sein wird als sein Vorgänger und daß er einen wirklichen Fortschritt im Völkerrecht gebracht haben wird. Wir sehen nebenher eine erfreuliche Tatsache darin, daß in den meisten Fragen Frankreich und Deutschland Hand in Hand gehen konnten. Das soll uns ein gutes Omen sein, und wir wollen nicht schließen, ohne nochmals dem Wunsch und der Überzeugung Ausdruck zu geben, daß die marokkanische Frage keine neue Schatten auf unsere gegenseitigen Beziehungen werfen wird.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

16. August 1907.

In der letzten Monatsbetrachtung wurde an dieser Stelle die Bedeutung der Veränderungen in dem Reichsamt des Innern und der preußischen Staatsregierung zu würdigen versucht. In diesen Maßregeln erkannten wir ein Zeichen der festen Entschlossenheit der Regierung, auf der im Dezember 1906 betretenen Bahn zu beharren. Das Gelingen hängt nun natürlich davon ab, wie sich die Parteien zu der vom Fürsten Bülow ausgegebenen Parole stellen. Die parlamentslose Zeit der Sommermonate ist recht eigentlich die Zeit der Vorbereitung neuer Parteikonstellationen und des Aufmarsches für eine neue politische Kampfzeit.

Es ist nun einmal nicht wegzuleugnen, daß Fürst Bülow mit seiner „Blockpolitik", an der jeder politische ABC-Schütze mit geringen Unkosten seinen Witz zu üben suchte, die gesunde Logik auf seiner Seite hatte. Wer einstmals den Reichskanzler so bitter getadelt hat, daß er mit dem Zentrum regierte, der muß das Seinige dazu tun, daß das künftig nicht wieder zu geschehen braucht. Dazu war bei den letzten Reichstagswahlen Gelegenheit gegeben, aber es glückte nicht, das Zentrum aus dem Sattel zu heben. Immerhin war das Zentrum in seiner Machtstellung dadurch geschwächt, daß es nicht mehr mit der Sozialdemokratie die Mehrheit bilden konnte. Darum gibt es allerdings eine Möglichkeit, das Zentrum auszuschalten, aber sie besteht nur darin, daß Konservative und Liberale zusammengehen. Wer also die Regierung wegen ihres Zusammengehens mit dem Zentrum getadelt hat, der muß jetzt, wenn er konsequent sein will, Blockpolitik treiben.

Das wird jetzt auch von der Mehrzahl der Konservativen und Liberalen eingesehen. Denn wir sind glücklicherweise dahin gekommen, daß die Mehrheit dieser Parteien „national" denkt und empfindet, d. h. ihre Vorstellungen und Empfindungen von den Bedürfnissen des deutschen Volkes nach bestem Wissen aus seiner natürlichen Eigenart ableitet und durch den Zweck der Behauptung dieser Eigenart und einer würdigen Stellung unter andern Völkern bestimmen läßt. Nationales Empfinden schließt aber die Anschauungen aus, in denen sich das eigentliche Wesen des Zentrums sowohl als der Sozialdemokratie kundgibt. Man kann anerkennen, daß die einzelnen Angehörigen dieser antinationalen Parteien zum Teil gute Patrioten in ihrer Art sind, vor allem viele ehrliche Leute, die sich als Katholiken dem Zentrum verpflichtet glauben, und ebenso die

vielen, die teils als Arbeiter um der Interessensolidarität willen, teils als unklare Schwärmer für soziale Gerechtigkeit in der Sozialdemokratie ihr Ideal finden. Man kann insbesondere beim Zentrum weiter anerkennen, daß seine parlamentarische Vertretung bei vielen gesetzgeberischen Arbeiten, an denen sie mitgewirkt hat, dem Vaterlande gute Dienste geleistet hat. Aber die Ideen, auf denen sich die Macht dieser Parteien aufbaut, sind dem deutschen Volksgeist feindlich gesinnt; sie würden ihn, falls sie zur Herrschaft gelangten, verderben und zerstören. So lange sie in die Minderheit gedrängt sind, dürfen wir hoffen, daß die nationale Entwicklung gute Fortschritte machen wird. Die Notwendigkeit, daran zu arbeiten, ist in konservativen und liberalen Kreisen gleich klar erkannt und wird sich gewiß immer mehr Geltung erkämpfen, so schwierig sich in der Praxis das Zusammengehen von Konservativen und Liberalen auch oft gestalten mag.

Aber auf der rechten wie auf der linken Seite fehlt es natürlich nicht an Leuten, die durch die Eigenart ihrer politischen Denkweise von den Erfordernissen der wahren Lage abgelenkt werden. Die Gewohnheit, nur die Wege zu wandeln, die durch Parteithesen und Schlagworte abgesteckt sind, bei manchen auch die doktrinäre Verliebtheit in bestimmte, theoretisch ausgeklügelte Gedankengänge macht diese Politiker blind gegen die Schädigungen, die von den antinationalen Parteien ausgehen. In dem Bann des Parteilebens erscheint einem Teil der Konservativen das Zentrum lediglich als „katholische" Partei, die ihnen als Partei „gläubiger Christen" näher steht als die liberalen Kampfgenossen, die ihnen durch die Lage aufgedrängt werden. Und in dem gleichen Bann erscheint einem Teil der Liberalen die Sozialdemokratie trotz allem, was vorgefallen, immer noch als eine radikale Arbeiterpartei, die sich der Liberalismus warm halten müsse. Diese Elemente rechts und links, die immer die Neigung haben, aus dem Block auszubrechen, sind nun zugleich nicht die zurückhaltendsten. Im Gegenteil, sie halten sich für die wahren und berufenen Vertreter ihrer Parteigrundsätze, sie schieben sich in den Vordergrund oder werden geschoben. Das muß man wissen, wenn man die Opposition gegen die Blockpolitik richtig einschätzen will. Die Einsicht in die Notwendigkeit des Blocks überwiegt trotz alledem.

Die Parteien wehren freilich nicht allzu heftig den aus ihrem Lager hervortönenden Stimmen, weil sie hoffen von dem ehemaligen Gegner und jetzigen Bundesgenossen im Block möglichst viel herauszuschlagen. Die Konservativen wollen sich von den Liberalen, denen die Regierung Zugeständnisse zugesagt hat, möglichst wenig abhandeln lassen, und die Liberalen wollen den Wählermassen gegenüber recht greifbare Beweise haben, daß es sich bei dem Bündnis mit den Konservativen nicht um Reaktion handelt. Dazu genügt den liberalen Heißspornen nicht die Reihe der Zugeständnisse, die ihnen Fürst Bülow versprochen hat; deshalb haben sie die Frage des preußischen Wahlrechts auf das Tapet gebracht. Man muß es den Herren Friedrich Naumann und Genossen zugestehen, daß dies eines der besten und wirksamsten Mittel war, die Konservativen gründlich vor den Kopf zu stoßen, und das war vielleicht die Absicht.

Dennoch war in diesem Lager die Hoffnung nicht aufgegeben worden, daß es noch gelingen werde, den Liberalismus aus eigner Kraft wieder auf die Höhe zu heben. Woher sonst die weitverbreitete Sehnsucht nach einem liberalen Regiment, für dessen Ausbleiben die meisten allerdings mit dem Übergang zur Sozialdemokratie quittiert hatten? Dem radikalen Liberalismus lag bei dieser Beobachtung der Gedanke nahe, daß die liberalen Parteien viel zu zahm geworden seien, sich mit ihrem rechten Flügel viel zu sehr den Konservativen genähert hätten und daß man nun um so energischer von der rechten Seite abrücken und sich unter sich zusammenschließen müsse. Neu war ja der Gedanke nicht. Die „große liberale Partei" hat immer als Ideal allen liberalen Gruppen vorgeschwebt, aber sie ist um der übergroßen innern Schwierigkeiten willen niemals zu stande gekommen. Jetzt wollte man die Sache auf einem neuen Wege versuchen, nicht durch äußern Zusammenschluß verschiedener politischer Gruppen, sondern durch eine Organisation, die gewissermaßen von innen heraus für die Interessensolidarität des gesamten Liberalismus werben und wirken sollte. Der Gedanke ging von Süddeutschland aus, und es wurde in Heidelberg ein Tag anberaumt, der die Gründung des neuen „Nationalvereins" bringen sollte. Indessen die gehegten Hoffnungen zerrannen eigentlich schon in ihren Anfängen, so daß man von dem neuen Verein kaum zu sprechen braucht, wenn es nicht so charakteristisch wäre, woran dieser Plan gescheitert ist. Es war wieder die Frage, wie sich der Liberalismus zur Sozialdemokratie zu stellen habe, die die verschiedenen Richtungen auseinandertrieb. Für die Nationalliberalen ist es nun ganz und gar unmöglich, sich als Teile eines Blocks zu fühlen, der die gesamte Linke einschließlich der Sozialdemokratie umfaßt. Ist es für das gemäßigt liberale Bürgertum schon grundsätzlich unmöglich, mit der Sozialdemokratie, dieser verkörperten Verneinung aller bürgerlichen Interessen, gemeinsame Sache zu machen, so kommt noch weiter hinzu, daß die Nationalliberalen viel zu klar erkennen, wieviele Nachteile ihnen auch in taktischer Beziehung aus dem Beitritt zu einem solchen Block erwachsen würden. Und was hier von den Nationalliberalen im allgemeinen gesagt worden ist, das gilt auch von einem großen Teil der Freisinnigen, soweit sie einigen realpolitischen Blick haben. Es gehört schon eine starke doktrinäre Verranntheit in bestimmte politische Ideengänge dazu, um zu erwarten, daß das Paktieren mit der Sozialdemokratie dem Liberalismus Wind in seine Segel liefern werde. Ganz unmöglich ist das Kompagniegeschäft von Liberalismus und Sozialdemokratie im Stil von Friedrich Naumann und Theodor Barth — der sich ja einstweilen nach Amerika zurückgezogen hat — für norddeutsche Verhältnisse. Süddeutschland kann dergleichen Experimente eher vertragen, weil — wie hier früher schon gelegentlich ausgeführt wurde — die Sozialdemokratie dort viel weniger ihre revolutionären Prinzipien betont und die demokratische Färbung des süddeutschen Lebens mildernd auf prinzipielle Gegensätze zurückwirkt. Alles in allem wird man aber auch für Süddeutschland von dem neuen Nationalverein nicht viel erwarten dürfen. Man sieht nur aus

der Gründung, wie stark der Liberalismus die Notwendigkeit empfindet, die Zeitverhältnisse für seine Wiedergeburt auszunützen. Die Theoretiker in seinen Reihen erwarten den Erfolg von einer möglichst scharfen Betonung seiner Grundsätze und von einem entsprechenden Abrücken von den Konservativen, die liberalen Realpolitiker aber, deren Zahl doch allmählich zunimmt, erwarten den Erfolg von einer Verständigung mit den Konservativen, und zwar deshalb, weil sie sich ganz richtig sagen, daß jetzt vor allem etwas Praktisches erreicht werden muß und die Gelegenheit, von der Regierung unter Beihilfe der Konservativen maßvolle liberale Zugeständnisse zu erhalten, sobald nicht wiederkehrt.

Vorläufig haben noch die Theoretiker die Oberhand behalten. Das sieht man aus der Aktion, die die Liberalen zur Reform des preußischen Landtagswahlrechts eingeleitet haben. Sie haben sich durch den Eifer Naumanns dazu verleiten lassen, der, obwohl unter den politischen Theoretikern einer der Geistvollsten, doch den Bismarckschen Satz, daß die Politik die Kunst des Erreichbaren ist, noch niemals — wenigstens nicht in der Praxis — gewürdigt hat. Er glaubt offenbar dem Liberalismus die Stimmen der Massen zu gewinnen, wenn er für die Demokratisierung des preußischen Wahlrechts eintritt. Eine geradezu unbegreifliche Täuschung! Aber sie paßt in den Katechismus Naumanns, der den Traum einer Wiedergewinnung der Massen für den bürgerlichen Staat, freilich in der Form der Demokratie, noch nicht ausgeträumt hat.

Die Liberalen sind durch die Agitation für die preußische Wahlrechtsreform in eine schlimme Lage gebracht worden. Ihr Beginnen ist an sich vollkommen aussichtslos, aber das ist noch nicht das Schlimmste. Die einzige Aussicht, überhaupt etwas im Sinne eines liberalen Regiments zu erreichen, liegt für sie in dem Festhalten an der Blockpolitik. Und in demselben Augenblick, wo alles darauf ankommt, das Zusammenhalten des Blocks zu sichern, versuchen sie etwas durchzusetzen, was nur den einzigen Erfolg haben könnte, die Konservativen zu eimen heftigen Widerstande mit allen Mitteln zu reizen. In der Tat ist die einzige Wirkung des liberalen Wahlrechtsfeldzugs bisher die gewesen, daß im konservativen Lager die Stimmen, die beständig gegen die Blockpolitik und gegen auch nur bescheidene Zugeständnisse an den Liberalismus geeifert haben, ein bedeutend stärkeres Gewicht erlangt haben. Würde dieses Gewicht noch stärker und käme es zur Zertrümmerung des Blocks, so würden die allein Leidtragenden die Liberalen sein. Denn vorläufig ist die Sozialdemokratie für sie ein ganz wertloser Bundesgenosse, die Konservativen aber brauchten, wenn es ihnen nur darauf ankäme, die Liberalen an die Wand zu drücken, nur den Finger auszustrecken, um das alte klerikal-konservative Bündnis wieder herzustellen. Dazu würde allerdings, wie in der Presse ganz richtig bemerkt worden ist, ein anderer Reichskanzler gehören, aber der Nachfolger des Fürsten Bülow würde in diesem Falle kein Mann nach dem Herzen der Liberalen sein.

Daß die Zentrumsführer solche Verhältnisse nicht ungenutzt vorübergehen lassen würden, war zu erwarten. Ihr ganzes Bemühen muß ja darauf gerichtet

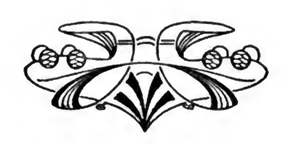
sein, die Reichstagsauflösung vom Dezember 1906 als einen Schlag ins Wasser, als eine unberechtigte und vollkommen zwecklose Aufregung des deutschen Volkes gegen die beste aller Parteien erscheinen zu lassen. Noch mehr aber, die Reichstagsauflösung mußte als ein schwerer Fehler der Regierung hingestellt werden, die ihr getreues Zentrum von sich gestoßen hatte, um sich der unlösbaren Aufgabe zu widmen mit Konservativen und Liberalen zugleich zu regieren. Einen Keil zwischen die Blockparteien zu treiben und die Liberalen der Regierung aufs neue zu entfremden, war nun das Ziel eifrigen Strebens der klerikalen Führer, die dabei durchblicken ließen, daß sie selbst die erlittene Kränkung nicht nachtrugen, sondern unbeirrt durch die Unfreundlichkeit der Regierung sie überall weiter unterstützen würden, wo sie es sachlich für notwendig hielten, — ganz unähnlich den Liberalen, die für den dargebotenen Finger die ganze Hand verlangten und aus Parteiegoismus das sorgfältig eingeleitete Spiel der Regierung durcheinanderwarfen. Diese Zentrumstaktik kam am durchsichtigsten und auffallendsten zum Ausdruck in einer Rheinbacher Versammlungsrede des Abgeordneten Spahn, der neuerdings als der anerkannte Führer des Zentrums bezeichnet wird. Unter scheinbar unbefangener Erörterung der internationalen Lage führte er die Notwendigkeit aus, daß im nächsten Jahr für Heer und Flotte ein Mehraufwand von 65 Millionen erforderlich sei. Welchen Zweck diese Andeutung hatte, die übrigens in einer für die Partei natürlich zunächst unverbindlichen Form erfolgte, ist nach dem soeben Ausgeführten klar, auch warum sie gerade in dem Zeitpunkt geschah, als die Wahlrechtsaktion der Liberalen die Konservativen besonders verstimmt hatte. Politische Zeichendeuter haben geglaubt, Herr Spahn wolle sich der Regierung in freundliche Empfehlung bringen und seine guten Dienste zur Anknüpfung der früheren Beziehungen anbieten. Das ist eine irrtümliche Auffassung; die Politik der Zentrumsleute ist nicht umsonst durch die Schule des Jesuitismus gegangen. Sie stapfen nicht mit Kürassierstiefeln auf dem Kampfplatz umher und winken nicht mit Laternenpfählen. Nein, so plump und ungeschickt verfährt der erfahrene erste Vertrauensmann der Partei nicht. Seine Ausführungen gehen nicht an die Adresse der Regierung, sondern an die der Konservativen. Die bedeuten: „Ihr könnt es ruhig darauf ankommen lassen, daß ihr euch mit den Liberalen verkracht! Im Notfall sind wir bereit, mit euch für die nationalen Forderungen zu stimmen; eine Verantwortung der Regierung gegenüber wegen einer etwaigen Sprengung des Blocks trifft euch also nicht!" So könnte ohne besonderen Aufwand von Mühe, nur durch die Macht der „sachlichen Überzeugungen" — beinahe möchte man sagen: stillschweigend und unmerklich — die alte Mehrheit des aufgelösten Reichstags eines schönen Tages wieder da sein und die Ausschaltung und Abstoßung der Liberalen vollzogen sein. Das bedeutete für die Regierung eine schwere Verlegenheit und ergäbe für den Reichskanzler persönlich eine unhaltbare Lage. Gewiß hat Herr Spahn auch damit gerechnet, daß seine mit der Miene bewilligungsfreudiger Unschuld vorgebrachte Rede bei mißtrauischen Gemütern den Eindruck erwecken konnte, als sei die An-

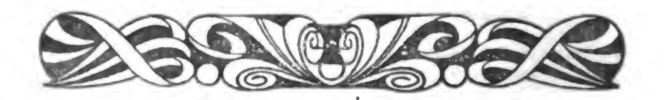
näherung zwischen Zentrum und Regierung bereits vollzogen und die Blockpolitik zum alten Eisen geworfen. Es scheint, als ob wirklich an einzelnen Stellen der Gedanke aufgetaucht ist, daß dem so sei. Diejenigen, die in einer unbegreiflichen Verkennung der Politik des Fürsten Bülow an einen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen dem Auftreten des Abgeordneten Spahn und den Plänen des Reichskanzlers und der Marineverwaltung geglaubt haben, werden sich überzeugen, daß sie einerseits an der Wirklichkeit vorbeigetroffen, andererseits dem Zentrum einen Gefallen getan haben. Denn was kann den Klerikalen größeres Vergnügen machen als die Beobachtung, daß ein hingeworfenes Wort eines ihrer Führer genügt, um das Vertrauen in die Einsicht, Entschlossenheit und Festigkeit der vom Kaiser öffentlich sanktionierten Politik des Reichskanzlers ins Wanken zu bringen. Schon die gewöhnlichsten Klugheitsregeln müßten den nationalen Kreisen gebieten, auf solche Kunststücke der ultramontanen Politik nicht zu reagieren.

Das Zentrum sieht übrigens manchen inneren Schwierigkeiten entgegen, die man gewiß nicht überschätzen soll, die aber auch nicht so leicht und einfach beiseite zu schieben sind, wie es früher öfter zu geschehen pflegte. Der nationale Katholizismus, d. h. die Gesamtheit derjenigen, die sich durch das Bekenntnis des katholischen Glaubens nicht veranlaßt sehen, die vaterländischen Interessen einer herrschsüchtigen Partei zu opfern, die in ihren Zielen immer demokratischer und in ihren Methoden immer demagogischer wird, ist nicht mehr gewillt, blindlings zu gehorchen, wenn die Parteiführung gebietet. Nun hat sich der Vatikan dieser Bewegung gegenüber übel beraten gezeigt. Als dem verstorbenen Professor Schell in Würzburg ein Grabdenkmal gesetzt werden sollte und seine zahlreichen Verehrer und Freunde dafür warben, wurde das Andenken des hochgeschätzten, charaktervollen Gelehrten von einem Wiener Kleriker auf das heftigste verunglimpft, weil bekanntlich verschiedene Schriften von Schell auf den Index gesetzt worden waren. Dieser Angriff erregte peinliches Aufsehen, und auch die führende Zentrumspresse begriff, daß der Bogen nicht überspannt werden dürfe. Man durfte es mit den glaubenstreuen, aber der politischen Bevormundung durch kirchlich intransigente und national unzuverlässige Elemente überdrüssigen Katholiken, die sich in der Person Schells gekränkt fühlten, nicht verderben. Indessen die Kurie stellte sich zur peinlichen Überraschung der Beteiligten auf die Seite des P. Commer, von dem der Angriff ausgegangen war. Durch das Eingreifen des Oberhaupts der katholischen Kirche wurde nun zwar die Bewegung, die eine Revision des Index zu erlangen suchte, in ihren Anfängen gelähmt, wenn nicht erstickt, aber das Bedürfnis, strenger zu unterscheiden zwischen Glaubensfragen und katholischer Kirchenpolitik, hat sich jedenfalls deutlicher geregt als seit langer Zeit, und man merkt, daß den waschechten Ultramontanen, die die Religion rücksichtslos in den Dienst weltlicher Interessen stellen, bei der Sache nicht wohl zu Mute ist. Die gebildete, unabhängige, vaterländisch fühlende katholische Bevölkerung wird schwieriger und stellt ihre Forderungen an ihre politische Vertretung. Das wird natürlich nicht von heute zu morgen einen

erkennbaren Einfluß ausüben, aber die ultramontane Demagogie wird mit der Zeit zu größerer Vorsicht genötigt sein.

Eine bedauerliche Schwankung hat es in der nordschleswigschen Politik gegeben, die aber zum Glück sehr schnell wieder zu dem bewährten Kurs zurückgekehrt ist. Die Ausführung des Optentenvertrages, der Besuch unseres Kaisers in Kopenhagen und das berechtigte Bestreben unserer auswärtigen Politik, mit Dänemark allmählich in immer bessere Beziehungen zu kommen, hatte den gewissenlosen dänischen Agitatoren in den nördlichen Kreisen der Provinz Schleswig-Holstein den Kamm schwellen lassen. Es wäre gut gewesen, wenn gerade in diesem Augenblick bekundet worden wäre, daß bei der gerechten und loyalen Ausführung der Vereinbarungen mit Dänemark durch den preußischen Staat um so entschiedener gefordert werden müsse, daß das aufreizende und friedenstörende Treiben der dänischen Hetzer auf unbestritten preußischem Gebiet aufhöre. Statt dessen hielt der Oberpräsident v. Bülow den gelegentlich versammelten deutschen Landwirten Nordschleswigs eine Rede, die beinahe den Gedanken hervorrufen mußte, als seien die Deutschen die Friedensstörer. Die Rede sollte wohl eine gewisse Unterstützung der deutsch-dänischen Politik sein und mehr als allgemeine Mahnung zum Frieden gelten, sie war also gut gemeint, aber die Gelegenheit war schlecht gewählt, und die Form so unglücklich wie nur möglich, daher stieß sie bei den Deutschen auf entschiedene Ablehnung, bei den Dänen rief sie frechen Hohn hervor. Das verschärfte zwar die Erbitterung der Deutschen, aber es hatte das Gute, daß der Fehler sofort erkannt wurde und der Oberpäsident Garantien gab, daß in unserer Nordmark an einer festen und zielbewußten nationalen Politik festgehalten wird. Hoffentlich wird sie nie wieder verlassen.





Das Deutschtum im Auslande.

Von

Johannes Zemmrich.

IV.

Österreich: Die Reichsratswahlen. Zusammenschluß der deutschen Parteien. Böhmen. Tirol. — Galizien. — Ungarn. — Rußland. — Auswanderung nach Nordamerika. — Südafrika. — Australien. — Auslandsschulen.

Im letzten Berichte wurde auf die österreichischen Reichsratswahlen hingewiesen, ohne daß die Einzelheiten des Wahlergebnisses bereits zur Besprechung kommen konnten. Inzwischen hat sich die vor und unmittelbar nach den Wahlen ziemlich verworrene Lage geklärt, so daß sich jetzt eine Übersicht über die Neugestaltung des Parteiwesens in Österreich gewinnen läßt. Wir haben schon bei den früheren Erörterungen über das neue österreichische Wahlrecht darauf hingewiesen, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht in erster Linie den Klerikalen und Sozialdemokraten zum Vorteil gereichen müßte. Der Ausfall der Wahlen hat diese Ansicht vollkommen bestätigt. Kurz vor den allgemeinen Wahlen veranschlagte der deutsche Landsmannminister Prade, daß von den 233 deutschen Wahlkreisen etwa 100 den Nationalen, 90 den Klerikalen und 40 den Sozialdemokraten zufallen würden. Diese Schätzung ist nicht allzuweit von der Wirklichkeit entfernt geblieben. Nur für die nationalen Parteien hat sich der Wahlausgang etwas ungünstiger gestaltet. Im ganzen sind 86 deutschfreiheitliche Abgeordnete gewählt worden, die beiden klerikalen Parteien haben dagegen 96 Kandidaten und die deutschen Sozialdemokraten 50 durchgebracht, außerdem wurde ein sogenannter Freisozialist gewählt.

Der Eindruck der Hauptwahl war für die Deutschnationalen zunächst niederschmetternd, weil der erste Wahlgang mit einem vollen Sieg der Klerikalen und Sozialdemokraten endigte. Bei der Zerfahrenheit der nationalen Parteien war dies übrigens nicht anders zu erwarten, und wenn man gerade bei uns im Deutschen Reiche ein ganz anderes Wahlergebnis erwartet hatte, so rührt dies daher, daß man hier viel zu wenig mit der vollständig veränderten Grundlage des Wahlrechtes gerechnet hatte. Es hat sich im allgemeinen dasselbe Bild ergeben, wie wir es von den deutschen Reichstagswahlen gewohnt sind, nämlich, daß die extremen Parteien von rechts und links die größte Zahl ihrer Abgeordneten schon im ersten Wahlgang durchbringen, während die Mittelparteien, und das sind in Österreich die nationalen, erst in den Stichwahlen auf ihre Rechnung kommen. Vor diesen fanden noch ausgedehnte Unterhandlungen zwischen den

einzelnen Parteien statt, die in den meisten Fällen dazu führten, daß die deutschfreiheitlichen Parteien sich gegenseitig unterstützten. Angesichts der großen sozialdemokratischen Wahlerfolge waren sogar in verschiedenen Wahlkreisen die Klerikalen bereit, in der Stichwahl für nationale Kandidaten einzutreten, während die Altliberalen eine Hinneigung zur Sozialdemokratie zeigten, die in mehreren Wahlkreisen zu einem öffentlichen Wahlbündnis mit dieser führte, leider in einigen Fällen gegen die entschieden nationalen Parteien.

Will man einen wirklich zutreffenden Vergleich über die Fortschritte des Klerikalismus und der Sozialdemokratie gegenüber den früheren Wahlen aufstellen, so darf man nicht die Gesamtzahl der Abgeordneten zum Vergleich heranziehen, sondern muß sich auf die früheren Wahlergebnisse in der fünften Kurie beschränken, da in dieser schon bisher das allgemeine gleiche Wahlrecht galt. Als 1897 zum erstenmal die allgemeine Wählerklasse zur Wahl schritt, wählte sie 14 Sozialdemokraten, darunter acht in deutschen Wahlbezirken. Da es 72 Abgeordnete der allgemeinen Wählerklasse gab, gewannen die Sozialdemokraten also den fünften Teil aller Mandate dieser Kurie. Jetzt hat die Sozialdemokratie in ganz Österreich 87 von 516 Mandaten errungen, das ist etwa der sechste Teil der Gesamtzahl. 1901 kamen infolge der großen nationalen Erregung in der fünften Kurie nur neun Sozialdemokraten, darunter sechs Deutsche, durch, dem entspricht der diesmalige sozialdemokratische Erfolg im ersten Wahlgang. Das ungewöhnliche Anwachsen der Zahl der sozialistischen Abgeordneten ist also nur eine Folge des neuen Wahlrechts, nicht aber einer plötzlichen ungewöhnlichen Zunahme der sozialistischen Wählerzahl. Nicht anders steht es bei den Klerikalen. Vor zehn Jahren errangen diese von den 30 deutschen Mandaten der fünften Kurie 18, also über die Hälfte, 1901 trotz des großen nationalen Aufschwungs noch 14, mithin fast die Hälfte. Jetzt haben sie von den 233 deutschen Sitzen 96 erhalten, im Verhältnis zur Gesamtzahl noch weniger als früher in der fünften Kurie. Auch ihnen ist ihr großer Wahlerfolg, das Anwachsen ihrer Abgeordnetenzahl von 59 auf 96, nur durch das veränderte Wahlrecht zuteil geworden. Die deutschnationalen Parteien brachten 1897 auf Grund des allgemeinen Wahlrechts nur vier Kandidaten durch. Selbst 1901 konnten sie trotz der nationalen Hochflut nur den dritten Teil der deutschen Mandate des allgemeinen Wahlrechts erobern. Sie bekommen die Folgen des neuen Wahlrechts am unangenehmsten zu spüren. Immerhin ist das Endergebnis für sie noch erheblich günstiger geworden, als es nach dem ersten Wahlgang schien. Sie verfügen über den dritten Teil der deutschen Mandate. Das Verhältnis ist also dasselbe geblieben wie vor sechs Jahren innerhalb der Kurie des allgemeinen gleichen Wahlrechts.

Ein kurzer Überblick über die Verteilung der deutschen Mandate auf die einzelnen Parteien sei noch angefügt. Den größten Wahlerfolg erzielten die Christlichsozialen, die von 26 auf 66 Abgeordnete gestiegen sind. Sie haben das ihrer Organisation und ihrer rücksichtslosen Agitation zu verdanken. Die Alt-

klerikalen sind von 33 auf 30 gesunken. Es folgen 51 vom neuen „Deutschnationalen Verband“ (Volksparteiler, Agrarier und Wilde), 18 Liberale, 14 Deutschradikale und 3 Schönerianer. Gegen früher haben nur die Freialldeutschen oder Deutschradikalen, wie sie sich jetzt nennen, einen Gewinn zu verzeichnen, indem sie ihre Mandatsziffer verdoppelten, die übrigen Parteien haben alle erhebliche Einbußen erlitten, am meisten die Liberalen. Sie sind durch den Wegfall der Großgrundbesitzerkurie und damit der Partei des verfassungstreuen deutschen Großgrundbesitzes von 66 auf 18 vermindert worden. So gut wie vernichtet wurde die Schönererpartei. Schönerer hatte selbst auf seine Wiederwahl verzichtet, indem er sich wohl als Kandidat aufstellen ließ, aber jede Wahlagitation von vornherein ablehnte.

Werfen wir noch einen Blick auf den Wahlausfall in den einzelnen Teilen Deutschösterreichs, so ergibt sich, daß die Sudetenländer sich wiederum als das deutschnationale Bollwerk in Österreich bewiesen haben. Deutschböhmen hat 37 deutschnationale Abgeordnete verschiedener Richtung, 16 Sozialdemokraten und nur einen Christlichsozialen gewählt. Dazu kommt noch ein freier Sozialist, der gegen den offiziellen Kandidaten der Sozialdemokratie im Falkenauer Kohlenrevier durchgedrungen ist. Das Wahlergebnis in Deutschböhmen entspricht dem der letzten Reichstagswahl im benachbarten Königreich Sachsen, wo gleichfalls $^2/_3$ nationale und $^1/_3$ sozialistische Abgeordnete gewählt wurden. Die Sozialdemokraten haben ihre Haupterfolge im westlichen Erzgebirge, in der Gegend von Aussig und der Umgebung von Reichenberg, also durchweg in industriereichen Bezirken erzielt. Dagegen haben sie auffallenderweise in dem großen nordböhmischen Kohlenrevier nur einen einzigen Abgeordneten durchgebracht und auch diesen nur in der Stichwahl, weil unter den deutschen Parteien die Liberalen nicht geschlossen gegen den Sozialdemokraten stimmten. Hier macht sich die Bestimmung des österreichischen Wahlgesetzes über die Seßhaftigkeit geltend, nach der jeder Wähler ein Jahr in seiner Gemeinde wohnen muß, ehe er sein Wahlrecht ausüben darf. In dem Kohlenrevier kommt aber die hin- und herwogende tschechische Bergmannsbevölkerung ganz wesentlich in Betracht. In Mähren ist das Wahlergebnis noch bedeutend günstiger. Hier wurden 15 Deutschfreiheitliche, 3 Sozialdemokraten und 1 Christlichsozialer in den deutschen Wahlbezirken gewählt. Deutschschlesien sendet 7 Nationale und 3 Sozialdemokraten in den Reichsrat. Die drei Sudetenländer zusammen haben also insgesamt 59 von den 86 Deutschfreiheitlichen, 32 von den 50 deutschen Sozialdemokraten und nur 2 von den 96 Deutschklerikalen gewählt. Die Macht der klerikalen Parteien ruht ausschließlich in Niederösterreich und den Alpenländern. Niederösterreich, einschließlich der Hauptstadt Wien, wird durch 44 Christlichsoziale, 16 Sozialisten und nur 4 Deutschfreiheitliche vertreten, unter denen die drei in Wien gewählten Liberalen den nationalen Parteien nicht einmal ohne weiteres zugerechnet werden können. Oberösterreich hat 17 Altklerikale, 3 Sozialdemokraten und 2 Deutschnationale gewählt. Die letzteren

konnten nur in den Städtebezirken Steyr und Ried durchdringen. Die drei Linzer Mandate fielen sämtlich den Sozialisten zu. In Steiermark haben die Nationalen nur 5, dagegen die Altklerikalen 9, die Christlichsozialen 3 und die Sozialdemokraten 6 deutsche Wahlkreise in Besitz genommen. Die nationalen Parteien vermochten nur in zwei Bezirken von Graz, den städtischen Wahlkreisen Hartberg, Leibnitz und Cilli durchzudringen. Letzterer besteht ausschließlich aus deutschen Sprachinseln in Steiermark. Die wichtigste deutsche Sprachinsel, Marburg, ist leider an die Sozialdemokratie verloren gegangen. Besser steht es in Salzburg, wo 3 nationale und 4 altklerikale Abgeordnete gewählt wurden. Kärnten macht wie bisher eine rühmliche Ausnahme unter den Alpenländern. Von seinen neun deutschen Wahlkreisen haben sechs nationale Abgeordnete gewählt, zwei sind der Sozialdemokratie und nur einer, der an Steiermark angrenzende Wolfsberger Wahlkreis, ist den Christlichsozialen zugefallen. Der neugeschaffene deutsche Wahlkreis in Krain, die Sprachinsel von Gottschee, hat den deutschnationalen Fürsten Auersperg gewählt. In Tirol und Vorarlberg wurden 17 Christlichsoziale, 2 Nationale und 1 Sozialdemokrat gewählt. Nur die innere Stadt Innsbruck und der Wahlkreis Bozen-Meran konnten von den Nationalen behauptet werden.

In den nichtdeutschen Wahlkreisen haben die Neuwahlen auch eine vollständige Umwälzung der Parteiverhältnisse hervorgerufen. Von den Tschechen wurden fast ebenso viele nationale Abgeordnete gewählt wie von den Deutschen, insgesamt 84. Aber die jungtschechische Partei, die bisher die unbestrittene Führung im Kampfe gegen die Deutschen hatte, konnte nur 20 Sitze behaupten. Jetzt stehen die tschechischen Agrarier mit 29 Abgeordneten an der Spitze der tschechisch-nationalen Parteien. Zu diesen müssen auch die auf 17 Abgeordnete angewachsenen tschechischen Klerikalen gerechnet werden, da die slawische Geistlichkeit immer zu ihrem Volkstum hält. Schwere Einbußen erlitten die Jungtschechen durch die Sozialdemokratie. Es sind 23 tschechische Sozialdemokraten gewählt wurden, vor allem im nordwestlichen Teile von Tschechisch-Böhmen und in dem mährisch-schlesischen Kohlenrevier. Auch in den südslawischen Ländern ist der Klerikalismus durch das allgemeine Wahlrecht verstärkt worden. Von den 25 slowenischen Abgeordneten sind 19 Klerikale und nur 6 Liberale. Ein ähnliches Bild bieten die italienischen Wahlkreise, die nur 4 Liberale gegen 10 Klerikale gewählt haben. Für die Italiener sind am empfindlichsten die Niederlagen, die sie gegen die Sozialdemokratie erlitten haben. Diese hat die Hauptsitze der irredentistischen Bewegung, Triest und Trient, vollständig erobert, so daß die sozialdemokratische Fraktion nunmehr auch fünf Italiener in ihren Reihen zählt. Ungeheuer groß war die Parteizersplitterung bei den Polen. Diese haben sieben Wahlkreise an die Sozialdemokratie abgeben müssen. Die Wahlen haben trotz der ausgedehntesten Wahlbeeinflussung dem Polenklub eine Schwächung gebracht. Die Schlachta nimmt im neuen Reichsrat nicht mehr die ausschlaggebende Stellung ein wie im alten. Eine wesentliche Verstärkung hat

das neue Wahlrecht auch den Ruthenen gebracht, die 30 nationale Abgeordnete und 2 Sozialisten gewählt haben. Von ersteren haben sich zwei den Tschechen angeschlossen, weil ihnen die übrigen Ruthenen zu deutschfreundlich sind. Diese stehen in scharfer Opposition zu den Polen und können bei geschickter Taktik im gegebenen Falle als Bundesgenossen für die Deutschen gewonnen werden. Als ganz neue nationale Partei ziehen die Juden in den Reichsrat ein, denn es sind 5 Zionisten, 4 in Galizien und 1 in der Bukowina gewählt worden, die ausschließlich jüdische Interessen vertreten. Den Rest der Abgeordneten bilden 11 Kroaten, 2 Serben und 5 Rumänen.

Durch den Ausfall der Wahlen ist, wie wir schon früher vorausgesagt haben, die Blocktheorie vollständig in die Brüche gegangen. Bei der Beratung der Wahlkreiseinteilung drohte ja die Spannung zwischen dem künstlich konstruierten deutsch-romanischen und dem slawischen Block zur Klippe zu werden, an der die ganze Wahlrechtsvorlage scheiterte. Jetzt hat sich gezeigt, daß die Politiker Recht hatten, die es für unwesentlich erklärten, ob diese Spannung zwei oder fünf oder noch einige Sitze mehr betrüge. Der deutsch-romanische Block war auf 257, der slawische auf 259 Sitze berechnet. Nach dem Wahlergebnis zählt der slawische Block nur 222 Abgeordnete, hat also nicht die Mehrheit im Reichsrate. Der deutsch-romanische Block umfaßt 201 Abgeordnete. Außerhalb dieser beiden Blocks stehen die Sozialdemokraten, die Zionisten und der Freisozialist, zusammen 93. Die Sozialdemokratie bildet also das Zünglein an der Wage zwischen den nationalen Blocks. Sie vermag mit jedem zusammen den anderen zu überstimmen. Innerhalb der Sozialdemokratie überwiegen die deutschen Sozialisten. Selbst wenn sich innerhalb der Sozialdemokratie einmal die unwahrscheinliche Gruppierung ergeben sollte, daß die deutschen und italienischen Sozialisten dem deutsch-romanischen Block sich zugesellen würden, die slawischen dem slawischen Block, so würde letzterer doch nicht die Mehrheit haben, da die wenigen jüdisch-nationalen Abgeordneten dem slawischen Block nicht angehören, obwohl man ihre Wahlkreise bei dem Entwurf der Wahlkreiseinteilung diesem zugerechnet hatte. 257 vom deutsch-romanischen Block würden dann 254 vom slawischen gegenüberstehen. Es ist aber wenig wahrscheinlich, daß jemals die so viel gerühmte Blocktheorie bei den parlamentarischen Kämpfen und Abstimmungen Wirklichkeit wird.

Die ungewöhnlich große Zersplitterung, die sich auf deutscher wie auf slawischer Seite im Parteiwesen geltend gemacht hat, hat notwendigerweise dazu geführt, daß die verwandten Parteien trotz der oft erbitterten Befehdung während des Wahlkampfes sich enger aneinander geschlossen haben. Am schnellsten erfolgte diese Vereinigung bei den deutschen Klerikalen. Die altklerikale Partei hat die vollständige Niederlage, die ihnen die Christlichsozialen in Tirol beigebracht haben, wo die Altklerikalen auch nicht einen einzigen Wahlkreis behaupten konnten, schnell vergessen und mit den Christlichsozialen zusammen einen Parteiverband unter dem Namen Christlichsoziale Vereinigung begründet. Während

des Wahlkampfes suchten die Christlichsozialen noch abzustreiten, daß sie eine klerikale Partei seien. Der unmittelbar nach der Wahl erfolgte Zusammenschluß mit den Altklerikalen zeigt aber unwiderleglich, daß die Christlichsozialen eben nichts anderes als eine jungklerikal-demokratische Partei sind. Sie haben sich vor der Wahl und auch aus Anlaß der Präsidentenwahl als nationale deutsche Partei bezeichnet und sind gegenüber dem gefährlichsten Feind ihrer Stellung in Wien, der Sozialdemokratie, im Reichsrat mit den Deutschnationalen zusammengegangen, gleichzeitig erklärte aber der Abgeordnete Bielohlawek als Generalredner der Christlichsozialen, für diese sei nicht das Deutschtum, sondern die wirtschaftliche Lage die Hauptsache. Die slawischen Parteien haben sich gleichfalls zu großen Verbänden zusammengeschlossen. Auf tschechischer Seite ist ein nationaler Verband begründet worden, dem 84 Abgeordnete angehören. Bei den Polen ist eine Vereinigung der auf 16 zusammengeschmolzenen Konservativen mit den Demokraten und dem polnischen Zentrum erfolgt, so daß ein neuer Polenklub von 52 Mitgliedern sich gebildet hat. Selbständig geblieben ist die polnische Volkspartei, die auf 17 Mann verstärkt in den Reichstag eingezogen ist. Am schwierigsten war die Einigung der deutschfreiheitlichen Parteien. Hier bildete das Haupthindernis die gegenwärtige Zusammensetzung der Fortschrittspartei. Unter den neu gewählten Liberalen befinden sich vier Juden. Den anderen nationalen Parteien, die den Antisemitismus in ihr Programm aufgenommen haben, erschien es unmöglich, mit diesen jüdischen Abgeordneten zusammen einen Parteiverband zu bilden. Die Judenfrage würde bei diesen Verhandlungen nicht so sehr ins Gewicht gefallen sein, wenn nicht gerade unter den Juden die Sozialdemokratie zahlreiche Anhänger gefunden hätte und wenn die Sozialdemokraten bei den Stichwahlen nicht mehrfach die Unterstützung der Juden und anderer Liberalen gegen die deutschnationalen Parteien gefunden hätten. Besonderen Anstoß erregten bei den Nationalen die in Wien gewählten drei freisinnigen Abgeordneten, von denen zwei Juden sind, der dritte ein offenes Bündnis mit den Sozialdemokraten abgeschlossen hatte. Bei der ersten Beratung über den Zusammenschluß der deutschfreiheitlichen Parteien, die am 4. Juni in Wien stattfand, ging der fortschrittliche Abgeordnete Demel so weit, daß er erklärte, die Sozialdemokratie sei eigentlich nichts anderes als eine Fortentwicklung des Liberalismus. Diese erste Beratung führte zu keinem Erfolge. Aber schon zwei Tage später schufen die Deutsche Volkspartei und die Deutschen Agrarier eine vollendete Tatsache, indem sie sich zu einer Partei unter dem Namen Deutschnationaler Verband verschmolzen. Diese Partei ist nunmehr unter den deutschfreiheitlichen die stärkste. Sie zählt gegenwärtig 51 Abgeordnete. Die Freialldeutschen unter Wolfs Führung trugen Bedenken, vollständig in einer neuen einheitlichen Partei aufzugehen, da sie allein aus den Wahlen verstärkt hervorgegangen sind und ihre mit vieler Mühe und großen Kosten geschaffene Parteiorganisation nicht ohne weiteres aufgeben wollen. Sie beschlossen, als Partei selbständig zu bleiben und gleichzeitig die Parteibezeichnung abzuändern.

Sie nennen sich jetzt wieder wie vor 1901 Deutschradikale Partei. Schönerer hatte nach den Wahlen von 1901 angesichts seines damaligen großen Wahlerfolges direkt gegen den Wunsch der alldeutschen Kreise im Deutschen Reiche das Wort alldeutsch als Parteibezeichnung aufgegriffen, obgleich es sinngemäß nicht für eine einzelne Partei, sondern nur für eine Vereinigung aller deutschen Parteien angewendet werden kann. Die Deutschradikalen erklärten ihre Bereitschaft, mit dem Deutschnationalen Verband eine engere parlamentarische Verbindung einzugehen. Die Deutschfortschrittlichen haben sich als Deutschfortschrittliche Vereinigung in Stärke von 15 Abgeordneten neu organisiert. Die drei Wiener freisinnigen Abgeordneten sind dieser Vereinigung nicht beigetreten, wohl aber die beiden in Mähren gewählten jüdischen Liberalen. Nach dem Zusammenschluß der Klerikalen und Slawen zu großen Parteiverbänden war es eine zwingende Notwendigkeit für die deutschfreiheitlichen Parteien, dieses Beispiel nachzuahmen, da sie sonst im Parlament bei Besetzung der Ausschüsse und Vorstandsposten hintangeschoben worden wären. So kam am 25. Juni die Einigung zu stande unter dem Namen Deutscher Verband, dem der Deutschnationale Verband, die Deutschradikalen und die Deutschfortschrittlichen als drei an sich selbständige Parteien angehören. Der Vorstand besteht aus neun Mitgliedern. Entsprechend der Stärke der einzelnen Parteien sind in ihm der Deutschnationale Verband mit fünf, die beiden anderen Parteien mit je zwei Abgeordneten vertreten. Der Vorsitz wechselt unter den drei Parteien.

Außerhalb des Deutschen Verbandes sind von den freiheitlichen Abgeordneten nur die drei Wiener Freisinnigen und die drei Schönerianer geblieben. Letztere Partei ist, wie vorausgesehen wurde, durch die Wahlen fast völlig vernichtet worden. Es ist dies eine Folge der persönlichen Politik Schönerers und seiner Unduldsamkeit gegenüber den anderen nationalen Parteien.

Die Sozialdemokratie wird erst die Probe bestehen müssen, ob sie der nationalen Frage gegenüber wirklich ihre internationale Stellung aufrecht erhalten kann. Ihre großen Erfolge verdankt diese Partei nicht nur ihrer eigenen Anhängerschaft, sondern auch der in Österreich noch weit verbreiteten Ansicht, daß die Sozialdemokratie nur eine radikale wirtschaftliche Partei sei, die als Bundesgenossin und Vorkämpferin gegenüber dem Klerikalismus unterstützt werden müsse. Haben doch sogar sehr hochstehende Staatsbeamte, darunter ein ehemaliger Minister, offen ihrer Ansicht dahin Ausdruck gegeben, daß man die Wahl recht vieler Sozialdemokraten nur mit Freuden begrüßen müsse. Unter den neu gewählten sozialistischen Abgeordneten befinden sich mehrere Lehrer und sogar k. k. Beamte, unter letzteren Dr. Renner, der unter dem Schriftstellernamen Karl Springer mehrere bekannte Werke über die Stellung des Deutschtums in Österreich und die Zukunft des österreichischen Staates geschrieben hat. Die Sprachenfrage hat aber schon auf den vergangenen Parteitagen der österreichischen Sozialdemokraten eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Die Sozialdemokratie kommt auch jetzt nicht um die Notwendigkeit, sich in ihrer Organisation in

nationale Gruppen zu teilen, wie sie dies auch für Ungarn tut, wo eine deutsche Abteilung der Sozialdemokratie eben begründet worden ist. Die slawischen Sozialisten haben schon im Wahlkampfe erklärt, daß sie für die nationalen Forderungen ihres Volkstums stets einstehen werden. Die tschechischen Sozialisten haben sich ganz besonders für die tschechischen Minderheitsschulen im deutschen Sprachgebiete festgelegt. Sie haben auch das Verlangen der tschechischen Parteien, die tschechisch gehaltenen Reichsratsreden im stenographischen Protokoll niederzulegen, unterstützt und beginnen ihre Reden im Reichsrat in tschechischer Sprache. Die deutsche Sozialdemokratie zeigt auch hier ihren internationalen Charakter. Sie hat sogar die tschechische Sozialdemokratie in ihren nationalen Forderungen unterstützt. Als es in Prag infolge der großen Parteizersplitterung unter den Tschechen im zweiten Wahlkreis zu dem unerwarteten Ergebnis kam, daß der deutsche Zählkandidat in die Stichwahl gelangte, überschüttete das deutsche sozialistische Blatt in Reichenberg die Deutschen von Prag mit Hohn und forderte die deutschen Sozialisten auf, nicht für den Deutschen zu stimmen. Ihre erste parlamentarische Niederlage haben sich die Sozialdemokraten bei der Präsidentenwahl geholt, wo sie mit alleiniger Unterstützung der Ruthenen einen eigenen Kandidaten aufstellten, der gegenüber dem gemeinsamen Kandidaten der sämtlichen anderen Parteien unterlegen ist. Die Christlichsozialen haben als stärkste Partei den Sitz des ersten Präsidenten besetzt, der damit trotz der Theorie vom slawischen Mehrheitsblock in deutschen Händen geblieben ist. Als erster Vizepräsident wurde ein Tscheche, als zweiter ein Pole gewählt. Es besteht die Absicht, auch für die deutschfreiheitlichen Parteien und die Sozialdemokraten je eine neue Vizepräsidentenstelle zu schaffen.

Die Thronrede ist trotz ihrer ungewöhnlichen Länge über die nationale Frage hinweggeglitten. In ihr ist die Erwartung ausgesprochen, daß die wirtschaftlichen Fragen die nationalen zurückdrängen werden. Aus diesem Grunde ist ja überhaupt die ganze Wahlreform durchgeführt worden. Aber gleichwohl werden die nationalen Fragen sehr bald wieder eine wichtige Rolle spielen. Das Verlangen, auch die tschechischen Reden stenographisch zu protokollieren, hätte beinahe zu einer Obstruktion der Tschechen geführt, die die Deutschen mit der Obstruktion im böhmischen Landtag beantwortet hätten.

* * *

In Prag hat das große Sokolfest stattgefunden. Es kam dabei zu den üblichen Bedrohungen der deutschen Studenten und Angriffen auf das Deutsche Haus. Belustigend ist die Verwechslung der belgischen Farben (schwarz-gold-rot) mit den deutschen (schwarz-rot-gold). Die belgischen Farben wurden von den Tschechen mehrfach infolge dieser Verwechslung insultiert, die Fahne eines Turnvereins aus Antwerpen sogar gestohlen. Auch innerhalb des Gustav Adolf-Vereins hat sich die tschechische Frage geltend gemacht. Die tschechischen Protestanten haben durch ihre Forderung, daß alle deutsch gehaltenen Reden ins Tschechische übersetzt werden müßten, die Hauptversammlung des Gustav

Adolf-Vereins in Prag unmöglich gemacht. Hoffentlich zieht man daraus innerhalb des Vereins die nötigen Folgerungen hinsichtlich der Unterstützung der zahlreichen protestantischen Gemeinden, die dem Deutschtum ebenso feindselig gegenüberstehen wie die madjarischen Protestanten in Ungarn. In Budweis ist es zu einem Friedensschluß zwischen Deutschen und Tschechen gekommen. Die Tschechen haben zugelassen, daß der bisherige Bürgermeister Taschek wieder gewählt wurde, wofür ihnen von den Deutschen eine neu zu schaffende Stadtratstelle überlassen wird, falls sie in den ersten drei Monaten der Amtsführung des neuen, zu einem Drittel tschechischen Gemeinderates keine Störung der städtischen Geschäfte herbeiführen.

In Tirol haben die Irredentisten in der Umgebung von Trient zwei gewalttätige Überfälle auf deutsche Turner verübt, die nach dem Turnfest in Innsbruck in Stärke von nur 33 Personen einen Ausflug in die deutschen Sprachinseln Südtirols unternahmen. Hierbei wurden auch mehrere Reichsdeutsche in roher Weise mißhandelt und verwundet. Die irredentistische Menge war aus den Städten Trient und Rovereto nach planmäßiger Vorbereitung herbeigeeilt. An ihrer Spitze befand sich u. a. auch der sozialistische Abgeordnete von Trient. Die welschtiroler Landbevölkerung hat sich an den Ausschreitungen nicht beteiligt, sondern diese in einer Protestversammlung in Persen ausdrücklich verurteilt. Da die irredentistischen Ausschreitungen gerade in den Höhepunkt der sommerlichen Reisezeit fielen, haben nicht wenige deutsche Reisende darauf verzichtet, geplante Ausflüge in die welschtiroler Alpen und an den Gardasee zu unternehmen. Dadurch sind die vorwiegend deutschen besseren Gasthöfe in Welschtirol geschädigt worden. Wie wenig die Südtiroler nationalen Verhältnisse namentlich in Norddeutschland bekannt sind, erhellt daraus, daß manche besorgte Reichsdeutsche sogar den Besuch des reindeutschen Teiles von Südtirol aufgegeben haben, obgleich in der Gegend von Bozen und Meran und in den ladinischen Dolomitentälern den deutschen Reisenden nicht die geringste Gefahr droht.

Aus Galizien kommen zahlreiche Klagen über die rücksichtslose Polonisierung der deutschen Gemeinden. Namentlich sind es die polnischen katholischen Geistlichen, die in der Beschimpfung alles Deutschen und der Zurückdrängung der deutschen Sprache an der Spitze stehen. Die Gründung eines Vereins der Deutschen in Galizien nach dem Muster der bestehenden deutschen Schutzvereine in Österreich ist in die Wege geleitet worden. Wie wenig die Polen übrigens die deutsche Sprache entbehren können, zeigt die Klage eines polnischen konservativen Abgeordneten, daß unter den neuen galizischen Abgeordneten sich zu wenig befänden, die die deutsche Sprache beherrschen und daß dadurch der polnische Einfluß im Reichsrate bedenklich zurückgedrängt werde.

* * *

In Ungarn gestaltet sich die Lage der Koalition immer schwieriger. Die kroatische Obstruktion wird von den Nationalitäten freudig begrüßt und hat zu einer stillen Interessengemeinschaft von Kroaten, Slowaken, Serben und Rumänen

geführt. Die Deutschen haben sich, ihrer bisherigen Taktik entsprechend, davon fern gehalten. Jeder Erfolg der Nichtmadjaren muß aber schließlich auch ihnen zu gute kommen. Im Reichstage erregte ein kroatischer Abgeordneter einen ungeheuren Entrüstungssturm, als er einem madjarischen Abgeordneten ein paar deutsche Worte zurief. Mit Polizeimaßregeln gegen deutsche Preßerzeugnisse wird nach wie vor in der kleinlichsten Weise vorgegangen. So ist jetzt der Ostdeutschen Korrespondenz und dem Handbuch des Allgemeinen Deutschen Schulvereins der Postvertrieb entzogen worden. In Südungarn hat der Minister Graf Andrassy sich veranlaßt gefühlt, eine deutsche Wählerversammlung abzuhalten, die in den Ofenpester Blättern zu einem riesigen Erfolg des Ministers aufgebauscht wurde. Es sollten 5000 deutsche Bauern ihm zugejubelt haben; in Wirklichkeit sind kaum 800 dagewesen, und auch die haben sich sehr lau verhalten. Der sonst so scharf gegen die deutsche Sprache vorgehende Minister fand es doch für gut, in dieser Versammlung seine Rede deutsch zu beginnen, um den Anschein zu erwecken, als ob er die deutsche Sprache nicht bekämpfe. Er zog gegen pangermanische Lostrennungsgelüste zu Felde, die in Wirklichkeit nicht bestehen. In Werschetz wurde eine ähnliche Versammlung veranstaltet, bei der man Gegenredner einfach dadurch nicht zum Wort kommen ließ, daß der Vorsitzende, unmittelbar nachdem der fremde Redner geendet hatte, die Versammlung schloß.

Von Wien nach Preßburg soll eine elektrische Schnellbahn erbaut werden, die dem madjarischen Chauvinismus aber ungeheuer gefährlich dünkt. Der wirtschaftliche Ausschuß des ungarischen Reichstages ist für Ablehnung der Genehmigung, weil er fürchtet, daß das deutsche Element in Preßburg durch die Verbilligung und Beschleunigung des Verkehrs mit Wien gestärkt werden könnte. Der Abgeordnete Hallo vergleicht in seiner Angst vor deutscher Invasion sogar diese Bahn mit dem unterseeischen Tunnel zwischen Frankreich und England, den England aus Furcht vor einer französischen Invasion auch habe ablehnen müssen. In Preßburg klagen die Geschäftsleute dagegen sehr über die Abnahme des Fremdenverkehrs aus Wien und die damit zusammenhängende geschäftliche Schädigung — eine Folge der deutsch- und österreichfeindlichen Haltung der ungarischen Regierung.

* * *

In Rußland gibt das neue Wahlgesetz für die Duma den Deutschen günstigere Aussichten als das bisherige. In Livland und Esthland stellen die Großgrundbesitzer die Mehrzahl der Wahlmänner, was den Deutschen zwei Mandate sichert. Auch in Kurland wird voraussichtlich ein deutscher Abgeordneter durchdringen können. In der letzten Duma waren die Deutschen der Ostseeprovinzen infolge des bisherigen Wahlrechts überhaupt nicht vertreten. Man darf wohl annehmen, daß diese Neugestaltung des Wahlrechts für die Ostseeprovinzen die Anerkennung der russischen Regierung für die durchaus loyale Haltung der deutschen Balten ist.

* * *

Die Auswanderung nach Nordamerika betrug 1906: 38836 deutsche Reichsangehörige, nur 1895 mehr als im Vorjahr. Demgegenüber kommt eine starke Rückwanderung in Betracht, die statistisch noch nicht genau festzustellen ist. 1904 betrug sie nach amtlicher Ermittlung 91372 aus Nordamerika; 1905: 74352, darunter etwa ²/₃ Zwischendecksfahrgäste.

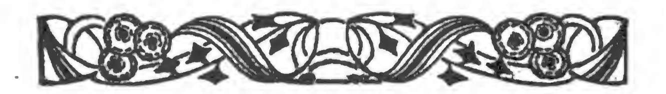
Sie übertraf damit die Auswanderung um weit mehr als das Doppelte, so daß das Deutsche Reich sogar jetzt den Vereinigten Staaten gegenüber eine aktive Wanderungsbilanz aufzuweisen hat. Für das Rechnungsjahr 1905/1906 ist seitens der Vereinigten Staaten die Zahl der Einwanderer deutscher Muttersprache für die wichtigsten Heimatstaaten festgestellt worden. Es wurde hierbei ermittelt, daß von der österreichischen Auswanderung in Höhe von 265138 Köpfen 34848 Deutsche waren. Das ist fast ebenso viel wie aus dem Deutschen Reiche ausgewandert sind, aber weniger, als von Polen, Madjaren, Kroaten, Slowaken — jede dieser Nationalitäten für sich genommen — gestellt worden sind. Aus Rußland wanderten 10279 Deutsche ein. Insgesamt läßt sich die Einwanderung von Deutschen für das vergangene Jahr auf 85000 Köpfe veranschlagen.

* * *

In Australien leben über 100000 Deutsche, davon über ¹/₃ in Queensland. Dort wie in Südaustralien liegt die Stärke des Deutschtums im Bauernstand. Der Kaufmannstand tritt mehr zurück, obgleich es immerhin etwa 150 deutsche Großhandlungen gibt. Politisch tritt das Deutschtum in Australien fast gänzlich zurück. Die Gefahr des Aufgehens im Angelsachsentum ist nicht unbeträchtlich. Die römisch-katholische Kirche, die in Australien etwa 1000000 Angehörige hat, hat nicht einen einzigen deutschen Priester und keine einzige deutsche Schule, weshalb die deutschen Katholiken besonders Gefahr laufen, ihrem Volkstum verloren zu gehen. Die evangelisch-lutherische Synode dagegen, die aber nicht Queensland mit umfaßt, unterhält 51 Schulen mit 49 Lehrern und hat 128 Gemeinden mit 13000 Mitgliedern und 35 Geistlichen. Sie hat im vorigen Jahre sogar eine Hochschule begründet, die gegen 100 Schüler zählt und vorwiegend zur Ausbildung deutscher Geistlicher und Lehrer dienen soll.

* * *

In Südafrika ist das neue Schulgesetz für die deutschen Schulen sehr nachteilig, da ihnen Staatsunterstützung nur gegen Einführung der englischen Unterrichtssprache gewährt wird. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß verschiedene der dortigen deutschen Schulen eine ernste Krisis durchzumachen haben. Dagegen gedeihen die deutschen Unterrichtsanstalten in den La Plata-Staaten ausgezeichnet. Dort bestehen jetzt in den drei Staaten Argentinien, Paraguay und Uruguay 65 deutsche Schulen. Einen ausführlichen Bericht über diese gibt die Zeitschrift „Deutsche Schule im Auslande“ (Wolfenbüttel, Heckner, 1907), die auch sonst wieder viele Einzelheiten über Fortschritte im Auslandsschulwesen bringt, auf die aus Mangel an Raum hier leider nicht eingegangen werden kann.



Kunstgeschichtliches.

Von

Paul Schubring.

Unter den kunstgeschichtlichen Publikationen des letzten halben Jahres muß das schöne Rembrandtwerk von Bode und Valentiner (Berlin, Bong) obenan stehen. Es bildet die Erfüllung eines Wunsches weiter Kreise. In sechzig ausgezeichneten Mezzotintos werden hier die Hauptwerke Rembrandts abgebildet; dazu kommen noch 115 Zinkdrucke im Text, zum Teil ganzseitig, die hauptsächlich Radierungen und Zeichnungen abbilden. Wir haben im ganzen etwa 400 Bilder, 350 Radierungen und 2000 Zeichnungen von Rembrandt. Diese vollständig in monumentalen Bänden vorzulegen, war die Aufgabe jener großen Publikationen, die Bode, Lippmann und Hoofstede de Groot im letzten Jahrzehnt unternommen resp. abgeschlossen haben. Diese zu erwerben, geht natürlich über die Mittel der meisten Kunstfreunde hinaus. Wohl boten sich billigere illustrierte Biographien, die aber in bezug auf die Abbildungen regelmäßig, oft auch in bezug auf den Text versagten. Eine Ausnahme bildete die schöne große Arbeit von Carl Neumann, der das Thema breit anfaßte und Rembrandt im Zusammenhang mit der holländischen Kultur darstellte. Die historischen Partien bilden meines Erachtens die Stärke des Neumannschen Buches. Die neue Publikation macht sich das neue technische Verfahren zu nutze, das bereits bei der im gleichen Verlage erschienenen Publikation Wilhelm Bodes „Alte Meister" sich so ausgezeichnet bewährt hatte. Ganz besonderen Wert aber erhält der Band durch W. Valentiners prächtigen Text. Bodes Untersuchungen gingen in erster Linie auf die Chronologie der Bilder, auf die strengen Fragen des Vortrags und der Komposition, auf die Schicksale der Werke. Er hat zuerst in den riesigen Stoff Ordnung gebracht und die Gesichtspunkte festgelegt, nach denen die Linien dieses Künstlerlebens zu zeichnen sind. Aber seit seiner letzten Arbeit über Rembrandt (Text zu dem Sedlmeyerschen Thesaurus aller Bilder) ist noch manche Urkunde entdeckt worden, stillere Zusammenhänge haben sich gedeutet, die Beziehungen der Bilder zu Rembrandts persönlichen Erlebnissen haben sich noch klarer herausgestellt. Valentiner brachte zu seiner Arbeit nicht nur die tiefe Verehrung für den Helden und die innige Vertrautheit mit dem Material mit, er hat jahrelang in Holland gelebt und dies Land und seine Gegenwart wurden ihm der echteste Kommentar der großen holländischen Vergangenheit, zu deren Deutung er eine künstlerisch und menschlich reich

differenzierte Empfindung mitbrachte. Wie vieles verdeutlicht sich erst der jahrelangen, einseitigen Zärtlichkeit! Wie Valentiner über die Jugend Rembrandts erstaunlich viel neue Beiträge bringt, so folgte man seiner feinen Deutung auch gern bei der Betrachtung der reiferen und reifsten Zeit. Im Gegensatz zu dem grellen Heraustreiben dunkler Unterströmungen, durch das manche moderne Rembrandtdarsteller ihre Ausführungen würzen zu sollen meinen, läßt uns Valentiner die Seligkeit und die Tragödie dieses einzigartigen Künstlerlebens mit herzlichster Teilnahme nacherleben, ohne daß er die Schatten verschwiege, an denen wir erst die volle Lichtstärke ermessen. Vielleicht werden die Einzelheiten der Auktion von ihm allzu resolut übergangen; denn gerade das Detail wirkt dabei so erschütternd. Mehrfach wird Rembrandt in den Kreis der Mitstrebenden gestellt und dabei vergleichend gemessen, was an ihm das Übergewicht hervorrief. Die italienische Kunst kommt gelegentlich schlecht weg; aber von Rembrandt aus gesehen, müssen ja auch ihre Vorzüge als Nachteile erscheinen. Das Schlußkapitel stellt Rembrandt in den Vergleich mit der modernen Kunst; und da geht der Verfasser dem Prinzip der sog. Inhaltslosigkeit gehörig zu Leibe. Aber der Hieb, den Velasquez zu guterletzt versetzt bekommt, saust ein wenig überraschend. Das Menschentum der Velasquez-Porträts enthält doch gewiß genug Psychologie, abgesehen von der meisterhaften Bezwingung der Form. — Dies Buch ist eines von denen, die man den Konfirmanden schenken sollte. Bekanntlich gibt es keine größere Verlegenheit für die Paten und Tanten, als an diesem Tage das Richtige bereit zu halten. Man wünscht nicht mehr „Mitgaben für das ganze Leben“; Müllers Preußische Geschichte paßt auch nicht immer. Nun, dies Rembrandtwerk kann zunächst durch seine schönen Bilder Mädchen und Knaben fesseln; den Text wird der Konfirmand erst mit den Jahren ganz verstehen. Aber dies Buch ist ja auch geeignet, nicht nur den Knaben, sondern auch den Jüngling und den Mann zu erquicken. Rembrandts Hauptbilder sollte man ebenso gut kennen wie die Schillerschen Balladen. — Mit sehr viel geringeren Ansprüchen rechnet die kleine, in Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ Band 158, zum Preis von 1 M. erschienene Rembrandtbiographie des Referenten; ihr liegen Hochschulvorträge zu Grunde, die im Rembrandtjubeljahr gehalten wurden. Den größeren Kreis unvorbereiteter Zuhörer für Rembrandt zu interessieren, konnte zunächst nur durch die breite Darstellung der persönlichen Schicksale gelingen; beim Druck wurde aber dann die künstlerische Entwicklung, die sich bei der Besprechung der Lichtbilder ergab, in die Darstellung mit einbezogen. — Diejenigen, welche das urkundliche Material allein sprechen lassen möchten, seien auf Hoofstede de Groots Buch: Die Urkunden über Rembrandt (1575—1721), Haag 1906 (deutsch) aufmerksam gemacht. 437 Urkunden begleiten uns von den Eltern Rembrandts bis zu Rembrandts letztem Schüler. Die wichtigeren Partien der Dokumente sind wörtlich abgedruckt, das andere ist summarisch zusammengefaßt.

Von den Publikationen über die italienische Kunst ist Wölfflins Buch über Renaissance und Barock obenan zu stellen. Die Schrift ist viel früher entstanden und jetzt nur als zweite Auflage wieder aufgelegt; sie war aber nur dem kleineren Fachkreis bekannt geworden, genoß hier freilich den Ruhm, das beste aller Wölfflinschen Bücher zu sein. Wir begrüßen sein Wiedererscheinen nicht nur im allgemeinen freudig, sondern besonders aus dem Grunde, weil dies Buch den großen Dienst leisten kann, denjenigen, welche vor der Architektur ratlos stehen, Gesichtspunkte zu geben, worauf man zu achten, welche Fragen man zu stellen hat. Wölfflin betrachtet den Barock (nur die vorberninische Zeit wird behandelt) durchaus als die Fortentwicklung der Kunst der Hochrenaissance. Durch die Gegenüberstellung beider Stilarten und Raumbegriffe wird nicht ein „reinerer" und „schwulstigerer", wohl aber ein „kühlerer" und „heißerer", ein flächiger und ein malerischer Stil unterschieden. Nicht Zuchtlosigkeit, sondern ein neuer Begriff des Dranges und Lebensgefühles treibt die Künstler des Barock in die neuen Formen. Dies Barock ist nicht nur zufällig in Rom entstanden; hier ist seine Heimat aus inneren Gründen und hier allein erscheint es als Notwendigkeit und höhere Schönheit. Beim florentiner Barock könnte man zweifeln, ob es eine Steigerung bedeute; Venedig und Genua zeigen ganz andere und selbständige Gedanken. Das echte Barock ist an den römischen Travertin und an das römische — Wasser gebunden. Wölfflin lehnt es ab, diese eigenartige künstlerische Sprache aus kulturgeschichtlichen Voraussetzungen abzuleiten, wie sie das Schlagwort: „Zeitalter des Absolutismus oder des Jesuitismus" ja leicht genug anbietet. Aber wenn er bei der Gelegenheit meint, alle solche Erklärungen seien äußerlich, „was hat z. B. die Gotik mit der Scholastik zu tun", so können wir ihm darin nicht beipflichten. Gotik und Scholastik sind nach unserer Meinung zwei ganz verwandte Triebe des gleichen Bestrebens, nicht mit der Anschauung, sondern mit der Vorstellung neue Werte zu finden. Deshalb konnten beide Bewegungen nur in dem dialektischen Frankreich wurzeln und nur dort sind sie verständlich und natürlich, während sie schon am Rhein gekünstelt wirken, wie das Beispiel des Cölner Doms beweist. Wir können nicht von der Überzeugung lassen, daß sich die künstlerische Ausdrucksweise im engsten Zusammenhang mit dem gesamten seelischen Leben des Volkes entwickelt. Hat man früher etwas plump die Kunstgeschichte zur Illustration, der Kulturgeschichte benutzt, so braucht man doch nicht die Fragen der formalen Bildungen gänzlich zu isolieren. Die Gegenwart zeigt uns deutlich, daß das Spiel der künstlerischen Formen nicht als isoliertes Problem zu fassen ist, daß die ganzen Fragen des Lichts und der Impression eine Forderung der strengeren Beherrschung und Beobachtung der Außenwelt sind. So kann ich auch für das Verständnis das römischen Barock das Wort Jesuitenstil nicht ganz entbehren, wenn es auch nur eine Seite betrifft. Der Siegeszug des katholischen Gedankens nach dem Tridentinum ist mindestens die Voraussetzung für die stolze Entfaltung der neuen Räume und Formen.

In den roten „Klassikern der Kunst“, welche das ganze Werk eines Künstlers in Abbildungen mit kritischer Einleitung und Anmerkungen an die Hand geben, sind zwei neue italienische Bände erschienen. Correggio ist von G. Gronau herausgegeben worden, der diesen einst neben Raffael am höchsten geschätzten, heute oft verkannten Meister wieder in seine Rechte einzusetzen sich bemüht und auch den Fachgenossen neues Material an die Hand gibt. Correggios Größe zu verstehen, gelingt nur dem Auge, das das malerische Können, den Schmelz des Farbenauftrags, die Zartheit aufgehellter Schatten beglückt nacherlebt und in dieser Kunst eine höchste Steigerung alles Materiellen verehrt. Dagegen wird derjenige Deutsche, welcher hier eine Betreuung des Gemüts wie von Dürers Madonnen erwartet, enttäuscht sein. Gänzlich verkehrt aber ist es, bei Correggio von „süßlichen Gedanken“ und „gespreizten Gesichtern“ zu reden. Das Einfache steigernd und die Zartheit betonend, hat Correggio eine Holdseligkeit der feinsten Sinne dargeboten, die einen Rausch erzeugen kann, da alles um ihn her plump erscheint. Ich halte Correggio neben Leonardo für den sensibelsten italienischen Maler, dessen Figuren in den letzten Fingerspitzen beben, wo die Augen in seligem Feuer glühen und das Fleisch im zarten Lichte des Tages lilienzart leuchtet. Mit so feinen Gaben konnte er es wagen, das Äußerste ohne jede Frechheit zu malen und den Liebesgenuß als die höchste Krone kosmischer Gesetze darzustellen. Nietzsches schönes Wort: „Unschuld des Südens, nimm mich auf“ mag man sich vor der Danae im Palazzo Borghese in Rom wiederholen oder vor der Jo in Wien. Der andere Band, den der Referent herausgegeben hat, führt Donatellos Lebenswerk in 277 Blättern vor. Dieser Plastiker ist neben Jacopo della Quercia der größte Vorläufer Michelangelos und die kraftvollste Natur unter den florentiner Quattrocentisten. Im Kampf mit der gotischen Formensprache, in der er aufwuchs, entwickelt er sich zu einem immer leidenschaftlicheren Bildner des Individuellen und Charakteristischen, dem er bisweilen die Rücksicht auf die Schönheit und die Linienführung opfert. Ein 80jähriges Leben gestattet ihm die vollste Entfaltung seiner Kräfte, die er hauptsächlich in den Dienst seiner florentiner Heimat gestellt hat; außer Florenz sind Padua und Siena die wichtigsten Plätze. Das Studium Donatellos hat, abgesehen von der Freude, sich in die Gedanken eines sehr eigenwilligen Plastikers zu vertiefen, den besonderen Vorzug, die Eigenart des italienischen Gedankenlebens im Gegensatz zu den Empfindungen der Nordmenschen zu studieren. Wer seinen Donatello kennt, besitzt damit ein gut Teil der Renaissancekultur überhaupt und wird sich in Florenz leichter zurechtfinden, als wenn sich ihm all das Neue und Unerwartete fremdartig gegenüberstellt.

Perugia hat eben jetzt eine Ausstellung altumbrischer Kunst geboten, wo die Malerschule dieser umbrischen Gegend, ihre Majolikakunst in Deruta, ihre Miniaturen und die auch hier nicht unbedeutende Plastik studiert werden kann. Doppelt willkommen ist deshalb die Monographie über den Hauptmeister der

Schule, Perugino, die Fritz Knapp in der Knackfuß-Serie herausgegeben hat. Was Perugino nicht kann, wissen wir alle und jeder macht wohl eine Zeit der Enttäuschung und des Verdrusses durch, zumal in Perugia selbst, wo viel Mittelgut mehr die Manier als die Kunst dieses Malers offenbart. Aber wir sind diesem sentimentalen Maler mit den Taubenaugen und den geneigten Köpfen zu großem Dank verpflichtet: er hat nämlich, als er nach Florenz kam, durch sein Beispiel die Florentiner zu größerer Ruhe und Stimmungskraft verpflichtet. Man war am Arno mit der Zeit so glücklich geworden darüber, daß man alles malen konnte, daß man skrupellos auf den Bildern eine Fülle von Nebensachen, Mustern, Dekorationen anbrachte, ohne zu bedenken, daß ein derartiger Bazarstil die Würde des ganzen Bildes bedrohen könne. Da kam Perugino mit der Behauptung, „weniger sei mehr". Und nach seinem Vorbild wurden nun in Florenz wieder ruhige und stimmungsvollere Sachen gemalt; auch gewann die Farbe an Leuchtkraft und die Hintergründe bekamen jenen feinen duftigen Zauber, der die umbrischen Landschaften erfüllt. Hoffentlich hilft die Ausstellung nun dazu, die Vorläufer Peruginos genauer kennen zu lernen. Piero della Francesca gehört freilich nach Nord-Umbrien, nicht in die peruginer Provinz. Unter dem Namen Fiorenzo di Lorenzo scheinen sich zwei, wenn nicht drei verschiedene Künstler zu verstecken.

G. von Graevenitz, der früher ein sehr interessantes Buch über die Deutschen in Rom geschrieben hat, stellt diesmal seine Vertrautheit mit Waffen und Heraldik in den Dienst der Biographie zweier italienischer Condottieri, die durch ihre Reiterdenkmäler auch heute noch berühmt sind: Gattamelata und Colleoni, die Donatellos und Verrocchios Kunst verherrlicht hat (Leipzig, E. A. Seemann). Es kann nichts schaden, wenn man nicht nur über die Denkmäler, sondern auch die Helden, die auf diesen Bronzerossen sitzen, genau Bescheid weiß, zumal das Reiterleben dieser beiden Generale einen sehr farbigen Ausschnitt aus dem Heeresleben und den politischen Schicksalen Paduas, Venedigs und Bergamos gibt. Dankbar lernt derjenige, der sich in einem Arsenal schwer zurecht findet, von dem Verfasser die technischen Bezeichnungen aller Rüstungen und Waffen; erst wenn man jedes Detail genau bezeichnen muß, kommt man dazu, sich das Einzelne so genau anzusehen. Der Gattamelata ist meines Erachtens die größere Leistung. Nicht nur als plastische Gestaltung; auch die Idee der Aufstellung ist tiefer erfaßt. Colleonis Unsterblichkeit leuchtet auf hohem Sockel, wo er über alle Menschen herausgehoben, über Plätze und Wasserstraßen jubelnd gebietet. Der Gattamelata bleibt der Erde näher. Aus dem Grabe im Santo erhob sich der Held, bestieg am Portal der Kirche das Leibpferd und reitet nun wie einst wieder nach Padua herein, um die Bürger zu neuem Kampf aufzurufen. Heutzutage läßt man die bronzenen Reiter in die Schlösser oder Museen, vor denen sie stehen, hereinreiten; der Gattamelata steht seitlich neben dem Dom, wo seine

Grabkapelle ist und lenkt das Pferd in die Straße, welche nach dem Zentrum der Straße führt.

Ein überaus gehaltvolles Buch hat uns Rudolf Wustmann in seinen „musikalischen Bildern“ beschert (E. A. Seemann, Leipzig). Der mit der bildenden Kunst höchst vertraute Germanist, dessen feinsinniges Dürer-Buch hier früher schon besprochen wurde, macht einen Gang durch die musikalischen Bilder aller Zeiten seit dem Beginn der christlichen Kunst; da er nun zugleich auch Musikhistoriker ist, reizte es ihn, zu solchen musizierenden Bildern Noten und die gleichzeitige Musik zu setzen, ohne daß er diese Töne allzu wörtlich genommen wissen will. Da diese Assoziationen mit feinem Geschmack und nicht plump angeboten sind, gewinnen manche Bilder wie die Engel am Genter Altar oder die Melozzos, das Konzert Giorgiones u. a. wirklich die Klänge wieder, die dem Maler bei der Entstehung der Bilder vorgeschwebt haben mögen. Aber noch wertvoller sind die prächtigen Hinweise im Text, an was wir bei diesen tönenden Bildern zu denken haben, welche Instrumente gemeint sind, welche Anspielungen sich ergeben. Manche Bilder erfahren eine ganz neue Deutung, so z. B. Signorellis Pan-Bild in Berlin, wo neben Pan Narcissus, Bacchus und Echo stehen und liegen sollen; ferner der „Eiertanz“ von P. Aertzen in Amsterdam. Ganz besonders lebendig sind Wustmanns Ausführungen über die Bilder des 17. und 18. Jahrhunderts. Wie viele altitalienische Kirchenbilder führen das Thema der Himmelfahrt Marias oder ihrer Krönung im vollen Klang aller Instrumente, englischer Lobhymnen und seliger Reigen vor! Um diese brausenden Akkorde zu vernehmen, brauchen wir nicht nur den Text der alten lateinischen Gesänge, sondern auch den vollen Klang der südlichen Stimmen, deren sonore Tiefe sich an hohen Kirchenwänden bricht. Die umfassende Bildung Wustmanns, der in der Literatur, Musik und Malerei Bescheid weiß, setzt ihn in den Stand, zum stummen Bild Wort und Klang zu fügen. Als ich vor fünf Jahren bei einer Besprechung des Konzerts von Giorgione schrieb: wer wagt es, diesen Akkord zu komponieren?, wurde gespottet. Heute hat Wustmann nicht nur dies eine, sondern viele Musikbilder vorgenommen und ihre Noten daneben geschrieben. Nur eins ist schade: Wustmann schreibt manchmal zu knapp; man hat das Gefühl, als ob der Schelm noch vielerlei in petto hätte. Immerhin besser als das Gegenteil!

Eine Geschichte des Kunstgewerbes haben wir uns längst gewünscht. Nicht nur, weil es keine gab, sondern weil wir heute keinen Unterschied mehr zwischen hoher Kunst und Kunstgewerbe machen, wo es gilt, die lebendigen Äußerungen des künstlerischen Dranges einer ganzen Zeit zu erforschen. Wir besaßen bisher nur Falkes gediegene Geschichte des deutschen Kunstgewerbes. Nun bietet der Verlag von Martin Oldenburg eine von G. Lehnert redigierte: Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes an. Mitarbeiter sind W. Behnke, Mor. Dreger, O. v. Falke, Jos. Folnesics, Otto Kümmel, Er. Pernice, G. Swarzenski. Die erste, vor-

liegende Abteilung führt von der Prähistorie zu den Ägyptern, Babylonern, Assyrern, zu der ägäisch-mykenischen Kunst zu Griechenland und Rom und der altchristlichen Kunst. Erich Pernice hat die Antike beschrieben, streng sich an sein Thema haltend, mit ausführlicher Berücksichtigung aller technischen Fragen, alles kulturhistorische Beiwerk fortlassend. Vasen, Bronzen und Edelmetalle behandeln die ausführlichsten Kapitel. Gemmen, Mosaik, Glas, Terrakotten, Fresken und Dekorationen sind besonders behandelt. Ich lese mit großem Vergnügen diese sachlichen und schlichtgeschriebenen Darstellungen eines Mannes, der mit diesen Dingen engvertraut ist und auch das Detail interessant macht. Swarzenskis Darbietung der altchristlichen Kunst geht noch nicht über die erste Seiten hinaus.

Der unverdrossene Paul Schultze-Naumburg hat seinen „Kulturarbeiten" einen neuen, vierten Band eingereiht: Städtebau. Er enthält in populärer, aber oft unnötig weitschweifiger und erregter Darstellung das, was Camillo Sitte in seinem klassischen Buch „Der Städtebau" vor 20 Jahren bereits ausgesprochen hat, ohne daß diese Gedanken über den Kreis der Fachleute herausgedrungen sind. Wenn nur der Verfasser den Unfug der Gegenbeispiele aufgeben wollte! Denn da wird stets Inkommensurabeles gegenübergestellt. Wir leben in einer Zeit der Abbildungswut; Bücher entstehen, indem man die Photographie-Kataloge plündert und links und rechts einige Seufzer oder Ausrufungszeichen setzt. Ich appelliere an den Pädagogen in Schultze, wenn ich den Verfasser beschwöre, nicht dies bischen Text mit 288 Abbildungen zu belasten und zu übersättigen. Man kommt ja aus dem Augengeflacker gar nicht heraus! Solch eine Darstellung steht auf der Höhe jener Lichtbildervorträge, die 50 bis 100 Platten in 60 Minuten vorführen!

Unter dem Titel: „Klassische Illustratoren" gibt der Verlag R. Piper unter Redaktion von K. Bertels Monographien heraus, von denen die beiden ersten Bände Francisco Goya (Bertels) und Hogarth (Meier-Gräfe) behandeln. Der Titel ist insofern irreführend, als es sich bei beiden Büchern um eine Biographie des Künstlers, nicht um eine intimere Behandlung der Radierungen usw. handelt. Meier-Gräfe hat sich mit der „Rettung" Hogarths ein entschiedenes Verdienst errungen. Man erfährt, daß dieser Moraltrompeter doch vor allem ein Künstler war und daß die ethischen Themata seine Kunst nicht umgebracht haben. So geistvoll Lichtenbergs Text zu Hogarths Kupferstichen (Göttingen 1794) gewesen ist, so wenig versuchte er, der künstlerischen Leistung gerecht zu werden. „Der Wert steckt just in dem Unkommentierbaren" sagt Meier-Gräfe mit Recht. Witz und Satire sind eine Sache für sich, die mit der Kunst noch nichts zu tun hat. Leider schweift der Geistreichtum des Verfassers nur allzu gern vom eigentlichen Thema ab. Soll Hogarth z. B. mit Shakespeare verglichen werden, so genügen nicht ein paar Aperçus.

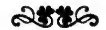
Wenn es die moderne Kunst gilt, so schallt es im Bücherwald natürlich wieder am lautesten. Der sonst der orientalischen Kunst mit großem Glück

nachforschende Grazer Kunsthistoriker Strzygowsky hat „ein Büchlein für jedermann", Die bildende Kunst der Gegenwart (Leipzig, Quelle und Meyer 1907) geschrieben, das aus Hochschulvorträgen hervorgegangen ist. Die Stärke des Buches beruht auf dem Temperament des Verfassers, der mit leidenschaftlichem Eifer den Verballhornisierungen der Gegenwart zu Leibe geht und an möglichst handgreiflichen Beispielen den Irrtum der heutigen Kunstpolitik nachzuweisen sucht. Leider ist im Anhang eine fast pamphletartige Debatte über die Kaiserliche Kunst und Liebermann wieder abgedruckt worden, deren Neudruck jedenfalls deplaziert ist. Das Kapitel: „Malerei für Feinschmecker" verführt den Verfasser zu sehr unerfreulichen Angriffen. Aus dem Namen Boecklin kann heute kein Programm mehr gemacht werden; das hat doch wohl Thodes Buch zur Genüge bewiesen. Wir sind stolz auf das Dreigestirn, Marees-Feuerbach-Boecklin; aber Ferdinand Laban hat das klassische Wort gesagt, daß diese Künstler den Knallaffekt der deutschen Malerei in eben dem Augenblick darstellen, als das innere Schwergewicht schon zu den neuen Lichtproblemen usw. herüberneigt. Wer in dieser geduldigen Arbeit der heutigen Maler, welcher die Zukunft gehört, nicht zwischen Durchgangsstadium und reifer Frucht zu scheiden weiß, der verkennt die Gesetze, nach denen aller Fortschritt sich Bahn bricht. Es ist Unrecht, von der „Großfirma Liebermann und Ko." zu sprechen; denn in dieser Schule wird gerade die zähe, unverdrossene Arbeit geleistet, die uns aus der Sackgasse Boecklin herausführt. Boecklin ist ein Thema für sich; seine Größe wird nicht bestritten, wenn man zugibt, daß es in seiner Richtung nicht weiter geht. Wenn nun Strzygowsky gar behauptet, Liebermann male mit dem Verstande, Menzel „zugleich aus warmem Gemüt heraus", so wird die Sache geradezu komisch. Schade, daß Menzel diese Gemütsversicherung nicht mehr anhören kann; er hätte grimmig dazu gelacht.

Von Hermann Muthesius haben wir im vorigen Jahre die gesammelten Aufsätze „Kultur und Kunst" angezeigt; ein neuer Band (ebenfalls im Verlag Diederichs-Jena) vereinigt unter dem Titel: „Kunstgewerbe und Architektur" verschiedene Aufsätze über diese beiden aktuellen Kapitel der modernen Kunstbewegung. Die Aufsätze sind schlicht, klug, eindringlich geschrieben, nüchtern für die, welche das Gute unterstrichen haben wollen, wohltuend für die anderen. Muthesius ist heute einer der wichtigsten Vorkämpfer um eine Gesundung unserer Lebens- und Wohnkultur geworden. Er kennt das Ausland und weiß, wie tief wir von diesem eingeschätzt werden. In seiner berühmten Antrittsvorlesung an der Berliner Handelshochschule fielen die Worte: „In künstlerischen Dingen traut uns das Ausland bis heute noch fast nichts zu. So schrecklich und unnational es für den Deutschen klingen mag, jeder Mensch, der eine ausreichende Kenntnis des Auslandes hat, weiß, daß wir heute weder in der Malerei noch in der Bildhauerei mitzählen. Unsere Maler, die wir in Deutschland für Heroen halten, sind im Ausland nicht einmal

dem Namen nach bekannt, während die französischen Impressionisten auf der ganzen Welt gesucht werden. In der Architektur gelten wir als die zurückgebliebenste aller Nationen, wie denn überhaupt nach dem Urteil des Auslandes der deutsche Geschmack auf der denkbar tiefsten Stufe steht. Der deutsche Ruf ist hier so tief gesunken, daß deutsch und geschmacklos fast identische Begriffe sind.“ Wir freuen uns dieser traurigen Worte; denn nur die ehrlichste Selbsterkenntnis kann den echten Umschwung anbahnen. Vergebens schilt man solche Tadel als Ausländerei; umsonst hüllt man sich in den Mantel der Unverstandenen. Aber eins gibt es, was die Welt seit der Ausstellung von St. Louis nicht mehr übersehen kann; das ist das neue deutsche Kunstgewerbe. Hier ist unsere Hoffnung lebendig, und für dieses Achtung im eigenen Land zu wecken, ist ein Hauptteil der Missionstätigkeit des vielgescholtenen trefflichen Mannes.

Auch Fritz Schumacher (Streifzüge eines Architekten; Jena, Diederichs) gehört zu den wichtigen Stimmen in dieser Debatte. Er hat den großen Vorzug, nicht nur Lehrer zu sein, sondern auch in der täglichen Praxis des Architekten zu stehen, die eine immer erneute Kontrolle der prinzipiellen Forderungen verlangt. Dabei schreibt er einen sehr frischen Stil und die humanistische Bildung gestattet ihm das Eindringen in Sondergebiete, wie z. B. in dem sehr fesselnden Aufsatz: „Goethe und die Architektur“. Der Aufsatz: „Die Engel in der Kunst“ verteidigt das alte kirchliche Symbol gegen Fr. Naumann, der beflügelte Menschen unorganisch findet und ihre Zwittergestalt aus dem modernen Andachtsraum entfernt wissen will. Wie dieser etwa zu gestalten sei, hat Schumacher in seinem Kirchenbau auf der vorjährigen Ausstellung in Dresden gezeigt. Der Referent ist da freilich prinzipiell anderer Ansicht. Schumachers Kirchenraum war durchaus ein Raum für das Ohr, wo ruhige Stimmung und geistige Sammlung begünstigt wurde, um den geistlichen Vortrag ohne Störung und Ablenkung aufzunehmen. Ich glaube aber, daß der evangelische Gottesdienst, will er nicht unter fortlaufendem Beifall leiden, vor allem den Kultus des Auges wieder betonen muß, ferner die Pflege der stillen Andacht, die nicht an die Deutungskraft eines Predigers gebunden ist. Bisher hat nur Wort und Musik das protestantische Ohr erbaut; es fehlt uns die ausdrucksreiche wortlose Zeremonie, bei der sich jeder denken kann, was er will; es fehlen uns die kleinen stillen Kapellen, wo man einmal eine halbe Stunde sitzen kann, ohne daß ein Küster uns aufschreckt. Auch gegen das feste Gestühl wäre anzugehen oder doch wenigstens der Raum zum Zuhören einer Predigt von dem Hauptraum des Gotteshauses zu trennen. Denn es kann beim besten Willen nicht jeder Pastor jeden Sonntag einen neuen Gedanken haben — soll die große Schar derer, die sich religiös erheben, aber keine Predigt anhören möchte, dauernd von dem Gotteshaus ausgeschlossen bleiben?



Bücherschau.

Die lettische Revolution II. Berlin, G. Reimer, 1907. 410 S. 6 Mk.

Der 2. Teil dieses von uns schon gewürdigten Werkes hat länger als geplant auf sich warten lassen; dafür ist er um so wertvoller geworden. Er schildert die nationalistische Bewegung unter den Letten und Esthen, die lettische Sozialdemokratie und die Revolution von 1905 bis zur Gegenwart. Im Anhang ist eine eingehende Revolutionsstatistik für den lettischen Teil der Ostseeprovinzen gegeben. So ist es tatsächlich möglich, nach Schiemanns Wort über das Buch „ein unparteiisches und wahrhaftiges Urteil (dem man ja nicht in allen Einzelheiten beizustimmen braucht) über eines der wichtigsten Kapitel der großen russischen Revolution zu gewinnen". Dazu kommt noch der in ihm erbrachte Beweis, daß die Revolution in den Ostseeprovinzen von der Sozialdemokratie vorbereitet und geleitet worden ist. So begrüßen und empfehlen wir das Buch als einen soliden, ausgezeichneten und wertvollen Beitrag zu der Literatur über die revolutionäre Bewegung Rußlands, der unseres doppelten Interesses sicher ist, weil er die Schicksale unserer Stammesgenossen darin uns dokumentarisch genau schildert. O. H.

England in deutscher Beleuchtung. Einzelabhandlungen, herausgegeben von Th. Lenschau. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 8 Mk.

Der stattliche Band enthält folgende bisher als Einzelhefte erschienenen Abhandlungen: „Die englische Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung" von M. v. Brandt; „Die englische Seeschiffahrt" von E. Schroedter; „Die britischen Inseln als Wirtschaftsgebiet" von Richard Reuse; „Das englische Landheer" von Oberleutnant Reuschler; „Die englische Seemacht" von Graf Reventlow; „Das englische Schul- und Erziehungswesen" von B. Röttgers; „Der englische Nationalcharakter" von Freiherrn Langwerth von Simmern; „Die englische Herrschaft in Indien" von Fregatten-Kapitän P. Walther; „Die englische Presse" von Th. Lorenz; „Größerbritannien" von Thomas Lenschau. Die Absicht des Unternehmens ist trefflich, der Wert der einzelnen Hefte naturgemäß ungleich. Am interessantesten und wertvollsten scheint mir das eingehende Heft über die Presse. Aber überhaupt kann die verdienstliche Sammlung, die wirklich das Verstehen Englands in Deutschland fördert, lebhaft empfohlen werden. O. H.



Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an den Herausgeber **Prof. Dr. Otto Hötzsch in Posen, Mühlenstr. 6**, alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten, insbesondere auch die Sendungen von Besprechungsexemplaren, an den **Verlag Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Posen.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Tafel literarischer Neuerscheinungen.

Besprechung der eingesandten Bücher wird vorbehalten. — Rücksendung derselben erfolgt nicht.

Achscharumow, Durch Rußlands Schneefelder in die Festung Cherson. Aus den Memoiren des Verf. Autor. übers. 138 S. Breslau, Schles. Verlagsanstalt v. S. Schottländer. Br. 2.—, geb. 3.—

Adler, Emma, Jane Welsh Carlyle. Mit 2 Porträts. 140 S. Wien, Akademischer Verlag.

Alvor, Peter, Das neue Shakespeare-Evangelium. 2. Aufl. Mit 5 Portraits und 6 Faksimiles. 182 S. Hannover, Adolf Sponholtz. Br. 2.—, geb. 3.—

Arrhenius, Svante, Das Werden der Welten. Aus dem Schwedischen von L. Bamberger. 208 S. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. Br. 4.20

Baars, Ernst, Brauchen wir ein neues Bekenntnis — Evangelische Gottesdienste — Erlösung vom Dogma. Drei Vorträge. 87 S. Heidelberg. Evangelischer Verlag. Br. 2.—

Baumgarten, Bruno, Dann und wann . . . Gedichte. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Br. 2.50

Bavinck, H., Christliche Weltanschauung. Übersetzt von H. Cuntz. 72 S. Heidelberg, Carl Winters Univ.-Buchhandlung. Br. 1.—

Beck, Carl, Feuchtfröhliches und Feuchtunfröhliches. 143 S. Berlin, Leonhard Simion Nachf. Br. 1.50

—, Der Schwedenkonrad. Eine Geschichte aus dem Neckartal. 473 S. Ebenda. Br. 5.—, geb. 6.50

—, Amerikanische Streiflichter. 246 S. Ebenda. Br. 4.—, geb. 5.—

Becker, Otto, Zur Frage der Volksvorstellungen. Eine Enquete (Die Volkskultur, Nr. 1). 63 S. Leipzig, Quelle & Meyer.

Becquer, Gustavo Adolfo, Legenden. Aus dem Spanischen übersetzt und eingeleitet von Otto Stauf von der March. Mit einem Portrait des Dichters. 335 S. Berlin, Dr. Franz Ledermann. Br. 6.—, geb. in Halbpergament 8.—

Beth, Karl, Die Moderne und die Prinzipien der Theologie. 347 S. Berlin, Trowitzsch & Sohn. Br. 5.50

Bibliothek wertvoller Memoiren. Herausgegeben von Ernst Schultze. 2. Band: Deutsches Bürgertum und deutscher Adel im 16. Jahrhundert. Lebenserinnerungen des Bürgermeisters B. Sastrow u. d. Ritters H. v. Schweinichen. 173 u. 151 S. 2 Teile à br. 3.—, geb. 4.—

3. Band: Aus der Dekabristenzeit. Erinnerungen hoher russischer Offiziere von der Militärrevolution des Jahres 1825. Hamburg, Gutenbergverlag Dr. Ernst Schultze. Br. 5.—, geb. 6.—

4. Band: Ferd. Cortez, Die Eroberung von Mexiko. Drei eigenhänd. Berichte an Kaiser Karl V. 643 S. Br. 6.—, geb. 7.—

Biedermann, E., Die technische Entwicklung der Eisenbahnen der Gegenwart. (Aus Natur und Geisteswelt.) 132 S. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. 1.25

Biese, Alfred, Deutsche Literaturgeschichte. Erster Band: 640 S. Mit Proben aus Handschriften und Drucken und zahlreichen Bildnissen. München, C. H. Becksche Verlagsbuchh. Oskar Beck. Geb. 5.50

Blau, P., Wenn ihr mich kennetet . . Vorträge für ernste Frager unter den Gebildeten, mit einer Vorrede von E. Dryander. Zweite neu bearb. Aufl. Berlin, Trowitzsch & Sohn. Br. 2.40, geb. 3,25

Bleibtreu, Carl, Preußen gegen Europa. Friedrich der Große 1757. 266 S. Berlin, Georg Stilke. Br. 3.50

Blume, W. v., Kaiser Wilhelm I. und Kriegsminister Roon. 295 S. Berlin, B. Behrs Verlag. Br. 5.—, geb. 6.—

Boeck, F. v. der, Boyen (Erzieher des Preußischen Heeres 7. Band). 112 S. Berlin, B. Behrs Verlag. Br. 2.—, geb. 3.—

Boeck, Kurt, In besseres Land. Zürich, Th. Schröter. Br. 1.—

Böckel, Otto, Psychologie der Volksdichtung. 432 S. Leipzig, B. G. Teubner. Br. 7.—, geb. 8.—

Bongard, Oskar, Wie wandere ich nach deutschen Kolonien aus? Ratgeber für Auswanderungslustige. 112 S. Berlin, Wilhelm Süßerott. Br. 0.60

Bonsels, Waldemar, Mare. Die Jugend eines Mädchens. Roman. 171 S. Berlin, F. Fontane & Co. Br. 3.—

Bonus, Arthur, Isländerbuch. Herausgegeben vom Kunstwart. 226 S. München, G. D. W. Callwey. Br. 4.—, geb. 5.—

Brachvogel, Carry, Katharina II. Leipzig, Friedrich Rothbarth. Br. 1.50

Bresler, Joh., Religionshygiene. 55 S. Halle, Carl Marhold. Br. 1.—

Brieger-Wasservogel, Lothar, Aus der Gedankenwelt großer Geister. I. Voltaire. II. Lessing. III. Emerson. IV. Hegel. Stuttgart, Robert Lutz. Br. à 2.50, geb. à 3.—

—, Die Liebe als Kunstwerk. Ein moderner Dialog im Sinne Platos. 34 S. Leipzig, Max Spohr. Br. 0.60

Brockdorff-Ahlefeldt, L., Vorzeit. Balladen. Mit Buchschmuck von Th. Herrmann. Bremen, Carl Schünemann.

Bücher der Weisheit und Schönheit: Gobineau. Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Fritz Friedrich. 196 S. — K. E. v. Baer. Auswahl aus seinen Schriften. Ausgewählt und eingeleitet von Remigius Stölzle. 280 S. — Johannes Trojan, Auswahl aus seinen Schriften. Herausg. von Erich Kloß. 127 S. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Geb. à 2.50

Büchler, Max, Johann Heinrich v. Thünen und seine nationalökonomischen Hauptlehren. 158 S. Bern, A. Francke. Br. 3.20

Budde, Geschichte der althebräischen Literatur. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Br. 7.50, geb. 8.50

Bürkner, Richard, Richard Wagner, sein Leben und seine Werke. 317 S. Jena, Hermann Costenoble. Br. 6.—, geb. 7.—, Halbfr. 8.—

Castle, Eduard, Lenau und die Familie Löwenthal. Briefe, Gespräche, Gedichte und Entwürfe. Mit 10 Bildnissen und 5 Schriftproben. 634 S. Leipzig, Max Hesses Verlag. Br. 9.—, geb. 10.50, in 2 Bdn. 12.—

Clery, Tagebuch über die Vorgänge im Turm des Temple während der Gefangenschaft Ludwig XVI. Übertragen von L. Koehler. 207 S. Leipzig, Schmidt & Günther. Br. 3.60, geb. 4.60

Daenell, E., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. (Aus Natur und Geisteswelt.) 170 S. Leipzig. B. G. Teubner. Geb. 1.25

Diederichsen, Annie, Für Menschen mit Kinderherzen. Plaudereien aus unserer Kinderstube. Mit Buchschm. v. Th. Herrmann. Bremen, Carl Schünemann. Geb. 2.—

Dill, Liesbeth, Das gelbe Haus. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Br. 3.50, geb. 4.50

Diers, Marie, Jüngling Tod. Roman. 282 S. Berlin, Otto Janke. Br. 3.—, geb. 4.—

Dohna, Burggraf und Graf Hannibal zu, Napoleon im Frühjahr 1807. 143 S. Leipzig, Georg Wigand. Br. 4.—, geb. 4.50

Dove, Karl, Die angelsächsischen Riesenreiche. Eine wirtschaftl.-geographische Untersuchung. Jena, Hermann Costenoble. Br. 2.50

Dubois, Prof., Die Einbildung als Krankheitsursache. 45 S. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Düffe, A., Das Zauberschwert der Wartburg. Eine Dichtung. Stettin, Arthur Schuster. Br. 1.50, geb. 2.—

Dungern, Otto Freiherr von, Reichssorgen und Welfenträume. München, R. Piper & Co. Br. 1.50

Dyroff, Adolf, Rosmini. (Bd. II aus „Kultur u. Katholizismus", Herausg. v. M. Spahn.) Mainz, Kirchheim & Co. Kart. 1.50

Eggert-Windegg, Walter, Geschichten und Bilder aus Frankreich. 181 S. Stuttgart, Strecker & Schröder. Br. 2.—, geb. 3.—

Ehrhard, Albert, Katholisches Christentum und moderne Kultur. (Kultur und Katholizismus Band VI). 92 S. 2. Auflage. Mainz, Kirchheim & Co. Kart. 1.50

Eisler, Rudolf, Geschichte der Wissenschaften. 440 S. Leipzig, J. J. Weber. Geb. 6.—

Elster, Ludwig, Wörterbuch der Volkswirtschaft. 8., 9., 10., 11. und 12. Lieferung. Jena, Gustav Fischer. à Lieferung br. 2.50

Erbe, A., Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Mit 59 Abbild. 103 S. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. 1.25

Fortoul, José Gil, Historia Constitucional de Venezuela. 570 S. Berlin, Carl Heymann. Br. 12.—

Freimann, Max, Die Entstehung u. Verhütung der Glatze. Leipzig, Karl Lentze. Br. 2.—, geb. 2.50

Fröhlich, Franz, Fichtes Reden an die deutsche Nation. Eine Untersuchung ihrer Entstehungsgeschichte. 111 S. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. Br. 1.80

Frommel, Otto H., Heute und die Ewigkeit. Tägliche Andachten. 889 S. Reutlingen, Enslin & Laiblin. Geb. 2.—, Geschenkband 3.—

Gaquoin, Karl, Die transzendentale Harmonie bei Ernst Marcus. 83 S. Wiesbaden, Heinrich Staadt.

Geffcken, Heinrich, Praktische Fragen des modernen Christentums. Fünf religionsgeschichtliche Vorträge. 126 S. Leipzig, Quelle & Meyer.

Geijerstam, Gustaf af, Gefährliche Mächte. Roman. 343 S. Berlin, S. Fischer. Br. 4.—, geb. 5.—

Gesellschaft, Die, Herausgegeben von Martin Buber. Bd. I: Das Proletariat. Von Werner Sombart. — Bd. II: Die Religion. Von Georg Simmel. — Bd. III: Die Politik. Von Alex. Ular. — Bd. IV: Der Streik. Von Eduard Bernstein. — Bd. VII: Der Arzt. Von E. Schweninger. — Bd. VIII: Der Handel. Von Richard Calwer. — Bd. IX: Die geistigen Epidemien. Von Willy Hellbach. — Bd. X: Der Architekt. Von Karl Scheffler. — Bd. XI: Die Sprache. Von Fritz Mauthner. — Bd. XII: Das Warenhaus. Von Paul Göhre. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt Rütten & Loening. Kart. à 1.50, geb. à 2.—

Gjellerup, Karl, Der Pilger Kamanita. Ein Legendenroman. In künstl. Buchausstattung von Emil Orlik. Frankfurt a. M., Lit. Anstalt Rütten & Loening. Br. 5.—, geb. 6.50

Gleichen-Rußwurm, Alexander von, Bildungsfragen. Berlin, Karl Curtius. Br. 1.—

Goebel, Julius, Goethes Faust, I. Teil. Edited with Introduction and commentary. New York, Henry Holt & Co.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden Groß-Oktav, herausgegeben von Eduard von der Hellen. 4., 26., 27. u. 40. Band. Gedichte. Vierter Teil. Italienische Reise. Erster und zweiter Teil. Schriften zur Naturwissenschaft. Zweiter Teil. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Geh. je 1.20

Grabowsky, Norbert, Die Rätsel von Grund und Zweck unseres Lebens und ihre Aufhellung. 65 S. Leipzig, Max Spohr. Br. 1.—

Grabowsky, Norbert, Die Mitwelt und die vom Verfasser begründete Geistesreformation. 49 S. Ebenda. Br. 0.75

—, Lebensfrohsinn. 49 S. Ebenda. Br. 0.75

—, Kants Grundirrtümer in seiner Kritik der reinen Vernunft. 115 S. Ebenda. Br. 2.—

Graul, Richard, Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa. Mit 49 Abbild. u. 1 Tafel. 88 S. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. 1.25

Greve, Felix Paul, Maurermeister Ihles Haus. Roman. 247 S. Berlin, Karl Schnabel. Br. 4.—, geb. 5.50

Groskopf, Walter, Sternbahnen. Ein Epos. 364 S. Dresden, E. Pierson. Br. 4.—

Gruber, Th., Wirtschaftliche Erdkunde. 137 S. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. 1.25

Grünberg, Paul, Das Übel in der Welt und Gott. 59 S. Groß-Lichterfelde, Edwin Runge. Br. 0.80

Grupp, Georg, Kulturgeschichte des Mittelalters. Zweite, vollständig neue Bearbeitung. Paderborn, Ferd. Schöningh. Br. 5.60

Haas, Japans Zukunftsreligion. Berlin, Karl Curtius. Br. 2.40

Halbach, Fritz, Romerike Berge. Gedichte. Elberfeld, Martini & Grüttefien. Br. 1.50, geb. 2.—

Hangi, Anton, Die Moslims in Bosnien und Herzegowina. Autor. Übers. v. Hermann Tausk. 267 S. Sarajevo, Daniel A. Kajon. Br. 4.—

Hartung, Ernst, Alles um Liebe. Goethes Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens. Biographisch verbunden und erläutert. Geschmückt von Käte Vesper-Waentig. 445 S. Düsseldorf, Wilhelm Langewiesche-Brandt.

Hatzfeld, Graf Paul, Briefe an seine Frau. Geschrieben vom Hauptquartier König Wilhelms 1870—71. Mit Vorwort der Gräfin Helene Hatzfeld. Aut. Ausg. m. Illustr. 323 S. Leipzig, Schmidt & Günther.

Hauptmann, Karl, Moses. Bühnendichtung in 5 Akten. München, G. D. W. Callwey. Br. 3.—

Havekost, A., Gewissensfriede. Ein Wort zur kirchlich-religiösen Not der Gegenwart. 169 S. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. Br. 2.—

Heil, B., Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter. Zweite, verbesserte Auflage. Mit Abbild. 164 S. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. 1.25

Hennig, C. R., Einführung in das Wesen der Musik. 122 S. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. 1.25

Hesse-Risch, Marie Luise, Hans von Degenberg. Histor. Roman aus dem XV. Jahrhundert. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchh. Br. 3.—, geb. 4.—

Holtzmann, Oskar, Christus. (Wissenschaft und Bildung Bd. 3). 168 S. Leipzig, Quelle & Meyer. Br. 1.—, geb. 1.25

Jaeger, Heinrich, Res severa. Ein Versuch zur Wiederaufrichtung eines deutschen Persönlichkeitsideals. Berlin, Hermann Walther. Br. 1.—

Jensen, Wilhelm, Vor der Elbmündung. Novelle. Zweite Auflage. 251 S. Dresden, Carl Reißner. Br. 4.—

Just, Karl, Charakterbildung u. Schulleben oder die Lehre von der Zucht. 85 S. Osterwieck, A. W. Zickfeldt. Br. 1.50

Kaeber, E., Die Idee des europäischen Gleichgewichts in der publizistischen Literatur vom 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. 153 S. Berlin, Alexander Duncker. Br. 4.—

Kaindl, Raimund Friedrich, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. Erster Band. Geschichte der Deutschen in Galizien bis 1772. Mit einer Karte. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft. Br. 8.—

Kalkschmidt, Eugen, Großstadtgedanken. München, G. D. W. Callwey. Br. 3.—, geb. 4.—

Karpath, Ludwig, Richard Wagner und die Putzmacherin. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte Richard Wagners. Berlin, Verlag Harmonie. Br. 1.—

Kaufmann, Max, Heinrich Heine's letzter Liebestraum. Fünf Akte. 56 S. Leipzig, Max Spohr. Br. 1.—

Kerr, A., Schauspielkunst (Aus: Die Literatur. Herausg. von Georg Brandes). Berlin, Marquardt & Co.

Kirchhoff, Alfred, Seemacht in der Ostsee. Kiel, Robert Cordes. Geb. 14.—

Klaiber, Theodor, Dichtende Frauen der Gegenwart. Mit 2 Porträts. 246 S. Stuttgart, Strecker & Schröder. Br. 3.60, geb. 4.60

Klaje, Hermann, Waldenfels und seine Grenadiere. Ein Beitrag zur Geschichte der Belagerung Kolbergs im Jahre 1807. Mit einer Karte. 161 S. Kolberg, Dietz & Maxerath. Br. 1.50

Klassiker der Kunst, Band X: Correggio. Des Meisters Gemälde in 196 Abbildungen. Herausgegeben von Georg Gronau. 175 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Geb. 7.—

Knauer, Georg, Aus meiner Welt. Spruchsammlung. Zweite Auflage. 96 S. Wiesbaden, Emil Behrend. Geb. 1.50

Koch, J., Trude. Eine Erzählung in Versen. Goslar, F. A. Lattmann.

Kohlenegg, Viktor v., Eifersucht. Roman. 348 S. Berlin, Fontane & Co.

Köthner, Paul, Aus der Chemie des Ungreifbaren. (Die Natur, Band 2.) 145 S. Osterwieck, A. W. Zickfeldt. Geb. 2.—

Kriegsgeschichtl. Einzelschriften. Herausg. vom Großen Generalstab. Heft 37/38. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Br. 5.—

Kuhlenbeck, Ludwig, Das Recht der Selbsthülfe. 21 S. Langensalza, Julius Beltz. Br. 1.25

Küster, Konr., Gesammelte Schriften. Band I: Lösung der sozialen Frage durch Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Berlin, J. Harwitz Nachf. Br. 1.50, geb. 2.—

Lamprecht, Karl, Deutsche Geschichte. 2. Abt.: Neueste Zeit. Zweiter Band. 516 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Br. 6.—

Lehtonen, U. L., Die polnischen Provinzen Rußlands unter Katharina II. in den Jahren 1772 bis 1782. Aus dem Finnischen übersetzt von Gustav Schmidt. 634 S. Berlin, Georg Reimer. Br. 12.—

Levy, Oskar, Aus dem Exil. Verse eines Entkommenen. 152 S. London, Probsthain & Co. Geb. 3.50

Liebermann-Mappe. Herausgeg. vom Kunstwart. Mit Text und 20 Einzelblättern auf Karton. München, G. D. W. Callwey. Preis 10.—

v. **Lignitz.** Deutschlands Interessen in Ostasien und die gelbe Gefahr. Mit einem Titelbilde und einer Kartenbeilage. 164 S. Berlin, Vossische Buchhandlung. Br. 4.50, geb. 6.—

Lippert, Julius, Bibelstunden eines modernen Laien. Neue Folge. (Neues Testament.) 180 S. Stuttgart, Ferd. Enke. Br. 2.—

Literaturen des Ostens. Band X. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Br. 7.50, geb. 8.50

Littmann, Die Heldentaten des Dom Christoph da Gama in Abessinien. 132 S. Berlin, Karl Curtius. Br. 3.20

Lobsien, Wilh., Nun singet und seid froh. Deutsche Volkslieder. Mit Buchschm. v. M. Freiin Knigge. 15 Bogen. Bremen, Carl Schünemann. Geb. 2.50

Lomer, Georg, Liebe und Psychose. 55 S. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Löns, Hermann, Mein braunes Buch. Heidebilder. Hannover, Adolf Sponholtz. Br. 2,50, geb. 3.50

Löwenthal-Klenle, Sophie, Mesalliiert. Erzählung aus dem Nachlaß. Herausgegeben und eingeleitet von Eduard Castle. Mit dem Bildnis der Verfasserin. Leipzig, Max Hesses Verlag. Br. 3.—, in Leinenband 4.—

Lux, Joseph Aug., Wenn du vom Kahlenberg . . . Das künstlerische Stadtbild Wiens, wie es war und wird. 168 S. Wien, Akademischer Verlag.

Malvery, Olive Chr., Vom Markte der Seelen. Entdeckungsfahrten einer sozialen Frau im Lande Armut. Aus dem Englischen von Martha Sommer. 240 S. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Br. 2.—

March, O. Stauf von der, Legenden des Gust. Ad. Becquer aus dem Spanischen ins Deutsche übertragen. 385 S. Berlin, Dr. Franz Ledermann. Br. 6.—

Martin, Rudolf, Berlin-Bagdad, Das deutsche Weltreich im Zeitalter der Luftschiffahrt 1910—1931. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Br. 2.50, geb. 3.—

Zur Megede, M., Johannes Richard zur Megede. Erinnerungsblätter aus seinem Leben. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. 1.—, geb. 2.—

Meinecke, Friedrich, Das Zeitalter der deutschen Erhebung (1795–1815) (Monographien zur Weltgeschichte, herausg. von Ed. Heyck.) Mit 78 Abbildungen und 10 Faks. Leipzig, Velhagen & Klasing. Kart. 4.—, geb. 5.—

Meisterbilder, Herausgegeben vom Kunstwart. Neue Reihe: J. F. Millet: Der Säemann. — Matthias Grünewald: Die Verherrlichung Mariae. — Dürer: Engelskopf. — Hans Holbein d. j.: Bildnis eines Unbekannten. — Rembrandt: Landschaft. München, G. D. W. Callwey.

Meringer, Rudolf, Das deutsche Haus und sein Hausrat. Mit 106 Abbild. 111 S. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. 1.25

Meyers Großes Konversationslexikon. 6. Auflage. 16. Band: Plaketten bis Rinteln. 952 S. 17. Band: Rio bis Schönebeck. 952 S. Leipzig, Bibl. Institut. Geb. à 10.—

Michael, Wolfgang, Cromwell. Mit 2 Abbildungen. 2 Bände. 281 und 244 S. (Band 50/51 der Biographiensammlung Geisteshelden). Berlin, E. Hofmann & Co. Br. 6.—, geb. 8.—

Misch, Robert, Kaltenbachs. Eine heitere Geschichte aus Berlin W. Berlin, Verlag Harmonie. Br. 3.—, geb. 4.—

—, —, Und der Ruhm ein eitler Wahn. Geschichte eines Premierenerfolges. 11. Tausend. Berlin, Ebenda. Br. 2.—, geb. 3.—

Möbius, J. P., Über Scheffels Krankheit. Mit einem Anhang: Kritische Bemerkungen über Pathographie. Halle a. S. Carl Marhold. Br. 1.—

Mörike, Eduard, Sämtliche Werke. Erster Band: Gedichte 277 S. München, G. D. W. Callwey.

Müller, Hugo, Die Gefahren der Einheitsschule für unsere nationale Erziehung. 142 S. Gießen, Alfred Töpelmann. Br. 2.40

Muthesius, Hermann, Kunstgewerbe und Architektur. 149 S. Jena, Eugen Diederichs. Br. 4.—, geb. 5.—

Nahmer, v. d., Vom Mittelmeer zum Pontus. Berlin, Allg. Verein für Deutsche Literatur.

Neeff, G. A., Vom Lande des Sternenbanners. Deutschamerikanische Dichtungen. Heidelberg, Carl Winter.

Neubert, Franz, Goethe-Bilderbuch für das deutsche Volk. 182 S. Leipzig, Schulze & Co. Geb. 8.—

Neubner, Alfred, Mißachtete Shakespeare-Dramen. Eine literarhistorisch-kritische Untersuchung. 127 S. Berlin, Otto Elsner. Br. 4.—, geb. 5.—

Neumann, Angelo, Erinnerungen an Richard Wagner. Mit 4 Kunstblättern und 2 Faksimiles. Zweite Aufl. 341 S. Leipzig, L. Staackmann. Br. 6.—, geb. 7.50

Norström, Vitalis, Das tausendjährige Reich. Eine Streitschrift gegen Ellen Key und den radikalen Utopismus. Deutsch von M. Langfeldt. 144 S. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchh. Th. Weicher. Br. 2.50, geb. 3.—

Oppel, Alwin, Wirtschaftsgeographie der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit 11 graphischen Darstellungen. Gebauer - Schwetschke, Halle a. S. Geb. 3.50

Ostwald, H., Maxim Gorki (Aus: Die Literatur. Herausg. v. Georg Brandes) Berlin, Bard, Marquard & Co.

Oetker, Karl, Die Neger-Seele und die Deutschen in Afrika. 46 S. München, J. F. Lehmanns Verlag. Br. 1.20

Oettingen, Wolfgang von, Die bunte Menge (Flugblätter für künstlerische Kultur). 38 S. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Parkinson, R., Dreißig Jahre in der Südsee. Land und Leute, Sitten und Gebräuche im Bismarckarchipel und auf den deutschen Salomoinseln. Herausg. von B. Ankermann. Mit 56 Tafeln, ca. 100 Textbild. 28. Lieferung. à 50 Pf. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Parlow, Hans, Dunkelrot-weiß-rosenrot. Roman aus dem Studentenleben. Graz, C. J. Oehninger. Br. 4.—

Petzoldt, J., Das Weltproblem vom positivistischen Standpunkte aus. (Aus Natur und Geisteswelt). 152 S. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. 1.25

Phar, Adalbert St., Angst. Die Behandlung und Heilung nervöser Angstzustände &c. 116 Seiten. Leipzig, Webels Verlag. Br. 3.—, geb. 4.—

Pollack, Walter, Über die philosophischen Grundlagen der wissenschaftlichen Forschung, als Beitrag zu einer Methodenpolitik. 154 S. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchh. Br. 2.50, geb. 3.50

Pott, A., Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtlichen Entwicklung. 108 S. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. 1.25

Prado, B. M. Graf de, Rußlands Todesweg. Zürich, Th. Schröters Verlag. Br. 2.50

Ranck, Chr., Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. (Aus Natur und Geisteswelt) 103 S. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. 1.25

Reckendorf, H., Mohammed und die Seinen. (Wissenschaft und Bildung.) Band 2. Leipzig, Quelle & Meyer. Br. 1.—, geb. 1.25

Reich, Fedor von, Mit Graf Waldersee in China. Tagebuchaufzeichnungen. Mit 3 Skizzen und 10 Anlagen. 451 S. Berlin, F. Fontane & Co. Br. 6.—, geb. 7.50

Reimer, J. L., Grundzüge deutscher Wiedergeburt, Leipzig, Thür. Verlagsanstalt. Br. 1.—

Reinert, Robert, Krieg. 156 S. Wien, Akademischer Verlag.

Reinke, J., Haeckels Monismus und seine Freunde. Ein freies Wort für freie Wissenschaft. 32 S. Leipzig, J. A. Barth. Br. 0.50

Risch, Adolf, Die Deutsche Bibel in ihrer geschichtlichen Entwicklung. (Bibl. Zeit- und Streitfragen) 88 S. Groß-Lichterfelde, Edwin Runge. Br. 1.20

Robert, Hermann, Rauschen und Klingen. Dichtungen. 112 S. Dresden, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers). Br. 2.—

Roeder, Hans, Briefe von der Erde. 284 S. Berlin, Hermann Walther. Br. 5.—, geb. 6.50

Rohrbach, P., Wie machen wir unsere Kolonien rentabel? Grundzüge eines Wirtschaftsprogramms für Deutschlands afrikanischen Kolonialbesitz. 279 S. Halle, Gebauer-Schwetschke. Br. 3.—, geb. 4.—

Rösener, Karl, Im Kampf um die Volksseele. 67 S. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Geb. 1.20

—, —, Moderne Propheten. Eduard von Hartmann — Leo Tolstoi — Friedrich Nietzsche. 231 S. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Geb. 3.—

Ruete, Edmund, Lebensmühen. Verse. Goslar, F. A. Lattmann.

Saudeck, Robert, Und über uns leuchtende Sterne . . . . Roman. 308 S. Berlin, Verlag Continent.

Schelling, Fr. v., Vorlesungen über die Methode des akadem. Studiums. Neu herausg. mit Einleitungen und Anmerkungen von Otto Braun. 169 S. Leipzig, Quelle & Meyer. Br. 2.60, geb. 3.20

Schemann, Ludwig, Die Gobineau-Sammlung der Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg. Mit drei Tafeln in Lichtdruck. 32 S. Straßburg K. J. Trübner. Br. 1.50

Schmidt, F. A., K. Möller und M. Radczwill. Schönheit und Gymnastik. Zur Ästhetik der Leibeserziehung. 224 S. Leipzig, B. G. Teubner. Br. 2.80

Schmidt, Max, Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika. Groß-Lichterfelde, Edwin Runge. Br. 2.—, geb. 3.—

Schmidt, Max Georg, Geschichte des Welthandels. 140 S. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. 1.25

Schnürer, Franz, Habsburger Anekdoten. 3. Auflage. 204 S. Stuttgart, Robert Lutz. Br. 2.—

Schoenichen, W., Aus der Wiege des Lebens. Die Natur, Band 1. 180 S. Osterwieck, A. W. Zickfeldt. Geb. 2.—

Schrader, Ernst, Zwischen Nacht und Morgen. Ein Bühnenfestspiel in 3 Teilen. Hannover, M. & H. Schaper.

Schubart, Wilhelm, Das Buch bei den Griechen und Römern. Eine Studie aus der Berliner Papyrussammlung. Mit 14 Abbildungen im Text. 159 S. Berlin, Georg Reimer. Br. 2.50, geb. 3.—

Schulz, Erich, Meine Wälder rauschen. Gedichte. Elberfeld, Wilhelm Bacmeister.

Schumacher, Fritz, Streifzüge eines Architekten. Gesammelte Aufsätze. 228 S. Jena, Eugen Diederichs. Br. 4.—, geb. 5.—

Schwindrazheim, Oskar, Kunst-Wanderbücher. 1. Bändchen: Unsere Vaterstadt (Hamburg). Eine Anleitung zu Kunststudien im Spazierengehen. Mit 24 Aufnahmen des Verfassers. 126 S. Hamburg, Gutenberg-Verlag. Br. 1.20

Seesselberg, Friedrich, Volk u. Kunst, Kulturgedanken. Berlin, Schuster & Bufleb. Pappband 4.50, Geschenkband 5.50, Leder 12.—

Sievers, Wilhelm, Allgemeine Länderkunde. Kleine Ausgabe. 17 Lieferungen à 1 M. mit 69 Textkarten, 88 Kartenbeilagen und 29 Tafeln. 1. Band, 1. Heft. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Simon, Theod., Entwicklung und Offenbarung. 129 S. Berlin, Trowitzsch & Sohn. Br. 2.40

Simrocks ausgewählte Werke in 12 Bänden. Mit Einleitungen und einer Biographie des Dichters herausgegeben von Gotthold Klee. Leipzig, Max Hesses Verlag. In vier Leinenbänden 8.—

Simson, Ewald, Lieder und Gedichte. Berlin, Karl Curtius. Br. 3.—

Sinclair, Upton, Der Industriebaron. Hannover, Adolf Sponholtz. Br. 2.—, geb. 3.—

—, —, In zehn Jahren (The Industrial Republic). Mit einem Porträt Sinclairs. Hannover, Ebenda.

Sohnrey, Heinrich, Aus der sozialen Tätigkeit der preußischen Kreisverwaltungen. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung. Br. 5.—, geb. 6.—

Spahn, Martin, Das deutsche Zentrum. 117 S. Mainz, Kirchheim & Co. Kart. 1.50

Spiro, F., Geschichte der Musik. (Aus Natur und Geisteswelt.) 172 S. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. 1.25

Steinmann, Anna von, Wer wirft den ersten Stein auf sie? Roman. 243 S. Berlin, Fontane & Co. Br. 3.—

Stier-Somlo, F., Politik (Wissenschaft und Bildung, Band 4). Leipzig, Quelle & Meyer. Br. 1.—, geb. 1.25

Stilgebauer, Edward, Der Börsenkönig. Roman. 411 S. Berlin, Rich. Bong. Br. 4.—, geb. 5.—

Stille Gedanken eines Deutschen. 175 S. Dresden, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers). Br. 2.—

Stoll, H. W. und Hans Lamer, Die Sagen des klassischen Altertums. Erster Band: 312 S. Mit 42 Abbild. Leipzig B. G. Teubner.

Stoeving, Paul, Von der Violine. Groß-Lichterfelde, Chr. Fr. Vieweg. Br. 4.80, geb. 5.60

Stratz, Rudolf, Der du von dem Himmel bist. Roman. 408 S. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Strobl, Karl Hans, Bedenksame Historien. Neue Novellen. 377 S. Berlin, F. Fontane & Co. Br. 4.—, geb. 5.—

Strzygowski, Jos., Die bildende Kunst der Gegenwart. Ein Büchlein für Jedermann. 279 S. Leipzig, Quelle & Meyer. Br. 4.—, geb. 4.80

Sulger-Gebing, Emil, Goethe und Dante. Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 121 S. Berlin, Alexander Duncker. Br. 3.—

Tettau, Freiherr v., 18 Monate mit Rußlands Heeren in der Mandschurei. 2. Aufl. 1. Band: Von Beginn des Krieges bis zum Rückzug nach Mukden. 400 S. Mit zahlreichen Abbildung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Br. 8.50, geb. 10.—

Thode, Henry, Goethe der Bildner. 39 S. Heidelberg, Carl Winters Univ.-Buchhandl. Br. 1.—

Tolstoi, Leo N., Shakespeare. Eine kritische Studie. Hannover, Adolf Sponholtz. Br. 2.—, geb. 3.—

Tolstoi, Leo N., Für alle Tage. Ein Lebensbuch. Zwei Teile. 572 S. u. 712 S. Dresden, Karl Reißner. Br. 2.—

Traub, G., Frohbotschaft. Zweite Aufl. 34 S. Eugen Salzer. Br. 0.50

Treitschke, Heinrich von, Ausgewählte Schriften. Erster Band: 337 S. Zweiter Band: 357 Seiten. Leipzig, S. Hirzel. Br. à 2.40, geb. à 3.—

Troeltsch, Ernst, Die Trennung von Staat und Kirche, der staatliche Religionsunterricht und die theologischen Fakultäten. 79 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Tweedie, Alex, Porfirio Diaz, der Schöpfer des heutigen Mexiko. Deutsche aut. Übertragung von B. Sawarra. Mit 16 Bildern. 309 Seiten. Berlin, B. Behrs Verlag. Br. 8.—, geb. 10.—

Vacano, Stefan, Heine und Sterne. Zur vergleichenden Literaturgeschichte. 81 S. Berlin, Fontane & Co. Br. 2.—

Vesper, Will, Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik gesammelt. Geschmückt von Käte Waentig. 480 S. Düsseldorf, Wilhelm Langewiesche-Brandt. Kart. 1.80

Vischer, Friedrich Theodor, Das Schöne und die Kunst. Zur Einführung in die Ästhetik. Vorträge. Mit Bildnis. 3. Aufl. 308 S. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. Br. 6.—

Walther, P., Land und See. Unser Klima und Wetter. Die Wandlungen unserer Meere und Küsten. Ebbe und Flut. Sturmfluten. Mit 7 Wetterkarten. 75 S. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag. Br. 2.40

Walter-Freyr, Robert, Aus alten Schlössern, die nicht stürzen wollen. Gedichte. 93 S. Hamburg, Druckerei-Gesellschaft Hartung & Co.

Weinel, Heinrich, Die urchristliche und die heutige Mission. Ein Vergleich. (Religionsgeschichtl. Volksbücher). 64 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Br. 0.50, kart. 0.75

Weisheit des Ostens. Bd. I: Die Lehren des Zoroaster. II: Das Erwachen der Seele. III: Japans Frauen und Frauenmoral. Rostock, C. J. E. Volckmann.

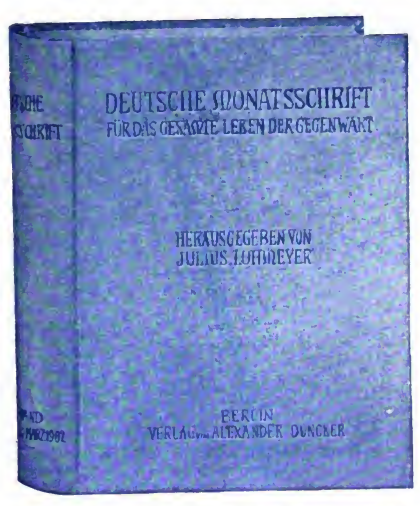
Werner, Adolf, Die Verfassungsfrage in Mecklenburg. 24 Seiten. Berlin, Walther Rothschild. Br. 1.—

Wernle, Paul, Paulus Gerhardt. (Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgeg. von Lic. F. M. Schiele in Tübingen.) Tübingen 1907, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Br. 0.50, kart. 0.75, geb. 1.50

Wiedenfeld, K., Hamburg als Welthafen. (Neue Zeit- und Streitfragen III, 8,9). Dresden, v. Zahn & Jaensch.

Zur dauernden Aufbewahrung der Hefte wird empfohlen:

Geschmackvolle Einbanddecke



für je 6 Hefte, einen Band, berechnet.

Band XII

(April 1907 bis Sept. 1907) wird mit dem vorliegenden Heft vollständig.

Ausgeführt in grüner Ganzleinwand mit echtem Golddruck.

Preis M. 1.25

(Porto 20 Pfg.).



Die einen bleibenden Wert darstellenden früheren

Bände der Deutschen Monatsschrift

(Inhaltsverzeichnis auf Verlangen)

stehen noch vollständig zur Verfügung.

Preis jedes Bandes in Heften M. 10.—, gebunden M. 12.50.

Gelegenheitsexemplare gut erhalten — soweit der Vorrat reicht, jeder Jahrgang **Mk. 12.**

